

N°. 156.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juli 1831.



> Hie sieht man, daß der Kunsten Schatz
> In schlechtem Leib oft hat sein Platz,
> Dem man's nit zu thut trauen;
> Darum man nit urtheilen muß
> Nach dem äußern Anschauen.
>
> Hans Sachs.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

Von O. L. B. Wolff.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung v. Nr. 139.)

Wir haben im ersten Artikel den interessanten altfranzösischen Roman seiner Oekonomie und seinem Ursprung nach betrachtet und wollen nun den Hauptinhalt der einzelnen Branchen oder Kapitel angeben, wobei wir zweierlei Absicht haben: einmal dem Leser einen Begriff von dem derben Witz und Humor des eigentlichen Mittelalters zu geben, soweit ein trockener Auszug oder vielmehr eine blose Inhaltsanzeige ihn zu geben vermag, und dann den Leser zu überzeugen, daß der weit spätere plattdeutsche Reineke zwar ein gerundeteres Ganze, ein eigentlicher satirischer Roman, aber der ganzen Fabel und größtentheils allen Episoden nach, in diesem französischen, von mehrern Verfassern herrührenden Werke enthalten ist.

Sollte diese Darstellung Theilnahme finden, so theilen wir wohl später eine oder die andere Branche, ganz oder im Auszug, in deutscher metrischer Bearbeitung mit.

Wie wir im ersten Artikel angeführt haben, ist die erste Branche gleichsam die allgemeine Einleitung in die Galerie von Renarts Schelmstücken und Schicksalen. Sie endet damit, daß der erste Streich desselben erzählt wird.

Renart stielt dem Wolf drei Schinken, nachdem er ihm vorher den Rath gegeben hat, dieselben vor den Leuten zu verbergen und zu sagen sie seyen ihm gestohlen worden. — Als der Wolf darauf über den Verlust klagt, neckt er ihn noch damit, daß er ihn lobt, wie vortrefflich er seine Rolle spiele. Diese Episode ist mit köstlicher Laune behandelt; wir theilten sie gern mit, wenn uns der Raum nicht zu beschränkt wäre und uns noch so Vieles übrig bliebe. — Das war, wie der Dichter meint, übrigens nur ein Jugendstreich des Meister Fuchs (ce fut des enfances de Renart); er hat später seinem Oheim und andern noch manchen Schabernack (maint anui) zugefügt.

Hier endet die erste Branche, deren Verfasser sich nirgends genannt hat. — Die zweite enthält ein hors d'oeuvre und besteht eigentlich abgerissen für sich, wenigstens schließt sie sich durchaus nicht an die erste an. Sie führt die Ueberschrift: Wie Renart den Kärnern die Fische auffraß (Si coume Renart manja le poisson aus charretiers); ähnlich der Episode im deutschen Reineke.

Die folgende Branche führt die Ueberschrift: Wie Renart den Isengrin zum Mönch machte (Si coume Renart fist Ysengrin moin). Renart brät sich Aale in seiner Burg Malpertuis; der Wolf, vom Geruch angelockt, kommt dazu und bittet sich etwas von der leckern Speise aus. Der Fuchs macht ihm weiß, es seyen Mönche bei ihm zum Besuch, denen die Fische zugehörten, und er könne Niemanden Quartier geben, der nicht Mönch oder Eremit sey. Aus Gefräßigkeit läßt sich nun Isengrin bereden, auch in den geistlichen Stand zu treten, und steckt, um die Tonsur zu empfangen, den Kopf durch eine Oeffnung in der Thür, worauf ihn Renart mit siedendem Wasser be-

gießt und wodurch er eine natürliche Glatze nebst vielen Schmerzen davon trägt. Er läßt sich jedoch von dem falschen Fuchs beschwatzen und zeigt sich willig, Novizendienste zu thun.

Die nächste Branche: Wie Renart den Isengrin Aal fischen ließ (Si coume Renart fist peschier a Ysengrin les anguiles), erzählt denn nun, von welcher Art jene Dienste waren. Renart macht seinen gefräßigen Oheim glauben, er müsse jezt als Novize Aal fischen und führt ihn demzufolge an einen Teich, wo er ihm einen Eimer an den Schwanz bindet und diesen in das Wasser läßt, durch ein in das Eis gehauenes Loch; es ist nämlich mitten im Winter. Der Eimer friert ein und der Wolf sieht sich demzufolge gefangen. Eine Jagdgesellschaft kommt dazu, und es droht dem Wolf große Gefahr; durch einen Fehlhieb aber, der seinen Schwanz trifft, entkommt er noch glücklich mit Zurücklassung dieser Zierde. Im deutschen Reineke wird des Wolfs Gattin, nicht er selbst, vom Fuchs auf diese Weise überlistet. — In der fünften Branche [1]) beschwazt der Fuchs Chanteclor den Hahn, ihm etwas vorzusingen; dieser traut ihm Anfangs nicht, läßt sich jedoch am Ende aus Eitelkeit dazu überreden und schließt während des Krähens die Augen. Renart benuzt das und schleppt den armen Hahn davon, wird aber von Bauern verfolgt. Der Hahn beredet jezt Renart, die Bauern zu verhöhnen, und da es, wie der Dichter meint, keinen noch so Klugen gibt, der nicht auch einmal dumme Streiche macht [2]), so läßt sich der listige Fuchs auch richtig dazu verleiten und reißt den Rachen weit auf zu diesem Zweck. Der Hahn ergreift den Augenblick und entwischt ihm. — Er unterläßt nun nicht, ihn zu verspotten; der Fuchs verwünscht den Mund, der sich, wenn er schweigen soll, einfallen läßt, Lärm zu machen [3]), und schleicht sich davon.

Die Lehre, daß auch der Klügste sich fangen lasse, wird in dem folgenden Abschnitte, welcher den Titel führt: dieß ist der Streit der Meise mit Renart [4]), noch mehr bestätigt, indem der Fuchs während des Verlaufes derselben mehr als ein Mal hinter das Licht geführt wird. Er kommt zuerst zur Meise, die er einladet, ihn zu küssen, denn es sey ein allgemeiner Friede unter den Thieren ausgeschrieben. Die Meise willigt ein, unter der Bedingung, daß er während des Kusses die Augen schliesse. Er thut es in der Absicht, sie dennoch zu fangen; sie hält ihm aber Moos vor den Rachen, in welches er beißt, und fliegt davon. Er sucht sie wiederholt zu neuen Umarmungen zu bereden, sie erhört ihn jedoch nicht, und er wird endlich durch herannahende Jäger vertrieben. Bald darauf stößt er zu Tybert dem Kater, mit dem er ein Schutz- und Trutzbündniß errichtet; sie finden unterweges eine Wurst, welche sie mit einander theilen wollen; Renart trägt dieselbe zuerst, aber ungeschickt, so daß der eine Zipfel auf der Erde nachschleift. Unter dem Vorwande, säuberlicher damit umzugehen, schwazt Tybert sie ihm ab, erklettert ein Kreuz, das am Wege steht, und verzehrt sie hier allein zu seines Schalksgenossen großem Leidwesen, der nichts davon zu kosten bekommt. Renart entfernt sich fluchend und schimpfend.

Eine Episode, welche den Helden des Romans durchaus nicht berührt, sich aber genau an das Vorhergehende anschließt, macht den Inhalt der fünften Branche von Tybert dem Kater und den zwei Priestern (C'est de Tybert le Chat et des deux Presters) aus. — Zwei Priester reiten vorbei und sehen den Kater auf dem Kreuze sitzen. Sein Fell sticht ihnen in die Augen und sie streiten sich lebhaft, wer von ihnen beiden ihn haben soll, noch ehe sie ihn gefangen. — Der Eine will ihn vom Pferde aus fangen, und streckt sich so lang wie möglich aus, um ihn zu greifen. Tybert zerkrazt ihm aber das Gesicht, worüber der Pfaff vor Schrecken vom Sattel fällt. Jezt springt der Kater auf das Roß und sprengt mit demselben nach des Priesters Wohnung zurück, wo ihn dessen Frau, die im Hofe Holz spaltet, für den Teufel ansieht. Er entwischt nun glücklich. — Die beiden Priester halten ihn ebenfalls für einen bösen Geist und fangen an zu beten und geistliche Lieder zu singen [1]); dann kehren sie nach Hause, wo sie betrübt ihr Abentheuer erzählen und es dem Feinde der Menschheit zuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) Si coume Renart prist Chanteclor le Coc.
[2]) N'est si sage qui ne foloit.
[3]) La bouche, fet-il, soit honie
Qui s'entremet de noise fere
A l'eure qu'el se devroit tere.
[4]) C'est le desputement de la Mesange avec Renart.

[1]) Lors conmence une Kyriele
Sa credo et sa miserele,
Pater noster et sa letanie
Et sire Turgis (der andere Priester) li aie.

Chili.

Aus Duperreys Reise um die Welt.

Wir haben in Nro. 82 und 83, 1831 dieser Blätter die französische Corvette La Coquille auf ihrer Reise um die Welt nach den Maluinen oder Falklandsinseln begleitet, und geben nun im Folgenden aus den Tagebüchern der Expedition Einiges über die Westküste von Südamerika.

Die Korvette lief aus der Bai von Soledad am 18ten December 1822 und steuerte südlich, um Cap Horn zu umsegeln; sie lief am Staatenlande vorbei und umschiffte am 1. Januar 1823 das durch Stürme so verrufene Vorgebirge. Zu dieser Jahreszeit sind die Nächte hier kaum vier Stunden lang. Nicht weit vom Cap

Horn liegt die Inselgruppe von Neushetland; diese Inseln, die zum Theil sehr hohe Berge tragen, bestehen aus dürren, fast das ganze Jahr mit Eis bedeckten Felsen; von Grün ist weit und breit keine Spur, und sogar im hohen Sommer findet man nur einige armselige Gräser und Flechten auf dem kahlen Fels. Die einzigen Bewohner dieser schauerlichen Gegenden sind unzählige Schaaren von Pinguins und mehrere Seehundarten, vorzüglich der Meerelephant und die Pelzrobbe.

Mit günstigem Winde, umschwärmt von Cachelots, die wegen ihres Thrans, wegen des Wallraths, vorzüglich aber wegen der Ambra, die sie liefern, sehr gesucht sind, fuhr die Coquille rasch an der Küste von Araucanien und Chili hin und warf endlich am 20ten Januar Anker in der weiten Bai von Conception, just als O'Higgins, der Präsident der Republik Chili, gezwungen seine Entlassung nahm. Wenige Tage nachher legte sich die Korvette Independencia auf der Rhede vor Anker; es befanden sich darauf dreihundert fünfzig Mann unter dem Befehl des Obristen Beauchef, der früher Sousadjudant in der kaiserlichen Garde gewesen war. Kaum war sein Regiment, das fast lauter französische, englische und schwedische Offiziere hatte, ausgeschifft, so manövrirte es; die Reisenden konnten sich über die schöne Haltung und die Fertigkeit der Truppen nicht genug wundern. Es ist das tapferste Regiment in der chilischen Armee und General Freire hält sehr viel darauf. Es ist gekleidet wie die Grenadiere der alten französischen Garde; die einzige Manufaktur im Lande, die ein Schweizer angelegt hat, liefert das blaue Tuch dazu; die Soldaten tragen indessen keine Schuhe, sondern gehen barfuß. Die Löhnung eines Fußgängers ist acht Piaster monatlich (etwa zwanzig Gulden), die eines Kapitäns 250 Piaster; aber seit mehreren Jahren hat kein Mann im Regiment einen Groschen bekommen, und es ist kein Soldat da, der nicht wenigstens 300 Piaster gut hat. Bei jeder Kompagnie befinden sich Freiwillige, welche gespeist und gekleidet werden, sonst aber nichts erhalten und rein vom Raube leben. Ein Laster vermochte Beauchef, trotz seiner Strenge, nicht auszurotten, nämlich das Stehlen; es gibt kein größeres Raubgesindel als die chilischen Soldaten; was ihnen in die Hände fällt, ist gute Prise, und sie achten sogar das Eigenthum ihrer Offiziere nicht. Abgesehen davon, sind sie sehr lenksam, lernen sehr rasch den Dienst und haben viel Muth; ihre Mäßigkeit übersteigt alle Begriffe; sehr oft, während des furchtbarsten Bürgerkriegs, erhielt der Mann auf zwei bis drei Tage nichts als eine kleine Ration trockenes Korn.

Gegen die Europäer äußern die Chilier die tiefste Verachtung; wirklich ehrenhaft und tapfer ist in ihren Augen Niemand als sie selbst und die Araucanos, ihre Stammväter. Sie sind, wie ein großer Theil der Bewohner von Südamerika, mit denen sie überhaupt den merkwürdigen ritterlichen Charakter, der diese wilden und halbwilden Stämme auszeichnet, gemein haben, vortreffliche Reiter; von Jugend auf lernen sie ein Pferd bändigen und es im vollen Lauf mit der Schlinge oder dem Lasso fangen; sie werfen diese Schlinge und einen oben mit metallenen Kugeln versehenen Strick von gedrehtem Leder mehrere Klafter weit, und halten so ein Pferd auf und werfen einen Reiter aus dem Sattel. Diese Fechtart haben sie von dem eingebornen, tapfern Stamm der Araucanos geerbt.

Von Talcahuano, wo die Korvette vor Anker lag, bis Conception, der Hauptstadt von Chili, sind es etwa 1½ geogr. Meilen, und die Straße führt meist über Flugsand. Hie und da sieht man einen großen grünen Fleck, aus einer besondern Art von Erdbeeren gebildet, und dazwischen sehr hohe Myrthen, an denen sich eine Pflanze mit feuerrothen Blumen aus der Familie der Spargeln, Lapagerie genannt, hinaufschlingt. Ein Paar hundert Schritte, ehe man nach Conception kommt, biegt man um einen großen, kreisrunden, mit hohen Hügeln eingefaßten Sumpf; eine enge Schlucht führt endlich zu einer unermeßlichen Ebene, in der die Stadt, am Fuße einer Kette von Granitbergen, auf dem rechten Ufer des Biobio liegt. Conception ist eigentlich blos ein großer Flecken; es hat weder Barrièren, noch Thore, noch Verschanzungen. Die Bevölkerung steht mit der großen Ausdehnung des Orts durchaus in keinem Verhältniß und beträgt kaum zehntausend Seelen. Die meist verödeten Straßen und die halbverbrannten Häuser erinnern nur zu lebhaft an die Gräuel des Bürgerkriegs. Die Häuser sind aus Furcht vor den hier so häufigen Erdbeben nie höher als ein Stockwerk und aus Backsteinen oder Fachwerk mit Lehmwänden gebaut. Die öffentlichen Gebäude sind höchst geschmacklos; nur die Kirchen, deren sehr viele sind und die jezt meist zu Kasernen dienen, sehen besser aus. In der Mitte befindet sich ein großer, viereckiger Platz, an dem das Regierungsgebäude, die Hauptkirche und der Bazar liegen. Der Schmutz und Gestank in lezterem gehen über alle Begriffe. Am westlichen Ende der Stadt steht ein hoher Galgen, auf dem ein Menschenkopf in einem eisernen Ring hängt; es ist der Kopf des Bonavides, der lange für das Land ein Gegenstand des Schreckens gewesen war.

Die Ueberreste der Araucanos, der Ureinwohner des Landes, wohnen im Süden von Chili zwischen den Anden und dem Meer; sie theilen sich in nomadische und in ansäßige Stämme; leztere leben unter Kaziken in Dörfern und bilden eine Art von Föderativstaat, an dessen Spitze der mächtigste Häuptling steht. Sie sind sehr kräftig, von mittlerer Größe, aber schlecht gewachsen; ihr Gesicht ist kupferfarbig, breitgedrückt, ihr Blick wild

und finster; die Lippen sind dick, das Kinn rund, das Haar lang, dicht und schwarz. Ihr vornehmstes Geschäft ist, sich untereinander oder die benachbarten Völker zu bekriegen. Der Araucano gibt sich niemals mit irgend einer Handarbeit ab; er würde dadurch den Rechten seines Geschlechts und der Kriegerehre etwas vergeben. Seine Pferde zieht er, gleich den Bewohnern der benachbarten Pampas, mit denen überhaupt die Araucanos viele Aehnlichkeit haben, nicht selbst auf; die freien Pferde haben sich bekanntlich in den weiten Ebenen von Südamerika unglaublich vermehrt und schwärmen in unzähligen Rudeln umher; die Eingebornen fangen sie mit dem Lasso und bändigen sie, sie mögen noch so wild seyn. Sie sind so gewandt in der Führung des Pferdes, daß sie die steilsten Abhänge im Gallop hinauf und hinabreiten. Sie bereiten aus den Früchten verschiedener Sträucher ein gegorenes Getränke, Cici; lieber noch aber trinken sie Wein, besonders Branntwein, den sie sich durch Tauschhandel aus Conception verschaffen; dem Trunke überlassen sie sich ohne Maaß und Ziel, und ihre Streitigkeiten, in welche sie im Rausche gerathen, nehmen häufig ein sehr blutiges Ende. Die Weiber sind in ihren Augen nicht viel mehr als Lastthiere; die ganze Sorge für das Hauswesen liegt auf ihnen, sie errichten die Hütten, bauen das Feld und folgen den Männern auf ihren Kriegszügen, um die Pferde zu besorgen und die Beute zu bewachen. Die Hauptnahrung dieser Völker besteht in geröstetem und zerstoßenem Mais und in Fleisch, das in dünnen, langen Streifen an der Sonne getrocknet wird. Ihre gewöhnliche Waffe ist eine wenigstens zehn Fuß lange Lanze mit vier Zoll breitem, zwei Fuß langem Eisen; sie führen diese plumpe Waffe mit der erstaunlichsten Gewandtheit; Flinten, überhaupt Schießgewehr, haben sie nicht gerne, so leicht sie es sich auch verschaffen könnten. Ferner ist in ihren Händen der Lasso eine furchtbare Waffe. Sie sind große Liebhaber des Tanzes; die Schritte sind Anfangs langsam, abgemessen, werden aber immer rascher und am Ende zu unordentlichen Sprüngen; der Tanz wird gewöhnlich mit Gesang begleitet; dieser ist traurig, eintönig und besteht aus lauter Kehllauten. Der unanständigste Tanz, den eine männliche und eine weibliche Person allein tanzen, ist der allerbeliebteste. Die jungen chilischen Damen haben ihn in den Salons von Conception eingeführt, und er wird jezt dort weit häufiger getanzt als der nationale Fandango.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

Eine kleine Komödie.

In Vogelsdorf, eine Station von Berlin, pochte man neulich um Mitternacht heftig den Wirth heraus. Ein Polizeikommissär mit Gensdarmen bringt ein. Seine Blicke fliegen im mitternächtlichen Zimmer umher, aber es sind keine Gäste, nur bleiche Kellnergesichter da. Er zieht den Wirth beiseit und fragt ihn mit bedenklicher Stimme: „Wann pflegt die preußische Schnellpost hier anzukommen?“ — „In einer halben Stunde.“ — „Sind Sie dessen gewiß?“ — „So gewiß, als ich hier vor Ihnen stehe.“ — „Sie stehen nicht, Sie zittern.“ — „Ueber den unerwarteten, nächtlichen — Besuch.“ — „Sie schweigen bei Ihrem Leben von Allem, wovon zwischen uns die Rede war.“ — „Ich werde nicht viel zu verschweigen haben, Herr Kommissarius.“ — „Auch keiner Ihrer Domestiken darf davon erfahren.“ — „Daß die Danziger Post ankommt, das weiß ja ein jeder auf's Haar. Sie stehen schon auf dem Sprunge.“ — „Stille!“ — „Da bläst bereits der Postillon.“ — „Es darf uns Keiner entkommen.“ — „Mein Gott, wer sind Sie? Sie tragen doch die hochverehrte Uniform, und dies war bis dato eine sichere Straße.“ — „Sind die Mauern Ihres Hauses fest? Kann man die untern Fenster verrammeln?“ — „Was soll aus meinem ehrlichen Hause werden?“ — „Bis auf weitere Ordre ein Gefängniß.“ — „Wenn nur das Leben der armen Passagiere sicher ist; denn ich lebe einmal von den Passagieren.“ — „Den Schuldlosen wird kein Haar gekrümmt.“ — „Um Gotteswillen, reißen Sie mich aus meiner Verlegenheit, Herr Kommissär. Kommt eine Räuberbande mit der Diligence? Sind es vielleicht polnische Rebellen?“ — „Dort hält der Wagen. Was pflegen die Passagiere hier zu thun? Verstehen Sie, ich muß Alles wissen.“ — „Sie fordern Kaffee; sie kriegen ihn, sie trinken ihn, sie bezahlen ihn, sie steigen wieder ein.“ — „Das sollen sie diesmal bleiben lassen.“ Die Diligence hält. Einige Passagiere, schlaftrunken, gähnend, sich reckend, treten ein. Sie fordern Kaffee; man weicht zurück. „Polizei! Was soll das seyn? Auf wen warten Sie, meine Herrn?“ — „Auf Sie.“ — „Werthester Herr Kommissarius, sind Sie es? Willkommen!“ — „Zurück!“ — „Was soll das heißen? wir sind ja alte Bekannte. Keinen Handschlag?“ — „Das geht nicht mehr.“ — „Kennen Sie mich nicht mehr? Ich bin ja der Schauspieler Krüger.“ — „Ich kenne Sie nur zu gut.“ — „Meine Frau sizt auch im Wagen.“ „Desto schlimmer für sie.“ — „Was ist das, was bedeutet das? Gensdarmen spannen die Pferde aus! Sie müssen ja aus den Zeitungen wissen, ich komme von Danzig. Sie werden gelesen haben, mit welchem Beifall ich —“ — „Hier hilft keine Kunst.“ — „Mein Gott, wofür sehen Sie mich an?“ — „Herr Krüger, ich darf es Ihnen nicht mehr verhehlen: Sie sind verdächtig als cholerisch.“ — „Ich cholerisch! Man weiß, daß ich in den heftigsten Affektrollen innerlich ruhig bleibe —“ — „Thut nichts, Herr Krüger.“ — „Daß ich kalt bin, wenn ich rase —“ — „Thut nichts, Herr Krüger. Der Jude wird doch verbrannt, müssen Sie ja aus dem Nathan wissen.“ — „Spielen Sie hier Komödie? Erinnern Sie sich, daß es schon Mitternacht ist.“ — „Die Komödie, Herr Krüger, könnte bis morgen früh und noch ein bischen länger dauern. Wie viel sind Ihrer in der Diligence?“ — „Ich glaube an zwanzig.“ — „Kommen Alle von Danzig?“ — „Das nicht; mehrere sind unterwegs dazugekommen.“ — „Aber doch mit Ihnen gefahren.“ — „Bin ich denn ansteckend?“ —

„Ich kann Sie nur beklagen,
Weil ich zu schwach zum Helfen bin.“

„Sie wollen doch nicht die Armen aufwecken? sie schlafen so süß nach einer beschwerlichen Fahrt. Wenn man Contrebande fürchtet, kann man uns ja plombiren und die Untersuchung bis auf den Berliner Packhof verschieben.“

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 157.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juli 1831.

> Möge Alles blühn und schallen,
> Zephyr, Blüth' und Nachtigallen
> Sind die Sprache meiner Lust.
>
> St. Schütze.

Gedichte von H. Heine.

I.

In dem Walde sprießt und grünt es
Fast jungfräulich lustbeklommen;
Doch die Sonne lacht herunter:
Junger Frühling, sey willkommen!

Nachtigall! auch dich schon hör' ich,
Wie du flötest selig trübe
Schluchzend langgezogne Töne,
Und dein Lied ist lauter Liebe.

II.

Der Schmetterling ist in die Rose verliebt,
Umflattert sie tausendmal,
Ihn selber aber, goldig zart,
Umflattert der liebende Sonnenstrahl.

Jedoch in wen ist die Rose verliebt?
Das wüßt' ich gar zu gern.
Ist es die singende Nachtigall,
Oder der schweigende Abendstern?

Ich weiß nicht in wen die Rose verliebt,
Ich aber lieb' Euch all'
Rose, Schmetterling, Sonnenstrahl,
Abendstern und Nachtigall.

III.

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See;
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder hinab zu den Well'n —
Da schaut sie zu ihren Füßen
Den armen blassen Gesell'n.

IV.

Mit deinen blauen Augen
Siehst du mich lieblich an,
Da wird mir so träumend zu Sinne,
Daß ich nicht sprechen kann.

An deine blauen Augen
Gedenk' ich allerwärts,
Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz.

V.

Sorge nicht, daß ich verrathe
Meine Liebe vor der Welt,
Wenn mein Mund ob deiner Schönheit,
Von Metaphern überquellt.

Unter einem Wald von Blumen
Liegt, in still verborgner Huth,
Jenes glühende Geheimniß,
Jene tiefgeheime Gluth.

Sprüh'n einmal verdächt'ge Funken
Aus den Rosen — sorge nie!
Diese Welt glaubt nicht an Flammen,
Und sie nimmt's für Poesie.

VI.

Ernst ist der Frühling, seine Träume
Sind traurig, jede Blume schaut
Von Schmerz bewegt, es bebt geheime
Wehmuth im Nachtigallenlaut.

O lächle nicht, geliebte Schöne,
So freundlich heiter, lächle nicht!
O weine lieber! Eine Thräne
Küß' ich so gern dir vom Gesicht.

(Der Beschluß folgt.)

C h i l i.

(Fortsetzung.)

Die Araucanos sprechen verschiedene Dialekte, das chili=Duga, (das eigentliche Chilisch) und das Araucanische. Das Andenken an merkwürdige Begebenheiten erhalten sie mittelst der Quipos, verschiedenfarbiger Schnüre, in die man nach einer bestimmten Ordnung Knoten knüpft. Sie haben eine Ueberlieferung von einer allgemeinen Fluth, in der das Menschengeschlecht umkam. Ihr Jahr besteht aus zwölf gleich großen Monaten und fünf Zusatztagen; die Tage werden, wie bei den Japanesen, in zwölf gleiche Theile, sechs helle und sechs finstere, eingetheilt. Ihre astronomische Kenntnisse sind nicht ganz unbedeutend und sie haben für jedes Sternbild einen Namen. Sie haben Aerzte und Wundärzte, die eine ziemliche Menge von Pflanzen kennen und anwenden. Die Frauen sind sehr geschickt im Verfertigen von Wollenzeugen für ihre Ponchos, die der Anführer sind sehr gut gewoben, die Zeichnungen darauf ganz geschmackvoll und die Farben sehr lebendig. Die Kleidung der Frauen ist sehr einfach; sie gehen immer in bloßem Kopf und mit bloßen Füßen, ein sehr weites Gewand verhüllt sie vom Busen bis zu den Knieen. Ihre Häuser sind aus Lehm gebaut, mit Blättern gedeckt und in verschiedene Gemächer abgetheilt, worin je eine Frau — denn die Araucanos sind Polygamen — für sich lebt.

Das Klima von Chili ist im Allgemeinen angenehm, mild; es gleicht sehr dem Klima des südlichen Frankreichs. Während des Aufenthalts der Reisenden in der Bai von Conception fiel das Thermometer im Schatten nie unter 15°, in der Sonne stand es meistens auf 33°. Die Morgen und Abende sind frisch und die Nächte empfindlich kalt; dieß rührt von den dicken Nebeln her, die häufig bei Tag aufsteigen und sich bei Einbruch der Nacht niederschlagen. Die Winter sollen ziemlich streng seyn; Schnee fällt indessen selten. Das Land ist im Uebrigen sehr gesund und von verheerenden Epidemien, wie in den Kolonien, weiß man hier nichts.

Die Einwohner von Conception und der meisten benachbarten Städte sind Abkömmlinge der eingebornen, von den Spaniern unterjochten Völker, oder Creolen mit gemischtem Blut: Allen gemein ist der glühendste Haß gegen den kastilianischen Namen, und es ist nichts Spanisches mehr an ihnen als der Fanatismus und die Faulheit. Der Frauen sind bedeutend mehr als der Männer, eine Folge der unaufhörlichen, verheerenden Kriege. Der Chilier ist beständig zu Pferd; selbst um einen noch so kleinen Weg zu machen, sezt er sich auf; das Geschirr besteht in einem grob geschnizten Holzsattel, zwei ungeheuren, verzierten Steigbügeln und einem ledernen Lasso; die Räder der Sporen sind so groß wie Thaler. Die Männer tragen gewöhnlich die Landestracht, den Poncho; in den höhern Klassen herrscht indessen europäischer Kleiderschnitt. Das gemeine Volk hat das uralte Landeskostüm beibehalten, einen ungeheuren spitzen Hut, einen groben blauen Poncho, Ermel von buntem Wollenzeug, und Schaffelle um die Beine gewickelt. Die Weiber stehen in äußerer Bildung und natürlichem Anstand weit über den Männern; aber von Unterricht irgend einer Art ist nicht die Rede. Sie sind im Durchschnitt sehr hübsch; ihre Farbe ist gesund und frisch; auf den ersten Anblick erscheinen sie zwar reizend, aber bescheiden; dem ist indessen nicht so, sie lassen ihren Leidenschaften völlig freien Lauf und durch das Klima und die landesübliche Trägheit sind sie durchaus tief gesunken. Maté trinken und schlafen sind die einzigen Beschäftigungen der jungen Chilierinnen. Die alten Frauen sind im Durchschnitt eckelhaft schmutzig, so lange sie aber noch hübsch sind, kleiden sie sich sehr graziös und wissen ihre natürlichen Vorzüge sehr gut herauszuheben. Die Chiaja ist ein Spiel, wobei die jungen Damen den jungen Herrn Blumen zuwerfen und wieder von leztern damit geworfen werden; sie lieben es sehr; über Alles aber geht ihnen der Tanz, denn der Ball ist der Schauplatz ihrer Triumphe. Die gemeinen Weiber von eingeborner Race sind kupferfarbig, haben schwarze Haare und ein plattgedrücktes Gesicht. Um das zwölfte Jahr sind sie am reizendsten, denn mit zwanzig sind sie schon verblüht und gelten für alte Weiber. In sittlicher Hinsicht stehen sie noch tiefer als die Vornehmern; ihre Kleidung ist äußerst

einfach, sie besteht in einem blauen wollenen Rock und einer schwarzen Mantilla, in welche sie den Kopf hüllen; sie gehen beständig barfuß.

(Der Beschluß folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Die nächstfolgende Branche handelt wieder von den Streichen, die Tybert und Renart einander spielen.

Nicht so gewandt ist der Wolf mit seiner Sippschaft; sie sind zwar sämmtlich gefräßig und habgierig, aber dumm und unbeholfen, und werden daher fast jedes Mal von ihrem schlauen Vetter überlistet und zu ihrem großen Schaden hinter das Licht geführt. — In der nächstfolgenden Branche geht es dem Primaut, dem Bruder des Isengrin, gar schlimm. — Renart hat nämlich eine Schachtel mit Oblaten gefunden, welche ein Priester unterweges verloren. Er gibt dem Primaut davon; diesem gelüstet nach mehr und sie schleichen sich in des Pfaffen Haus, wo sie Wein finden. Renart macht den Primaut betrunken, und veranlaßt ihn dann, nachdem er ihm eine Tonsur geschoren, Messe zu lesen. Primaut thut es und macht einen Teufelslärm dabei. Der Priester wacht darüber auf, die Bauern laufen zusammen und es geht dem armen Schelm schlecht. Als er mit Renart wieder zusammentrifft, ist er entsetzlich aufgebracht und will ihn bei dem Könige verklagen [1]), Renart weiß ihn aber glücklich zu beschwatzen, und sie versöhnen sich wieder.

Die folgende Branche, der Reihenfolge nach die zehnte, schließt sich unmittelbar der vorhergehenden an; wir können sie indessen übergehen, und machen bei dieser Gelegenheit nur auf die Sprüchwörter aufmerksam, die der Dichter sehr geschickt in die ergötzlichen Gespräche einzuflechten weiß und die um ihres hohen Alters und ihrer allgemeinen Verbreitung willen zwiefaches Interesse erregen. So z. B. das folgende, das sich auch im Spanischen u. A. im Gran Tacano des Quevedo wiederfindet: Le vilain dit reson et voir, qui dit qu'entre bouche et quillier avient souvent grant encombrier v. 4076. — De la mano a la boca si pierde la sopa. — Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt gar oft des Todes Hand.

In der nächsten Abtheilung nennt sich zuerst ein Dichter, Pierrot de St. Cloſt, [2]) als Verfasser einer Branche. Sie handelt davon, wie Renart, Isengrin und der Löwe die Beute theilten. [1]) Renart befindet sich an einem Maitage in seiner Burg und hat nichts zu essen für seine Kinder und sein schwangeres Weib. Er geht also auf Beute aus und kommt nach der Stadt zu einem Geizhalse, der allein zu Hause ist. Hier schleicht er sich ein und jagt hinter dem Hahn Chanteeler, der ein gewaltiges Geschrei erhebt, her. Bertoult, der alte Geizhals, geht hinaus, um zu sehen, was es gibt. Als er den Gegenstand der Unruhe gewahrt, holt er schnell Netze und fängt den Renart, der sich in einem Haufen Kohl versteckt hatte. Allein der Versuch, den bösen Schalk zu tödten, mißlingt ihm und läuft schlimm aus, denn Renart beißt ihn dermaßen in das Bein und läßt nicht los, daß er endlich geloben muß, ihm, dem Fuchs, in allen Stücken dienstbar und ergeben zu seyn. Demzufolge sieht er sich auch genöthigt, ihm den Hahn zu geben, welchen Renart fortschleppt und unterwegs gar anmuthig wegen seines nahen und gewissen Todes tröstet. Es gibt keine größere Ehre, sagt er ihm u. a., als für seinen Herrn sterben. [2]) Ich versichere dich, wenn du für deinen Herrn stirbst, so wirst du mit den Engeln in die Gesellschaft Gottes gehn, wo ein ewiges Leben deiner harrt. [3]) Der Hahn stellt sich, als glaube er ihm, und bittet ihn daher, er möge ihm doch ein Sterbelied singen. Renart läßt sich fangen und stimmt ein solches an; da er aber dazu den Rachen öffnen muß, so wird der Hahn frei, entfliegt, setzt sich auf einen Baum und höhnt ihn weidlich. — Renart überschüttet sich jetzt mit Vorwürfen und bemerkt u. a., Cato sey sehr weise gewesen, als er seinem Sohn vorschrieb, während des Essens wenig zu reden. Jagdhunde kommen dazu und treiben ihn in die Flucht. Auf derselben findet er Nobel und Isengrin, die er begrüßt. Der König ladet ihn ein, mit ihnen auf Beute auszugehen. Sie begeben sich auf eine Wiese, wo ein Stier und eine Kuh mit ihrem Kalbe grasen. Renart wird abgeschickt, um auszuspüren, ob nirgends Gefahr drohe. Er findet den Hirten unter einer Ulme schlafend, springt auf den Baum und besudelt den Schlummernden mit seinem Unrath. Dieser wacht auf, begreift nicht, wo es herkommt, und eilt zu einem tiefen Graben am Ende der Wiese, um sich rein zu waschen. Renart beschleicht ihn von hinten, stößt ihn in das Wasser und wirft ihm einen schweren Stein auf den Leib, so daß der Aermste elendiglich umkommt. — Unterdes-

---

[1]) Jà ne m'estovra clamor fere
Devant Dant Noble le lion.

[2]) Er lebte nach Roquefort's weiter nicht bestätigter Annahme zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts. Ueber seine Verhältnisse ist nichts bekannt, auch ist kein anderes Gedicht von ihm auf die Nachwelt gekommen. S. Roquefort: Etat de la Poésie Françoise dans les XII. et XIII. siecles, Paris 1821. S. 161 und 182.

[1]) C'est de Renart et d'Ysengrin et dou Lyon com il departirent la proie.

[2]) Ne puet avoir honor greignor
Con de morir por son seignor, v. 5399—400.

[3]) Que qant por ton seignor morras,
Avec les anges t'en iras
Lasus en la Dieu compaignie
Où auras pardurable vie v. 5411—14.

sen hat der Wolf den Löwen gegen Renart aufgehezt und dieser eilt herzu, den Fuchs zu bestrafen, der sich aber glorreich durch Erzählung seiner Thaten rechtfertigt. Jezt räth Isengrin dem Nobel, Stier und Kuh zu behalten und ihm das Kalb zu geben, Renart aber leer ausgehen zu lassen. Renart spricht dagegen dem Löwen sämmtliche Beute zu, und dieser damit zufrieden, frägt den Fuchs, wer ihn so gut theilen lehrte. — Kein anderer als der Wolf, erwiederte Renart mit merkwürdigen, die Klerisei verspottenden Worten [1]). Der Löwe lobt ihn wegen seiner Klugheit, entfernt sich dann, um die Beute gemächlich zu verspeisen und läßt beiden das leere Nachsehen.

(Die Fortsezung folgt.)

[1]) Sire, fait il, par Sainte Luce
Cel vilain a cel rouge aumuce,
Je n'en oi onques autre mestre;
Ne sai s'il ost ou clers ou prestre
Oui si porte rouge corone,
Mès bien say se il est personne
Qu'il est ou Pape ou Cardonax, v. 6151 — 57.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsezung.)

Eine kleine Komödie.

Schon rüttelten die Gensdarmen rechts und links die schlafenden Passagiere: „Meine Herrn und Damen, wir können Ihnen nicht helfen, Sie müssen Alle aussteigen.“ — „Ist ein Wagenrad gebrochen? Der Weg überschwemmt? — Ich steige nicht ab.“ — „Sie müssen. Zwingen Sie uns nicht, Gewalt zu brauchen.“ — „Lieber Himmel, was gibt es?“ — „Man wird es Ihnen im Gastzimmer zu erklären suchen.“

Die vor Nachtfrost bebende, vor Schlaf taumelnde, vor Furcht zitternde Gesellschaft stand im Gastzimmer. Männer, Frauen, Kranke, Kinder. Der Kommissär verliest ihre Namen, die Gensdarmen beleuchten Gesicht für Gesicht, Gestalt um Gestalt. „Es ist Alles richtig,“ sagt der Beamte. „Sie werden, meine Herrschaften, sich bequemen, in Vogelsdorf zu verweilen, bis wir weitere Ordre von Berlin eingeholt haben.“ — „Mein Gott, wir wollen ja Alle nach Berlin.“ — „Berlin ist für Sie gesperrt.“ — „Was will man mit uns machen?“ — „Vorläufig wird man Sie räuchern.“ — Das Wort zuckte wie ein Bliz durch die Nacht. — „Sie verließen Danzig nach Ausbruch der Cholera daselbst, müssen sich deßhalb, höchster Anordnung zufolge, einer Medizinaluntersuchung unterwerfen. Hat diese zu einem befriedigenden Resultate geführt, wird man Ihrer Weiterreise kein Hinderniß in den Weg stellen.“

Thränen, Jammer, Wehklagen, Flüche, Verzweiflung. „Wir sind ja Alle kerngesund.“ — „Ich zweifle nicht daran.“ — „Hundert Meilen gefahren, wundgerüttelt; seit sechs Tagen freute ich mich auf das Bett, und nun vor den Thoren von Berlin soll man noch um eine Nacht geprellt werden!“ — Eine Mutter will sich nicht beruhigen lassen, sie bestürmt den Kommissär mit Bitten, Thränen, Drohungen, ihre Kinder erwarten sie. — Eines Beamten Urlaub läuft morgen aus, die Reisebaarschaft eines Andern ist schon ausgelaufen, sie müssen nach Berlin! — „Aber Sie sollen und dürfen nicht.“ — Ein Leberkranker hat die weite Reise vom äußersten Preußen nach Berlin gemacht, sich von Horn kuriren zu lassen. Er pocht auf sein Krankheitsattest, das nichts von Cholera sagt. — „Was will das sagen; mich erwartet die Generalintendantur, das Hoftheater darf nicht warten, ich muß morgen spielen.“ — „Wenn man auch in Berlin der Meinung ist, wird ohne Zweifel sogleich eine Staffette den Befehl bringen, Sie ausnahmsweise frei zu geben.“ — Eine interessante junge Dame gewinnt jezt erst Muth zu sprechen, es ist die treffliche Altistin, Dlle. Hänel: „Ich trete nicht wieder in Berlin auf, sondern bin unverzüglich nach München berufen, wo man mich bei der großen Oper erwartet.“ — „Demoiselle Hänel, ich schäze sehr Ihr Talent, und habe Sie kein Mal versäumt, als Sie in der Königsstadt sangen, aber die Cholera und das Talent sind verschiedene Dinge.“ — „Aber, lieber Himmel, ich reise ja diesmal nur durch Ihre Residenz. Sie haben nur für Berlin zu sorgen, nicht für München.“ — „Der Einwand hätte vor zwei Jahren gelten mögen; seit wir mit Baiern den Handelsverband geschlossen, sind wir, meine verehrte Demoiselle, verbunden, auch für die Cholera in München das Unsere zu thun.“ — „Jedoch ich, Herr Kommissär, ich komme nicht von Danzig, nicht von Preußen, nicht von Polen; ich stieg erst in Müncheberg auf, habe die ganze Nacht kein Auge aufgethan, konnte daher nichts von der Cholera sehen.“ — „Den Seinen gibt er's auch im Schlafe. Mit gefangen, mit gehangen.“ Alle Protestationen blieben vergebens, und die Armen mußten sich bequemen, auf einem großen Strohlager die Nacht zu verbringen.

(Die Fortsezung folgt.)

Räthsel.

Drei flinke Gesellen sind wohl dir bekannt,
Lieb Mädchen, und wärst du im Nonnenstand
Und unter der härtesten Aufsicht geblieben,
Du dürftest die flinken Gesellen doch lieben.

Der Erste wird freilich nur sie genannt,
Doch ist sie als wehrhaft sehr bekannt;
Auch trägt sie weder Haube noch Zopf
Auf ihrem schmalen und hohlen Kopf.

Der Andere windet und krümmt sich fein,
Nach Schlangenweise, doch ohne Gebein;
Auch trägt er zuweilen zerzausten Schopf,
Doch suchst du vergeblich bei ihm den Kopf.

Der Dritte, ein Reiter auf lebendem Pferde,
(Deß Huf nur selten erreicht die Erde)
Er stößt die Erste nur vor den Kopf,
Sie läuft, und den Zweck erreicht der Tropf.

Sie drängt sich allenthalben hinein,
Der andre Gesell geht mit ihr ein,
Schnell wird sie wieder hinweggetrieben;
Von ihnen ist ein Restchen zurückgeblieben.

Doch wenn der Dritte nicht gallopirt
Und ihn sein Pferdchen nicht gut regiert,
Bringt sie mit dem Andern nicht viel zu Stand,
Das Pferdchen jedoch ist stets bei der Hand.

Was diese drei flinken Gesellen vollbracht,
Das reißt man zusammen bei Tag und Nacht,
Sie dürfen nicht rasten, sie dürfen nicht ruhn,
Sie haben tagtäglich die Menge zu thun.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 158.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 4. Juli 1831.

Als wir schieden, da war's am Himmel stürmisch und trübe,
Lag die Erde so kalt, schwiegen die Vögel im Thal.
Jahre schwanden indeß, noch stürmt mir immer der Himmel,
Liegt die Erde mir kalt, singt mir kein Vogel im Thal.

Uhland.

Gedichte von H. Heine.

(Beschluß.)

VII.

Sterne mit den goldnen Füßchen
Wandeln droben bang und sacht,
Daß sie nicht die Erde wecken,
Die da schläft im Schooß der Nacht.

Horchend stehn die stummen Wälder,
Jedes Blatt ein grünes Ohr!
Und der Berg, wie träumend streckt er
Seinen Schattenarm hervor.

Doch was rief dort? In mein Herze
Dringt der Töne Wiederhall.
War es der Geliebten Stimme,
Oder nur die Nachtigall?

VIII.

Schon wieder bin ich fortgerissen
Vom Herzen, das ich innig liebe,
Schon wieder bin ich fortgerissen —
O wüßtest du, wie gern ich bliebe!

Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluß darunter fließt so trübe,
Ich scheide wieder von dem Glücke
Vom Herzen, das ich innig liebe!

Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte, in der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze.

IX.

Die holden Wünsche blühen
Und welken wieder ab,
Und blühen und welken wieder,
So geht es bis an's Grab.

Das weiß ich, und das vertrübet
Mir alle Lieb und Lust;
Mein Herz ist so klug und witzig,
Und verblutet in meiner Brust.

X.

Wie ein Greisenantlitz droben
Ist der Himmel anzuschauen,
Rotheinäugig und umwoben
Von dem Wolkenhaar, dem grauen.

Blickt er auf die Erde nieder,
Müssen welken Blum' und Blüthe,
Müssen welken Lieb' und Lieder
In dem menschlichen Gemüthe.

XI.

Verdroß'nen Sinn im kalten Herzen hegend,
Reis' ich verdrießlich durch die kalte Welt,
Zu Ende geht der Herbst, ein feuchter Nebel hält
Tiefeingehüllt die abgestorb'ne Gegend.

Die Winde pfeifen, hin und her bewegend
Das rothe Laub, das von den Bäumen fällt,
Es seufzt der Wald, es dampft das kahle Feld,
Nun kommt das Schlimmste noch, es regen't.

XII.

Himmel grau und wochentäglich!
Auch die Stadt ist noch dieselbe!
Und noch immer blöd' und kläglich
Spiegelt sie sich in der Elbe.

Lange Nasen, noch langweilig
Werden sie wie sonst geschneuzet,
Und das duckt sich noch scheinheilig,
Oder bläht sich stolz gespreizet.

Schöner Süden! wie verehr' ich
Deinen Himmel, deine Götter,
Seit ich diesen Menschenkehrich
Wiederseh' und dieses Wetter!

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Aus den ersten Versen der folgenden Branche scheint hervorzugehen, daß Perrot de St. Cloût ebenfalls ihr Verfasser sey, doch nennt er sich nicht ausdrücklich, wie in der vorigen. Sie enthält die weiteren Thaten des Wolfs; dieser trifft auf seinem Wege zwei Widder an, die sich streiten. Er will sich über sie hermachen, soll aber zuvor entscheiden, welchem von beiden die Wiese, der Gegenstand des Zwistes, zugehört. Er will sie dem überlassen, der am schnellsten laufen kann. Sie entfernen sich in gleicher Weite von seinem Standpunkte, laufen von beiden Seiten auf ihn zu und stoßen ihn dermaßen mit den Hörnern, daß er wie todt hinsinkt; dann retten sie sich durch die Flucht und Isengrin ist geprellt. Diese Branche, schließt der Dichter, ist gut und klein und gut gemacht, wenn sie gut vorgetragen wird *).

Die nächste Branche erzählt wieder einen Schalksstreich, welchen Renart seinem Oheim spielt. Der Erstere nämlich geht auf die Jagd, kommt in einen Klosterhof, wo er Hühner stiehlt, verspürt nach gehaltener Mahlzeit großen Durst und eilt an den Klosterbrunnen, um sich zu erquicken. Sein Bild guckt ihm aus dem Wasser entgegen, er glaubt es sey Hermeline, seine Gattin, zumal da ihm seine Frage: Was machst du da? vom Echo zurückgegeben wird. Er springt also hinein und erkennt zu spät seinen Irrthum. Während seiner Bemühungen, sich wieder zu befreien, kommt der Wolf herangeschlichen, und ist, da er auch sein Bild im Wasserspiegel gewahrt, der Meinung, Renart sey drunten mit der Dame Hersent, der Wölfin. Der Fuchs macht ihm aber weiß, er sey gestorben und, nachdem er vorher einem alten Hasen und einem bärtigen Ziegenbock seine Sünden gebeichtet, in das Paradies gekommen. Wenn Isengrin auch dahin kommen wolle, so müsse er dasselbe thun, denn ohne Beichte gelange Niemand dahin. — Der Wolf erwiederte, wenn es weiter nichts wäre; er habe auch heute dem Hühnergeyer, den er von ungefähr unterwegs angetroffen, gebeichtet, und spüre auch große Lust hinabzukommen. Er beschwöre ihn daher bei dem heiligen Appetit, ihm dazu zu verhelfen *). Der Fuchs beschwazt ihn völlig und da der Brunnen mit Doppeleimern eingerichtet ist, so bringt Isengrin dadurch, daß er in dem Einen hinabfährt, seinen spitzbübischen Neffen im Andern herauf. Als sie sich unterwegs begegnen, überlistet ihn Renart von Neuem durch eine Lüge und entwischt glücklich. Am andern Morgen kommen die Mönche, finden den Wolf und zerbläuen ihm weidlich das Fell. Er rettet sich nur dadurch vom Untergange, daß er sich todt stellt. Die Mönche untersuchen seinen Pelz, finden ihn aber zu schlecht und lassen ihn daher liegen.

Ein hors d'oeuvre der schmutzigsten Art, obwohl nicht ohne Witz, macht den Inhalt der folgenden Branche aus. Wir übergehen sie mit gerechtem Stillschweigen.

Das funfzehnte Kapitel enthält die bekannte Fabel vom Raben und dem Fuchs, wie der Leztere den Ersteren um den Käse prellt, nur daß sie hier ausgeführter als gewöhnlich ist. Renart will den Raben nicht allein um den Käse, sondern auch um sein Leben bringen; es gelingt ihm jedoch nur das Erstere. Wie weit sich diese Fabel verbreitet hat, beweist der Umstand, daß sich mehr als vierzig Bearbeitungen derselben bei acht verschiedenen Völkern finden, nämlich bei Griechen, Römern, Franzosen, Italienern, Spaniern, Holländern, Persern, Armeniern, die Deutschen nicht gerechnet.

Sechszehnte Branche, vom Priester Martin und dem Wolf Isengrin. Der Priester Martin, welcher mehr für seine vierbeinigen als für seine zweibeinigen Schafe sorgt, mehr von Viehzucht als von Gelehrsamkeit weiß, macht eine Wolfsgrube. Isengrin fängt sich darin; der

*) Ceste branche est bone et petite
Et bien Fete, s'ele est bien dite, v. 6453.

*) Par foi que doi Sainte Apetite, v. 6849.

Pfaffe will ihn tödten, schlägt aber fehl und fällt während des Kampfes selbst in die Grube. Beide haben Furcht vor einander, und der Geistliche stimmt die Bußpsalmen an, die er in seinem Leben nicht so gut gesungen hatte. Isengrin entwischt endlich, indem er auf den Rücken des furchtsamen Priesters und von da aus der Grube springt.

Die folgende Branche enthält die alte Fabel vom Wolf und der Stute, wo er ihr den Dorn aus dem Huf ziehen soll, und sie ihn vor den Kopf schlägt, daß er besinnungslos hinfällt.

Im nächsten Abschnitte treten Isengrin und der Fuchs wieder zusammen als handelnde Personen auf, und der erstere wird wieder geprellt. Endlich ist es nun doch dem Wolf zu arg geworden und in der folgenden Branche sehen wir ihn dann Renart bei dem Könige verklagen. Er versammelt zur Frühlingszeit seine Freunde, sie halten Rath und fassen endlich den Beschluß, der den Inhalt dieses Kapitels ausmacht. Isengrin bezüchtigt den schlechten Neffen des Ehebruchs und die Wölfin bezeugt selber ihre Schande. Außerdem verstärkt er seine Anschuldigungen noch durch Aufzählungen anderer Beleidungen, welche der Fuchs ihm zugefügt. Der Löwe will nicht recht auf die Klage eingehen, weil er nicht wünscht, daß an seinem Hofe Jemand wegen Liebeshändel schlecht fahren möge. Der Wolf läßt nicht nach und Nobel befragt nun das Kameel, das als päbstlicher Legat ihm zur Seite liegt, um seine Meinung. Es spricht in einem höchst komischen Gemisch von Latein, Französisch und Italienisch *) seine Ansicht aus, und trägt, falls die Sache sich nach der Aussage des Isengrin verhält, auf Bestrafung an. Der König damit nicht recht zufrieden, ertheilt nun seinem [illegible]menrath, aus Hirsch, Eber und Bär bestehend, den Auftrag, über die Sache eine Entscheidung zu geben. Diese berathschlagen, und alle Sünden Renarts kommen jezt an den Tag. — Roonel, der Hund, wird zum Richter erwählt und soll am Sonntage nach der Messe zu Rechte sitzen. — Grimbert, der Dachs, bekommt den Auftrag, den Fuchs vorzuladen, begibt sich nach Malpertuis, um seine Botschaft zu bestellen, und findet ihn willig. Mittlerweile sucht der Wolf seine Freunde für sich zu gewinnen. Am Gerichtstage erscheint jeder mit seiner Parthei, der Wolf in der Ebene, der Fuchs auf dem Berge. Der Schäferhund muß sich todt stellen und Renart soll auf dessen Zahn seine Unschuld beschwören. Er merkt aber die List und beschwazt Tybert, den Kater, und Brun, den Bären, mit ihm bei einem Bauer einzusteigen. Diese lassen sich bereden und gehen mit ihm von der Gerichtsstätte fort, dahin. Während sie sich hier sattfressen, sperrt Renart sie ein und schleicht sich davon. Die Bauern kommen über sie und es ergeht ihnen schlimm. Sie fliehen und kommen vor Malpertuis, wo Renart sie von seiner Zinne herab verspottet. Als sie sich darauf wieder zu den andern Thieren auf der Gerichtsstätte begeben, treffen auch die Bauern dort ein und jagen Alle in die Flucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Quare, mesire, me audite
Nos trobat en decrez escrite
Legem expresse publicate
De matremoine violate;
Primes le dois examinor
Et s'il non se puisse espurgar
Grevar le puez si con te plaze.
Que moulz a gran chos mesface.
Hec est en la moi sentence
S'estar non vult en amendence
De si que parmaine comune
Universe sone pecune etc. v. 8,35. 59.

C h i l i.

(Beschluß.)

Bei den Männern ist im Durchschnitt von äußerer Bildung nichts zu bemerken. Rauchen, Punsch trinken, plumpe Scherze den Damen vorsagen, das sind alle ihre gesellschaftlichen Talente. Sie sind überdies kraß unwissend, und in sittlicher Hinsicht nichts weniger als gewissenhaft. Das Volk dagegen hat auffallend bessere Eigenschaften und ist namentlich sehr gutmüthig.

Die Häuser in den Städten haben, wie schon gesagt, nur Ein Stockwerk; in den vornehmsten sind die Wände sehr dick; durch die schmalen, mit keinen Scheiben versehenen Fenster streicht die Luft ungehindert. Ein großes Gemach dient sämmtlichen Mitgliedern einer Familie als Wohnzimmer; das ganze Geräthe besteht aus herumliegenden Teppichen oder Matten; hier sitzen oder liegen die Frauen und nehmen Besuche an oder halten Siešte. Die Zimmer haben keine Kamine; muß man, der Kälte wegen, etwas Feuer haben, so zündet man Kohlen in großen Schüsseln an. Jede Haushaltung hat einen großen platten Stein zum Zerreiben des Getreides; aus dem groben Mehl macht man nur wenig gegorene Kuchen, die man unter der Asche backt; anders wissen sie kein Brod zu verfertigen. Die Kochkunst ist hier überhaupt noch ganz in der Kindheit. Ihre vornehmste Nahrung besteht in Gemüßen, Fischen und Schaalthieren. Man trinkt eine Art süßlichen Weins, der stark zu Kopf steigt, aber nicht lange aufbewahrt werden kann. Die jungen Damen leeren, so gut wie die Männer, große Becher mit diesem Wein auf Einen Zug. Diese Becher sind aus Ochsenhorn; denn sogar in den reichsten Häusern weiß man von

Glas oder Krystall nichts. Thee und Kaffee kommen nur höchst selten vor; desto mehr wird Maté, d. h. der Aufguß des in Europa sogenannten Paraguaythees, genossen; man trinkt ihn sehr heiß durch ein Schilfrohr.

Der Ackerbau ist noch sehr weit zurück. Der Pflug besteht aus einem Baumstamm, an den unten ein scharf zugeschnittener Ast befestigt ist, der als Pflugschaar dient, und wird von Ochsen gezogen. Ehe man ein Feld einsäet, zündet man das Gras an; sobald der Brand vorüber ist, krazt man den Boden mit diesem Pfluge auf und streut das Korn hinein, das bald ausnehmend kräftig sprießt. Weizen, Roggen, Gerste und Mais kommen trefflich fort; auch die europäischen Küchenkräuter und Obstarten gedeihen, werden aber nie so gut als bei uns, weil man gar keine Sorgfalt darauf verwendet. Die Vegetation in Chili ist herrlich und hat ganz den europäischen Charakter; dichte Gehölze grünen das ganze Jahr und der Botaniker findet die reichste Ausbeute.

Die merkwürdigsten Thiere in den Wäldern von Chili sind das Lama, das Stinkthier, verschiedene Arten von Tigern und Coatis oder amerikanischen Dachsen. Die Vögel sind sehr zahlreich und meistens vom glänzendsten Gefieder. Man findet unter andern viele Kolibris, den magellanischen Staar, Papageyen, die in zahlreichen Schwärmen leben, Geier, Kibitze, Austerndiebe und eine Menge anderer Wasservögel. Das Land wimmelt von Insekten, Eidechsen, Nattern, Kröten, mit sehr lebendigen Farben, die See von Weichthieren und Zoophyten.

Chili wetteifert mit Peru an reichen Minen. Es gibt mehrere Goldgruben, von denen die von Petorca und Florida die reichsten sind; alle Ströme führen Gold. Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Schwefel, Eisen und vorzüglich Quecksilber finden sich in manchen Provinzen in bedeutender Menge. In einer sehr beträchtlichen Erstreckung streichen Steinsalzlager, und auf der Halbinsel Quiriquine, bei dem Dorf Tumbes, sammelt man in Menge natürlichen Salpeter, der die Kanonenpulverfabriken versieht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Fortsetzung.)

Quarantäne. Boccaz-Schlößchen. Kordon. Verbot.

Mit dieser kleinen Komödie, die in ihren Hauptzügen buchstäblich wahr seyn soll, trägt man sich bei uns herum; es ist eine Farce als Episode zu dem fürchterlichen Melodrama. Im Instinkt der Berliner liegt es einmal, auch dem Schrecklichsten die possirlichste Seite abzugewinnen. Daß der Schauspieler Krüger auf der Heimkehr von einer Triumphreise zwei Schritte von Berlin in eine Contumazanstalt gesperrt wird, und, den Giebel des Schauspielhauses im Auge, wo er auf rauschenden Empfang hoffte, zwanzig Tage hindurch geräuchert wird, ist zu lustig, als daß unser Publikum nicht darüber witzeln und über den Witz auf ein Paar Stunden die Furcht vergessen sollte. Auch der Gedanke, vor den Thoren des freien Berlin eine Quarantäne zu besitzen, ist etwas so Neues, Ueberraschendes, daß Ströme von Menschen wie nach Tivoli und Elysium Sonntags hinausgehen, fahren, reiten, und gaffend vor dem Quarantänenhäuschen stehen bleiben; und sie sehen doch nicht mehr als die Mauern und die zugemachten Fenster, und die Schildwachen weisen jeden, der sich zu nahen wagt, ab. Auch keine briefliche Kommunikation findet statt. Aber die Phantasie bevölkert desto lebendiger die kleine Kolonie. Man weiß, was sie essen, sprechen, denken. Sie unterhalten sich durch Mährchenerzählen, und es kann einmal ein neuer Boccaz von dort zum Vorschein kommen. Ein Schweizer Kaufmann, der, von Petersburg kommend, schon zweimal die Quarantäne ausgehalten, tröstet die armen Novizen mit launigen Berichten, wie man die Langeweile tödtet und die Geduld jagt; Herr Krüger deklamirt, Dlle. Hänel singt, man spielt, tanzt. Auch soll die Verzweiflung, welche sich in der ersten Nacht besonders der Damen bemächtigt, merklich nachgelassen haben, als sie am nächsten Morgen erfuhren, daß es sehr Ernst sey, und sie nicht eine Nacht, sondern fast einen Monat Quarantäne zu halten hätten. Das Unabwendbare erträgt sich leichter, als ein kleiner, zufälliger Unfall. Aus Vogelsdorf ist übrigens die gesperrte Gesellschaft nach dem nah vor dem Frankfurter Thore gelegenen, sogenannten Schlößchen gebracht worden und hat hier schon mehreren Zuwachs erhalten. Ihre Unterhaltung geschieht auf öffentliche Kosten.

Die Berliner Stadtärzte besichtigen die Eingesperrten, und es hat sich seither nicht die geringste Spur gezeigt, welche eine Ansteckung befürchten ließe. Auch wollen Danziger Briefe die Behauptung aufstellen, die dort grassirende Krankheit sey nicht die eigentliche Cholera, was dahin gestellt bleiben muß. Indeß spottet nur ein geringer Theil unserer Frondeurs über die getroffenen Maßregeln, was für Berlin viel ist. Andererseits meint man, es geschehe noch zu wenig; indem die strengen Vorsichtsmaßregeln nur vor zwei Thoren getroffen worden, verfängliche Reisende aber leicht vermö[illegible]eges durch andere Thore eintreten können. Was in [illegible]fenstädten geschehen ist und noch geschieht, wissen [illegible]zen Zeitungen; allein eine vollständige Sperre ist bei der Lage der preußischen Staaten fast unmöglich. So klagt man über das uns zunächst befreundete Mecklenburg, dessen Vorkehrungen bis jezt von einer Art seyn sollen, daß man sich gedrungen fühlen wird, dagegen einen Sanitätskordon zu ziehen. Sollte dieser auch gegen Böhmen zu, wie man meint, nöthig werden, so möchten am Ende alle gesunden Kräfte unserer Bevölkerung nicht ausreichen, um einen Krankheitskordon aufzustellen. — Um nicht unnöthig Besorgnisse zu vermehren, hat man unsern Zeitungen und Journalen untersagt, anderes über die Cholera aufzunehmen, als was in der Staatszeitung steht. Das Motiv ist nicht zu tadeln; wir fürchten indessen, daß durch die populär-ärztlichen Schriften, welche halb offiziell zu einem Spottpreis ausgetheilt werden, schon so viel Furchtstoff unter die Leute gebracht ist, daß keine Privatberichte und mitgetheilte Ansichten ihn noch steigern können.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 159.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juli 1831.

Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten!

Goethe, Zueignung des Faust.

Faustische Scenen*).

Von Gustav Pfizer.

Erste Scene.

Faust (in einer Studierstube).

Umsonst versuch' ich's, meines Geistes Kraft
Aus schwerem, bangem Traum zu rütteln,
Und jene Tage, die ihn so erschlafft,
Wie Bäume todte Blätter, abzuschütteln!
Ich fühl' es wohl; kein innrer Lenz beginnt
Mit schöpferisch allmächt'gem Triebe;
Besudelt, matt, durchs Trümmerbette rinnt
Der einst so helle Bach der Weltenliebe. —
Und hast du, Faust! in jenem kurzen Spiel
Den ganzen Schatz des Geistes ausgegeben?
Gespart hast du ein langes, trübes Leben
Vertröstend stets dich mit dem hohen Ziel!
Dein ganzes Hoffen hast du dran gesezt
In Gegenwärtigem dich zu berauschen,
Und möchtest jezt mit jenen Tagen tauschen,
Da du an fernen Bildern dich ergözt.
Sonst klagt' ich: daß dem Forscher ohne Lohn
Der Nächte strenge Arbeit bleibe —
Der Dämon „Unersättlichkeit“ mit Hohn
Ihn fort und fort und nie zum Ziele treibe —
Ach! unerträglicher als jener Gram
Um nie vergönnte Rast, erfaßt die Schaam:
Daß schon zum ersten Schritt die Kraft ihr fehle,
Die traurig-wandermüde Seele.
Wie glücklich war ich, als ich mich vermaß
Verbotene Mysterien zu enthüllen!
Ich, dessen Seele nun zu laß,
Um ihren eignen Kreis zu füllen!
Arglist'ger Geist! wie bitter ist die Lehre:
Daß rückwärts sinkt, wer stürmisch übereilt,
Und daß von seinem eignen Marke zehre,
Wer durch Genuß sich, statt durch Arbeit heilt!
Des Strebens Faden ward mir abgeschnitten —
Nicht auf mich selber durft' ich mehr vertrau'n;
Rasch vorwärts ging's, mit falschen Zauberschritten;
Ich durfte, was ich kämpfend nicht erstritten,
Nur durch der Hölle Gnade schau'n;
Drum war die höchste Lust gemischt mit Grau'n,
Drum labte mich nicht jenes hold'ste Glück,
Halb zog mich's an und stieß mich halb zurück.

Das Wohlbehagen, das des Frevlers Brust
Wie ein gelinder Strom durchwühlet,
Wenn er, der eignen Kraft sich doch bewußt,
Noch im Verbrechen stolz sich selber fühlet:
Mir blieb es fremd! Beim Taumelkelch der Lust
Trat mich der Freche an, von dem ich ihn geborgt:
„Wie schmeckt der Spaß, wofür ich dir gesorgt?“

*) Diese Scenen knüpfen sich an das Ende der Goethe'schen Tragödie.

verspottet von dort König und Hof. Der Hase entflieht und Nobel erklärt dasjenige Thier, das ihm den Fuchs lebend oder todt bringt, für sich und seine Nachkommen auf ewige Zeiten frei. — Die Thiere begeben sich auf die Jagd hinter den Fuchs; es folgt ein langes Verzeichniß derselben; die Schnecke trägt ihnen die Fahne vor. Renart rettet sich, verfolgt, endlich nach Malpertuis; der König zieht nun mit allen Thieren vor die starkbefestigte Burg. — Der Fuchs verspottet die Thiere von der Zinne seines Schlosses herab, und Nobel droht ihm, nicht eher von der Belagerung abzulassen, als bis er die Burg genommen. — Renart trozt noch immer. — Am folgenden Morgen beginnt die Belagerung, die eifrig betrieben wird, aber die Burg ist ihnen zu fest. Renart macht in der Nacht einen Ausfall, bindet alle Feinde und will der Königin Gewalt anthun. Sie erhebt ein Geschrei, aber Niemand kann ihr zu Hülfe kommen. Unglücklicherweise hat der Fuchs den Fähnrich, die Schnecke, übersehen. Diese erlöst die anderen und packt Renart, der entwischen will, beim Hinterbein. So wird er gefangen und soll nun gehängt werden; die Thiere spielen ihm übel mit, nur Grimbert allein beklagt ihn. — Auch Dame Fiere fühlt Mitleid (ein feiner Charakterzug) und gibt dem Dachs ein Amulet für ihn. Der Fuchs macht jezt sein Testament, und wünscht, man möge ihn Mönch werden lassen. — Aber es muß bei dem Strick bleiben. Da naht sich Dame Hermelyn mit ihren Kindern und ihrem Gefolge, und erhebt große Klage. Der König verzeiht ihm um ihretwillen, worüber sich Isengrin nicht wenig ärgert. Der Fuchs wird losgelassen und will sich eben entfernen, als Dame Chauve, die Maus, kommt, mit der Leiche ihres Gatten, Pelez le Rat, den Renart im Kampf mit den Thieren getödtet hat. Sie verklagt den Fuchs und dieser flüchtet sich auf eine Eiche; Nobel läßt Aexte bringen, um den Baum umhauen zu lassen. — Die Thiere versammeln sich rings umher. Da wirft Renart dem Nobel vier Steine an den Kopf, daß er verwundet hinfällt und entwischt, während die Barone mit dem Könige beschäftigt sind, ohne daß Jemand daran denkt, ihn zu verfolgen. — Der König braucht mehr als acht Tage, um sich heilen zu lassen.

Bis hierher folgt, ungefähr in den Grundzügen von der Branche an, wo Renart mit dem Chantecler zu thun hat, bis zur eben mitgetheilten, die althochdeutsche Bearbeitung von Heinrichs des Glichseners Fuchs Reinhart dem französischen Original, mit Ausnahme des Schlusses, welcher im Deutschen satirischer und witziger ist.

Von nun an wird in unserm französischen Gedicht die Satire direkter, und wendet sich sehr oft gegen bestimmte Stände und Innungen; wir versparen aber, um den Leser nicht zu ermüden, den Inhalt der übrigen Branchen auf ein andermal. (Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juni.

(Beschluß.)

Wüllnitzische Häuser. Tabaksrauchen. Alopeus. Esebeck.

Nach dem Lauf dieser „aristokratischen Krankheit,“ welche die, die reinlich seyn können und geräumig wohnen, verschont, ist man am meisten für die Wülknitzschen Häuser besorgt. In diesen großen Jammerhäusern, vom Kammerherrn von Wülknitz angeblich aus philanthropischen Absichten erbaut, wiewohl es anfänglich ein pecuniär sehr vortheilhaftes Geschäft gewesen seyn soll, wohnen Tausende von Armen unter einem Dach, und in einem Zimmer, durch Kreidestriche geviertheilt, vier Familien! Wiewohl sie unter speziell-polizeilicher Aufsicht stehen, kann die Polizei doch nicht für Reinlichkeit, ja nicht einmal für Zucht und Ordnung sorgen. Im schmuzigsten, anrüchigsten Theile der Stadt, dem Voigtlande, gelegen, sind sie das wahre Asyl für den Schmuz und liederliches Gesindel der schlechtesten Art. Diebe, wenn sie diese gastliche Schwelle erreicht, sind vor den Nachforschungen, wenigstens vor der Entdeckung ziemlich sicher, um wie viel sicherer die neue Pest, wenn sie einmal hier eingedrungen. Man spricht davon, die Soldaten aus den Kasernen ausmarschiren und die Bewohner der Wülknitzischen Häuser die geräumigern Kasernen beziehen zu lassen, ein Vorschlag, der indessen leichter auf dem Papier zu machen, als auszuführen ist.

Man wollte als Präservativ, zur Säuberung der Luft, das Rauchen auf den Straßen erlauben. Eine undeutliche Verordnung im Potsdamer Amtsblatt ließ sich darüber aus. Kaum stand es aber gedruckt, als von der Handwerksburschenwelt am nächsten Sonntage mit der Erlaubniß ein solcher Anstand verlezender Mißbrauch getrieben wurde, daß man sich Tags darauf genöthigt sah, das alte Verbot zu erneuen und zu schärfen. Die Erlaubniß wurde, als nur für außerhalb Berlin gegeben, sehr willkührlich deklarirt. Gewiß verträgt sich das öffentliche Rauchen nicht mit dem Anstande, welcher in einer großen Residenz herrschen muß, allein der angegebene Grund einer Feuersgefahr ist unhaltbar, und ebensowenig ist die Art und Weise zu billigen, mit welcher die Gensdarmerie das Rauchen verfolgte. Ihr Diensteifer hatte den Anschein, als sey es nur und allein das Ziel ihres Staatsdienstes, einem Handwerksburschen die Pfeife wegzunehmen. Viele gegenseitige Gehässigkeiten entspringen aus nichts anderm, als dieser Lust nach Verbotenem, nämlich zu rauchen, und dieser Wuth, Eifer zu zeigen, nämlich den armen Malefikanten die Pfeifen wegzureißen. Selbst unsere kleine Miniaturrevolution hatte zum guten Theil in dieser unbedeutenden Contention ihren Grund.

Der Tod fährt fort, unter bekannten Männern zu wüthen. Eben ist der russische Gesandte, Graf Alopeus, an einer schmerzlichen, wie man vermeint, falsch behandelten Krankheit gestorben. Durch langjährigen Aufenthalt unter uns hatte er sich fast nationalisirt, und gehörte mit zu den Mäcenen und Dilettanten der Kunst, wie sie in dem Berliner Gesellschafts- und Theaterleben sich in den lezten friedlichen Jahren kund gegeben. Er war ein für Berlin wohlgesinnter, in vielfachen Kreisen des bürgerlichen Lebens eingebürgerter Mann.

Der Polizeipräsident von Berlin, Herr von Esebeck, wird nun bestimmt mit dem 1. Juli seine gewünschte Entlassung erhalten. Gegen seine Eigenschaften als Mensch hatte Niemand etwas einzuwenden gehabt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 160.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juli 1831.

„Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versezte das Fräulein: Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar seyn.“

Goethe, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Der Doppelgänger.

Fortsezung von Emilie de Bergy, der Kette u. s. w.

Der Erzähler der vorigen Geschichte war ein blasser, junger Mensch, der sich still und sinnig in dem Kreise unserer Gesellschaft bewegte, fast zufällig hinein gerathen, und wenigen ihrer Mitglieder wirklich bekannt war. So wie er seine Geschichte — man war überein gekommen, daß ein jeder eine erzählen solle — beendigt hatte, hielt er seine gesellige Pflicht für abgetragen, oder fand es unbescheiden, ferner einen bedeutenden Raum im Gespräch einzunehmen, und verfiel in sein voriges Schweigen, welches er nicht wieder aufzugeben geneigt schien.

Das Loos des Erzählens traf zunächst eine junge Dame, die sich aber dessen sehr weigerte; ein galanter preußischer Offizier übernahm es, ihre Stelle zu vertreten, und trug überhaupt darauf an, daß die Damen von der Nothwendigkeit, zu erzählen, dispensirt seyn sollten, und daß hier, wie immer, das Gesetz ihrem Wollen, welches ja höchstes Gesetz in geselligen Angelegenheiten sey, weichen müsse; ein Beschluß, der einstimmig angenommen wurde.

„Nun werden wir etwas Lustiges hören,“ sagte ein schelmisches Mädchen. „O glauben Sie das ja nicht, meine Schönste,“ erwiederte der Offizier; „ich kann auch ernsthaft seyn. Sie sollten mich in der Kirche sehen!“ — „Oder vor dem Feinde!“ fiel ein befreundeter Kamerad ein. „Ja, Sie sind nur, so lange wir hier waren, nicht in der Kirche gewesen,“ meinte die schöne Sprecherin, oder die Sprecherin vom schönen Geschlechte, welches nach den Begriffen unserer galanten Novellenschreiber synonym und rechtmäßiger Sprachgebrauch ist; wie sehr auch die Wahrheit oft dagegen streiten möge. „Mein Fräulein,“ entgegnete der Offizier, ohne zu stocken, „das ist nur, weil ich die vortrefflichen Berliner Prediger hier nicht hören kann; denn, Schleyermachers gar nicht zu gedenken, mit dessen Ruhm die Welt erfüllt ist, wenn Sie einmal nach Berlin kämen, so würden Sie finden, daß die lezten Kanzelredner Berlins immer noch verdienen, sich die Schuhriemen von allen andern auflösen zu lassen. Denn wie Berlin die Hauptstadt Preußens ist, welche die Kultur des ganzen Landes in ihrem Focus vereint, wie Preußen das Haupt Deutschlands ist, das Vaterland des Gedankens, wie ein großer Schriftsteller so schön sagt —“ — „Eine Schriftstellerin, wenn es Ihnen beliebt;“ sagte eine ältere, etwas pedantisch aussehende Dame. „Sie haben sehr Recht,“ erwiederte der Offizier; „Frau von Staël sagt es. Aber ich nenne alle wahrhaft klassische Geister unter den Autoren, ohne Unterschied des Geschlechts, Schriftsteller, da sie, wären sie es auch nicht, verdienten Männer zu seyn, und die ungerechte Natur —“ — „Die Natur ist nie ungerecht,“ unterbrach ihn die Pedantin etwas spitzig. „Sie haben voll-

kommen Recht, gnädige Frau; ich begreife auch, daß eine Frau, mit wahrem Genie begabt, von ihrem Standpunkte aus — obgleich dieser immer ein sehr mangelhafter und beschränkter bleiben wird (verstehen Sie mich, nicht vermöge ihres Geistes, sondern ihrer ihr von der Gesellschaft aufgedrungenen Stellung) — und mit ihrem zarten Herzen, manche Seite der Lebensansicht auffassen kann, die dem Mann auf seinem Punkt, als einem entgegengesetzten, gerade entgehen muß.“ — „Zur Ordnung, zur Ordnung!“ riefen einige Stimmen; „zur Geschichte!“ einige andere. „Sie haben Recht,“ fuhr der Offizier fort; „ich fiel ganz aus der Rolle. Aber ich wollte nur sagen, daß Berlin vor allen Städten das Vorrecht — zürnen Sie nicht, meine Gnädigen, ich lenke schon ein — ich wollte sagen den Vorzug hat, daß, indem es völlig auf der Höhe des Jahrhunderts steht, seine Bildung doch keineswegs jenen dürftigen atheistischen Anstrich und jene Wendung nimmt, wie die anderer Hauptstädte — es ist auch ein Vorrecht unserer Zeit, daß wir Hauptstädte, nicht Residenzen sagen dürfen, indem die Wichtigkeit, welche — doch ich schweife ab! Es ist noch ein Vorzug Berlins, meine schönen Damen, daß es neben dieser ächten Religiosität und hohen Bildung den Glauben an das Reich der Geister treu und poetisch bewahrt, in einem Zeitalter, wo er bei den meisten zu wanken anfängt. Wenn meine Geschichte Sie daher nach Berlin führt, und nicht, gleich den vorher erzählten, nach Schweden und Rußland, in die Länder des Aberglaubens, wo leicht etwas Ungewöhnlichscheinendes geschehen kann, weil die Oeffentlichkeit mit ihrer leuchtenden Fackel nicht in jene fernen Schlupfwinkel zu dringen vermag, so nennen Sie mein Terrain nicht unpoetisch, sprechen Sie mir nicht von Sandwüsten und staubigen Bäumen, sondern geben Sie mir zu, daß eine Geschichte der Art, in diesen Umgebungen, durch den Kontrast etwas viel Wunderbareres und Ergreifenderes hat, als eine die in Ländern der Ferne und Finsterniß vorfällt. Doch ich habe eigentlich nur symbolisch gesprochen, wenn ich sagte, daß sie sich in Berlin zugetragen; indessen große Geister — und ich weiß das Auditorium, zu dem ich spreche, zu würdigen — richten nicht nach dem Buchstaben, und so werden Sie mirs verzeihen, wenn ich jezt, der Wahrheit zu Ehren, sage, daß sie in Berlins zweitem sommerlichen Ich, in Potsdam, vorfiel, und zwar einem meiner Kameraden begegnete, der sie mir selbst erzählte, und dessen Wort so gut wie meines ist. Doch zur Sache, denn ich sehe, Sie werden ungeduldig; rücken wir der Festung näher, die Laufgräben sind eröffnet.

Der Lieutenant von B. kehrte eines Abends spät aus einer Gesellschaft lustiger Kameraden zurück. Ein Theil seines Offizierskorps war vereinigt gewesen, und die Gespräche hatten den Gang genommen, den sie in einer solchen Versammlung gewöhnlich zu nehmen pflegen; man hatte erst von den schönsten Damen der Hauptstadt, vom Theater, von Hoffesten, dann von Krieg und Abentheuern, von Schwänken und Pagenstreichen gesprochen, der Champagner war nicht gespart worden, und die Gesellschaft ging spät und ungewöhnlich animirt auseinander. Lächeln Sie nicht, schöne Nachbarin, nicht auf die Art, wie Sie meinen; vorzüglich muß ich meinen Freund gegen solchen Verdacht rechtfertigen.

Sein Quartier lag weit ab von dem Orte, wo gezecht worden war, und er mußte noch bei zwei Wachen die Runde machen; er nahm einen Richteweg, und verließ die hellern Straßen; als er eben in eine dunkle Gasse bog, war ihm als sehe er Jemand vor sich hergehen; kaum würde er den späten, und doch hier nicht ungewöhnlichen Wanderer bemerkt haben, wenn nicht der lautlose Schritt der Figur ihm aufgefallen wäre; als er näher kam, überzeugte er sich jedoch, daß nur der lange Schatten eines Laternenpfahls, durch das wehende Licht einer Straßenlaterne bewegt, vor seinen Augen gezittert hatte. Er ging weiter; die Stille dieser abgelegenen Gassen stimmte ihn ernst, nur das Klirren seines Säbels auf dem Pflaster unterbrach sie; als er unweit der zweiten Wache war, kam es ihm wieder vor, als sähe er eine Gestalt gerade vor sich her gleiten; er fuhr auf aus seinen Träumereien; mit dieser Bewegung schien auch die Gestalt zusammen zu fahren, und war verschwunden. Er überzeugte sich, da das Gesehene ganz seinen eigenen Bewegungen gefolgt war, daß es nur eine Täuschung seines Auges gewesen sey; sich selbst unbewußt, beschleunigte er jedoch seine Schritte. Die benachbarte Thurmuhr that eben vier volle Schläge; ihnen folgte, lange nachsummend, der bedenkliche Schlag Eins, der die Marken eines verdächtigen Reiches mit seinem einfachen Laute bestimmt, der ganz, untheilbar, unangreifbar und unwiderruflich ist, wie eine eiserne Nothwendigkeit, auf die der bewegte, lebenswarme Mensch plötzlich schaudernd stößt. Er erreichte die Wache und besorgte den Dienst. Die Soldaten in der Wachstube sahen ihn groß an; ein Paar standen flüsternd in einer Ecke; er hörte, als er vorüberging, einige ihrer Worte: „heute zwei Mal?“ schloß eben der Eine fragend seine Rede. „Still! die Herren hatten ein Souper bei —“ erwiederte der andere, ein Unteroffizier. — „Ach so!“ sagte der Soldat lächelnd, und schwieg. Mein Freund achtete es nicht; er verließ die Wache und ging aus dem Thor. Ein kühler Nachtwind jagte eben ein Paar Wolken über die Sichel des Mondes; er hüllte sich fester in seinen Mantel und eilte durch die große Pappelallee, welche aus dem Thor führte; ihr seitwärts verlor er sich in einem Labyrinth von Gärten und dunkeln Hecken, aus dem er sich heute zum ersten Mal nicht zu finden wußte. Er stand vor einem Kreuzwege und sann, und sann umsonst,

es fiel ihm nicht ein, welche Richtung er einschlagen müsse, die Lokalitäten kamen ihm ganz verändert vor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Faust.

Du magst mit mir, so wie du Macht hast, schalten!
Doch wenn du spottest über mich,
Ob meiner Dürftigkeit dein Uebermuth sich brüstet;
So glaube mir: du bist so arm wie ich,
Denn du hast nichts, das zu gewinnen mich gelüstet.
Und jeden Augenblick fühl' ichs zu dieser Frist:
Daß du ein armer Teufel bist,
Was hast du mir für meine Langeweile?

Mephistopheles.

Ihr habt der Zeit zu viel? klagt, daß so schnell sie eile!

Faust.

Die Hölle huldigt auch der alten Theorie,
Mit ihren kläglich-ärmlichen Metaphern!
Als *einen* Strom zeigt man den überschwemmten Gaffern
Von *allen* Kanzeln am Neujahre sie,
Du sprachst im Bild, laß vom Begriff mich hören!

Mephistopheles.

Soll ich mich selber gegen mich verschwören?
Ich halte gern mich an die Empirie;
Wär' auch die alte Lehre noch so toll:
Es wurde doch bei ihr die Hölle immer voll!
Doch hab' ich auch dagegen nichts,
Wenn Philosophen hier Realität ersparen,
Aus dem *verwaschnen* Bild des Weltgerichts
In die Idee der Hölle zeitlos fahren.
Ich freue mich der sublimirten Gäste
Und schleife mir mein Augenglas auf's beste,
Denn längst schon les' ich mich halb blind,
Die Logik möcht' ich aus dem Grund studiren,
Um sie spekulativ zu überführen,
Daß sie bei mir und nicht wo anders sind.

Faust.

Stets weichst du aus den ernstgemeinten Fragen!
Ich merke wohl, der Hölle Wissenschaft
Besteht darin: den Staub des Weges aufzujagen,
Und reizen die Begier ist ihre ganze Kraft.
Genug! Was fechten Raum und Zeit mich an?
Kannst du von Gretchen mir verkünden,
Dem süßen Opfer meiner Sünden,
Die ich noch immer nicht vergessen kann?
Hüt' dich, mit Lug mich zu berichten,
Denn ihre Seele weht durch meine Brust,
Und kann sich auch zum Wort die Ahnung nicht verdichten,
Ist, was ich glauben darf, mir doch genau bewußt.

Mephistopheles.

Bedenkt, wie mich die spröde Heil'ge scheute!
Beleidiget nicht ihren Schatten so!
Vielleicht in wen'gen Tagen, wo nicht heute,
Wird euch zum festen Bild der Ahnungs-Embryo.
Dann höret ihr doch nicht aus meinem Munde
Die doppelt widerwärt'ge Kunde.

Faust.

Sentimentalität war immer mir verhaßt;
Wie jezt, da du damit gebuhlet hast!
Laß mich allein.

Mephistopheles.

Das ist mir lieb,
Ich muß dem Knaben nach, den euer Stolz vertrieb.
Ab.

Faust.

So schlug denn doch des Zorns, des Unmuths Stahl
Aus dem versteinten Herzen frische Funken!
Nun komm, du Bild voll bittersüßer Qual,
Eh diese Kraft erschöpft zurückgesunken.

Der Himmel hat die unbestrittne Macht,
Die Strafe ohne Mitleid einzutreiben
Für jede That, die ich im Uebermuth vollbracht: —
Dir muß ich ewig Schuldner bleiben;
Zwar weiß ich wohl, ein glücklicheres Loos
Wirst du auf meine Kosten nicht begehren;
Durch mich geführet in der Qualen Schooß
Kann noch dein Mund die Engel lächeln lehren!
In meines hingeschwundnen Geistes Trümmern
Seh' ich noch dich, ein Gold im Staube, schimmern.

Ha! jene magdlich reine Hand,
Die meiner Wange schüchtern sanft gekost,
In einer Stunde ohne Trost
In Blut getaucht,
Daß sie gegen die Sonne raucht!
Und das schwärzlich-weiße Gewand,
Deß reizlos grobe Falten,
Von fühllosem Sturme gepeitscht,
Um die Gestalt, die herrliche wallten!
Und dem Henker ohne Widerstand
Ausgeliefert das blühende Leben!
Die, mir den ersten Kuß zu geben,
Aengstlich sich und erröthend wand!

Was ward aus ihr?
War nicht auch ich, wie sie, einst rein?
Darf ich nicht rückwärts wälzen beider Schuld?
Laßt, ew'ge Mächte, was *sie* that, vernichtet seyn!
Mich schließet aus von eurer Huld!

Ich Thor! ich bin nicht mehr mein eigen;
Wie kann ein Ohr zu meinem Flehn sich neigen?

(Gretchens Geist erscheint.)

Wer bist du? trau' ich meinen Blicken?
Kein Blendwerk, das die Hülle Gretchens stahl!
Nicht abgesandt, mich trüglich zu berücken?
Was ist dein Loos? o ende meine Qual!

Geist.

Frag' nicht, o Faust, wo ich gewandelt!
O forsche nicht, wie bitterschwer
Zur Welt, wo man mich so mißhandelt,
Mir ward die flücht'ge Wiederkehr!
Noch immer bin ich nicht befreiet;
Du hast Gewalt noch über mich;
O, wenn dich, was du thatest, reuet:
Entlaß mich, Faust, ich flehe dich!

Faust.

Wo du bist, kann nicht die Verdammniß seyn;
Ich bin an dich, wie du an mich gekettet;
Entlaß' ich dich, so nenn' ich nichts mehr mein,
Was mich vom Untergange rettet!
Doch feig und unbarmherzig war ich nie;
Ich reiße dich von mir auf ewig, flieh!

(Stürzt ohnmächtig nieder.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Grégoire's Tod und Begräbniß.

Ueber Grégoires Tod hielt ich für überflüssig, etwas zu berichten, da die Pariser Blätter sich weitläufig über diesen Vorfall ausgelassen haben; allein ich sehe grobe Unrichtigkeiten in deutschen Blättern. Der österreichische Beobachter läßt sich von seinem Korrespondenten berichten, Grégoire habe auf seinem Todesbette einen Brief voll Schmähungen auf den Pabst geschrieben; es ist aber gerade das Gegentheil geschehen, wie der jezt gedruckte Brief ausweist; andere deutsche Zeitungen behaupten, bei Grégoires Leichenbegängniß seyen nur schismatische Priester zugegen gewesen, was eben so wenig wahr ist. Dies veranlaßt mich, einige Worte über erwähnten Vorfall zu sagen. Eigentlich lag dem Ganzen eine Priesterstreitigkeit zum Grunde, um welche sich die jezigen Pariser wenig bekümmern. Grégoire hat die im Anfange der Revolution proklamirte Civilkonstitution der Geistlichkeit angenommen, und sich kraft dieser zum Bischofe von Blois ernennen lassen. Die emigrirte Geistlichkeit war damals gewaltig erzürnt über die konstitutionelle Geistlichkeit, und behandelte sie ärger als Schismatiker und Ketzer, obschon die meisten Mitglieder der konstitutionellen Geistlichkeit aus ächtem Patriotismus jene Konstitution, welche den Einfluß einer ausländischen Macht hemmen sollte, angenommen hatten, und sich als wahre und milde Hirten des Volks benahmen, besonders Grégoire. Es kann seyn, daß der römische Stuhl diesen konstitutionellen Klerus Anfangs verdammt hat; später aber, als die siegreichen Heere Frankreichs Italien durchzogen, war von dieser Verdammung keine Rede mehr, und das von Bonaparte mit dem Pabste abgeschlossene Konkordat machte vollends dieser Streitigkeit ein Ende. Nun fiel es aber während der lezten Krankheit Grégoires dem Erzbischofe von Paris ein, den alten Streit wieder aufzurühren und einen förmlichen Widerruf von dem Sterbenden zu verlangen, wofern er die Sakramente empfangen wolle. Es ließ sich kein heilloserer Einfall denken, als dieser. Wie sehr das Volk gegen den fanatischen Erzbischof von Paris aufgebracht ist, hat es in der Julirevolution und noch mehr bei dem Aufruhre im vorigen Februar bewiesen. Muß dieser Mann nicht allen gesunden Menschenverstand verloren haben, um in einer Zeit, da das Volk schon so übel gegen den Klerus gestimmt ist, da es nur eines Funkens bedarf, um wieder einen Aufruhr zu erregen, und da die Regierung Alles anwendet, um die Gemüther zu besänftigen, sich aufs Neue verhaßt zu machen durch die fanatische Verfolgung eines Mannes, welcher nicht allein die öffentliche Achtung genoß, sondern auch eine große Popularität hatte? Erstlich wollte er verhindern, daß dem Sterbenden die Sakramente ertheilt würden; dies gelang ihm nicht. Nach der Weigerung des Pfarrers, welchem vor dem Zorne des Erzbischofs bange war, fand sich der Abbé Guillon, welchen der König vor einiger Zeit zum Bischofe v. Beauvais ernannt hat, willig, sie ihm zu reichen, und als Grégoire gestorben war, hörte die Rache des Erzbischofs noch nicht auf, sondern er wollte nun verhindern, daß man, nach dem Gebrauche in Paris, den Leichnam vor dem Begräbnisse in die Kirche bringe und ein Seelenamt darüber halte. Bekanntlich sind schon mehrere skandalöse Auftritte in Paris wegen der Weigerung des Klerus, ein Sakrament über Verstorbene zu halten, vorgefallen. Diesmal hätte das Volk unfehlbar die Kirche erbrochen und niedergerissen, wenn über Grégoires Leichnam kein Seelenamt hätte gehalten werden können. Dies wußte die Regierung, und da sich der Pfarrer nicht dazu verstehen wollte, so verlangte sie blos, die Kirche solle am Tage des Begräbnisses zu ihrer Verfügung stehen. Dies geschah; es fanden sich einige Priester, welche entweder von dem Erzbischofe nicht abhingen, oder unter dem Schuze der Regierung seinen Zorn nicht fürchteten; das Seelenamt wurde ohne Störung gehalten und ein großes Skandal verhütet. Um den theologischen Streit selbst hat sich kein Laie bekümmert; dies war blos Kirchensache, und wenig Neugierde würde eine endliche Entscheidung darüber erregen, ob Grégoire in seinen Meinungen Recht hatte oder nicht. Das Einzige, was das Publikum verlangte, war Verhütung alles Skandals. Durch seine unbesonnene Hartnäckigkeit hat der Erzbischof nicht allein die Sache der Religion nicht im mindesten gefördert, sondern dem Volke die Ueberzeugung eingeflößt, daß von allen Ständen der Gesellschaft der geistliche derjenige ist, der sich am wenigsten in die neue Ordnung der Dinge fügen und auf den folglich die Regierung am wenigsten rechnen kann. Es werden also wahrscheinlich eigene Geseze und Verfügungen nöthig seyn, um zu verhindern, daß die Geistlichkeit nicht die allgemeine Bewegung aufhält und neue Gährungen im Staate hervorbringt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 161.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juli 1831.

— Es schlief
Mir sanft im Busen das Vergangene,
Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
Wie wenn uns zwischen süßem Schlaf und Wachen
Die Augen halb geöffnet sind.

Hölderlin.

Faustische Scenen.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

(Der Schauplatz verwandelt sich in einen Garten. Elfen und Sylfen erscheinen.)

Gretchens Geist.

Ihr Wesen, die ihr nicht der Menschheit Leiden kennt,
Die ihr, gelabt vom Thau der Sommernächte,
Nicht ahnet, wie der Schmerz der Seele brennt:
Naht diesem Mann von sterblichem Geschlechte!
Werft Blumen in den Strom des Traums,
Daß schmeichelnd er durch seine Seele quelle;
Bewegt die Zweige des Korallenbaums,
Daß rother Glanz das Dunkel ihm erhelle!

Die Elfen singen.

Daß tiefer Schlaf ihn umfange
Bringt Kränze von blühendem Mohn!
Mit Palmen kühlt ihm die Wange;
Erwacht er, so eilet davon!

Es funkelt in menschlichen Augen
Unheimliche, tödtliche Gluth;
Uns kann sein Anblick nur taugen,
Wenn tief er im Schlummer ruht.

Dann steigen wir gerne hernieder
Und bleiben bei ihm die Nacht,
Und erfreuen uns an der Glieder
Harmonisch rührender Pracht.

Da wird er von spielenden Lüften
Mit Blumenfarben bestäubt,
Da bringen wir Körbchen mit Düften
Davon ihm der Sinn wird betäubt;

Wenn nicht die lodernde Flamme
Verzehrende Funken mehr sprüht!
Dann scheint er von unserem Stamme;
Ein stiller See sein Gemüth.

Verstummet! er ist nun umfangen
Vom Schlummer kräftig und tief;
Es klagen die blassen Wangen:
Daß er lange so süß nicht mehr schlief!

(sie verschwinden.)

Gretchens Geist.

O güt'ge Macht, die diesen ew'gen Kindern
Das harmlos-schöne Spiel erlaubt:
Hold zu umschweben ein verfluchtes Haupt,
Und unverstandnes Weh zu lindern!

(verschwindet.)

Faust im Traum.

Ein eh'rner Reif springt nach dem andern
Von dem gepreßten Leibe ab;
Laßt mich jezt wieder weiter wandern!
Gebt mir den alten Pilgerstab!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott!" rief der Lieutenant von B. aus, „bin ich denn so zerstreut, oder?" — er füllte die Phrase in Gedanken aus, und überzeugte sich, daß er vollkommen nüchtern sey; „der erste Gedanke, die erste Bemerkung eines Betrunkenen," sezte er sein Selbstgespräch fort, „ist zwar immer, daß er nicht betrunken sey, ich habe aber doch gewiß und wahrhaftig nicht zu viel, ich habe ja fast nichts getrunken, und gewiß nicht aus dem in dem Berliner Witz angegebenen Grunde: „daß ich ebent einen auf die Lippe genommen hatte." Er mußte laut über sich selbst lachen. Wunderlich, geisterhaft und doch profan, schallte ihm sein Lachen aus der tiefen Stille zurück; einen Augenblick blieb er betreten stehen, was ihm Gelegenheit gab, die seltsame Nachtbeleuchtung einiger wenigen Sterne, die aus zerrissenen Wolken hervorschauten, zu bemerken. Ihr gab er alle Schuld. Er war den Weg nur im Mondschein gegangen. Während die Freunde ruhig und heiter beisammen gewesen waren, hatte ein Gewitter sich ausgetobt, dessen Nachzügler noch am Nachthimmel spukten. Der Lieutenant stand, seine Recognoscirung vom Himmel zur Erde wendend, noch verwirrt da; er mußte wirklich den rechten Weg verloren haben. Ist es einem Jäger erlaubt, sich nicht aus diesen Heckendefileen herauszufinden? sagte er sich selbst. Aber wirklich, ein wahrhaftes Bocage, dem Terrain der Vendée gleich! Ha! dort ist noch Licht in einem Hause! Dort wird man mich doch zurechtweisen-können! Er bahnte sich den Weg zu diesem Lichte durch manche Kreuz- und Quersprünge über Hecken und Planken; zwar lag es in gerader Linie vor ihm, da er aber nicht in gerader Linie darauf zugehen konnte, wegen der vielen lokalen Hindernisse, so wurde es ihm zum Irrlichte, dem er, troz vielfacher Bemühungen, nicht näher zu kommen schien; denn es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit der Nacht, über Nähe oder Ferne eines Lichts in beiderlei Sinn so völlig zu täuschen, daß das Ferne uns oft nah, und das Nächste fern scheint, weil der Glanz eines Lichts in der Dunkelheit die Gesetze der Perspektive, hinsichtlich des Lichtes und der Farbe, auch wirklich aufhebt, und sie nur im abstrakten Bezug auf die Form bestehen läßt. Ein Paar Mal wäre er beinah in ernsthafte Unannehmlichkeiten gerathen; mit Mühe entging er einem Fußeisen, und als er in einen lauten Fluch über diese unchristliche Gewohnheit ausbrach, sah das Ende einer Nachtmütze aus einem Fenster, und eine rauhe Stimme rief: „Wer da?" — „Ein Verirrter!" antwortete der Lieutenant. „Es hat sich was zu verirren in den Gärten von Potsdam!" entgegnete der Kopf, indem er sich zurückzog; statt seiner ward ein Arm mit einer Flinte herausgereckt. Hier galt es eilige Flucht, die denn auch bewerkstelligt wurde. Schon schalt der Lieutenant das Ungemach dieser Nacht, als er sich auf einmal durch seine Flucht auf den rechten Weg versezt und alle Noth gehoben sah. Er befand sich auf einer breiten Straße, die, nur von einer andern Seite, zu dem Hause, welches er dermalen bewohnte, führte; er schritt sie wohlgemuth und freudig, im Vorgefühl einer längst ersehnten Nachtruhe, hinab, als er zu seiner Verwunderung Licht in seinen Zimmern, die gerade hier hinausgingen, erblickte. Sein Diener schlief auf der andern Seite des kleinen Hauses, neben dem Vorzimmer, welches zu seiner Wohnung führte. „Tausend, was ist denn das? Der Bursche pflegt ja sonst nicht so lange wach zu bleiben!" rief er aus; da sah er deutlich zwei Schatten sich zwischen Licht und Fenster hin und her bewegen. Er wollte hinauf stürmen, besann sich aber eines Bessern, und sprang an die entgegengesezte Seite der Straße, von der er sein Zimmer bequemer übersehen konnte. Aber hier blieb er entsezt stehen; sein Auge starrte hinauf, seine Arme hingen schlaff herab, seine Zunge klebte am Gaumen, er war unfähig, sich zu regen, einen Laut von sich zu geben, einen Blick abzuwenden, von dem was ihn schaudern machte. Er sah — sich selbst, wie er vor den Spiegel trat, sich von dem Bedienten leuchten ließ, seine Abendtoilette wie gewöhnlich machte, und alle seine kleinen gewohnten Geschäfte der Reihe nach vornahm, ohne eines auszulassen, ohne ihre gewöhnliche Reihenfolge zu überspringen. Mit der heißesten, angstvollsten Begierde folgte er den Bewegungen des entsetzlichen Doppelgängers; er hätte so gern etwas von seiner Art und Weise Abweichendes darin entdeckt, was ihm gesagt hätte, du bist es nicht, es ist ein anderer! Aber er sah nur die vollkommenste Gleichheit. Wenn du träumtest! dachte er; wenn, vermöge einer magnetischen Kraft, es Augenblicke gäbe, in denen wir unsere eigene äußere Erscheinung mit unserem höhern Ich fassen können wie eine fremde, wo wir sie davon abzusondern vermögen — aber dann stände ich ja nicht hier auf der Straße, zum zweiten Male in meiner äußern, in derselben Gestalt, die denn doch die wirkliche ist! Und der Soldat, der mit eben dem schläfrigen Gesicht, wie sonst mich, die Figur bediente — entsetzlich! —

Vielleicht wundern Sie sich, meine verehrten Zuhörer, daß mein Freund in diesem Augenblicke noch so vielerlei denken konnte; erlauben Sie mir denn, Ihnen zu

sagen — und jeder, der selbst Momente der höchsten Angst erlebt hat, wird es wissen, — daß die Dichter diese fälschlich wie eine Leere in der menschlichen Seele schildern, wie eine Pause im Laufe ihres Daseyns, eine Kluft, die sich zwischen sie und das Lebendige legt, die nur ein Gedanke ausfüllt. Allerdings scheint ein gähnender Spalt vor unsern Augen sich zu öffnen, und wir haben das Gefühl, als wenn wir in einen Abgrund stürzten; aber die Angst, wiewohl sie nur einen Moment Dauer hat, dehnt, ihrer Natur nach, diesen Moment zur Ewigkeit aus, und nicht nur ein Gedanke füllt diesen endlosen Raum, sondern eine Menge Gedanken durchkreuzen sich darauf mit Blitzesschnelle; aber alle versinken nach augenblicklichem Auftauchen wieder in die Nacht des allgemeinen Zustandes, der uns umfängt, alle entspringen aus einer Wurzel, aus der Finsterniß dieses Zustands selbst; sie zucken auf, gleich Blitzen, und kehren in dieselbe Nacht, die sie gebar, zurück; und ich glaube eben in dieser schnellern Denkfähigkeit, und der Monotonie in der Grundlage unserer Stimmung, welche alle diese Gedanken wieder auf Null reducirt und alsbald in siegender Kraft vernichtet, liegt die endlose Länge solcher Augenblicke. Dem Steiger, der über einen Abgrund springt, scheint die Aktion des Sprunges, die doch kaum eine Sekunde dauern kann, in der Angst seines Herzens viertelstundenlang.

So stand mein Freund noch immer wie angewurzelt seinen Zimmern gegenüber, verwandte keinen Blick davon, und wiewohl er die Scene mit angstvoller Aufmerksamkeit verschlang, zuckten ihm Hofmann und Magnetismus, Doppelgänger und Schwedenborg und alles Entsetzen der Geisterwelt durch den Sinn.

Indem sah er aus der matten Erleuchtung, welche die zwei letzten Fenster der Hausfronte überflog, daß die Thür seiner Schlafkammer geöffnet worden war; er sah den Bedienten mit den Lichtern hinein gehen, den Herrn folgen, bald darauf das Licht auslöschen und alles dunkel werden. Noch starrte er hinauf, das Licht erschien nicht wieder. Ihm war als höre er die Thür schließen, durch die der Bediente wegzugehen pflegte. Es ward Nacht vor seinen Sinnen, er hielt die Hand vor die Augen und blieb lange so stehen. Umsonst! die Versenkung in sein innerstes Gemüth gab ihm kein Licht. Gedanke über Gedanke stürmte dort auf und ab, und keine Welle legte sich zur Rast.

Lange stand er so, endlich war ihm, als ergriffe die Ruhe des Todes seine Seele; er wußte nicht ob er noch lebe. Er sah auf, das Licht der Sterne blinkte matter, die Schatten wurden blässer und der Sommermorgen schien langsam und leise hervorbrechen zu wollen. Völlige Stille umgab ihn; die Nachtigall hatte ihre Liebesklagen, ihr Glück und ihren Schmerz schon schweigen lassen, kein Heimchen rührte sich, kein Frosch in den benachbarten Teichen, die Welt schien in Morgenträumen versunken. Nur im fernen Walde, nach Osten zu, wo der Himmel sich lichter färbte, zogen Windstöße wie Nachzügler des Gewitters durch die Wipfel, und sandten die Klage ihres Daseyns, ein leises weinendes Echo, herüber.

Plötzlich erschütterte ein dumpfes Krachen die tiefe Stille. Der Lieutenant fuhr auf; es war nur ein Laut, dem wieder Stille folgte. Er sah sich nach allen Seiten um; er entdeckte nichts, was gefallen seyn konnte; am Himmel wie auf der Erde war Ruhe, und er glaubte endlich, die Explosion eines fernen Schusses gehört zu haben; er hätte vielleicht gar den Ton seiner erhitzten Einbildungskraft zugeschrieben und an seiner Wirklichkeit gezweifelt, wenn nicht ein paar Laute, wie von Personen, welche augenblicklich durch etwas im Schlafe gestört worden, die jedoch gleich wieder von demselben überfallen werden, aus dem untern Geschoß des Hauses zu ihm gedrungen wären. Ihnen folgte wieder die tiefste Stille. Unbeweglich stand er noch immer vor demselben, willenlos, wie ein Werkzeug höherer Geister, wie ein Wesen, welches unbekannten Umständen und unbekannten Gesetzen hingegeben ist, und den leitenden Faden nicht finden kann, der ihm Einsicht, Ueberzeugung und Möglichkeit zu handeln gewähren könnte. Doch der Morgen wand sich, eine herrliche Geburt, lichter und glänzender aus den Armen der Nacht, schwarze Wolken umlagerten den Osten, aber die Sonne trat siegend daraus hervor und überstrahlte sie im glühenden Triumph ihrer Heldenbahn. Allein die Ruhe der Dauer, des Bestehenden, der Legitimität endlich, meine Damen, um in den politischen Formen des Zeitalters zu sprechen, war noch nicht über die Erscheinung ergossen, und das Gestirn des Tages drohte in seinem feurigen Glanz wie ein Meteor unterzugehen; die Anfangs zerstreuten Wolken rückten wieder näher und näher, ihre drohende, concentrirte Finsterniß ergoß sich, der Strom einer lange verhaltenen Rache, in breiter Befriedigung über den Morgenhimmel, und seine glänzendsten Farben verschlang nach und nach, gleich einer befriedigten Begierde, ein einförmiges, mattes Grau. Es war, als wenn die Nüchternheit mit dieser Farbe in das Gemüth meines Freundes wieder zurückkehrte, und wie ein Lichtstrahl durchzuckte ihn der Gedanke: wie, wenn das alles das Werk eines Betrügers wäre, der zu irgend einem geheimen Zweck meinem schlaftrunkenen Bedienten meine Rolle vorgespielt hätte? Wenn ein Dieb — aber die Uniform, das heilige Kleid, was vor solchem Verdacht schützen sollte! Nun, er hätte sie ja vom Trödler haben können. Oder wenn es ein Streich meiner Kameraden wäre, und ich wäre der Narr gewesen, der sich so anführen ließ, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, den 23. Juni.

Ludwig Philipp und das deutsche Elsaß. Kunstausstellung.

Der König, welcher mit seinen beiden ältesten Söhnen, dem Herzoge von Orleans und dem Herzoge von Nemours, vier schöne Tage in unsern Mauern zubrachte, hat uns wieder verlassen. Die zahlreichen Nationalgarden und Truppen, die aus den Umgegenden gekommen waren, so wie die Menge von Fremden ziehen nun auch wieder nach und nach ab, und alles kehrt in unserm Straßburg zu dem alten Gange zurück. Aber der Eindruck, den die Gegenwart des ersten Bürgers im freien Vaterlande auf uns gemacht hat, wird uns ewig unauslöschlich bleiben. Waren es bei Karl X. die besoldeten und angestellten Herrn, der fanatische Priesterpöbel und sein Jesuitenanhang, so ist es hier das Volk, in seiner vollsten Blüthe, Selbstständigkeit und Kraft, welches für Ludwig Philipp Herz und Arme öffnete. Von den Feierlichkeiten, die gewöhnlich bei fürstlichen Einzügen stattfinden und zum Theil auch diesmal nicht fehlten, will ich den Leser nicht weiter unterhalten; einer Seite aber, einer Glanzseite im Aufenthalte des Königs und seiner Söhne im Elsaß will ich gedenken. Und wer hätte es glauben sollen, daß, mitten in der Seligkeit eines französischen Nationalfestes, jedem Elsäßer die Brust höher und stolzer schlug, geistig ein Deutscher zu seyn? Hatte schon Napoleon und später die Bourbonen ihr Möglichstes angewandt, um den deutschen Geist und Sinn, d. h. den eigentlichen Charakter, das ganze Leben des Elsässers zu verbannen und den ehrlichen, reichsstädtischen Straßburger, oder den alemannischen Landmann mit fremdem, französischem Holze zu bepfropfen, so hat uns Ludwig Philipp, unser gemüthliches, angeboren deutsches Wesen nicht gewaltsam zu verdrängen, sondern den alten Geist unserer Väter treu zu bewahren. In Pfalzburg schon, der lezten Festung Lothringens, gegen dem Elsaß zu, erklärte er dem protestantischen Pfarrer daselbst, den er gefragt hatte, ob er deutsch predige, er wolle auch von ihm deutsch angeredet seyn; er wolle als Elsäßer zu seinen elsässischen Mitbürgern ziehn. In Zabern wurde ihm von dem im ganzen Lande verehrten Inspektor Reichardt die protestantische Geistlichkeit der Umgegend vorgestellt. „Sie sind ein Deutscher,“ sagte Philipp, „ich sehe es an Ihren blonden Haaren und an Ihrem ganzen Gesichtsausdrucke; ich hielt mich selbst lange Zeit in Deutschland auf; ich liebe die Deutschen, ihre Herzen haben stets treu geschlagen.“ Ueberall auf seinem Zuge durch die blühenden Dörfer des schönen Elsasses grüßte er die Landleute in deutscher Sprache, die ihm rein und mit vieler Gewandtheit von den Lippen floß.

Der König kam in Straßburg an begleitet von seinen Söhnen, den Ministern Soult, d'Argoult u. s. w., der Straßburger Nationalgarde zu Fuß und zu Pferd und einigen schönen Kürassier-, Chasseur- und Linienregimentern. Den Zug schlossen mit grünen Zweigen, Blumenkränzen, Bändern und Fahnen umschlungene Wagen, in welchen die schönsten Landmädchen in ihrer eigenthümlichen Dorftracht saßen; eine Reiterschaar junger kräftiger Bursche umgab jede Gruppe.

Einige Stunden nach seiner Ankunft (5¼ Uhr), nachdem er den Großherzog von Baden, die beiden Markgrafen und die Gesandten der fremden Mächte empfangen hatte, fuhr der König in das Konzert, welches ihm die elsässische Musikgesellschaft *) gab und welches nur aus deutschen Musikstücken (der Ouvertüre von Oberon, dem Waldchor aus der Preziosa und einigen Bruchstücken nebst dem ganzen lezten Theil von Friedrich Schneiders Weltgericht) bestand. Den deutschen Text, welcher ausgetheilt wurde, legte der König nicht aus der Hand, und besonders der Herzog von Orleans folgte ihm immerwährend. Dieser hoffnungsvolle, blühende Jüngling ist im Studium der deutschen Sprache schon so weit gelangt, daß er unsers unvergeßlichen Arnolds im Straßburger Volksdialekt geschriebenes Lustspiel, der Pfingstmontag,*) vor einiger Zeit mit seinem Lehrer lesen konnte. Er wandte sich überall vorzugsweise an Straßburger, mit denen er deutsch sprechen konnte, und auf dem Balle, der den folgenden Tag gegeben wurde, drehte sich der französische Fürstensohn mit größter Gewandtheit und Fertigkeit in dem, von seinen Franzosen so gering geschäzten, deutschen Walzer.

Auch unsern Münster bestieg der König mit seinen Söhnen, und sein Blick verweilte mit Wohlgefallen auf dem herrlichen Rheinthale, das in üppiger Fruchtbarkeit und Reichthum auf der einen Seite vom Wasgau, auf der andern vom Schwarzwalde rings umschlossenen, wie ein paradiesischer Garten sich vor dem Auge ausbreitet. Er sah auch hier mit Freude die Namen der deutschen Männer, welche die Erwinspyramide, den Wächter am Rheinstrome, bestiegen: Goethe, Lenz, Klopstock, Stolberg, Lavater, Oehlenschläger, Schleßer u. a., die auf der Plateforme, der Uhr gegenüber, und auswendig, am Eingange, in den Stein des deutschen Gebäudes gegraben sind.

Wenige Tage nur vor der Ankunft des Königs kam unserm Maire der Gedanke, schnell noch eine Ausstellung der Produkte des Gewerbfleißes, der Künste und Wissenschaften des Elsasses zu veranstalten. Sie konnte deswegen nur sehr unvollkommen ausfallen, schien aber dennoch, schon ihrer reichen Mannigfaltigkeit wegen, des Königs und seiner Begleitung ganze Bewunderung zu erregen. Vorzüglich gefielen die herrlichen Silberarbeiten des berühmten Kirstein, den Ludwig Tieck bei seinem lezten Aufenthalte in Straßburg so bewundert und den ersten Künstler in diesem Fache genannt hat. Er hatte mehrere seiner kleinen Arbeiten in haut et bas-relief, meistens Gegenden aus dem Elsaß, und besonders gelungene Jagd- und Kriegsstücke aufgestellt, in deren Erfindung und Komposition er unerschöpflich ist. Vor allem aber strahlte die große Urne mit dem Zuge Alexanders aus Indien (einem Auszuge aus Thorwaldsens größerer Arbeit), welche er auf die Krönung Karls X. vollendet hatte; aber unter den vielen besternten und bekrönten Herrn fand er nicht Einen, der sich seines Kunstwerks annehmen wollte. Kirsteins Ruhm ist indessen seitdem nur gestiegen. Er verfertigte die prächtigen Vasen für Benjamin Constant, Lafayette und Haffner, und erhält täglich aus allen Weltgegenden reiche Bestellungen. — Von Helmsdorf waren zwei Ansichten von Rom ausgestellt, deren eine, erst kürzlich vollendet, von hohem Werthe ist; von Guérin der schlafende Jüngling Servius Tullius, dem die geheimnißvolle Flamme über dem Haupte glüht; eine sehr gelungene Scene, Gutenberg vorstellend, wie er seinen erstaunten Genossen Andreas Dryzehn und Johannes Faust den ersten Abdruck seiner Buchstabenerfindung vorzeigt, und ein sprechend ähnliches Bildniß unsers Professors der Medizin, Flammant. Von Ohmacht eine schöne Flora in weissem parischem Marmor, die lezte größere Arbeit des leider dem Grabe immer mehr sich zuneigenden, seelenvollen und anspruchslosen Künstlers.

(Der Beschluß folgt.)

*) S. über diese Musikgesellschaft und ihr vorjähriges Musikfest, Morgenbl. 1830, Nr. 166, 167 und 168.

*) S. Goethes höchst vortheilhafte Kritik dieses „lebendigen Idiotikons“ in dessen Kunst und Alterthum. 1820. Bd. 2, Heft 2.

Beilage: Kunstblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 162.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Juli 1831.

Schön ist es, wenn der Sommertag sich neigt,
Den Zaubersee, hoch von der Dole Rücken,
Wie Lunas Silberhörner sanft gebeugt,
Umragt von Riesengipfeln zu erblicken.

Matthisson.

Reisebilder vom Genfersee.

(s. Nro. 140.)

Zweiter Abschnitt.

Am Schluß des vorigen Abschnitts meiner Reisebemerkungen war ich von den Alpen bei Schloß Chillon an das Gestade des Sees gekommen. Von hier aus wollte ich die Dent de Jaman besteigen, zuvor aber noch das liebliche, üppige Clarens besuchen, wiewohl dieß ein kleiner Umweg ist. In diesem Zauberland ist aber nichts *Umweg*, denn wo man auch die Schritte hinwendet, überall ist neue, überraschende Anmuth. Jean-Jacques hatte Recht, die glühende Heloise hierher zu setzen in diesen wahrhaft südlichen Feengarten voll Orangen, Feigen, Myrthen und Lorbeeren, und dazu mit einem See und einer Umgebung, dergleichen Italien nirgends aufzuweisen hat. Es ist mir unbegreiflich, daß hier das weibliche Geschlecht bei aller Freundlichkeit und Gastlichkeit doch so sittsam und zurückhaltend ist. Genf sendet seine Lungenkranken hierher und nach Montreux, und wenn sie in diesem milden, reizenden Leman-Nizza nicht genesen, so ist alle Hoffnung verloren, und sie haben oft nicht einmal die Zeit, in ihre Stadt zurückzukehren.

Da wir die Dent de Jaman besteigen wollten, so gingen wir bei Clarens vom Weg ab und wandten uns aufwärts wieder dem Gebirg zu. Nach einem kleinen Stündchen kamen wir nach Chatellard; so heißt ein alter Schloßthurm, von dem die ganze umliegende Gemeinde ihren Namen hat. Diese Rittervefte wurde erst in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts von Joachim Gingins erbaut, dem seine treue Anhänglichkeit an das Haus Savoyen Gut und Leben kostete. Bald darauf erreicht man Brent, wo die Weinberge aufhören und die Weiden beginnen und schöne Tannen auf den Felsen herumstehen. Das Schloß Blonay stellt sich hier in seiner alterthümlichen Gestalt dar, mitten zwischen fruchtbaren Feldern und malerischen Bäumen. Weiter hinauf gelangten wir in das wunderliche Thomaythal. Da steht eine Felsenwand, die wohl dreihundert Fuß lang ist und auf der wilde Kirschbäume und junge Tannen stehen und herabhängen. Dieser Felsen ruht auf einer hohlen Basis von porösem Tuff, aus der reichliches Wasser heraus kömmt, das in die überhängenden Bäume und in das dichte Moos sikert und von ihnen als Regen herabträufelt. Darum wird denn der Felsen in der Landessprache Soé qui pliou genannt. Dieser Regen dauert zwar immer, am schönsten aber ist er nach einem Gewitter, denn dann ist er dichter und reichlicher. Wir brachten die Nacht im Dorf Charney zu, um mit des Tages Grauen auf die Dent de Jaman zu steigen. Es ist ein wahrer Felsenzahn, den man nicht ganz leicht besteigt. Als wir hinauf kamen, war die Sonne noch nicht aufgegangen. Wie ein schönes mystisches Gedicht lag der See in Halbdunkel vor uns, und die großen Bergzüge des Montblanc und der Jungfrau lagen nur in großen Massen da. Alles Einzelne war noch in Dunkel gehüllt. Jezt blickten die ersten Sonnenstrahlen

über die Walliser Hochalpen, und mit ihnen bildete sich ein Nebel, der sich auf den See und das untere Land legte; nur die Höhen sahen heraus. In einem Augenblick spiegelten sie sich alle in dem Nebel, aber viel deutlicher, bestimmter und ruhiger als in der Fluth. Nichts ist schöner als die Felsen von Meillerie in diesem Nebelspiegel. Wie ein Meeresarm fluthete er durch das Alpenthor von Villeneuve durch und breitete sich als großer Golf über ganz Wallis aus. Bald darauf begann die Sonne mit diesem Nebel zu kämpfen und drängte ihn immer mehr in die Tiefe zusammen; ein wahrer Titanenstreit. In einer Stunde war er entschieden. Es entstanden Risse in dem Heer, und in einzelnen Streifkorps flüchtete es sich in die Schluchten und engen Thäler, wo der Feind noch nicht eindringen konnte. Auch an den hohen Berghäuptern zogen dünne Nebelflocken herum, und es war mir, als sähe ich Elfen und Sylphen darin. Endlich, gegen zehn Uhr, war Alles klar und gelichtet. Der See lag unter uns wie eine diamantene Mondssichel, in Südwesten die Riesenmauer der Faucignygletscher, auf welcher der Montblanc wie ein Wartthurm steht, oder wie ein alter Kriegsmann mit weißem Haupt, der hier Wache hält, auf der Mark zwischen Süd- und Mitteleuropa. Zu ihm hinüber schaut eine Jungfrau, weiß wie er, die sich zu fürchten scheint vor den finstern, schrecklichen Hörnern und Mönchen, die bei ihr stehen. Doch die herrliche Rosa, ihr gegenüber, die aus dem Himmel herabzuhängen scheint, macht ihr Muth, denn auch sie hat tüchtige Nachbarn, die ihr aber doch die goldene Krone nicht nehmen können. Weit tiefer herab, nach allen Richtungen, wimmelt's von Bergen aller Gestaltung, die den Menschen unten hoch vorkommen, sich hier oben aber ganz bescheiden hinstellen. Da ist z. B. der Freiburgische Nachbar Molesson, den die Römer moles summa nannten und der sich auch als ein ganz ansehnliches Bergjoch in die Höhe baut; auf der Dent de Jaman aber verliert er viel von seiner Reputation. Es ist ein Kleines, hier bei heiterem Wetter den Pilatus und die lezten Jurahöhen in Frankreich zu sehen, oder die Hasenmatt bei Solothurn und den Montrosa.

Mit Mühe rissen wir uns gegen Abend von unserm hohen Sitz los, um noch vor Nacht nach Chateau Blonay zurückzukommen, wo wir übernachten wollten. Dieser alte Rittersitz hat noch ein gar stattliches Aussehen, und man sieht, daß er einst reichen Baronen gehörte. In der königlichen Bibliothek zu Turin wird ein altfranzösisches Manuscript bewahrt, in dem das Schloß und seine Besitzer eine bedeutende Rolle spielen; und da es recht die Farbe der Zeit wiedergibt, so mag es als eine historische Novelle aus jenen Tagen hier stehen.

„Viele Edelleute, Vasallen des herzoglichen Hauses Savoyen, bankettirten in Turin beim Herrn Herzog, meinem Herrn, und seiner Gemahlin. Einige Ritter waren verheirathet, andere unverehlicht. Nach viel lustigem Gespräch kam die Rede auch auf den Ehe- und Junggesellenstand, und da in der Lust des Weins die Worte nicht Maaß noch Ziel haben, so wurde eifrig über beides hinüber und herüber gesprochen. Unter den Gästen war auch Messer Simon von Blonay, der große Güter im Chablais und auf der andern Seite des Sees besaß, sich auch in den Genfer Turniren besonders ausgezeichnet hatte. Er war erst seit Kurzem mit einem schönen Fräulein von Gruvères verheirathet. Dieser behauptete nun, daß die Verehlichten im Krieg und in Allem den Junggesellen in Nichts nachständen, daß sie nicht weniger tapfer und tugendhaft seyen, daß sie nicht weniger Lob und Ruhm verdienten, und daß er dieß Alles mit Lanze und Schwert gegen jeden verfechten wolle, der anderer Meinung sey. Gegen den von Blonay erhob sich als Kämpfer für die Unverehlichten der savoyische Ritter Corsant. Der Herr Herzog wurde als Schiedsrichter angerufen. Und da die Sache nicht aus Haß und Zorn hervorgegangen, sondern nur zum ritterlichen Vergnügen, Zeitvertreib und Waffenübung dienen sollte, so gab er seine Erlaubniß zum Streit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Doppelgänger.

(Beschluß.)

Das Flüstern der Soldaten auf der Wache fiel ihm ein, und ihm war, als dürfte es mit dieser Idee in einiger Verbindung stehen; doch jezt fing der Himmel an, sich in einzelnen Tropfen auf die Erde herabzulassen, die dichter und dichter wurden, bis endlich ein feiner, thauartiger Regen, alles durchdringend, niederfiel, und meinem armen bivouakirenden, übernächtigen Freund noch übler mitzuspielen drohte, als ihm schon geschehen war. Schon fing sein Haar an — vermuthlich wollte es das Schicksal, welches ewig nach dem Gesetz der Kontraste verfährt, für seine unfreiwillige Erhebung in der Nacht demüthigen — sich, niedergedrückt durch den reichlichen Thau des Morgens, mehr zu senken als zu sträuben, und sein ganzes Nervensystem empfand eine gleich niederschlagende Wirkung, vermuthlich Folge der niederschlagenden Tropfen, die ihm von oben administrirt wurden. Fast unfreiwillig näherte sich mein Freund dem Hause und klingelte. Niemand öffnete. Er stand lange, und zog und riß an dem hallenden Drahte; endlich kam die Hausmagd in Pantoffeln und etwas leichter Toilette an, fragte verdrießlich: „Wer ist denn da schon so früh?" und öffnete auf die beliebte und gebräuchliche Antwort „Ich," die Thüre und zugleich ein Paar große Augen, da sie

den „Herrn Lieutenant“ erblickte. Er stieg die Treppe hinauf, sie sah ihm lange nach.

An seinem eigenen Vorzimmer läutete er wieder ziemlich lange, ehe sein Soldat gähnend die Thür aufmachte, und respektvoll und eilig zurücktrat, als er den eigenen Herrn *sah*. Dennoch konnte er sich nicht enthalten *auszurufen*: „Herr Lieutenant, sind Sie denn schon so *früh ausgewesen*?“ — „Einfältiger Kerl!“ rief der *Lieutenant*, auf den höchsten Grad der Verdrießlich*keit gebracht*, „ich komme ja erst nach Hause!“ — „Erst?“ *sagte* verwundert der Soldat, schwieg aber sogleich in ge*wohnter* Subordination, und selbst erschrocken über seine Kühnheit, sie einen Augenblick vergessen zu haben. „Nun ja, Du weißt ja, daß ich bei — soupirt habe,“ erwiederte mein Freund. „O von dort sind der Herr Lieutenant ja schon lange wieder zurückgekommen!“ rief der Mensch aus. Ein kalter Schauer zog meinem Freunde durch die Glieder, aber er faßte sich und sagte mit erkünsteltem Zorn: „ich glaube der Narr hat geträumt!“ — „Mein Gott, Herr Lieu*tenant*, ich habe Sie ja selbst ausgezogen! Sie waren ja so still, daß ich mich darüber wunderte, und —“ hier lächelte der Soldat. Sein Herr bemerkte es und ahnete den Verdacht des Dieners, er war ihm aber zu unwichtig, einen Augenblick weiter daran zu denken; er wußte sehr *gut*, daß er nicht betrunken gewesen sey, aber *jezt fürchtete* er, wahnsinnig zu werden. Er griff an seine Stirn — sie war so heiß, daß sie des durchnäßten Haares, welches darüber hing, zu spotten schien. Er dachte an seinen Tod und wagte kaum die Thür seines Zimmers zu öffnen; der Soldat hatte es jedoch schon gethan. In der Stube war alles unverändert. Der Offizier faßte sich noch einmal; er wollte der Sache auf den Grund kommen. „Wo hast Du meine Uniform hingelegt?“ fragte er den Diener, in seine Ideen eingehend. „Auf dem Stuhl *dort* lag sie; der Herr Lieutenant haben sie ja wieder angezogen,“ *erwiederte* dieser, mit der seligen Schlauheit eines Pinsels lächelnd, der die Gelegenheit, andere auszulachen, um so wonnevoller genießt, je seltener sie sich ihm bietet. Der Lieutenant biß sich in die Lippen und stampfte mit dem Fuß. Der Soldat brachte schnell sein Gesicht in ernstere Falten und zog sich hinter den Herrn zurück, wo er sich vor dem Spiegel etwas zu schaffen machte. Dieser achtete seiner nicht; nicht das Lächeln des Dieners hatte ihn erzürnt; die Unmöglichkeit, auf eine Spur zu kommen, welche die räthselhaften Vorgänge der Nacht ergründen hülfe, verursachte in ihm einen Ausbruch verzweiflungsvoller Wuth. Aufs Aeußerste getrieben, wollte er Alles wissen, die Ungewißheit enden, es möge kosten, was es wolle, und heftig ging er auf die Kammerthür zu, sie zu öffnen. Auf dem Griff zitterte jedoch seine Hand; er vermochte es einen Augenblick nicht, ihn niederzudrücken; endlich aber wich er seiner Begierde oder seiner Angst; die Thür ging indessen nicht auf. „Sie ist geschlossen; den Schlüssel!“ rief er dem Bedienten gebieterisch zu. „Sie muß ja offen seyn,“ erwiederte dieser mit einem Phlegma, das den Herrn außer sich brachte. „Ich habe den Schlüssel nicht, er steckt inwendig.“ Der Mensch lehnte seine schwerfällige Masse an die Thür, die um etwas weniges wich, so daß man sah, sie sey nicht verschlossen; aber weiter wollte sie sich nicht öffnen, und die Spalte war nicht groß genug, hindurch zu sehen; sie schien von innen zugehalten zu werden. „Triumph, Betrug!“ rief der Lieutenant, „meine Pistolen her!“ Maschinenmäßig reichte sie ihm der Soldat vom Tische hin, den Blick verwundert bald auf die Thür, bald auf den Herrn gerichtet. Dieser war mit einem freudigen Sprunge an die Thür getreten und rannte so heftig dagegen, daß sie seinem Stoße wich und halb aufsprang; versteinert blieb er vor ihr stehen. — „Potz alle Wetter,“ rief der Soldat, „was ist da passirt!“

Die Decke des Zimmers war in der Nacht zum Theil eingefallen; das Bett des Offiziers lag zertrümmert und hin und wieder zu kleinen Splittern zerschlagen vor seinen Füßen. „Das ist ein Glück, daß Niemand darinne schlief und daß der Herr Lieutenant so früh ausgegangen sind!“ rief der hartnäckige Soldat, den Schauplatz der Zerstörung näher besehend.

Mein Freund hörte ihn nicht mehr; er war in die Knie gesunken, Thränen freudiger, dankbarer Rührung entfielen seinen männlichen Augen; er betete die geheimnißvollen Wege einer ewig wachenden Vorsehung an, welche auch die Haare auf unserm Haupte gezählt hat und ohne deren Willen kein Sperling fällt.

*

Der Offizier schwieg und sah sich mit einiger Selbstzufriedenheit im Kreise um; so nah grenzen — **povera umana razza!** — unsere reinsten Augenblicke an unsere schwächsten! Welt und Himmel sind auf dieser Erde in ewiger Wechselwirkung, und den Weg vom Zenith zum Horizont, wo der Himmel die Erde küßt, zu durchfliegen, bedürfen die Gedanken der Menschenherzen, gleich der Sternschnuppe, nur eines Augenblicks.

Es schien auch wirklich seine Geschichte einige Sensation, vorzüglich bei den Damen, gemacht zu haben, welche ihn seit diesem Abend zu seiner Zufriedenheit mit großer Auszeichnung behandelten; selbst die neckende Nachbarin pflegte ihn seitdem öfter über Berlin und die „Berliner Kanzelredner“ zu befragen, worüber er ihr denn auch immer gern die weitläufigste und befriedigendste Auskunft gab.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

Der Peters- und Paulstag.

Der Peters- und Paulstag, oder, wie hier allgemein gesagt wird, **la Festa di s. Pietro**, beginnt schon am Vorfesttage (**Vigilia**), am 28. Juni, wo um Mittag und bei Untergang der Sonne (um vierundzwanzig Uhr) auf der Engelsburg die Kanonen gelöst werden. Ein ähnliches Feuern findet am Sonnabende vor Ostern gleichfalls statt, aber nur einmal, und zwar am Morgen im Augenblick, wo während der Messe das **Gloria in excelsis Deo** ertönt; indessen wird die Stelle der zweiten Salve durch das Läuten aller Glocken um Mittag, welches die vom grünen Donnerstage Mittag an stattgehabte Fesselung der Glocken als aufgehoben andeutet, ersezt wird. Gegen sechs Uhr (zweiundzwanzig nach römischer Art) begibt sich der Pabst, er mag in dem Vatikane oder auf Monte Cavallo wohnen, in die Sixtinische Kapelle, wo er, mit dem päbstlichen Ornate angethan und von den Kardinälen und seinem übrigen geistlichen Hofstaate begleitet, auf dem Tragsessel (**Sedia gestatoria**) durch den königlichen Saal und die königliche Treppe hinuntergetragen wird. Unten an derselben, und zwar unmittelbar vor der Statue Konstantins, auf dem Absaze, der rechts in den großen Porticus der Kirche führt, hält der Zug an und ein päbstlicher Protonotarius liest, vor dem Pabste stehend, die bekannte Protestation gegen den König beider Sizilien ab, welcher ehemals und bis 1788 an diesem Tage als Lehnsvasall des päbstlichen Stuhls den bedungenen Tribut, in einem weißen Zelter (**Chinea**) und siebentausend Golddukaten bestehend, entrichten lassen mußte, seit dem gedachten Jahre aber dieser Obliegenheit sich entzogen hat. Tag und Ort scheinen bei dieser Protestation mit Fleiß gewählt worden zu seyn; denn noch heute werden sämmtliche, der päbstlichen Kammer zustehende Lehnsgefälle an demselben Tage bezahlt, und der Ort ist insofern bedeutsam, als der Kaiser Konstantin als der erste Gründer des päbstlichen Gebiets (**Patrimonium Petri**) betrachtet werden muß. Nach Beendigung dieser Formalität begibt sich der Zug rechts durch den Porticus in die Peterskirche, wo der Pabst, nachdem er unter dem Porticus mit Militärmusik empfangen worden ist, die päbstliche Vesper (**Vespro Papale**) anstimmt. Diese Vesper, wie alle, welche am Vortage eines Festes stattfinden, wird die erste Vesper (**i primi Vespri**), die Vesper am eigentlichen Festtage aber die zweite Vesper (**secondi Vespri**) genannt. Während der Vesper, welche vor dem päbstlichen Altare (**Altare della Confessione**) gefeiert wird, singen die päbstlichen Sänger, und einer der zwölf Oberappellationsräthe gibt dem Pabste den Ton zu der ersten Antiphona an. Nach der Vesper begibt sich der Zug in derselben Ordnung in die Sixtinische Kapelle zurück. Unterdessen hat, bei herannahender Dämmerung, die Erleuchtung der Kuppel und der Façade der Peterskirche begonnen und wird fortgesezt bis etwa ein Viertel nach acht Uhr, wo sie in der Regel vollendet zu seyn pflegt. Das Volk steht haufenweise und sieht gaffend den Handlangern zu, welche wie die Kazen an der Kuppel und der Façade herumklettern, um die Laternen anzuzünden. Die Illumination findet in zwei verschiedenen Abtheilungen statt. In der ersten wird mit weißpapiernen Laternen, etwa einen mittlern Fuß hoch, in welchen ein Talglicht brennt, erleuchtet. Die Kuppel besteht bekanntlich aus sechszehn, durch Rippen in der Länge von einander abgesonderten Feldern, welche ihr die Gestalt und Ansicht einer halben Erdkugel, in ihre Längengrade abgetheilt, geben. Von diesen Rippen sind nur acht, oder die Hälfte der Kuppel, nach dem Petersplaze oder, was dasselbe sagt, nach der bewohnten Stadt zu sichtbar, und nur diese werden erleuchtet; der hintere Theil, nach dem Vatikanschen Berge zu, bleibt dunkel. Jede der acht Rippen wird in ihrer Länge mit dreißig, und der doppelte Ring am untern Theile der Kuppel je mit eben so vielen Laternen (**Lanternoni**) erleuchtet. Der obere Ring der Kuppel unter der sogenannten Laterne enthält, so wie leztere, ihres geringen Umfangs wegen, nur wenig Laternen; auf dem Kreuze brennen sechs, außerdem in jeder der drei Lucken, welche sich in jedem der besagten acht Felder befinden, eben so viele.

(Die Fortsezung folgt.)

Straßburg, den 23. Juni.

(Beschluß.)

Kunst- und Industrieausstellung. Abreise des Königs.

Von Friedrich, einem Schüler Thorwaldsens, war unter andern in dieser Kunstausstellung das sehr gelungene Modell eines Napoleon für die Vendômesäule ausgestellt, welches aber zu spät zum Konkurs eingegangen war. Buchhändler Grucker, einer unserer Virtuosen, führte den König zu einem, von ihm zum Theil erfundenen Harmonikaklavier; der König bat ihn um deutsche Musik. Der Künstler spielte ihm einige Stücke von Mozart und Beethoven, worauf der König entzückt ausrief: „Das ist ächte deutsche Musik! einen Mozart und Beethoven hat nur Deutschland!“

Außer diesen Kunstprodukten waren noch eine Menge anderer Erzeugnisse des Gewerbfleißes, der Manufakturen u. s. w. ausgestellt, besonders schöne Tapeten aus der Vannésschen Fabrik, Wachstücher, Waffenrüstungen, Flinten, Säbel, Eisenwaaren u. s. w. die in aller Schnelligkeit als Zeugen des vielseitigen Handels und Wandels unsers Elsasses prangten. Besonders gefiel noch eine Sammlung aller elsäßischen Früchte, in Wachs geformt, von Mlle. Böhm, und täuschend ähnlich.

Der König verließ Straßburg, wie es scheint, mit tiefer Rührung; er versicherte, nirgends so herrliches Land, so gemüthliche Bewohner, so vielen Sinn für Kunst, Wissenschaft und Gewerbfleiß gefunden zu haben, als im Elsasse, und versprach, dasselbe bald wieder zu besuchen. Er ritt unter immerwährendem Grüßen und Hutbschwenken in einer einfachen Nationalgardenuniform, die ihm ein gewandter Straßburger Schneidermeister sich in der lezten Nacht verfertigt hatte, begleitet von dem Segen Aller, zu unsern Thoren hinaus.

Es fehlt nicht an Anekdoten, Anreden, Antworten u. s. w., die man von dem Könige und seinen Söhnen erzählt und die jezt von Mund zu Mund schweben. Ich will sie dem Leser aber alle vorenthalten; nur das will ich ihm noch sagen, daß dem Könige und seinen Söhnen unser Straßburger Lagerbier, das sie auf dem Polygon, gemeinschaftlich mit Soldaten und Nationalgarden, tranken, herrlich mundete und der König überzeugt ward, daß auch dieser Haupt- und Lieblingszweig des Straßburger Bürgerthums in höchster Blüthe sey.

Wundern soll es mich aber bei alle dem, wenn wir nicht bald von Paris aus lesen: es werde daselbst nichts mehr als der deutsche Walzer getanzt, deutsche Sprache nur finde Eingang in die hohen Cirkel. Dann wird auch in unserm Straßburg und Elsaß hie und da mancher pretiöse Herr à quatre épingles und manches süßliche Fräulein wieder zu ihrer angebornen, natürlichen Muttersprache zurückkehren, oder sich wenigstens nicht mehr schämen, einem Lande anzugehören, welches geistig deutsch ist und bleiben wird, so wenig es in politischer Hinsicht sein Frankreich hingeben würde.

A—st St—r.

Beilage: Literaturblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 163.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juli 1831.

Ha! ha! das ist in eurer Art!
Ihr seyd ein Schelm, wie ihr nur immer wart!

Goethe.

Faustische Scenen.
(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Mephistopheles
(in Fausts Vaterstadt, vor einem Wirthshause).

In Einsamkeit, ohn' allen Zeitvertreib
Muß nach und nach die Ursprungsgluth erkalten;
Ich muß, wie David seinen welken Leib,
Mit *frischen* Seelen warm mich halten.
Doch kühlt *die* Einsamkeit, so scheint's, nur *mir* die Flammen;
Die Menschen führt sie eh' mit mir zusammen;
Ja, wer sie so in Mißkredit gebracht,
Der nehme sich vor meinem Zorn in Acht!
(Er tritt in die Wirthsstube. Wirth und Wirthin.)
Ich bliebe gern in diesem Haus bis morgen;
Wollt ihr für Trunk und Bett mir sorgen?

Wirthin.

Gar gern; an welchen Wein wollt ihr euch halten?
Befehlt ihr neuen oder alten?

Mephistopheles.

Von ziemlich altem hätt' ich gern;
Habt ihr ein Faß so alt wie ich etwa?

Wirth.

Laßt mich die Zähne sehn! ich denke: ja!
Wie jung, Susanne, schätzst du wohl den Herrn?

Wirthin.

Er wird wohl jünger seyn als du,
Denn du gehörst schon zu den Schecken!

Wirth.

Du wirfst dich freilich jedem Manne zu,
Und willst an jedem Topfe schlecken!

Mephistopheles.

Unendlich müßt' ich, daß ich kam, bereu'n,
Wenn es geschah, euch zu entzwey'n!
Doch wollt ihr mich einmal taxiren?

Wirthin.

Ihr werdet wohl die Vierzig bald passiren?

Mephistopheles.

Viel älter!

Wirthin.

Funfzig? sechzig? nicht genug?
Nun, euer Alter will ich nicht erfragen!
Doch euer Handwerk will ich sicher sagen:
Ihr gehet um mit Schimpf und Lug und Trug!
Das konnt' ich von so proprem Herrn nicht hoffen!

Mephistopheles.

Ihr habt es besser, als ihr glaubt, getroffen!
Laßt's gut seyn! gebt mir alten Wein,
Und schenkt dazu mir Neuigkeiten ein!
Wie stehts mit den berühmten Professoren?

Wirth.

Den Besten haben kürzlich wir verloren,
Den Faust; ein Anverwandter meiner Frau'n;
Er borgte jüngst von mir ein schön Stück Geld;
Dem Doktor, glaubt' ich, darf man trau'n,
Nun ist er fort in alle Welt!
Man sagt, er habe sich dem Teufel gar versprochen,
Ein Krämer bracht' es von der Meß',
In Ulm hab' der ihm das Genick gebrochen,
Nachdem er lang gebuhlt mit 'ner Prinzeß
Und einen Fürstensohn erstochen.

Mephistopheles.

Er lebet sicher noch. Tragt ihr etwa Verlangen,
Den Doktor wieder einzufangen,
So könnt' ich euch vielleicht behülflich seyn;
Dann sollt' er seinen Lohn empfangen
Und sterben in der Flammen Pein.
Der Kuhhaut wird vorangespannt ein Rappe
Und auf der Stirne prangt die Teufelskappe!

Wirth.

Huhu! was faselt er von solchem Mordspektakel?
Er meint, ich würde müssig stehn,
Den Vetter meiner Frau an einer Fackel
Lebend'gen Leibes braten sehn?
Nehm' er nicht mehr dergleichen in den Mund,
Ich lasse sonst den Hofhund von der Kette!

Mephistopheles.

Ihr habt zu eurem Zorn nicht Grund;
Zeigt mir den Weg, ich will zu Bette.
(Ab mit einem Burschen.)

Wirth.

Ich krieg' es gar nicht mehr aus meinem Kopf;
Der Doktor auf dem Scheiterhaufen!
Am Ende nähm' man auch noch mich beim Schopf!
Die Wirthschaft müßt' ich wenigstens verkaufen!
Ein andrer kocht bei meinen schönen Kohlen;
Ja, deine Sippschaft soll der + holen!

Der Bursche stürzt herein.

Helft! Helft!

Wirth.

Was ist?

Der Bursche.

Das Bett verbrennt!
Der Herr hat sich drin abschattiret,
Mit Schwefel und mit Operment
Sich feuerroth drein figuriret.

Mephistopheles (tritt ein).

Der Angeklagte folgt sogleich dem Kläger;
Der Spaß ist nicht der Rede Werth.
Zum Abschied wißt: ich bin ein Jäger,
In tausend Künsten sehr gelehrt.
Mein Alter wollt' ich vorhin euch nicht sagen;
Merkt auf! da liegt der Haas im Salz:
Ein Stück aus meinen Kindertagen
Ist die Erinnerung des Sündenfalls!
Was ich bei euch verdorben und genossen,
Zahl' ich mit dem, was ich zulezt geschossen,
Ihr findet's vor der Thür; die Rechnung trifft genau:
Den Hirsch für euch, für eure Frau die Sau!

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Es sollten zwei Rennen mit der Lanze und hernach funfzehn Gänge mit dem Schwert — nicht weniger und nicht mehr — stattfinden, und zwar unter folgenden Bedingungen: der Besiegte solle um Gnade und Vergebung bitten (crier merci). Unterliege der Champion der Verheiratheten, so solle er Mademoiselle von Savoyen und die andern Kinder der herzoglichen Familie, und außerdem noch dasjenige Mädchen aus dem Savoyerland um Gnade und Vergebung bitten, das der Sieger bestimme. Unterliege hingegen der Champion der Unverehlichten, so solle er die Herzogin von Savoyen, die andern verheiratheten Prinzessinnen des herzoglichen Hauses und die junge Frau von Blonay um Gnade und Vergebung bitten. So war denn Alles verabredet und vorgesehen. Am 12ten Mai 1504 trafen die beiden Ritter glänzend bewaffnet und beritten auf dem Turiner Schloßplatz zusammen, wo der Kampf gehalten werden sollte. Es wurden ihnen Lanzen gereicht, mit denen sie hart gegen einander rannten. Sie trafen sich beide so heftig auf den Brustharnisch, daß sie sich stark rücklings bogen, aber doch nicht bügel- und sattellos wurden. Die Lanzen zersplitterten in tausend Stücke, es wurden ihnen deßhalb andere gereicht, und beim zweiten Rennen brachte Messer Blonay seinem Gegner einen so heftigen Lanzenstoß bei, daß der Sattelgurt riß und er mit dem Sattel zu Boden fiel. In einem Augenblick war er jedoch aus den Bügeln, zog sein Schwert und wollte den zweiten Theil des Kampfs beginnen. Wiewohl nun der zur Erde gefallene Messer Corsant nach strengem Turnierrecht nicht mehr zu Pferd hätte steigen dürfen, so war doch sein Gegner viel zu ritterlich gesinnt, um den Unfall zu benutzen. Er lud Corsant vielmehr ein, ein anderes Pferd zu besteigen. Dieß geschah, und nun hieben sich die beiden Ritter so

mächtig herum, daß aus dem Scherz bitterer Ernst wurde, und wahrscheinlich ein Unglück erfolgt wäre, wenn der Herzog nicht seinen Handschuh zwischen die Streiter geworfen und dabei mit lauter Stimme erklärt hätte: die Ehre des Siegs und des Turniers gehöre dem Ritter der Verehlichten, der Champion der Unverheiratheten aber habe sich wacker und tapfer gehalten. Nachdem sich nun Corsant ein Bischen erholt, kniete er vor der Herzogin nieder und bat sie um Gnade und Vergebung, dann vor den andern Damen des savoyischen Hofs und zulezt wandte er sich an Messer Blonay und erkundigte sich, wo sich seine edle Gattin aufhalte, damit er der Uebereinkunft nach auch sie um Gnade und Vergebung bitten könne. Dieser aber erwiederte ihm mit aller ritterlichen Zierlichkeit: „tapferer und edler Ritter, ich vermag Euch nicht genau anzugeben, wo meine Frau eben jezt Haus hält, ob in St. Pol de Meillerie im Chablais, oder auf Schloß Blonay in Vaulx.“ Wiewohl nun der Weg von Turin nach dem See lang und gefährlich ist, so stand Messer Corsant doch nicht an, sich sogleich mit seinen Knappen auf die Reise zu machen und über die Gebirge zu ziehen. Nach St. Johannis kam er endlich in St. Pol an, fand aber die edle Frau von Blonay nicht da. Deßhalb fuhr er in einer Barke über den See nach Vevey, von wo er sich sogleich nach Schloß Blonay verfügte. Vor dem Schloß stehen einige alte Nußbäume, welche dichten Schatten geben. Darunter saß eine junge Frau, die ein Kind stillte, und hinter ihr stand die Amme. Der Führer, welchen Corsant von Vevey mitgenommen hatte, um sich von ihm den Weg zeigen zu lassen, sagte ihm, die junge Dame sey die Frau von Blonay selbst. Corsant näherte sich ihr also stillschweigend und ehrerbietig, kniete vor ihr nieder und bat sie um Gnade und Verzeihung. Man kann sich ihr Erstaunen denken und ihre Verlegenheit. Doch faßte sie sich bald, bat ihn, aufzustehen, neben ihr Platz zu nehmen und ihr den ganzen Zusammenhang der Sache zu erzählen. Corsant berichtete nun umständlich den ganzen Hergang, den Streit über die Verehlichten und Unverehlichten, den Kampf, Ritter Blonays Sieg und seine, des Unterliegenden, Verbindlichkeit, die Frau von Blonay um Gnade und Vergebung anzurufen; er bitte sie daher, ihm darüber eine förmliche schriftliche Quittung auszustellen, daß er bei ihr seiner Pflicht nachgekommen. Hierauf erwiederte ihm die junge Frau: „Herr Champion der Unverehlichten! kein Mensch wird läugnen, daß Ihr ein würdiger und edler Ritter seyd, indessen darf Euch eine kluge Hausfrau, die Niemanden um sich hat, als einige Dienerinnen und einen Kapellan, nicht in ihrem Schloß aufnehmen, so lange ihr Eheherr abwesend ist. Ich bitte Euch daher, nach Vevey zurückzukehren, Euch da die Nacht wohl auszuruhen, und morgen gegen Mittag wieder zu mir zu kommen, um die Quittung und den Abschiedstrunk zu empfangen.“

So geschah es auch. Am folgenden Mittag ritt Messer Corsant in Blonay ein; zahlreiche Dienerschaft empfing ihn und er wurde in den großen Saal geführt, wo er ein herrliches Mahl bereitet und eine Menge Verwandte, Freunde und Nachbarn der Blonayschen Familie versammelt fand; die kluge Frau Catharina hatte den Ritter auch darum entfernt, um freie Hand zu ihren Anstalten zu haben; denn kaum war er fort, so sendete sie reitende Boten nach allen Seiten mit Kunde und Einladung. Dadurch war es möglich geworden, den Herrn Grafen Anton von Gruyères, der auf Oex Haus hielt, mit seinen zahlreichen Pagen und Knappen, desgleichen die Herren Hubert von Aubonne, Hugo von Chatelard, Nikolaus von Gumoens, Amadeus von Puisdor, Bertram von Duins, den Burgpfleger von Chillon und den alten Kaplan Anselm von Tavel zu versammeln. Beim Banket war man sehr lustig und aufgeräumt, und nach Landessitte wurde bis an den folgenden Morgen gezecht. Messer Corsant war den meisten Rittern aus der Gesellschaft schon bekannt, und die ihn noch nicht kannten, mußten ihn wegen seines feinen Betragens und wegen seiner schönen Gestalt liebgewinnen. Gegen das Ende des Mahls stand er auf, nahm einen vollen Pokal in die Hand, trank auf die Gesundheit der edeln Hausfrau und sagte dabei: „Es ist wahrhaftig nicht zu meinem Schaden, sondern vielmehr zu meinem großen Vortheil und Vergnügen ausgeschlagen, daß ich von Messer Simon besiegt worden bin, denn ohne diese Niederlage wäre mir nicht die Ehre und das Vergnügen zu Theil geworden, welche ich jezt genieße; auf diese Weise bewährt sich auch der Wahlspruch altius auf meinem Wappenschild; ich sehe auch wohl recht gut ein, daß ich eine Frau nehmen muß, um künftig die Sache der Verehelichten besser zu vertheidigen, als es mir mit den Unverheiratheten gelungen ist.“ Damit wandte er sich mit sonderbarem Anstande zu dem Fräulein Jolarda von Villette, das neben ihrer Base, der Frau Catharina von Blonay, saß. Es war ein schönes, sittsames, wohlgebornes Mädchen, aber Waise und arm; deshalb sollte sie unverzüglich in einem Kloster zu Orbe als Nonne eingekleidet werden. Kaum wagte sie zum Ritter aufzusehen, und ward dabei über und über roth. Endlich stand man auf; Alle verließen den Saal, nur Messer Corsant blieb noch, als wenn er sich noch besonders bei der Hausfrau bedanken wollte. Als sie endlich fast allein waren, sagte er zu ihr: „edle Frau! Ihr seyd so schön als tugendhaft, Dank und Preis wird Euch von Jedem, der Euch kennt, treue Liebe von Eurem Gemahl. Ich habe eine Bitte an Euch, schlagt sie mir nicht ab.“ — „Sprecht frei, Herr Ritter, wenn's in meiner Macht steht, und sich mit meiner Pflicht gegen Gott und meinen Gemahl verträgt, so will ich sie Euch erfüllen.“ — „Nun, so bitte ich Euch, edle Frau, um

Vorsprache bei Eurer schönen Base, damit ich von nun an die Sache der Verehlichten vertheidigen könne." — Bei diesen Worten schlug das Fräulein ihre großen blauen Augen nieder und Frau Catharina erwiederte dem Ritter mit freundlichem Lächeln: „Wenn ich Euch recht verstanden habe, so möchtet Ihr unser Vetter werden, tapferer Herr? Wenn's das Fräulein zufrieden ist, so glaube ich, daß es uns nicht schwer werden soll, aus dem Junggesellen einen guten Ehemann zu machen." Jolonda ward einmal über das andere roth und konnte lange kein Wort hervorbringen. Endlich konnte sie ihre Liebe zum schönen Ritter so wenig verbergen, als früher ihre Furcht vor dem Kloster. Kaum hörbar sagte sie zu ihm: „Ich bin es zufrieden, wenn mein Herr Vetter von Blonay, der mich für's Kloster bestimmt hat, einwilligt." Ueber diese Antwort war Ritter Corsant höchlich erfreut und trabte bald darauf lustig nach Vevey zurück. Hieher kam auch Messer Blonay nach vier Tagen von Turin zurück. Als er den Vorgang vernahm, war er höchlich darüber erfreut und beschloß, eine prächtige Hochzeit in seinem Schlosse auszurichten. So geschah es auch, und Alles, was die Umgegend in Gruyères, im Pas d'En-Haut, Savoyen, Genf und Vaulx an Rittern und schönen Edelfrauen Ausgezeichnetes hatte, das war da mehrere Tage versammelt, und noch jetzt erzählen sich die Enkel von Messer Simon und Messer Corsant von der großen Hochzeit auf Blonay."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Peters- und Paulstag.

Die Façade der Kirche ist verhältnißmäßig, besonders nach unten zu, schwächer erleuchtet, enthält einen doppelten Kranz auf der Corniche, einen einfachen auf der Attica, einen desgleichen zwischen dieser und der Ballustrade, und einen ähnlichen oben auf derselben. Sämmtliche Laternen werden auf 4500 angegeben. Diese erste Illumination, welche sich auf eine höchst täuschende Weise bei heiterem Himmel, besonders wenn der Mond scheint, auf dem dunklern Grunde der genannten Felder wie Silberstickerei auf schwarzem Sammt ausnimmt, wird um neun (ein) Uhr von der zweiten unterbrochen oder vielmehr vervollständigt. Mit dem ersten Schlage der vier Viertel von ein Uhr (um diese Zeit neun nach europäischer Uhr) beginnt die zweite Illumination. Diese wird mit sogenannten Fiaccole gemacht, welches große irdene Näpfe mit geschmolzenem Talge angefüllt sind, in welchen sich ein Docht von Werg, damit er leichter brenne, mit trockenen Holzspähnen überschüttet, befindet. Von diesen Näpfen steht eine kleinere Anzahl in den beiden obern kleinern, eine größere in den beiden untern größern Kreisen, welche um die Kuppel herumlaufen, und außerdem fünf oder sechs in jeder der gedachten Lucarnen; eine verhältnißmäßige Anzahl steht auf und an der Attica, an der Corniche, dem Fronton, an den beiden Hallen und den von ihnen auslaufenden Colonnaden. Ob dieser Fiaccole tausend vierhundert vierundsiebenzig, und derer, welche sie anzünden, sechshundert sechszehn Personen sind, wie die Beschreibungen versichern, kann ich weder behaupten, noch verneinen. Was ich mit Recht behaupten kann, ist, daß diese zweite Erleuchtung (die Laternen der ersten werden schon angezündet auf ihre Stellen gesezt) wie durch die Kraft einer Zauberruthe bewerkstelligt zu werden scheint; denn mit dem Schlage der vollen Stunde Eins sind alle Talglampen angezündet. Hier zeigt sich, was ein seit Jahrhunderten eingeübter Mechanismus vermag, besonders wenn ihm Hände genug zu Gebote stehen. Auf die Ueberraschung wird dabei mit so viel Sorgfalt, ich möchte sagen, mit so viel Pedanterie hingearbeitet, daß zum Beispiel der Arbeiter, welcher die zehn auf dem Kreuze und um die Laterne herum befindlichen Näpfe anzuzünden hat und zu dem Ende auf einem, in lezterer befindlichen Gerüste steht, den großen Fackelwisch, womit es geschieht, nicht schon in den Händen hält, weil dieser sonst von außen durch die Oeffnungen der Laterne gesehen würde, sondern ihn erst im entscheidenden Augenblicke von unten aus der Kuppel herauf zugereicht bekommt. Diese zweite, sehr blendende Erleuchtung sticht gegen die erstere mattere der Papierlaternen auf eine höchst überraschende Weise ab. Darf man sich übrigens bei einer so hochwichtigen Sache auf die bloße Sage verlassen, so werden sämmtliche Individuen, welche bei dieser Illumination zu thun haben, von Mittag an bei Wasser und Brod in die Kuppel gesperrt, aus Besorgniß, sie möchten sich, bei der Hitze und Last des Tages, draußen betrinken und dann Unheil anrichten oder sonst zu Schaden kommen. Blos Wasser ist vorschriftsmäßig; mit dem Brode könnten sie es dagegen halten, wie sie wollten, wenn es nicht ohnehin die einzige Nahrung dieser Leute wäre. Dieser Vorsicht ungeachtet, ereignen sich häufig Unglücksfälle. Die zweite Illumination wird vom Publikum nur zur Hälfte genossen, denn Jedermann ist jezt schon darauf bedacht, wie er sich ohne Lebensgefahr aus dem Menschen- und Wagengewühle auf dem Petersplatze hinauswinden und zum Feuerwerke an der nahgelegenen Engelsburg, welches mit dem Schlage zwei beginnt, gelangen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 157:
Nadel, Zwirn und Fingerhut.

Homonyme.

Mein harter Kopf
Bedarf der Schläge,
Dann geht mein Fuß
Die rechten Wege;
Der faßt und hält Gefaßtes fest,
So lang man mich in Ruhe läßt;
Doch, zerren mich am Kopf die Leute,
Verliert mein Fuß gleich Spur und Beute.
Auch bin ich Schild zumal und Wehre,
Als Waffe bring' ich keine Ehre.
Mich brauchen die Affen und weiblichen Drachen,
Um ihrem Zorn recht Luft zu machen;
Schön werd' ich als Schildchen gepflegt und geehrt,
Und Humpen erprob' ich, ob gut sie geleert.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 14.
Intelligenz-Blatt
1831.

[210] Verkauf einer bedeutenden Verlagsbuchhandlung.

Eine, im Königreich Sachsen gelegene, bedeutende Verlagsbuchhandlung mit sehr gangbaren Verlags-Artikeln, soll, Familienverhältnissen halber, unter billigen Bedingungen verkauft werden. Nähere Auskunft ertheilt auf Anfragen Herr Buchhändler J. A. Barth in Leipzig.

---

[195] Unterstützt durch meine Gattin, die sich von Jugend auf dem Erziehungsberufe widmete und durch junge auf Hochschulen gebildete Pädagogen, ferner durch die Hülfsmittel der Niedererischen Anstalt, zu der ich als Lehrer stehe, begünstigt, würde ich mich entschließen Knaben und Jünglinge, die zur Erweiterung ihrer Kenntniße und zur Vorbereitung für's wissenschaftliche oder Geschäftsleben in die französische Schweiz geschickt werden, in Pension zu nehmen. Auch solche, die sich dem Lehrerberufe wiedmen und darzu nebst der Entwicklungs- und Bildungsmethode die französische Sprache und Litteratur besonders berücksichtigen, würden angenommen. Ins Einzelne der Unterrichtsfächer und der Lehrweise einzutreten wäre überflüßig, da sie durch die Grundsätze und Mittheilungen, die von und seit Pestalozzi von Iferten ausgingen, längst bekannt sind, und Iferten durch seine besonders günstigen Verhältniße sich fortdaurend als einer der Hauptorte der Menschenbildung bewähret. Ueber die Bedingnisse und andere gewünschte Auskunft beliebe man sich in frankirten Briefen zu wenden an

Johann Baptist Bandlin.

Iferten (Kt. Waadt) den 23. May 1831.

---

[195] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Neuester Wegweiser
durch Deutschland, Frankreich, Italien und die Schweiz. Ein nützliches und bequemes Taschenbuch für Reisende jedes Standes. Als Anhang eine Sammlung der auf Reisen am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten in deutscher, französischer und italienischer Sprache.
Von August Ife.
kl. 8. Sauber geheftet 1 Thlr. 12 gGr.
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Der hier angezeigte Wegweiser führt nicht nur auf genau angegebenen Straßen, mit beigefügten Lokalbemerkungen und andern Notizen, die der Aufmerksamkeit des Reisenden auf seinem Wege werth sind, durch die besuchtesten Länder Europa's, sondern giebt auch eine alphabetisch geordnete Uebersicht derjenigen Städte und Oerter Deutschlands, Frankreichs, Italiens und der Schweiz, welche für den Reisenden Sehenswerthes und sonst Merkwürdiges enthalten, nebst Angabe der vorzüglichsten Gasthöfe, der bestehenden Freimaurer-Logen rc., so wie auch ein Verzeichniß der in den genannten vier Ländern gangbaren Münzen. Dabei dürfte der den Anhang bildende Dolmetscher für Reisende in deutscher, französischer und italienischer Sprache gewiß für Viele eine willkommene Zugabe, und überhaupt dieses Itinerair auch wegen seines gefälligen Formats, sehr hübschen Aeußern und verhältnißmäßig billigen Preises, jedem Reiselustigen als ein höchst nützliches Taschenbuch mit Recht zu empfehlen seyn.

---

[191] Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Schopenhauer, Joh., meine Großtante. Aus den Papieren eines alten Herrn. 1831. 8. Velinp. broch. 1 fl. 30 kr. — 1 Thlr.

Dieser neueste Roman der mit Recht verehrten Verfasserinn steht ihren früheren Erzählungen keineswegs nach; allen Freunden der belletristischen Literatur wird er willkommen, und in jeder auch nur mittelmäßigen Leihbibliothek zu finden seyn.

---

[184] Joh. Ambr. Barth in Leipzig empfiehlt folgende Werke seines Verlags, die in allen Buchhandlungen zu erhalten sind:

Wachler, Dr. L., Handbuch der Geschichte der Literatur. Zweite Umarbeitung. 4 Thle, gr. 8. 11 Rthlr. 16 Gr.
Der 3te und 4te Band allein, jeder 3 Rthlr. 6 Gr.
Der 1te und 2te Band können nicht mehr besonders verkauft werden.
Aristoteles Physik, übers. und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. H. Weiße. 2te Abthl. gr. 8. 3 Rthlr. 18 Gr.
— — von der Seele und von der Welt. Uebersetzt und

mit Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. H. Weiße. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Lehmann, M. J. G., Schulreden 2 Abthl. gr. 8. geheftet 1 Rthlr. 9 Gr.

Ausführliche Anzeigen von diesen Werken findet man in den Blättern für literar. Unterhaltung und in andern der gelesensten lit. Journale.

---

[205] Bei J. A. List in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uebungen aus der Statik und Mechanik der festen Körper

für Techniker und besonders für Architekten, Artilleristen, Ingenieure, Forst- und Bergbau-Beamte ꝛc. bearbeitet von

Dr. Ephraim Salomon Unger.

Erste Abtheilung mit 3 Kupfertafeln (der „Uebungen aus der angewandten Mathematik" zweiten Bandes erste Abtheilung). gr. 8. weiß Druckpapier. 310 Seiten. 1⅚ Rthlr. (1 Rthlr. 22½ Sgr.) Für die Subscribenten 1⅓ Rthlr. (1 Rthlr. 10 Sgr.)

Die Königl. Preuß. Studien-Commission der vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule zu Berlin fügt ihrem Zeugnisse über die „besondere Brauchbarkeit" des ersten Theils am Schlusse hinzu: „Ein besonderes Interesse wird die für den zweiten Theil versprochene Anwendung auf die mechanischen Wissenschaften gewähren und eine gefühlte Lücke ausfüllen". — Auf ähnliche Weise spricht sich der Herr Recensent in dem Februar-Heft der Göttinger gelehrten Anzeigen am Schlusse der sehr lobenden Recension aus. — Der erste Theil (VIII. und 668 Seiten mit 5 Kupfertaf.) erschien im Herbste 1830, enthält „Uebungen aus der reinen und angewandten Stereometrie" und kostet 3 Rthlr. Subscript. Pr. 2½ Rthlr.)

---

[198] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist wieder zu haben:

Handbuch der Naturgeschichte

für die Jugend und ihre Lehrer

von

F. P. Wilmsen.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.
Drei Theile in groß Oktav auf weißem Druckpapier. Jeder Theil mit einem allegorischen Titelkupfer und Vignette.
Zusammen 192½ Bogen 5½ Thlr.
Die dazu gehörige Kupfer-Sammlung in 62 Blättern Royal-Quarto, nach der Natur und den besten Hülfsmitteln gezeichnet und gestochen von vorzüglichen Künstlern. Mit einer Vorrede von Dr. H. Lichtenstein und Dr. F. Klug, Directoren des zoologischen Museums. Aeusserst sauber illuminirt und cartonnirt 7 Thlr.
(Mithin complet 12½ Thlr.)
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Die bereits nach wenigen Jahren nothwendig gewordene neue Auflage dieses Werkes bürgt für seine ausgezeichnete Brauchbarkeit. Diese ist durch die vorliegende neue Bearbeitung ungemein erhöht worden, denn der Verf. hat nicht bloß nachgetragen und verbessert, sondern auch manche Abschnitte ganz umgearbeitet. Wie bedeutend die Nachträge seyn müssen, geht schon aus den Bereicherungen hervor, welche die Zoologie, besonders von Brasilien und Afrika her, erhielt, und von den fast unübersehbaren Bereicherungen der Pflanzenkunde, daher in der ersten Auflage nur 557, in dieser aber 696 Gattungen und mehrere tausend Arten beschrieben sind. Die Mineralogie bedurfte größtentheils der Umarbeitung, und die Geologie hat bedeutende Zusätze erhalten. Die bedeutendste Bereicherung der neuen Auflage besteht aber in einer Vermehrung der vorhin schon reichen Kupfer-Sammlung, welche 12 neue Tafeln erhalten hat, und zwar 3 für die Säugethiere mit 6 Abbildungen, 1 für die Vögel mit 3 Abbildungen, 1 für die Amphibien mit 1 Abbildung, 2 für die Fische mit 7 Abbildungen, 3 für Würmer und Mollusken mit 22 Abbildungen, und endlich 2 für Gewächse mit 6 Abbildungen. Dennoch ist der vorhin schon billige Preis nicht erhöht worden, so daß also auch von dieser Seite dieß Werk die ähnlichen zurückläßt, wobei wir nur noch die große Sorgfalt der Illumination erwähnen. In der ersten Auflage umfaßt das Handbuch 188, in dieser zweiten 192½ Bogen.

---

[217] Für Gold- und Silberarbeiter, Hüttenbeamte, Münzwardeine, Geldwechsler ꝛc.

So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Fein-Buch.

Oder

vollständige und ausführliche

Reductions-Tabellen

des Goldes und Silbers

nach

dem feinen, so wie nach dem rohen Gehalt.

Nebst Tabellen zur Legirung des Goldes und Silbers, um solches sowohl auf einen bestimmten geringern, als höhern Gehalt zu bringen; einer Vergleichung der verschiedenen Gold- und Silbergewichte mit dem cölnischen Markgewicht; Tabellen zur Reducirung der Ducaten, Louisd'or ꝛc.; Tabellen zur Berechnung beim Ein- und Verkauf des Goldes und Silbers und Accordirung für Façon, so wie Tabellen zur Vergleichung der vorzüglichsten Gold- und Silbermünzen, welche zugleich nachweisen, wie viel Stück auf eine cölnische rauhe, und wie viel Stück auf eine dergl. feine Mark gehen.

Ein nützliches Handbuch

für

Gold- und Silberarbeiter, Juweliere, Hüttenbeamte, Münzwardeine, Banquiers, Geldwechsler, so wie Kauf- und Handelsleute überhaupt.

Herausgegeben

von

Heinrich Schultze.

8. Geheftet. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Obgleich der Gebrauch dieser Tabellen sich auf die allgemeinen arithmetischen Regeln gründet, und es daher

für einen geübten Rechner dazu keiner besondern Anweisung bedarf; so ist dennoch denselben eine ziemlich ausführliche, und selbst für den ganz Ungeübten sehr deutliche Gebrauchsanweisung vorangestellt, welche mannichfache Berechnungen über das Gewicht, den Gehalt und die verschiedene Legirung der edlen Metalle u. dgl. m. enthält.

---

[185] In der Nauckschen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Einiges
über
Mehreres,
das
Uns nahe geht.

Ein Beitrag zur Verständnißlehre der Dialektik französischer Tagesblätter.
Nebst einer
Chronologisch-tabellarischen Uebersicht
der
im europäischen Staatensysteme theils bestehenden, theils wieder erloschenen schriftlichen Verfassungsurkunden und darauf Bezug habenden bedeutendsten organischen Edikte, vom Jahre 1791 bis zu den July-Tagen 1830 durch charakteristische und geschichtliche Andeutungen summarisch erläutert, nebst einer Nachweisung der Sammlungen, in welchen diese Verfassungsurkunden und Edikte enthalten sind.

gr. 8. sauber cartonirt. Preis 1½ Rthlr.

Preußen 1807 und jetzt,
oder
was ist in Preußen seit dem Jahre 1807 ausgeführt, um den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern und zu erheben?

Eine kurze, den Freunden des Preußischen Vaterlandes geweihte Abhandlung
von
Dr. Th. Janke.
Berlin 1831.
gr. 8. sauber cartonirt. Preis 12½ Sgr.

J. A. Eberhard's
synonymisches
Handwörterbuch
der
deutschen Sprache
für alle, die sich in dieser Sprache richtig ausdrücken wollen. — Nebst einer ausführlichen Anweisung zum nützlichen Gebrauch desselben.
Sechste verbesserte Auflage. Berlin 1831.
gr. 12. geb. Preis 2½ Rthlr.

---

[224] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Baur, P., Neue Liedersammlungen für Gymnasien, höhere Bürger-, Töchter- und Elementarschulen. Erstes Heft, enthaltend zweistimmige Lieder. quer 4. geheftet 6 gGr.

Kempen, des ehrwürdigen Thomas von, vier Bücher von der Nachfolge Christi, nebst Morgens- und Abends-, Meß-, Beicht- und Kommunion-Gebeten, übersetzt und verfaßt von J. Erckens, Kanonikus, mit einer Vorrede von J. M. Claessen, Probst rc. 8. geheftet. 12 gGr.

Liebmann, Fr., Friedrich Wilhelm der Dritte, König von Preußen. Regenten- und Charaktergemälde in zwei Theilen. Erster Theil 1797 — 1809. 8. geheftet 20 gGr.

Müffat, P. C., Die Buchhaltungskunde, oder: gründliche, theoretisch praktische Abhandlung der einfachen und doppelten Buchhaltung, mit besonderer Rücksicht der darüber erschienen Gesetze und namentlich des in den Rheinprovinzen bestehenden Handelsgesetzbuches (Code de commerce), für Handels-Institute, höhere Bürgerschulen und zum Selbstunterricht angehender Kaufleute. 8. geheftet. 1 Thlr.

Münch, Ernst, Schwarzwaldrosen. Velin, elegant kartonnirt. 12 gGr.

---

[199] In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes ist zu haben:

Anleitung
zur
Kenntniß der Schaafwolle
und
deren Sortirung.
Von
C. C. Westphal,
Vorsteher der Woll-Sortirungs-Anstalt der Königlichen Seehandlungs-Societät.
Octav. Sauber geheftet 15 Sgr. oder 12 gGr.
(Berlin, Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Der Verfasser der hier angezeigten Schrift bekundet sich durch dieselbe als einen sehr erfahrnen Sachverständigen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß der Wollproducent, wie der Wollhändler und der Fabrikant, die diesen besonders in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Erwerbszweig mit Umsicht und Gewinn betreiben wollen, in diesem eben so gehaltvollen als klar und deutlich verfaßten Buche die vollkommenste Befriedigung finden werden, so wie es überhaupt für jeden Schaafzüchter, für den erst angehenden wie für den schon erfahrnen, mit Recht als ein unentbehrliches Hand- und Hilfsbuch zu empfehlen ist.

Im nämlichen Verlage ist zu haben:

System der Garten-Nelke, gestützt auf das allgemein geltende Weismantelsche Nelken-System; nebst einer, angehenden Blumenfreunden gewidmeten, Anleitung zur Erziehung, Wartung und Pflege der Nelke, und einem Anhange über die Kultur einiger anderen Lieblingsblumen. Mit einer nach der Natur gemalten Nelkentabelle. gr. 8. Geheftet 18 gGr.

Wredow, J. C. L., Der Gartenfreund oder vollständiger, auf Theorie und Erfahrung gegründeter Unterricht über die Behandlung des Bodens und Erziehung der Gewächse im Küchen-, Obst- und Blumengarten, in Verbindung mit dem

Zimmer- und Fenstergarten, nebst einem Anhang über den Hopfenbau. Dritte Aufl. gr. 8. Mit einem allegorischen Titelkupf. Geh. 2 Thlr.

---

[206] So eben ist erschienen:

Der

Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Erste Abtheilung.

Von dem Augenblicke, wo Polen sich für unabhängig erklärte, bis zu dem Kampfe am 31. März.

Motto:

Im finstern Kerker der Adler lag:
Da zuckt' es wie Wetterschein.
Die Nacht zerriß; es graute der Tag,
Der Morgen schien blutig herein!
Da sprengte der Adler die Kette entzwei!
Er ist wieder Aar! — Sein Fittig frei!

W.

8. Velinpapier, elegant broschirt. 12 Gr.

---

[208] Bei Wilhelm Gottlieb Korn in Breslau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Ueber die Wissenschaft der Idee.

Erste Abtheilung:

Die neueste Identitätsphilosophie und Atheismus über die immanente Polemik.

gr. 8. 235 Seiten. XXXVIII Seiten.

Preis: 1 Rthlr. 7½ Sgr.

Diese Schrift rührt von dem Verfasser des 1829 bei Kollmann erschienenen Buches: Absolutes Wissen und moderner Pantheismus her. Die Recension desselben vom Herrn Prof. Hegel in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, nöthigte den Verfasser zu einer tiefern Durchdringung des behandelten Gegenstandes und führte gegenwärtige Schrift herbei, die auf den Brennpunkt aller Philosophie näher einzugehen sich bemühet. Daher empfiehlt sie die Verlagshandlung der Würdigung des Publikums.

---

[211] Bei Mauritius in Greifswald ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abudschaferi Taberislanensis Annales, ex Codice manu scripto Berolinensi arabice edidit in latinum translulit Jos. Godof. Ludov. Kosegarten. Vol. I. 4. maj. Subscriptions-Preis 6 Rthlr. 16 gGr. Velina perg. 13 Rthlr. 8 gGr.

Erichson, J., über die Theodicee. 4. 6 gGr.

Finelius, J. Chr. Fr., die Persönlichkeit des Regenten in ihrem Einfluße auf die Wohlfarth des Staates. Eine Rede. 8. 4 gGr.

Fries, E., Lichenographia Europaea reformata. 8. maj. 3 Rthlr. 8 gGr.

Moralische, religiöse und messianische Lehren jüdischer Schriftsteller aus dem Talmud, dem Sohar, den Midraschim und andern Werken übers. von L. Lewis. Bevorwortet von W. Böhmer und J. G. L. Kosegarten. 8. 16 gGr.

Schoemann, G. Fr., de Bogislao Magno Pomeraniae principe. 8. maj. 8 gGr.

Teomela oder Hallelujah. 2 Thle. Zweite Ausgabe mit Titelz. v. M. Retzsch. 2 Rthlr. 16 Gr. Median 5 Rthlr. 8 Gr.

Zachariä, Fr., über die richtige Berechnungsart des Interusurii nach Grundsätzen des Rechts. 8. 8 Gr.

Graf Francesco die Soberto. Eine abentheuerliche Geschichte aus den Zeiten der Revolution in Neapel v. E. Norden. 2 Thle. 8. 1 Rthlr. 12 Gr.

---

[197] So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. D. Larrey's

Chirurgische Klinik

oder Ergebnisse der von ihm, vorzüglich im Felde und in den Militairlazarethen, seit 1792 bis 1829 gesammelten wundärztlichen Erfahrungen. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von

Dr. Albert Sachs,

praktischem Arzte rc. zu Berlin.

Zwei Theile gr. 8. Mit 4 Kupfertafeln in Quer-Folio.

Preis 4 Thlr.

(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von Carl Friedrich Amelang.)

In dem vorliegenden Werke, welches unstreitig eine der bedeutendsten Erscheinungen im Gebiete der neueren Chirurgie ist, theilt der berühmte Verfasser alle interessanten Wahrnehmungen mit, die er als Oberstfeldarzt der großen französischen Armeen auf 26 Kriegszügen in 4 Welttheilen und in seiner Privatpraxis gesammelt hat. Dieselben sind hier systematisch geordnet, wodurch der geniale Verf. Gelegenheit bekam, die vielen eigenthümlichen Ansichten zu entwickeln, die er von allen wichtigeren Gegenständen der chirurgischen Nosologie und Therapie hegt. Sonach ist, vorzüglich unter den gegenwärtigen Zeitumständen, das Buch jedem gebildeten Wundarzte unentbehrlich. — Der Name des Uebersetzers bürgt für die Tüchtigkeit der Bearbeitung. Derselbe hat dem Werke viele erläuternde Anmerkungen und gehaltvolle Zusätze angefügt.

---

[207] Bei W. Zirges in Leipzig ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen:

Osterlied für Europa, von Ernst Ortlepp. gr. 8. 1831. 3 Gr.

Pfingstgedicht für Europa, von Ernst Ortlepp. gr. 8. 1831. 3 Gr.

---

[204] Bei P. G. Kummer in Leipzig ist erschienen:

Wachsmuth, W., historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. 1r Theil: das Reformationszeitalter bis Ende des 16ten Jahrhunderts. gr. 8. 1 Rthlr. 18 Gr. (Der zweite Theil erscheint zu Michael.)

N°. 164.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Juli 1831.

Nur du, du bleibest wie du bist, Natur!
Siehst wandellos der Menschen wandelnd Treiben;
Und Dauer gibt uns auch dieß Eine nur:
In all dem Wandel dir getreu zu bleiben.

Gries.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Die kleine Stadt Vevey liegt an einer Stelle, die als eine der reizendsten Europas betrachtet werden muß. Wer sich recht davon überzeugen will, der muß besonders zwei Punkte festhalten: Abends bei Sonnenuntergang *auf der Esplanade vor der Kirche*, und Morgens bei Sonnenaufgang auf dem See bei Vevey, besonders aber Abends *im Mondschein*. Da hat die Stille auf dem tiefklaren Wasser, *die Silbersäule*, die auf ihm hinzittert, und das Geisterlicht auf den umliegenden Bergen und Felsen etwas ganz Zauberhaftes. Das große Rhonethor scheint in dieser Beleuchtung der Eingang zu einer andern Welt, hinter dem Riesen mit kahlen Häuptern und Hörnern stehen. Das schöne Land links, mit seinen Weingärten und Waldbergen, liegt im Dunkeln und verschwindet in unbestimmten mystischen Linien nach Westen, wo eine große Mauer steht. Ich bin Monatelang in Vevey gewesen und habe fast alle Landhäuser in der Nähe besucht. Von jedem ist die Ansicht dieses reizenden Bildes anders, immer schön und immer verschieden. Es kann einen nicht wundern, daß jährlich viel Hundert Fremde hieher kommen und kürzere oder längere Zeit da verweilen. Dazu trägt auch die heitere, gastliche und liebenswürdige Art der Einwohner viel bei. Jeder Augenblick ist hier Genuß und fröhliche Bewegung. Hier rollen eine Menge kleiner Wagen hinter einander mit reichlich aufgepackten Viktualien und Weinflaschen. Sie gehen in ein oberes Dorf, oder nach Hauteville, Blonay, Montreux oder Clarens. Da wird dann im Freien auf schwellendem Gras oder unter schattenden Bäumen, den alten Bergen gegenüber, das frohe Lager aufgeschlagen, und nach manchem traulichen Spaziergang auf Höhen und in Gründen, gesungen, gescherzt und bankettirt, bis die Sterne aufziehen. Dann kommen die kleinen engen Wagen wieder, und jedes sitzt mit denen ein, die ihm am liebsten sind. Andere ziehen mit buntflaggenden Barken, mit Flöten und Guitarren auf den See, und in der Mitte wird Halt gemacht zu einer essenden und trinkenden Episode. Denn gegessen und getrunken muß werden im Waadtland, wo das Leben so wohlfeil ist und sich leicht jeder einen frohen Tag machen kann.

Gewerbfleiß, Handel, Land- und Weinbau verbreiten überall Wohlhabenheit. Der Transit von Italien, Frankreich, Deutschland und der Schweiz ist hier bedeutend, und Vevey wird noch mehr gewinnen, wenn künftiges Jahr der neue savoyische Freihafen in dem gegenüberliegenden Evian eröffnet ist. Was der La Vaudwein werth ist, weiß jeder Kunstverständige im Ausland; hier weiß es jedes Kind. Es ist unglaublich, was die kleinen Mädchen schon trinken können, ohne daß es sie im Geringsten anficht. Von dem berühmten Winzerfest habe ich schon einmal in diesen Blättern gesprochen, ich will also hier davon schweigen; auch von Edmund Ludlows Grab will ich nichts sagen. Der Mann, welcher König Karl I.

von England zum Blutgerüste verdammen half, mochte über die Thür seines Hauses in Vevey setzen: Omne solum forti patria, quia patris; in seinem Herzen stand gewiß dieser Trost nicht, und kein anderer. Es ist nicht uninteressant, zwischen Ludlow und Carnot eine Parallele zu ziehen. Beide starben auf fremder Erde.

Ich war in den ersten Augusttagen in Vevey, gerade als die ersten Nachrichten von den Pariser Julinstagen eintrafen. Man hatte mich gastlich in das schöne Kasino eingeführt, das am Platz liegt; da fand ich die besten französischen, englischen und deutschen Zeitschriften, und Alles war in der größten Aufregung. Ich war erstaunt, in der kleinen Stadt so viel verständiges Urtheil zu hören. Ein unscheinbarer Mann sagte unter andern: „die Franzosen sind noch immer, was Voltaire von ihnen gesagt hat, halb Löwen, halb Affen. Jezt sehen wir die Löwen, die Affen werden nicht ausbleiben. Die Leute sind noch nicht reif für die Freiheit, oder überreif: sie wissen sie trefflich zu erobern, aber nicht zu bewahren und zu pflegen.“ Ich schreibe diese Zeilen im März 1831 und denke lebhaft an den alten Mann, dem im August 1830 Niemand glauben wollte.

Von Vevey geht der Weg zwischen den Weinbergen der La Vaud bergab, bergauf. Es ist ärgerlich, daß diese Mauern so hoch sind, sie rauben einem den Blick auf den See und sein sich in den reizendsten Biegungen hinziehendes Gestade, wo ein liebliches Bild mit dem andern wechselt. Nur manchmal wird die Aussicht frei, und dann genießt man doppelt. Des freudigen Staunens konnten wir uns nicht enthalten über diese Festungswerke, denn so muß ich die Mauern und Terrassen nennen, wodurch jede Handbreit des steilen, aber kostbaren Erdreichs gehalten und unterstüzt, durch Kanäle gegen Herunterschwemmung geschüzt wird. Diese Erde ist Goldstaub für die Einwohner. Darum ist auch der Weg sehr eng, um so wenig davon zu verlieren als möglich. Die waadtländische Regierung hat aber die Nothwendigkeit eingesehen, diese Hauptstraße zu erweitern, und seit mehreren Jahren darf kein Weingartenbesitzer seine Mauer auf der alten Stelle ausbessern, sondern muß sie zwei Fuß zurückrücken. Auch eine neue schöne Straße ist seit vorigem Jahre angelegt, so daß die Wagen eine Höhe weniger hinauf müssen. Die kleinen Seestädte St. Saphorin, Cully, Villette und Lutry sind in immer wechselnder Anmuth an dem Ufer hingebreitet. Jezt liegen sie ruhig und freundlich da, vor einigen Jahrhunderten hingegen hatten sie ewigen Streit mit ihren Nachbarn, den Leuten aus Gruyères, die oft des Nachts kamen und die Weinberge verwüsteten, wofür die Seeleute wieder ihre Heerden niederschlugen oder wegtrieben. Ueber das ganze Land wachte damals der alte Thurm, tour de Gourze genannt, den die Einwohner gegen die in der Schlacht von Tours versprengten Mauren errichteten. Da oben, wo jezt die lustigen Veveyer oft mit den lustigen Lausannern zusammentreffen und sich gütlich thun, soll manchmal hart gekämpft worden seyn; solches bezeugen die gleichzeitigen Geschichtschreiber Luitprand und Frodoard, da wo sie von dem Einfall der Mauren in die romanische Schweiz erzählen. Ihnen nach kamen sie in zahlreichen Schwärmen von Lyon und Genf her ins Land und bauten in den Alpen eine Menge fester Sitze, von denen sie wie Wölfe auf die vorüberziehenden Saumthiere und Reisenden stürzten, sie plünderten, ermordeten oder zu großem Lösegeld fortschleppten, so daß Niemand mehr dieses Wegs ziehen wollte. Gegen sie baute die Königin Bertha ihr festes Schloß Wuflens bei Morges. Ihre Einfälle ins Chablais, in Wallis, in Vaud, in Neufchatel, ja von da selbst in Burgund, waren voll Grausamkeit. Sie sengten und brennten überall, zerstörten Dörfer und Flecken, tödteten die Einwohner bis auf die jungen Mädchen und Frauen, die sie mit sich fortschleppten. Das dauerte fast hundert Jahre lang. So zündeten sie auch das erste Hospiz auf dem großen St. Bernhard an und bemächtigten sich des wichtigen Passes von St. Maurice. Nun konnte ihnen kein Fremder mehr entkommen, der aus Welschland nach der westlichen Schweiz, oder aus dieser nach Italien zog. So plünderten sie ganze Haufen von Reisenden, und wenn sie sich vertheidigen wollten — wie es einmal eine Karavane von englischen Pilgern that — so wurden sie zusammengehauen. Die Nachbarvölker — Hungarn und Lombarden — litten auch durch diese Streifereien und versuchten es mehrmals, die Mauren aus ihren Felsennestern zu verjagen. Endlich fiel der Herzog Wilhelm von Arles von vielen Seiten auf einmal mit zahlreichen Schaaren über sie her, ehe sie es sich versahen, schloß sie in ihre Vesten ein und rottete sie durch Hunger und Schwert mit Stumpf und Stiel aus. Von 973 an findet sich keine Spur mehr von ihnen in dem Alpenland.

(Schluß des zweiten Abschnitts.)

Ueber Schriftfälschung.

Schriftfälschung, vom harmlosen Scherze bis zur großen Betrügerei, hatte von jeher für den mit der Erbsünde behafteten Menschen einen mächtigen Reiz. Mit der Entwicklung der Wissenschaften, mit der Ausbildung der gesellschaftlichen Verhältnisse werden indessen alle Beeinträchtigungen der lezteren immer schwieriger; je ausgebreiteter und vollständiger die Mittel der Gesellschaft sind, sich vor Eingriffen zu schützen, desto raffinirter müssen leztere seyn, und so wenig in dem Jahrhundert, in dem wir leben, Leichtsinn, Unwissenheit und Unver-

stand das Ruder eines Staats führen können, so wenig kann eine plumpe Hand Schriften verfälschen. Es gibt daher heutzutage Großmeister und Professoren in diesem Fache, welche durch die Mühe, die der Staat anwendet, um ihre verderblichen Künste zu neutralisiren, die Wissenschaft mehr fördern, als mancher Staatsprofessor.

Der Minister der Justiz hat an die Akademie der Wissenschaften zu Paris die Frage gerichtet, durch welche Mittel die Verfälschung der Staats- und Privaturkunden am sichersten zu verhüten seyn möchte; ferner, ob es nicht möglich sey, dem Unfug zu steuern, daß Privatpersonen altes beschriebenes Stempelpapier aufkaufen, die Schrift wegbleichen, das Papier wohlfeiler als neues Stempelpapier verkaufen und so den Schatz um einen Theil seines Einkommens betrügen. Es wurde zur Auflösung dieser Fragen eine Kommission niedergesezt, und in einigen der lezten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften hat der Chemiker Darcet über die Arbeit derselben Bericht erstattet. Wir theilen die Resultate, als allgemein interessant, der Hauptsache nach mit.

Es springt in die Augen, daß der gewünschte Zweck entweder dadurch erreicht wird, daß man sich auf gemeinem Papier einer Dinte bedient, welche durch nichts zu vertilgen ist, oder aber, daß man mit gemeiner Dinte auf ein Papier schreibt, das so zubereitet ist, daß man mit der Schrift nichts vornehmen kann, ohne daß Spuren der Fälschungsversuche zurückbleiben. Der Berichterstatter entwirft zuerst eine Geschichte der frühern Mittel gegen Verfälschung.

Die Alten bedienten sich einer weit dauerhafteren Dinte, als unsere gegenwärtige; sie bereiteten sie, wie wir aus Plinius, Vitruv und Dioscorides wissen, aus Lampenruß, oder sehr feiner Kohle, und einer Auflösung von Gummi. Trug man diese Dinte auf Substanzen auf, die porös genug waren, daß sie eindringen konnte, so ließ sie sich nicht mehr vertilgen, und man konnte sie nicht ausschaben, ohne daß man es merkte. Diese antike Dinte hatte aber den Uebelstand, daß sie zu wenig flüssig war; aus minder porösem Papier ließ sie sich waschen und kratzen, und gewährte also nicht mehr hinlängliche Sicherheit. Dadurch kam man ohne Zweifel auf die Dinte aus Galläpfeln und Eisenvitriol, die besser eindringt als die alte, und mit der leichter zu schreiben ist. Blagden behauptet, gestüzt auf die Untersuchung mehrerer Handschriften aus dem eilften Jahrhundert, diese Dinte sey schon damals im Gebrauch gewesen; deshalb wurde aber wohl jene alte Dinte nicht sogleich aufgegeben; denn wenn einerseits das Bedürfniß, die Handschriften möglichst zu vervielfältigen, und die Erfindung der Papiermacherkunst die Einführung der neuen Dinte begünstigten, so mußten anderseits die Abschreiber wegen des hohen Preises der Manuskripte sehr auf dauerhafte Dinte sehen; so kam es, daß sie häufig alte Dinte mit neuer mischten, denn dieses Gemisch war dauerhafter als leztere und flüssiger als erstere. Als aber mit Erfindung der Buchdruckerkunst die Kunst des Abschreibens ihre Wichtigkeit ganz verlor, kam es nur zu bald dahin, daß man bei der Dinte weit mehr darnach fragte, ob sie leicht flüssig, recht schwarz und glänzend, als ob sie unvertilgbar sey, und somit gab man die alte Dinte bald ganz auf. Der Uebelstand, den eine Dinte hat, in der keine Kohle enthalten ist — und nur die Kohle macht sie unvertilgbar — fiel indessen zu einer Zeit, wo die chemischen Reagentien so gut als unbekannt waren, fast ganz weg; aber seit dem lezten Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts ist es ganz anders. Die Entdeckung des Chlors, welches so viele feuchte organische Stoffe so schnell und so durchgreifend umändert; die Anwendung dieses Stoffes zum Bleichen von Leinwand, von alten Büchern, alten Kupferstichen, Lumpen u. s. w.; die Verbreitung chemischer Mittel und Kunstgriffe in allen Klassen der Gesellschaft; die unendliche Vervielfältigung der Urkunden in Folge der Ausbreitung der Industrie — alle diese Umstände wirkten zur Ausbildung und Vervollkommnung der Schriftfälschungskunst zusammen. So kommt es, daß Verbrecher, die ihre verderbliche Kunst vollkommen inne haben, sich, wenn sie auch vor Gericht gestellt werden, mit leichter Mühe der Strenge der Gesetze entziehen. Wie angeführt, bediente man sich seit dem eilften Jahrhundert der gemeinen Dinte ohne Lampenruß oder sehr zertheilte Kohle; in Caneparius Abhandlung über Verfertigung der Dinte aller Art vom Jahr 1660 findet sich indessen keine Spur, daß man zu seiner Zeit das Bedürfniß gefühlt hätte, die Dinte dauerhafter zu machen; erst in Lewis sehr interessantem Werke über denselben Gegenstand vom Jahr 1764 wird diese Frage bestimmt und ernstlich aufgeworfen.

Der Berichterstatter geht nun alle neuen Schriftsteller durch, welche sich mit dieser Frage beschäftigt haben, und bemerkt als Resultat, daß alle Bemühungen der Kunst bisher dem Publikum so gut als keine Früchte getragen haben; denn die vorgeblich als unvertilgbar angepriesenen und zum Verkauf ausgesezten Dinten vermochten entweder den Reagentien, wenn sie mit Sachkenntniß combinirt wurden, nicht zu widerstehen, oder sie waren zu dickflüssig, ließen bald einen bedeutenden Bodensatz fallen, ihre Farbe war unangenehm, sie machten die Federn weich, griffen das Papier an oder standen sogar mit der Zeit ganz um. Bis zum Jahr 1826 war somit dieser Theil der Frage noch nicht aufgelöst; sehen wir nun, in wie weit bis dahin die besondere Zubereitung des Papiers die Verfälschung der Urkunden zu verhindern vermochte. Sonst wurde bekanntlich der Inhalt einer

Urkunde einfach durch Namensunterschrift der kontrahirenden Partheien und Beidruckung ihrer Siegel und Wappen verbürgt; später kamen zu diesem Zwecke auf: die doppelten Ausfertigungen, die Chartes parties, die Talons, die Hinterlegung bei Notarien oder in öffentlichen Archiven, die Stempel mit Farbe, die trockenen Stempel, die Ordnungsnummern; seit vierzig Jahren wird das Papier zu Papiergeld oder Bankbillets mit geheimen Erkennungszeichen oder sichtbaren Merkmalen, die alle mehr oder minder der Verfälschung unterliegen, versehen. Außerdem sind noch eine Menge Mittel vorgeschlagen worden; Erwähnung verdient das Banknotenpapier, auf welchem bei der Bereitung selbst mit verschiedenfarbigen Lumpen allerlei Charaktere angebracht werden, deren Farbe durch Säuren und Alkalien verändert wird, wodurch sich die Versuche, die Dinte wegzubringen, verrathen. Im Jahr 1826 endlich schlug man, besonders von England aus, vor, das Papier mit einer Auflösung von blausaurem Kali zu tränken, damit die gemeine Dinte durch Säuren nicht verwischt werden könne.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Fortsetzung.)

Der Peters- und Paulstag.

Vom Petersplatze führen nur zwei enge Gassen, die des Borgo nuovo und des Borgo vecchio, zum Engelsplatz, und diese müssen in der allerkürzesten Frist (denn Jedermann hat Eile, und mehr, als er zu haben braucht) von mehreren tausend Wagen und zum allerwenigsten von hunderttausend Menschen passirt werden. Erwägt man dabei, daß sieben Achtel dieser Anzahl ihre Körperkräfte um so rüstiger gebrauchen, als ihnen die geistigen mangeln, so kann man sich einen Begriff von der Verwirrung machen, welche bei diesem Uebergange von der Illumination zum Feuerwerke herrscht. Freilich ist die Via del Borgo vecchio für die Fußgänger aufbewahrt, worunter aber sonderbarerweise an diesem Abende die privilegirte und privilegirteste Klasse mitbegriffen wird, welche natürlich dieses Vorrecht nicht unbenuzt läßt, aber die Straße nicht zu Fuße, sondern zu Wagen passirt. Wer endlich mit Todesgefahr auf dem Engelsplatze angelangt ist, dem steht noch das Schwerste bevor, nämlich sich einen Ort zu verschaffen, von welchem aus er das Feuerwerk bequem sehen könne. Dergleichen Oerter gibt es in den Häusern, werden aber hier mit einem Scudo bezahlt. Wer weniger gibt, steht hinten und sieht weniger; auf dem Platze sieht man gar nichts, man mag unentgeldlich stehen, oder für fünf bis zehn Bajocchi einen Stuhl gemiethet haben. Dafür wird hier desto mehr gerochen, besonders wenn der Nordostwind, welcher um diese Jahreszeit zu wehen pflegt, den Rauch nach dem Platze zu treibt.

Ich hatte bisher alle Oerter gekannt, wo man das Feuerwerk für Bezahlung nicht sieht, selbst solche, wo man es für einen Scudo nicht sieht; der einzige Ort, wo man es für nichts, und zwar auf eine vortreffliche Art, sehen kann, war mir fremd geblieben. Dies ist jenseits der Tiber zu Anfang der Straße Lungara im Hofe des Irrenhauses. Von hier aus hat man, über den Fluß weg, die Engelsburg gerade vor sich liegen; kein Gegenstand hindert die Ansicht des Feuerwerks, welches sich noch obenein mit herrlichem Effekt im Wasser wiederspiegelt. Von hier gesehen, bietet es einen Anblick dar, welcher in der That überraschend ist. Daß dieser Ort verhältnißmäßig sehr wenig besucht wird, daran ist die Furcht vor dem Wasser Schuld, in dessen Nähe sich die Römer bei so spätem Abend die Febbre terzana zu holen glauben. Die Wenigen, welche kommen, vermummen sich dergestalt Kopf, Hals, Gesicht, Mund und Genick mit Taschentüchern, daß sie wie Vogelscheuchen aussehen. — Am folgenden Tage (29. Juni) verkündet mit Aufgang der Sonne das Feuern von der Engelsburg das eigentliche Peters- und Paulsfest (Festa de' SS. Pietro e Paolo, Apostoli e principali Protettori di Roma e di tutta la santa Chiesa). Schon vom frühesten Morgen an wandert ganz Rom, mit den besten Sonntagskleidern angethan, der Peterskirche zu; der Platz vor derselben wimmelt von Menschen, Thieren und Fuhrwerken aus allen Ständen, und die Herrschaften in Equipagen, auf Leiterwagen und Eselskarren fahren einander in's Zeug, ohne daß der Duca lauter schreit, als der republikanische Winzerbursche. Alles ist in Streit, und doch geht alles in Friede und Einigkeit ab. Kein spitziges oder schneidendes Ding wird angerührt, die Limonadenverkäufer zerschneiden sogar ihre Citronen mit hölzernen Messern, um den Teufel nicht an die Wand zu malen. Eine heilsame Vorsicht! Denn steht nicht eins gegen hundert zu wetten, daß Virginius kein Kindsmörder geworden wäre, wenn das Messer nicht auf der Fleischbank gelegen hätte? Alles geschieht in Erwartung des Segens, welcher um Mittag vom Balkon der Peterskirche herab ertheilt werden wird. Bis um halb eilf Uhr treibt sich die Menge auf dem Platze herum, dann stürzt Alles in die Kirche, um der vom Pabste gelesenen Messe beizuwohnen. Die Kirche besizt, außer den vielen Wunderwerken, auch noch das Wunder, daß sie immer leer ist, so viel Menschen auch hineingehen. Aus demselben Grunde ist es gar nicht laut darin, so viel Geräusch auch diejenigen machen, welche der Messe nicht mit den Augen folgen können. Der Augenblick, wo der Pabst den Kelch emporhebt und wo zugleich vom innern Balkon über dem Eingange herab die Trompeten- und Paukenfanfare erschallt, um dem Volke das Zeichen zum Niederfallen zu geben, bringt durch das plözliche Schweigen einen nicht wohl zu beschreibenden Effekt hervor. Schade, daß die Fanfare so weltlich klingt! Das Aufstehen des Volks geht nicht ohne Geräusch ab, denn jeder ist begierig, sich nach einem Orte umzusehen, wo sich der Segen am besten bekommen läßt. Glücklicherweise geht es dem Platze wie der Kirche: er wird nie voll. Wer den Anblick desselben in seiner ganzen Ausdehnung genießen will, suche oben auf den Nebenbalkonen der Kirche, oder auf dem Dache des vorspringenden Flügels des Vatikans und der anstoßenden Colonnade, oder in einem der höchsten Stockwerke der umstehenden Häuser eine Stelle zu bekommen. Von hier herab gesehen, gleicht der Platz nur darum keinem Ameisenhaufen, weil lezterer nicht bunt ist. Bis zum Segen ist der größere Theil des Volks im strengsten Verstande nüchtern geblieben; einige haben aus Andacht nichts gegessen, andere aus Gewohnheit, denn ein großer Theil der Römer frühstückt nicht der Oekonomie wegen, wieder andere, weil sie nichts haben. Jezt aber müssen die geistigen Gefühle den leiblichen weichen: Alles eilt und stürzt zum Mittagessen, nach Haus oder in die nahe gelegenen Garküchen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 165.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 12. Juli 1831.

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben, —
Noch den schon verlornen Mann zu lieben.

Goethe.

Faustische Scenen.
(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Faust (erwacht im Garten.)

In einem Garten find' ich mich erwacht,
Von Vogelsang mit goldnem Netz umsponnen!
Das war die schönste, lebenvollste Nacht!
Noch bin ich ihrem Zauber nicht entronnen;
Es locket mich, die halbgebundne Hand
Nach jener Welt Gestalten auszustrecken,
Die vor der Seele glänzend stand;
Ich zage, mich noch heller zu erwecken,
Die Seele ganz in's Reich des Tags zu schrecken.

So nah dem vollen Busen der Natur
Dünkt mich, ich sey in dieser Nacht geboren;
Mein Aug', noch überwölket vom Azur,
Hat sich auf keiner Irrbahn noch verloren,
So mag's der Psyche seyn, der, frisch gereift,
Kein Lüftchen noch den Schmelz vom Flügelpaar gestreift.

O wehe mir! der weiche Traum der Blindheit
Verfliegt am strengen Strahl des Lichts;
Die Melodie'n harmlos erneuter Kindheit
Verhöhnt die Stimme des Gerichts.
Der Strom des alten Lebens überfluthet
Den schwachen Damm der schützend-heil'gen Nacht;
Das zarte Herz der Traumesgötter blutet,
Und triumphirend rings die Hölle lacht!
Wahrhaftig, ja, dort lauert der Geselle
In einer Laube tiefer Finsterniß!
Nicht wundre, Faust, dich, daß so schnelle
Der Täuschung hold Gespinnst zerriß!
Hieher!

Mephistopheles.

Verzeiht, mich blendet so das Licht,
Daß mir die Augen übergehen.
Auch euch bekommt die Hitze nicht;
Wollt ihr nicht hier im Schatten unterstehen?

Faust.

Nicht kümm're dich um mein Befinden!
Bedarf ich dich, so will ich wohl dich finden.
Nun, weil' ich erst, Natur, in deinem Schooß,
So werd' ich eher seines Umgangs los.

Die Rache bleibt doch unbeschreiblich süß,
Auch wenn man sie muß Thorheit schelten!
Daß Gretchen nun auf immer mich verließ,
Laß ich den Teufel gern entgelten.

Gretchens Geist (erscheint und spricht.)

Nicht mehr durch des Verbrechens Macht
Bin ich an dich gebunden,
Und habe doch zu deiner Nacht
Aufs neu mich auf den Weg gemacht;
Ins Feuer, das himmlisch lodert und rein,
Warf ich die irdischen Wünsche hinein;

In der Asche hab' ich den Edelstein
Erbarmender Liebe gefunden.

Ich bitte dich mit jener Liebe,
Die höher als die Sonne ist,
Die abgeklärt, die stürm'schen Triebe
Der dunkeln Kreatur vergißt;
Ich flehe dich als die Gesandte,
Als Nachhall von dem ew'gen Wort:
Wirf deiner Knechtschaft schwarze Bande
Zerrissen in die Lüfte fort!

F a u s t.

Ich habe wahrlich nichts gespart
In süßen und in gräßlichen Verbrechen,
Und nur mein Wort hab' ich bewahrt,
Und mag's dem Teufel selbst nicht brechen.
Nicht mag ich in der Gluth des Selbstgerichts
Den Geist in Reuethränen=Tropfen schmelzen,
Und kläglich schwankend zwischen Seyn und Nichts,
Mich krümmend vor dem Thron der Gnade wälzen.

G e i s t.

O nenne nicht so arm die Gnade,
Wenn deine Rettung sie gewollt!
So wie auf tausendfält'gem Pfade
Das Wasser vom Gebirge rollt:
So glaube, daß sie jedem schenket,
Was am gedeihlichsten ihm frommt,
Und, wie sich auch dein Weg gelenket,
Sie dir darauf entgegenkommt.
O wag's, dich einmal zu bezwingen,
Zu hemmen des Verderbens Lauf:
Und alle deine Triebe ringen
Zur Sonne sich, wie Blumen, auf!

F a u s t.

Ich habe deutlich dir verkündet,
Daß mich des Wortes Bürgschaft bindet.

G e i s t.

Die Wahrheit selber wird zur Traumgestalt,
Wenn sie nicht glaub'ge Jünger findet;
Was hat der Böse denn für Wiederhalt
Wenn ihn dein Mund des Diensts entbindet?
Sag' ab, so hat sein Anspruch keinen Grund!
Denn nur dein Wille hält und löst den Bund.

F a u s t.

Bist du, so wie du sagst, ein himmlisch Wesen,
So lasest du ja wohl im Schicksalsbuch:
Wozu von Ewigkeit ich sey erlesen,
Ob mir das Heil beschieden ist, ob Fluch?

G e i s t.

Wie jammert mich, o Faust, der Zwiespalt deines Strebens,
Daß du getreu ein Lügenwort erfüllst,
Und nun den Inhalt eines Geisterlebens
In starre todte Worte bannen willst.
Der Tag des Glaubens und des Heiles naht,
Glänzt erst das Morgenroth der freien That!

F a u s t.

Du redest wahr; doch ach, mir dunkelt's vor den Sinnen!
Wo soll die neue Wallfahrt ich beginnen?

G e i s t.

Ein Ziel gesezt ist meinem Rath;
Er greift nicht ein ins Reich der Freiheit und der That.
Nichts könnte den Entschluß, den eignen, dir vergüten,
Der eine Welt in seinem Keime hegt,
Und der, die List und Macht des Feinds zu überbieten,
Die schwersten Steine in die Wage legt.
Sieh, dort ist Rom! ein heil'ger Boden!
Leb' wohl! sey eingedenk der Todten!

(verschwindet.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Schriftfälschung.

(Beschluß.)

Es sind der Akademie zweiundzwanzig Dintenproben vorgelegt worden; da es aber nicht räthlich wäre, die von der Kommission damit angestellten Versuche bekannt zu machen, so beschränkt sich der Bericht auf allgemeine Bemerkungen. Manche dieser Dinten haben große Vorzüge; sie sind aber entweder zu matt, oder erweichen die Federn; mehrere werden von den Alkalien angegriffen, andere zersetzen sich zu leicht. Von einigen wird das Recept geheim gehalten, und diese kann man aus begreiflichen Gründen schon deßhalb der Regierung nicht vorschlagen. Die Kommission hat daher nach Anleitung der zahlreichen Versuche, zu denen sie dieser Gegenstand veranlaßte, selbst unvertilgbare Dinten bereitet, deren Recepte öffentlich bekannt gemacht werden können.

1) Man löst chinesische Tusche in verdünnter Salzsäure auf. Man kennt zwar die Zusammensetzung der chinesischen Tusche nicht genau; sie ist indessen schon so lange, in solcher Menge und zu so niedrigem Preise im Handel, daß sie nicht für das Produkt eines geheimen Receptes gelten kann und ihre Güte offenbar nicht von dem Willen eines einzigen Fabrikanten abhängt. Die auf diese Art bereitete flüßige Dinte ist vortrefflich, und das Litre kommt nur auf 42 Centimes, wogegen die gewöhnliche Dinte im Großen zu 50 — 60 Centimes das Litre verkauft wird. Oder aber 2) man löst die Tusche

in einer Auflösung von essigsaurem Mangan mit überschüssiger Säure auf. Die Schrift wird unvertilgbar, wenn man den Dampf von flüßigem Ammoniak an das Papier gehen läßt.

Der zweite Theil des Berichts beschäftigt sich mit Untersuchung der der Akademie vorgelegten sogenannten Sicherheitspapiere und den Mitteln gegen die Verbreitung von gebleichtem altem Stempelpapier. — Bei sämmtlichen vorgeschlagenen Sicherheitspapieren treten Uebelstände ein, welche nicht erlauben, dieselben allgemein einzuführen. Die Farbestoffe können das Papier nur in sofern vor Verfälschung schützen, als sie durch die Mittel, welche die gemeine Dinte verlöschen, selbst angegriffen werden. Leider aber zersetzen sich diese Stoffe durch Luft und Licht, und die meisten erleiden durch Körper, mit denen sie zufällig in Berührung kommen können, ganz dieselben Veränderungen wie durch die chemischen Mittel, die man zur Verfälschung anwendet. Sachverständige, denen man eine auf Sicherheitspapier geschriebene und als verfälscht verdächtige Urkunde vorlegte, wären somit durchaus im Zweifel, wenn das Papier Flecken hätte oder ganz entfärbt wäre; und es besteht ja kein Gesetz, nach welchem eine Urkunde nur dann gilt, wenn sie auf Papier von bestimmten Eigenschaften ausgestellt ist. Damit soll aber der Gebrauch solchen Papiers durchaus nicht verworfen seyn. Papier mit feinen, regelmäßigen Dessins, ja auch ein einfarbiges, in der Bütte gefärbtes Papier kann namentlich bei Urkunden von bedeutendem Umfang von großem Nutzen seyn; denn mancher Fälscher, der eine Urkunde auf weißem Papier leicht verfälscht, kommt nicht damit zu Stande, wenn das Papier einfach gefärbt ist, und noch weniger, wenn es schwer nachzumachende Dessins hat, deren Muster man ja mit dem vorliegenden Exemplar vergleichen kann. Immerhin aber gibt das Sicherheitspapier bei weitem nicht die Garantie wie die oben besprochene unvertilgbare Dinte; das unfehlbarste Mittel, die Verfälschung von Urkunden unmöglich zu machen, ist daher der Gebrauch der erwähnten Dinte. Da man sich aber in vielen Fällen noch fernerhin der gemeinen Dinte bedienen wird, und das Sicherheitspapier doch immer die Fälschungen schwieriger und seltener macht, so kann dieses Papier zu jenem Zwecke mitwirken, und ist somit empfehlungswürdig; das auf die sogleich zu beschreibende Art gestempelte Papier kann indessen die Stelle von Sicherheitspapier jeder Art vertreten.

Was den Betrug mit gebleichtem Stempelpapier betrifft, so wäre der Fiscus vollkommen gesichert, wenn gesetzlich auf Stempelpapier nur mit unzerstörbarer Dinte geschrieben werden dürfte; da aber ein solches Gesetz nicht besteht, so schlägt die Kommission einfache, wohlfeile Mittel zu Erreichung des Zwecks vor.

Man druckt auf gemeines Papier, nicht mit einer Kupferplatte, sondern mit einem Cylinder, wie in manchen Fabriken von buntem Papier, der Länge des Bogens nach feine, wellenförmige, symmetrische Dessins. Man nimmt dazu die gemeine, gehörig verdickte Dinte oder den schwarzen Niederschlag in den Farbekesseln der Hutmacher. Diese Dessins sind nothwendig so dauerhaft als die gemeine Dinte, und bleiben gerade so lange sichtbar als die Schrift, die man mit gemeiner Dinte darüber schreibt. Zu diesem Sicherungsmittel kann man die weitere Garantie fügen, daß man dem Stempelpapier ein Datum gibt, entweder beim Schöpfen des Papiers selbst oder nachher.

Miszellen.

Wie viele Könige hat die neue Zeit gesehen, die nicht ganz oder zum Theil um ihre Kronen gekommen sind, oder denen doch dieses Schicksal nicht ganz nahe bevorstand? Lassen wir die Herrscher von Europa an uns vorübergehen.

Ludwig XVI. hat mehr als die Krone verloren; Ludwig XVIII. ist zweimal, Karl X. dreimal ins Exil gewandert. Ferdinand VII. hat fünf Jahre in Valencay gelebt; sein Vater Karl IV. ist entsezt zu Rom gestorben. Der Prinz Regent von Portugall mußte nach Brasilien flüchten. Nach der Schlacht von Jena war der König von Preußen auf einen Augenblick so gut als vom Thron gestürzt. Im Jahr 1806 und 1809 war Kaiser Franz von Oesterreich in die Hand des Siegers von Austerlitz und Wagram gegeben. Der Erbe der Krone der Czare, Konstantin, bekam diese Krone nicht; dem, der sie bekam, wäre sie beinahe wieder vom Haupte gefallen. Der König von Sardinien besaß über fünfzehn Jahre lang keinen Zollbreit Land in Italien. Der König beider Sizilien, Louis-Philippes Schwiegervater, wurde zweimal aus Neapel gejagt. Der König Gustav von Schweden reist oben auf einem Postwagen. Wilhelm von Nassau war lange Jahre ein entsezter Statthalter, und hat jezt die Hälfte der für ihn gefertigten Krone eingebüßt. Der König von Sachsen war im Jahr 1814 ein Herr ohne Land; noch nicht lange mußte der jetzige seine Krone theilen. Der König von Großbritannien hatte auf längere Zeit seinen deutschen Fürstenhut verloren. Pius VI ist zu Valence gestorben; Pius VII. saß zu Fontainebleau gefangen und Gregor XVI. hat noch nicht lange eine gewisse alte Feluke ausbessern lassen. Der Gewaltige, der bei den meisten der bisher erwähnten Unfälle die Hauptrolle spielte, ist zweimal vom Thron gefallen, und mit ihm Jerome, König von Westphalen, Murat, König von Neapel, Joseph, König von Spanien. So eben erscheint auch Don Pedro und läßt sich in diese Unglücksliste eintragen. Die kleinern italienischen Fürsten und die deutschen Regenten von und unter dem Range des

Kurfürsten von Hessenkassel und des Herzogs von Braunschweig, welche den Wechsel menschlicher Schicksale erfahren haben, übergehen wir mit Stillschweigen, und der Dey von Algier kann keinen Anspruch darauf machen, in die Gesellschaft christlicher Herrn eingeführt zu werden.

*

Zu Leicester wurde bei Gelegenheit der lezten Wahlen ein großes Bankett gegeben. Zweitausend achthundert Wähler speisten vor einer unermeßlichen Menge von Zuschauern, und ein Orchester von dreihundert Musikanten spielte dazu auf. Verzehrt wurden viertausend Pfund Ochsenfleisch, dreitausend Pfund Plumpudding, dreitausend Brode, zweitausend fünfhundert Gallonen Ale; hundert Pfund Tabak und dreitausend Tabakspfeifen wurden gebraucht.

*

An einem artesischen Brunnen zu Tours hat man etwas beobachtet, das für die Theorie dieser Springquellen sehr wichtig werden kann. Als man die Röhre 335 Fuß tief hinabgebracht hatte, führte das Wasser mehrere Stunden lang eine Menge Sand und viele Pflanzentheile und Stücke von Muscheln mit sich. Man fand einige Zoll lange Zweige von Dornsträuchern, die vom Liegen im Wasser schwarz waren, Stengel und Wurzeln von Sumpfpflanzen, verschiedene Saamenkörner, so gut erhalten, daß sie nicht wohl länger als drei, vier Monate können im Wasser gelegen haben, endlich Land- und Süßwasserschnecken. Es lassen sich daraus nachstehende Folgerungen ziehen: 1) das Wasser im artesischen Brunnen zu Tours kann nicht mehr als vier Monate zu seinem unterirdischen Weg gebraucht haben, weil Körner, unzersezt durch das Wasser, mit demselben zum Vorschein gekommen sind. 2) Das Wasser kann nicht von einer Seite her kommen, wo es durch Gebirgsschichten sikert, weil es Muscheln, Holzstücke u. s. w. mit sich führt; es muß durch mehr oder minder regelmäßige Kanäle, die sich das Wasser selbst zwischen festen Sandschichten wühlt, an Ort und Stelle gelangen. 3) Dieses Wasser muß aus den feuchten Thälern in der Auvergne oder im Vivarais stammen, und die Annahme, daß dieses Wasser durch lauter Kanäle im Sandstein rinnt, erklärt, warum es fast so rein ist als Flußwasser.

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, Juni.

(Beschluß.)

Der Peters- und Paulstag.

Da Jeder den Segen weg hat, so geht es jezt weniger friedfertig, obgleich eben so streitsüchtig zu; wehe dem, der einem andern zu nahe kommt; doch glücklicherweise sind die Gendarmen in der Nähe. Die Freude in den Osterien ist jedoch von kurzer Dauer: was sind fünf Stunden für einen hungrigen, durstigen und conversationslustigen Römer? Denn am Peterstage, als einem der großen Festtage, werden die Boutiken Morgens und Nachmittags jedesmal drei Stunden geschlossen, von neun bis zwölf und von fünf bis acht. Dagegen werden die vier Thüren der Peterskirche (die heilige bleibt geschlossen) desto weiter aufgesperrt, um das Volk zur Vesper einzulassen. Die Vokalmusik der päbstlichen Kapelle abgerechnet, welche ein ganz besonderes Genre ausmacht, weil dort nur alte, im sogenannten Palestrinaschen oder alla Cappella-Style, größtentheils von Palestrina selbst gesezte Stücke aufgeführt werden, ist die Vesper am Peters- und Paulstage in der Peterskirche die merkwürdigste musikalische Kirchenproduktion des ganzen Jahres und sämmtlicher Kirchen. Da sowohl die erste Vesper, als die Messe am Feste selbst von der päbstlichen Kapelle gesungen werden, weil bei jener der Pabst gegenwärtig ist, leztere sogar selbst liest, so bleibt dem Capitel der Peterskirche nichts als die zweite Vesper (die am Festtage) übrig, um das Fest des Heiligen seiner Kirche auf eine würdige Weise musikalisch zu feiern. Dies geschieht denn auch mit großem Aufwande; denn außerdem, daß die Vesper nicht in der Chorkapelle, sondern vor dem Hauptaltar stattfindet und von mehreren Kardinälen und hohen Prälaten besucht wird, singen, von zwei Orgeln und zwölf Contrabässen begleitet, in zwei Chören oft siebenzig bis achtzig Sänger, die besten, welche, außer der eigenen Kapelle der Peterskirche, in Rom zu finden sind. Stücke aus der Palestrinaschen Zeit werden hier nicht gesungen, sondern, mit wenigen Ausnahmen, Kompositionen der neuern Kapellmeister der Peterskirche. Für diesen Tag bestimmte Stücke, mit denen jedoch gewechselt wird, sind ein Dixit für sechszehn Stimmen und Tu es Petrus, beide von Ottavio Pittoni, Kapellmeister an der Peterskirche gegen 1725, der Psalm Credidi von Antonio Burroni (um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts), ein Laudate von Jomelli und eins von Guglielmi. Die Execution dieser Vesper ist in jeder Hinsicht würdig, groß, ja erhaben, obgleich die Soprane vieles zu wünschen übrig lassen. Diese Vesper hat noch das Eigenthümliche, daß dabei jedes Jahr der beste unter den um diese Zeit auf dem Balletheater angestellten Sängern in einer einzigen Arie (gewöhnlich mit Chören) für ein, hier sehr bedeutendes Honorar produzirt wird. Da nimmt sich's sonderbar aus, wenn dasselbe Subjekt, das man zwei Abende vorher als Caimacan oder Podesta seine Buffonaden hat machen sehen, in schwarzen Kleidern und weißen Handschuhen an geweihter Stelle auftritt und sein Solo absingt; ein Beweis, daß es in Rom nicht so fanatisch zugeht, als man im Auslande glaubt. Diese Vesper steht überhaupt in solchem Kredite, daß sämmtliche Musiker Roms, Dilettanten und Professionisten, welche das ganze Jahr nach keinem Tone aus dem Hause gehen, an diesem Tage die Peterskirche besuchen, um sagen zu können, sie haben das Laudate pueri Dominum von Guglielmi gehört. Nach der Vesper findet die Erleuchtung der Kuppel und nach dieser das Feuerwerk an der Engelsburg, doch beides in vollkommnerem Maße als am vorigen Abende, statt; auch ist das Getümmel weit größer, da sämmtliche, im Umkreise von drei oder vier Meilen um Rom herumwohnende Landleute in der Stadt sind. Mit Einbruch der Nacht werden zugleich die meisten öffentlichen Gebäude und ein großer Theil der Privathäuser mehr oder minder glänzend, die Pläze aber mit Fiaccole erleuchtet; daß sich die Häuser, worin Peters wohnen, vor allen übrigen auszeichnen, versteht sich von selbst.

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 166.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juli 1831.

Ihr habt gesprochen, aber ob gescheib oder nicht, das mag
der Wald richten.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

Von De Candolle.

Was wir im vorigen Monat (Nro. 140 und 141.) über einige außerordentlich große und alte Bäume mitgetheilt haben, hat wohl die meisten Leser, wenn auch nur als Kuriosität, angesprochen; die folgende Abhandlung des berühmten De Candolle aber dürfte bei Landwirthen, Forstmännern, überhaupt bei jedem Beobachter und Freunde der Natur ein weit höheres Interesse als das der Neugier erregen.

* * *

Ein Baum läßt sich aus zweierlei Gesichtspunkten betrachten; man kann sagen: ein Baum ist ein Aggregat von so vielen zusammengewachsenen Individuen, als Knospen an ihm zur Entwicklung gekommen sind, oder aber man kann ihn als ein einfaches Wesen, eine Einheit betrachten, als das, was man im Thierreiche ein Individuum nennt. Nach der ersten Ansicht, die wohl die rationellere ist, darf man sich nicht wundern, wenn, da sich fortwährend neue Knospen neben den alten entwickeln, das daraus entstehende Aggregat keinen bestimmten Endpunkt seiner Lebensdauer hat. Nach der zweiten, im gemeinen Leben angenommenen, kann man nicht läugnen, daß, da sich bei den meisten Bäumen alljährlich eine neue Holzschichte und neue Organe bilden, die Vegetabilien keineswegs der Verhärtung, der allmählichen Verstopfung alter, sich nie erneuernder Organe unterworfen seyn können, was bei den Thieren den eigentlichen Altersstod herbeiführt, und daß demnach die Bäume nur aus zufälligen Ursachen zu Grunde gehen. Kurz, nach der einen, wie nach der andern Voraussetzung kommt man zum Schluß, daß die Bäume nicht im eigentlichen Sinne Alters sterben, daß ihr Leben und Wachsthum keinen festen, nothwendigen Zielpunkt hat, und es also welche geben kann, die ein außerordentlich hohes Alter erreichen. Dieß wollen wir aber nicht blos glauben; wir müssen versuchen, es wirklich zu beweisen. Außer Adansons Baobab und der ungeheuern mexikanischen Cypresse, gibt es noch mehrere, wenn auch nicht so merkwürdige Beispiele, welche den Gedanken, es gebe noch auf der Erde Bäume von ganz ungeheuer hohem Alter, Bäume, welche Zeugen der lezten Erdumwälzungen seyn könnten, zu bestätigen scheinen. Man sieht indessen leicht ein, daß sich in Berechnungen dieser Art grobe Irrthümer einschleichen können, und daß man sich erst dann wird einigermaßen darauf verlassen dürfen, wenn einmal sehr viele Beispiele von alten Bäumen beobachtet sind. Ich beschäftige mich schon sehr lange mit diesem Gegenstand; aber für Untersuchungen der Art ist des Menschen Leben gar zu kurz, die Gelegenheiten zu Beobachtungen sind selten, und noch dazu muß man sich nach den Gegenständen dazu vorzugsweise in Gegenden umsehen, die weder dem Frost, noch den Zerstörungen der Menschenhand aus-

gesezt sind. Auch ist wohl die Art und Weise, wie man das Alter bejahrter Bäume ausmittelt, den Reisenden oder den Naturfreunden, die sich dafür interessiren, nicht gehörig bekannt, und vorzüglich deßhalb habe ich diese kleine Abhandlung entworfen.

Das hohe Alter mancher Bäume ist, und wäre es auch nur Gegenstand der Neugierde, etwas höchst Interessantes. Wir legen einen hohen Werth auf alle Reste des Alterthums; sollte es aber nicht auch höchst anziehend für uns seyn, wenn man uns sagte: dieser oder jener Baum ist ein Zeitgenosse der entferntesten Geschlechter? Ja in manchen Fällen kann der Umstand, daß wir dieß wissen, Licht auf die Geschichte alter Denkmale werfen, während anderseits die Geschichte der Denkmale über die Geschichte der Bäume in ihrer Nachbarschaft Aufschluß geben kann. Diese Frage kann sogar für die Geschichte der Erde selbst von Bedentung werden. Wenn wir immer mehr solche Veteranen der Pflanzenwelt kennen lernen, wenn es uns endlich gelingt, ihr Alter genauer auszumitteln, so könnte uns dieß leicht Mittel an die Hand geben, die Zeit der lezten Erdrevolutionen annähernd zu bestimmen. Würden Untersuchungen der Art auf vulkanischen oder von Madreporen erbauten Inseln angestellt, möchten wir leicht über die Zeit ihrer Entstehung Schlüsse wagen dürfen.

Lassen wir aber diese weitaussehenden Plane und fragen uns, durch welche Mittel die Lösung der Frage zu erreichen steht, so finden wir, daß sie sich sämmtlich einfach auf eine genauere Erforschung der gewöhnlichen Geseze des Wachsthums der Bäume gründen, und die Resultate dieser Forschung dürften in manche Theile der Pflanzenkunde und Forstwissenschaft viel Licht bringen. Untersuchungen der Art können also gewiß sehr nüzlich werden; befriedigten sie aber auch nur die Neugierde, so wäre es schon genug; je gebildeter der Geist ist, desto lebhafter fühlt er ja dieses Bedürfniß, und wie oft hat eben dieses Bedürfniß in seiner Befriedigung zu etwas wahrhaft Gutem und Nüzlichen geführt.

Es ist bekannt, daß die baumartigen Gewächse in zwei Reihen zerfallen: bei der einen, und zu dieser gehören bei weitem die meisten Bäume, besteht der Stamm aus einem holzigen Körper und einer Rinde; ihr Wachsthum geschieht dadurch, daß sich jährlich eine neue Holzschichte über den alten und unter der Rinde anlegt. Die zweite Abtheilung dagegen bilden Gewächse, deren cylindrischer, selten in Zweige sich theilender Stamm nur aus Holz ohne eigentliche Rinde besteht; seine äußersten Fasern sind die härtesten, ältesten, die innern die weichsten, jüngsten; in diese Klasse gehören namentlich die palmenartigen Gewächse. Wir geben nun eine flüchtige Uebersicht der Mittel, wie sich das Alter der Bäume beider Klassen bestimmen läßt.

Fast sämmtliche Bäume der gemäßigten, und also der kultivirtesten Länder des Erdbodens, namentlich alle unsere einheimischen Bäume, gehören der ersten der erwähnten Klassen an. Man weiß jezt so ziemlich zuverläßig, daß diese Bäume jedes Jahr um eine Holzschichte zunehmen, und daß somit die Zahl der concentrischen Bänder, die man auf dem Querdurchschnitt eines Holzstücks bemerkt, die Zahl der Jahre andeutet, welche seit der Zeit verflossen sind, wo dieser zerschnittene Theil des Baumes sich zu entwickeln begonnen hat; somit ersieht man aus dem Durchschnitt unten an einem Ast das Alter des Asts, aus dem Durchschnitt unten am Stamm das Alter des ganzen Baums. Die Unregelmäßigkeiten im Wachsthum sind, wenn sie ja vorkommen, so unbedeutend, daß man, so oft man einen reinen Durchschnitt eines Stammes vor sich hat, mit großer Sicherheit und unbedingt aus der Zahl der Ringe das Alter des Baums bestimmen kann. Diese Ringe müssen aber genauer betrachtet werden, als bisher meistens geschehen ist. Ihre Zahl gibt das Alter, aber das Verhältniß ihrer Dicke gibt den Grad des Wachsthums an. Man darf sie also nicht blos zählen, man muß sie auch messen. So oft ich den Durchschnitt eines alten Baumes, der noch so gesund ist, daß sich die Schichten erkennen lassen, zu sehen bekomme, verfahre ich einfach auf folgende Art. Ich lege vom Mittelpunkt des Stamms bis zum Umfang einen Papierstreifen und zeichne nun darauf mit der Bleifeder, wo jeder Ring anfängt; von je zehn zu zehn Ringen oder Jahren mache ich ein größeres Zeichen; ich gebe auf dem Papier an, wo die Seite des Marks, wo die der Rinde ist, schreibe darauf den Namen des Baums, seinen Standort und sonstige Bemerkungen. Durch die Sammlung solcher Streifen, die so ziemlich einer Sammlung von Schneidermaaßen gleicht, bin ich im Stande, das Verhältniß des Wachsthums der Bäume anzugeben und verschiedene Baumarten in dieser Hinsicht zu vergleichen. Meine Maaße geben mir den Halbmesser des Baums; um den Durchmesser zu erhalten, nehme ich das Maaß doppelt; will man den Umfang des holzigen Körpers wissen, so nehme ich es sechsfach.

(Die Fortsezung folgt.)

Faustische Scenen.

(Fortsezung.)

Faust.

„Sieh, dort ist Rom!“ wer ist, der mir das Räthsel löse?
Ich steh vor dieser Masse tief beschämt,
Und fühle durch den Anblick solcher Größe
Im Innersten mich wie gelähmt.

In des Gedankens kühnem Adlerflug
War doch der Geist sich *selbst* genug —
Und doch, was hast du, Faust, erflogen?
Hat nicht der dunkeln Erde trübe Pflicht,
Dich nicht das *eigene* Gericht,
Wie Ikarus *in des* Verderbens Pfuhl gezogen?
Fahr' hin, der unbegrenzten Freiheit Wahn!
Ich *muß als* Mensch zu Menschen mich bequemen;
Nicht Flügel tragen mich, ich muß im Kahn
Das schwere Ruder in die Hände nehmen.
Ach! nicht aus Büchern, nicht aus Sternen
Erfährst du, was die Menschheit Großes schafft,
In ihre Brandung tauchend, mußst du lernen
Der Thaten Werth, der Geister Kraft.
Sieh, dort ist Rom! Nun wird mir heller!
Der Ueberraschung Blitz löst sich in mildes Licht;
Das Blut durchströmt die Adern leichter, schneller;
Ich *ahne*, was ich kann, und was mir noch gebricht.

Hier ordneten die ehrnen Diktatoren
Das Heer an den triumphgewohnten Thoren;
Hier stachelte, entflammt für seiner Bürger Recht,
Der eiserne Tribun zum blutigen Gefecht;
Hier stiegen, als gesunkene Cäsaren
Vergeudet ihres großen Ahnherrn Lohn,
Geschmückt mit den bescheidenern Tiaren,
Doch stolzer noch, die Priester auf den Thron.
Hier stritten meines Vaterlandes Riesen,
Die Hohenstaufen, einsam in der Welt,
Die nichts als ihren Namen nach sich ließen;
Ein hoher Stamm, drum bald vom Blitz zerschellt.

Schwer wird's den Steinen, solcher Vorwelt Zeugen,
Was sie gesehen, zu verschweigen.
Die Quadern, die, versezt, in schlichten Mauern
Der Monumente Untergang betrauern,
Die goldnen Kuppeln jüngrer Dome,
Die glühend ragen aus der Zeiten Strome,
Der Obelisk, der unter fremdem Himmel,
Der morgenländ'schen Sonne nah,
Gebräunter Völker wild Gewimmel,
Und wenn auch alte, doch nie goldne Zeiten sah —
Wetteifernd tönet mir ins Ohr ihr Wort:
„Reißt dich solch große Welt zur That nicht fort?"

(Sich besinnend.)

Noch bin ich Knecht, noch nicht der Meine!
Auf, finstrer Höllengeist, erscheine!

(Mephistopheles erscheint.)

Zum leztenmal hab' ich dich herbeschieden,
Daß du aus meinem Munde hörest:
Hüt' dich, daß kommend du nie wieder mich empörest!
Fahr' hin und laß auf ewig mich zufrieden!

Mephistopheles (lacht unmäßig).

So wähnest du, weil der Vertrag dich drückt,
Dich meinem Arm und meinem Recht entrückt?
Du elend wankelmüth'ger Bube!
So macht mit mir man keine Händel aus!
Gefangen halt' ich dich in sichrer Grube,
Nicht Jakobs Leiter bringt dich da heraus!
Dir stand es wahrlich an, zu pochen
Auf deines Wortes Zuverlässigkeit!
Gut, daß ich, von dem Prahler nicht bestochen,
Bedacht doch war auf meine Sicherheit!
Ist diese Schrift bekannt noch dem Hallunken?
In welchen Saft mußt'st du die Feder tunken?

Faust.

Es zeiget dein unsinnig wüthend Toben,
Was deine Rede jämmerlich verhehlt:
Daß das gehoffte Ziel du doch verfehlt,
Weil ich mich aus der Grube frei erhoben,
Von ingeborner Götterkraft beseelt.
Der Tropfen Bluts, den du von mir erpreßt,
Ward durch die erste Thräne aufgewogen,
Die Gretchens reines Himmelsaug' genäßt,
Durch dich in des Verderbens Netz gezogen.
Zum Himmel schrie *ihr* Blut, das *ich* vergossen;
Was sonst ich that, ward bleich vor dieser Schuld:
In ihrem Friedensgruß, dem Abglanz ew'ger Huld,
Ist auch das Dunkelste verklärt in Licht zerflossen!
Vermöchtest du den Fliehenden zu halten,
Du spottetest mit Wollust des Versuchs;
Doch krampfhaft mit den Fäusten, den geballten,
Zerreißest du ja selbst das Blatt des Fluchs.
Ja, grinse nur! siehst du vor dir mich zittern?
Es wächst mit deinem Hasse mir die Kraft;
Kein Zauber kann das Herz mir mehr erschüttern,
Entsprungen ist der Geist unedler Haft.
Ich sehe deine Muskeln ganz erschlafft,
Der tückischen Verzweiflung dich zur Beute,
Ein Bild der Halbvernichtung, der ich heute
Mit Geisterflügeln mich entrafft.

(Mephistopheles verschwindet.)

Wie wenn nach eines Sommertages Schwüle
Die stürmenden Gewitter ausgekämpft,
Und die balsamisch abendliche Kühle
Die neu entflorte Bläue dämpft,
Dann in den Blüthenkelchen, neu erfrischt,
Des Abends Ernst mit Morgenglanz sich mischt:
So duftig rein, so selig weht's um dich,
O Faust, als dürftest du zur Stunde scheiden.
Doch vorwärts geht es noch! Rom, lehre mich
Der Seele nackten Trieb in Thaten kleiden!
Dort, wo sich schon im Vorhof der Geschichte

Das Göttliche mit Menschlichem gepaart,
Und wie im prächtig tragischen Gedichte
Sich in Triumph und Sturz geoffenbart;
Wo dann, in überird'schen Glänzen
Der Priesterfürst des Himmels Saum berührt,
Und waltend an der Erde fernsten Grenzen,
Des Glaubens mächtig Regiment geführt:
Dort trete aus dem Nebel der Gedanken
Leibhaftig auch für mich der Gott hervor,
Und fasse in der Schönheit heitre Schranken,
Was trüb gestaltlos in der Seele gohr!
Im Staube nur läßt sich der Preis erbeuten,
Nur lebend kannst du dir das Leben deuten,
Nicht wird dir, was du überflogst, geschenkt;
Nicht wenn du übersatt von jeder Erdennahrung —
Der Dürstende nur wird mit Offenbarung,
Der lautern Göttermilch, getränkt.

(Er geht vor, hält aber gleich wieder an.)

Wie! seh' ich recht? dort kommt mir ja
Mein alter Famulus entgegen!
Wie treff' ich, alter Freund, dich da,
So weit vom Vaterland entlegen?

Wagner.

Ach, guter Doktor, wie mich's freut,
Euch unter diesen Welschen aufzufinden!
Gewiß erlaubt ihr mir auch zu gelegner Zeit
Mit eurem Licht mein Lämpchen anzuzünden?
Ihr wundert euch wohl, daß hieher ich kam,
Und so das Herz in beide Hände nahm?
Durch treuen Fleiß bei Tag und Nacht,
Durch langer Jahre mühsames Entbehren
Hab' ich ein Sümmchen endlich aufgebracht,
Davon ein Jährchen kärglich hier zu zehren.
Geehrter Freund! leicht wird mir's nicht,
Die edle Wissenschaft zu pflegen;
Doch wie ein Bach des Lebens bricht
Mir nun des Wissens Born entgegen.
Mein Kummer ist, daß ich nur nichts versäume;
Zur Arbeit werden meine Träume,
Auch locket die Natur hier zum Genuß;
Doch leichtlich still' ich die begiergen Sinne:
Mir steht das Herz nach höherem Gewinne;
Drum acht' ich jenes nur für Ueberfluß.
Ach, hätt' ich euren Geist und Gaben!
Wie wollt' ich mich am Köstlichsten erlaben!
Wie wollt' ich mich zum Höchsten schwingen,
Das Tiefste, wie ein Taucher, kühn durchdringen!

(Der Beschluß folgt.)

Nöthige Erklärung.

Nicht gern ahmt man in der Regel den Verstorbenen nach, und selbst denen, die sie zu beneiden vorgeben, ist es, wie beim bekannten Bürdenträger, selten rechter Ernst damit. Etwas anders ist es aber, wenn man, wie Falstaff, nur als Conterfey eines Todten auftritt.

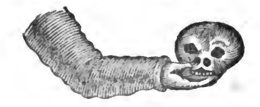
Dergleichen geschieht wohl häufiger, unter andern auch, wie ich sehe, im Morgenblatt, wo das Gespenst eines Gespenstes unter der Firma: Neueste Briefe eines Verstorbenen aus Berlin, bereits zweimal humoristisch gespukt hat.

Der erste Verstorbene wird zwar deshalb nicht — gleich dem berühmten Verfasser des Vergißmeinnichts contra den Mann im Monde — seinen Nachfolger gerichtlich belangen, weil es diesem ebenfalls zu versterben beliebte, oder gleich den noch berühmteren Verfertigern des Eau de Cologne, von denen jeder der eigentliche Farina seyn will, behaupten: er sey allein der ächte Verstorbene; aber sein irdischer Herausgeber hält es doch für zweckmäßig, flüchtige Leser (denn bei aufmerksamen ist es wohl kaum nöthig) zu avertiren: daß jene neuesten Briefe auch von einem neuen Todten herrühren.

Mit Dank erkennt derselbe übrigens die ungemeine Milde der Persifflage an, mit welcher der Styl und die Eigenthümlichkeit seines seligen Freundes geschickt und geistreich nachgeahmt worden sind, und kann auch nicht in Abrede stellen, daß die geäußerte Gesinnung ebenfalls ziemlich „in character“ geblieben ist, wenn gleich jede Nachahmung, ihrer Natur nach, nothwendigerweise etwas von der ungezwungenen Natürlichkeit des Originals einbüßen muß.

Schreiber dieses würde daher auch gegenwärtige Erklärung für ganz unnütz gehalten haben, wenn er nicht einerseits eine große Abneigung hätte, mit fremden Federn, sey es noch so schön, geschmückt zu werden, zweitens aber auch befürchten müßte, daß sein Doppelgänger die gute Gelegenheit später benutzen möchte, um vielleicht einer gar zu großen Freimüthigkeit Raum zu geben, die bei der heutigen strengen politischen Polizei ein Anderer, todt oder lebendig, zu vertreten Lust nicht haben kann; weshalb er denn, als ein vorsichtiger Mann, sich hiermit feierlichst vor Allem verwahrt haben will, was in den fernern Expektorationen des Scheintodten nicht geheuer erscheinen sollte.

Demnächst wird er sich jedoch nicht wenig freuen, wenn die Fortsetzung der neuesten Briefe eines Verstorbenen aus Berlin das Publikum noch weit besser und angenehmer unterhalten sollte, als es die ersten aus Irland *) im Stande waren, wozu in der That nicht allzuviel gehört.



*) Ein der Krone werther deutscher Dichter hat bei Gelegenheit dieser Lektüre schalkhaft gefragt, ob der Verfasser denn auch schon aus Irrland zurück wäre? Hélas non! denn nur in Schwaben wird man nach dem vierzigsten Jahre klug.

Beilage: Literaturblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 167.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juli 1831.

Habt ihr umsonst, Sterne, mich an der Vorzeit
Reste geführt, und gestählt Augen und Herz mir?

Platen.

Faustische Scenen.

(Beschluß.)

Faust.

Was, alter Freund, ist nun dein Studium?

Wagner.

Ich treibe bei den Büchern mich herum;
Ach, was für Schätze in den Sälen stecken!
Manch selt'ne Handschrift gibt es zu entdecken;
Ich kann die Fülle nicht genug euch preisen,
Und jeder Fund zieht neue Schleussen!

Faust.

Und wendest deine Arbeit, deine Gunst
Du nicht auch auf die edle Kunst?

Wagner.

Gewiß! wenn mir die Augen halb erblindet,
Sich dann und wann ein Viertelstündchen findet,
Wo ich die Bilder sorgsam mir betrachte,
Auf jedes kleinste Zeichen achte,
Das mir vielleicht den Weg kann bahnen,
Um, wann sie wurden, zu erahnen.

Ach! laßt mich's euch mit Thränen klagen,
Wie bange mir vor jenen Tagen,
Wo ich von diesem herrlichen Genuß
Zur trüben Heimath wieder wandern muß!

Faust.

Leb' wohl für jezt, ich habe Eile,
Doch morgen, bitt' ich, sey mein Gast.
Erzähle mir beim Wein, in trauter Weile,
Was du gelernt, was du noch vor dir hast.

(Wagner ab.)

Man sollte dein, du guter Mann, nicht spotten,
Wenn du verdorb'ne Lesearten heilst,
Wenn du in Rom mit den gefräß'gen Motten
Dich in der Vorzeit Beute theilst;
Wenn du, der Bilder Alter zu erkunden,
In tausend alten Büchern wühlst,
Und dich, wenn du die kleinste Spur gefunden,
Im Innersten belohnt und selig fühlst.
Ach, deine Seele ist nicht weit genug,
Um eine große Gabe zu empfangen;
Drum klagst du ob der Stunden schnellem Flug,
Weil schwächlich bleibt dein Geist und groß doch dein Verlangen.
Einst kommen Männer, die, was du gesammelt hast,
Mit großem Sinne klug benützen;
Befreit durch dich von mancher sauren Last,
Im leichten Schwung auf deinen Fund sich stützen;
Die, wo du mühsam an der Schaale nagst,
Gleich in den Kern, den süßen, dringen,
Und wenn du tastend nur am Fußgestelle lagst,
Das Götterbild zur Rede mächtig zwingen.
So nimmt in dieser Stadt, die eine Welt,

sich das Alter bejahrter Bäume immer so genau ausmitteln, als es zum Zwecke der Untersuchung nöthig ist. Sprechen wir nun von den Bäumen, welche vorzugsweise Gegenstände solcher Forschung werden möchten. Die meisten Beispiele von sehr hohem Alter werden immer vorkommen, einmal bei Bäumen, die durch ihre Härte und ihre Masse den Elementen am meisten zu trotzen im Stande sind, und dann in Ländern, die dem Frost und andern meteorischen Einflüßen, welche nur zu häufig die größten Bäume zerstören, wenig oder nicht ausgesezt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Gleichgültigkeit und Grausamkeit gegen Thiere.

Es ist auffallend, wie wenig sich die Franzosen auf eine angemessene Behandlung der Thiere verstehen, und wie wenig Theilnahme sie überhaupt den Geschöpfen schenken, von deren Daseyn der Mensch so mannigfaltigen Nutzen zieht. Es ist vorzugsweise das edelste unter den dem Menschen dienenden Thieren, das Pferd, welches am unglimpflichsten von ihnen behandelt wird. Die Franzosen muthen ihm Anstrengungen zu, welche durchaus über die Natur desselben hinausgehen. Um sich hievon zu überzeugen, beachte man die Kärnerpferde in den Straßen von Paris, doch vor allem die dem Postwesen dienenden Pferde. Man nimmt zwar zu diesem Behuf meistens starke Thiere; jedoch kann nur ein mit den Kräften dieser Thierart unbekannter oder mitleidloser Mensch Ansprüche an sie machen, wie der Franzose sie macht. Die Diligence, ein an und für sich schon schwerfälliger Koloß, wird gewöhnlich mit vier oder fünf Pferden bespannt; auf derselben befinden sich, wenn sie stark besezt ist, an 30 Personen, hier und dort vertheilt; ja ich bin einmal mit 35 Passagieren, zu welchen der reitende Postillon nicht mit gerechnet ist, auf einer Diligence gefahren. Der Wagen selbst ist in der Regel außerdem noch mit Kisten und Kasten überladen. Man berechne nun die auf jedes einzelne Pferd fallende Last! Und doch geht es Berg auf Berg ab abwechselnd im Trab und Gallop. Der Franzose berücksichtigt bei der Wahl der seinem Zwecke dienenden Pferde ebensowenig das Alter, als den sonstigen körperlichen Zustand; die vor Alter ganz entkräfteten und kranken Thiere müssen ganz gleichen Schritt mit den gesunden halten. Ich habe gesehen, daß vor einer Diligence ein an einem kranken Huf leidendes Thier, welches sich in der Ruhe kaum aufrecht erhalten konnte, seinen Dienst gleich den gesunden verrichten mußte. Ich machte den Schaffner hierauf aufmerksam; er wunderte sich über meine Bemerkung und entgegnete, man bemerke nichts von der Krankheit des Thiers, sobald es in starkem Trab gehe. Diese im Dienst so gemißhandelten Kreaturen werden außerdem noch ganz schlecht gepflegt. Mit einer Kleinigkeit könnte man ihnen öfters zu Hülfe kommen; doch der Franzose kümmert sich hierum nicht. Er läßt in der Regel einen solchen sich durch Vernachläßigung bildenden Schaden gehen wie er will, und gebraucht das Thier nach wie vor. Die französische Reiterei gab in den Kriegsjahren, nach Aussagen von Augenzeugen, hiezu manchen Beleg. Man konnte darauf rechnen, daß unter drei Pferden, welche der französischen Reiterei abgenommen wurden, zwei gedrückt waren; oft waren die Druckwunden so heftig, daß sich jeder nur etwas mitleidige Mensch ein Gewissen daraus gemacht haben würde, das Thier in einem solchen Zustand fürder zu gebrauchen. Auch haben die Franzosen kein Auge und Interesse für die edlern Racen der Pferde. Man beachte nur die Masse der in der Hauptstadt des Landes (wo man doch wohl das Beste in dieser Hinsicht zu suchen berechtigt ist) dienenden Pferde. Es sind im Durchschnitt große, plumpe, steife Bestien, deren Mängel noch besonders durch den ganz kurz abgeschlagenen, der Haare fast durchaus beraubten Schwanz vermehrt werden. Die wenigen feinern Pferde, welche man zu Paris sieht, gehören größtentheils Fremden. Ebensowenig sieht man hier feinern Racen zugehörige Hunde. Auch glaube ich bemerkt zu haben, daß die Pariser Hunde nichts von dem diese Thierart bezeichnenden muthigen Charakter haben. Sie sind furchtsam und scheu; nur selten wird man Aeußerungen des Muthes an ihnen bemerken. Ich glaube, sie haben ihre natürliche Herzhaftigkeit dadurch verloren, daß sie in den engen, volkreichen Pariser Straßen von klein auf unaufhörlich gestoßen und getreten werden. Der große Markt in Paris, auf welchem man diese Thiere zu beziehen pflegt, ist der pont neuf. Hier stehen diesem Handel lebende Leute mit großen Käfigen, in welchen man eine Menge junger Hunde in den unbehaglichsten Lagen mit verdrießlichen Gesichtern auf einander gehäuft sieht; zwischen ihnen liegen gewöhnlich einige junge miauende Katzen in schöner Harmonie. Die Verkäufer dieser Wesen kündigen sich meistens durch ein Aushängeschild mit folgender Aufschrift an: Herr N. schneidet jungen Hunden die Ohren ab, nimmt räudige Hunde in Pension, verschneidet Katzen und läßt sich auf häusliche Praxis ein.

Dieses geringe Interesse für die Thiere geht bei dem Pariser gemeinen Mann in eine Grausamkeit über, welche die wenigsten europäischen Nationen zuläßig finden möchten. Um sich hievon zu überzeugen, begebe man sich gegen Abend nach der Barrière du mont Parnasse. Hier findet man Leute, welche die Vorübergehenden auffordern, nach Enten, welche mit einem Strick an den Erdboden befestigt sind, aus einer gewissen Entfernung mit Steinen zu werfen; leztere halten sie zu diesem Zwecke bereit. Für einen Sous kann man viermal werfen; der glückliche Schütze, welcher das Thier erlegt, behält es als Beute. Man denke sich, wie oft eine solche unglückliche Kreatur schmerzhaft verlezt wird, ehe der glückliche Augenblick ihres Todes eintritt: Auch für diesen Fall hat dieses grausame Vergnügen seine Geseze. Ich sah, daß Jemand eine Ente so stark an dem Kopf verwundete, daß die Zuschauer glaubten, sie müsse sogleich verenden. Alles sprang hinzu; der Schütze wollte sich schon des Thiers bemächtigen, als man ihm andeutete, er müsse fünf Minuten warten; sey das Thier nach dieser Zeit noch am Leben, so könne es ihm nicht anheimfallen. Als es nun wirklich nach Verlauf dieser fünf Minuten noch Zeichen von Leben von sich gab, sprach man es dem Schützen ab und stellte es von Neuem als Zielscheibe für den tödtlichen Wurf aus. — Zu dem gleichen Zweck sah ich auch auf dem nämlichen Plane hier und da Kaninchen angebunden. Doch der widerlichste Anblick war mir folgender. Ich sah ebendaselbst, daß eine lebendige Katze an dem Schwanze vermittelst eines Fadens so angebunden war, daß sie, senkrecht über einer hölzernen, aufgerichteten Scheibe hängend, mit ihrem Körper den Mittelpunkt derselben deckte. Man schoß mit Stechbolzen, deren Spitze sehr fein war, für einen Sous viermal nach dem Thier. Die Katze mußte unzähligemal durchbohrt werden, ehe sie starb. Ob dem glücklichen Schützen auch hier die Beute zufiel? kann ich nicht sagen. Ich sah vier solcher Scheiben in geringer Entfernung von einander stehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nᵒ. 168.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 15. Juli 1831.

Tantaene animis coelestibus irae?
Ein Pfaff so hitzig?

Shakespeare.
Heinrich VI.

Reisebilder vom Genfersee.

Dritter Abschnitt.

Wer Jerusalem gesehen, findet, daß Lausanne eine auffallende Aehnlichkeit mit dieser Stadt hat. Seine Vertheilung auf drei Hügel und drei Thäler, zwischen denen sich Gärten und Bäume durchziehen und die von einem herrlichen altdeutschen Dom und einem mächtigen Schloß gleichen Styls gekrönt werden, gibt der Stadt etwas sehr Malerisches von Außen, macht aber auch ihr Inneres sehr häßlich und unbequem. Schöne Felsen- und Waldgruppen schließen nach Oben das Ganze als Hintergrund. Steigt man auf diese Höhe, deren nächster Punkt das Signal ist, so thut sich ein unermeßliches Bild auf, in dem sich Alles vereinigt, was Poussin, Claude Lorrain und Albano Schönes gedacht und geschaffen haben, aber noch viel mehr. Sähe man hier noch die Faucignysche Gletscherkette wie bei Genf, so möchte ich behaupten, daß die Welt keinen zweiten Punkt von so großartiger und mannigfaltiger Schönheit aufzuweisen habe; aber auch ohne diesen Anblick hat das Signal nur wenig seines gleichen.

Das Schloß ist ein festes, mächtiges Tyrannenhaus, das der Bischof Johann von Cossonay im zwölften Jahrhundert baute und damit seine Herrschaft über die Stadt unwiderstehlich machen wollte. Der fromme Mann hatte vorher mit Philipp von Savoyen drei Jahre lang um die Bischofsmütze gestritten, und es waren von beiden Seiten Blutthaten und Grausamkeiten genug vorgefallen. Die Wildheit der damaligen hohen Geistlichkeit, ihre Kriegs-, Kampf- und Mordlust scheint wirklich jezt in diesem Land milder Sitte unglaublich. Und darin zeichneten sich besonders die Bischöffe von Lausanne aus, die mit den Baronen von Vaud in immerwährendem blutigen Haber lagen. Davon nur einige Züge. Der Bischof David begegnete einmal seinem Gegner, dem Baron von Tegerfe, nahe beim Neuenburger See. Ihn erblicken und gleich mit dem Dolch über ihn herfallen, war Eins; kaum hatte der Ritter Zeit, nach seinen Waffen zu greifen und sich zu vertheidigen. Sie verwundeten sich aber beide so gefährlich, daß sie nach einer Viertelstunde des Kampfs zu gleicher Zeit todt zur Erde sanken. — Otto von Grandson war Canonikus von Lausanne und hatte das erledigte Bisthum Basel erhalten; um nun auch die damit verbundenen Lehen und weltlichen Rechte zu erhalten, bat er um Audienz bei dem Kaiser Albert, der damals in Basel war und von da nach Zürich zu reisen gedachte. Die Audienz ward ihm zugestanden, und da Kaiser und Bischof einer des andern Sprache nicht verstanden, so diente ihnen ein Basler Edelmann zum Dollmetsch. Otto kniete nun, dem Herkommen gemäß, vor dem Kaiser nieder und überreichte ihm seine Bittschrift. Albert aber fragte den Basler: Was will der? Otto, der sich nichts Gutes

bewußt seyn mochte, meinte, der Kaiser verweigere ihm das Leben, stand auf, stampfte mit dem Fuße und fragte den Dollmetsch mit Heftigkeit: que dit, que dit? und ehe ihm dieser noch antworten konnte, griff er nach seinem Degen und würde damit auf den Kaiser losgegangen seyn, wenn ihn der Basler nicht zurückgehalten hätte. Albert war so schwach, darüber zu erschrecken, ihm ohne Widerrede das Leben zu ertheilen und Basel so schnell wie möglich zu verlassen. — Furchtbar war die Gewalt dieser Bischöffe. In jener Zeit waren die Räubereien und Plünderungen entsetzlich, die Pilger, Reisende und Säumer von den Adlichen zu erdulden hatten. Kein weltliches Gesetz, keine Drohung half dagegen. So mußte denn endlich die Kirche einschreiten und ihre Blitze auf die Schuldigen schleudern. Der Bischof Heinrich von Lausanne trat eines Tag in pontificalibus und von seiner ganzen Geistlichkeit umgeben, mit angezündeten Fackeln unter das Portal des Doms und sprach da vor zahlreichem Volk Interdikt und Kirchenacht gegen diejenigen aus, die sich künftig der Pervasion — so hieß damals das adliche und ritterliche Plündern — schuldig machen würden. Seine lateinischen Worte hatten wirklich etwas Großartiges: „Ewige Nacht komme über Eure Augen, wenn sie sich zu Unthaten öffnen. — Eure Hände mögen vertrocknen und abfallen, wenn sie sich mit Plünderung beflecken. — All' Euer Arbeiten und Mühen sey ohne Ruhe und Rast und Lohn. — Furcht, Angst und Zittern komme über Euch im Angesicht Eurer Feinde. — Der Fluch und die Verzweiflung Judas, als er den Herrn verrieth, komme über Euch und verfolge Euch, so lange Ihr die Sünde der Pervasion begeht. Amen!" Es steht nirgend geschrieben, daß dieß Anathem guten Erfolg gehabt habe; so viel aber wissen wir, daß von nun an die Adlichen und Ritter des Landes noch feindseliger gegen den Bischof wurden, der den Fluch ausgesprochen, und daß sie ihn angriffen und mißhandelten, so wie er sich außerhalb der Thore von Lausanne sehen ließ. In jener Zeit, wo die bischöfflichen Kleider von fremdem Blut triefsten und wo der Bischofssitz auf Leichen stand, war freilich so ein festes Schloß unumgänglich nothwendig für die geistlichen Herrn. Daher seine dicken Mauern, seine Thürme, seine Graben und Zugbrücken. Zahlreiche Schießscharten sind auf allen Seiten angebracht; schreckliche Gefängnisse sind über und unter der Erde, aus denen der Angstruf der Gemarterten nicht heraufdringen konnte. Erfreulich ist's, des Schlosses Anblick und seine Geschichte mit seiner jetzigen Bestimmung zusammenzuhalten. In seinen dicken Mauern wohnen jetzt die repräsentativen und Regierungsbehörden des Kantons, dessen Administration schon seit geraumer Zeit zu den trefflichsten und geordnetsten gehört, und dessen nun aus dem Volk hervorgehende Konstitution wohl die freisinnigste der ganzen Schweiz werden dürfte.

Indessen waren doch nicht alle Bischöffe grausam, roh und blutdürstig. Hugo ist wirklich eine erhebende Gestalt inmitten von so viel Wildheit und Verderben. Auch ihm lag es sehr am Herzen, den ritterlichen Räubereien, Plünderungen, Morden und Befehdungen Einhalt zu thun. Darum lud er die Erzbischöffe von Besançon, Vienne und Arles und alle ihm untergebenen Geistlichen zu einem Koncilium nach Romont ein. Hier brachte er mit ihnen die im Lande so berühmte Uebereinkunft, genannt Gottesfrieden, zu Stand. Dadurch war allen christlichen Rittern und Mannen verboten, zu gewissen Zeiten und an gewissen Tagen einander zu befeinden und zu bekämpfen, nämlich von Mittwoch Abend bis Montag Morgen in jeder Woche, ferner vom 5ten December bis zum 23ten Jänner, desgleichen vom 29ten Jänner bis zu Ende der Osterwoche jeden Jahres. Die Uebertreter dieses Gottesfriedens solle Exkommunikation treffen, und sie brauchte nicht mehr besonders und feierlich gegen sie ausgesprochen zu werden; dadurch waren dem Streit, dem Mord, der Rache und allen Fehden doch drei Viertheile des Jahres entzogen, sozusagen der Menschheit geschenkt, und über dem mächtigen Baronenstand doch eine drohende Macht, um die armen Unterthanen zu schützen.

In der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ertheilte der Kaiser dem Grafen Peter von Savoyen das Waadtland als Reichslehen. Davon war jedoch das Bisthum und die Stadt Lausanne ausgenommen, denn sie blieben ganz unabhängig. Rudolf von Habsburg ertheilte sogar den Bischöffen den Titel: Fürst des heiligen römischen Reichs. Von diesem Augenblick an besteht die ganze Landesgeschichte im Streben der Bischöffe nach Alleinherrschaft, und im Streben der Einwohner nach Freiheiten und Zugeständnissen. Die Reformation fand früh Eingang und sie führte die Berner ins Land, die dem Herzog von Savoyen das Land, und dem geistlichen Herrn sein Bisthum abnahmen. Lausanne behielt alle seine Freiheiten und erhob sich bald unter der bernischen Hoheit zu großem Wohlstand. Diese blieb auch Jahrhundertelang musterhaft mild, gerecht und väterlich. Davon nur Ein Beweis statt vieler. Vom Jahr 1600 an war eine leichte Auflage für Kriegsquartierung gemacht worden, die bei den damaligen Umständen nothwendig schien. Hundert und fünfzig Jahre hernach (1750) erklärte die bernische Regierung, da die 1600 gefürchteten Kriegsumstände nicht eingetreten, die Steuer aber doch immer fort gezahlt worden sey, so halte sich die Regierung für verpflichtet, sie den Städten und Gemeinden des Landes von jener Zeit an zurückzuzahlen. Diese Zurückzahlung ist ein Hauptgrund der Wohlhabenheit und des Reichthums der städtischen und Landesgemeinden im Waadtland. Hätte die bernische Regierung in diesem Sinn fortgefahren, so hätte sich Waadt nie von ihr losgerissen. Bald aber wurde

der aristokratische Dünkel und Druck unerträglich, und es geschah, was in ähnlichen Fällen nie ausbleibt, die Nemesis kam strafend über die Gewalt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Fortsetzung.)

Unter den europäischen Bäumen führen wir die folgenden auf.

Die Ulme wird bekanntlich sehr groß, wächst aber bedeutend schnell. Die Ulme in obiger Tabelle stand bei Morges; beim Durchschnitt fanden sich 335 Jahrringe; sie war vollkommen gesund und in feuchtem, lockerem Boden aufgewachsen; der Stamm maaß ganz unten 17 F. 7 waadtländische Z. im Durchmesser, 30 Fuß im Umfang unter der Stelle, wo die Aeste anfangen; diese fingen 12 Fuß vom Boden an und einer derselben hatte 16 Fuß im Umfang; der Baum fiel bei ruhigem Wetter um; wahrscheinlich war der Grund, auf dem er stand, vom Wasser des Sees ausgespült worden. Er war im Mittel 3¼ Linien jährlich gewachsen; aber nach Jahrhunderten abgetheilt, 6 Linien im ersten, 2¾ im zweiten und 2¼ im dritten; die Ulmen, welche auf Sullys Befehl in Frankreich vor den Kirchen gepflanzt wurden, zeigen im Allgemeinen ganz dieses Verhältniß des Wachsthums.

Ich sah 1814 bei Montpellier einen Ephenbaum, dessen Stamm unten 6 Fuß im Umfang maaß; ein anderer 45jähriger Ephen hatte nur 7½ Zoll im Umfang; nimmt man diesen als Typus an, so wäre jener mächtige Ephen jetzt etwa 450 Jahre alt. Ich setze in diesem, wie in den folgenden Fällen, das Alter der Bäume immer eher zu niedrig an.

Nach der in der Tabelle angeführten Lerche kann man nicht wohl zweifeln, daß es fünf- bis sechshundertjährige Lerchen gibt; doch sind noch zu wenig Messungen von diesem Baum bekannt.

Der europäische Baum, der innerhalb einer gewissen Zeit häufig am dicksten von allen wird, ist wohl die Linde. Die, welche 1476 bei Freiburg, aus Gelegenheit der Schlacht bei Murten, gepflanzt wurde, mißt gegenwärtig 13 Fuß 9 Zoll im Durchmesser, woraus sich ein jährliches Wachsthum von etwa 2 Linien ergibt; da aber die Eiche eben so stark wächst, so möchte ich fast vermuthen, der Freiburger Baum habe keinen günstigen Boden gefunden, und ich glaube, man wird der Wahrheit näher kommen, wenn man im Mittel 4 Linien jährlich annimmt. Da es in Europa sehr viele große Linden gibt, so wäre es interessant, wenn man von denjenigen, deren Alter bekannt ist, das Maaß hätte. Ich führe an: die Linde vom Schloß Chaillé, im Departement der beiden Severn, welche 1804 fünfundvierzig Fuß im Umfang maaß; sie mochte damals 538 Jahre alt seyn; die von Trons in Graubündten, die bereits 1424 berühmt war, 1798 51 Fuß im Umfang maaß und 583 Jahre alt seyn mag; die von Depeham bei Norwich, sie maaß 1664 8¼ Yards im Umfang; die von Neustadt in Würtemberg; sie war schon 1550 so groß, daß man sie vielfältig stützen mußte, und hatte 1664 37 F. 4 Z. im Umfang.

Die Cypressen werden im südlichen Europa sicher außerordentlich alt, und durch die Sitte, sie auf Kirchhöfen zu pflanzen, sind ihrer viele sehr gut erhalten worden. Nach Hunter standen 1776 im Garten des Pallastes zu Granada Cypressen, die schon zur Zeit der maurischen Könige berühmt waren und noch Cupressos de la Regna Sultana heißen. Ueber das Wachsthum dieses Baums ist mir indessen nichts bekannt.

Die Kastanienbäume können, scheint es, sehr alt werden; ich spreche hier nicht vom berühmten, 70 Fuß im Umfang messenden Kastanienbaum vom Etna; er ist offenbar aus mehreren zusammengewachsen; man müßte das Alter dieser Bäume nach unzweifelhaft einfachen Stämmen berechnen. Auf dem Etna stehen noch andere sehr große; Pöderle hat in Glocestershire einen von 50 Fuß im Umfang gesehen, den man neunhundert Jahre alt schäzte.

Die orientalische Platane — wenn man sie anders einen europäischen Baum nennen kann — ist sicher einer der dicksten Bäume; man weiß aber nicht, wie er wächst. Im Thal von Bujuk-dere, drei Wegstunden von Konstantinopel, steht eine Platane, die an die des Plinius erinnert; sie mißt 150 F. im Umfang, und es befindet sich darin eine 80 F. im Umfang messende Höhlung. Ich fordere die Reisenden auf, auszumitteln, ob es ein einfacher Baum ist, oder aus mehreren zusammengewachsenen besteht; um wie viel er in einer gegebenen Zeit gewachsen ist, — dazu braucht man den Baum nur von der Seite anzuhauen und die Schichten zu zählen — endlich zu beobachten, nach welchem Verhältniß etwa hundertjährige Platanen wachsen.

Auch der Nußbaum verdiente untersucht zu werden. Der Architekt Scamozzi erzählt, er habe zu St. Nicolas in Lothringen einen Tisch gesehen aus Einem Stück Nußbaumholz, 25 Fuß breit; Kaiser Friedrich III. habe ein berühmtes Bankett darauf gehalten. Das Alter eines solchen Holzes läßt sich nicht berechnen, weil man nicht weiß, in welchem Verhältniß diese Bäume, wenn sie alt sind, wachsen, und dies wäre doch leicht zu erheben.

Auch der Orangen- und der Citronenbaum gehören zu den Bäumen, die sehr langsam wachsen und sehr alt werden. Der Orangenbaum im Kloster St. Sa-

bina in Rom soll i. J. 1200 von St. Dominik, der in Fondi vom h. Thomas von Aquina 1278 gepflanzt worden seyn.

Die Eichen gehören sicher zu den Veteranen der europäischen Forsten, aber ihre Geschichte ist noch sehr verworren und dunkel; und dies rührt theils daher, daß, wie alle Forstkundigen versichern, das Wachsthum bei der Eiche fast mehr als bei jedem andern Baum vom Boden abhängt, theils daher, daß man fast immer die Eiche, deren Eicheln Stiele haben (quercus pedunculata), welche schnell und hoch wächst, mit derjenigen, deren Eicheln am Zweige festsitzen (quercus sessiflora), welche weit langsamer wächst und härter, knorriger wird, verwechselt hat; deshalb lassen sich die bisher bekannten Daten gar nicht mit einander vergleichen. Ich zweifle nicht, daß es in unsern Ländern fünfzehn- bis sechszehnhundertjährige Eichen gibt; es wäre aber von großem Werth, wenn dies durch sorgfältigere Forschung wirklich bewiesen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Fortsetzung.)

Neugierde der Pariser. St. Napoleon. Gesinnung der Franzosen gegen die Preußen.

Bei allen solchen Gelegenheiten sieht man eine Menge neugieriger Zuschauer nicht allein aus den niedern, sondern auch aus den höhern Ständen, wie denn überhaupt die Neugierde, auch für die gleichgültigsten Sachen, ein Hauptzug im Charakter der Pariser ist. Wenn in den champs élysés ein paar Leute mit Kugeln spielen, so bildet sich sofort ein Ring von gaffenden Zuschauern, welche durch Mienen und Gebehrden das lebendige Interesse, welches sie an dem Verlauf des Spiels nehmen, zu erkennen geben; man bittet auf das Verbindlichste, nicht zu weit in die Linie hinein zu treten, den andern die Aussicht nicht zu benehmen u. s. w. Dieses so lebendige Interesse ist desto auffallender, da die Nationalspiele der Franzosen so erstaunlich einfach sind, daß sich Fremde, vorzüglich Deutsche und Engländer, oft gar nicht erklären können, wie man nur an so geistesarmen Spielen Vergnügen finden kann. Man denke nur an das mit so großer Vorliebe auch von den höhern Ständen in Frankreich gespielte Domino; die deutschen Kinderspiele Schaaf und Wolf, Mühle, Dame und wie sie heißen mögen, sind geistreich dagegen zu nennen. — Ebenso vermögen auch die schlechtesten Bänkelsänger, Possenreißer von der gewöhnlichsten Art, im Freien exekutirende Violinisten ꝛc. Schaaren von Neugierigen um sich zu versammeln. Die leztern wählen oft die ersten Stunden nach Sonnenuntergang, um das Publikum zu entzücken; sie stellen alsdann gewöhnlich brennende Lichtstümpchen im Kreis auf dem Steinpflaster auf; in der Mitte dieses Zauberkreises stehend, lassen sie dann ihre Sirenentöne erklingen. Der Börsenplatz ist in dieser Beziehung ein wahres Pandämonium von Paris zu nennen. Nach Sonnenuntergang wird es hier lebhaft. Hier wird man zu Glücksspielen aufgefordert; dort sind es ein paar Possenreißer, welche die Menge an sich locken; an einer andern Stelle ruft man mit lauter, überbietender Stimme: Meine Herrn, lassen Sie uns sehen, wie stark wir sind! (Messieurs, mesurons nos forces!) Und wenn man sich allen diesen Lockungen entzogen hat, stößt man zulezt noch in der Nähe des Theaters des Nouveautés und an den andern von dieser Seite den Börsenplatz begrenzenden Gebäuden auf die zahllose Schaar zudringlicher Dirnen, welche sich seit der Zeit, daß das Palais royal ihnen verschlossen ist, vorzugsweise hier aufhalten.

Wenn man etwas Trauriges in Paris sehen will, so muß man seine Blicke auf die Kirchen werfen. So wie die meisten öffentlichen Gebäude, sind sie äußerlich schmuzig, und inwendig findet man gewöhnlich nur einige alte Frauen und Männer mit kleinen Kindern, zwischen welchen sich nicht selten ein Hund lustwandelnd hin und her bewegt. Der einzige Heilige, welchen jezt die Pariser, und mit ihnen fast ganz Frankreich, anbeten, ist Napoleon. Die Verehrung desselben geht in dem Augenblick bei ihnen fast bis zur Abgötterei. An allen Straßenecken singen Bänkelsänger Loblieder auf ihn und bieten den Text derselben feil; die Laden der Kunsthändler sind mit Gegenständen überfüllt, welche sich auf Momente aus dem Leben dieses neuen Heiligen beziehen. Das Wunderlichste dabei ist der Umstand, daß die Verfertiger solcher Lieder und Bilder sich vorzugsweise in dem Bestreben gefallen, Napoleon als sentimental darzustellen. Bald blickt er weinend von Helena aus nach dem Frankreich hin, welches zu beglücken ihn das neidische Geschick hindert, bald vergießt er Thränen an der Seite eines für ihn sterbenden Waffengefährten. Napoleon sentimental! Gerade der Mangel an Gefühl unterscheidet ihn höchst unvortheilhaft von so vielen andern großen Männern. Die Franzosen, sogar die verständigern unter ihnen, lassen es sich bis auf diesen Augenblick nicht ausreden, daß Napoleon in seinen lezten Kriegen verrathen und verkauft gewesen sey; wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätten nach ihrer Ansicht die Alliirten, sogar nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo, nichts gegen ihn ausrichten können. Wenn man nun fragt, wer ihn denn eigentlich verkauft und verrathen habe, so wissen sie denn freilich nichts Bestimmtes darauf zu antworten. Eben so glauben sie steif und fest, daß Napoleon alle 1814 in Frankreich gelieferte Schlachten gewonnen habe; nur der Verrath habe ihn der mit gewonnenen Schlachten verbundenen Vortheile beraubt.

Unter allen Deutschen sind in Frankreich die Preußen am wenigsten beliebt, wahrscheinlich weil gerade die preußischen Heere sich am tapfersten gegen die Franzosen bewiesen haben. Ich habe unter andern kürzlich Gelegenheit gehabt, dies auf eine wahrhaft komische Weise zu erfahren. Ich befand mich auf dem Kirchhof des père la Chaise und traf hier zufälligerweise einen jungen Mann aus Preußen an; kurz darauf stieß ein gut gekleideter Pariser Bürger zu uns. Der leztere merkte sogleich an der Aussprache des Preußen, daß er ein Ausländer sey, und fragte ihn nach seinem Vaterlande. Auf die Antwort: „je suis allemand, Monsieur,“ sagte der Franzose: „de quel coté?“ Man hätte den Franzmann in dem Augenblick sehen sollen, als der Befragte ihm „je suis prussien“ entgegnete. Zurückprallend, in sich zusammenschaudernd, stieß er ein scharf betontes sacre dieu! aus, indem er seinen Mann vom Kopf bis auf die Füße musternd ansah. Ich glaube, der Franzose hätte sich nicht wunderlicher anstellen können, wenn jener ihm erwiedert hätte, er sey der Herr mit Schwanz und Pferdefuß in höchst eigener Person.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 169.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juli 1831.

Der Baum, der Held, steht, wann der Frost dem Leben
Des Weinstocks und des Pfirsichbaumes droht;
Da steht er, von Pomonens Schutz umgeben,
Nicht fürchtend den Tod.

Die Karschin.

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Fortsetzung.)

Auch der Olivenbaum kann in den Ländern, wo er nicht beschnitten wird, außerordentlich alt werden. Chateaubriand erzählt in seiner Reisebeschreibung, die acht Olivenbäume in dem nach ihnen genannten Garten zu Jerusalem bezahlen jeder dem Großherrn nur einen *Medin*, und daraus geht hervor, daß sie zur Zeit des *Einfalls der Türken* schon standen, denn von allen seitdem gepflanzten muß die Hälfte der Früchte gegeben werden. Der größte Oelbaum in Italien, von dem Picconi spricht, ist bei Pescio; er mißt über 21 Fuß im Umfang; nimmt man nach der Behauptung einiger an, der Oelbaum wachse jährlich 1½ Linie, so wäre er etwa 700 Jahre alt; diese Schätzung ist aber nach jungen Oelbäumen gemacht und gibt also wohl das Alter zu gering an.

Am ältesten unter allen europäischen Bäumen scheint mir der Taxus zu werden. Ich habe die Schichten eines 71jährigen Taxus, Oelhaven die eines 150jährigen, Veillard die eines 280jährigen gemessen; aus diesen drei Messungen ergibt sich, daß der Taxus in den ersten 150 Jahren jährlich etwas mehr als eine Linie, von 150—200 *etwas* weniger als eine Linie wächst. Nimmt man für sehr *alte* Taxus im Mittel eine Linie an und also die Bäume *für* so viele Jahre alt, als ihr Durchmesser Linien *hält*, so macht man sie wohl noch bedeutend jünger, als sie wirklich sind. Nun habe ich vier Maaße von berühmten Taxusbäumen in England vor mir liegen. Die Bäume in der alten Abtei Fontaine bei Rippon in Yorkshire, die schon im Jahr 1133 bekannt waren, maaßen 1770 etwa 1214 Linien im Durchmesser, mußten also über zwölfhundert Jahre alt seyn. Die im Kirchhof von Crow-hurst, in der Grafschaft Surrey, maaßen 1660 nach Evelyn 1287 Linien. Stehen sie, wie man sagt, noch, so wären sie 1450 Jahre alt. Der Taxus von Fotheringall in Schottland maaß 1770 ungefähr 2588 Linien und war also 25—2600 Jahre alt. Der Taxus im Kirchhof zu Braburn in Kent war 1660 etwa 2880 Linien dick, und ist, wenn er noch steht, gegen 3000 Jahre alt. Es ist sehr zu wünschen, daß englische Naturforscher das Verhältniß des Wachsthums dieser Bäume ausmitteln, denn wahrscheinlich sind es die Senioren aller europäischen Gewächse. Aus derselben Rücksicht empfehle ich der Aufmerksamkeit der Kenner und Freunde der Natur den Buchsbaum, den Johannisbrodbaum, den Wachholderbaum, von denen bis jezt nichts Näheres bekannt ist.

Unter den hieher gehörigen tropischen Bäumen fällt namentlich der Ceiba durch seine Dicke auf; es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein Baum mit so weichem Holz zu den ältesten gehört. Das Beispiel des Baobabs, der, obgleich sein Holz nicht sehr hart ist, nach Adanson über 5000 Jahre alt seyn soll, muß zwar hierin vorsichtig machen, indessen möchte ich doch die Reisenden vorzüglich auf Bäume mit hartem Holz aufmerksam machen; z. B.

auf den Mahagonibaum, der gemeiniglich eine Dicke von sieben Fuß erreicht, den Courbaril oder Heuschreckenbaum, der auf den Antillen zwanzig Fuß dick werden soll und so hart ist, daß er sicher sehr langsam wächst; auf die verschiedenen, unter dem Namen Eisenholz bekannten Bäume, auf die californische Fichte, die 150 — 200 Fuß hoch wird und 20 — 60 Fuß im Umfang mißt, auf den indischen Pagodenfeigenbaum u. s. w. Vor Allem aber sollte erhoben werden, ob die (in Nro. 140 und 141 von uns besprochene) ungeheure Cypresse von Chapultepec, die 117 Fuß 10 Zoll im Umfang messen soll, wirklich ein einziger Baum ist; denn es handelt sich hier vielleicht von dem ältesten Gewächse auf dem ganzen Erdboden.

Ueber die zweite Klasse von Bäumen, diejenigen, welche keine eigentliche Rinde haben und deren innerste Fasern die jüngsten sind, können wir uns, weil sie uns ferner liegen, und sie überhaupt noch weit weniger beobachtet und auch schwerer zu beobachten sind, kürzer fassen. Die Bäume dieser Klasse erscheinen unter zwei Hauptformen; die einen, wozu die Palmen gehören, haben einen einfachen Stamm, der, wenigstens im bei weitem größten Theile ihres Lebens, in ziemlich regelmäßigen Ringen abgesezt ist; die andern, namentlich die Drachenbäume, haben einen sich verästenden Stamm ohne Ringe. Um das Alter der Palmen zu schätzen, hat man zwei Mittel, die so ziemlich zusammenfallen: man vergleicht nämlich die Höhe, welche die Bäume erreichen, mit der Zeit, welche, wie man vorher weiß, jede Art braucht, um zu einer gewissen Höhe zu wachsen, oder man zählt die Ringe und vergleicht ihre mittlere Größe mit der Länge des Stamms. Diese beiden Mittel beruhen also wesentlich darauf, daß man weiß, wie hoch der Baum ist, wie die Ausmittlung des Alters in der andern Klasse von Bäumen darauf beruht, daß man weiß, wie dick sie sind. Vor Allem sollten also die Reisenden ermitteln, wie hoch jede Palmenart wachsen kann; ferner sollten sie jeden Palmbaum, dessen Alter bekannt ist, messen und durch unmittelbare Beobachtung ausmitteln, ob jeder der außen sichtbaren Ringe wirklich, wie man behauptet, einem Jahre oder aber einem andern Zeitraume entspricht. Die höchsten Dattelpalmen in Egypten und der Barbarei sind 60 Fuß hoch und die Araber schätzen ihr Alter höchstens auf 2 — 300 Jahre.

Was die ästigen Bäume aus dieser Klasse betrifft, so kennt man noch gar kein Mittel, ihr Alter zu schätzen. Man weiß nur, daß einige Bäume dieser Art außerordentlich alt werden; besonders verdient Erwähnung der berühmte Drachenbaum bei Orotava, auf der Insel Teneriffa, der schon im Jahr 1402, als die Insel entdeckt wurde, berühmt war und damals vom Volke für heilig gehalten wurde. Berthollet hat ihn beschrieben und sagt, als er junge Drachenbäume in der Nähe mit diesem ungeheuren Stamme verglichen habe, seyen für das Alter des leztern Zahlen herausgekommen, bei denen ihm bange geworden sey. Im Jahr 1796 war dieser Baum zwanzig Meter hoch, hatte in der Mitte dreizehn, unten vierundzwanzig Meter im Umfang; seitdem hat der Sturm vom 21ten Juli 1819 seine Krone großentheils abgeschlagen.

Einige, wenn gleich unvollständige Beobachtungen führen mich auf die Vermuthung, daß manche ausdauernde Gräser und Stauden viel älter werden, als man gewöhnlich glaubt. Eine der sonderbarsten Pflanzen ist die Grasweide (saule herbacé); wächst sie auf dem Rasen der Alpen, unter Abhängen, wo das Erdreich fortwährend langsam herabrutscht, so wird sie nach und nach verschüttet und wächst jedes Jahr just so weit in die Länge, daß sie wieder an die Oberfläche der Erde gelangt; sie stellt sich auf diese Weise als ein Rasen von mehreren Klaftern im Umfang dar, der aber in Wahrheit der Wipfel eines unterirdischen Baumes ist. Ich habe es versucht, diesen seltsamen Baum auszugraben, konnte aber nie bis zur Wurzel in die Tiefe dringen. Aus der Länge der ausgegrabenen Strecke und dem sehr langsamen Wachsthum ergab sich schon ein sehr ansehnliches Alter.

(Der Beschluß folgt.)

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Die Kathedrale ist ein schönes gothisches Gebäude in guten Proportionen; die erste stammte aus dem zehnten Jahrhundert, ward aber mit ihrem bleiernen Dach, ihren herrlichen Glasmalereien, ihren großen Glocken, ihren reichen Ornaten von Sammt und Seide, und mit ihren kostbaren goldgewirkten Tapeten (sie stellten die Geschichten des alten und neuen Testaments dar) ein Raub der Flammen. Erst drei Jahrhunderte später war von den frommen Sammlungen in ganz Europa, und besonders in Frankreich, so viel eingegangen, daß sie wieder aufgebaut werden konnte, wie sie jezt da steht. Unter den Gräbern, die sie enthält, war mir das des Herzogs Amedeus VIII. von Savoyen besonders interessant. Ich habe schon einmal in diesen Blättern von seinem genußreichen Klosterleben in der reizenden Abtei Ripaille bei Thonon gesprochen, von dem sich die Sage so mancherlei erzählt. Er wurde bekanntlich Pabst, unter dem Namen Felix V., legte aber die dreifache Krone wieder nieder und nahm als Bischof von Lausanne seinen bescheidenen Klosternamen Amedeus wieder an. Recht bezeichnend schrieb Voltaire von ihm:

O bizarre Amédée,
De quel caprice ambitieux
Ton âme fût-elle possédée?
Duc, hermite et voluptueux,

Ah pourquoi t'échapper de ta douce carrière?
Comment as-tu quitté ces bords délicieux,
Ta cellule et ton vin, tes loisirs et tes jeux,
Pour aller disputer la barque de Saint Pierre?

Bei Voltairen fällt mir ein, hier Einiges über seinen Aufenthalt in *Lausanne* zu bemerken. Ehe er nach Ferney zog, lebte er *hier lange* auf dem Landgut Monrepos, das nahe bei *der* Stadt liegt. Sein Liebhabertheater trug viel *dazu bei*, dem damaligen Aufenthalt in Lausanne in *dieser* Beziehung einen ungewöhnlichen Reiz zu geben. *Damals* war auch Haller an der Akademie. Indessen *konnte* der Dichter der Freiheit und des Vaterlands, *der* Philosoph voll religiösen Sinnes und der tiefdenkende Naturforscher schwerlich mit dem encyklopädischen Franzosen harmoniren, mit Voltaire, der von einem Extreme zum andern überging und voll Widersprüche war, der heute die Gefühle des menschlichen Herzens mit Feuer schilderte, die schweizerische Einfalt und Freiheit mit Begeisterung besang, nachdem er gestern den unverschämten Schmeichler Ludwigs XIV. gemacht und so keck gewesen war, einen Kommentar zu Newton zu schreiben, Calmet zu widerlegen, oder zu gleicher Zeit an einem Trauerspiel, an einem Heldengedicht und an einer Geschichte zu arbeiten. Darum floh Haller Voltairen, wiewohl sich dieser Mühe gab, ihn für sich zu gewinnen. Als dieß aber durchaus nicht ging, wurde seine Eitelkeit dadurch sehr beleidigt und er ward Hallers Widersacher. Dieser war einmal unerkannt bei der Vorstellung der Zaïre in Monrepos gewesen, wo Voltaire selbst mitspielte. Man fragte ihn hernach, was er von dem Stücke halte, und Haller erwiederte: „Es ist das erste Mal, daß ich sehe, wie ein verliebtes Gespräch Veranlassung dazu wird, daß Eins sich taufen läßt.“ Voltairen wurde diese Aeußerung wieder zugetragen, und er äußerte darüber: „Es ist ein Glück, daß der bissige Schweizer nicht bei der ersten Vorstellung Zaïrens im Parterre des Théâtre français war, denn dann wäre das Stück verloren gewesen.“ Bei derselben Vorstellung begegnete Voltairen eine andere Fatalität. Da wo Lusignan zu Chatillon sagt:

En quels lieux sommes nous? Aidez nos foibles yeux...

rief ein loser Vogel aus Lausanne, auf den Ort anspielend, wo das Theater aufgeschlagen war:

Seigneur! c'est le grenier du maitre de ces lieux.

Darüber brach ein so furchtbares Lachen aus, daß die ganze rührende Scene verloren ging und Voltaire in eine entsetzliche Wuth gerieth.

Zu derselben Zeit, als er in Lausanne war, lebte da auch Gibbon. Sein Vater hatte ihn nach Lausanne geschickt, auf daß er die französische Sprache besser erlerne und zugleich die Hinneigung zum Katholicismus los werde, die durch das fortgesezte Lesen von Bossuets Werken bei ihm herrschend geworden war. Dieß mußte jedoch ein großer Mißgriff genannt werden. In England hing sein jugendliches, unschuldiges Herz mit Liebe an dem frommen Glauben, in Lausanne warf er sich aber nach des Vaters unverständigem Verlangen auf das Studium der religiösen Controversen und auf das ausgebrannte Feld des Zweifels. Dadurch ward er stark zum Skepticismus hingezogen, eine Richtung, die Gibbon sein ganzes Leben hindurch behalten, die ihn aber weder weiser, noch besser, noch glücklicher gemacht hat.

Gibbons Leben ist bekannt; Wenige aber wissen, daß in Lausanne dessen beide äußerste intellektuelle Punkte zu suchen sind. Darüber sagt er selbst in seinen Denkwürdigkeiten: „Mir ist jezt wirklich bang, wo ich von meiner ersten Liebe reden will, denn ich fürchte, dabei recht lächerlich zu erscheinen. Hier verstehe ich aber unter Liebe nicht die Aufmerksamkeit, Artigkeit und Galanterie, die mit der französischen Sitte bei uns Herr geworden ist; sondern ich meine das zarte und tiefe Gefühl für ein weibliches Wesen, zu dem man sich auf unaussprechliche Weise hingezogen fühlt, das man zu besitzen wünscht, bei welchem Gedanken man aber seine Seligkeit nicht fassen kann. Ich brauche gewiß nicht zu erröthen, wenn ich mich des Mädchens erinnere, die mir mehr denn alle andere gefiel. Und wenn auch all mein Hoffen bei ihr vergeblich war, so denke ich doch gern daran zurück, daß ich eines so edeln und reinen Gefühls für sie fähig war.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Allerlei Seltsames aus Paris.

Bei derselben Gelegenheit fand noch folgende drollige Scene statt. Der Franzose fragte nach einiger Zeit meinen deutschen Landsmann, durch welche Länder er seine Reise nach Frankreich gemacht habe. Durch das südliche Deutschland, Baiern, Würtemberg und zulezt durch Baden, war die Antwort. Der Franzose wollte wissen, wem Baden gehöre; der Preuße antwortete ihm: „au grand duc,“ indem er das d in dem lezten Worte fast wie t aussprach. Jener, der dies falsch verstanden, wiederholte darauf ganz verwundert: „au grand Turc? sacré Dieu!“ Doch schien es ihm auch ganz recht zu seyn, daß das Frankreich begrenzende Baden dem Großtürken gehöre. Uebrigens hat jeder in Frankreich Reisende Gelegenheit, die Unwissenheit der Franzosen in allen geographischen Kenntnissen kennen zu lernen. Auch der gebildete Franzose spricht bis jezt noch von einer preußischen, baierschen rc. Sprache, und wundert sich, wenn ein Baier und ein Preuße sich wechselseitig in ihrer Landessprache unterhalten können.

Wenn es überhaupt nöthig ist, um den Accent einer fremdem Sprache sich ganz eigen zu machen, schon in den frühesten Kinderjahren, in welchen die Sprachorgane noch geschmeidig und fügsam sind, hiermit anzufangen, so ist dies vorzugsweise bei der französischen Sprache unerläßlich; es gibt keine in dieser Beziehung so delikate Sprache, als diese.

Wenn der Fremde seiner Sache auch noch so gewiß zu seyn glaubt, so verräth er sich doch bald dem Einheimischen als Ausländer; alle Mühe, die er sich gibt, wird dies nicht hindern können. Ich Unglücklicher habe eine bittere Erfahrung hierin gemacht. Man weiß, daß Thümmel in Paris französischen Sprachunterricht nahm, nur um „charmante Gabrielle“ mit dem rechten Ton aussprechen zu lernen, daß er aber am Gelingen verzweifeln mußte. Mir Armen geht es auf gleiche Weise mit den freilich weniger poetisch klingenden Worten „boeuf à la mode.“ Das lezte Wort ist ein Stein des Anstoßes für mich. Ich kann es nicht dahin bringen, dasselbe mit dem Wohlklang auszusprechen, den ihm der garçon in dem Speisehaus ertheilt, in welchem ich häufig Gelegenheit habe, dieses Wort zu gebrauchen. Der garçon, welcher mein Streben, mich in diesem Stücke zu vervollkommnen, kennt, unterläßt es nie, mich mit Bedauern und Achselzucken auf die Mängel meiner Aussprache aufmerksam zu machen; und wirklich legt er einen harmonischen Dreiklang in das in mode befindliche o, der sich nicht beschreiben läßt.

In den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Paris wurde ich von einem deutschen Bekannten in ein auf dem boulevard des Italiens gelegenes, wohleingerichtetes Kaffeehaus geführt, welches mit großen Lettern das Wort „Estaminet“ zur Aufschrift hatte. Da ich auf meinem Rückweg mehrere Kaffeehäuser mit gleicher Aufschrift fand, so nahm ich, zu Hause angekommen, meine Zuflucht zu meinem Mentor, d. h. zu der gedruckten Beschreibung von Paris. Ich fand hier eine mich nicht wenig überraschende Auskunft. Estaminets, hieß es hier, sind Kaffeehäuser, in welchen man spielt und raucht; sie sind der Tummelplatz von schlechten Subjekten, vorzüglich Deutschen und Holländern. Es war meinem deutschen Herzen wunderbar zu Muthe, nachdem ich diese, meinem Nationalgefühl nicht besonders schmeichelnde Zusammenstellung gelesen hatte.

Jeder Tag bringt in Paris nicht allein etwas Neues, sondern auch gewöhnlich etwas Spaßhaftes und Seltsames zum Vorschein. Vor etlichen Tagen wurden in den Quartieren der Straßen St. Denis, St. Martin, des Marais ꝛc. große Zettel mit folgender Aufschrift angeschlagen: Assurance d'habeas corpus contre touts les actes illégaux, qui peuvent porter atteinte à la liberté individuelle. Unter dieser Form kündigt sich ein Verein zu Gunsten aller zu arretirenden Personen an. Jeder, welcher zu befürchten hat, künftighin einmal festgenommen werden zu können, kann sich hier durch eine mäßige Einkaufssumme versichern; tritt der Fall der Festnehmung wirklich ein, so erhält der Versicherte, er sey nun schuldig oder unschuldig, drei Monate hintereinander jeden Tag einen Franken aus der Gesellschaftskasse. Außerdem trifft der Verein alle möglichen, gesetzlich erlaubten Anstalten, um den Gefangenen aus dem Gewahrsam zu befreien, und nimmt sich seiner in jeder Beziehung an. Zu diesem Zwecke sind besonders die dienenden Geister der Gesellschaft in Thätigkeit. Sie zerfallen in zwei Klassen; die Mitglieder beider sind in den Straßen von Paris im Stillen vertheilt. Die Pflicht der ersten Klasse, welche sich Telegraphen nennt, ist, auflauernd zu beobachten, ob irgend eine bei der Gesellschaft eingekaufte Person festgenommen wird, um alsdann sofort in dem Hauptbureau hievon Anzeige zu machen. Die zweite Klasse besteht aus Gehülfen, welche mehr thätigen Beistand leisten. Sie springen bei Verhaftungen zu, überzeugen sich, ob hiebei nichts wider die Form vorfällt, und bemühen sich auf jede Weise, die Vermittler zu machen. — Man denke sich, was es für Leute seyn müssen, welche in den Listen dieser Habeas corpus-Gesellschaft figuriren.

Die republikanische Parthei ist für den Augenblick in Paris sehr stark, nimmt von Tage zu Tage zu und spricht sich unter dem Schutz der öffentlichen Freiheit oft laut und excentrisch genug aus. Bei solchen Aeußerungen kommt denn auch manches Lächerliche zum Vorschein. So sprach einmal in meiner Gegenwart ein Haufe Republikaner über die dreifarbige Kokarde. Ein Ultra unter ihnen war auch mit diesem Nationalzeichen nicht mehr zufrieden. „Bah!“ sagte er, „cette cocarde tricolore! une cocarde de six couleurs, voilà ce qu'il nous faut à présent.“ — Man benuzt in Paris zu der jährlich hier stattfindenden Gemäldeausstellung die Gallerie des Louvre, in welcher die ältern Gemälde aufgestellt sind. Man hat in diesem Jahre die neuern Bilder so vor den ältern angebracht, daß sie dieselben ganz verdecken. In der Mitte des Saales aber ist ein älteres Gemälde von Daniel von Volterra stehen geblieben. Es ist nämlich auf beiden Seiten des Brettes bemalt, auf einem mitten im Saal angebrachten, nur mit Mühe wegzunehmenden Gestell befestigt, um den Zuschauern mit Bequemlichkeit den Anblick der beiden Seiten zu gewähren, und stellt beidemal den David in dem Augenblick dar, in welchem er dem Goliath den Hals abschneidet. Dieses Bild wurde in meiner Gegenwart Veranlassung zu einem spaßhaften qui pro quo. Ein die Gemäldesammlung beschauender Franzose kam auch an dieses Bild. Er sah nach der Nummer desselben (es war Nr. 961, versteht sich nach dem Katalog der ältern Sammlung), und schlug darauf sein die neuere Ausstellung erklärendes Verzeichniß nach. Wie groß war sein Staunen, als er hier unter Nr. 961 las: Ein Gemälde, welches Vorbereitungen zu einem großen Gastmahl darstellt. Er äußerte sofort seine Verwunderung und Entsetzen, und gab durch ein bedenkliches Kopfschütteln zu verstehen, daß ihm ein Gastmahl, zu welchem man die Einleitung durch das Abschlachten eines Gastes mache, als etwas Absonderliches vorkomme.

Auflösung der Homonyme in Nr. 163:
Nagel.

Charade.

1.

Tief grab' ich ohne Schonung
In Herzen meine Wohnung.

2.

Mich ruft aus tiefstem Grunde
Das Herz, das arme, wunde.

3.

So, ruft's von allen Wänden,
Soll so dein Jammer enden?

1. 2. 3.

Trost bringt das Ganze schon
Dir, armes Herz, in Tönen;
Auch kann sein milder Ton
Das Leben dir verschönen;
Doch ist, was dann den Schmerz
Frei von der Seele nimmt,
Kein Klang — es ist ein Herz,
Dem deinen gleich gestimmt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 15.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[251] Vollständiges

Wörterbuch der Artillerie.

Zu dem im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung längst erschienenen rühmlich bekannten:

von Hoyer, Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält:

ist nunmehr ein Supplement-Band erschienen, der in gleichem Format mit dem vorstehenden, und mit sieben großen lithographirten Tafeln versehen, alle Entdeckungen, Erfahrungen und Fortschritte enthält, durch welche dieses Fach in den letzten zwanzig Jahren, und bis auf die neueste Zeit so vielfach bereichert und ausgebildet worden ist.

Mit Recht kann dasselbe daher allen Bibliotheken, Quartiermeister-Stäben, Adjutanturen, Artillerie Commandos und Regimentern, so wie jedem gebildeten Artillerie-Offizier empfehlen werden.

Der Preis des Ganzen von 3 Bänden in 5 Abtheilungen, mit 25 Kupfertafeln und 7 lithographirten Tafeln, ist 18 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen im Juli 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[232] Unterzeichnete hält es dem gegenwärtigen Zeit-Interesse angemessen, ein vor mehreren Jahren von einem alten, gedienten Offizier herausgegebenes Werk für die leichte Reuterei aufs Neue empfehlen zu dürfen, da die Brauchbarkeit dieses Buchs allgemein anerkannt ist. Der Titel desselben ist:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei von Carl von Reinhardt, Königl. Württemb. Oberst und Commandeur eines Reuter-Regiments 2c. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von F. von Batz, Oberst-Lieutenant der Königl. Württb. Reuterei. Mit dem Bildniß des Verfassers. (1823.)

Um den Ankauf von unserer Seite soviel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen Ladenpreis von 4 fl. 30 kr. auf unbestimmte Zeit gegen baar auf 2 fl. — herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[203] Handbuch (neues) des verständigen Gärtner's.

Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Handbuch, neues, des verständigen Gärtners, oder neue Umarbeitung des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825 bis 1828 frei übersetzt, und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt, von J. F. Lippold, nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebrüdern Baumann, den bekannten Kunst- und Handelsgärtnern zu Bollweiler im Departement Oberrhein, von dem Ritter der Ehrenlegion Soulange-Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Instituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris, von dem Eigenthümer und Handels-Gärtner Geoffroy, in Ville d'Avray bei Paris u. a. m. 1r Band, mit 65 lithographirten Zeichnungen und 3 großen Tabellen. Preis 4 fl. 48 kr.

---

[236] Bei C. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Gehler's, J. S. T., physikalisches Wörterbuch, neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Muncke, Pfaff. 6ter Band 1ste Abtheilung, den Buchstaben L. enthaltend, mit 11 Kupfertafeln. gr. 8. Subscriptions-Preis auf Druckpapier 2 Rthlr. 16 gGr. auf Schreibp. 3 Rthlr. 12 gGr.

Ciceronis, M. Tullii, Cato Major sive de senectute dialogus. Recens. R. Klotz. Accedunt annotationes criticae. 8. 12 Gr.

---

[242] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten:

Hermes,

oder

Kritisches Jahrbuch der Literatur.

Fünfunddreißigster Band.

Zweites Heft.

Inhalt dieses Heftes.

VII. Rationelle Grammatik in Frankreich.

Grammaire de la langue grecque et de ses différens dialectes, présentée dans un ordre analytique et synoptique, par A. Gerfaux.

VIII. Historische Uebersicht der Militair-Literatur.
Dritter Abschnitt. Die Kriegsgeschichte seit dem Jahre 1740. Von v. Hoyer.
IX. Blick auf Nordafrikas Geschichte, insoweit sie aus arabischen Quellen geschöpft ist. Von Karl Theodor Johannsen.
X. Was ist für die deutsche Geschichte in der letzten Zeit geschehen? und was thut auf dem dadurch gewonnenen Standpunkte besonders Noth?
Zweiter Artikel.
Von Heinrich Leo.
XI. Die Seherin von Prevorst. Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere. Mitgetheilt von Justinus Kerner. Zwei Theile.
XII. Kritische Miszellen.

Mit diesem Hefte hört der Hermes auf zu erscheinen.

Im herabgesetzten Preise kostet der Hermes: Jahrgang 1819 — 24, mit alphabetischen Repertorien zu jedem Jahrgange, und fünfundzwanzigster bis fünfunddreißigster Band. (1819 herausgegeben von Wilhelm Traugott Krug, 1820 — 23 herausgegeben von Friedrich Arnold Brockhaus, 1824 fg. herausgegeben von Karl Ernst Schmid.) Gr. 8. Geh. Ladenpreis 87 Thlr. 16 Gr.
Jetzt für dreißig Thaler.
Jeder Band einzeln 1 Thaler.
Jedes Repertorium 8 Gr.
Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[246] Bei Perthes und Besser in Hamburg ist erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Warnerin.

Romantisches Gemälde aus der Jugendgeschichte des großen Kurfürsten Friedr. Wilhelm v. Brandenburg. Herausgegeben von Georg Lotz. Preis 1 Rthlr.

Der Name des durch zahlreiche belletristische Arbeiten rühmlichst bekannten Herausgeber verbürgt, daß die Lesewelt auch in diesem neuen Werklein eine höchst ansprechende, anziehende Unterhaltung finden werden.

---

[192] Mittheilungen über die Cholera.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist so eben erschienen:

Riecke, Dr. V. A., Mittheilungen über die morgenländische Brechruhr. 1ster Bd. 1831. 11½ Bogen 1 fl. 30 kr. — 2ter Band. 1831. 20 Bogen gr. 8. broch. 2 fl. 30 kr.

Ausführlicher Anzeige oder Anpreisung bedarf dieses Werk nicht; die bisherigen Recensionen in Hufelands Bibliothek, Beck Repertorium f. Lit., Pierers medic. Zeitung rc. haben bei Erscheinen des ersten Bandes das ärztliche Publikum genügend darauf aufmerksam gemacht — gewiß ist, daß es das vollständigste Werk über eine Krankheit zu heißen verdient, deren riesenhafte Fortschritte auch Deutschland immer ernster bedrohen!

---

[249] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters, herausgegeben vom Archivrathe Dr. G. H. Pertz. Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. gr. 8. 1831. 2 Rthlr.

(Der Vte Band in 6 Heften kostet 2⅓ Rthlr.)

---

[212] Anzeige für Gebildete.

Geschichte der Urwelt.

Von J. F. Krüger.

2 Theile. gr. 8. Herabgesetzter Preis: 3 Thlr. 8 Gr.

Dieses gediegene, in echt philosophischem Geiste verfaßte Werk hat sich eines hohen Beifalls und der ehrenvollsten Beurtheilungen seit seinem Erscheinen zu erfreuen. Der erste Theil handelt vom Weltall, von den darin befindlichen Körpern, vom Entstehen und Ausbilden des Erdplaneten, von den verschiedenen Zeiträumen der Urwelt und von allen damals vorhandenen Pflanzen, Thieren und Menschenstämmen. — Der 2te Theil enthält alles Wissenswerthe über Versteinerungen, oder über urweltliche Pflanzen- und Thierkunde, ferner über das Entstehen des Menschengeschlechts, dessen ersten Aufenthaltsort, Bildungszustand und über die von ihm auf uns gekommenen Denkmäler, Kunsterzeugnisse und Sagengeschichten.

Der Verlagshandlung ist seither vielseitig die Bemerkung gemacht worden, daß einer allgemeineren Verbreitung des vorstehenden trefflichen Werkes der, zwar im Verhältniß des Volumens nicht zu hohe, aber dennoch immer etwas theure Preis sehr im Wege stehe. Sie hat sich daher entschlossen, dasselbe für die Dauer des Jahres 1831 auf 3 Thlr. 8 Gr. (für das Ganze) im Preise herabzusetzen, wofür es in allen soliden Buchhandlungen zu erhalten ist. — Mit dem 1. Januar 1832 tritt aber wiederum der volle Ladenpreis von 6 Thlr. 8 Gr. unabänderlich ein.

Basse'sche Buchhandlung.

---

[228] Höchst interessante Schrift für Jedermann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Was hat die Welt zu fürchten

von dem Kometen

des Jahres 1834?

Oder über die sechste Erscheinung des Haley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unseres Sonnensystems. Von Dr. Fr. J. Hartmann. Mit 1 Tafel Ab-

bildungen. gr. 8. Geheftet. Preis 10 gGr. Quedlinburg und Leipzig, bei G. Basse.

Wird unsere Erde im Jahre 1834 wirklich mit einem Kometen zusammenprallen und untergehen? — Diese gewichtige, furchtbare Frage sucht die gegenwärtige Schrift, auf die neuesten astronomischen Berechnungen gestützt, zu beantworten, indem sie angibt und beschreibt, wie nahe und unter welcher Gestalt jener Weltkörper uns wahrscheinlich kommen werde.

---

[227] In unserm Verlage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Französische Sprachlehre für Schulen. Zunächst für die Lehranstalten des Königl. Pädagogiums und Waisenhauses zu Halle. Von Dr. Friedr. Chr. Kirchhof, Rector am Lyceo zu Hannover. Vierte, verbesserte und vermehrte Aufl. (16 Bogen. gr. 8. 12 Gr.)

Ungeachtet der ziemlichen Verbreitung, welcher sich diese französische Sprachlehre zu erfreuen hat, verfehlen wir nicht, die Herren Directoren und Rectoren gelehrter Schulen, denen dieselbe noch unbekannt seyn dürfte, auf die Erscheinung dieser vierten Auflage aufmerksam zu machen.

Der Herr Verfasser richtete sein Buch so ein, daß es nach dem Beispiel der zweckmäßigsten lateinischen und griechischen Grammatiken, welche in Deutschlands Schulen eingeführt sind, nur das liefert, was eigentlich der Grammatik angehört. Seine Sprachlehre enthält daher nur: eine vollständige Bearbeitung 1) der Formenlehre, nach den neuesten in Frankreich erschienenen grammatischen Werken; 2) der Syntax; ferner ein kurze Anleitung zur Prosodik; und endlich eine Abhandlung über die Aussprache, das Lesen, den Accent und die Orthographie. Eigenthümlich sind dem Werke, die Tabellen über die Verba, die Bearbeitung der Lehre vom Artikel, und von dem schwierigen Gebrauch der tempora und die Art und Weise, wie er die Aussprache behandelt hat. Das ganze Werk ist in Paragraphen eingetheilt, und ein alphabetisches Register zur leichtern Auffindung der Regeln beygefügt.

Halle, im Mai 1831.

Buchhandlung des Waisenhauses.

---

[237] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich,

geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt.

Erster Band,

die Säugthiere und Vögel enthaltend.

Gr. 8. 64 Bogen auf gutem Druckpapier. 4 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[229] Bei W. Natorff und Comp. in Berlin ist erschienen:

Berlin wie es ist.

Ein Gemälde des Lebens dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Mit mehreren Kupfern und dem neuesten Grundriß von Berlin. gr. 8. cartonirt 2⅓ Rthlr.

Wegweiser

Durch die preußischen Staaten.

Ein geographisch-statistisches und geschichtliches Handbuch. Bearbeitet von Dr. L. D. Eberhard. 2 Bände. gr. 8. br. 2⅓ Rthlr.

Das römische Dotalrecht.

Eine civilistische Abhandlung von Dr. Fr. Wilh. von Tigerstrom. 1r Bd. gr. 8. 2 Rthlr.

Magazin

für die gerichtliche Arzneiwissenschaft, herausgegeben von Dr. C. F. L. Wildberg. gr. 8. IV Hefte bilden einen Band. I. Bd. 1s Heft ⅔ Rthlr.

---

[235] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Gedichte

von Ernst Ortlepp.

Preis geheftet 1 Rthlr. 8 Gr. oder 2 fl. 24 kr.

Ein edler Sinn für Freiheit und Recht weht in diesen Liedern eines jungen Dichters, dessen frühere Gaben in allen deutschen Ländern mit großem Beifall aufgenommen wurden.

---

[231] So eben ist erschienen:

Ludwig Older und Luise Feld

oder:

Briefe

über

Töchterbildung und Töchterschulen.

Weihgeschenk für deutsche Töchter

von

Christian Ludwig Fecht,

Professor in Lahr.

Preis 1 fl. rhein. 16 gGr. sächs.

Unerschöpflich ist die Aufgabe für Erziehung und Bildung, sowie ihre Lösung fortwährend wichtigster Wunsch und Bestreben aller Eltern und jedes Menschen bleibt, dem menschliche Wohlfarth heilig ist. Die neuere Zeit hat sich vorzüglich ausgezeichnet in der Erkenntniß, daß der weiblichen Erziehung und Bildung eine größere Aufmerksamkeit gebühre, als ihr früher gewidmet wurde; und viel des Guten und Trefflichen ist darin geleistet, aber auch manche Mißgriffe sind begangen. Beides nach den Resultaten eigener Erfahrung und nach gewissenhafter Prüfung ins Gleichgewicht zu stellen und dadurch den richtigen Weg zu finden und zu zeichnen, war die Aufgabe des Herrn Verfassers, der seinen Beruf dazu schon durch mehrere anerkannte pädagogische Schriften bewährt hat

und zur Herausgabe der vorliegenden nach Mittheilung der Handschrift aufs dringendste aufgefordert worden ist.

Die gewählte Form in Briefen ist die geeignetste, um den Gegenstand dem Leben recht nahe zu rücken, und sie wird ebensowohl, als die dadurch entwickelten Grundsätze, für Erzieher, für Mütter und Erzieherinnen, sowie für ihre Zöglinge, volle Befriedigung geben. Gefälliges Aeußere dient dem Werkchen zu weiterer Empfehlung.

Heidelberg, Juni 1831.

August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung.

---

[245] Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Zeitgenossen.

Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit.

Dritten Bandes zweites und drittes Heft. (XVIII. XIX.)

Gr. 8. Jedes Heft 12 Gr.

Inhalt von Nr. XVIII:

Biographien und Charakteristiken.
Leben der A. L. Karschin, geb. Dürbach. Von ihr selbst, in Briefen an Sulzer. Mit Ergänzungen von Wilhelm Körte.
Robert Bloomfild. Von Adrian.
Christian Wilhelm Ahlwardt. Von August Schröder.
Biographische Andeutungen.
Malte-Brun.
Jakob Glatz.
James Watt.
Miszellen.
Benjamin Constant.
Etienne Henri Méhul.

Inhalt von Nr. XIX:

Biographien und Charakteristiken.
Sir Humphry Davy. Versuch einer Lebensbeschreibung von Dr. D. B. Kühn.
Biographische Andeutungen.
Fürst Blücher von Wahlstadt. Von Friedrich Cramer.
Michael Graf Miezay.
Louis François Elisabeth Baron Ramond.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[182] Bei Goedsche in Meissen ist neu erschienen und in allen deutschen Buchhandlungen zu haben. (in Stuttgart bei Löflund und Sohn, in Pest bei O. Wigand, in Wien in der Gerold'schen, in Prag in der Calve'schen so wie in allen andern Buchhandlungen daselbst):

Der Militairarzt, im Felde und in Garnison,

oder die Kunst, die Gesundheit des Kriegers zu erhalten und wieder herzustellen; nebst Abhandlung über Aushebung der Rekruten. Für Militair- und Commun-Behörden und Militairärzte, sowie für Soldaten und Communalgardisten. Von einem Militairarzte. 8. geheftet 16 Gr.

Dies Werk soll nicht nur den jungen Militair-Arzt auf seinen Beruf aufmerksam machen, ihm alle seine heiligen Pflichten vor Augen führen und ihm in allen Verhältnissen als Rathgeber dienen, sondern auch manche belehrende Winke für Wirthschaftsbeamte, Stadt-Räthe 2c. als Vorsteher der Comitée-Spitäler, geben. Das Inhaltsverzeichniß möge zeigen, was das Werk darbietet.

Ueber gerichtliche Sectionen des menschlichen Körpers,

mit Darstellung der wichtigsten Theile desselben auf 4 kolorirten Kupfertafeln für Aerzte, Wundärzte und Juristen, von Dr. C. A. Bock. gr. 8. geheftet 1 Thlr. 10 Gr.

Der als ausgezeichneter Anatom anerkannte Verfasser suchte in diesem Werkchen sowohl das Mechanische der gerichtlichen Section, als auch die verschiedenen Untersuchungsmomente derselben zusammen zu fassen, um sie in der Reihenfolge der verschiedenen Theile anschaulich darzustellen. Der Arzt sowohl, als der Jurist, werden es daher sehr brauchbar finden.

Handbuch der praktischen Anatomie des menschlichen Körpers,

oder vollständige Beschreibung desselben nach der natürlichen Lage seiner Theile, nebst Nachtrag über gerichtliche Sektionen, mit Abbildungen der wichtigsten Theile desselben von Dr. C. A. Bock. 2te verm. Ausgabe. 2 Thle. gr. 8. 3 Thlr. 20 Gr.

1r Thl. enthält: Die allgemeine Anatomie und die Beschreibung des Kopfes; 2r Thl.: Die Beschreibung des Rumpfes und der Extremitäten, so wie Nachtrag über gerichtliche Sectionen.

---

[230] Für die Freunde wahrer Freiheit.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist à 12 kr. oder 3 Gr. zu haben:

Das constitutionelle Deutschland.

Ein Wort der Zeit an das deutsche Volk zur Abwehr fremden Uebermuths.

Von einem süddeutschen Constitutionellen.

Aus den (nächstens erscheinenden) Beiträgen zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten besonders abgedruckt.

Darmstadt, bei C. W. Leske, 1831.

---

[200] Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist neu erschienen:

Die Altenburger und Rotenburger.

Das Wahrzeichen von Brandenburg oder die Raubschlucht in Raubing.

Nachtstücke aus Deutschlands Vorzeit von Th. Ernst. 8. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. rhein.

Nro. 170.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Juli 1831.

Des Lebens Becher zu genießen,
Das ist des Weisen Wissenschaft.

Gotter.

Gedichte von Ludwig Löhner.

Auf dem Balle.

Frisch zum Tanze! frisch herein
Ins Gemach voll Lampen helle.
Leicht von Fuß soll jeder seyn,
Der beschreitet diese Schwelle.

Laßt die dunkle Zukunft ruh'n,
Hinter euch Vergangnes liegen;
Habt ja heut genug zu thun,
Holder Gegenwart zu gnügen!

Drum getanzt und nicht gezagt!
Immer könnt ihr wieder wählen;
Wer am meisten zagt und fragt,
Wird am öftesten auch fehlen.

Frohe Grüße nach Gebühr
Erst den Trauten zugewendet.
Grüßt dann alle, wie wenn ihr
Euch am Ball nur wiederfändet.

Den Blondinen, mondscheinklar,
Kommt wie Blumenduft entgegen;
Sonnenaugen, nächtig Haar
Grüßet dichterisch verwegen.

Sprecht ihr jeder, wie's gefällt,
Wird euch jede unterhalten;
Huldigt ihr der jungen Welt,
So behagt ihr auch der alten.

Trinkt mit Lust das rechte Maaß;
Laßt das Prahlen, laßt das Nippen;
Trinkt ihr zierlich erst vom Glas,
Könnt ihr's auch von süßen Lippen.

Schweigen Tanz und Melodien:
Diese Pausen zu versüßen,
Lagert euch geschwätzig hin
Zu der herzgeliebten Füßen.

Stets in Feuer, stets bedacht,
So im Ruhen, so im Schweben. —
Habt ihr's auf dem Ball gemacht,
Thut es also auch im Leben.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

„Susanne Curchod einte mit ausgezeichneter Schönheit eine Menge seltener Talente und Tugenden; zwar war sie nicht von vornehmem Stand, gehörte aber einer achtenswerthen Familie an. Ihre Mutter stammte aus

Frankreich und hatte die katholische Religion beibehalten, der Vater war Pfarrer in Craſſier, einem Dorf am Fuß des Jura. In seinem einsamen Pfarrdorf hatte er alle Zeit benuzt, um seiner Tochter eine ausgezeichnete Erziehung zu geben in Philosophie, Literatur und Wissenschaften. Wenn sie zu Zeiten nach Lausanne kam, um Verwandte zu besuchen, bewunderte sie Jedermann, und auch ich war begierig, sie kennen zu lernen. Ich sah sie und war innig ergriffen. So viel Bildung ohne Pedanterie, so viel Natur, Bescheidenheit und Grazie beim reinsten Gefühl hatte ich noch bei keinem weiblichen Wesen gefunden. Ich sah sie mehrmals, und aus dem öftern Umgang ward bald Liebe, wenigstens bei mir. Indessen war sie voll Güte und Wohlwollen für mich, und auf mein Bitten erlaubte sie mir, ihren Vater in Craſſier zu besuchen. Hier habe ich die glücklichsten Tage meines Lebens zugebracht. Sie und ihre Eltern willigten in meine Bitte um ihre Hand. In jener stillen, ländlichen Einsamkeit, in reizender Natur war Susanna bei seltener Bildung ohne alle Eitelkeit und Ziererei aufgewachsen; ich entdeckte ihr mein Gefühl für sie, und durfte mir schmeicheln, einigen Eindruck auf ihr reines Herz gemacht zu haben. Gleich darauf aber rief mich mein Vater nach England zurück, und da wurde all' mein Hoffen auf den Besitz des geliebten Mädchens zu Wasser; denn mein Vater wollte durchaus nicht in meine Verbindung mit ihr willigen. Die ersten Monate waren mir fürchterlich, endlich aber ergab ich mich darein und entsagte ihr. Dazu half mir die Zeit, die Trennung, der Umgang mit andern Menschen, andere Verhältnisse und andere Lebensweise. So ward meine leidenschaftliche Liebe in milde Freundschaft und Achtung verwandelt. Der Pfarrer Curchod in Craſſier starb bald darauf und ließ Suschen mit seiner Wittwe in ärmlichen Umständen zurück. Sie zogen beide nach Genf, wo die vielfach gebildete und geschickte Tochter Unterricht gab und dabei feine weibliche Arbeiten machte. Das schöne Mädchen gewann bald durch ihre Reinheit und durch ihren sittlichen Lebenswandel allgemeine Achtung und Liebe. Ein reicher Bankier aus Genf, der in Paris etablirt war, lernte sie kennen und sah bald ein, daß hier ein Schatz zu heben sey; sie ward seine Gattin. In der glänzenden, geräuschvollen und verdorbenen Hauptstadt, im Schooß des Ueberflusses, hielt sie mit Würde und Tugend die Prüfung des Reichthums so schön aus, wie früher die des Mangels und der Armuth. Bald stieg ihr Mann aus seinem Komptoir zu einer der höchsten Staatsstellen von Europa empor. Seine zärtliche und treue Freundin theilte seine großen schöpferischen Ideen, und später seinen Schmerz und seinen Unmuth, als er in Ungnade gefallen war. Suschen Curchod ist jezt die Gattin des französischen Finanzministers Necker, der vielleicht der Gesetzgeber der französischen Monarchie wird". Gibbons erste Liebe war also die Mutter der berühmten Frau von Staël, die tugendhafte Frau, die ihrem Mann im Glanz und im Ueberfluß, so wie im Leid und in den stürmischen Tagen der beginnenden französischen Revolution treulich beistand.

Lassen wir Gibbon weiter sprechen: „Am 15ten Oktober 1764 saß ich, in wehmüthiges Nachdenken versunken, auf dem Kapitol. Hier sah ich barfüßige Mönche, die in dem ehemaligen Jupiterstempel (in der heutigen Kirche Ara coeli) Vesper sangen. Da schoß mir auf einmal ein Gedanke durch die Seele. Ich beschloß, die Geschichte von Roms Verfall zu schreiben ..... In der Nacht des 27ten Junius 1787 gegen Mitternacht schrieb ich die lezten Zeilen dieses Werks in meinem Garten-Pavillon zu Lausanne. Ich legte die Feder nieder und machte einige Gänge zwischen den Akazienbäumen, von wo man eine herrliche Aussicht auf den See und die Savoyer Berge hat. Die Luft war mild und der Himmel rein. Silberne Mondstrahlen wiegten sich auf dem Wasser und die ganze Natur lag in tiefem Schweigen. Ich will es nicht läugnen, daß mein erstes Gefühl freudig war, denn es war mir lieb, einer langen Arbeit ledig zu seyn, und durch sie meinen literarischen Ruhm zu gründen. Dann bedachte ich aber, daß ich nun von einem alten trauten Freund getrennt sey, es fiel mir auch ein, daß es mir wenig nützen werde, wenn sich mein Werk Jahrhunderte lang erhalte, denn mein eigenes Leben werde dagegen nur kurz und unsicher seyn. So verging mir bald der Stolz, und Melancholie trat an seine Stelle." Diese Stimmung ist begreiflich in einem Gemüth, das an nichts Hohes, Heiliges und Unsterbliches glaubte, und dem die Unsterblichkeit der Seele ein Ammenmährchen schien.

Gehen wir aus Haller's, Voltaire's und Gibbon's Aufenthalt in Lausanne in frühere Zeiten hinauf, so finden wir eine Menge ausgezeichneter Männer in dieser Stadt. Als Waadt im sechzehnten Jahrhundert unter Berner Hoheit kam, die im Anfang so mild und gerecht war, wurde in Lausanne eine Akademie errichtet, die sich bald erhob, zumal da die Lehrvorträge in französischer Sprache gehalten wurden, was natürlich für die neuen religiösen Lehren von großer Bedeutung war. Damals waren Konrad Geßner, der große Naturforscher, und Theodor Bèze, der Theolog, hier und zogen eine Menge Studenten aus allen Gegenden und Ländern an. Wenn Catull je einen glücklichen Nachahmer gehabt hat, so ist es gewiß Bèze in seinen Juvenilia. Dieselbe Leichtigkeit, Anmuth und Süßigkeit. Wer möchte beim Lesen dieser lieblichen Dichtungen glauben, daß sie von dem Liebling und Schüler des strengen, harten Calvin herkommen? Und doch ist allgemein bekannt, daß Bèze seinen Lehrer und Meister enthusiastisch verehrte, sich aber fern hielt von dessen grausamer Intoleranz, von seinem

religiösen Fanatismus und seinem Verfolgungsgeist; daher in Genf, wo beide lange zusammen lebten, das Sprichwort entstanden ist: „Es ist besser mit Theodor Bèze in der Hölle, als mit Calvin im Himmel seyn."

Konrad Geßner aus Zürich, dieser deutsche Plinius, lehrte hier dreiundzwanzig Jahre lang die griechische Sprache und streute vorzüglich den guten wissenschaftlichen Saamen aus, der bald darauf in Lausanne aufgegangen ist. Um dieß recht zu würdigen, muß man bedenken, daß unter savoyischer Hoheit und bei der Menge von ihr abhängender Lehnsträger und Ritter, tiefe Unwissenheit und Barbarei im Land herrschte. Schon nach funfzig Jahren der bernischen Herrschaft war Licht, Bildung und Unterricht bedeutend eingedrungen, und daran hatte Konrad Geßner den wesentlichsten Antheil.

Als die Verfolgungen der Liga eine Menge Franzosen aus ihrem Vaterland drängten, um dort blutigen Gräueln zu entgehen, flüchteten viele nach Genf und ins Waadtland. Darunter war unter andern der berühmte Rechtsgelehrte Hotmann (Hotomanus), den seine Schüler in der St. Bartholomäusnacht retteten. Er gründete in Lausanne einen Lehrstuhl für das römische Recht. Kurze Zeit darauf kam Robertus Stefanus, Bruder des berühmten Henricus Stefanus, beide ausgezeichnete Buchdrucker, beide in der griechischen und lateinischen Literatur durch ihren thesaurus ausgezeichnet. Auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert nahm die Blüthe der Akademie zu. Es wurden der Lehrstühle immer mehr, und wenig hätte gefehlt, so wäre Lausanne zur Universität erhoben worden. Dann wären eine Menge junge Leute aus Frankreich und aus der Schweiz herbeigeströmt. Dieß aber fürchtete gerade die Berner Regierung. Immer moderat, vorsichtig, ängstlich und Rücksichten nehmend, hatte sie ein Interesse, mit den Nachbarmächten stets im besten Vernehmen zu bleiben, was leicht durch eine Universität und ihre eigenthümlichen Lehren hätte gestört werden können. Nach Crousar — einem Schüler des Cartesius und Malebranches Gegner — Barbeyrac, der Hugo Grotius und Puffendorf kommentirte, nach Ruchat, der ein großes Verdienst um die Begründung der Landesgeschichte hat, kam der berühmte Arzt Tissot, der viel Studenten nach Lausanne zog. Nach Haller, der hier lehrte, bevor er nach Göttingen berufen ward, hat die Akademie keinen in der Literatur oder Gelehrtenwelt berühmten Mann gehabt, wiewohl Fel. Chavannes und Monnard, jeder in seiner Art, mit Auszeichnung genannt werden müssen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter der Bäume und die Mittel, es ausfindig zu machen.

(Beschluß.)

Es wäre interessant, wenn man einmal wirklich bis auf die Wurzel der Grasweide dränge, die, weil sie unter der Erde lebt, vor zerstörenden atmosphärischen Einflüssen geschützt ist.

Ich sah in den Dünen des südlichen Frankreichs Eryngien (Mannstreu) und Igelkletten (echinophora), deren ausdauernder Stengel sich im selben Verhältniß verlängert, als die Düne sich erhöht; ich habe versucht, welche auszugraben, konnte aber nie bis zur wahren Wurzel gelangen; ich möchte vermuthen, diese Gewächse seyen in manchen Fällen so alt als die Dünen selbst. Auch bei Nymphäen, Schachtelhalmen und Farrenkräutern müssen Beispiele von sehr hohem Alter vorkommen; ich kenne aber kein Mittel, dasselbe einigermaßen genau zu berechnen. Ja, lassen wir uns zu noch niedrigern Gewächsen herab. Vaucher hat vierzig Jahre lang eine Flechte beobachtet, die in dieser Zeit nicht merklich größer wurde. Unter jenen aus Lichenen bestehenden bunten Flecken, wie sie auf den Felsen sitzen, mag es welche geben, die aus der Zeit herrühren, wo das Gestein aufs Trockene kam; unter den Moosen, welche den Grund mancher Flüsse bedecken, mag es welche geben, welche sproßten, als er seinen Lauf begann.

Lassen wir diese Gewächse, die zu unscheinbar sind, um allgemein zu interessiren, und beschränken uns auf die Bäume, deren Geschichte dagegen Jedermann anziehen muß, so wird Niemand läugnen, daß die Untersuchungen, zu denen ich in diesen Zeilen auffordere, auf Lösung einer sehr interessanten Frage abzielen. Wir müssen aber eilen, sie zu lösen, so lange es noch Zeit ist. Einerseits machen die Fortschritte des Gewerbfleißes, die Berechnungen der Forstwissenschaft, das öftere Uebergehen des Eigenthums aus einer Hand in die andere, die allgemeine Ausbreitung der Kultur, daß immer mehr, und in den entlegensten Gegenden, alte Bäume gefällt werden; andernseits ist in Folge der Richtung, welche die religiösen Ansichten in neuerer Zeit nehmen, und der Ausrottung gewisser, wenn auch abergläubischer, doch immer ehrwürdiger Begriffe, die Ehrfurcht, welche die alten Völker vor gewissen Bäumen hegten, wenigstens in der alten Welt so gut als verschwunden. Wir müssen uns ernstlich daran machen, die Maaßverhältnisse und das Alter der noch stehenden Veteranen schriftlich aufzubewahren, und, wo möglich, diese lebenden Denkmäler einer längst verschwundenen Zeit zu erhalten suchen. Jede Stadt wird wohl eine Münze aus uralter Zeit, die auf ihrer Markung gefunden wird, sorgfältig und mit regem

Interesse aufbewahren. Auch alte Bäume sind Münzen, und der Erhaltung gleich würdig. In jedem Distrikt sollte der älteste Baum für Gemeingut erklärt und vor Beschädigung geschüzt werden; er ist ein geschichtliches Denkmal; knüpfte sich aber auch keine besondere Erinnerung an einen solchen Baum, so schlingt doch die Einbildungskraft, die sich ja so gerne in verflossene Jahrhunderte versezt, ihren anmuthigen Reigen um ihn.

Ich richte diese Worte an die Naturkundigen, Forstmänner, Reisende, Landschaftsmaler, öffentliche Behörden aller Völker; ich fordere sie Alle auf, durch die im Obigen angegebenen Mittel, die alten Bäume, die sich in ihrem Bereiche finden möchten, zu messen; und wem es seine Verhältnisse irgend erlauben, sollte seine Resultate ungesäumt durch den Druck bekannt machen; denn nur was mittelst der Presse registrirt ist, geht in der jetzigen Welt nicht mehr verloren.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Geographisches. Mäßigkeitsverein.

Die Gebrüder Lander, welche endlich den wahren Lauf des Nigers außer Zweifel gesezt haben, sind in London und arbeiten an der Herausgabe ihrer Reisebeschreibung. Einer der Brüder wurde zwar von einem feindseligen Volke seines Tagebuchs beraubt, aber da der andere das seinige behielt, so werden sie sich in der Beschreibung nur wenig aufs Gedächtniß zu verlassen brauchen. Die Mündungen des Nigers (denn er ergießt sich wie der Nil durch mehrere große Arme ins Meer) scheinen den größten Sklavenmarkt in jener unseligen Welt zu bilden. Unter andern europäischen Sklavenschiffen, welche die Reisenden vorfanden, waren nicht weniger als drei Engländer von Liverpool. Glücklicherweise befindet sich unsere neue, gegen den Sklavenhandel angelegte Kolonie auf Fernando Po nahe dabei, und man hofft, durch bewaffnete Dampfschiffe nicht nur das Raubnest zu säubern, sondern auch mit dem Innern des afrikanischen Kontinents Handelsverbindungen anzuknüpfen, welche, während sie uns selbst nüzen, den Bewohnern reichliche Entschädigung für den ihnen entzogenen Sklavenhandel versprechen. Schon haben mehrere unserer spekulativen Kaufleute bei der Regierung um Erlaubniß angehalten, in jenes neue Eldorado dringen zu dürfen.

Da ich von fernen Ländern rede, darf ich nicht unerwähnt lassen, daß die meisten Nachrichten, welche wir vom Schwanenfluß erhalten, die Kolonie als beinahe aufgeißst beschreiben. Die vorgefundenen Schwierigkeiten sind zu groß für die Geduld derer, welche als Pflanzer dahin gezogen waren, und deren erhizte Einbildungskraft ein Land voll Milch und Honig erwartet hatte. Die meisten haben die Gegend wieder verlassen und sind theils nach Vandimens Land, theils nach N. S. Wales gezogen, wo sie durch Fleiß und Anstrengung, wenn auch nicht Reichthümer, doch Wohlstand erwarten dürfen, wenn anders der Kampf, der seit einiger Zeit mit den Eingebornen auf Vandiemens Land geführt wird, die Anlegung neuer Pflanzungen nach dem Innern zu nicht gefährlich macht. Man will indessen in einiger Entfernung vom Schwanenfluß nach Süden eine Gegend gefunden haben, die nicht nur ein weit besseres Erdreich, sondern auch an der Küste einen sichern und bequemen Ankergrund darbietet, was jenem Flusse fehlt.

Es hat sich so eben hier, unter dem Vorsize des Bischofs von London, nach dem Vorgang der Vereinigten Staaten, ein Mäßigkeitsverein gebildet, welcher diese Woche seine erste öffentliche Versammlung gehalten hat. Der Zweck des Vereins ist, durch das Beispiel der Mitglieder, welche sich verpflichten, in ihren Wohnungen keine geistigen Getränke zu dulden, und durch zweckmäßige Flugschriften, dem gräßlichen und leider zunehmenden Uebel des Branntweintrinkens zu steuern. Wenn man jezt irgendwo in London unter den unscheinbaren backsteinernen Häusern ein hübsches weißes Haus mit Wandpfeilern und andern architektonischen Verzierungen sieht, so darf man darauf wetten, daß es unter zehnmal neunmal eine Branntweinschenke ist. Und kein Wunder, daß sie sich ein so schönes Aeußere geben können: vom frühen Morgen bis zum späten Abend sind sie voll von Elenden, die ihren lezten Pfenning für Gin hingeben; ja bei einigen, welche sich einen besondern Ruf zu verschaffen gewußt haben, sieht man zu gewissen Tageszeiten ein Gedränge von Männern, Weibern und — Kindern, wie am Theater, wenn ein Lieblingsschauspieler auftritt. Man rechnet, daß in den drei Königreichen jährlich an 15 Millionen Pfund Sterling, sage 180 Millionen Gulden, für geistige Getränke ausgegeben werden. Wie viel Jammer und Elend mit dieser ungeheuern Summe erkauft wird, wer mag das berechnen! — Leider ist auch der unmäßige Gebrauch dieses schleichenden Giftes nicht auf den eigentlichen Pöbel beschränkt; die Theuerung des Weins hat es auch in die meisten Bürgerfamilien eingeführt, und mit Schrecken sieht man da nicht selten ein Weib oder Mädchen, besonders nach dem Abendessen, auf einmal mehr geistige Getränke (freilich mit warmem Wasser und Zucker versezt) verschlucken, als man in mäßigen Familien dieser Klassen in Deutschland, wo man den Branntwein nur als Arznei gebraucht, oft in einem Monat trinkt. Da diese Personen nothwendig schwache Magen haben, und oft vorher ein Paar Gläser starkes Bier trinken, so geschieht es auch wohl, daß diese zarten Geschöpfe betrunken werden. Freilich bekommen diejenigen, welche keine Gelegenheit haben, ins Innere der Familien zu bringen, nichts von dieser lezten Katastrophe zu sehen, und die unglücklichen Gatten sind selten geneigt, die Schande ihrer Weiber der Welt kund zu machen. Eine bessere Erziehung und der stärkere Gebrauch des Weins vermindert freilich diese Abscheulichkeit unter den Klassen, von denen hier die Rede ist, immer mehr, und unter dem gebildeteren Mittelstand und den höhern Ständen mag die Erscheinung einer betrunkenen Frau eben so selten seyn, als bei diesen Klassen in Frankreich oder Deutschland; aber zur Zeit, wo Pellet sein Buch schrieb, das in England besonders in diesem Punkt so großen Widerspruch gefunden hat, war die Beschuldigung gewiß wahrer, als viele der Widerleger wohl selbst ahnen mochten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 171.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juli 1831.

Ihn, seinen Werth, wie sehr wir ihn bedürfen,
Habt Ihr recht wohl getroffen.

Shakespeare.

Reisebilder vom Genfersee.

(Fortsetzung.)

Sucht einer den Edeln, welchem das Waadtland 1814 die Aufrechthaltung seiner Unabhängigkeit und seine Rettung vor wiederkehrender bernischer Herrschaft verdankt, so findet er einen schönen Mann mit fast grauem Haar, auf seinen Zügen Milde und Geist verschwistert. Es ist Friedrich Laharpe. Die Kaiserin Katherina II. von Rußland berief ihn zur Erziehung ihrer zwei ältesten Enkel. Gewöhnlich lassen Fürsten gebildete junge Männer und Mädchen aus Genf und Waadt kommen, um den Kindern recht früh das Französische und feine Manieren beizubringen. Dieß aber war bei Laharpe nicht der Fall, er wurde wirklich der Erzieher und Freund seiner Zöglinge, zumal Alexanders. So nennt sich auch der edle Kaiser auf seinem Bildniß, das er Laharpe geschenkt hat. An Katharinens glänzendem Hof zeichnete er sich nicht blos durch seine freie, unabhängige und würdige Haltung, sondern auch durch sein vielseitiges Wissen aus. Die große deutsche Frau wußte dieß auch wohl zu schätzen, denn die slavische und sklavische Unterwürfigkeit ihrer Hofleute waren ihr oft sehr zur Last. Es ist unglaublich, wie Raoul-Rochette in seiner Schweizerreise Laharpe einen Vorwurf daraus machen kann, er habe an einem nordischen Hof und bei der Erziehung eines jungen, zum Selbstherrscher bestimmten Fürsten, seine waadtländischen Ansichten und seine republikanischen Grundsätze nicht vergessen können, sondern sie immer angebracht. Man könnte wohl dem Mann kein größeres Lob nachsagen. Als Laharpe die Erziehung der Großfürsten vollendet hatte, kehrte er in sein schönes Vaterland zurück. Damals riß sich gerade Waadt von Bern los. Er war sehr eifrig für die Emancipation des Landes und schrieb mit warmer Begeisterung dafür. Darum sezte ihn auch Bern unter die Zahl der Verwiesenen. Er mußte auswandern, und kehrte erst zurück, als die Franzosen ins Land drangen. Diese Association wünschte ich allerdings aus seinem Leben weg. Er wurde gleich darauf zum Direktor der helvetischen Republik ernannt. Seine Landsleute in Waadt widmeten ihm dafür 1798 eine goldene Medaille mit einer ehrenden Zuschrift. Sein größtes Verdienst um Waadt hatte er aber erst sechzehn Jahr später. Bei dem Kongreß in Wien bestand Bern auf der Wiedervereinigung Waadts, und mehrere hohe Häupter waren dem Gesuch nicht abgeneigt. Da eilte Laharpe zu seinem Zögling Alexander. Der Kaiser empfing ihn mit aller Freude und Auszeichnung, deren sein edles Herz fähig war, und gab ihm Titel und Orden. Der wackere Republikaner war jedoch nicht ihretwegen gekommen, er ließ sich auch mit ihnen nicht abfinden, sondern bat den Kaiser um die Unabhängigkeit Waadts. Alexander versprach, sich der Sache anzunehmen. Bald darauf wurde die Unabhängigkeit des Landes vom Wiener Kongreß ausgesprochen, und das ganze Volk dankte seinem Helfer und Vertreter. Die waadtländische Regierung, voll aristokratischen Geistes, hatte

aber so wenig Gefallen an ihm, daß sie ihn von allen Stellen fern hielt, wo er hätte Einfluß auf die Regierung haben können. Darum liebte ihn das Volk um so mehr bis zu den letzten Bewegungen zu Ende 1830. Hier mißbilligte er mit Recht das stürmische Andringen des Volks in den Hof des großen Raths, um den gewünschten Entschluß von ihm zu erzwingen. Da war's auf einmal um seine Volksgunst geschehen. Man tadelte und schimpfte ihn, und wie der Professor Monnard, der auch immer so treu für das Volk und seine Rechte gesprochen, sank er in der Gunst dieser Leute, denen Ordnung und Maaß verhaßte Dinge sind.

Lausanne hat noch einige in der neuern Zeit interessant gewordene Männer hervorgebracht; unter andern den General Regnier, der sich unter Moreau und Bonaparte in Egypten, in Deutschland, in Spanien und in Italien ausgezeichnet hat. Auch an ihm bewies Napoleon seine Ungerechtigkeit und konnte es ihm nie verzeihen, daß er der vertraute Freund und Genosse Moreau's gewesen war. Darum gab er ihm immer militärische Aufträge, bei denen wenig Auszeichnung zu erwerben war. Er konnte aber doch nicht hindern, daß seine Tapferkeit, seine Kenntnisse und seine Festigkeit eben so glänzend hervortraten, als sein edler Sinn und seine Menschlichkeit. Die wilden Kalabresen, die er mit Strenge, aber mit Väterlichkeit regierte, segnen noch jezt sein Andenken. Alle seine Handlungen tragen das Gepräge des strengsten militärischen Ehrgefühls, ein Gepräge, das wenige napoleonische Generale und Marschälle auszeichnet. So findet es sich auch nicht bei Regniers Landsmann, dem General Jomini. Er stammt von armen Eltern in einem kleinen waadtländischen Dorf. Unstreitig ist er einer der ausgezeichnetsten Taktiker Europas. Auch ihn haßte Napoleon, und nach der Schlacht von Bautzen gab er ihm ein neues Zeichen von seiner Abneigung. Dieß bewog Jomini zu einem unüberlegten Schritt. Er glaubte, als Ausländer könne er frei auf die französischen Kriegsdienste verzichten und sich aus denselben zurückziehen. Darum ging er zum Kaiser Alexander über. Napoleon und die Franzosen nannten dieß Desertion. Selbst von den russischen Oberoffizieren wurde er, ungeachtet Alexanders Gunst, nicht mit der Auszeichnung aufgenommen und behandelt, und er ist nie mehr thätig in einem Feldzug aufgetreten. Dagegen ist seine Geschichte des französischen Revolutionskriegs allgemein als Meisterstück anerkannt.

Das Waadtland ist unstreitig eines der glücklichsten Länder Europas; darum hat sich auch seine Bevölkerung seit der Losreißung von Bern fast verdoppelt und ist noch immer im Zunehmen. Diese Vermehrung kann jährlich zu 1579 Köpfen angenommen werden. In sittlicher Beziehung werden nicht so bedeutende Fortschritte gemacht. Es zeigt sich in dieser Rücksicht ein auffallender Unterschied zwischen Waadt und dem benachbarten Genf; und doch fehlt es nicht an Kirchengehen und Kommunizieren. Dafür gibt es mehrere Erklärungsgründe. Waadt ist ein Weinland; damit ist schon viel gesagt. Was die Einwohner angenehmer, umgänglicher, vertraulicher und gastfreier macht als ihre westlichen Nachbarn, das nimmt ihnen auch einen Theil ihrer Ruhe und Besonnenheit. Sie neigen sich leichter zu allen Arten von Exzessen und Unordnungen. Vieles könnten die Landgeistlichen hindern, wenn sie und ihre Frauen mehr als Freunde in das Familienleben ihrer Pfarrkinder eingreifen wollten. Auf diesem Weg allein kann der vorherrschenden Neigung zum Trunk Einhalt gethan werden, und in ihr haben viele andere Verirrungen ihren Grund.

Man hat die vielen in Waadt wohnenden und reisenden Fremden beschuldigt, sie helfen wesentlich die Sitten verderben. Daran ist etwas Wahres, es bezieht sich jedoch fast allein auf Lausanne, und auch da nur auf die du haut-Familien und auf die niedern Klassen, denn in der guten Mitte der Kaufmanns-, Professors-, Pfarrershäuser, und was dahin gehört, haben sie nur sehr wenig Einfluß. Uebrigens streuen doch lange nicht alle Fremde bösen Saamen aus, und die gerade am wenigsten, die sich lange hier aufhalten. Es sind zahlreiche achtbare englische Familien, die für sich leben. Was aber am mehrsten schadet, das sind die jungen englischen, französischen und russischen Stutzer, die mit ihrem Geld und ihren andern bestechenden Eigenschaften großen Schaden anrichten, wie sie auch die Mädchen und Frauen im Berner Oberland, besonders im Haslythal, sehr verdorben haben. Dieß ist übrigens im Waadt nicht so leicht, als dort, denn hier herrscht fast überall Wohlhabenheit, und man braucht die Fremden nicht. Im Berner Oberland hingegen sind die Leute gar arm, das Land trägt nicht viel ein, die Thaler haben also einen größern Werth.

Die Stadt- und Dorfgemeinden erfreuen sich alle eines Zustands von Behaglichkeit und Wohlstand, den man anderswärts nirgends, am wenigsten in Frankreich findet. Auch der Aermste hat von der Gemeinde einige Louisdor an Geld, zwei Tagewerk Ländereien, Getreide zur Aussaat, Wein und Holz so viel, daß er davon verkaufen kann. In eigentliche bittere Noth kann hier keine Familie kommen, denn außer jenen Gaben sorgt die Gemeinde auch für die Erziehung, Unterbringung und Ausstattung der armen Kinder.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Brief Newtons über die Bilder, welche das Sonnenlicht auf der Netzhaut des Auges hervorbringt.

Die folgenden interessanten Beobachtungen stehen zwar schon in einem Brief Newtons an Locke vom 30ten Juni 1691 und sind sogar schon lange vor dieser Zeit an-

gestellt, aber nie von Newton bekannt gemacht worden. Der Brief ist zum erstenmal 1830 in Lord Kings Lebensbeschreibung Lokes abgedruckt worden; er verdient, schon weil er von Newton herrührt, mitgetheilt zu werden; überdieß werden sich die Leser dabei mit Vergnügen an die optische Erklärung erinnern, welche Goethe von dem wundervollen Kreuze gab, das vor einem Jahr in einer französischen Gemeinde in den Wolken gesehen wurde.

* * *

Ich habe die Beobachtung, wovon Sie sprechen, und die in Boyles Farbenbuch vorkommt, einmal an mir selbst und auf Gefahr meiner Augen gemacht. Ich sah mit dem rechten Auge, und zwar nur einen Augenblick, auf das durch einen Spiegel reflektirte Sonnenbild; ich richtete darauf mein Auge blinzelnd in einen dunkeln Winkel des Zimmers, um den gewöhnlichen Eindruck auf das Auge zu beobachten, nämlich den bekannten farbigen Kreis um das Sonnenbild, der allmählich schwächer wird und endlich verschwindet. Ich wiederholte dieß zweimal, dreimal. Beim drittenmal, als der lichte Kreis und die Farben, die ihn umgaben, bereits fast ganz verschwunden waren, und ich mit Anstrengung hinblickte, in der Erwartung, ich werde jezt bald gar nichts mehr bemerken, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Farben von Neuem zum Vorschein kamen und nach und nach so lebendig und stark wurden, als wenn ich eben in die Sonne gesehen hätte; hörte ich aber auf, meine Aufmerksamkeit darauf zu fixiren, so verschwanden sie. Vom Augenblick an bemerkte ich, daß, wenn ich in der Dunkelheit ging und lebhaft an diese Bilder dachte, gerade so, wie wenn man sich anstrengt, etwas zu sehen, das man nicht recht unterscheiden kann, ich ganz willkührlich diese Illusion hervorrufen konnte, ohne von Neuem in die Sonne zu sehen; und je öfter ich diesen Versuch wiederholte, desto gewisser und vollständiger war das Resultat. Durch Wiederholung dieses Experiments, ohne wieder in die Sonne zu sehen, machte ich endlich auf mein Auge einen solchen Eindruck, daß, so oft ich Wolken, ein Buch, überhaupt jeden beleuchteten Gegenstand ansah, ein lichter Fleck wie die Sonne darauf stand, und zwar sah ich dieß Anfangs blos mit dem rechten Auge, mit dem linken nicht; indessen fing meine Einbildungskraft an, auch auf lezteres, wie auf ersteres, Einfluß zu äußern. Nicht lange, so konnte ich, wenn ich das rechte Auge schloß und mit dem linken die Wolken oder ein Buch betrachtete, das Sonnenspektrum fast so gut sehen als mit dem rechten; nur mußte ich dann meine Einbildungskraft etwas anstrengen. Wenn ich das rechte Auge schloß und mit dem linken hinsah, so erschien das Sonnenbild nicht eher, als bis ich es, so zu sagen, durch Geistesanstrengung beschwor; aber durch öftere Wiederholung wurde der Effekt immer vollständiger. Nach wenigen Stunden hatte ich meine Augen an diese Blendwerke dergestalt gewöhnt, daß ich keinen erleuchteten Gegenstand weder mit dem rechten, noch mit dem linken Auge ansehen konnte, ohne alsbald das Sonnenbild vor mir zu haben, so daß ich weder zu lesen noch zu schreiben wagte. Ich mußte mich, um wieder den Gebrauch meiner Augen zu erlangen, drei ganze Tage in einem dunkeln Zimmer aufhalten und meine Einbildungskraft durch alle möglichen Mittel vom Gedanken an die Sonne abziehen; denn sobald ich an jenes Bild dachte, sah ich es sogleich, obgleich Alles finster um mich war. Ich richtete meine Gedanken angestrengt auf andere Gegenstände, und so erlangte ich nach drei, vier Tagen den Gebrauch meiner Augen wieder. Wollte ich aber mein Gesicht wieder ganz haben, so mußte ich mich hüten, etwas Glänzendes anzusehen, und noch nach mehreren Monaten erblickte ich das Phänomen, sobald ich daran dachte, sogar um Mitternacht, wenn ich zu Bette lag und meine Vorhänge zugezogen waren. Jezt bin ich seit mehreren Jahren wiederhergestellt; indessen bin ich überzeugt, wollte ich meine Augen noch einmal auf das Spiel setzen, so könnte ich durch die Kraft der Einbildungskraft diese Täuschung wieder willkührlich hervorrufen.

Ich erzähle Ihnen dies, um darzuthun, daß in der von Boyle angeführten Beobachtung aller Wahrscheinlichkeit nach die Einbildungskraft mit dem von den Sonnenstrahlen hervorgebrachten Eindruck zusammenwirkte, wenn der Mensch in allen hellbeleuchteten Gegenständen jenen Stern sah. Sie sehen somit wohl, daß Ihre Frage über die Ursache dieses Scheinbildes zu einer andern hinsichtlich der Macht der Einbildungskraft führt, eine Frage, die viel zu verwickelt ist, als daß ich versuchen sollte, den Schlüssel dazu zu finden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Erster Brief.

Juli.

Statt aus der Kaiserstadt über Tagesvorfälle zu berichten, wozu es gegenwärtig für ein nicht politisches Blatt wenig Stoff gibt, will ich einige Seiten des hiesigen Lebens und hiesige Anstalten zu schildern suchen.

Aeußerst bunt wird das hiesige Leben, sobald der Frühling die ersten Blüthen hervorruft. Musik ertönt in allen Gärten, Jubel schallt auf allen Straßen und Wegen. Nach dem Prater wandelt's gleich einer lebendigen Säule, die auf den frischgrünen, mit schattigen Baumgruppen geschmückten Wiesen nach allen Richtungen auseinanderfährt. Wagen an Wagen gedrängt, wie man sie nur in den Karnevaltagen im römischen Corso sieht, besetzen die Hauptallee, während rechts aufgestuzte Kavaliere und links buntgeschmückte Fußgänger sich auf und ab treiben. Türken mit zierlich gewundenem Turban, Griechen in reichem Nationalkostüm, Juden mit schmuzigen Bärten und thurmähnlichen Pelzmützen, Slavaken und Kroaten in weiten Hosen und Mänteln geben dem Gewühle ein noch bunteres Ansehen und erinnern bei jedem Schritte,

daß man sich in einer Hauptstadt des östlichen Europa befinde. Wer des Treibens müde geworden, läßt sich unter den schattigen Kastanienbäumen vor irgend einem der Kaffeehäuser nieder, und schaut von da aus dem Wogen und Drängen zu. Da sizen in Kreisen um zierlich gedekte Tischchen oder in Reihen auf langen Bänken der Damen viele und schöne, und manch blaues Auge blikt schmachtend unter einem seidenen Hute hervor, der auf einer Fülle von goldenen Loken schwebt.

Wendet man sich aus dem herrschaftlichen in den Volksprater hinüber, so wechselt plözlich die Scene. Aus unzähligen Wein- und Bierschenken tönt Sang und Klang; Karoussel, Schaukeln für große und kleine Kinder, Marionettentheater, Affenkomödien, Feuerwerke, Mordgeschichten und allerlei Teufelssprünge findet man da; Blinde, Stumme, Lahme, mit Harfen, Geigen, Klarinetten, Pfeifen, Orgeln und Trommeln, musiziren an allen Eken und Enden, während schmetternde Trompeten bald zu diesem, bald zu jenem Spektakel einladen. Besonders scheint eine Art kleiner Marionettentheater, die Aehnlichkeit mit jenen auf dem Molo in Neapel haben, zu ergözen. Freilich ist der Wiz kein neapolitanischer, und der deutsche Hanswurst darf mit dem italienischen Pulcinell sich nicht vergleichen. Dann herrscht noch der Unterschied, daß die Häuschen hier aus Brettern bestehen und fest gebaut sind, und daß die aufgeführten Stüke, meistens Pantomimen, einen bestimmten Anfang und ein bestimmtes Ende haben, während der Neapolitaner in seinem, mit Leinwand überspannten, tragbaren Gerüste seinen Wiz ununterbrochen sprudeln läßt, so lange er Zuhörer hat. Dort ist, so zu sagen, kein Anfang und kein Ende, bei uns aber muß das schaulustige Publikum allemal warten, bis es von Neuem wieder angeht. Oeffentliche Erzähler, Vorleser, Deklamatoren und Improvisatoren, die man in Neapel und Palermo mit Vergnügen hört, habe ich noch in keiner deutschen Stadt gefunden.

Der Prater, nur im Frühjahr und Herbst besucht, denn den Sommer bringt der wohlhabende Wiener auf dem Lande zu, ist am glänzendsten am Ostermontag und am ersten Mai, an lezterm jedoch nur früh Morgens. Da rennt, wenn die Witterung günstig ist, was nur rennen kann, nach der großen Allee, um das Wettlaufen, welches da von den herrschaftlichen Dienern gehalten wird, mit anzusehen. Ist dieses vorüber, so strömt Alles dem ebenfalls über dem Arme der Donau, der zwischen der Stadt, der Leopoldstadt und Jägerzeile fließt, gelegenen Augarten zu. Mit herrlichen Alleen, in denen Abends unzählige Nachtigallen flöten, nach allen Richtungen durchzogen, ist dieser Garten wohl einer der angenehmsten Spaziergänge Wiens. Auf der Terrasse, dem Lieblingsplätzchen Kaiser Josephs, genießt man eine reizende Aussicht in das umliegende Gebirge. Von da aus gelangt man in die Brigittenau, die an heitern Tagen von Spaziergängern aus allen Klassen besucht wird. In schattigen Baumgruppen versteckt, stehen eine Menge kleiner, niedlicher Gasthäuser da, wo man Erfrischungen aller Art findet. An dem Brigittenkirchtag gewährt diese Au einen Anblick, wie die Theresienwiese bei München zur Zeit des dortigen Oktoberfestes. Alles drängt hin, eine ungeheure Menschenmasse strömt auf den umschatteten Fluren zusammen.

Der breite, mit Wegen und Alleen in allen Richtungen durchschnittene und Nachts mit vielen tausend Lampen beleuchtete Glacis, der sich rings um die Stadt herumzieht und von ihr die zweiunddreißig schönen und volkreichen Vorstädte trennt, dient zu Militärübungen und ist der Tummelplaz der Kinder und Kindsmägde. Da steigen ungeheure papierne Drachen, bunt bemalt, in die Höhe, bis sie oft dem Auge nur noch wie flatternde Habichte erscheinen. Außerdem unterhält hier der Verkehr zwischen der Stadt und den Vorstädten ein beständig reges Leben und Treiben, und es gewährt einen interessanten Anblick, von den vielbesuchten Basteien herab diesem Gewühle zuzuschauen. Von welch verschiedenen Zweken werden die Menschen zu Tausenden hin und her gejagt!

(Beschluß des ersten Briefs.)

London, Juli.

(Fortsezung.)

Reform. Paganini. Cholera.

Reform, Paganini und die Cholera bilden jezt die Gegenstände der Aufmerksamkeit und des Gesprächs bei uns. Die erstere geht ihren Gang fort, unter einer Sündfluth von Flugschriften und Zeitungsartikeln pro und contra, dem Freudengeschrei der Freunde und den Seufzern und Verwünschungen der Gegner, welch leztere, merkwürdig genug, der Mehrzahl nach, aus jungen Männern und Damen bestehen. Das Parlament ist versammelt, und die demselben aufs Neue vorgelegte Bill darüber wird wohl binnen zwei Monaten Landesgesez seyn, wenn nicht anders die Cholera uns einen Strich durch die Rechnung macht und das Parlament auseinandersprengt. Die Sache ist fürs erste noch im Unterhaus, und im Oberhaus hat man sich inzwischen, in Ermangelung von etwas Wichtigerem, mit Debatten über die bei der neulichen Beleuchtung zerbrochenen Fenster beschäftigt, und diese Debatten sind durch des Grafen Londonderry pathetische Klagen und Lord Broughams humoristische Antwort für das Haus sowohl als das Publikum eine wahre Unterhaltung geworden. Der edle Graf, dessen Fenster aus Spiegelglas bestanden und dessen Verlust sich auf nicht weniger als 700 Pfund belaufen soll, erklärt, er sey entschlossen, dieselben als ein Wahrzeichen der Rohheit des Pöbels und der Mangelhaftigkeit des Gesezes, das ihm alle Entschädigung verweigert, in ihrem zertrümmerten Zustande zu lassen, bis die Tories wieder ins Ministerium kommen. Auch sind die besten Zimmer im Hause jezt unbewohnbar. — Was Paganini betrifft, läßt sich weiter nichts sagen, als daß er unser Publikum überzeugt hat, daß man ihm unrecht gethan, und daß, wenn er außerordentliche Preise verlangt, der außerordentli[illegible] Mann sie auch verdient. Er gibt nur noch ein [illegible] Konzert, wo das Gedränge gewiß wieder so fürchterli[illegible] [illegible] wird, als an den andern Abenden, wo er sich hören [illegible]. Nie habe ich eine so athemlose Aufmerksamkeit gesehen, noch nie so herzliches Beifallklatschen gehört, als bei Paganinis Konzerten; indessen hört man in Gesellschaften mehr von seinen Kunstgriffen, als von dem Totaleindruke seiner Musik reden, was mir doch als kein das Große an dem Manne dünkt. Dies zeigt sich auch in dem Nachahmungsversuch, dessen sich ein fetter, schwerfälliger Engländer unterfangen hat: er spielt auf Einer Saite, er hält den Bogen und bedient sich des Pizzicato beinahe wie Paganini, aber was ist es? lauter Schall! Ob Paganini noch Privatkonzerte geben wird, weiß ich nicht; man sagt, er habe vor dem Könige spielen sollen, habe es aber, durch seinen Kontrakt mit Laporte gebunden, abgelehnt. Das Gerücht geht, eine 16jährige Sängerin habe sein Herz gefesselt und er habe ihr seine Hand angeboten; wenigstens hat man eine Karrikatur darauf gemacht: Cupido behauptet durch sein Spiel auf Einer Saite (Sehne) den Sieg über den neuen Orpheus, der, durch einen Liebespfeil verwundet, schmachtend Geige und Bogen sinken läßt. — Gegen die Cholera sind die kräftigsten Anstalten getroffen, aber es wird so viel darüber geschrieben und gesprochen, daß Furcht und Einbildungskraft das Uebel herbeiführen werden, vor dem unsere geographische Lage uns sonst schüzen könnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nro. 172.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juli 1831.

O Gott, erbarm dich dieser Jammerzeit!
Was doch für Thaten, grausam, schlächtermäßig,
Verblendet, meuterisch und unnatürlich,
Die tödtliche Entzweiung täglich zeugt!

Shakespeare.

Nichts Neues unter der Sonne.

Gespräch zwischen einem Kaufmann und einem Feldprediger über den nordischen Krieg.

Dieses Gespräch schließt sich an das von uns in Nro. 126—128 mitgetheilte Sendschreiben an einen vornehmen Kavalier an. Es ist von einem ehemaligen Gesandten einer freien Stadt am westphälischen Friedenskongreß, ohngefähr neun Jahre nach dem westphälischen Frieden, abgefaßt worden, zur Zeit als der schwedische König Karl X. Gustav wegen seines ungerechten Einfalls in Polen die übrigen großen Mächte gegen sich gereizt und nun zuerst mit Dänemark zu kämpfen hatte (1657). Wir geben das Gespräch in passender Abkürzung, jedoch mit sonst unverändertem Texte, und überlassen den Lesern zu bestimmen, wie viel davon zu unsern Zeiten seine Anwendung finde.

* * *

Nachdem M. Peer lange Zeit zu Leiden studiert hatte, und die beiden nordischen Könige alle nachbarliche Freundschaft aufhoben und einen weitaussehenden Krieg zu Wasser und zu Land anfingen, da wurde er zum Feldprediger vocirt, daß er bei der Armee beten und Gottes Wort predigen solle. Denn wie vor Zeiten die Mönche im Namen des Herrn tanzten, also wollen heutigs Tags die christlichen Potentaten in nomine Domini einander die Hälse brechen und im Namen des Herrn Christenblut vergießen. Der Magister konnte sich nicht recht resolviren, die Vocation anzunehmen. Gleichwohl begab er sich, in Gesellschaft Peter Janson's, eines reichen und berühmten Amsterdamer Kaufmanns, auf den Weg und reisete von Amsterdam nach Bremen. Als sie in die erste Heeberge kamen, und bei der Mahlzeit allerhand Neuigkeiten erzählt wurden, und der Kaufmann, seiner holländischen Manier nach, von Großen und Kleinen so frei (libere) urtheilte, als wenn er zu Amsterdam auf der Börs' wäre, da fragte ihn der Feldprediger, was er von dem neuen Krieg zwischen den nordischen Reichen halte?

Der Kaufmann. Mein Herr, ich denke immer an den Klaus Narr *), der fragte, was man endlich mache, wenn man lang Krieg geführt hab'? Da wurd' ihm geantwortet: „Man macht wieder Fried und gute Freundschaft.“ Klaus Narr fragte weiter: „Warum thut man das nicht, ehe man Land und Leute verderbt und so viel Blut vergießt?“ — Ich sehe diesen Krieg hinten und vornen an, und es dünkt mich, es sey nichts anders als ein Reputationskrieg (welchen anzufangen oder fortzuführen, die sogenannte Ehre gebietet). Sagt mir aber, mein Herr Magister, ob man das mit gutem Gewissen thun könne, daß man um der Reputation willen so viel tausend Christen auf die Sättel setzet und lässet nach ihnen schießen? Wie mancher tapferer Kavalier sitzt wohl in der Hölle, der um der Reputation willen sich eine Kugel hat durch den Kopf schiessen lassen, und hat sein

*) Der berühmte kluge Hofnarr Karls V.

Leben geendet, wie Virgilius sein Buch: vitaque cum gemitu fugit indignata sub umbras; wie mancher tapfere, großmüthige Held, der zuvor mit unerschrocknem Muth auf seinen Feind zugegangen, bis er ihm das Weiße in den Augen gesehen, zu dem Ende, daß er seine Reputation erhalte, ist um der Reputation willen unversehens ad inferos gefahren und wünscht jezt, daß er der allerverachtetste Bärenhäuter in der Welt seyn möchte, wenn er nur Zeit hätte, sein Leben aufs Neue anzustellen, damit er im Himmel beim armen Lazarus sitzen könne. Es muß entweder nicht wahr seyn, was die Prediger von der christlichen Lieb und brüderlichen Versöhnung reden, oder es müssen heutzutage wenig rechte Christen in der Welt seyn. Schreit eines einzigen Menschen vergossenes Blut zu Gott im Himmel, was wird denn so vieler Tausende so liederlich vergossenes Blut thun? Ganz Schweden und Dänemark ist ja nicht so viel werth als eine mit Christi Blut theuer erkaufte Seel'. Gleichwohl wollen die allervornehmsten Leute oft lieber Schaden leiden an ihrer Seel', als an ihren vergänglichen Gütern.

Der Feldprediger. Ich mußte einst als Student unter vielen Vornehmen eine Probe thun und predigen; da redete ich auch von dieser Materie. Als ich aber zu meinem Herrn zur Tafel kam, gab er mir ein Amtsgesicht und sagte: „Ihr mögt noch wohl einen guten Prediger geben, aber nicht für Kavaliere und Standespersonen, sondern für Kujone und Bärenhäuter, die sich ihrer Haut fürchten und nicht wissen, was Ratio status (Staatskunst) mit sich bringe. Im vornehmen Stande kann man solche Dinge, davon Ihr redet, nicht in Acht nehmen. Ihr müßt Euch ein wenig lernen schicken in die Zeit und in die Leute.“ Dieser Rede erinnere ich mich jetzo mit Seufzen und denke, wie es mir hinfür ergehen werde: denn ich bin in den Krieg berufen, einen Feldprediger abzugeben; weiß aber nicht, wie mir das Herz so schwer, und wie mir diese Vocation so gar zuwider ist.

Der Kaufmann. Mein Herr, Ihr seyd noch jung. Sollt Ihr allbereit ein Prediger werden, so werdet Ihr bald und gar zu frühzeitig erfahren, warum Christus sagt: Siehe ich sende euch wie Schafe unter die Wölfe. Wie alt seyd Ihr wohl?

Der Feldprediger. Ich weiß selbst nicht; allein ich halte dafür, ich sey älter als Methusalah. Denn als ich die Universitäten Deutschlands besehen wollte, reiste ich durch Münster, eben da nach vieler Mühe, nach vielen Unkosten der Friede geschlossen wurde. Da gratulirte Jedermann wegen des ewigen Friedens. Es scheint aber, daß dieser ewige Friede ein Ende gewinnen und der Betteltanz im römischen Reich und anderswo wieder angehen werde. Weil ich nun ein Ende dieses ewigen Friedens erlebt habe, so kann ich ja wohl sagen, daß ich älter sey alt Methusalah, der zwar 969 Jahre, aber nicht ewig in dieser Welt gelebt hat.

Der Kaufmann. Alt genug, Herr Magister, alt genug! Gehet nur hin und prediget, und entsetzet Euch nicht, wenn Ihr vor Könige und Fürsten geführt werdet um des Herrn willen. Als ich einsmals zu Helmstädt in der Kirche war, da trat ein junger Student auf die Kanzel, der sich für einen halben Redner ausgab. Als er nun den Text verlesen hatte, fing er mit diesen Worten an: „Wovon soll ich predigen? Was soll ich sagen? Wo soll ich anfangen zu reden?“ Da war ein altes Weiblein in der Kirche, das vermeinte, der Student habe nicht auf die Predigt meditirt, stund demnach auf und rief in der Kirche: „O mein lieber Sohn, das ist nun allzu spat, allzu spat, daß Ihr jezt darauf denken wollet, was Ihr predigen sollt; Ihr hättet darauf denken sollen, eh' Ihr auf die Kanzel kamt!“ Fürwahr, es ist auch allzu spat, daß Ihr jezt darauf denken wollet, wie es Euch im Predigtamt ergehen solle, wenn Ihr unter große Herren, unter Staatspersonen, unter Soldaten kommt. Sobald Ihr Euch resolvirt habt, ein Studiosus Theologiae zu werden, sobald hättet Ihr Euch resolviren sollen, im Predigtamt nichts darnach zu fragen, ob Ihr reich oder arm werdet, ob Ihr geehrt oder verachtet werdet. Gehet nur hin, trauet Gott und Eurem Beruf, und wisset, daß Gott dem Predigtamt die Macht gegeben habe, nicht nur die Bauern und gemeinen Musketier, sondern die Welt zu strafen. Darum saget es Einem so wohl als dem Andern. Ich weiß zwar nicht, ob Ihr zu schwedischer oder dänischer Parthei berufen seyd. Ich wünschte beiden Theilen mehr Gewissen und weniger Statisterei (egoistische Politik). Was die Schweden anlangt, so haben sie die geistlichen Güter im Stift Bremen *) so angewendet, daß es kein Wunder wäre, wenn die Heiligen ihr Wachs wieder holten. Ohne ist es nicht, daß die Kirchengüter zuvor groß mißbraucht worden; allein wenn man sie aus diesem Mißbrauch will in einen andern Mißbrauch bringen, so hieß das Teufel ausgetrieben durch Beelzebub. Zum andern ist die Last, welche den Unterthanen ist auferlegt worden, sehr groß geworden: der Eine hat sie gezüchtigt mit Peitschen, der andere mit Skorpionen. Und der gedrückten Leute Seufzen dringt endlich durch die Wolken, und wann die Last aufs Höchste kommt, so schicket Gott einen Moses. Solche Leute, welche von vielen Zeiten her nicht unter einem Scepter gelebt haben, sind der Freiheit gewohnt, und wollen lieber sterben, als servilisch traktirt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bremen und Verden, das im westphälischen Frieden den Schweden zugetheilt worden war, erhob sich eben jezt zu Gunsten Dänemarks zuerst wider Schweden.

Reisebilder vom Genfersee.

(Beschluß.)

Raoul-Rochette meint, die Waadtländer bedrohe eine doppelte Gefahr in ihrer Unabhängigkeit, nämlich der zunehmende militärische Geist, und der zunehmende Gewerbfleiß. Man möchte fragen, wie ein verständiger Mann einen so paradoxen Satz aufstellen könne? Es ist ihm aber voller Ernst damit, denn nach seiner Ansicht sollen die Waadtländer nicht über die einfachen und stillen Beschäftigungen des Land- und Weinbaus und der Viehzucht hinausgehen; was darüber hinausliege, sey vom Uebel. Er übersieht ganz Waadts örtliche Lage und frühern Verhältnisse. Achttausend Mann auserlesener Truppen und zwei Klassen Landsturm, zusammen dreißigtausend Mann, sind nicht zu viel für ein herrliches Land, auf das zwei mächtige Nachbarn, seine ehemaligen Herren — Savoyen und Bern — mit neidischen und lüsternen Augen schauen. Wären die Waadtländer nicht so aufgeregt und stets gewappnet, so hätte sich seit 1814 wohl manche Gelegenheit gefunden, sie wieder zu unterwerfen. Ueberdieß sind sie der Schweiz Vorhut gegen Frankreich und Sardinien. Bei der jetzigen allgemeinen Bewaffnung waren die Waadtländer die ersten auf den Beinen, wie sie bei den schweizerischen Uebungslagern immer die ausgezeichnetsten waren. Die Gefahr des Gewerbfleißes ist nicht groß. Auf dem Land, wo Acker-, Weinbau und Viehzucht mit Nutzen getrieben werden können, findet sich nichts davon, in den Städten dagegen ist er ganz an seiner Stelle. Raoul-Rochette ist aber gegen allen Erwerb, der nicht unmittelbar vom Ackerbau kömmt. Er möchte, daß kein Wein gebaut, daß kein Käse gemacht und kein Vieh erzogen würde. Weiß aber auch der Hellenist, was er damit sagt? Wenn er diese drei Erwerbszweige dem Waadtland nimmt, so nimmt er ihm damit die Quellen seines Wohlstands und seines Glücks. Und während jezt jeder Bauer Sonntags noch etwas mehr als sein Huhn im Topf hat, so müßte er an der Straße betteln, wie in den glücklichen Kantonen, die der gelehrte Verfasser im Sinn hat. Es werden jährlich zehntausend Fuder Wein, und zehntausend Centner Käse aus dem Waadt geführt und überdieß eine Menge fremdes Vieh einige Monate auf den guten Weiden gefüttert. Dieß müßte Alles wegfallen, dem System zu lieb.

Wer Lausannes reizende Lage recht erkennen will, der steige auf das Signal, das sich eine Viertelstunde hinter dem alten Schloß erhebt. Hier begreift man, daß diese Stadt vor allen übrigen der Schweiz den Vorrang verdient, nicht wegen ihres Innern, das häßlich, eckig, ungleich und winkelig ist, sondern wegen des Zaubers, in dessen Mitte sie liegt. Bern hat doch etwas Ernstes, da ihm der heitere, große Seespiegel und bedeutende Berge in der Nähe fehlen. Genf ist zu sehr in den Rhonewinkel gezwängt. In Neuchatel ist die südliche Alpen- und Gletscherkette zu fern. Bei Zürich bedauert man, daß der See so eng und eigentlich nur ein breiter Fluß ist. Luzern ist reizend, aber eng und beschränkt. Bei Lausanne hingegen liegt Alles offen, weit, lachend und großartig da in einem Land voll reicher, üppiger Kultur: unten das weite, sichelförmig gekrümmte Spiegelfeld des Sees, auf dem Barken und Dampfboote wie große Pflüge ihre langen Furchen ziehen; rechts und links anmuthige, reiche Höhen und Gebäude mit unzähligen Landhäusern, Dörfern und Städtchen; gegenüber die Alpenwand, die sich immer ernster und kühner übereinander aufbaut, bis ihr der Himmel, zu dem sie aufstrebt, eine silberne Krone aufsezt, an der diamantne Bänder herunterlaufen.

Wendet man sich von Lausanne westlich, so kommt man über die Fläche, auf der einst die römische Stadt lag, bei weitem nicht so schön wie die heutige, aber günstiger, denn der See bespülte ihre Mauern. Von da kommt man zu dem niedlichen Städtchen Morges, das gar anmuthig am See hingebreitet ist, zwischen mächtigen Pappeln, üppigen Wiesen und gedrängten Weinbergen. Ein altes Schloß liegt dicht an dem trefflichen kleinen Hafen, der in neuerer Zeit erbaut wurde. Im Jahr 1475 lagen hier dreitausend Savoyarden, die der Herzog, damals Herr des Landes, hierher geschickt hatte, um den gegen die Schweiz andrängenden Burgundern zu Hülfe zu kommen; denn die Herren hatten ein sauberes Theilungspläncen gemacht. Die Berner schickten ein kleines Truppenkorps gegen sie. Kaum sahen die Savoyarden sie von den benachbarten Höhen herabkommen, so liefen sie alle davon und warfen die Waffen weg, um leichter fliehen zu können. Diese Feigheit half ihnen aber nichts, denn die zweihundert Berner und die Bauern machten Alle nieder, und man findet noch jezt oft Gräber, worin eine Menge Skelette zusammenliegen. Oberhalb Morges steht das alte Schloß Wuflens, eines der schönsten Ueberbleibsel aus dem 9ten Jahrhundert. Es spielt unter der edeln Burgunderkönigin Bertha eine bedeutende Rolle in der Landesgeschichte, und ich werde ein andermal umständlicher darauf zurückkommen.

Morges hat, wie alle Städte des Waadtlands, sehr bei der neuesten Umgestaltung und Constituirung gewonnen. Früher waren die Stände sehr getrennt und schroff geschieden. In Lausanne, Morges, Yverdun wurde dies in gesellschaftlicher Hinsicht bis zum Absurden und Lächerlichen getrieben. Obenan standen die alten vornehmen Familien in einem eigenen Pferch, dann kamen die großen Gutsbesitzer und Negozianten, und weiter hinab die kleinen Kaufleute und Krämer. Diese Abmarkungen verschwinden jezt, und viele von denen, die ehemals streng

daran hingen, wundern sich jezt, daß alles so gut und ohne Staatsumwälzung, Erdbeben u. dgl. abgeht.

Von Morges kommt man nach Rolle, wo auf halbem Weg das berühmte Weingelände beginnt, genannt la Cote, das den trefflichsten Wein der Schweiz liefert. Er hat in der neuesten Zeit noch sehr an Werth gewonnen, weil er wie der Champagner behandelt wird. Schon jezt gehört ein großer Weinkenner dazu, um den schäumenden la Cote vom schäumenden Champagner unterscheiden zu können. Die Preise sind aber höchlich verschieden. In einigen Jahren wird er noch an Feinheit gewonnen haben.

Das Schloß von Nyon hat auch etwas sehr Malerisches in seinen alterthümlichen Formen, seinen Thürmchen, seinen Zinnen und seinen mächtigen Mauern. Hier lebte mehrere Jahre der ehrwürdige Bonstetten als bernischer Bailli. Hier begann die Freundschaft, aber auch die Fraubaserei mit Johannes Müller, Friederike Brun, Salis und Matthison, mit der Deutschland in langweiligen Korrespondenzen bis zum Eckel behelligt worden ist. Weiterhin kommen die interessanten Stellen von Copet, Ferner und Genthod, von denen wir an einer andern Stelle dieser Blätter gesprochen haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Umtriebe der Pietisten. - Zustand der Londoner Universität.

Sie haben wohl durch die Zeitungen erfahren, daß die Pietisten den Versuch gemacht haben, alle, welche nicht das trinitarianische Glaubensbekenntniß unterschreiben wollen, aus der Bibelgesellschaft zu stoßen, ein Versuch, der um so mehr zu tadeln ist, da die Verwaltung der Gesellschaft sich in den Händen von Trinitarianern befindet und man die Bibeln ohne Noten und Commentarien vertheilt, folglich auf keine Weise durch die Theilnahme von Unitarianern an dem guten Werke die Ansichten der Sekte weiter verbreitet werden können. Aber die Pietisten beweisen aus der Bibel, daß die bloße Gemeinschaft mit den Socinianern sündlich sey und dem Werk den Segen entziehen müsse, welchen ihm sonst die Gottheit unfehlbar ertheilen müßte. Für dieses Mal jedoch scheiterte ihre Unduldsamkeit an dem gesunden Verstand der Generalversammlung der Subskribenten, der sie diesen Vorschlag machten. Aber sie sollen einen Ausschuß gebildet haben, welcher sich mit den Hülfsvereinen in den Provinzen in Verbindung gesezt hat, in der Hoffnung, von den beschränktern Landleuten und Kleinstädtern eine Entscheidung zu erhalten, welche das aufgeklärtere und religiös-gesinnte Publikum der Hauptstadt verweigert; und es ist sehr zu fürchten, daß die Unduldsamkeit siegen wird. Es waren Geistliche von diesem Schlage, welche neulich in einer Versammlung, die zum Zweck hatte, den verhungernden Bauern im westlichen Irland zu Hülfe zu kommen, die Impertinenz hatten, die Noth jenes lang unterdrückten, schlecht regierten Landes als eine Strafe Gottes darzustellen, weil die Mehrheit seiner Bewohner katholisch sey. Auch war es einer von ihnen, welcher in einer öffentlichen Predigt das Volk gegen den König aufzureizen suchte, weil er seinen unehelichen Kindern Auszeichnungen verliehen hat. Die Thätigsten unter diesen Männern gehören leider zu der sonst so toleranten anglikanischen Kirche, aber zu der sogenannten evangelischen Parthei in derselben, welche bereits einen großen Anhang, besonders unter der jüngern Geistlichkeit hat, und gegen ihre nicht-evangelischen Mitbrüder in der Kirche eben so unduldsam ist, als gegen Socinianer und Katholiken. Unsere Zeit neigt sich offenbar zur Religiosität hin; aber bewahre uns der Himmel, daß diese eine solche Wendung nehmen und im Lande das Uebergewicht erhalten sollte!

An der Londoner Universität haben die Aktieninhaber eine Kommission niedergesezt, um zu untersuchen, auf welche Weise die vom Senate begangenen Fehler gut zu machen und die Anstalt aus dem Verfall emporzuheben seyn möchte, in den sie zu sinken droht, nicht weil es ihr an fähigen Lehrern fehlte, sondern weil die Streitigkeiten unter den Professoren selbst, und sogar zwischen einem derselben (dem Anatomiker Pattisson) und seinen Zuhörern ihr das öffentliche Zutrauen entzogen haben. Aber das ist noch nicht das ganze Uebel: die Anstalt wurde bekanntlich in der Absicht gestiftet, wissenschaftliche Bildung unabhängig von religiösem, oder eigentlicher, kirchlichem Einfluß zu fördern; und obgleich manche Hauptunternehmer zur Staatskirche gehören, so sind doch die meisten Subskribenten Sektirer, besonders Unitarianer, Juden und Ungläubige. Dem Publikum indessen wollte es nicht gefallen, daß man religiösen Unterricht ausschließe, und die politischen Gegner der Stifter benuzten den Umstand so gut, daß sich der Anstalt gleich von Anfang an ein unüberwindliches Vorurtheil entgegenstellte. Diesem nun glaubte der Senat dadurch entgegenzuarbeiten, daß er mehrere geachtete Geistliche der englischen Kirche zu Professoren ernannte und einem derselben sogar gestattete, in der Nähe der Universität theologische Vorlesungen zu halten. Dies beleidigte aber die nicht zur Kirche gehörenden Subskribenten, ohne das Publikum mit der Anstalt auszusöhnen. Auf diese Art ist diese Universität, von der man sich so große Dinge versprach, gleich in ihrer Kindbeit oerkrüppelt worden und ist wirklich in diesem Augenblick im Rückgange, während das königliche Kolleg in Kurzem eröffnet werden soll (nächsten Oktober). Leztere Anstalt wurde bekanntlich von den Tories und den Freunden der Staatskirche aus Opposition gegen die Londoner Universität gestiftet; die Wellingtonsche Verwaltung unterstüzte sie mit ihrem ganzen Einfluß, bewilligte ihr ein Privilegium (das die andere Universität nicht hat) und einen Bauplaz mitten in dem besuchtesten Theil der Stadt und so zu sagen auf der Grenze zwischen der Handels- und Modewelt. Aber die Bewilligung der Forderungen der Katholiken von Seiten jenes Ministeriums schien dem Kolleg gefährlich werden zu wollen. Die eifrigsten Anhänger der Kirche glaubten ihre Sache verrathen und wollten nicht länger eine Anstalt unterstützen helfen, welche unter dem Schutze von Ministern stand, die sie für verkappte Jesuiten ansahen. Unter andern sagte sich der Graf Winchelsea bekanntlich in einem öffentlichen Brief auf eine so beleidigende Weise für den Herzog von Wellington davon los, daß dieser es zur Rettung seiner Ehre oder aus Gründen einer höhern Politik für nothwendig hielt, sich mit dem Eiferer zu schießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 173.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juli 1831.

On déteste ton dieu, les prophètes, ta loi.
On n'entend que les cris de mort et de vengeance.

Voltaire.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

Eine Karlistische Erzählung.

Die Pforten der Kirche von St. Germain l'Auxerrois waren geschlossen, die Eingänge bewacht. Eine helle Wintersonne leuchtete durch zerbrochene Scheiben auf wüste Trümmer. Es regte sich nichts Lebendes mehr als der auf- und niedergleitende Lichtstrahl an den nackten Wänden und die tanzenden Stäubchen im Mittagsscheine. So verging der Tag. Jezt war es, als rege sich in dem bräunlichen Dunkel der Dämmerung ein unsicher wankender Schatten. Dort, zwischen der umgestürzten Kanzel und den übereinandergeworfenen Haufen priesterlicher Gewande, hob und senkte sich etwas, dessen rasches Verschwinden mit dem Lärm außerhalb in Bezug zu stehen schien. Es war so still in der Kirche, daß die Fußtritte der Nationalgarde auf dem Platze, der Schall jedes Wortes der Vorübergehenden im Innern wiederklangen. „Gott! mein Gott!“ flüsterte eine Stimme, „wann wird die Angst enden!“

Die Nacht brach immer tiefer herein. Bald unterschied man keinen einzelnen Gegenstand mehr. Leise schlich ein schüchterner Fuß über den knisternden Sand. Sachte wich der nächste Fensterflügel dem Druck der Hand, als reiße der Zugwind daran. Ein Paar Minuten, und flüchtig, wie der verstörte Nachtvogel, huschte ein dunkles Wesen hinaus nach der rue des Prêtres, und lehnte sich hier regungslos an die Kirchenmauer. Der Volkstumult hatte diese Gegend zum Theil verlassen; das schmale Gäßchen war fast verödet; es brannten keine Laternen hier, sie waren am Vorabende zerschlagen worden; nur die Wachtfeuer auf dem Platze vor der Kirche warfen einzelne schiefe Lichtstrahlen hinein. Drüben lag das geplünderte Pfarrhaus mit seinen ausgehobenen Fenstern, eingestoßnen Thüren und menschenleeren Räumen.

Der Geflüchtete zog den Blick mit Abscheu davon zurück. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und fragte Gott und sich, wohin der geschmähte Priester seine nächsten Schritte zu lenken habe. Ein dreister Schlag auf den Arm riß ihn empor. Ein Weib stand vor ihm, mit geraubten priesterlichen Gewändern behängt. Sie sah ihm lachend in die Augen. „Komm!“ lallte sie unverständlich, „gieb mir Deinen Arm! Die Teufelskerle haben eine Kehle wie ein Schlund! sie ließen mir die leeren Flaschen! Führe mich zu dem Gevatter Baptist, der hat noch ein Gläschen für mich. Fort, fort hier aus der dunkeln Gasse! Die alte Kirche sieht so verwünscht ernsthaft aus.“ Sie hatte des entsezten Jünglings Hand gefaßt und zog ihn eine Strecke mit sich fort. Es war klar, sie hielt ihn im Nebel des Rausches für einen Mitschuldigen, sein geistliches Kleid für ein geraubtes. Der Gedanke erfüllte ihn mit Abscheu, die Nähe des ekelhaften Geschöpfes drängte ihm das Blut zum Herzen. Was sollte er gleichwohl thun? zehn Schritte davon ging ein Trupp lustiger Karnevalsmasken; der geringste Lärm, und er war verloren. Er folgte ihr einen Augen-

blick unentschlossen. „Hörst Du, wie sie drüben singen?" lachte sie wild auf. „Hörst du? Singe mit!" Indem stimmte sie die Parisienne an, die Gedanken vergingen ihr aber, und sie verfiel in die alte gewohnte Weise des Vive Henri quatre. Im Augenblick schrie Jemand neben ihnen: „Was Teufel, Mutter Thibaut, was ficht Euch an? was singt Ihr denn für Gottvergessenes Zeug?" Die Alte blieb stehen; sie lachte hohl aus der Kehle, indem sie verlegen sagte: „Nun, Gevatter Collars, die Zunge ging mir unversehens herum. Sie ist mir so trocken, sage ich Euch, daß sie nicht mehr im Munde Platz hat." Der große vierschrötige Mann, der ein Schlächter und im Viertel wohl angesehen war, faßte sie lachend bei den Schultern, und den Behang, welcher über diesen lag, abreißend, sagte er: „Die Priesterwirthschaft hier bringt Euch den altfränkischen Singsang in den Sinn, thut die Lumpen weg! kommt, wir gehen nach der Straße St. Honoré, dort geht es lustig zu."

Der Geistliche von St. Germain l'Auxerrois hatte sich, während die beiden mit einander verhandelten, schnell hinter der Gruppe weggeschlichen und versuchte, ihnen zu entgehen, als die Frau, ihres gewonnenen Beistandes froh, ausrief: „Ja, meiner Seele! ich glaube, Ihr habt Recht, Gevatter! die Priester, die Priester! Der kleine Teufel hier ist am Ende ein wirklicher! Mir kamen verflucht geistliche Gedanken!" — „Ein Priester?" fragte der Schlächter, indem er den Hals in die Höhe reckte und über seine Nachbarin hinweg, die kleine Straße entlang sah, just als der geängstete Flüchtling sich nach ein Paar unsichern Versuchen seitwärts in ein kleines, unansehnliches Haus rettete.

Hier lief er eine Treppe hinauf, dann noch eine, und wieder eine, griff nach der nächsten Thür, öffnete sie, vom Instinkt der Angst getrieben, und stand auf der Schwelle eines schwach erleuchteten, engen Zimmerchens, einer blassen Frau in Trauer gegenüber. Sie richtete die trüben, rothgeweinten Augen erschrocken auf ihn. Die Hast des Eintretenden machte sie bange; unwillkührlich war sie aufgestanden, ihr angegriffener Körper zitterte. Sie stützte sich mit einer Hand auf den Tisch, vor welchem sie gesessen, mit der andern drehte sie die Lampe dem Unbekannten entgegen. „Ach!" lächelte sie, diesen erkennend, „Bruder Eustache! Sie kommen, mir Trost zu bringen! O mein Gott, ja, ich bedarf dessen! Niemand weiß es, wie Sie, der dem vortrefflichen Mann den letzten und größten Dienst auf Erden leistete. Er ist in Frieden gestorben, die Lippen auf das Kreuz gedrückt, das Sie ihm vorhielten, Hoffnung und Frieden im Herzen! Ja, Hoffnung, mein Herr!" schluchzte sie, das vorgehaltene Tuch von den Augen sinken lassend. „Sie hauchten sie ihm ein, Sie machten ihm den Abschied von dem unglücklichen Frankreich leicht, Sie ließen ihn die Rückkehr des königlichen Kindes —" — „St! um Gottes Willen!" flüsterte Eustache, beide Hände abwehrend gegen sie gerichtet. Sein Blick, die unsicher umherirrenden Augen, das krampfhafte Beben seiner Lippen begleiteten die Worte so ängstigend, daß die betäubte Frau, starr wie eine Säule, vor ihm stehen blieb und nicht wußte, was sie höre, als er dumpf und heiser hinzusetzte: „Keine Sylbe von dem Allen, Madame Arboi! keine Sylbe, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist. Wir sind verloren! Verbergen Sie mich! Ich beschwöre Sie! Das Losungswort ist Krieg allen Priestern! Krieg der Religion! Krieg dem heiligen Zeichen des Kreuzes!" — „O du mein Jesus!" schrie jene entsetzt.

Der Geistliche faßte sich; er strich ein Paar Mal über die Stirn, als wolle er sich auf das besinnen, was geschehen sey. „So wissen Sie denn nicht, Madame Arboi," hub er nach einer Pause an, „was ganz Paris in Aufruhr setzt? was die Diener des Altars von Neuem aus dem Lande treibt? was die Art an den Baum des Lebens legt? Was —" — „Nichts weiß ich," unterbrach ihn seine gespannte Zuhörerin. „Allein mit meinem Schmerz, allein mit den geliebten Ueberresten des armen Freundes — welche Stimme dränge hierher? Nein, mein Herr, ich hörte viel Lärm in den Straßen, ohne nach der Ursache desselben zu forschen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Nichts Neues unter der Sonne.

(Fortsetzung.)

Seht die Niederlande an, fährt der Kaufmann fort, was hat dieselben aus des Königs von Spanien Händen gebracht, als daß man die Unterthanen gar zu servilisch hat traktiren wollen? Sie waren freie und treue Leute, sie waren mit dem Ihrigen zufrieden. Aber als der Herzog von Alba sie auf spanisch, d. i. zu servilisch, traktiren wollte, da warfen sie dieses Joch mit Gewalt von ihren Schultern, thäten die Augen auf und sahen, was ihnen die Natur für Güter gegönnt habe, vervollkommneten die Schiffahrt, die Handwerke und Kaufmannschaft, boten dem Könige die Spitze vom Degen, und waren hernach nicht zufrieden mit ihren Ländern, sondern suchten neue Länder. — Daß der König in Schweden ein tapferer und unerschrockener Kriegsheld sey, muß die ganze Welt bekennen; allein ich halte dafür, wenn schon Ihro Majestät im Besitz dieser Länder sich durch die Waffen erhält, so werde er doch nimmermehr Gottes beständigen Segen und der Unterthanen rechte Liebe haben, wenn er ihnen nicht Hoffnung zeigt, daß ihnen die Last soll erleichtert werden. Ich versichere Euch, daß unter tausend Menschen im Herzogthum Bremen und

Werden nicht zehn sind, welche der schwedischen Nation von Herzen gewogen.

Der Feldprediger. Mein Herr, es mag wohl seyn, daß im Herzogthum Bremen und Verden viel vorgegangen sey, davon Se. Majestät theils nichts wissen, theils es nicht ändern können. Denn nachdem Sie bei Antretung ihrer mühseligen Regierung sich in die Waffen gestellt und Volk werben mußten, haben Sie die Völker nicht in einem Sack durch die Luft tragen können, sondern haben das Land mit Musterplätzen, Einquartirungen und andern Dingen beschweren müssen. Und Gott verzeihe den Beamten, welche unterweilens Dank verdienen wollen und die Obrigkeit überreden, das und das könne das Land tragen. Ich zweifle nicht daran, daß Se. Majestät von Schweden allezeit darauf bedacht gewesen, wie sie den Unterthanen in dem Herzogthum Bremen und Verden für diese getragene Last eine Ergötzlichkeit und Recompens wollten hinfüro widerfahren lassen. Wer weiß auch, ob Gott der Herr nicht habe strafen wollen die Untreue, welche zuvor die Untersassen im Stift Bremen ihrem alten, gütigen Herrn erwiesen haben. Wie murren die Leute im Lande also? Wann ich im Herzogthum Bremen geboren und erzogen wäre, so wollte ich ihnen diese Frage fürhalten: ob auch ein Unterthan, wann er von seiner Obrigkeit gar zu hart beschwert wird, ihr deßwegen dürfe untreu werden, sich an eine andere Herrschaft hängen und wider geleistete Eid und Pflicht handeln? Es sind die Leute im Stift Bremen von der schwedischen Nation also nicht traktirt worden, wie die Niederländer von dem Herzog von Alba. Es hat sie Niemand in ihrer Religion turbirt, das Land ist durch einen Friedensschluß mit Consens des ganzen römischen Reichs den Schwedischen übergeben worden, eben da die ganze schwedische Armee in summo victoriarum cursu war. Gesezt nun, daß sie von der schwedischen Nation wären zu sehr gravirt worden, so kann ich nicht sehen, wie deßwegen ein redlicher Unterthan ihnen soll untreu werden. Die Haar stehen mir zu Berge, wenn ich gedenke, wie man heutigs Tags mit Eiden spielt. Da König Karl Gustav mit seiner Armee nach Polen kam, da fielen ihm die Vornehmsten und Mächtigsten unter den polnischen Ständen zu und schwuren, alles, was mit polnischer Zunge rede, solle dem Könige von Schweden treu und hold seyn. Ehe man sichs aber versah, fielen sie wieder ab und vergassen aller Eidschwüre. Und sebt doch, wie es jetzo in Polen geht. Da werden nicht etliche hundert, sondern etliche tausend Städte und Dörfer in Asche gelegt. Nicht tausend, sondern mehr als hunderttausend Menschen sind von Kosaken und andern erwürgt und geschlachtet worden. Viele arme Polen, welche sich aus Furcht in den großen Wildnissen und Morästen aufgehalten, sind wie das Wild von den Jagdhunden ausgespürt und jämmerlich getödtet worden, wie mir ein vornehmer glaubwürdiger Mann berichtet und daneben hoch betheuert hat, daß die k. Majest. diesem Unwesen weder mit guten Worten, noch mit harten Dräuungen habe steuern können. Wenn ich dieses brennende Zornfeuer Gottes betrachte, so sorge ich, es möge etwa in andern Ländern auch angehen. Gebt Achtung, und sagt es Euern Kindern, mein Herr, wie Gott die Moskowiter noch werde auf die Finger klopfen um des mit Schweden aufgerichteten, mit so theuern Eiden bekräftigten und nunmehr so liederlich gebrochenen Bündnisses willen. — Gottes Wort lehrt, daß Unterthanen ihren weltlichen Herren sollen treu, hold und gehorsam seyn, nicht nur den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen.

Der Kaufmann. Ich halte zwar nicht dafür, daß die Leute in Bremen und Pommern einen fremden Herrn werden rufen; allein ich halte dafür, daß, wenn einer kommen würde, der sie gelinder traktirte, sie würden ihn nicht von sich stoßen: sollte das Meineid und Untreu seyn? Es scheint, daß die Schweden bisher etwas hoffährtig geworden seyen und andere Völker fast gar zu gering gehalten haben — und es wäre kein Wunder, wenn Gott solche Heffahrt strafte. Was sind doch für hoffährtige Worte gefallen!

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die Londoner Universität und das königliche Kolleg. Industrie in Kunst und Literatur.

Das Unternehmen ging jedoch seinen Gang; die Vernünftigern wußten zu unterscheiden und hielten fest an ihrem ersten Plan; und obgleich eine andere Verwaltung aus einer entgegengesezten Parthei ans Ruder gekommen ist, und darunter Brougham, der Stifter der Universität, so ist doch vorzüglich unter der Leitung des Bischofs von London nicht nur ein schönes Gebäude entstanden, sondern es sind auch eine hinlängliche Anzahl fähiger Professoren ernannt worden. Unter andern hat man auch Professoren der französischen, italienischen und deutschen Sprache und Literatur angestellt; und wenn auch fürs erste die Professoren nur wenige Schüler bekommen sollten, so ist doch einmal die Wichtigkeit der neuern Sprachen anerkannt, was die blinde Verehrung der Schulmänner für die todten Sprachen etwas erschüttern und bei dem Publikum im Allgemeinen das Studium jener Sprachen sehr befördern muß. Dem Grundgesez des Instituts gemäß, sind der jedesmalige Großkanzler von England und der Minister des Innern immer kraft ihres Amtes Mitglieder des Senats, und so stände Lord Brougham nun an der Spitze beider rivalisirenden Institute. Er hat aber das Zartgefühl gehabt, von seinem Rechte keinen Gebrauch zu machen, und sich durchaus nicht in die Angelegenheiten des königlichen Kollegs gemischt. Dabei ist es aber merkwürdig, daß, obgleich diesergestalt der Einfluß der Bischöfe durch nichts gestört worden, unter 17 gewählten Professoren nur 2 Geistliche sind.

Die Ursache ist indessen leicht einzusehen: der Senat der Londoner Universität hatte der Welt zu beweisen, daß er keine Feindseligkeit gegen die Kirche hege; der Senat des königlichen Kollegs aber bedurfte keines solchen Beweises. Es steht nun zu hoffen, daß beide Anstalten gedeihen werden; ich meines Theils glaube wenigstens, daß die Eröffnung der einen der schon bestehenden eher nützen als schaden wird, und daß das Bestehen beider hohen Schulen auf die Einwohner Londons den wohlthätigsten Einfluß haben muß.

Unter den deutschen Tonkünstlern, welche uns neulich besucht haben, war auch der junge Schilling, der in mehreren Städten Deutschlands so großen Beifall gefunden zu haben scheint, daß der Vater in der Hoffnung, eine goldene Erndte zu finden, das Söhnlein nach London brachte. Aber der Erfolg hat ihn eines andern belehrt, und die beiden Schillinge kehren, schmähend über England und dessen Kunst, über unsere Opern, Konzerte, Musiker und Musikliebhaber, nach Deutschland zurück. Ich ersuche daher die Leser, allen ihren Angaben nur mit bedeutendem Abzuge Glauben zu schenken.

Unter den neuesten Zeitschriften hat eine unter dem Titel: National Omnibus, einen ganz neuen Weg eingeschlagen, nämlich durch die Vermischung von Anzeigen (von Musikalien, Büchern u. dgl.) mit Bücher-, Theater- und Kunstkritiken, Liedern, Parodien u. s. w., die erstern unmittelbar vor die Augen der Leser zu bringen, und um deren eine größere Anzahl zu erhalten, 15,000 Exemplare drucken zu lassen und solche entweder zu verschenken, oder um einen Penny zu verkaufen, während der gewöhnliche Preis eines solchen Blattes wenigstens 4 Pence seyn sollte. Der Versuch der Eigenthümer geht also dahin, eine Zeitschrift einzig durch die Inserate zu erhalten. Sie erscheint alle 14 Tage und hat bereits 6 Blätter herausgegeben. Es ist möglich, daß der Versuch gelinge, besonders da vom ersten Juli an die Abgaben auf Anzeigen bedeutend verringert worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Zweiter Brief.

Wien ist eine schöne Stadt. Freundlich breitet sie sich an der wasserreichen Donau aus, in der Vertiefung, die der westlich hinziehende Mons Cetius der Alten mit den östlich streichenden, blauen Bergen Ungarns bildet, ein großartiges Bild voll heiterer Farben. Ueber die ausgedehnte Häusermasse ragt der kühne Thurm der im reinsten altdeutschen Style gebauten Stephanskirche hoch empor, vergangener Zeiten ehrwürdiges Denkmal. Neben ihm erheben sich der Kuppeln und Spitzen noch viele, aber so, wie etwa die pelorischen und hybläischen Gebirge neben dem riesigen Kegel des Aetna sich aufbauen. Bei der nahe gelegenen, sogenannten Spinnerin am Kreuze, wo einst treue Liebe voll unendlicher Sehnsucht der Wiederkehr des Geliebten harrte, überschaut man die ganze große Stadt mit ihren wunderschönen Umgebungen, ein Anblick, der jedes, auch das traurigste Herz entzücken muß. Wenn alle Wiesen grünen, alle Wälder und Haine belaubt sind und auf den ausgebreiteten Feldern die kräftige Saat im Abendwinde wogt, dann gehe man hinaus zu der Spinnerin, man wird ein Bild da schauen, das kein Künstler auf seine Leinwand abzumalen vermag. „'s gibt nur eine Kaiserstadt, 's gibt nur ein Wien!" singt der Wiener stolz, und in Wahrheit, solcher Umgebungen mögen wenige Hauptstädte sich freuen. Wenn fruchtreiche Felder zu einer fast unabsehbaren Ebene nach Norden hin sich ausbreiten, so zieht dagegen von da an, wo einst der gewaltige Donaustrom den Mons Cetius durchbrochen, eine malerische Bergreihe, mit grün belaubten Waldungen, im Westen sich hin, reich an reizenden Thälern, wo zwischen sonnigen Weinbergen lachende Dörfer liegen, von schönen Landhäusern, Gärten und Parken umschlossen. Von den Tagen an, wo die ersten Frühlingsblüthen aufbrechen, bis gelbe Blätter die herbstlichen Wiesen wieder bedecken, wandelt Alles da hinaus; wie lange Prozessionszüge bewegt es sich auf allen Straßen und Wegen, und in den Dörfern, Gärten und Hainen glaubt man ein ununterbrochenes Kirchweihfest zu sehen. Unter den entferntern Gegenden dieses Gebirgszugs ist der zahlreich besuchte Brühl die schönste und anziehendste, nicht mit Unrecht die Wienerische Schweiz genannt. Durch eine enge, düstere Felsschlucht gelangt man von dem reizend gelegenen Marktflecken Mödling aus, am Ufer eines wildrauschenden Baches, in eine wunderliebliche Thalausweitung, voll blumiger Matten, umkränzt mit Wäldern, wo schimmerndes Buchenlaub mit dem dunkeln Grün der Föhren in entzückendem Kontraste steht. Einst eine öde, steinige Landschaft, verdankt der Brühl seine jetzigen Reize dem sinnigen Fürsten von Lichtenstein, dessen Eigenthum er ist, und der Tausende auf Tausende verwendete, die alte Fürstenburg mit all diesen Schönheiten zu umbauen. Aus dem sogenannten Hinterbrühl führt ein Weg nach Heiligenkreuz, und von da durch das felsige Hellenenthal nach dem vielbesuchten Baaden wieder hinaus, eine Landparthie, reich an Naturreizen. Das schön gelegene Baaden selbst ist einer der interessantesten Orte um Wien, sowohl seiner Heilquellen, als des bunten Gewühles wegen, das den ganzen Sommer über da herrscht. — In der Nachbarschaft Baadens, nur eine kleine Post von den Linien der Kaiserstadt entfernt, liegt das Schloß Laxenburg, der Sommeraufenthalt des Kaisers und der allerhöchsten Familie, und schon darum ein Lieblingsort der Wiener. Der Umfang und die Großartigkeit des Parks erregen Erstaunen, und in der, von einem an 72,000 Quadratklafter haltenden Teiche umgebenen, in gothischem Style erbauten Franzensburg sind unermeßliche Schätze des Mittelalters aufgehäuft. Laxenburg steht durch eine über zwei Stunden lange, schattige Allee mit dem Schlosse Schönbrunn in Verbindung. Nur eine halbe Stunde von der Linie entfernt, sind die am Ausgange eines reizenden Thals gelegenen und mit blühenden Dörfern umgebenen Gärten Schönbrunns von den Bewohnern der Kaiserstadt den ganzen Sommer über zahlreich besucht. Die schöne Aussicht auf dem sogenannten Gloriett, die kaiserliche Menagerie, die zutraulichen Goldkarpfen in dem mit kolossalen Statuen besetzten Teiche, und endlich die herrliche Flora des weitläuftigen botanischen Gartens locken Tausende an, besonders zur Zeit, wo die Hyacinthen und Rosen in ihrer Blüthe prangen und süße Düfte durch die schattigen Alleen verbreiten. Oestlich von Schönbrunn, an einem freundlichen Bergabhange, liegt das vielgepriesene Tivoli. Wenn es auch mit jenem am stürzenden Anio, unter dem heitern italienischen Himmel, nicht verglichen werden kann, so hat die Aussicht über die nahe gelegene Stadt und einen Theil ihrer schönen Umgebungen dennoch sehr großen Reiz und macht es zu einem der angenehmsten Lustorte um Wien, wo Tausende an der heitern Musik, die Sommerszeit alle Wochen zweimal da spielt, sich ergötzen.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 174.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Juli 1831.

— Singe den Menschen, du der Völker
Einziger Hülfsgott,
Harmonien des allgemeinen Wohllauts,
Die des niedrigen Neides, der an sich nagt,
Und der tollen Begier, die nie genießet,
Schändliche Töchter,
Habsucht, Sucht zu gebieten, in den Orkus
Bannen; singe den Königen den schönsten
Königsnamen, des Vaterlandes Vater,
Tief in das Herz ein!

Herder.

Nichts Neues unter der Sonne.

(Beschluß.)

Der Feldprediger. Es mag wohl seyn, daß hitzige Worte herausgestoßen worden sind. Ueberdieß ist die intemperies suspicionum eine alte Krankheit der nordischen Politiker. Argwohn, Argwohn, sag' ich, ist ein Gift und Pestilenz, welche unter beiden Nationen oft großen Schaden gethan. Bekannt ist der erbliche Neid und Haß, welcher zwischen beiden Nationen mit der Muttermilch gleichsam eingesogen und von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinder bisher ist fortgepflanzt worden, so daß eine Nation die andere so wenig leiden kann, als ein Franzos einen Spanier. Allein wann ich rufen könnte, daß man es in Schweden und Dänemark hörte, so wollt' ich rufen und sagen, daß eben dieser angeerbte und immerwährende, bald heimliche, bald öffentliche Haß und Neid eine Anzeige sey, daß in beiden Ländern wenig rechte Christen seyen. Bedenkt (wollt' ich sagen) was ihr thut: Gott und alle Welt ruft: Macht Frieden! macht Frieden! Erbarmet euch doch über eure Kinder, erbarmet euch über eure Nachkommen!

Der Kaufmann. Fürwahr! es ist eine überaus große und schwere Verantwortung, um Reputation und eitler Ehre willen Blut wie Wasser vergießen und so viel tausend Menschen in Elend und Armuth setzen. Schwer, schwer, sage ich, werden es diejenigen, welche es thun, zu verantworten haben! Der Aller Herr ist, wird Keines Person noch Macht scheuen, und über die Mächtigen wird ein stark Gericht gehalten werden! Die Schweden müssen einmal recht gedemüthigt werden! Und jetzo ist eben die rechte Zeit dazu, da alle ihre Erbfeinde in Waffen stehen, eine Wagenburg um sie schlagen und sie an allen Orten ängstigen werden. Was wollen sie dann machen? Viele Hunde sind der Hasen Tod.

Der Feldprediger. Es ist wahr: viele Hunde sind der Hasen Tod, aber nicht alsbald der Löwen. Und hier kommen nicht Hasen und Hund zusammen, sondern Löwen mit Löwen. Es wird einen blutigen Krieg geben. Und wickelt sich König Karl aus diesen Difficultäten, so hat er wohl Ursach, Gottes Hülf' zu rühmen. Herkules selbst hat oft zweien auf einmal nicht genug Widerstand thun können. Ich sehe aus der Historie, daß man eben ein streitbares Volk nicht solle zur Desperation kommen lassen oder den Bogen zu hoch spannen. Das war der lezte und größte Fehler, welchen Pompejus der Große beging, der spannte den Bogen zu hoch und wollte von keinem Frieden hören, man bringe ihm denn Cäsars Kopf. Er fuhr heraus mit stolzen Worten und sagte: Nobis nisi Caesaris capite relato pax nulla esse potest. Aber es war weit gefehlt! Er wurde von Cäsar geschlagen und verlor nicht allein seine Dignität, sondern auch seinen eigenen Kopf. — Die Desperation macht, daß man nicht nach Lehrern und Boten Gottes fragt. Wenn die Leute „desperat“ spielen, so fragen sie nichts darnach, daß die Religion in Gefahr gesezt werde. Ich sorge, wenn der König von Schweden sieht, daß ihm

ein jeder auf einmal auf die Haut dringen wolle, er fasse desperata consilia und bringe einen Haufen Kosacken heraus, und das ist ein Volk, welches keiner Ordre parirt, dessen man nicht wieder los werden kann, wenn man will.

Der Kaufmann. Ja eben das ist es, womit die Schweden umgehen. Sie haben auch eine Ambassade an die ottomanische Pforte geschickt und rufen den Türken um Hülf' und Beistand an. Heißt das nicht den Teufel zu Gevatter gebeten?

Der Feldprediger. Mein Herr, wer hat Euch doch dieses aufgebunden? Daß die Schweden den Türken um Hülf' anrufen sollten, dazu halt' ich sie viel zu klug; denn das wäre nicht politice oder macchiavellice gehandelt. Würde die schwedische Kron nicht auf einmal alle Meinung verlieren, welche so viel bedrängte evangelische Christen sich von ihr gemacht haben? Gesezt, daß vielen unter der schwedischen Nation die Fortpflanzung der wahren Religion nicht von Herzen gehe, so wissen doch alle Macchiavellisten, was opinio propagandae religionis für ein scheinbarer Prätert sey. Wenn sie die Kosacken auf deutschen Boden brächten, das wäre viel; allein die Kosacken sind doch noch auf den Namen Christi getauft: der Türk aber ist ein Erbfeind des christlichen Namens. Sollten nun die Schweden diesen Erbfeind der Christen um Hülfe anrufen? Versichert Euch, daß die beiden Wörtlein „augsburgische Konfession“ und „deutsche Freiheit“ der schwedischen Nation hiezuvor im deutschen Krieg mehr genüzt haben, als fünfzigtausend Türken oder Kosacken thun könnten. Sollten nun die Schweden solche Kinder werden und wegen des Türken solche alberne Consilia fassen? Es ist heutiges Tags ein poetischer Lügengeist in der Hölle los worden, welcher die Lügen in einen wahrhaftigen Schein metamorphosiren kann, besser als Ovidius, und das macht oft zwischen Großen und Kleinen große Verbitterung. Wenn man aber endlich darnach fragt, so ist es nur ein Wind oder ein Schatten. Gott schicke es doch nach seinem heiligen Willen, daß sie den Türken nicht in die Christenheit locken, sondern ihn zu Konstantinopel besuchen und unterdessen ihre eigenen Reiche in Ruhe und guten Frieden setzen!

Der Kaufmann. Was Frieden? Wer will Dänemark nun rathen, daß es Frieden mache, nachdem es eine volkreiche Armee und ansehnliche Kriegsmacht zusammengebracht hat? Das müßte ein rechter Narr seyn, der davon reden wollte!

Der Feldprediger. Und ich, wenn ich vor beiden nordischen Mächten auf einmal predigen sollte, wollt' ich unter andern sagen: „Ihr beide gekrönte Häupter! Wenn viel tausend arme Leute in euren Reichen und Provinzen mit Einem Munde reden könnten, so würden sie euch mit gebogenen Knieen, mit gefaltenen Händen, mit einmüthiger Stimm' anrufen, daß ihr euch wollet über sie erbarmen und Frieden machen und erhalten. Werdet ihr dieser armen Leute Schreieen erhören, so wird auch Gott wieder hören, wenn ihr in Leibes- oder Seelennöthen zu ihm schreiet. Alles, was ihr um dieser armen Leute willen thun werdet, das wird Gott also annehmen, als ob es ihm zu Gefallen geschehen sey. Weil Christus versprochen, daß er am jüngsten Tag rühmen wolle, was seinen ärmsten Brüdern geschehen, so werdet ihr so viele Lobsprüche hören, als arme Leute ihr durch Fried und Einigkeit bei Weib und Kind, Haus und Hof, Speis' und Trank erhaltet. Ihr werdet euch durch Fried und Einigkeit verdient machen nicht allein um eure lebendigen Unterthanen, sondern auch um ihre noch im Mutterleib liegenden Kinder. Die werden eure Asche unter der Erde segnen und euren Nachkommen wiederum alles Glück und Wohlergehen wünschen. Ihr werdet, wenn ihr Fried und Einigkeit erhaltet, glückselig seyn für eure Person und glückselig wegen eurer Unterthanen; glückselig für eure Person, wann ihr euch an demjenigen, was euch von Gott bescheret ist, begnügen, und dasjenige, was ihr mit Willen und Frieden nicht haben könnt, fahren lasset; glückselig wegen eurer Unterthanen, weil nur der recht glücklich, der Vielen Glück bringt, vielen Gutes thut und Viele in Ruhe sezt. Jedermann wird euch hoch preisen und rühmen als großmüthige Helden, wann ihr euer eigen Herz überwindet, welches der höchste Sieg ist über alle weltliche Siege. Die Geschichte wird es den Nachkommen rühmen, daß Geld und Ehrgeiz solche hohe Gemüther nicht von einander geschieden haben, welche die Natur und die Religion mit einander verbunden hat. Ihr werdet euch beliebt machen auch bei den Angrenzenden, von welchen ihr durch diesen Frieden abwenden werdet alles das Unglück, welches diejenigen betrübt, welche mit Einquartirungen und Durchzügen belästiget werden. Ihr werdet von diesem Frieden Ruhm und Ehre haben bei den Jeztlebenden und Nachkommen. Die Jeztlebenden werden wünschen, daß Gott euch stärken wolle, daß er wolle bestätigen euren königlichen Thron, daß ihr möget sehen Kindeskinder, und daß euch nicht mangeln möge ein Mann, der auf eurem Stuhl sitze, so lange die Tage des Himmels währen. Ihr werdet die Erde in euren Reichen mit unerschrockenem Fuß betreten können, weil ihr dieselben mit Vergießung vielen unschuldigen Bluts verschont habt. Alle diejenigen, welchen es in dieser Zeit gehet wie dem Gideon, der in seiner Scheuer stund und drosch Waizen, auf daß er flöhe vor den Midianitern, die werden euch Gesundheit wünschen und alles Wohlergehen, wenn sie unter ihrem Weinstock und Feigenbaum sitzen und ihren Bissen mit Frieden werden essen können. Alles was lebendigen Odem hat, wird euch für gute Ruhe und Sicherheit danken!“

Indem der Feldprediger weiter fortfahren wollte, fiel ihm der Kaufmann in die Rede und sagte: Ja, Magister, Ihr prediget da so was her! Die Soldaten werden sagen,

es solle Euch für dieses Predigen, ich weiß nicht wer, danken! und ich — ich muß schlafen gehen. So viel ist gewiß: in diesem angezündeten Kriegsfeuer will keine machiavellistische Statisterei (Diplomatie), keine Prahlerei der Großen helfen, sondern das einzige Mittel, welches Jonas den Niniviten gezeigt hat, das muß helfen, und die Bußthränen der Könige und Unterthanen müssen dieses Feuer löschen, oder der Ueberwundene wird zu Grunde gehen, und der Ueberwinder wird von seinem Sieg schlechten Vortheil haben. Gehabt Euch wohl!

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Die letzten Worte waren kaum über der blassen Frau Lippen, als vor dem Hause mehrere wild durcheinander schreiende Stimmen laut wurden. „Ha!“ rief der Geistliche, „da sind sie! — Unglückliche!“ setzte er mit einem Blick zärtlicher Theilnahme auf die betroffene Frau hinzu; „in das Haus der Trauer werden sie noch den Schreck und das Entsetzen tragen. Mich, mich suchen sie! und ich bringe heut Haß und Verfolgung über diese Schwelle, der ich vor kaum achtundvierzig Stunden den Frieden brachte!“ Jezt ward es auch innerhalb des Hauses laut. Man unterschied deutlich die Worte: „Er muß hier seyn, ich sah ihn rechts einbiegen und verschwinden.“ — „Ganz recht, er muß hier seyn,“ erwiederten andere. „Nur zu! Nur zu! Nach allen Seiten vertheilt und keinen Schlupfwinkel undurchsucht gelassen!“ Sie stürmten sogleich die Treppe hinan. Eustache hatte der Wittwe Hand gefaßt; er war blasser wie der Tod, seine braunen Augen matt und regungslos. „Wohin?“ lispelte er kaum hörbar. „Ermannen Sie sich,“ fuhr er dringender fort, „es gilt unser beider Leben. Finden mich die Tiger hier, so sind Sie wie ich verloren. Wohin, Madame Arboi, wohin? Irgendwo müssen Sie mich verbergen!“ Sie zitterte an allen Gliedern. Man sah, ihr kam kein einziger rettender Gedanke. Indeß nahm das Geräusch zu; schon waren Eustaches Verfolger auf der obersten Treppe; die entscheidende Minute nahete.

Ohne ein Wort zu erwiedern, ging Madame Arboi mit leichten, kaum hörbaren Tritten nach dem Alkoven, schlug die zugezogenen Gardinen auf und wies mit dem ausgestreckten Finger unter das Bett, auf welchem der Leichnam ihres Mannes lag; ein breiter Behang reichte bis auf den Fußboden hinab und verdeckte den Raum unterhalb.

Eustache schauderte zurück; sie hob die Schultern und zeigte mit beiden in die Luft gestreckten Händen, daß ihr sonst kein Mittel zu Gebote stehe. Jezt schlug eine derbe Faust auf die Klinke der Flurthüre. Der Riegel war von innen vorgeschoben. „Holla!“ rief der Fleischer, „aufgemacht!“ Eustache faltete die Hände über dem Kopf zusammen und flog dem Alkoven zu. Er sah und hörte nichts mehr, die Angst drängte ihn unter das Bett des Todten.

„Eine Leiche,“ sagte Jemand draußen, „eine Leiche wäre dort im Zimmer?“ — „Pah!“ rief Collars, „das schreckt uns eben nicht.“ Er wiederholte seinen Stoß gegen die Thür; diese ging jezt auf. Die blasse Gestalt der Frau, ihr schwarzes Kleid, der sanfte Schmerz in den matten Zügen, die weder Schreck, noch Furcht entstellten, trafen das Herz des rauhen Mannes. Er stuzte, blieb stehen und brachte, seine Verlegenheit zu verbergen, ein paar plumpe Späße vor, welche den Irrthum entschuldigen sollten, einen aufrührerischen Karlisten bei den Todten gesucht zu haben. „Nein, wahrhaftig,“ riefen mehrere durcheinander, „die sind nicht todt! die schießen wie Unkraut aus der Erde und leben in allerlei Gestalt.“

Es hatten sich indeß immer mehr unruhige, verwilderte oder neugierige Gesichter in das Zimmer gedrängt. Ein verwegener Bursche wiederholte die lezten Worte: „In allerlei Gestalt! Warum nicht auch in der eines Todten?“ sezte er, die rollenden Blicke im Kreise umherwerfend, hinzu. „Was?“ fragte Meister Collars, mit Theilnahme auf die Trauernde sehend; „ihr könntet denken —“ — „Warum nicht?“ entgegneten viele Stimmen zugleich; „so was ist jahrelang todt und lebt doch wieder auf!“ — „Laßt sehen!“ sagte der junge Mensch. Er trat rasch ein paar Schritte vor, ergriff die Lampe auf dem Tisch, leuchtete im Zimmer umher und dann in den Alkoven hinein. „Halt!“ rief Collars, von dem Anblick des starr hingestreckten, bläulich-weißen Körpers erschreckt, der, dürftig eingehüllt, keinen Zweifel über seine angehende Verwesung ließ. „Halt! Nicht weiter! Ihr seht, der stimmt nicht mehr für die Ordonnanzen und spricht kein Ave für den kleinen Heinrich!“ — „Unbarmherzige!“ klagte die durch und durch erschütterte Wittwe, mit einer Stimme, wie Engel weinen mögen. Ihre gefalteten Hände und das große, nasse Auge hoben sich zum Himmel, die Lippen bebten, Angst und Schmerz schüttelten ihre Glieder, sie schwankte. „Fort da!“ rief der Fleischer unwillig. Er riß mit einer Hand den Jüngling vom Bette zurück, während er mit dem andern Arme die Umsinkende aufhielt und sie in der ersten Verlegenheit sanft an den Boden legte. Er ergriff darauf die Lampe, und sie so stellend, daß er die bleichen Züge der Unglücklichen genauer betrachten konnte, blieb er einige Augenblicke besorgt vor ihr stehen, in der Meinung, das Entsetzen habe sie auch getödtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Die Kunstausstellung.

Wer sollte erwartet haben, daß bei der jezigen Kunstausstellung beinahe 3000 Kunstwerke zur Schau gestellt werden würden? Die Künstler kennen also keine schlimmen Zeiten, keine Revolutionen, keine Aufstände, keine Bedrängnisse? Die Kunst allein beschäftigt und beseelt sie, die glüklichen Menschen! Zur Zeit, da man einen Thron in Paris zerschlug, als Hunderte und Tausende für die Aufrechthaltung der Staatsverfassung, für die Bewahrung der Freiheit fochten, als eine der mächtigsten Staatserschütterungen erfolgte, wovon die französische Geschichte Meldung thut, saßen wohl die Künstler ruhig mit ihrem Pinsel da und malten Scenen aus der Vergangenheit oder Landschaften? Nicht doch, man thäte den Pariser Künstlern Unrecht, wenn man glaubte, ihnen seyen die Auftritte des Julimonats vorigen Jahrs gleichgültig gewesen. Manche haben tapfer mitgekämpft; andere haben den Sieg des französischen Volks auf vielfältige Art gefeiert. Sie haben durch eine eigends veranstaltete Kunstausstellung im vorigen Jahre zum Besten der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der Erschlagenen redlich das Ihrige beigetragen, um ihre Theilnahme an der großen Begebenheit zu bezeugen. Um sich die Menge von Kunstprodukten bei der jezigen Ausstellung erklären zu können, muß man sich erinnern, daß seit mehreren Jahren keine solche Ausstellung stattgefunden hat; in diesen Jahren nun, in welchen man, wo nicht ruhig, doch wenigstens still lebte, konnten die Künstler arbeiten. Eine Menge Stüke sind übrigens klein und haben nicht viel Zeit erfordert. Der großen Gemälde werden immer weniger; denn außer den Kirchen gibt es wenig Gebäude, wo sie Plaz finden könnten. Dagegen malt man jezt eine außerordentliche Menge sogenannter Kabinetstüke, die jeder etwas wohlhabende Bürger in seiner Wohnung aufstellen kann. Zu gleicher Zeit hat die Darstellung der Gegenstände aus der geistlichen Geschichte, so wie aus der griechischen und römischen, wo nicht aufgehört, doch sehr abgenommen; jezt sind es häusliche Auftritte, neuere Begebenheiten, romantische und romanhafte Vorfälle, die man schildert. Sogar aus der lezten Revolution des Julimonats sind mehrere Auftritte dargestellt worden. Die Regierung, welche Gemälde für die Kirchen bestellte, und die, welche Schlachten malen ließ, sind nicht mehr vorhanden. Jezt hängen die Künstler mehr vom Publikum ab und müssen dessen Geschmak zu befriedigen suchen. Daher diesmal die große Verschiedenheit der Gemälde und der Gattungen von Malerei. Diejenigen Künstler, welche sonst den ersten Rang behaupteten, als Gérard, Gros u. a., haben nichts geliefert, und ihr Beispiel ist beinahe ohne Einfluß auf das junge Künstlergeschlecht, das seinen eigenen Gang geht. Einstimmig wird einem Gemälde des Malers Robert, italienische Schnitter darstellend, der Vorzug vor allen andern eingestanden. Robert ist der König unter den Malern, die etwas ausgestellt haben. Lethiers, der noch nach altem Brauche ungeheure historische Gemälde liefert, hat den Tod Virginias dargestellt, nachdem er, glaube ich, schon in England dieses Gemälde für Geld hat sehen lassen. Allein mit seinem Brutus hält die Virginia den Vergleich nicht aus. Horace Vernet, welcher Paris verlassen hat, um zu Rom Direktor der französischen Kunstakademie zu werden, hat in Italien seinen Styl geändert und ist ein tüchtiger historischer Maler geworden. Diese Vernet'sche Familie ist wirklich eine sonderbare Erscheinung; sie kommen alle mit vielen glüklichen Anlagen zur Welt, werden gute Künstler, sind wizige Leute und erwerben sich einen großen Ruf. Die meisten, jezt Gemälde ausstellenden Künstler sind übrigens junge Leute, wovon mehrere zu großen Hoffnungen berechtigen. Indessen beweist doch auch eben diese Ausstellung, daß man nicht allzu viel hoffen darf. Bei der lezten Ausstellung hatte sich ein junger Künstler, Namens Deveria, der keinem Meister seine Bildung verdankte, durch einen ersten kühnen Versuch ausgezeichnet. Jedermann war überrascht; man weissagte dem Jünglinge eine glänzende Laufbahn. Diesmal hat er wieder das Publikum überrascht, aber nur durch die Mittelmäßigkeit seiner Leistungen. So ist es auch einigen andern ergangen. Gewisse Meister, z. B. Hersent, finden es einträglicher, Porträts zu malen, und liefern daher nichts von Bedeutung. Solche Künstler laufen Gefahr, bald ihren Ruhm einzubüßen, wofern sie nicht auch als erste Porträtmaler glänzen. Für die Künstler, so wie für die Schriftsteller ist es ein Unglük, daß das Publikum jezt zu sehr mit den großen politischen Begebenheiten beschäftigt ist, als daß es den Künsten ungetheilte Aufmerksamkeit schenken könnte. Gewiß muß dies auf den Absaz der Kunstwerke Einfluß haben. Von den 3000 Stüken wird leider die Hälfte in den Werkstätten der Künstler bleiben, und schwerlich werden sie Aufmunterung genug bekommen, um für eine künftige Ausstellung so thätig zu arbeiten, als sie es für diese gethan haben. Dg.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Neue Literatur.

So eben ist die erste Lieferung eines nüzlichen und schönen Werkes erschienen, welches gewiß auch in Deutschland Käufer finden wird: eine Beschreibung des Weges von London nach Neapel, unter dem Titel: A new illustrated Road-Book of the Route from London to Naples (London, Murray) von W. Brokedon, dem talentvollen Verfasser des bekannten Kunstwerkes über die Alpenpässe (Passes of the Alps), in einem schön gedrukten Octavband, mit 24 prächtigen Stahlstichen von Finden, nach Originalzeichnungen von Prout, Stanfield und Brokedon. Die erste Lieferung gibt den Weg von London nach Paris mit Ansichten von Dover, Calais, Abbeville (aus der Ferne), Beauvais (im Innern), Paris (Place Louis XVI., von einem Hause in der Rue Rivoli entnommen) und einer Landkarte. Abbeville und Paris sind am interessantesten. Die Beschreibung ist offenbar das Werk eines erfahrenen Weltmannes, der alles selbst gesehen hat und jedes Ding beim wahren Namen nennt. Diesem Buche soll ein anderes folgen, in welchem der Rükweg von Rom nach England, über Venedig, Mailand, Genf, Basel und den Rhein entlang, beschrieben wird.

Allen Baukundigen und Alterthumsforschern ist ein Werk von dem unermüdlichen John Britton zu empfehlen, welches in vier Lieferungen (jede zu 12 Schilling) und unter dem Titel: Dictionary of the Architecture and Archeology of the Middle Ages, erscheint und in einer Menge vortrefflicher Zeichnungen von le Deux und kurzen, aber klaren Beschreibungen der Gegenstände alles enthalten wird, was man in einem Handbuch über christliche Baukunst nur suchen kann.

Es ließ sich erwarten, daß wir in der jezigen Zeit nicht ohne eine populär abgefaßte Geschichte Polens bleiben würden; so eben ist eine von James Flitcher Esq. erschienen. Der Verfasser scheint von hoher Bewunderung der Heldentugenden des Volks durchdrungen," urtheilt aber auch von der blinden Selbstsucht der polnischen Großen, welche das Reich in den Abgrund stürzten, mit verdienter Strenge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 175.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juli 1831.

Man müßte der Antipode der Vernunft seyn, wenn man nicht eingestehen wollte, daß Paris der große Stapelplatz der Wunder, der Brennpunkt des guten Geschmackes und der Geistesbildung ist.

Molière.
Les précieuses vidicules.

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

Von Depping.

Spaziert man auf den Boulevards und Hauptstraßen von Paris umher und sieht die vielen neuen Formen der Meublen, der Porzellan- und Krystallgefäße, die elegant gedruckten Bücher in den Buchladen, die lebhaften und geschmackvollen Verzierungen der gewebten Zeuge, den Putz der Damen, die Menge wohlgekleideter Leute, die vielen hin- und herfahrenden Kutschen, die beständig abfahrenden Omnibus, so manche Herrn zu Pferde u. s. w., so sollte man kaum glauben, daß die Stadt vor einem Jahre eine Revolution durchgemacht hat, und daß die Leute alle den Kopf voll von politischen Gedanken haben; man sollte im Gegentheil vermuthen, in Paris denke Niemand an etwas anderes als an den Luxus und an Lustbarkeiten. Laßt uns einmal die Boulevards ein wenig besuchen; schon mancher hat sie vor uns beschaut und beschrieben; allein wenn die Hauptsache dieselbe bleibt, so verändern sich doch die Einzelnheiten und tragen das Gepräge der Zeitumstände.

Um bei dem Bastilleplatze anzufangen, so sehen wir zwar noch das Gerüste, das vor zwanzig oder dreißig Jahren errichtet wurde, um den kolossalen Elephanten zu errichten, welcher Wasser aus seinem Rüssel speien sollte; allein das Projekt ist längst aufgegeben worden, wie so manches andere, zur Verschönerung der Stadt ersonnene; man soll sogar sich zulezt überzeugt haben, daß der Brunnen nicht hinreichendes Wasser hätte liefern können. An die Stelle des kolossalen Elephanten hat nun schon mancherlei gesezt werden sollen. Vor Kurzem erst ist beschlossen worden, ein Denkmal für die im vorigen Juli im Kampfe für die Freiheit Gefallenen dort zu errichten. Da aber, was Denkmäler in Paris betrifft, so manches beschlossen und dekretirt wird, was nie zur Ausführung kömmt, so wäre es leicht möglich, daß auch aus dem Trauerdenkmale zu Ehren der Helden des Julimonates nichts würde. — Gehen wir nun die Boulevards hinunter, so finden wir erstlich, daß sie ihrer alten Bäume beraubt sind, welche ihnen sonst Schatten gewährten; die neu angepflanzten werden erst das künftige Geschlecht beschatten, so wie es wahrscheinlich auch erst die im Juli 1830 erworbene Freiheit, wozu die alten Bäume abgehauen wurden, in vollem Maaße genießen wird. Am Boulevard du Temple treten wir in das rege Leben der Pariser Volksbühnen und Lustbarkeiten; denn sie stehen hier gedrängt neben einander. Da sieht man das Spectacle des Funambules, oder den Seiltänzersaal, dann das Gaietétheater, das, seines Titels ungeachtet, grausende Melodramen darstellt, und nur durch einige kleine Vorspiele seinen alten Namen rechtfertigt; dann das Wachsfigurenkabinett, das sonst eine Merkwürdigkeit war, aber vor einem Nebenbuhler hat erbleichen müssen, der sich gegenüber niedergelassen und die Wachsfigurenkunst um einige Schritte weiter gebracht hat. Es ist ein Italiener, sein Name ist mir leider entfallen; ich bedaure es um so mehr,

da dieser Mann ein wahrer Künstler zu seyn scheint und gekannt zu werden verdient; er hat zwei Gruppen von Wachsfiguren aufgestellt, eine von fünfundzwanzig, und die andere von zwölf oder fünfzehn. Alle haben schöne, charakteristische Köpfe; wo hat er diese hergenommen? etwa von antiken Bildern? oder sind es Ideale? auf jeden Fall machen sie dem Künstler Ehre. Statt des todten Hinstarrens der gewöhnlichen Wachsfiguren, hat ihnen der Italiener Leben und Bewegung gegeben. Man sieht da einen der griechischen Helden neuerer Zeit, ich glaube Kolokotroni, der auf eine vor ihm liegende Landkarte hinschaut, von Zeit zu Zeit aber Augen und Kopf aufhebt und zur Seite in ein aufgeschlagenes Buch, das er in der Hand hält, blickt. Ein neben ihm stehender verwundeter Grieche schaut bald den Helden an, bald läßt er seine Augen auf die Landkarte fallen; alles ganz natürlich und schön. In der andern Gruppe scheint über eine Kapitulation verhandelt zu werden. Alle Figuren bewegen sich und äußern verschiedene Empfindungen, die sich durch Gebehrden ausdrücken. Und alle diese Bewegungen geschehen auf den bloßen Drucke einer Stahlfeder und hören auch eben so wieder auf. Der Mann muß Jahre lang an diesen Kombinationen gearbeitet haben, ehe er es zu dieser Vollendung hat bringen können. Seine Genialität hat schon einigen Einfluß auf das Kabinett der unbeweglichen Figuren gegenüber ausgeübt, gerade wie die voranschreitenden Regierungen und Völker auf die gern unbeweglich bleibenden Nebenstaaten einwirken. Das alte Kabinett hat seit Kurzem einen Bonaparte, welcher vor einer Kanone steht, und auch Kopf und Hände rührt, um sie abzufeuern. Wer weiß, ob sich zulezt nicht alle bisher unbeweglichen Figuren dieses, dem System des Bestehenden gänzlich zugethanen Kabinettes bewegen werden, so gut wie diejenigen des italienischen Nachbars? — Gehen wir einige Schritte weiter auf den Boulevards, so stoßen wir auf den Cirque olympique, der sich allmählig von seinem Falle erholt, aber auch alle Kräfte aufbietet, um das Publikum anzulocken. Bekanntlich hat es dieses Schauspiel mit den Thieren zu thun, und die Hauptschauspieler sind hier vierbeinig; Pferde, Hunde, Hirsche, sogar ein Elephant sind hier nach einander aufgetreten; jezt ist die Reihe an Tiger, Löwen und Hyänen gekommen, die Herr Martin aus seiner Menagerie liefert, und die glücklicherweise so gut abgerichtet sind, daß sie ihre Rolle recht gut spielen. Zur Vermeidung alles Unglücks läßt man sie jedoch hinter einem Drathgitter auftreten. Solch ein blutgieriger Schauspieler aus den Wüsten Afrikas könnte zufällig einmal seine Rolle vergessen und auf Unkosten der Zuschauer in seinen vorigen Charakter zurücktreten. Es sieht immerhin noch schaudervoll genug aus, wenn man eine solche Bestie hervorspringen und auf ein unmündiges Kind losschießen sieht. Denn um ihr Auftreten interessanter zu machen, hat man dasselbe in eine abentheuerliche dramatisirte Geschichte verflochten, die natürlich in den Wildnissen Afrikas vorgeht. Die Gelehrigkeit und Sanftmuth dieser scharfbeklauten Mimen beweißt übrigens, daß dem Menschen alles möglich wird, wenn er mit Geduld und Vorsicht verfährt, sogar das Zähmen der wildesten Thiere. Um die afrikanischen Wüsten noch anschaulicher zu machen, hat man drei Beduinen aus Algier kommen lassen, und diese treiben nun am Abend ihr kriegerisches Spiel zu Pferde im Cirque olympique. Diese Beduinen können sich jezt als französische Unterthanen betrachten, wenn sie Lust haben, und sie müssen wunderliche Betrachtungen über ihre neuen Landsleute anstellen, wenn sie anders über etwas nachdenken; denn sie sehen nicht darnach aus, als ob Nachdenken ihre Hauptbeschäftigung sey. Als sie sich eines Abends über den Boulevard zum Cirque olympique begaben, um ihre Rolle zu spielen, war dort gerade ein Auflauf und das Volk, das die wunderlichen afrikanischen Figuren vorbeiziehen sah, verhöhnte sie. Was mochten die armen Beduinen von den Parisern denken? vielleicht, daß die Christen in der am feinsten gebildeten Stadt Europas sich nicht besser betragen, als die Mauren und Beduinen, wenn ein Christ das Unglück hat, in ihre Hände zu gerathen. Freilich war das Volk damals in Wallung, und mochte übler Laune seyn beim Anblicke freigeborner Leute, welche sich hier für Geld zu einem Possenspiele hergeben. Vielleicht erinnerte man sich auch an alles Böse, das die Beduinen im Anfang der Eroberung Algiers den Franzosen zugefügt haben. Das war aber, wie gesagt, nur eine vorübergehende Wallung, und im Cirque olympique, so wie im Lustgarten Tivoli, wo sie ebenfalls ihre Reiterevolutionen machen, werden diese Beduinen vortrefflich aufgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Indem des Fleischers Blick unruhig an der Ohnmächtigen hinglitt, streifte er zugleich einige Gegenstände, die auf den Dielen umherlagen. Das abgerissene Stück eines Blumenkranzes fiel ihm hier in die Augen. Er dachte nicht sogleich etwas dabei und sah wieder weg. Madame Arboi bewegte sich, die Besinnung kam ihr wieder, sich richtete sich in die Höhe. Schönheit und sanftes Dulden haben immer große Gewalt über die Gemüther; selbst der wilde junge Mensch fühlte etwas wie Mitleid mit der armen Frau, der man so unwißer Weise Schreck und Angst eingejagt hatte. Er beugte sich

zu ihr herab, in der Absicht, ihr aufzuhelfen; dann ließ er sich auf ein Knie nieder und stemmte die eine Hand gegen den Boden, um ihr die andere desto fester reichen zu können. Unversehens bekommt er die welken Blumen zwischen die Finger. „Ha!“ ruft er, das Ding näher betrachtend. Plötzlich das abgerissene Stückchen eines Kranzes mit wildem Lachen über dem Kopf schwingend, schreit er: „Seht! Seht! Hier wurde das Aufruhrzeichen fabrizirt! Das sind die Immortellen vom Bilde des kleinen Bordeaux! Das ist die Kranzflechterin! Teufel! mit der Miene!“ Schneller als entzündetes Pulver ein Gebäude in Brand steckt, faßten diese Worte in den heißen, drehenden Köpfen. „Ha, die Heuchlerin! die verwünschte Hexe! die blutdürstige Heilige!“ scholl es im Augenblick von allen Lippen. „Zerschlagt Ihr doch die ruchlosen Hände, die solche Blumen streuten.“ Mehr als zwanzig Arme streckten sich gegen das wehrlose Opfer aus, das mit verhülltem Gesicht den Todesstoß erwartete.

„Haltet ein!“ sagte eine matte, aber feste Stimme; „ich bin der Schuldige. Mir gehört der zerrissene Kranz. Unsterblich, wie diese Blume, ist meine Treue. Seht in mir den Priester von St. Germain l'Auxerrois, den Ihr sucht. Ich wollte Eurer Wuth entgehen, ich drang mit Gewalt hier ein und verbarg mich in diesem Zimmer. Alles gelang, doch eine stärkere Macht, als Ihr besizt, gibt mich in Eure Hände. Hier! zögert länger nicht! Thut, was Ihr wollt! Ich bin bereit!“

Von den Racheburstigen, die auf Madame Arboi eindrangen, unbemerkt, war Eustache unter sie getreten. Einen Moment stutzten sie bei seinem [illegible]. Sie sahen sich um, woher er komme, und wie er ihnen so lange habe entgehen können. Doch gerade das an ihm zu rächen, vereinigten sie sich schnell, und ehe er noch ausgeredet hatte, ergriffen ihn Meister Collars und die Nächststehenden, hoben ihn unter lautem Triumphgeschrei und den fürchterlichen Worten: „Fort mit dem Priester! Fort in die Seine!“ an beiden Armen in die Höhe und schleppten ihn so die Treppe hinunter, zum Hause hinaus, die Straße entlang, dem Flusse zu.

Hätte das Grab plötzlich die Wittwe mit dem Leichnam ihres Gatten umschlossen, es würde ihr nicht dunkler, nicht einsamer, nicht schauerlicher geschienen haben, als die Leere in dem Stübchen, wo vor wenig Minuten die Flammen zügelloser Leidenschaft sich in feurigen Kreisen drehten. Noch stand die Thür offen, der Zugwind blies kalt herein und spielte mit den Vorhängen des Alkovens. Der widrige Dunst zusammengedrängter Menschen, der Qualm der halbverschütteten Lampe füllten noch das Zimmer; umgestürzte Stühle und Tische, Spuren schmutziger Fußtritte erinnerten das scheue Auge, wie roh das Leben den ernsten Tod verhöhnt habe.

Kurze Zeit blieb Madame Arboi, gelähmt an allen Seelenkräften, starr und regungslos stehen; plötzlich aber stürzte sie mit einem hellen Schrei zur Stube hinaus, über den Flur, ein Paar schmale Stiegen, welche nach dem Hofe führten, hinunter in die Küche des Gewürzkrämers, der im Erdgeschoß wohnte. Hier sezte sie sich auf einem Bänkchen, ohne ein Wort zu sagen, am Heerde nieder. Sie hatte die Hände krampfhaft zusammengefaltet, das Kinn, alle Muskeln ihres Gesichtes zitterten, kalt wie Eis, leichenblaß, hörte sie nicht, sprach sie nicht. Es war Niemand in der Küche als ein Kind, das auf dem Heerde saß und mit der ausgebrannten Asche spielte. Es sah sie anfangs verwundert an, dann fing es an sich zu fürchten. Auf sein Geschrei kam die Mutter aus dem vordern Laden, wo sie beschäftigt war. „Gott, Madame Arboi!“ rief sie, diese erblickend. „Sie sind auch erschreckt worden; ich kann es mir leicht denken. Die Spitzbuben haben einen Lärm gemacht, daß einem Hören und Sehen darüber verging. Nun, jezt haben sie ihr Müthchen gekühlt, jezt bleibt es für heute wohl ruhig. Aber was sitzen Sie denn hier in der finstern Küche? Kommen Sie doch vorne zu mir herein, kommen Sie! Ich gebe Ihnen ein Gläschen Wachholder; Sie nippen davon, so viel Sie wollen.“ Sie hätte noch lange fortreden können, jene hörte und verstand sie nicht. Die Krämerin faßte endlich ihren stummen Gast bei der Hand; diese ließ es geschehen, und als sie sich fast gewaltsam fortgezogen fühlte, folgte sie mechanisch, wohin man sie führte.

„Gott, wie blaß sie ist!“ sagte ein junger Bursche, der den Dienst im Laden [illegible] ob der Herr noch nicht wiederkomme,“ [illegible] Valentin, sich, Hausfrau zu. „Die Unglückliche scheint die Sprache, wie den Verstand verloren zu haben.“

Valentin ging mit einem besorglichen Blicke auf Madame Arboi. Nach einer kleinen Weile kam er wieder, ohne die gewünschte Auskunft geben zu können. Der Herr, meinte er, werde wohl mitgelaufen seyn, dem Ertränken des Priesters zuzusehen. Bei diesen Worten zuckten die Lippen der armen Wittwe, ihre Züge verzerrten sich, sie brachte aber keine Sylbe heraus. Der junge Mensch erschrak sichtlich und bat, einen Arzt holen zu dürfen. „Geh lieber hinauf,“ erwiederte die Krämerin, „schließe die Wohnung der Unglücklichen, sie kann sonst noch obenein bestohlen werden, und es ist auch nicht gut, wenn man Gestorbene so unbewacht liegen läßt.“ Der Bursche verließ ungern das Zimmer. Mittlerweile hörte man Jemand an der Klinke der Hausthür; die Krämerin horchte gespannt auf. „Das ist mein Mann,“ beruhigte sie sich selber. Valentin sprang auch schon wieder zurück in den Laden. „Der Herr!“ rief er, den Eingang hinter sich offen lassend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Neue Literatur.

Ein neues anziehendes Werk ist: **The History of English Dramatic Poetry, to the time of Shakespeare, and Annals of the Stage to the Restoration** (Geschichte der englischen dramatischen Poesie bis auf Shakespeare, und Annalen der Bühne bis zur Wiederherstellung des Thrones unter Jakob II.) von J. P. Collier. Es enthält sehr viele Thatsachen, welche, in vergessenen Handschriften begraben, frühern Geschichtschreibern und Commentatoren der englischen Bühne entgangen waren. Der Styl ist freilich etwas trocken und die systematische Eintheilung keineswegs befriedigend; auch verräth der Verfasser selbst viel zu wenig poetischen Geist, als daß seine Kritik des dichterischen Theiles der dramatischen Werke, deren Geschichte er zu erzählen hat, viel Werth haben könnte. Dagegen hat er in der Sammlung seiner Materialien einen Fleiß und eine Beharrlichkeit bewiesen, die nur die reinste Liebe zu seinem Gegenstande hervorrufen und belohnen konnte.

D. Inglis Reise in Spanien ist eines der besten Bücher der Art, die mir seit lange vorgekommen sind, und verdient, ins Deutsche übersezt zu werden. Der Verfasser hat in dem wenig bereisten Spanien manche Gegenden besucht, welche von Reisenden selten besucht worden sind, und ist selbst zu Madrid tiefer ins gesellschaftliche Leben gedrungen, als selbst seine französischen Vorgänger. Ich will ihn einige seiner Beobachtungen selbst erzählen lassen. Er hatte, wie jeder andere, viel von der ekelhaften Dürftigkeit erzählen hören, welche in Madrid herrschen sollte. „Ich begab mich, schreibt er, geflissentlich mehrere Male in die ärmsten Quartiere der Stadt, begegnete aber nirgends solchen Jammergestalten, wie man deren eine Menge zu Paris, London, Dublin, Manchester und in andern großen Städten Englands und Frankreichs sieht. Als [illegible] Madrid [illegible] waren wenigstens 10,000 Personen bei seinem Einzuge zugegen, und bei der Niederkunft der Königin waren deren wenigstens dreimal so viel im Schloßhofe versammelt, und doch sah ich nicht einen einzigen zerlumpten Menschen, kaum einen Bettler. Freilich mag ein Mantel vieles Elend verhüllen, und einmal hatte ich wirklich ein auffallendes Beispiel davon. Eines Morgens ging ich in einer entfernten Gegend des Prado spazieren und sezte mich auf die niedrige Mauer, welche die eisernen Stacketen trägt, die um den botanischen Garten laufen. Ein Mann, in einen anständigen Mantel gewickelt, saß nicht weit von mir, dem Anscheine nach in Gedanken vertieft. Er hatte sich auf eine verbotene Stelle gesezt, und eine Schildwache näherte sich ihm unbemerkt und schlug ihn mit der Flinte leise auf die Schulter. Erschrocken ließ er den Mantel halb am Leibe herunterfallen, und es zeigte sich, daß er außer diesem und einem Halstuche keine andere Kleidung hatte. Der Mann war kein Bettler; er zog den Mantel hastig zusammen und eilte davon. Er war vermuthlich einer von denen, welche zu Madrid alles dem Aeußern aufopfern, oder einer von den wenigen Kastilianern, die, mit eigenthümlichem Stolze, lieber sterben, als Almosen fordern würden."

Die folgende Beschreibung von den Spaziergängern im Prado ist sehr anziehend: „In meiner Erwartung von Schönheit ward ich jämmerlich getäuscht; schöne Gesichtszüge sah ich nirgends. Weder bei diesem, noch einem meiner folgenden Besuche des Prado kam mir ein auffallend anmuthiges Gesicht in den Weg, und die in England ihrer Größe wegen so wohl bekannte Klasse der „hübschen Mädchen" findet sich gar nicht in Spanien. Die Frauen waren ohne Ausnahme braun, aber das Braun der reinen Brunette ist etwas ganz anderes als das Braun der Kastilianerin. Ich sah keine schöne Haut, kein glänzendes Haar; schwarze ausdrucksvolle Augen sah ich freilich, doch waren sie gewöhnlich zu schlecht unterstüzt, um viele Wirkung zu thun. Aber der Grazie der spanischen Weiber muß ich Gerechtigkeit widerfahren lassen. Kein anderes Weib weiß so zu gehen; der zierliche, leichte und doch feste Tritt des kleinen und hübsch gekleideten Fußes und Knöchels, die zierliche Haltung des Kopfes und Halses, die geschmackvolle Haltung der Arme — niemals sieht man sie herunterhängen, sondern eine Hand hält das Mäntelchen dicht unter dem Busen zusammen und die andere führt mit unvergleichlichem Zauber jenes geheimnißvolle Werkzeug, den Fächer — dies sind die Reize der spanischen Weiber. Das Manöver mit dem Fächer erscheint nirgends so vortheilhaft, als auf dem Prado. Ich glaube, ich werde nie wieder einen Fächer in der Hand eines andern Frauenzimmers sehen können, als in der Hand einer Spanierin; denn nirgends sieht man, was sich damit thun läßt, wie hier."

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 169:

Harmonie.

Räthsel.

„Sie wendet alle Schätze
Auf's schimmernd weiße Haus,
Sie spinnt die linden Netze
Zum Sommerkleide aus."

G. Pfizer.

Von einem Grabe will ich sagen;
Die Leiche hat's für sich gemacht
In ihren Lebens-Frühlingstagen,
Und wahrlich an kein Grab gedacht.

Sie glaubte sich ein Haus zu bauen,
Draus sie, von Erdefesseln los,
Hin fliegen könnte, nicht nur schauen,
In blauen Aethers Wonneschoos.

Sie dacht' im Haus sich warm zu betten,
Zu reifen für den Himmel dort; —
Vor Todesgluth kann nichts sie retten,
Sie stirbt von bösem Feuermord.

Und wenn sie so im Sarg verstorben,
So thut der Sarg sich freilich auf,
Doch weckt ihr Leben, das verdorben,
Kein Frühlingslüftchen wieder auf.

Der Sarg jedoch wird nun verschlungen,
Dann schmückt ihn schöner Farben Schein,
Dann wird wohl auch sein Glanz besungen,
Und hüllt manch Leben lieblich ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 176.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Juli 1831.

Der Vogel, welcher schlägt im Hage,
Er singt nicht immer auf der Flur,
Er sucht den Schatten am Mittage.

La Martine.

Gedichte von Ludwig Löhner.

Memnon.

Es tönet wunderbare Sage
Herüber aus dem Morgenland
Von dem granit'nen Götterbilde,
Das Memnonssäule wird genannt,
Und als gewalt'ge Riesenbüste
Emportaucht aus dem Sand der Wüste.

Denn als der Götterreigen fliehend
Die Thore des Olympus schloß,
Barg er, Aurorens sel'ger Liebling,
Allein sich in der Wüste Schooß,
Und Fels erscheinend, wahrt' im Innern
Er tief sein seliges Erinnern.

Nur wenn die Morgenröthe nahet,
Erwacht in ihm das Leben auch;
Durchrieselt von den heil'gen Gluthen,
Erzittert er dem Götterhauch,
Und spricht in wundervollen Tönen
Der Wüste wilden braunen Söhnen.

Und wie Aurora ihm entschwindet,
Verstummt sein glühend Lied im Flug;
Der Brand der rothen Mittagssonne,
Der Abendwinde kalter Zug,
Der Wüstennacht geheimes Schrecken
Kann keinen Ton in ihm erwecken.

So hast du alter, treuer Memnon
Mit mir dasselbe trübe Loos?
Daß mit des Tages erstem Leuchten
Melodisch' Leben uns durchfloß,
Und in des Morgens spätern Stunden
Der Liebe Glück uns schnell entschwunden?

So will ich's auch wie du ertragen;
Das Leben soll mich schweigend sehn,
In seines Mittags stillem Brande,
Bis, nach des Abends frost'gem Weh'n,
Der Nacht geheimnißvolle Schwingen,
Die Gluthen löschend, mich umfingen.

Vielleicht daß, wenn die Nacht geschwunden,
Von neuem kommt ein Morgenroth;
Daß wiederkehrt die süße Liebe,
Die mir den Kuß so flüchtig bot,
Und meine heiße Brust zu kühlen,
Mich ihre Freuden all' umspülen.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Ein kleines, hageres Männchen, mit spitzen Zügen, den dreieckigen Hut in die Stirn gerückt, den knappen, zimmetfarbenen Rock weit aufgerissen, trat ein, setzte sich auf den Rand des nächsten Stuhles, und mit einer Hand

das hohe spanische Rohr gerade aufrecht haltend, mit der andern an dem langen Zopf spielend, seufzte er tief aus klopfender Brust: „Gott sey gelobt! Er ist gerettet!“ — „Wer?“ fragte seine Frau. „Wer? Wer?“ wiederholte jener unwillig; „wer anders als der Priester von St. Germain l'Auxerrois.“ — „Ah!“ stöhnte Madame Arboi, die Augen zum Himmel gehoben, die Arme weit ausgebreitet. Es war, als lasse die Todesangst plötzlich alle Bande los, die Seele und Leib bis jezt gefesselt hielten. Der Krämer nahm sie jezt erst wahr. Ein Blick auf seine Frau und deren beredte Mienen sagte ihm Alles. Er zuckte wehmüthig die Schultern und rief: „Ich weiß, ich weiß! Er war bei ihr versteckt! Die arme Frau hätte den Tod davon haben können. Aber das bei Seite, die Rettung war ein Wunder, und ich habe dabei die Hand im Spiel gehabt!“ Er nickte, das Gesagte zu bekräftigen, zuversichtlich mit dem Kopfe. Drauf wieder an Madame Arboi denkend, rief er: „Valentin, gieb der Frau ein Glas frisches Wasser, und Du, meine Gute, tröpfele etwas Wachholder hinein, damit sie wieder Muth bekommt. Es ist Alles vorbei, Madame Arboi,“ sezte er, zu dieser gewendet, hinzu. „Es ist Alles vorbei! Er ist gerettet, der ehrliche Bruder Eustache, und auf dem Wege nach dem Landgute meines alten Herrn, des Grafen N......“ Madame Arboi fing hier an heftig zu weinen; der redliche Krämer sezte sich näher zu ihr. Er legte seine Hand auf die ihrige. „Gott behüte,“ rief er, „wie Eis! Aber,“ fuhr er ungeduldig auf, „was gibts denn da noch zu weinen! Wahrhaftig, Ihr thätet Alle besser, mir aufmerksam zuzuhören. Man hört so was nicht jeden Tag.“ — „Gut, gut,“ lächelte seine Frau, „wir sind ganz Ohr.“ — „Nun wohl,“ hob er an, „ich war den Galgenvögeln wie durch Eingebung gefolgt. Ja, ich glaube, es war eine Eingebung, denn wahrhaftig, ich rannte wie toll hinter ihnen drein, ohne Ziel und Zweck. Wie wir um die Ecke biegen, hält das Kabriolet des Herrn Grafen vor einem Hause. Es erkennen und hinein in das Haus springen, war das Werk eines Augenblicks. Ich frage nach Graf N., ich höre, er sey drinnen bei einem Freunde. Man will mich bei ihm melden; ich habe keine Sekunde zu verlieren: dem Bedienten auf dem Fuße folgend, dringe ich mit ihm zugleich hinein und rufe schon von Weitem: „Geschwind, mein Herr! geschwind! Geben Sie Ihrem Eifer Flügel! Man will draußen einem armen Priester an das Leben! Die ketzerischen Hunde schleppen ihn nach der Seine.“ Der Graf läuft hinunter in sein Kabriolet, und ich sehe ihn nicht eher wieder, als mitten in dem Menschengewühle, das, mit jeder Minute wachsend, jezt die Straße verstopfte. Der Graf mit seiner schlauen Taktik hatte sie umgangen; er hielt dem Haufen gegenüber; die Zügel seines Pferdes über den Arm geschlungen, stand er auf dem Sitz des Wagens und fragte rechts und links nach der Ursache des Auflaufs. „Seyd Ihr nicht einfältig!“ lachte er aus vollem Halse; „verdurstet hier in dem Gedränge, um einem andern vollauf zu trinken zu geben! Zum Henker, wißt Ihr nicht, wie sie drüben in der Straße St. Honoré und im Palais Royal ihre Streiche machen? Da tanzen und jubeln die, welche klüger waren als ihr, die Priester laufen ließen und mit ihrem Golde Vergnügen kaufen. Macht's auch so! Gebt mir den winzigen Burschen, ich hebe ihn Euch auf bis zu gelegener Zeit! Viele stuzten, mehrere lachten, wie er, über ihre Dummheit, andere lockte sogleich der Gedanke des Goldes und der Karnevalsfreude. Indeß hielt der Graf so nahe, daß er, sich herabbückend, den halb ohnmächtigen Bruder Eustache beim Kragen fassen und ihn zu sich in das Kabriolet ziehen konnte. „Und nun lauft,“ rief er, „was Ihr laufen könnt, ehe sie Euch allen Wein drüben austrinken.“ Er hieb auf sein Pferd ein, wandte blitzschnell den Wagen und rollte an dem verduzten Volk vorüber. Ich stand nicht weit, er nickte mir zu; ich sah ihn den Weg nach der Barrière nehmen.“

„O der brave Mann!“ rief die Krämerfrau. Madame Arboi faßte den Erzähler bei beiden Händen, ihre Miene drückte den lebhaftesten Wunsch aus, ihm etwas zu sagen, aber sie zuckte mit den Schultern, warf einen um Mitleid flehenden Blick auf die Umstehenden, legte den Finger an die Spitze der Zunge und ließ keinen Zweifel, daß der Schreck jenes gräßlichen Augenblicks ihre Sprachorgane gelähmt, die schönen Lippen für immer geschlossen habe.

Die guten Leute sahen sie zuerst mit stummen Entsetzen an. Valentins erste Bewegung war wieder, den Arzt zu rufen; doch sein Herr hielt ihn zurück. „Dazu ist jezt keine Zeit,“ sagte er. „Verlaßt Euch darauf, sie kommen noch einmal zurück. Meister Collars hat die schöne Wittwe nicht so geschwind vergessen, und den Funken im Blut, den Wein im Kopfe, könnte er hier schöne Arbeit machen. Die arme Frau darf hier nicht bleiben.“ Madame Arboi machte eine abwehrende Bewegung, sie schüttelte mit dem Kopfe und zeigte hinauf nach ihrer Wohnung und der Leiche ihres Mannes. „Die Lebenden gehen vor,“ sagte der Krämer, ihre Gedanken errathend. „Die Gefahr drängt uns zu einem schnellen Entschlusse.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

(Fortsetzung.)

Fünfzig Schritte vom Cirque olympique treffen wir wieder ein Theater an, das Ambigue comique, das uns jezt mit einem Melodram aus der neuern Geschichte bewirthet, und fünfzig Schritte weiter steht wieder ein

Theater, das der Porte St. Martin. Hier kündigt der Anschlagzettel mit großen Buchstaben Faruch den Mauren an, einen abscheulichen Kerl, dessen Verruchtheit nur Abscheu erregt und die Erfindung eines siebzehnjährigen Dichters ist; vor dem Melodram dieses Namens pflegt ein kleines Stück vorherzugehen: Noch ein Vorurtheil, das gar nicht übel ist und einen guten Zweck hat. Es ist darin von einem Manne die Rede, welcher sich unglaubliche Mühe gibt, um bei der nächsten Deputirtenwahl die Stimmen seiner Mitbürger zu bekommen, und daher sehr liberale Gesinnungen äußert, unter andern auch für sehr tolerant gelten will. Nun trifft es sich aber, daß seine Tochter einen jungen Menschen israelitischen Glaubens liebt. Der junge Mann, welcher die liberalen Aeußerungen des wahllustigen Bürgers hört und schon beinahe dessen Zustimmung zu der Heirath hat, trägt kein Bedenken, ihm zu gestehen, weß Glaubens er sey. Jezt verändert sich das Gesicht des Bürgers; einem Israeliten kann und will er seine Tochter nicht geben, der Mann muß katholisch werden, ein Abbé soll ihn bekehren. Dieß wird bekannt. Die Wahlherrn werden über den Mann erboßt, welcher öffentlich so tolerant scheint und heimlich einen bekehrten Eidam fordert. Er verliert die schon erworbenen Stimmen, und diese wenden sich dem Vater des jungen Israeliten zu, welcher ein rechtschaffener Mann ist und allgemein geachtet wird. So etwas kann sich in unserer Zeit in Frankreich leicht zutragen, oder schon zugetragen haben. In andern Ländern ist vielleicht ein halbes Jahrhundert oder sogar ein ganzes erforderlich, bis die Leute so weit kommen. In einigen Ländern können die armen Bürger nicht einmal christliche Volksvertreter wählen, geschweige denn israelitische.

Zwischen den Thoren oder Triumphbögen, Porte St. Martin und Porte St. Denis genannt, haben die Boulevards in den lezten Jahren ein viel schöneres und imposanteres Ansehen bekommen als zuvor. Man hat durch das Abbrechen der alten, hervorspringenden Häuserreihe die Fußwege erweitert, und eine neue Reihe prächtiger Häuser mit eleganten Kaufläden läuft nun längs des Weges. Nur der starrköpfige Eigenthümer eines Hauses läßt sein Eigenthum noch immer im Wege stehen und weigert sich, es an die Stadt abzutreten. Da von keinem dringenden Bedürfniß, sondern blos von einem Verschönerungsplan die Rede ist, so kann die Stadt den Eigenthümer nicht zwingen, es zu verkaufen. Dem halsstarrigen Eigenthümer aber scheint sein einzeln dastehendes Haus lieber zu seyn, als alle Verschönerungen der Stadt, und vielleicht wartet er, bis es ihm über dem Kopf zusammen fällt, denn das Haus ist sehr hoch und schmal, und bei jedem starken Windstoße muß der Mann fürchten, seine Hartnäckigkeit theuer zu bezahlen. Unterdessen sind die Fußgänger, deren Spaziergang durch das quer im Wege stehende Haus gehindert wird, gezwungen, einen Umweg zu machen und vorne oder hinten um dasselbe herumzugehen. Es ist schlimm, daß der Mann so handelt; allein er hat das Recht dazu, und Niemand kann es ihm wehren.

Von der Porte St. Denis an werden die Boulevards üppiger und glänzender; neue Bauten zeigen sich auf beiden Seiten und Buden, die aufs Eleganteste verziert sind. Da ist wieder ein Theater, das Gymnase dramatique, das vor der lezten Revolution Théâtre de Madame hieß, und eigentlich Théâtre de Scribe heißen sollte; denn seine Stücke machen ja beinahe das ganze Repertoire dieses Schauspiels aus, das heißt, seine mit Hülfe anderer Dichter verfertigten; denn nur den kleinsten Theil davon hat er ganz allein gedichtet. Einen sonderbaren Prozeß hatte dieses Theater neulich. Man hatte nämlich als Regel eingeführt, daß kein Frauenzimmer mit einer Haube sich auf der Gallerie zeigen solle. Ein Herr, welcher ein so behaubtes Frauenzimmer eingeführt hatte und mit ihr abgewiesen wurde, verklagte die Direktion, und diese wurde gezwungen, ein anderes Eintrittsbillet zu geben und dem Herrn Ersatz zu leisten für das gestörte Vergnügen. Der Advokat des beeinträchtigten Herrn machte viele Späße über die aristokratischen Anmaßungen der Theaterdirektion, welcher die Hauben nicht gut genug sind und die nur mit Hüten zu thun haben will, obschon die Damenhüte nichts weniger als bequem in einem Schauspielsaale sind. Scribe soll nun sein sicheres Einkommen bereits auf 80,000 Franken gebracht haben. Sein jährlicher Gewinnst beläuft sich noch höher, wie man behauptet. Vielleicht hat Niemand je aus der dramatischen Dichtkunst größern Vortheil gezogen als Scribe; ihm hat Frankreich einen Tribut gezollt, wie keinem andern Schauspieldichter. Er ist ein vermuthlich einziges Beispiel des ungeheuern Gewinnstes, den ein Dichter in Frankreich aus seinem Talente ziehen kann, wenn er einmal in der Gunst des Publikums ist. Ungefähr gegenüber vom Gymnase dramatique steht ein neues Kaffeehaus, das unser Landsmann Gau gebaut und inwendig mit Arabesken nach antiken Mustern verziert hat. Etwas weiter treffen wir einen neuen Bazar an, ein schönes Gebäude, in welches man einige Stufen hoch hinaufsteigt und dann in einen Saal tritt, auf dessen Boden man wieder einige Stufen hinabsteigen muß. Hier laufen Reihen von kleinen Buden längs den vier Seiten, und außerdem sind noch einige parallele Reihen in der Mitte angebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Dritter Brief.

Bisher habe ich mehr Wiens Umgebungen, mit dem in diesen sich darstellenden Leben und Treiben, zu schildern versucht; ich komme nun an den Wiener selbst und an das, was mir innerhalb der Linien der Stadt bemerkenswerth scheint. Den Charakter des Wieners betreffend, so ist bekannt, daß der Genuß des Landlebens und der schönen Natur ihn in hohem Grade reizt, und daß seine Mauern ihm zu enge werden, sobald die ersten Knospen im Frühlingsstrahle schwellen. Sein Herz, für Heiterkeit und Lust geschaffen, geht auf mit den Knospen und schließt sich nicht mit der welkenden Blüthe. Gefällig gegen den Fremden, ein Freund des geselligen Lebens, und unter den gegenwärtigen politischen Zeitereignissen glücklich sich preisend, der Ruhe zu genießen, sucht er, ohne viel zu sinnen und zu grübeln, sein Daseyn so angenehm wie möglich zu machen, und empfindet auf diese Weise manchen Druck nicht, der Völker, die mehr den Gang der Zeit belauschen, zu blutigen Kämpfen antreibt. Seinem Kaiserhause mit unzweideutiger Wärme ergeben, liebt er, in der festen Ueberzeugung, daß Oesterreich doch einmal Europa den Frieden wieder geschenkt habe, sein Vaterland und redet lieber von dem, was geschehen ist und vergangen, als von dem, was die Gegenwart bewegt und die Zukunft für ihn und Andere bringen möge. Musik ist seinem Herzen Bedürfniß, und wenn auch in manchen der größern Häuser durch die vielen Spieltische ordentlich Anstalt getroffen ist, sich gegenseitig zu langweilen, so daß Jeder Gott dankt, wenn der Zeiger endlich auf zehn Uhr steht, so ergötzen sich doch die meisten Abendgesellschaften an dem Wohllaut der Töne, und glänzende Gruppen schweben, gleich lustigen Feengebilden, durch die hellschimmernden Säle auf und nieder, während die ältern Damen am Theetische ihre Tagsneuigkeiten austauschen, die Männer dagegen in abgeschlossenen Rauchzimmern, bei feurigem Ungarweine, ihre Pfeifen sich schmecken lassen, ein erwünschter Zufluchtsort für Manchen, der seine Touren schon ausgetanzt hat, besonders aber für den Fremden, der nach einem Gespräche sich sehnt. Außerdem gibt es auch in den bessern Gasthäusern in und um Wien oft genug angenehme Abendmusik, wohin man, um dem Gekratz und Geklimper, das einen überall verfolgt, zu entfliehen, sich denn auch flüchten kann, wenn man einmal doch Musik hören muß. Unter den beliebtern Gasthausmusikern wird Strauß, dessen Walzer und Gallopaden auf vielen deutschen Tanzböden erklingen und in Wien bereits auf allen Drehorgeln abgeleiert werden, gegenwärtig am höchsten gefeiert, obwohl mancher Kunstverständige meint, er verderbe den Geschmack des Publikums. In Wahrheit, wenn auch manch zauberische Schöpfung schon aus dem Kopfe dieses jungen Virtuosen gesprungen ist, so muß man doch Wiener seyn, um in all das ungestüme Geklatsch und da capo, das am Schlusse jedes Tonstücks, auch des gehaltlosesten und abgeschmacktesten Quodlibets, und unglücklicherweise hier allemal am tobendsten ausbricht, mit einstimmen zu können. Freilich geräth auch der Fremde nicht selten in den Fall, es thun zu müssen, um nicht als ungebildeter und verschlossener Mensch dazustehen, so wie man in England nicht auskommt, ohne Walter Scott zu lesen, um Geschmack für schöne Literatur zu zeigen.

Da in Wien den ganzen Winter über die Hausbälle in solcher Menge gegeben werden, daß ein guter und deshalb gesuchter Tänzer fast nie zum Ausruhen kommt, so zeichnet sich der Karneval blos durch die öffentlichen Bälle und Redouten aus; von Maskenzügen durch die Straßen weiß man hier nichts. Interessanter vielleicht, als vieles andere, sind da die Keller, weitläuftige, in drei bis vier große, bunt ausgeschmückte Säle abgetheilte, unterirdische Gewölbe, die zum Theil unter Straßen und Plätzen liegen, wo die Wagen donnernd darüber hinwegrasseln, und wo ein Leben und Treiben herrscht, von dem die Münchener Freinachten und die Lazaronikneipen in Neapel nur ein schwaches Abbild sind. Hier lernt man so recht kennen, wie tief der Mensch sinken kann.

Wien hat fünf Theater, immer zahlreich besucht, obgleich täglich in allen gespielt wird. Wenn das Burgtheater, von dem wenigstens der Wiener behauptet, daß es das erste in ganz Deutschland sey, sowohl für das Drama, als für das Lustspiel treffliche Schauspieler, unter denen besonders der gefeierte Anschütz sich auszeichnet, aufzuweisen hat, so steht dagegen die Oper am Kärntnerthor, wird sie nicht zufällig durch Gäste unterstüzt, gegenwärtig sehr verwaist da.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Der Madrider Prado.

In der Hand einer Spanierin bleibt der Fächer (fährt Inglis fort) nicht einen Augenblick ruhig; sie öffnet ihn, fächelt sich und schließt ihn wieder, und dies alles mit drei Fingern. In der Hand eines gewandten Weibes vertritt der Fächer die Stelle der Sprache. Sieht sich ein Frauenzimmer von einem Bewunderer beobachtet, so greift sie gleich nach dem Fächer; ist sie verheirathet, so fächelt sie sich langsam, wo nicht, so fächelt sie sich schnell. Der Caballero erkennt also auf einmal, was er zu hoffen und was er zu wagen hat. Diese Thatsachen habe ich von der Gemahlin eines vornehmen Beamten zu Madrid. Die Bewegung des Fächers zeigt ferner, und zwar mit der größten Genauigkeit, den Grad der Vertraulichkeit, welcher zwischen zwei Damen besteht. Das Schütteln des Fächers ist ein allgemeines Zeichen der Bekanntschaft, und je nachdem der Fächer geöffnet oder zugeschlagen wird, ist die Vertraulichkeit größer oder kleiner. Im Prado sah ich wenig von der Trübseligkeit, die mir auf den Straßen aufgefallen war, denn viele der Damen trugen weiße Mantillas, und Abends werden mehr farbige als schwarze Kleider getragen. Auch machte die Menge der Gardeoffiziere mit ihren hohen dreieckigen Hüten und mit silbernen Borten bedeckten Röcken die Scene sehr bunt. Dann und wann fielen Bilder anderer Art in das Auge: hier und da ein stattlicher Priester, der sich mit seinem weiten Rock und herabhängendem Hut in froher Hast unter die Menge drängt; dort fern vom Gedränge mit eiligem Schritt und niedergeschlagenem Auge ein Mönch mit grauer, brauner oder weißer Kutte; dann und wann ein langer andalusischer Bauer, mit hohem, spitzzulaufenden Hute, silbergestickter Sammetjacke, rother Binde, offenen Kamaschen und weiten Strümpfen; die asturische Amme, mit ihrer kurzen, braunen Jacke, blau und gelbem, mit Gold besetzten Rock und bloßem Kopf; diese sollen an Gesundheit und Stärke alle übrigen übertreffen, und wenn eine breite Figur ein Beweis davon ist, so haben die Madrider Damen gut gewählt; ich selbst habe nirgends solche Weibspersonen gesehen, wie die Asturierinnen. In Frankreich, wo die Weiber gewöhnlich hager sind, könnte man eine solche als eine Seltenheit sehen lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 177.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juli 1831.

— Nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als ihr uns heut auf diesen Wegen erblickt.

Goethe Hermann und Dorothea.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Der Krämer war vom Stuhle aufgestanden und blieb einige Sekunden mitten im Zimmer, an dem Knopfe seines Stockes nagend, stehen. „Richtig!" rief er dann; „Valentin, mein Junge," fuhr er eilig, zu diesem gewendet, fort, „geh', miethe Dir drüben bei dem Pferdeverleiher den alten Klepper, mit dem ich zu fahren pflege, hänge ihn geschwind in die Gabel meines Kabriolets. In funfzehn Minuten mußt Du damit im Hofe halten, derweil legt Madame Arboi Deine Sonntagskleider an, sie sezt sich ein, und Du führst sie auf der Straße nach Sevres zu des Herrn Grafen alter Mutter. Man ist gewohnt, mich meine Geschäfte dort machen zu sehen, Niemand hat ein Arges daraus. Ich gebe Dir ein Schreiben an die gute Dame mit, Du erzählst, was hier vorgefallen ist; sie hat schon ein Kämmerchen für die Arme. Indeß bleibt oben Alles offen; kehrt die gottlose Bande wieder, so heißt es: „die hübsche Madame Arboi ist entflohen, kein Mensch weiß wohin." Morgen lasse ich den Mann in der Stille beerdigen und schicke Nachricht hinaus, wie es hier aussieht."

Umgewandelt, wie das Leben, wie die Welt umher, saß die arme Frau in stummem, unmächtigem Schmerze, in fremder Tracht, weggestoßen vom eigenen Heerde, auf dem schmalen Sitze des leichten Wagens, und ließ sich durch Nacht und Dunkel von kindischer, unsichrer Hand leiten. Das Pferd ging zwar auf der ebenen, oft betretenen Straße seinen bequemen Schritt; es schien, des Zieles gewiß, dessen Erreichung ruhig entgegen zu sehen, und Valentin ließ es machen. Die Unglückliche aber erlag immer mehr körperlichem Unwohlseyn, vor welchem oft die Leiden der Seele, unbegreiflich genug, auf Augenblicke verstummen. Der kalte Nachtwind, die wachsende Ermattung, die Unbequemlichkeit einer Kleidung, die sie ängstete, das elende Fuhrwerk, das weder auf schnelles Fortkommen hoffen ließ, noch Raum zu ruhigem Abwarten gönnte, erhöhete das Widerwärtige eines Zustandes, dem auch der schwache Trost der Klage genommen war. Leise ächzend, kroch sie, ganz in sich zusammengedrückt, auf den Boden des Wagens, drückte die Stirn gegen den Sitz und flehete den Tod an, sich ihrer zu erbarmen. „Frieren Sie, Madame Arboi?" fragte Valentin; er vergaß, daß sie ihm nicht antworten konnte. „Guter Gott!" rief er, stillhaltend und nach seiner Begleiterin zurückgebeugt; „da liegen Sie und zittern wie ein Espenlaub! Hier, nehmen Sie meinen Rock, Madame Arboi. Wickeln Sie sich ganz hinein, ich kann schon so fahren, mir thut das nichts!" Sie griff mit der Hast geistiger Stumpfheit, die oft leiblichen Schmerz begleitet, nach dem warmen Kleidungsstück, deckte sich damit zu und versuchte zu schlafen.

„Halt!" rief plötzlich eine ziemlich rauhe Stimme. Zugleich griff Jemand dem trägen Klepper in die Zügel und bewog ihn leicht, still zu stehen. „Wo geht die Reise

hin?“ fragte ein großer starker Mann auf so entschiedene Weise, daß sie einem andern als dem unerschrockenen Burschen Schreck eingejagt haben würde. Dieser entgegnete indeß ohne Zögern: „Nach Sevres, mein Herr, zu dem Kaufmann Velpri, zu dem ich Geschäfte halber geschickt bin.“ — „So!“ war die lächelnde Antwort; „nun, da reisen wir zusammen. Du kannst mich schon ein Stückchen Weges mitnehmen.“ — „Geht nicht, mein guter Mann,“ versicherte Valentin. „Es sitzt schon Jemand auf dem Wagen.“ — „Der ist wohl unsichtbar,“ meinte der andere; „ich sehe ja Niemand.“ — „Da liegt er ja, der arme Junge! ganz erfroren, wie Ihr wohl merken könnt. Es ist mein Bruder, ein Unglückskind, taubstumm und krank dazu.“ — „Was willst Du denn mit dem Elenden bei Herrn Velpri?“ — „Ach, er ist nur so mitgefahren. Er weiß sich sonst nicht zu behelfen, wenn er nicht bei mir ist.“ — „So! Aber bist Du nicht bei dem Gewürzkrämer Aubin im Dienst?“ — „Freilich! Doch wie wißt Ihr — ?“ — „Höre,“ fiel jener ein, „ich will Dir etwas sagen. Setze Dich dort neben das stumme Geschöpf, von dem ich kaum weiß, ob es ein lebendes Wesen ist; ihr preßt Euch wohl eng zusammen; ich nehme Deinen Platz ein und fahre rasch vorwärts nach Sevres.“

Valentin besann sich einen Augenblick, wich endlich der Nothwendigkeit, stieg langsam ab, machte sich noch dieß und jenes bei dem Pferde zu thun, und stand dann am Ende lieber hinten auf das schmale Brett der Kalesche und hielt sich oberhalb an derselben, als daß er den engen Platz mit der Unglücklichen hätte theilen wollen.

Ein Paar Minuten ging die Fahrt pfeilschnell von dannen. Die rüstige Hand des starken Mannes, sein unbarmherziger Peitschenhieb brachten den Klepper aus dem kurzen Trabe zum wüthenden Rennen. Doch währte das nur so lange, als die erschöpfte Kraft des Thieres ausreichte. Dann stand es auf einmal still, und keine Drohung, keine Strafe konnten es zu mehr als ruckweisem Ansprengen und langsamem Fortschleichen bewegen. Der immer hitziger werdende Fuhrmann verarbeitete sich vergebens mit ihm, ließ jedoch in seinen Versuchen nicht nach, die denn seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Diesen Moment benuzte Valentin; er bog sich über die Wagenlehne ganz zu Madame Arboi nieder, legte die Hand auf ihren Arm, und während jener sein: „Vorwärts!“ mit immer lauterer Stimme schrie, flüsterte er: „Geschwind! richten Sie sich auf, treten Sie auf den Sitz, ich hebe Sie hinunter. Wir verstecken uns seitwärts am Wege. Es ist Collars, der Schlächter, der uns fährt!“ Wie der Blitz durchzuckten diese Worte Madame Arboi. Ohne sich zu besinnen, war sie in Valentins Armen, und bald waren beide, wie zwei gejagte Rehe, in niederes Gebüsch geschlüpft und den Augen ihres überlisteten Verfolgers entrückt. Dieser hieb und rief noch immer auf das unglückliche Thier ein, ohne eben sonderlich fortzukommen.

Die beiden Flüchtlinge lauerten eine Weile mit verhaltenem Athem auf jede seiner Bewegungen. Sie hatten sich unweit der Landstraße in einem trockenen Graben hingekauert. Ueberhängende Tannenzweige und die aufgeworfene Erdverwallung mußten sie, ihrer Meinung nach, vor aller Entdeckung schützen. Einige Augenblicke hegten sie auch die Hoffnung, daß ihre List gelungen sey. Die Töne des Fuhrwerks entfernten sich; jezt verschwanden sie ganz. „Wir wollen zurück nach der Stadt,“ sagte Valentin leise; „wir sind jezt dort sicherer als außerhalb.“ Seine unglückliche Begleiterin ergriff mit hastiger Freude seine Hand; sie drängte ihn, zu eilen; beide erhoben sich vorsichtig hinter ihrer Schutzwehr. Doch, wer malt ihr Entsetzen, als sie nicht fünf Schritt von ihnen Collars stehen sahen, den Rücken glücklicherweise gegen sie gewendet, nach allen Seiten umherspähend, ob er die bald Vermißten nicht irgendwo entdecken würde.

Valentin zog Madame Arboi sogleich wieder an den Boden nieder. Er behielt sie an der Hand und zwang sie, so mit ihm auf allen Vieren langsam weiter in das Gebüsch hinein zu kriechen. Angst und Verzweiflung gaben ihnen übernatürliche Kräfte. Sie legten wirklich auf diese Weise eine bedeutendere Strecke zurück, als ihnen zu jeder andern Zeit möglich gewesen wäre. So gelangten sie zu einem Fußsteige, der ganz abwärts von der Straße nach irgend einem Hause oder Dorfe führen mußte, auf den sich Valentin zwar nicht besinnen konnte, wie bekannt ihm auch sonst die Gegend hier herum war, den sie aber dennoch getrost verfolgten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Boulevards im Jahr 1831.

(Beschluß.)

Einige Stufen höher geht eine ziemlich breite Gallerie umher, mit größern Buden und Vertiefungen, die ganze Kaufläden enthalten können. In diesem Bazar ist jedoch das Eisen nicht überall angebracht, wie im Bazar der Montesquieustraße, und es muß hier einige Feuersgefahr vorhanden seyn. Solcher Bazars oder Kaufsäle besizt Paris jezt gegen zehn, aber nicht alle haben gleiches Glück, und einige haben bereits geschlossen werden müssen.

Nachdem man das Ende der Montmartrestraße quer durchschnitten hat, trifft man wieder ein Theater, das Theater der Variétés, das sich noch immer mit seinen Volkspossen und kleinen Vaudevilles auf gutem Fuße er-

hält, indeß es so manchen andern Theatern schlecht geht. Die blühende alte Zeit ist freilich auch für die Variétés vorüber. Brunet ist alt geworden; Potier ist nicht mehr da, eben so wenig Tiercelin; nun ist freilich ein zweiter Brunet da, Namens Odry, der in den Tölpelrollen sehr beliebt ist, und dem die Wortspiele eben so wenig mangeln wie Brunet, dem man bekanntlich lange Zeit fast alle in Paris cirkulirenden Calembourgs zuschrieb. Odrys Ruf ist aber nicht so ausgebreitet, wenigstens außerhalb Paris. Auch die neuen Stücke haben nicht mehr das originelle Gepräge derjenigen, die man in der besten Zeit Brunets für ihn und Potier und Tiercelin verfertigte. Es ist jezt weit schwerer als sonst, noch etwas Neues im Volksschauspiele aufzufinden.

Neben diesem Theater wird jezt durch die vorige Häuserreihe eine Straße durchbrochen, welche den Boulevard mit dem Börsenplatz in Verbindung setzen soll. Seit das schöne Börsengebäude steht, verändert sich allmählig die ganze Umgegend, denn zu einem so schönen Platze gehören auch schöne Straßen und schöne Häuser. Hier werden wahrscheinlich in wenigen Jahren noch mehrere andere Veränderungen vorgehen; eine Verschönerung ruft ja gewöhnlich die andere hervor.

Sezt man seinen Weg auf den Boulevards fort, so gelangt man bald an das Tortonische Kaffeehaus, das nach wie vor von Fremden und Einheimischen besucht wird, und worin sich schon mehrere Gastwirthe mögen bereichert haben. Bilderkrämer und Buchhändler stellen auf diesem Theile der Boulevards ihre neuesten Produkte aus. Bei den erstern behaupten die lithographischen Bilder jezt den Vorrang vor den gestochenen, wenigstens was die Menge betrifft. Es gibt Künstler in Paris, welche sich durch das flüchtige Skizziren von Auftritten aus dem Volksleben und von originellen Personen einen Ruf erworben haben, und einer derselben hat kürzlich blos wegen seiner possierlichen Bilder das Kreuz der Ehrenlegion erhalten; er heißt Charlet; man hat ganze Sammlungen von diesem Skizzirer. Karrikaturen erscheinen in Menge bei den geringern Bilderkrämern, denn die höhern wollen sich mit dieser Gattung nicht abgeben. Besonders fruchtbar ist die Phantasie der Karrikaturenzeichner hinsichtlich der politischen Begebenheiten seit der Julirevolution gewesen, und von ihnen wie von den Mitarbeitern an den kleinern Journalen wird ein Spaß nicht eher wieder aufgegeben, als bis er auf alle mögliche Art gewendet, dargestellt und ganz abgenuzt worden ist. So haben sie in der lezten Zeit außerordentlich viel mit dem von der jetzigen Polizei erfundenen oder versuchten Mittel, das Volk bei einem Auflaufe mittelst Brandspritzen auseinander zu jagen, zu thun gehabt. Das Mittel selbst ist gewiß besser, als das Villèlesche oder Polignacsche, das Volk mit Gensdarmensäbeln auseinander zu jagen; allein es ist wahr, es gibt Stoff zum Spasse, zumal das Ministerium sich zur Parthei der rechten Mitte, le juste milieu, bekennt. Die Karrikaturenzeichner stellen daher ungeheure Klistirspritzen auf Kanonenlavetten vor, nennen dies l'artillerie du juste milieu und stellen den Kommandanten der Nationalgarde, Grafen von Lobau, als Apotheker Lebeau mit der Klistirspritze dar. An solche Spässe ist man in Paris gewöhnt, und die Polizei thut daher wohl, daß sie nicht darauf achtet. Es würde ihr auch nicht viel helfen; denn wenn die Karrikaturen nicht wären, so wären doch die Journale da, über welche die Polizei keine Macht hat, und diese würden dann ihren Witz noch reichlicher spenden, als sie jezt schon thun.

Wir kommen nun endlich an der Straße de la Paix vorbei, deren Häuser schon veraltern, obschon sie erst aus der Napoleonschen Zeit sind; in der Ferne erblicken wir auf dem Vendomeplatze die Siegessäule, auf welche nun Seurre, ein junger Bildhauer, wieder einen Napoleon setzen soll, jedoch diesmal keinen römischen Imperator, sondern einen französischen General, und gerade vor uns sehen wir das noch immer nicht vollendete Magdalenengebäude, aus welchem Napoleon einen Tempel des Ruhms und die Bourbonsche Familie eine Kirche machen wollte, das aber bis jezt keines von beiden geworden ist. Hier ist das Ende der Boulevards. Zwar ist die Rede davon, sie zu verlängern; allein damit wird es wohl sobald kein Ernst werden. Die Pariser Zeitungen müssen selbst gestehen, daß man in Paris zu viel Projekte macht und mehr anfängt, als man vollenden kann. In ganz Paris, bemerkte neulich ein kleines Tageblatt, liegen Grundsteine mit Münzen, als Anfänge von Gebäuden, die nie zu Stande gekommen, ja nicht einmal angefangen worden sind. An einigen Orten liegen sogar mehrere Grundsteine mit Münzen von verschiedenen Regierungen über einander, und die Nachwelt wird sich die Köpfe darüber zerbrechen, wie man in Paris ein Gebäude über das andere hat bauen können, da sie nicht wissen wird, daß die Grundsteine zwar gelegt, die Gebäude selbst aber nicht errichtet worden sind. Unsere Vorfahren, wird sie sagen, waren doch wirklich närrisch, daß sie ihre Zeit durch diese Steine und diese Münzen verherrlichen wollten; wo sind die Gebäude, denen die Steine zur Grundlage gedient haben, oder haben dienen sollen? wo sind die Denkmäler, wovon jene Steine der Anfang waren? hatten damals die Unternehmungen etwa einen Anfang, aber kein Ende?

Der nächtliche Dieb.

Ich stand am finstern Thurme
Zur stillen Mitternacht,
Die Flinte fest im Arme,
Zu halten gute Wacht.

So schritt ich eine Weile
Getreulich ab und auf,
Sah forschend in die Runde,
Hinunter und hinauf.

In ödem Schweigen lagen
Die Straßen überall,
Es hallten keine Tritte,
Kein Feind beschlich den Wall.

Doch sieh — das tiefe Dunkel
Durchschien ein blitzend Licht,
Und Einer kam geschlichen
Mit scheuem Angesicht.

Heda! was hat es Eile?
Was flüchtest du so schnell?
Soll ich die Wache rufen,
Du heimlicher Gesell?

Was treibt dich, zu verstecken
Das reichgestickte Kleid?
Ich weiß, du hast gestohlen
Dein silbernes Geschmeid.

Hab' dich schon lang belauert:
Aus einem reichen Haus
Da trugest du behende
Den blanken Schmuck heraus. —

Er blinzelt mit den Augen,
Erblaßt und zittert ganz,
Und schüttet auf mich nieder
All seinen Silberglanz.

Ich will dich nicht verrathen,
Hab' dich von Herzen lieb;
Zieh' ruhig durch die Wolken,
O Mond, du loser Dieb!

Adolph Stöber.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

(Fo[illegible]ung.)

An der Wien und im Josephstädter Theater, beide unter der Leitung des Herrn Carl, werden Lustspiele und Dramen, Schauspiele und Spektakelstücke, Pantomimen und Parodien, bunt durcheinander, aufgeführt, aber in der Regel so, daß der, der seine Ohren schonen und seinen bessern Geschmack bewahren will, schon bei dem ersten stürmischen Applaus und Herausrufen sich still hinausschleicht. Wem es aber Freude macht, Schillers und Shakespeares Poesien kreuzigen oder durch gräßliche Parodien entheiligen zu sehen, der bleibe, er wird sich gewiß nirgends besser unterhalten. Das Leopoldstädter Theater gibt meistens Lokalpossen, ungefähr wie das Teatro S. Carlino in Neapel. So reich die Wiener sonst an Witz und Bonmots sind oder es wenigstens seyn wollen, so will auf diesen dürren Brettern doch nichts grünen, als was etwa der treffliche Komiker Schuster aus seinem eigenen Hausgärtlein en jouant dahinpflanzt, was freilich zu wenig ist, den kahlen Boden in eine Blumenflur umzuwandeln, so wie der vorzügliche Kunst allein nicht im Stande ist, den Gestank an der Wien zu vertreiben. *)

Wenn ich bisher das Leben und Schwärmen im Freien flüchtig geschildert habe, so sollte ich nun auch von dem öffentlichen Treiben in der Stadt selber erzählen. Allein die eigentliche Stadt hat so wenige breite Straßen und geräumige Plätze, daß fast Alles nur auf den sogenannten Graben und Kohlenmarkt beschränkt ist. Hier sieht man aber auch ein beständiges Wogen und Drängen, besonders um die Mittagszeit und Abends, wenn die dienstfertigen Priesterinnen der Cythere ihre Reize zu Markte tragen. Da zuckt's bei einbrechender Nacht unter den Laternen auf und nieder, wie Irrlichter, die verschwinden und wieder erscheinen. Hier, am Graben, Kohlmarkt und auf dem Stephansplatze, befinden sich vorzüglich auch die reichen Kaufmannsgewölbe aller Art, elegant, wie ich sie nur in Siziliens Hauptstadt, dem schönen Palermo, gesehen. Besonders schön sind meistens die Aushängschilde, die aber doch von denen der Apotheker noch übertroffen werden, unter welchen man sehr hübsche Gemälde bewundert. Vor den Kunsthandlungen stellen die Porträtmaler ihre Miniaturbilder aus, mit beigefügten Arbeitspreisen, die zuweilen etwas zweideutig lauten.

Die Wohnungen sind in Wien theuer und werden „verlassen,“ während sie in München „verstiftet“ werden. Auch die Lebensmittel stehen, im Vergleich mit der außerordentlichen Fruchtbarkeit der Gegend, in ziemlich hohem Preise; aber freilich lebt man dann besser, als in Berlin oder andern nordischen Städten, wo Alles theuer und schlecht zugleich ist. Bettler gibt es in Wien eine Unzahl, auf den Straßen und in den Gasthäusern. Rom ist in dieser Hinsicht so fürchterlich verschrien, aber Wien gebührt vielleicht doch noch der Vorzug. — Interessant für den Fremden ist auch das bunte Gemisch der Sprachen: italienisch, türkisch, griechisch, jüdisch, polnisch, ungarisch, böhmisch, slavakisch, alles hört man da durch einander. An allerlei lustigen Schimpfwörtern, worin besonders die Höckerweiber wohl bewandert sind, fehlt es auch nicht; und wenn man in Baiern immer hört: „Du Eiskalter, Miserabliger!“ so bindet hier dagegen der kleinste Knabe auf der Straße dem über seinen Stab hingebückten Greise gleich einen „Rotzbuben“ auf. — Will man in Wien ein rechtes Spektakel sehen, so muß man mitziehen, wenn ein armer Teufel gehängt wird, was gar nicht selten geschieht. Auch der Soldat wird hier aufgeknüpft; nur hat das Militär seinen besondern Galgen.

(Beschluß des dritten Briefs.)

*) Durch den Unrath, der in dieselbe abfließt, verbreitet die Wien, vorzüglich in der Nähe des Theaters, einen fast unausstehlichen Gestank.

Beilage: Kunstblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 178.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juli 1831.

Wir beurtheilen die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unsrem Gesichtspunkte zu strenge.

Goethe, Neapel.

Miszellen aus Neapel.

Forio, über die Gesten der Neapolitaner.

Einer der ausgezeichnetsten und geistreichsten Gelehrten von Neapel, vorzüglich großer Archäolog, ist der Kanonikus bei der Kathedrale, Forio. Er hat ganz die liebenswürdige frohe Laune seiner Landsleute, des heitern Inselvölkchens von Procida, troz seines vorgerückten Alters, und der mannigfaltigsten nicht immer angenehmen Beschäftigungen, sich erhalten. Seine Thätigkeit ist außerordentlich; man kann ihn den Winkelmann von Neapel nennen, denn er ist rühmlichst bekannt in der gelehrten Welt durch eine Menge von klassischen Werken über die verschiedenen so zahlreichen Ueberbleibsel des Alterthums in der hiesigen Gegend. Besonders hat er die Antiquitäten von Puzzuoli in mehreren vortrefflichen Schriften, unter welchen „die Reise des Virgil“ ein Meisterstück ist, ausführlich behandelt. Auch verdankt man seinem unermüdlichen Fleiß die sehr interessante Entdeckung mehrerer römischen und griechischen Gräber bei Cumä. Er ist es auch, welcher die meisten Ausgrabungen in der Gegend leitet; z. B. in diesem Augenblick die der neuen Katakomben, über die ich nächstens etwas Näheres mittheilen zu können hoffe. Er ist natürlich auch bei dem Museo, J Studii genannt, angestellt, und täglich dort anzutreffen, aber er verdiente wohl der Chef dieses Instituts zu seyn. In wenigen Wochen wird ein sehr interessantes Werk von ihm — das einzige in seiner Art — über die Gesten der Neapolitaner, in Vergleich mit denen, die im Alterthume schon üblich waren, erscheinen, von welchem ich mit vorbehalte, das Pikanteste nächstens im Auszuge mitzutheilen.

Unter den Zeichnungen, die zu diesem Werke gehören, befindet sich unter andern auch eine, die überschrieben ist: „Linardo è mariuolo.“ Die Scene ist auf dem Molo, und man sieht einen kleinen Jungen, der einen Mann mit jenen Worten neckt, und von ihm deßhalb mit einem großen Messer verfolgt wird. Es ist nur beiläufig und blos eines Gests wegen von dieser Episode die Rede; da sie aber einen Beitrag zur Charakteristik des hiesigen gemeinen Volks liefert, so möge mir erlaubt seyn, hier einen kleinen Kommentar darüber zu geben, da in dem Buche selbst die Sache als bekannt vorausgesezt wird.

Man hört oft behaupten, daß es den Italienern, besonders den südlichen, an aller Gemüthlichkeit, oder soll ich sagen Empfindsamkeit, fehlt. Ein solcher Ausspruch kann nur, wie es immer bei solchen Dingen der Fall ist, mit Einschränkung gelten. Die gemeinen Neapolitaner wenigstens beweisen dieß. Es ist in der frühern Lieferung dieser Miszellen die Rede davon gewesen, wie lebhaft sie sich für den Meschino interessiren; aber wo möglich ist dieß noch mehr mit Rinaldo der Fall. Sie hören mit der gespanntesten Aufmerksamkeit seiner Geschichte zu. Wenn es Linardo — so nennen sie Rinaldo nach ihrer von den Griechen angeerbten Gewohnheit, die Buchstaben

zu versetzen — wohl geht, und er große Thaten verrichtet, so wissen sie sich vor Freude und Stolz nicht zu lassen. Kommt das Gedicht nun aber an einem der folgenden Abende bis zu seinem Tode, so bemächtigt sich ihrer eine solche Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, daß Weib und Kinder viel davon auszustehen haben. Bei diesen Leuten kann man unmöglich an Affektation denken, und wenn einem ja ein Zweifel aufstieße, so würde er gleich dadurch niedergeschlagen werden, daß diese eßlustigen Neapolitaner an einem solchen Abend nicht nur fasten, sondern sogar in Wuth gerathen und thätlich eingreifen, wenn ihre Weiber und Kinder sich einem solchen, von der Kirche nicht gebotenen, Fasttage nicht unterwerfen wollen. — Um einen solchen von Rinaldo begeisterten Lazzarone in die höchste Wuth zu versetzen, braucht man ihm nur zu sagen: „Linardo è mariuolo,“ d. h. Rinaldo ist ein Dieb. Hat er einen Dolch oder ein Messer in der Tasche, so greift er gewiß darnach; und ich bin selbst Zeuge gewesen, wie ein alter Mann, ein herumwandelnder Krämer, in einem Kaffeehause, wo er seinen Aerger verbeißen und sich keinen Ausfall gegen die ihn neckenden erlauben durfte, bei jenen Worten in einen Zustand gerieth, der wirklich mehr tragisch als drollig war.

Noch einer andern Zeichnung, die in eben diesem Werke vorkommt, muß ich erwähnen, um den darauf abgebildeten Gegenstand zu erklären, der so wie der vorhergehende, eigentlich nicht zum Gestus gehörig, nur die Veranlassung darbietet, ihn auszudrücken. Der Autor hat diesen gerade gewählt, um an die Stelle einer Indezenz, die öfter auf Vasen vorkommt, und die mit einem kräftigen noch jezt üblichen Gestus beantwortet wird, etwas Unschuldiges zu setzen.

Diese Zeichnung stellt einen Fanfrelicaro vor, so nennt man nämlich die, welche auf der Straße aus Honig kleine Küchelchen, Fanfreliche, bereiten, nicht viel größer wie Bonbons, eine große Näscherei für die Gassenbuben. — Unweit dem Molo sah ich zum ersten Male einen solchen Fanfrelicaro seine Waare bereiten. Von weitem wußte ich nicht, was ich daraus machen sollte. An einem Pfosten war eine Haspe befestigt; an dieser hing etwas, das wie Gold schimmerte. Mit den Händen zog er es in alle beliebige Formen, indem er es bald lang zog, bald verkürzte, welches dadurch geschah, daß er das untere Ende wieder mit dem obern verband und an die Haspe heftete. Ein Band, so schloß ich, kann es nicht seyn, noch irgend ein ähnlicher Stoff, da es oft in einen einzigen Klumpen zusammenschrumpfte. So war meine Neugierde äußerst gespannt, und vermehrte sich in dem Grade, wie ich mich näherte, und doch immer in derselben Ungewißheit blieb. Ich erfuhr nun, daß diese Materie Honig sey, welcher, durch solche Bearbeitung, bei einer großen Tenacität, doch eine solche Weiche und Ductilität annimmt, daß er, dem kleinsten Druck nachgebend, sich willig in alle Formen ziehen läßt. Wenn der Fanfrelicaro nun aus diesem Stoffe, nachdem er ihn gehörig durchgeknetet, ein langes und schmales Band gezogen hat, schneidet er es in kleine Stücke, die begierig von der schon darauf wartenden Jugend für ein Geringes gekauft werden. — Ich brauche nicht zu sagen, daß die Bearbeitung mit den Händen, und besonders die Benetzung von einer Art sind, die einem, auch eben nicht sehr ekeln Geschmack nicht erlauben würde davon zu kosten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

Nach einer Stunde Weges standen Valentin und Madame Arboi in der Morgendämmerung, zum Umsinken müde, frierend, an allen Gliedern wie gelähmt, an der Pforte eines Gitters, das zu einem Landhause hineinführte. Sie zogen mit schwacher Hand an der Glocke; es schien sie Niemand zu hören. Valentin wiederholte zwei-, dreimal den Versuch; ein alter Thürsteher trat endlich vor das Gitter. Als er die bleichen Knaben sah, wollte er sich unwillig abwenden, sie mit Landstreichern verwechselnd. Doch beide fielen auf ihre Knie und hoben die Hände bittend zu ihm auf. Valentin hatte so beredte Worte, der Alte öffnete endlich das Thor, führte sie durch einen Seitengang nach dem Flügel, hieß sie in einem kleinen Zimmer warten und verließ sie. Nach einer Weile nahete Jemand mit einem Lichte. Es war nicht der Pförtner; er sezte das Licht auf den nächsten Tisch, wandte sich dann und blieb wie erstarrt vor der entstellten, in männlicher Tracht nur halb kenntlichen Madame Arboi stehen. Diese stieß einen dumpfen Schrei aus; sie erkannte den Bruder Eustache. Es folgte ein peinlicher, ängstigender Augenblick; die Heftigkeit des Schmerzes der Unglücklichen, die Hast, mit der sie ihn auszudrücken strebte, des Geistlichen erster Schreck, und wie er dann, ganz überwältigt, sich als Ursach des entsetzlichen Ereignisses anklagte, stritten so sonderbar mit dem unzureichenden, halb verlegenen, halb übereilten Bemühen des ehrlichen Valentin, daß Alle einander mehr quälten als beruhigten.

Es ging indeß aus den abgerissenen Worten und Zeichen, aus Valentins Fragen und Eustaches Ausrufungen so viel hervor, daß Gott sich der pfadlosen Wanderer erbarmet und sie zu dem Hause der mitleidigen alten Gräfin geleitet hatte. Wie bange und dumpf es auch in dem erschütterten Gemüthe des Geistlichen seyn mochte, so lag doch in diesem Winke der Gnade solch starker Zug nach oben, daß der fromme Priester seine Verzweiflung mit

Schaam empfand, und, sich sammelnd, die hülflose Frau hierauf aufmerksam machte, ihr Vertrauen weckte, und mehr und mehr selbst davon erfüllt, sie für jenes sanftere Dulden gewann, das die Prüfung fühlt und die Hoffnung nicht verschmäht. Die Natur ging ihm dabei zufällig zur Seite. Sie wiegte die erschöpften Kräfte der Armen in Schlaf. In sich zusammengesunken, matt bis zur Ohnmacht, ruhte sie schon eine Weile, als sich auch ihr Begleiter nicht länger hielt. Der gute Junge schwankte ein Paarmal mit unsichern Füßen das Zimmer auf und ab, als wolle er dem Drange des Augenblicks widerstehen, um seinem Beschützeramte nicht untreu zu werden, doch er vermochte es nicht. Nur ein Paar Minuten dachte er sich niederzusetzen; er that es und schlief ein, ehe er es sich versah.

So saß nun Eustache zwischen beiden, mit tiefem Kummer auf sie und alle die unzähligen Opfer einer unzuberechnenden Zeitgährung blickend, die vielleicht noch Vieles in ihren wilden Strudel verschlingen mußte. Der Tag stieg indeß höher. Im Schlosse war es still. Valentins Sendungspaß, den Brief an die Gräfin in der Hand, erwartete der Geistliche die Stunde, wo er diese würde sprechen und ihr die Geflüchtete empfehlen können. Es dünkte ihm in der Unruhe seines Innern später als es war. Nichts macht unfähiger, irgend etwas zu erwarten, als jenes Schwanken der Vorstellungen, welche den Gedanken regellos von diesem zu jenem springen läßt. Der verfolgte, seines heiligen Amtes entsezte Priester, durfte sich keinen Blick in die Zukunft erlauben, und die Gegenwart hier, der unglücklichen Frau gegenüber, war so peinlich, daß die Luft, die Stille umher, das Halbdunkel schwer wie sein Schicksal auf den geängsteten Jüngling drückte. Doch indem er so auf das leiseste Geräusch mit einer Art Sehnsucht lauschte, schreckte ihn der grelle Ton der Hausglocke auf, welche außerhalb mit Heftigkeit gezogen ward. Er war unwillkührlich aufgesprungen, und in dem dunkeln Gefühl unheimlicher Ahnung, in ein anderes, nach dem Vorhofe hinausgehendes Zimmer getreten, wo die Laden zwar verschlossen waren, aber den Lauscher um so dreister einen Blick durch die Spalten wagen ließen. In demselben Augenblick erklang die Glocke noch stärker. Eustache trat zum Fenster; er unterschied in dem grauen Morgennebel die kleine Gestalt eines Mannes, der, troz der rauhen Luft, den Hut in einer Hand hielt und mit der andern ein rothes Tuch an die Stirne legte, als wische er den Schweiß von dieser ab. Dabei ging er ungeduldig vor dem Gitter entlang, jede Bewegung verrieth die heftigste Unruhe.

Es war nicht wohl möglich, den Gewürzkrämer Aubin zu verkennen, zu welcher Zeit und an welchem Orte man ihm auch begegnen mochte. Der Geistliche blieb deshalb nicht lange ungewiß, daß er es sey, den er dort erblickte; allein an diese Ueberzeugung schloß sich sogleich die Furcht vor einem neuen Unglücke, dessen Verkündiger der unermüdlich thätige Mann unfehlbar seyn mußte.

Das Thor war geöffnet worden. Herr Aubin stürzte mehr als er ging in den Hof hinein, und verrieth sogleich durch seine lebhaften Gebehrden, daß er etwas Ungewöhnliches anzukündigen hierher geeilt sey. Es ward unmittelbar darauf laut im Hause. Man hörte die Leute der Gräfin die Treppen hinauf- und heruntergehen; einzelne flogen über den Hof; der Pförtner hatte das Thor wieder geschlossen und war kopfschüttelnd nach dem Schlosse zurückgegangen. Der Geistliche stand wie auf Kohlen; endlich trat eine ältliche Frau, die Kastellanin des Schlosses, leise herein; sie bedeutete Eustache, daß er sich sogleich zu ihrer Herrschaft, der Gräfin, zu begeben habe, und sie indeß seine Stelle bei den beiden jungen Leuten einnehmen werde. Er säumte nicht einen Augenblick. Als er mit klopfendem Herzen in das Kabinet der Dame trat, saß diese in ihrem Bette aufrecht. Sie schien gefaßt und entschlossen, gleichwohl durch etwas Unerwartetes aus dem ruhigen Gange ihrer Empfindungen hinausgedrängt. So hatte sie eben schneller als gewöhnlich zu Jemand geredet, der, ihr gegenüber, in ehrerbietiger Entfernung, den Hut in der Hand, bald auf einen Fuß, dann auf den andern tretend, sich nur mühsam aufrecht erhielt. Es war Aubin; Erschöpfung und unruhiger Eifer stritten in seinem beweglichen Gesicht. Als die Gräfin den Geistlichen wahrnahm, lächelte sie gerührt. Sie reichte ihm die Hand. „Leider,“ seufzte sie, „müssen wir uns schon wieder trennen. Mein Haus gewährt Ihnen länger keine Sicherheit, seit man es durch den Verdacht ehrt, daß es Verfolgten und Bedrängten offen stehe. Man kommt, diese hier aufzusuchen, und ist der Bericht des guten Mannes dort gegründet, so haben wir einem gerichtlichen Besuche sehr bald entgegen zu sehen.“ — „Ei, mein Gott, freilich,“ fiel der Gewürzkrämer ein wenig ungeduldig ein; „das ist es just, was ich die Ehre hatte, der Frau Gräfin mehrmals zu wiederholen. Wir haben keinen Augenblick zu verlieren; ich weiß sehr wohl, was ich gehört und gesehen habe. Der Spitzbube, der Collars, verschmerzt den Verlust der Wittwe nicht. Er ist pfiffig wie Einer, wenn es seinen Vortheil gilt, und da er wohl berechnet, daß, wo der Priester von St. Germain l'Auxerrois Schutz gefunden, sich auch die hingewendet haben werde, welche durch ein wunderbares Geschick gleicher Gefahr ausgesezt bleibt, so hat er aufs Neue die Wuth des Volkes gegen den Priester entflammt, und ganze Schaaren, durch Abtheilungen der Nationalgarde begleitet, sezten sich hierher in Bewegung, als ich die Stadt verließ und deshalb lief, was die Beine laufen wollten, um möglichst Unglück zu verhüten.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

Der Adel seit der Juliusrevolution.

In diesem Monate wird die merkwürdige Revolution schon seit einem Jahre vorüber seyn; die dadurch hervorgebrachte Erschütterung dauert aber immer noch fort. Es ist, als ob die Menschen nicht wieder sobald zu ihrer vorigen Besinnung, oder vielmehr zu ihrer vorigen Ruhe und Gleichgültigkeit zurückkehren könnten. Freilich läßt sich nicht sobald eine Staatsumwälzung vergessen, welche einer beträchtlichen Menschenklasse, die ihr Glück, ihr Ansehen, ihren Einfluß, ihre Würden fest begründet glaubte, und alle ihre Hoffnungen, Wünsche, Plane und Träume an einen Thron geknüpft hatte, der ihr unerschütterlich vorkam, Alles geraubt und dagegen einem andern Theile der Nation, den man von allen Vortheilen entfernt hielt, Macht, Einfluß und Geld in die Hände gespielt hat. Es ist unglaublich, was dieses Niedersinken einer Waagschaale und Emporsteigen einer andern für außerordentliche Bewegungen und Veränderungen in der Lage einer Menge von Familien hervorgebracht hat. Leer sind manche Höfe und Hotels der Vorstadt St. Germain, in welchen sonst Feste und Soirées gegeben wurden, und deren Besitzer nie ermangelten, sich in goldverbrämten Kleidern bei Hofe zu zeigen. Manche dieser Familien haben sich auf ihre Landgüter zurückgezogen, um nicht Zeugen der Volksgunst eines neuen Hofes zu seyn, bei welchem sie nichts gelten, und der ihnen im Grunde verhaßt ist, weil er ihren eigenen Glanz untergraben, oder vielmehr mit einem Male umgestürzt hat. Andere, welche den Volksthron mit etwas gleichgültigern Augen ansehen, verbergen zwar ihren Aerger, lassen sich aber wenig sehen und hoffen im Stillen, daß es doch nicht lange dauern werde, bis die Quelle der Gunst und des Glücks wieder auf ihren Boden fließe. Man erblickt sie bei den sogenannten Matinées dansantes des österreichischen Gesandten, denn dies ist ein Mann nach ihrem Herzen; er erkennt ja nicht einmal die italienischen Titel der Napoleonschen Marschälle an, wogegen sein Kammerdiener die gräflichen und herzoglichen Titel der alt-adeligen Familien, die seinen Festen beiwohnen, bei ihrem Eintritte in den Tanzsaal mit deutlicher und vernehmlicher Stimme ausruft. Bei einem solchen Manne kann man sich einfinden, ohne sich zu kompromittiren und ohne daß das Auge durch ärgerliche Gegenstände beleidigt wird; wenn man anderswo in Frankreich mit seinem alten Ursprunge jezt keinen großen Eindruck mehr macht, so hat man doch die Freude, denselben im Apponyschen Hotel gehörig gewürdigt zu sehen, und in der ganzen Vorstadt St. Germain hat man im vorigen Winter ein junges adeliges Mädchen als eine zweite Charlotte Corday gefeiert, weil sie bei einem Apponyschen Balle den jungen Herzog von Orleans, der sie zum Tanz aufzog, abgewiesen hatte. Solch ein Auftritt tröstet die ächt-adeligen Seelen ein wenig über den Triumph der volksthümlichen Dynastie, über den Verlust der privilegirten Hoffähigkeit und andere Annehmlichkeiten des adeligen Lebens. Zu diesen Annehmlichkeiten gehören aber vorzüglich die starken Einkommen, welche so manche nicht allein Altadelige, sondern auch Neuadelige von den Bourbonen, das heißt auf Befehl der Bourbonen vom Staatsschatze bezogen, und die nun zum Theile den Plebejern zufallen. Marquis Pastoret, ein seit der Revolution emporgekommener Staatsmann, bezog mit seinem Sohne, dem so gut wie ihm reichlich besoldete Stellen zugefallen waren, ein jährliches Einkommen von 110.000 Franken; dieses ist wie weggeblasen und die beiden Pastorets sind außer Thätigkeit gesezt. Dies ist nur ein einzelnes Beispiel. Solcher begünstigten Familien, die sich auf Kosten des Volks bereicherten und dafür nicht ermangelten, zur Erniedrigung des Volks das Ihrige beizutragen, könnte man hundert anführen. Einige hätten ihr Einkommen zum Theile sichern können, wenn sie der neuen Regierung sogleich gehuldigt hätten. Sie waren aber dazu nicht gewandt oder vorsichtig genug, indem sie glaubten, ihre Dynastie werde doch bald wieder emporkommen, oder sie waren derselben durch Dankbarkeit und Gleichheit der Gesinnungen zu eng verbunden. So hat Pardessus, Professor an der Rechtsfakultät, seine Stelle als Professor und als Rath am Kassationshofe aufgegeben, weil er keinen Eid schwören wollte, und dadurch ein Einkommen von 20,000 Franken verloren. Die Professorstelle würde ein so entschiedener Karlist wie er vielleicht ohnehin verloren haben; allein als Richter am Kassationshofe war er unabsezbar; er, so wie mehrere seiner Kollegen, haben dennoch lieber ihre Stellen aufgegeben, als daß sie der neuen Regierung gehuldigt hätten, und dadurch ist eine kleine Umgestaltung der Gerichtshöfe möglich geworden, die sonst den servilen und fanatischen Geist beibehalten hätten, der sie unter der Regierung Karls X. beseelte; denn auch die Gerichte waren von diesem die Menschheit herabwürdigenden Geiste angesteckt, den man unter die gesammte Nation zu verbreiten suchte, und dem es hohe Zeit war, Einhalt zu thun. Da nun für so Viele die Gunstquellen, aus denen ihnen die Mittel zum Wohlleben so reichlich zuflossen, ganz versiegt sind, ohne daß ein Anschein zur Aenderung da wäre, so müssen sie allem Glanze entsagen, an den sie sich so leicht gewöhnt hatten, und ihre ganze Lebensart ändern, so sauer es ihnen auch ankommen mag. Daher stehen jezt viele große Häuser und Wohnungen zu vermiethen, in denen noch vor einem Jahre das Wohlleben herrschte. Manche Familien müssen, um ihre Gläubiger zu befriedigen, ihre Hotels und Schlösser verkaufen, und von diesen gehen mehrere in die Bürgerfamilien über. Das alte Schloß zu Champs, welches ehemals dem Herzog von Vallière und zulezt dem auch als Schriftsteller und Akademiker bekannten Herzog von Levis zugehörte, ist von einem Wagenmacher für 5 bis 600.000 Franken angekauft worden. Freilich ist dies ein Wagenmacher, wie es wenige gibt; er heißt Grosjean und hat den Pacht der königlichen Postwagen, welche auf allen Landstraßen des Reichs rollen, das heißt, er liefert die 300 Wagen, die zur Bestellung der Briefpost erforderlich sind, und bekommt dafür einige Sous per Meile. Dies gibt ein Einkommen von 100.000 Franken im Jahre. Ein solcher Mann kann sich wohl das Vergnügen gönnen, mit seinem redlich und fleißig erworbenen Vermögen sich ein Schloß und einen Lustgarten anzuschaffen, wogegen der Herzog von Levis, troz seines hochadeligen Ursprungs, seines Herzogtitels und seiner Stelle am Hofe, nie aus seinen Schulden herauskommen konnte, sondern deren weit über eine halbe Million Franken hinterließ, weßhalb auch sein Sohn, der Herzog von Ventadour, die Erbschaft nicht annehmen wollte. In solchem Verhältnisse befinden sich manche Adelige zum Bürgerstande. Das Unglück der ersten Revolution hätte sie klug und vorsichtig machen sollen; allein die meisten überließen sich seit der Restauration des königlichen Throns dem Taumel ihrer eingebildeten Vorzüge und wähnten, nunmehr könne nichts mehr ihrer hohen Stellung Eintrag thun. Man kann denken, daß die Leute seit der Juliusrevolution wie vor die Köpfe geschlagen sind und kaum begreifen, wie sie plözlich so hoch herabfallen und so tief haben heruntersinken können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 16.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[210] **Verkauf**
einer bedeutenden
Verlagsbuchhandlung.

Eine, im Königreich Sachsen gelegene, bedeutende Verlagsbuchhandlung mit sehr gangbaren Verlags-Artikeln, soll, Familienverhältnissen halber, unter billigen Bedingungen verkauft werden. Nähere Auskunft ertheilt auf Anfragen Herr Buchhändler J. A. Barth in Leipzig.

---

[190] Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bildniß von K. V. von Bonstetten, nach einer Originalzeichnung lithographirt. gr. 4. auf chines. Papier 9 Gr. Fol. 12 Gr.

Gotha.

Georg Friedrich Krug.

---

[223] Den Freunden der Dichtkunst und der vaterländischen Literatur, freut es mich, anzeigen zu können, daß

Gustav Pfizer's
Gedichte

so eben die Presse verlassen haben. Wenn es wahr ist, daß sich Gutes und Schönes allzeit selber Bahn bricht, so darf diese Gedichte der Verleger ohne Anpreisung getrost ihrem Geschick überlassen. — Das Werk ist 22 Oktavbogen stark und kostet geheftet 2 fl.

Stuttgart.

Buchhändler Paul Neff.

---

[226] Vortheilhaftes Anerbieten, betreffend die ungemein wohlfeile Anschaffung von:

Planks, Dr. G. J., (Cons. Rath und Prof. in Göttingen), Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung. V Bände in 6 Abtheilungen, wovon die 4 letzten enthalten: Geschichte des Pabstthums in den abendländischen Kirchen von der Mitte des 9ten Jahrhunderts an. 8. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Selbst der zu kostspielige Ankauf dieses wahrhaft klassischen, und eben so inhaltsreichen als in der jetzigen Zeitentwicklung um so interessanteren, großen Werks, welches nicht sowohl dem würdigen Verfasser als auch unserer National-Literatur stets zum Ruhme gereichen wird, konnte den bisherigen Absatz nur so weit beschränken, daß nur noch ein mäßiger Vorrath von der veranstalteten Auflage übrig geblieben ist. Die Verlagshandlung wünscht nun, diesen vorzüglich unter jüngeren und unbemittelteren Theologen aller Confessionen, Studirenden und Geschichtsfreunden überhaupt zu verbreiten, und hat deßhalb den Ladenpreis von 13⅓ Rthlr. auf 5⅓ Rthlr. so ungewöhnlich ermäßigt, daß bei dem gewiß raschen Absatze die noch vorhandenen vollständigen Exemplare sehr bald vergriffen und daher die gefälligen Bestellungen zu beeilen seyn möchten, welche von allen soliden Buchhandlungen angenommen werden.

---

[225] Die nachsichtsvolle Aufnahme, welche die kleine Schrift: „die Namen der wichtigsten Straßen, Gebäude, Brücken und Plätze Berlin's; nach Chroniken etymologisch erklärt und herausgegeben von Alex. Cosmar" — bei dem Berliner Publikum fand, veranlaßte die Unterzeichneten zur Herausgabe des folgenden Werkchens:

Sagen und Miscellen
aus
Berlin's Vorzeit.
Nach Chroniken und Traditionen;
herausgegeben
von
Alexander Cosmar.

Preis 1 Rthlr. 8 gGr. Sauber geheftet, mit 6 feinen Kupfern, worauf folgende Abbildungen:

1. Die weiße Frau. 2. Das Berliner Rathhaus. 3. Das Kreuz auf dem Marien-Kirchhofe. 4. Der Neidkopf. 5. Der Lustgarten, und 6. Der Schloßplatz im Jahre 1690.

Der vorstehende Titel spricht deutlich den Inhalt des Buches aus, welches sich keineswegs in die Reihen der wissenschaftlichen Werke über Berlin von Küster, Nicolai, König, Gaedicke u. a. drängen, sondern dem gebildeten Bürger eine freundliche Unterhaltung von dem Interessantesten der Vorzeit seiner Vaterstadt bieten will. Aber nicht allein Berlin's Einwohner, auch Fremde dürften die „Sagen und Miscellen" — selbst wenn ihnen der Schauplatz derselben unbekannt wäre — vielleicht nicht ohne einiges Interesse lesen! So viel Werke auch über Berlin erschienen sind, so hat doch keines derselben eine ähnliche Tendenz; denn wenn auch vielleicht eine einzelne Sage, wie z. B. die von der weißen Frau schon früher in einer anderen Gestalt gedruckt wurde, so existirt doch noch keine Sammlung dieser Art, deren Haupt-Inhalt dem größten Theile des Publikum's bis jetzt gewiß ganz unbekannt geblieben ist.

Cosmar und Krause.
in Berlin.

[243] Vollständig ist nun bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Heller (Joseph), das Leben und die Werke Albrecht Dürer's. In drei Bänden. Zweiter Band. Mit drei Abbildungen. Gr. 8. 68½ Bogen auf Druckpapier. Cartonnirt. 5 Thlr.

Dieser Band enthält Dürer's Zeichnungen, Gemälde, plastische Arbeiten, Bildnisse, Kupferstiche, Holzschnitte, und die nach ihm gefertigten Blätter; Dürer's Werke, Schriften mit Abbildungen von und nach ihm, mit historischen und bibliographischen Anmerkungen, Medaillen auf Dürer und nach Dürer. Die dritte Abtheilung des zweiten Bandes kostet einzeln 16 Gr.

Der erste und dritte Band erscheinen später.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[213] Für die Behörden des Armenwesens und Freunde der Humanität.

So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Armenbesucher

oder

Handbuch der Armenpflege.

Vom Staatsrathe Baron von Gerando, Mitgliede des Instituts von Frankreich.

(Ein Werk, welches im Jahre 1820 von der Akademie zu Lyon und im Jahre 1821 von der französischen Akademie gekrönt worden ist, welchem die letztere auch den vom Herrn Montyon für das den Sitten nützlichste Werk bestimmten Preis zuerkannt hat.) Nach der vierten Auflage vom Jahre 1828 übersetzt und mit Bemerkungen und Zusätzen begleitet von Eugen Schelle.

gr. 8. Preis: 1 Thlr. 12 Gr.

Der vorzügliche Werth dieses Werkes ist wohl schon dadurch hinlänglich anerkannt, daß es von der Akademie zu Lyon und von der französischen Akademie gekrönt wurde und in kurzer Zeit 4 Auflagen erlebte. Der Uebersetzer hat sich bemüht, dasselbe durch hinzugefügte Bemerkungen für den deutschen Leser noch fruchtbarer zu machen. Mit gutem Grunde kann daher das Werk nicht nur den Regierungen, öffentlichen Behörden des Armenwesens und Vorstehern wohlthätiger Anstalten, sondern auch allen denen empfohlen werden, welche im Stande sind und den Beruf fühlen, für das Schicksal der Armen und Hülfsbedürftigen wohlthätig einzuwirken. Sie werden in demselben einen weisen Rathgeber und treuen, erfahrnen Wegweiser finden.

---

[193] Für Blumenfreunde.

Bei Carl Hoffmann in Stuttgart ist erschienen:

Der Blumengärtner, herausgegeben von F. L. Finckh und G. F. Ebner. Jahrg. 1831. 1stes Heft mit 2 Abbildungen gr. 8. br. Preis für den Jahrgang von 6 Heften 4 fl. 48 kr. oder 3 Thlr.

Dieser 2te Jahrgang einer Zeitschrift, deren Anfang eine so freundliche Aufnahme fand, wird den zahlreichen Blumenfreunden Deutschlands und der Schweiz gewiß manche angenehme Stunde und manchen Vortheil gewähren. Ein ausführlicher Plan des Werkes findet sich in der Vorrede obigen Heftes, dem auch der Inhalt des vorigen Jahrgangs angehängt ist.

---

[209] Vollständig ist jetzt erschienen und versandt:

Polen

im siebzehnten Jahrhunderte,

oder

Johannes der Dritte, Sobieski, und sein Hof.

Von

Alexander Bronikowski.

5 Bände in 8. br. Preis 8 Rthlr.

Almanach

der

Novellen und Sagen,

herausgegeben

von

Alexander Bronikowski.

I. Jahrg. 1stes und 4tes Bändchen. 12. br.

Preis jedes Bändchens 16 Gr.

Inhalt: 1stes Bändchen. Der Ursprung des Lotto, genues. Volkssage von A. Bronikowski. 4tes Bändchen. Schicksale des Harald Hardrada von M. Adelphi.

Das 2te und 3te Bändchen, Erzählungen von Bronikowski enthaltend, sind unter der Presse.

Leipzig, im Juni 1831.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

---

[233] Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist erschienen:

Blicke des Glaubens

in das bewegte Leben des Menschen,

Predigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres

von

Dr. M. F. Schmaltz,

Pastor in Dresden

2 Bände. gr. 8. Preis 3 Rthlr. 16 Gr., auf Schreibpapier 4 Rthlr. 16 Gr.

Freunde der Religion, welche in ihr bei den schweren Stürmen des menschlichen Lebens Trost zu suchen gewohnt sind, werden in dieser neuen Gabe eines unserer trefflichsten Kanzelredners einen reichen Schatz von Belehrung und Erbauung nicht vermissen.

---

[247] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ludwig Anthom. Ein Fragment aus einer Biographie. 8. geh. 1 Rthlr. 6 Gr.

Eine erst kürzlich über diese Briefsammlung gegebene Kritik sagt: „Erfreulich ist es, wenn jetzt ein Werk erscheint, das, wie Anthoms Biographie, an die Tage erinnert, wo mit Goethes aufgehendem Gestirne ein neuer Glanz über unsere Literatur geworfen wurde. Jedem gefühlvollen Leser kann ich die Biographie nicht genug em-

pfehlen. Möge den Verfasser das Lob, das ich ihm aus vollem Herzen spende, anfeuern, weiter zu streben auf der rühmlich betretenen Bahn; bei seinem Reichthum an Ideen, bei der Correktheit seiner Sprache, bei seiner wissenschaftlichen und allseitigen Bildung läßt sich nur Schönes und Vortreffliches von ihm erwarten."

---

[248] Durch alle Buchhandlungen kann das folgende Werk, welches jetzt von zeitgemäßem Interesse ist und viele Aufklärungen und anziehende Schilderungen über Brasilien und den Kaiserlichen Hof enthält, bezogen werden:

Rio de Janeiro wie es ist. Beiträge zur Tages- und Sittengeschichte der Hauptstadt von Brasilien u. s. w. von C. Schlichthorst, ehem. Kais. Bras. Offizier. 8. Hannover. 1829. 2 Rthlr.

---

[238] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Shakspeare's Schauspiele, erläutert von Franz Horn. Fünfter Theil. Gr. 8. 21¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 1 Thlr. 12 Gr.

Die 4 ersten Theile (1823 — 27, 85½ Bogen) kosten 6 Thlr. 12 Gr., das ganze nun beendigte Werk 8 Thlr.
Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[261] Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ueber die Vorzüge und Mängel
der
Indirekten Besteuerung.
Nebst einem Anhange über eine, in der französischen Kammer der Deputirten vorgenommene, diesen Gegenstand betreffende Verhandlung.
Von H. C. Freiherrn von Ulmenstein,
Königlich Preußischer Regierungsrath zu Düsseldorf.
In farbigem Umschlag geheftet. Preis 8 gGr. oder 36 kr.

---

[256] Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bley, Dr. L. Fr., Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Badereisende, die Bestandtheile und physischen Eigenschaften der vorzüglichern Mineralquellen Deutschlands, der Schweiz und angränzender Länder, nach den neuesten und besten Analysen derselben enthaltend. Mit einem Vorworte von Dr. J. W. Trommsdorf. 516 Seiten, gebunden. 1 Thlr. 18 Gr.

Die Menge der Heilquellen, welche man in allen Gegenden Deutschlands und einiger Nachbarländer aufzufinden, chemisch zu untersuchen und zu beschreiben bemüht gewesen ist, machte es für Aerzte und Kranke sehr wünschenswerth, eine genaue Aufzählung derselben in einer Schrift von wenigem Umfange zu erhalten. Früher waren zwar schon einige Schriften dieser Art erschienen, aber wie groß war die Menge neu aufgefundner Heilquellen, ihre chemischen Untersuchungen und der über sie erschienenen Schriften geworden! Der Verfasser gegenwärtigen Taschenbuchs hat daher eine verdienstliche Arbeit unternommen, daß er gegen 300 Brunnen- und Badeorte in alphabetischer Ordnung aufgeführt, ihre Bestandtheile nach den chemischen Analysen bemerkt und die Schriften genannt hat, welche sie beschrieben und ihre Heilkräfte bekannt gemacht haben. Der Werth dieser Schrift ist auch schon von sachkundigen Beurtheilern anerkannt worden. Ich habe meinerseits diese Schrift durch correcten und guten Druck und schönes Papier auszustatten mir angelegen seyn lassen.

Leipzig im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[252] Bei mir ist erschienen und durch jede andere solide Buchhandlung zu beziehen:

Vorlesungen über die Naturlehre
zur Belehrung derer, denen es an mathematischen Vorkenntnissen fehlt,
von
H. W. Brandes.
1r und 2r Theil mit 9 Kupfertafeln 6 Thlr.

Der erste Theil enthält die Mechanik, die Lehre vom Gleichgewichte fester und flüssiger Körper, nebst der Acustik. Im zweiten Theile sind die Erscheinungen der Anziehungskraft, so fern sie sich bei der Cohärenz, Adhäsion, in den Haarröhrchen und bei chemischen Wirkungen äußert, und sodann die Optik abgehandelt. Die schwierigen Lehren von den Interferenzen und der Polarisation des Lichtes, so wie die Prüfung der für die Undulationstheorie aufgestellten Beweise machen einen Haupttheil der in der Optik gelieferten Untersuchungen aus. Der dritte, letzte Theil wird gegen Ende dieses Jahres erscheinen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[259] Bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Köthe, Dr. F. A., die christliche Volksbildung nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt. gr. 8. 4 Rthlr.

---

[260] Neuer Verlag von J. Chr. Krieger in Cassel, welcher für beigesetzte Preise durch alle gute Buchhandlungen zu haben ist:

Busch, Dr. J. D., deutsche Zeitschrift für die gesammte Thierheilkunde, in Verbindung mit den vorzüglichsten Thierärzten Deutschlands herausgegeben. 2r Band. 4 Hefte 2 Rthlr.

Conradi, Dr. J. W. H., Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen. 1r Band. 4te Ausgabe. gr. 8. 3 Thlr.

Fick, Dr. Fr., die Verwaltung des Straßen- und Brückenbaues, mit Rücksicht auf möglichste Kosten-Ersparniß, Wohlthätigkeit für die ärmeren Volksklassen und Aufhebung der Frohndienste. gr. 8. 1 Thlr.

Jordan, Dr. S., Professor in Marburg, Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts. 1ste Abthl.: Die Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts, die geschichtliche und allgemeine Einleitung in das deutsche

Staatsrecht, und das deutsche Bundesrecht enthaltend. gr. 8. 2 Thlr. 20 Gr.

Schriften der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg. II. 6s Heft. Enthält: Einige Bemerkungen über verschiedene neue Pflanzenarten des botanischen Gartens zu Marburg; nebst einer Abbildung der Polygala depressa, Wender. Von G. W. F. Wenderoth. gr. 8. geh. 8 Gr.

Derselben 2r Band compl. gr. 8. geh. 1 Thlr. 6 Gr.

Budinger, Dr. M., die israelitische Schule; oder über die Vermengung der Kinder verschiedener Religionsparteien in Einer Schule; mit besonderer Anwendung auf die israelitische Schuljugend. 8. geh. 4 Gr.

---

[240] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Erzählungen von Therese Huber. Gesammelt und herausgegeben von V. A. H. In sechs Theilen. Dritter und vierter Theil. 8. 50½ Bogen auf feinem Druckpapier. 4 Thlr. 12 Gr.

Der erste und zweite Theil, von gleicher Stärke, kosten auch 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[258] Von

Shakspeare's Werken

übersetzt

von Schlegel und Tieck

ist kürzlich der 5te Band erschienen. Der 6te, wovon bereits die Hälfte gedruckt und der Rest des Manuscripts in meinen Händen ist, erscheint in 6 Wochen, so wie der 7te in der Michaelis-Messe. Bei den getroffenen Vorbereitungen kann ich aber die Vollendung des Ganzen bis zur Oster-Messe 1832 zuversichtlich versprechen. Bis zur Michaelis-Messe bestehen noch folgende ermäßigte Preise für alle 9 Bände auf Druckpapier 4⅓ Rthlr., auf Patentpapier 5⅓ Rthlr., und auf Velinpapier 8⅓ Rthlr.

Vor 2 Jahren erschienen:

Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. 2 Bände. 4⅓ Rthlr.

Berlin im Juli 1831.

G. Reimer.

---

[253] Es ist kürzlich erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Kerndörffer, Dr., Chrestomathie für Declamation, ein Leitfaden zu dem öffentlichen Unterrichte und zum Privatgebrauche, für die Bildung des richtigen mündlichen Vortrages, mit besonderer Hinsicht auf das Charakteristische der verschiedenen Dichtungsarten. gr. 8. 2 Thlr.

In der Ueberzeugung, daß dieses neue Werk des rühmlich bekannten Verfassers wegen seiner Brauchbarkeit keiner besondern Lobpreisung bedürfe, begnüge ich mich mit der einfachen Anzeige, daß der Inhalt dieses Buches vornämlich auf den Forderungen beruhet, welche bei der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Bildung, nammentlich auch in Ansehung des vollkommenen rednerischen Vortrages stattfinden. Mit genauer Hinsicht hierauf, sind nicht allein die wesentlichen Grundregeln echter Declamirkunst in einer gedrängten, leicht faßlichen Uebersicht entwickelt worden, sondern es ist auch demselben eine reichhaltige Beispielsammlung von hierher gehörigen Musterstücken, für die Anwendung dieser Regeln beigefügt. Die dabei befindlichen besonderen Bemerkungen werden sehr zweckmäßig dazu dienen, die bestimmtere genaue Verständlichkeit dieser Aufgaben, so wie die bessere und leichtere Anwendung der aufgestellten Regeln, in Ansehung der richtigen Benennung und des declamatorischen Ausdrucks, hauptsächlich für den Privatgebrauch des Buches zu befördern.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[263] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Erinnerungen, Episoden und Charaktere

aus der

Zeit der Revolution und des Kaiserthums,

von

Charles Nodier.

Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

Louis Lax.

8. Zwei Bände. Elegant geheftet. Preis 2 Thlr.

Nodiers literarischer Ruf ist bekannt. Charakter, Phantasie, originelle Schreibart haben ihm einen hohen, ihm eigenthümlichen Standpunkt angewiesen. Was er erzählt, hat er gesehen; die Portraits, die er zeichnet, leben; die Zeit, die er schildert, steht vor uns; die Episoden, die er einflicht, würden dem Dichter Ehre machen, aber sie sind wahr. Roman und Geschichte; dies Buch ist beides.

---

[264] Bei J. H. Bon in Königsberg erschien so eben:

Loder, J. Ch. v., Staatsrath und Leibarzt in Moskwa. Zusätze zu seiner Schrift über die Cholera-Krankheit. 8. geh. 6 Gr.

Obiges wird gewiß allen Abnehmern der ersten Schrift des berühmten Verfassers über die Cholera, die auch noch um 9 Gr. in allen Buchhandlungen zu haben ist, um so willkommener seyn, als das in beiden Abhandlungen, für Aerzte und Nichtärzte verständlich, Gesagte sich auf die eignen Erfahrungen eines durch seine Schriften hinlänglich bekannten Mannes stützt.

---

[266] In der Hartmannschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Storch, L., Kunz von Kauffung. Novelle in 3 Thlen. 2te wohlfeile Ausgabe. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr.

N°. 179.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juli 1831.

Auch diese Zeilen ärgern mich,
O könnt' ich doch nur nichts gedenken!
Mein eignes Wesen martert sich!

Günther.

Gedichte von Ludwig Löhner.

Der Fluch.

In meines Zimmers stillem Raume,
Von mattem Kerzenschein erhellt,
Saß ich, halb wachend, halb im Traume,
Als zwölf die Glocke schon gegellt,

Und draußen kein gewöhnlich Dunkel,
Ein Dämmern, tief, geheimnißreich,
Statt Wolkennacht und Sterngefunkel
Betrüg'risch klar und schattend bleich.

Und so in mir ein dumpfes Regen,
Ein anders Ich, mir neu und fremd,
Schien sich in mir jezt zu bewegen;
Mein eig'nes Ich, verstummt, gehemmt.

Und so die Bilder, die's getragen: —
Das Unbekannte schien mir klar;
Doch mußt' ich mich vergebens fragen,
Nach dem, was längst bekannt mir war.

Und trüber ward's in mir und bänger,
Und ich begriff mich selbst nicht mehr;
Es drängten immer eng und enger
Sich die Gedanken um mich her.

Doch fehlt die Kraft mir, sie zu trennen,
Verstand und Wahnsinn wurden eins.
Ich mochte mich kaum selbst mehr kennen,
Jezt ungewiß des eig'nen Seyns.

Und wie sie nun so ganz erbleichten,
Da plözlich, da durchzückt' es mich,
Wie tief den Abgrund Wetterleuchten, —
Und dieser Abgrund war mein Ich.

Und durch das tiefe, dumpfe Schweigen
Schlug eine Stimme an mein Ohr;
Sie kam — Entsetzen! — nicht mein eigen,
Und mir verhaßt aus mir hervor.

Und wollt' ich auch den Zauber brechen,
Doch riß mich's wider Willen fort
Es immer läugnend, nachzusprechen,
Und so sprach ich mein Urtheilswort:

„Ein jeder Tag soll wiederholen,
Was dir jezt Schrecklich's widerfuhr;
Und jede Lust, die du gestohlen,
Sie bringe neue Qual dir nur.

Weil du ein Jüngling noch an Jahren,
Schon mit dem Leben hast gegrollt,
Wo dir Ein Schmerz erst widerfahren —
So werde dir, was du gewollt!

So sollst du jede Freude missen,
Zerstören nur, wo sie erscheint,
Dich bitter quälen im Geniessen,
Erfreuen andre, selbst dein Feind.

Und sollst die Tage rastlos zählen,
Als ob dem Glück du nahe wärst,
Und immer soll dir Eins nur fehlen
Zur Seligkeit, die du begehrst!

Sie zu erringen, soll dich's treiben,
Stets heimathlos, von Ort zu Ort,
Und wenn du gerne möchtest bleiben,
Da müsse schnell du wieder fort.

Und frägst du, wer dir dieß verkünde,
Und wer der Richter über dich?
Und was wohl deine schwere Sünde,
Die aus dem Lebensbuch dich strich?

Du selbst hast dir den Stab gebrochen,
Dir selbst Vollzieher dieses Fluchs.
Dein Rächer ist, was du verbrochen,
Es ist der Geist des Widerspruchs."

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Fortsetzung.)

„Gut, gut, mein ehrlicher Aubin," entgegnete die Gräfin! „Ich erkenne die ganze Wichtigkeit Eures Dienstes. Da es denn nun so ist, und ich weder Gewalt mit Gewalt vertreiben kann, noch auch läugnen würde, was ich stolz bin, einzugestehen, daß der Diener des göttlichen Wortes bei mir eine Freistatt fand, so ist es besser, ich suche ihn und die, welche sich ihm anschlossen, auf solche Weise zu retten, daß weder mein Gewissen, noch ihr Leben Gefahr läuft." — „Ohne allen Zweifel, Frau Gräfin, ohne allen Zweifel," bemerkte der Gewürzkrämer, „aber nur schnell! wenn ich mir erlauben darf, es zu sagen, sonst sind wir Alle verloren." Die Gräfin lächelte. „Gehen Sie, ehrwürdiger Herr," sagte sie, zu Eustache gewendet. „In einem kleinen Innenhofe, zu welchem die Zimmer führen, welche Sie bewohnen, steht ein kleiner Wagen mit Ochsen bespannt; dieser bringt wöchentlich zweimal Blumen aus meinen Treibhäusern auf den Markt von Paris. Es ist glücklicherweise heute der Tag. Lassen Sie Ihre Schutzbefohlene auf den Boden des Wagens legen und tragen Sie Sorge, daß die Blumen sie bedecken, ohne ihr lästig zu fallen, ziehen Sie die Kleider meines alten Gärtners an, setzen Sie sich neben den Fuhrmann, wie man es gewohnt ist, die Sendung nach der Stadt schaffen zu sehen. Sollten Sie ihren Verfolgern begegnen, so wird es diesen nicht einfallen, daß Sie ihnen entgegen fahren, noch weniger, daß Sie mit Hülfe der trägen Thiere auf einer Flucht begriffen sind. Ihr Weg führt an der Meierei meines Sohnes vorbei. Hier gesellt sich, der eingeführten Ordnung gemäß, ein Mädchen mit frischer Sahne zu dem Gärtner, weßhalb Sie anhalten und in den Hof vor den Milchkeller fahren müssen. Treffen Sie nun dort auf verdächtige Gesichter, so geschieht, was immer geschieht, Sie nehmen das Mädchen ein und fahren weiter. Ist es in der Meierei ruhig, so bleiben Sie dort bis zur Abenddämmerung. Ihr Wirth wird dann für alles Weitere sorgen. Und nun mit Gott! schnell und unerschrocken! Hier, nehmen Sie dieß Gold, der Tag wird kommen, wo die geweihten Diener des Herrn, wo der Mann von Ehre und die schuldlose Frau nicht länger verkappt, im Dunkeln wie niederes Gesindel hinschleichen und überm Meer ein Vaterland suchen müssen." Sie sagte das Letztere mit hellem, heiterm Blick, während sich gleichwohl der Ton ihrer Stimme senkte und das leise Beben der Lippen eine Rührung verrieth, deren Ausbruch sie scheute.

Der Geistliche hatte sich ihrem Bette genähert, er preßte ihre Hand zwischen seine beiden aufwärts gehobenen Händen. Niemand sagte weiter ein Wort. Aubin nickte wiederholt mit dem Kopfe; seine Seele war bewegt, sein Blut drängte aber ungeduldig zum Ende aller dieser peinlichen Auftritte, deßhalb zupfte er Eustache unvermerkt am Kleide, und auf dessen erste Bewegung, sich zu entfernen, war er pfeilschnell zur Thür hinaus.

In Kurzem hatte er Madame Arboi, die ein glücklicher Schlaf über die neue Angst hinaushob, behend und leise auf eine Schütte am Boden des Wagens gelegt, die Körbe mit Veilchen und Hyazinthen geschickt um sie her gestellt, Alles zehnmal gerückt und geschoben, wie es sich mit Sicherheit und leidlich bequemer Lage vertrug, dem Geistlichen seine weltliche Verkleidung übergeworfen, dem Burschen, der sie führte, Ruhe und Verschwiegenheit anempfohlen und ihm eingeschärft, nicht aus dem gewohnten Gleise zu fahren, wem sie auch begegnen möchten. Dann gab er selbst dem leichten Fuhrwerk noch einen Stoß und schöpfte Athem, als er es langsam die Straße entlang fahren sah. Der redliche Gewürzkrämer hatte seine Sache so gut gemacht, die Zeit so richtig berechnet, daß die Flüchtlinge wirklich die Meierei ohne weitern Aufenthalt erreichten. Hierdurch dreist gemacht, hielten sie getrost auf dem angewiesenen Platz und waren im Begriff auszusteigen, als der Schrei: „Da kommen sie!" plötzlich Alle wie gefesselt hielt. Die Meierfrau stürzte mit todtbleichem Gesicht aus dem Hause und versicherte, sie habe durch die Lücke der Bodenkammer Bewaffnete auf der Straße von Paris nahen sehen. „Gut," versezte der Meier gelassen, „so sezt sich Margot mit ihrer blechernen Kanne zu dem Herrn, der Bursche geht neben den Ochsen her und sie fahren heut, wie jeden andern Markttag langsam der Stadt zu, bis Alles still wird, und ich sie einhole und hieher zurückführe."

Man schickte sich an, seiner Weisung zu folgen, Margot hatte ihren Sitz eingenommen, die Peitsche des Kna-

den knallte. „Nun zu!“ rief der Meier. „Holla! Holla!“ jubelten ein Paar muntere Stimmen von außen. „Den Vorübergehenden einen kleinen Schluck, meine gute Freunde!“ Dieß sagend, traten drei oder vier junge Soldaten in den Hof, die Büchsen über die Schultern geworfen, den Hut im Nacken, durch Haltung und Gang die Ungeübtheit in ihrem Handwerk verrathend. „Die Hunde von Karlisten machen einem zu schaffen!“ sagte der Jüngere von ihnen; „meine guten Leute, ein Glas Wachholder!“ Der Meier wandte sich rasch, das Verlangte zu holen, während dem lehnte sich der etwas ungelenke Stadtsoldat an den Wagen und, kam es nun vom Stoß gegen diesen, oder war es Zufall, die Schlafende erwachte, machte eine Bewegung und hob dadurch die Körbe mit Blumen so, daß diese übereinanderfielen. „Nimm Dich doch in Acht!“ schalt einer seiner Kameraden; „Du wirst dem Manne da seine Sachen verderben. Aber wartet, wartet,“ sezte er, zu Eustache tretend, hinzu, „ich will Euch helfen!“

Dieser hatte sich sogleich über den Wagen geworfen, wies allen Beistand zurück und Madame Arboi zuflüsternd: „im Namen des Herrn, liegt still! regt kein Glied! Wir sind von unsern Verfolgern umringt!“ brachte er, mit Margareths Hülfe, so gut es gehen wollte, die Blumen wieder in Ordnung. „Seyd nicht böse,“ sagte der Gardist, der sein dumpfes Gemurmel für verhaltenen Unwillen hielt. Seyd nicht böse! Ihr thut Euch selbst Schaden. Ihr laßt's den Blumen entgelten! Seht, wie Ihr sie übereinander werft. Man sollte Euch für keinen Gärtner halten, so rauh geht Ihr damit um. Ich verstehe mich besser auf das Handwerk. Meine Mutter ist eine Kräuterhändlerin, ich weiß wohl, wie behend man die zarten Stiele anfassen muß, wenn sie frisch bleiben sollen. Ihr habt nicht das Geschick und die Art, damit umzugehen, ich wette, Ihr übernahmet das Amt nur im Nothfall.“ — „Im Nothfall!“ wiederholte der Aelteste des Trupps, indem er sich in die Höhe richtete und Eustache scharf ansah. „Es gibt Fälle mancher Art, die in der Noth ein Amt mit dem andern vertauschen lassen. „Sapperment, wenn Ihr kein Gärtner seyd, was seyd Ihr denn?“

(Der Beschluß folgt.)

Miszellen aus Neapel.

Caffé dell' Ancora d'oro.

Seit ungefähr einem Jahre ist in der Straße Toledo ein neues Kaffeehaus, das einen goldenen Anker im Schilde führt, eröffnet worden. Es liegt der breiten Straße vom Sa. Brigida gerade gegenüber. Obgleich nicht groß, ist es doch sehr besucht, weil alles, was gefordert wird, gut ist. Ich möchte es Il Caffé delle nottole nennen, denn sobald es Abend wird, wird es von Fledermäusen nicht leer, die die Fliegen im Fluge haschen, sonst aber nicht beschwerlich fallen. Nirgends als hier habe ich dies bemerkt. Ich gewöhnte mich im vorigen November hieher, als der Vesuv seinen kleinen Ausbruch vom 5. Dezember vorbereitete, weil man den Berg von hier aus durch die Straße von Sa. Brigida und über dem Castel nuovo weg sehr gut sehen kann. So komme ich seit jener Zeit öfter hieher, und hier begegnete mir auch einst etwas — eine unbewußte und unbeabsichtigte Mystifikation meiner Wißbegierde — das zu charakteristisch ist, um es zu verschweigen. Ich hatte oft einen ältlichen Neapolitaner dort bemerkt, der einen wissenschaftlichen Anstrich zu haben schien, denn er sah ganz aus wie ein Professor emeritus, und wenn er sprach, so geschah es immer in einem dozirenden Tone. Eines Abends, wo ich ins Lesen der Zeitungen vertieft war, hörte ich ihn in einem lebhaften Gespräche mit ein paar Andern, die seine Worte wie Orakelsprüche aufzunehmen schienen, von Astronomie, Probabilitätsrechnung, Formeln, und was weiß ich mehr, sprechen. Meine Neugierde, da mich nichts mehr als Astronomie und Mathematik interessirt, war aufs Höchste gespannt; aber theils war ich mit den Zeitungen zu sehr beschäftigt, theils zu weit entfernt, um alles verstehen zu können; und da ich auch nicht von Anfang an zugehört hatte, so konnte ich schlechterdings nicht errathen, wovon die Rede sey, zweifelte aber keineswegs, daß ein interessanter wissenschaftlicher Gegenstand abgehandelt werde. Tags darauf kam ich zufällig mit demselben Manne in ein Gespräch und fragte ihn begierig nach dem Inhalt seiner gestern vorgetragenen Abhandlung. — Es würde mir schwer fallen, mein Erstaunen zu schildern, als ich erfuhr, daß himmelweit entfernt von irgend einem interessanten wissenschaftlichen Problem, von nichts anderem die Rede gewesen war, als von einer Art von Nativitäts-Stellung, die irgend ein obscurer Autor des Mittelalters ex post darüber angestellt, ob die astrologischen Zeichen auch damit übereinstimmen, daß Maria einen Sohn und nicht etwa eine Tochter geboren habe, welche Uebereinstimmung er auch siegreich nach allen Regeln bewiesen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schwyz, Juli.

Die Revolution und die Urkantone.

In einer widrigen Gemüthsstimmung habe ich meinen Ausflug in die drei Waldkantone (Urkantone) beendigt. Das Bild des stillen Friedens, das mir sonst in den lieblichen

Triften von Schwyz, an den schauervollen Ufern der Reuß und im schattichten Unterwalden so hold entgegentrat, fand ich überall in diesen Thälern durch bittern Unmuth getrübt. Wenn in den andern Kantonen der Schweiz das volle Gefühl eines neu erwachten Lebens sich ankündigt und ein reges Streben sich entfaltet, so brütet ein bittrer Groll auf den finstern Braunen jener Thalhirten, und zwar gerade wegen dieser politischen Umgestaltung der Eidgenossenschaft. „Wie ist es möglich, werden Sie sagen, daß diese Demokratien, die so oft in frühern Zeiten, während der Kämpfe der Landleute mit den Städten in andern Kantonen, den Unterdrückten ihren Arm liehen, sich jezt zu Gegnern der Freiheit aufwerfen sollten?" Und doch ist nichts gewisser, als daß die politische Palingenesie, in welcher die Schweiz in diesem Augenblick begriffen ist, außer dem, jedoch gemäßigten Widerstand in Wallis, Bündten und Glarus, die entschiedenste Abneigung bei den Hirten in Schwyz, Uri und Unterwalden findet. Das Räthselhafte dieser Erscheinung verschwindet für den, welcher mit der Denkart und den Sitten dieser Bergvölker vertraut ist. Hier tritt eigentlich nicht der Gegensaz einer despotischen Gesinnung mit den Grundsäzen der Freiheit, sondern der Gegensaz des historischen Lebens mit dem Bildungsprinzip ins Spiel; die Liebe zu einem, seit Jahrhunderten festgehaltenen Zustand mit dem Streben nach Aenderung und Umgestaltung. Wer diese Erscheinung unbegreiflich fände, würde die menschliche Natur nicht verstehen und, gewissen Staatstheorien zu Liebe, ihre ewigen Geseze verkennen. Die dreizehnörtige Eidgenossenschaft, wie sie im Jahre 1798 unterging, war das geschichtliche Denkmal der Thaten und Siege der drei Urkantone; dort bildete sich der Kern dieser Eidgenossenschaft; dort war die Wiege der schweizerischen Freiheit. Was Wunder, wenn die Enkel dieser tapfern und kühnen Hirten mit leidenschaftlicher Liebe und mit dem Gefühl eines gerechten Stolzes an dem Werk ihrer Väter wie an einem Heiligthum hingen? Daher der unendliche Jammer in diesen Thälern, als die Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts jenes Heiligthum zerstörten, daher der Heldenkampf, der in Unterwalden und Schwyz gegen die Zerstörer entbrannte, daher die unversöhnliche Feindschaft, die von dort aus ununterbrochen die helvetische Regierung befehdete, daher augenblicklich im Jahre 1813, sobald sie nur freie Hand erhielten, der kräftige Versuch jener Hirten, die verhaßte Mediationsakte umzustürzen. Wir wollen hiermit der dreizehnörtigen Eidgenossenschaft nicht das Wort reden; sie ging unter und mußte untergehen, weil sie den Bedürfnissen der Zeit und den Anforderungen der Kultur nicht mehr entsprach. Aber gleichwohl erblicke ich in den jezt so häufigen Deklamationen gegen die feste Anhänglichkeit der Urkantone an ihre alterthümlichen Einrichtungen eine Ungerechtigkeit, die nur in einseitiger Beschränktheit ihren Grund hat; ihr Streben mag nicht das zeitgemäße seyn, ein natürliches ist es immer. Im Jahr 1814 erhielten sie ihre alten Verfassungen zurück und sie gefielen sich nun darin, Alles nach der Weise ihrer Väter wieder herzustellen. Und in der That gibt es jezt vielleicht kein Völklein in ganz Europa, das so ganz in den Tagen der Vergangenheit lebt, wie diese Hirten. In den Thaten der Vorzeit ruht ihr Stolz; an den Ruhm vergangener Jahrhunderte ist ihre Bedeutung, ja man kann sagen, ihr hauptsächlichstes Verdienst geknüpft; und die Erinnerungszeichen an Küßnacht, an der Tellenplatte, in Altdorf, Saxelen und Stanz sind die Prinzipien ihrer Begeisterung. Selbst ihre fortdauernde Tapferkeit wurzelt in ihrem geschichtlichen Zustande, dem Erbe ihrer Väter.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Juli.

(Fortsezung.)

Einfluß der Julusrevolution auf die Bevorrechteten; auf Kunst und Wissenschaft.

Mit den Vorrechten des Adels ist es jezt aus; verliert nun die Pairswürde das Recht der Erblichkeit, wie es allgemein verlangt wird, so bleibt ihm in Frankreich kein Schlupfwinkel für seine Eitelkeit mehr übrig, und er wird sich persönliche Achtung erwerben müssen, wie andere Bürger, wenn er auch irgend Einfluß haben will. — Auf das Gemüth mancher Personen hat die Julusrevolution eine furchtbare Wirkung hervorgebracht. Seit langer Zeit gab es nicht so viele Verrückte in den Irrenhäusern, als seit jener großen Begebenheit; auch die Selbstmorde haben leider bedeutend zugenommen seit jener Zeit, besonders unter kleinen Beamten, welche ihre Stellen verloren haben. Den größern bleibt fast immer noch etwas aus der Zeit ihres Glanzes übrig, ein Landgut, ein Haus, Effekten, die sich in Geld umsezen lassen, oder doch Kredit; nicht so bei den geringern Beamten, die mit ihrer Stelle oft Alles verlieren. Handel und Gewerbfleiß haben einen Stoß erlitten, von dem sie sich lange nicht erholen werden. Schon in der lezten Zeit der Regierung Karls X. wollte es damit nicht fort, weil man wußte, daß der König sich zulezt zu einem gefährlichen Staatsstreiche von seinen Hofschranzen würde verleiten lassen, und daher keine Sicherheit für große Handelsunternehmungen vorhanden war. Seitdem ist man nur auf die Vertheidigung des Staats und auf die Aufrechthaltung der volksthümlichen Regierung bedacht gewesen, und hat sich daher mit andern Dingen wenig beschäftigt; daher wird wenig gebaut, wenig angelegt, wenig fabrizirt; und so lange der Staat auch von außen gefährdet wird, läßt sich keine merkliche Besserung hoffen. Am fühlbarsten ist das Stocken in denjenigen Zweigen des Gewerbfleißes, welche nicht zu den ersten Bedürfnissen gehören, als Kunst und Wissenschaft. Der Buchhandel liegt ganz darnieder. Außer einigen Flugschriften, Memoiren, Romanen und Theaterstücken erscheint wenig Neues; die Regierung hat zu viele dringende Bedürfnisse, als daß sie die Unternehmung großer Prachtwerke unterstüzen könnte, wie dies sonst der Fall war, weshalb auch viele solcher bereits begonnenen Werke in Stocken gerathen sind. Das einzige große neuere Werk, das jezt begonnen wird, ist die Reisebeschreibung der nach Griechenland gesandten Gelehrtenkommission. Aller Schwierigkeiten ungeachtet, womit diese Kommission zu kämpfen hatte, ist es ihr doch gelungen, einen reichhaltigen Schaz von gelehrten Erfahrungen zu sammeln. Blos der archäologische Theil wird 300 Kupferplatten enthalten, und unter andern die schönen zu Olympia ausgegrabenen Basreliefs darstellen, die, wie es fast keinem Zweifel unterworfen ist, zum prachtvollen Jupiterstempel gehört haben und das hiesige Museum des Louvre schmücken werden. Nicht minder reichhaltig wird der naturhistorische Theil ausfallen, zu welchem der allzuthätige Bory St. Vincent eine Menge von Beobachtungen gesammelt hat. In diesem Theile wird wahrscheinlich auch die eigentliche Reisebeschreibung vorkommen, worüber Bory St. Vincent und seine Reisegefährten gewiß manches Interessante zu berichten haben. Da so Vieles stockt, so hat auch die deutsche Oper dem Einflusse der Politik nicht entgehen können, und ist mit dem Juni geschlossen worden, nachdem noch zulezt einige Benefizvorstellungen zu Gunsten der ausgezeichnetesten Schauspieler gegeben worden waren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 180.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Juli 1831.

— So kämpf' ich gegen
Den Theil, dem ich hierher gefolgt —
Dem Lauf der Welt zum Hohn will ich's beginnen:
Von außen wenig, desto mehr von innen!

Shakespeare, Cymbelin.

Der Priester von St. Germain l'Auxerrois.

(Beschluß.)

Der Meier trat hier mit einem Teller, worauf Gläser standen, einem Brod und einer Flasche unter dem Arme, aus dem Hause. Er hatte die lezten Worte gehört. Lachend rief er: „Merkt Ihr es ihm an, daß er Eures Gleichen ist? Ja, er führte den Säbel lieber, als den Spaten! Er focht unter Bonaparte! Davon hat er es nun, daß er taub ist, taub wie eine Nuß. Wäre er das nicht, er hätte Euch geantwortet, daß Ihr um einen Aderlaß nicht verlegen seyn solltet. Aber, ich rathe Euch, macht ihn nicht bös, er ist verteufelt wild, und riecht er erst Lunte, so plazt er wie eine Pulvermine.“ Der Meier hatte während dem Sprechen die Gläser mehr als einmal gefüllt, der Wagen fuhr indeß zum Hofe hinaus, die Blumen und der taube Gärtner waren vergessen, die Nationalgardisten lachten ihren Kameraden aus und neckten ihn über den Mißgriff, der ihm leicht hätte Händel zuziehen können. „Tausend Teufel,“ entgegnete er, „wie soll's man jezt anfangen? Sind wir nicht dem entwischten Priester von St. Germain l'Auxerrois auf der Spur? Und verwandelt sich so Einer nicht in allerlei Gestalt, um den Laien ein X für ein U zu machen?“ — „Der da, ein Priester!“ lachte der Meier, „der weiß kaum, daß es eine Kirche gibt! Geht! Geht! Ihr wolltet ihn foppen, aber da wäret Ihr an den Unrechten gekommen!“ und so verließen sie das Haus. Der jüngere unter ihnen, ein heller, freundlicher Bursche, flüsterte dem Meier im Hinausgehen zu: „treffe ich auf den armen Priester, ich helfe ihm durch.“ Er drückte mit einer gewissen Bedeutsamkeit seinem Wirthe die Hand, daß dieser ungewiß blieb, ob jener Eustache erkannt habe oder nicht. Dieß hinderte ihn, den Geflüchteten sogleich nachzueilen, und sie auf einen andern Weg zu bringen. Es konnte eben so gut eine List seyn, ihn sicher zu machen, und so zwei Fliegen mit einer Klappe zu treffen, denn dem Helfershelfer wäre in solchem Falle sein Urtheil so gut als unterschrieben gewesen. Der konfus gewordene Mann stand daher etwas peinlich vor seiner Thür, als er den jungen Soldaten im vollen Lauf an sich vorbeistürzen und den Weg nach der Stadt nehmen sah. Er hatte ihm zugewinkt und dabei recht triumphirend gelacht. „Es ist vergebens!“ seufzte der Meier; „Sie sind entdeckt! Ich kann sie nicht retten! Gott erbarme sich ihrer und der Meinigen, die nun wohl Alle Eines Weges gehen werden.“ Er blieb in tödtlicher Angst seines Geschicks gewärtig. Jede Minute schien die Gefahr näher zu bringen; es ward Mittag, die Sonne senkte sich, der Abend brach herein, nichts unterbrach die steigende Todesangst der armen Familie.

Als es schon ganz dunkel war, kehrte der Gartenwagen zurück. Er fuhr langsam in den Hof. Keiner der Hausgenossen hatte das Herz, vor die Thür zu gehen. Alle blieben wie angekettet auf ihren Schemeln sitzen. Sie hörten indeß, daß Margot absprang und leichtfüßig über den Flur lief; nach einer Weile trat sie herein.

„Guten Abend!“ sagte sie, und dem Meier ein kleines Blättchen Papier hinhaltend, sezte sie hinzu: „Das da schickt Euch der junge Soldat.“ Mit zitternden Händen griffen beide Eheleute darnach. Sie wußten selbst nicht, was sie zu lesen fürchteten, sie trauten daher ihren Augen nicht, als sie die Paar Worte fanden: „Thut nicht, als sey irgend etwas vorgefallen. Seyd munter und arbeitet wie sonst in Eurer Wirthschaft. Will's Gott, hört Ihr bald mehr von mir.“

Margot ward nun in ein Kämmerchen gezogen und ausgeforscht. Sie wußte eigentlich nichts zu sagen, das Aufschluß gab. Nur so viel erzählte sie, das Fuhrwerk habe nicht weit von hier in einem Gebüsch gehalten. Da sey ein Soldat plötzlich auf sie zugestürzt, habe sich sehr barsch angestellt, das Gewehr auf den Fuhrmann angelegt und ihn bedroht, wenn er nur einen Laut von sich gebe, drauf habe er dem Gärtner ein Paar Worte zugeflüstert, sie und den Burschen tiefer in das Dickicht gehen und erst dann zurückkehren heißen, wenn sie ein scharfes Pfeifen hörten. Es sey ihnen nichts übrig geblieben, als zu gehorchen. Sie mußten lange auf das versprochene Zeichen warten. Als es nun gegeben ward, und sie den Wagen wieder bestiegen, war von den andern nichts zu sehen noch zu hören. Margot fand indeß jenen Zettel an ein Tuch gesteckt, das auf ihrem Sitze liegen geblieben war. Der Meier ließ sich das Alles wohl zehnmal wiederholen. Er ward nicht klug daraus. Andern Tages erfuhr er, daß die Haussuchung auf dem Schlosse sehr ruhig und glücklich abgelaufen, die Gräfin in keiner Art gekränkt und nichts entdeckt worden sey, was ihr Ungelegenheit geben könnte.

Dabei blieb es. Es vergingen mehrere Wochen, Niemand sprach länger von dem Geistlichen. Indeß kam von Zeit zu Zeit der Gewürzkrämer Aubin nach dem Schlosse; er kehrte dann wohl bei dem Meier ein. Unter den vielen Klagen, die er hier ausschüttete, blieb er meist bei der Untreue seines Ladendieners Valentin stehen, der verschwunden sey, man wisse nicht wohin. Doch auch Valentin ward vergessen. Die Ruhe kehrte nach und nach wieder. Es erinnerte sich Niemand gern an die entsetzlichen Stunden, und blieb auch die quälende Frage in den Herzen der verbündeten Freunde: „Was ist aus dem Unglücklichen geworden?“ so sprach man sie nicht aus. Es überraschte daher den Meier, als er eines Sonntages auf das Schloß der Gräfin gerufen ward, und diese ihm, mit einem Briefe in der Hand, Aubin neben ihr stehend, freundlich sagte: „Nun, Gottes Schutz bleibt den Bedrängten niemals aus, wenn sie ihn auf die rechte Weise anflehen. Das da schreibt der redliche Valentin! Les't! oder laßt es Euch von Aubin lesen.“ Dieser hatte nur auf die Aufforderung gewartet. Er las mit großem Eifer schnell Folgendes:

„Mein lieber Meister, ich bin Euch untreu geworden, aber Gott treu geblieben. Als Ihr mich verhindertet, die arme Madame Arboi aus dem Hause der Frau Gräfin zu begleiten, stürzte ich wie ein Unsinniger fort. Ich weiß nicht, was ich dachte; ich hatte gar keine Gedanken. Ihr nach, das war es, was mich trieb. Unterweges stieß ich auf den bewaffneten Haufen. Mein Vetter Mathien war darunter; es kam mir wie ein Blitz; ich schlug ihm vor, mir seine Uniform zu überlassen; der arme Junge machte nicht viel Umstände. Wir blieben ein Stückchen zurück, tauschten mit den Kleidern, und ich machte, daß ich den andern nachkam. Es ward mir nicht schwer, ein Paar von den durstigsten Kehlen zu einem kleinen Aufenthalt in der Meierei zu bewegen; dort wußte ich, mußte sie seyn. Es gelang Alles, wie ihr wohl durch Margot ungefähr wissen werdet. Ich begleitete die beiden Flüchtlinge in meinem Soldatenrocke, wie ein Paar Gefangene, von Dorf zu Dorf, requirirte Wagen und Pferde, und brachte sie bald ihren Verfolgern aus den Augen. Wir sind jezt bei den Meinigen, unweit Dieppe, in den Trümmern eines alten Schlosses. Hier ist auch eine kleine Meierei, die bewohnen wir. Ich pflege die stumme, schöne, unglückliche Frau. Dem Bruder Eustache mochte das Meer wohl sagen, wer am andern Ufer weint. Er ist hinübergefahren und tröstet die, welche des Trostes bedürfen. Ich bleibe mein Lebenlang hier, hacke, grabe, säe und pflüge, und bringe ich nicht mehr zu Stande, so bereite ich doch eine weiche Decke, unter welcher die Verbannten einst ruhig schlummern mögen.“

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Ischia. Nur ein Wort von dem vielbesprochenen Ischia. — Anstatt die, vier deutsche Meilen lange, Fahrt zur See zu machen, geht man lieber, wie man es nennt, zu Lande dorthin. Dieser Ausdruck hat dazu gedient, eine für unerklärlich gehaltene Stelle in der Odyssee, wo von dem zu Lande nach Itaka gehen, die Rede ist, ganz natürlich zu erklären. Man geht nämlich über Puzzuoli nach Miniscola (Militiae schola), von da schifft man sich nach Procida ein, welches kaum eine kleine halbe Meile entfernt liegt, geht zu Fuße durch diese Insel, deren Stadt eine lange Straße von Anfang bis zu Ende bildet, schifft sich unterhalb bei der kleinen Insel Vivara wieder ein, und hat ungefähr ebenfalls noch eine kleine halbe Meile bis Ischia, nämlich bis zu dem Orte dieses Namens, von dem die ganze Insel so heißt, ob es gleich das kleinste der vier Städtchen der Insel ist. — Nur die Nordwestseite derselben kommt eigentlich in Betracht;

denn die, durch den Berg Epomeo davon getrennte Südostseite ist wilder und wenig angebaut. Uebrigens sind auch alle Bäder, Wirthshäuser u. s. w., so wie, nebst Ischia, die drei andern Oerter der Insel, Casamicciola, Lacco und Forià, der bedeutendste von allen auf jener Seite. — Bei Casamicciola liegt der Gasthof, den man gewöhnlich besucht, La Sentinella, einsam auf einem Hügel, unweit des Meeres, in einer reizenden Lage. Es ist hier, wie in den meisten Badeorten, verhältnißmäßig sehr theuer. Es gibt kein Pferd und noch weniger einen Wagen auf der ganzen Insel, ja kaum einmal einen Karren. Schwächliche Frauen, die nicht auf Eseln reiten können, müssen sich tragen lassen.

Der Weg von der Sentinella nach Forià, durch das Innere der Insel, am Fuße des Epomeo hin, und über Lacco am Ufer zurück, ist außerordentlich schön, und man kann nicht aufhören, mit Entzücken eine Kultur zu bewundern, die wohl selten ihres gleichen hat. Lacco liegt sehr schön am Meere, und mitten darin ein sonderbarer Felsen, der ganz die Gestalt eines Pilzes hat, auch il fungo genannt wird. Da das Ufer hier seicht ist, so ist er den Schiffern sehr nützlich, die die Weinfässer auf ausgespannten Seilen erst auf diesen Stein schaffen und sie dann in die Schiffe, die sich dem Lande nicht nähern können, laden. Zwischen Lacco und der Sentinella liegt das Haus, welches der König von Baiern bewohnt hat, in einer romantischen Umgebung und mit einer herrlichen Aussicht. — Im Hofe steht der ungeheuer große indianische Feigenbaum, den vor vielen Jahren Elisa von der Recke hier gepflanzt hat. Er war voller Früchte. Auf der andern Seite von der Sentinella, gegen Ischia zu, liegen die berühmten Fumaroli delle Cacoiutte, die heißesten von allen diesen Dampfstellen. — Aus kleinen Spalten einer Felsenwand dringt ein so heißer Dampf hervor, daß man ihn an der Hand nicht aushalten kann; er muß also beinahe die Temperatur des kochenden Wassers erreichen.

Diese Insel, und besonders das Oertchen Casamicciola, ist vor drei Jahren von einem Erdbeben heimgesucht worden, wie Europa in diesem Jahrhundert wohl keines erlebt hat. Fast kein einziges Haus ist verschont geblieben, und die meisten sind gänzlich eingestürzt, so wie alle Kirchen, außer der Kathedrale, die zwar beschädigt, aber doch noch aufrecht stehen geblieben ist. Es war zu Lichtmeß den 2ten Februar 1828, und zum Glück des Mittags, wo die meisten Menschen außerhalb der Häuser sind, dennoch verunglückten vierunddreißig Personen. Daß nach drei Jahren die Spuren dieses Erdbebens noch ganz frisch sind, kommt nicht von der Furcht, sich wieder hier anzubauen — denn viele gefährlich gestützte Häuser sind bewohnt geblieben — sondern einzig und allein vom Mangel an Gelde her.

Nirgends ist der Sonnenuntergang schöner, als von den Anhöhen der Insel, besonders vom Epomeo, da man unmittelbar das Meer im Westen und in der Ferne einen kleinen Archipel von Inseln vor sich hat. Die Sonne verschwindet nämlich hinter den Inseln, die vor dem Vorgebirge von Monte Circello und vor dem Golf von Gaëta liegen, als Palmarola, Ponza, Ventotiene und andere mehr.

Ischia hat bei einem Umfang von 18 — 20 Miglien (5 deutsche Meilen) 24,000 Einwohner. Procida aber ist verhältnißmäßig noch viel bevölkerter, denn man zählt auf dieser viel kleinern Insel 14,000, ja, wie andere wollen, gar 18,000 Einwohner, von denen aber 4000 gegenüber auf dem festen Lande (auf dem Berge von Procida) auch ansäßig sind und einen Theil des Jahrs dort zubringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juli.

(Beschluß.)

Die deutsche Oper in Paris.

Der Verlust des Unternehmers der deutschen Oper soll in diesem Jahre noch bedeutender gewesen seyn, als im vorigen. Es ist eine schwierige Aufgabe, Schauspieler aus verschiedenen Gegenden Deutschlands in einem weit entfernten Lande zusammenzubringen, und sie in schwer aufzuführenden Opern auftreten zu lassen, welche das Orchester kaum Zeit hat, einzustudiren. Weislich hatte man sich dieses Jahr auf sehr wenige Stücke beschränkt. Der „Freischütz.“ „Don Juan,“ „Fidelio.“ „Oberon.“ „Euryanthe.“ dies war ungefähr das ganze Repertoire. Einige Darstellungen mißlangen, was bei einer solchen Eile gar nicht zu verwundern ist; dagegen gelangen andere vortrefflich. „Euryanthe,“ die in der französischen Nachahmung oder Verstümmelung von Castil Blaze auf der großen Opernbühne so schlecht aufgenommen worden war, gefiel besonders und wäre ein Lieblingsstück des Publikums geworden, wenn die Zeit erlaubt hätte, es öfter aufzuführen und das Textbuch verständlicher oder anziehender für die Zuschauer gewesen wäre. Don Juan, den die Italiener zuweilen auch aufführen, aber selten mit großem Beifalle, gefiel ungemein und die Zeitungen gestanden, nur Deutsche vermöchten Mozart gehörig aufzufassen. Fidelio machte tiefern Eindruck, als im vorigen Jahre; die Franzosen machen sich allmählig vertraut mit dem genialen Style Beethovens. Die Schröder-Devrient will man hier behalten und in der großen Oper auftreten lassen. Sie wird wohl thun, wenn sie zuvor untersucht, ob sie sich berufen fühlt, in der französischen Oper zu singen, was etwas anders ist, als in seiner Muttersprache und in Opern, woran sie gewöhnt ist, sich hören zu lassen. Es wäre für Paris zu bedauern, wenn in den folgenden Jahren die deutsche Oper nicht wieder käme. Für die Bildung des musikalischen Geschmackes der Pariser ist dieselbe sehr wichtig, und den müßigen Reichen gewährt sie mannigfaltige Unterhaltung. Allein besser wäre es vielleicht, die Forderungen nicht zu hoch zu stellen, und die deutsche Oper auf einen niedrigern Fuß zu setzen, als die italienische. Letz-

tere kommt dem Unternehmer theuer zu stehen, weil nur sehr wenige Sänger und Sängerinnen ersten Ranges vorhanden sind, und diese sich ungeheuer bezahlen lassen. Die deutschen Talente sind bescheidener, und da sie meistens zweiten Ranges sind, so spannen sie ihre Forderungen nicht so hoch. Die deutsche Oper sollte also nicht mehr kosten, als die französische Operette, bei welcher die Eintrittspreise dem Vermögen des Mittelstandes angemessen sind. Die italienische Oper ist, wie die große französische, nur für die Reichen, und wenn diese durch die politischen Begebenheiten in ihren Kunstgenüssen gestört werden, so hält es schwer, ein volles Haus zusammenzubringen. Dies ist der Fall in gegenwärtiger Zeit. Der reichen Fremden kommen dieses Jahr weniger als sonst nach Paris, weil überall Unruhe und Bangigkeit herrscht, und man in der Fremde die Stadt Paris wie in einem beständigen Aufruhr begriffen schildert, um den Völkern Furcht vor Neuerungen einzujagen. Von der Darstellung deutscher Lustspiele, womit im vorigen Jahre ein Versuch gemacht wurde, war diesmal keine Rede. Es kommt jezt bei den Franzosen nicht darauf an, deutsch zu studiren, sondern frei zu bleiben, und das läßt sich aus der deutschen Dramatik nicht lernen.

D g.

Schwyz, Juli.

(Beschluß.)

Die Urkantone. Schluß.

Mit großer Sorgfalt bewahren die einzelnen Geschlechter, die sich wieder in Familien theilen, ihre Genealogien, welche sie, wo möglich, bis zu den ersten Freiheitsschlachten zurückzuführen suchen. Jedes Geschlecht hat seit den ältesten Zeiten sein eigenthümliches Wappen. Höchst ungern nehmen sie einen Fremden in die Gemeinde der altgefreiten Landleute auf, welche sie als eine reine Gemeinde der alten Geschlechter zu erhalten streben. Daher die Schwyzer die äußern Bezirke, welchen sie im Jahre 1798 politische Rechtsfreiheit geben mußten, im Jahre 1814 wieder aus der Landsgemeinde verstießen. Höchst interessant wäre es, dieses sonderbare Phänomen mit Niebuhrs Ansichten von der ursprünglichen Bedeutung der patrizischen Geschlechter in Rom, mit welchen es große Aehnlichkeit hat, zu vergleichen. Treffend sagt daher Meier in seiner Schweizer Geschichte, daß in den Urkantonen ein Volksadelsvorurtheil herrsche; denn in der That betrachten sich diese Hirten als ein geadeltes Völklein und von weit höherm Range, als alle andern Völkerschaften der Schweiz, weil durch sie und ihre, jedes andere Verdienst überstrahlenden Heldenvorzüge allen andern Völkerschaften der Eidgenossenschaft die Freiheit erworben worden sey.

Sie sehen leicht ein, daß das ganze Gewicht dieser Urkantone bei der jezigen Umgestaltung der Schweiz untergehen muß. Zwar wird man ihnen ihre Verfassungen und ihre ganze individuelle Lebensform unangetastet lassen; aber dennoch wird ihr historisches Seyn allmählig alle Bedeutung verlieren. Die jezige gesellschaftliche und politische Reform der Schweiz geschieht im Geist der modernen europäischen Entwickelung; Erwerbsthätigkeit, geistige Kultur, Fortbildung und politische Vervollkommnung, diese sind der Maßstab, der in Zukunft das Gewicht der einzelnen Kantone bestimmen wird. Die ehrwürdige alte historische Bedeutung jener Hirtenländer wird allen Werth verlieren. In den neuen Bildungsgang der Schweiz wollen sie aber einestheils nicht eintreten, weil sie ihren geschichtlichen Boden nicht verlassen wollen, anderntheils können sie nicht, weil die Natur sie auf ihr einfaches Hirtenleben angewiesen hat. Dazu kommt noch eine andere Betrachtung. In dem Geist der neuen Reform liegt wesentlich auch eine Umbildung der Bundesverfassung, und zwar auf die Weise, daß das Gewicht der einzelnen Kantone auf der Tagsazung durch die Bevölkerung und die materiellen Leistungen für das Ganze bestimmt wird, wie es zum Theil schon während der Mediationsregierung der Fall war. Nach dieser Ansicht, auf deren Verwirklichung jezt von allen Seiten hingearbeitet wird, würden die größern Kantone vier bis fünf, die mittlern zwei bis drei Stimmen, und die kleinen nur eine Stimme auf der Tagsazung erhalten. In diese lezte Klasse fallen denn auch die Urkantone; und dieser Gedanke, der Gedanke, daß die Nachkommen der gepriesenen Stifter der Schweizer Freiheit, der Fürst, Stauffacher und Melchthal, sie, die bis 1798 und wieder seit 1813 (wiewohl in geringerm Grade) mit dem ungebleichten Adelglanz unvergleichlicher Thaten auf der Tagsazung erschienen waren und stets ein großes Gewicht in die Wagschale gelegt hatten, nun zu politischen Nullen in der Eidgenossenschaft herabsinken sollen, erregt in Schwyz, Uri und Unterwalden die bittersten Empfindungen; die schweizerische Reform wird daher dort als das Grab der Eidgenossenschaft betrachtet.

Phil.

Auflösung des Räthsels in Nr. 175:

Der Coccon der Seidenraupe.

Homonyme.

Ich schimmernder, lustiger, duftiger Kreis
Umgebe den Zaubrer auf sein Geheiß,
Der, wie ihr alle vortrefflich wißt,
Ein großer Held in Verwandlungen ist.
Bald zeigt er ein freundliches, mildes Gesicht,
Bald zieht er es sichelkrumm, der Wicht.
Bald legt er das Kleid der Unsichtbarkeit an,
Dann ist es um mich auch, den Kreis, gethan.

Auch bin ich ein Himmel voll Sterne, jedoch
Die Sterne, sie weilen nicht allzu hoch.
Ein Wort, so verschwinden die Sterne ganz;
Die Herzen erfreut nicht der Sterne Glanz,
Doch, strebt man nach ihnen, sie wecken Neid,
Viel Glanz ist, doch ferne die Seligkeit.

Auch wandl' ich herum um ein Sternenpaar,
Ich bin die große Trabantenschaar,
Die sich um das Paar und die Trägerin dreht,
Und die Schrift der Sterne so gut versteht.
Oft scheinen sie warm, oft äußerst kalt,
Sie haben das Leuchten in ihrer Gewalt.
Ich schwärme darum, wie die Mücken ums Licht,
Die Flügel verbrennt es so manchem Wicht;
Wenn aber ein Glückskind aus mir sich naht,
Ihm zeigen die Sterne den rechten Pfad,
Ihm leuchtet ihr Licht, und der Himmel ist sein,
Es schaut in die seligen Sterne hinein.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 181.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juli 1831.

Der Mensch hat den Staat zum Polster der Trägheit zu machen gesucht, und doch soll der Staat gerade das Gegentheil seyn; sein Zweck ist, den Menschen absolut mächtig, und nicht absolut schwach, nicht zum trägsten, sondern zum thätigsten Menschen zu machen.

Novalis.

Die Mongolen unter chinesischem Szepter.

In der Bibliothek des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zu St. Petersburg befindet sich ein chinesisches Gesetzbuch, das alle Theile der religiösen, bürgerlichen und militärischen Verfassung des himmlischen Reichs umfaßt. Herr von Nesselrode hat es übersetzen lassen.

Wir theilen im Folgenden aus diesem Buche etwas über mongolischen Adel und Geistlichkeit mit. Den Leser wird mancher Familienzug an die gute alte Zeit in Europa erinnern, und wir haben ja auch noch jezt in unsern Staatskörpern mehr als zu viel asiatische Elemente.

* * *

Die ganze Verfassung der Mongolen und Khalkhas, die sich freiwillig den Mandschus unterworfen haben, ist, wie die der leztern, durchaus militärisch. So theilen sich die mongolischen Stämme, die südlich von der Wüste Gobi wohnen, in sechs Tchulkhans oder Korps, und diese wieder in neun und vierzig Gusas oder Fähnlein; die Khalkhas sind unter vier Schans und sechs und achtzig Fähnlein vertheilt; die Mongolen vom Altaigebirge bilden neunzehn Fähnlein unter einem General, der zu Gobdo sizt.

Die Fürsten der Mongolen und Khalkhas theilen sich in sechs Klassen. Die in der ersten bekommen jährlich von der chinesischen Regierung etwa 10,000 Gulden Gehalt und vierzig Stücke Seidenstoffe verschiedener Art, die in der zweiten Klasse haben 6000 Gulden und zwanzig Stücke Seide; die dritte Klasse bekommt 3200 Gulden und dreizehn Stücke; die vierte 2000 Gulden und zehn Stücke; die fünfte 1200 Gulden und neun Stücke; die sechste 800 Gulden und sieben Stücke. Die Taidzi und Tabnnans, oder der niedere Adel, erhalten 400 Gulden und vier Stücke Seide. Sind diese Fürsten und Herrn nach unsern Begriffen ziemlich schlecht bezahlt, so ist die Apanage der Prinzessinnen von kaiserlichem Geblüt, deren manche an mongolische Fürsten verheirathet sind, vollends ärmlich; denn eine legitime Tochter des Kaisers hat jährlich, so lange sie in der Mongolei lebt, nicht ganz 4000 Gulden und dreißig Stücke Stoff, wenn sie aber zu Peking bleibt, nur 1500 Gulden und 200 Säcke Reis. Ihr Gemahl erhält, außer seinem Gehalt als mongolischer Fürst, nur 1200 Gulden und zehn Stücke Seide.

Wenn die mongolischen Fürsten und Edelleute, die Regierungsbeamten im Civil und Militär, die in der Mongolei angestellt sind, und die hohe lamaitische Geistlichkeit in Geschäften nach Peking reisen, so bekommen sie Entschädigung, nach einem höchst ausführlichen Reglement, das in diesem Administrativkoder enthalten ist. Das Ceremoniel bei den feierlichen Vorstellungen und Audienzen am Hofe, die Geschenke, welche die mongolischen Fürsten je nach ihrem Rang dem Kaiser überreichen müssen und dagegen von ihm erhalten, Alles dieß ist mit der gewöhnlichen kleingeistigen Genauigkeit der Chinesen des Breitern aufgeführt.

Ferner enthält das Buch Vieles über die großen Jagden, welche der chinesische Selbstherrscher alljährlich in der Mongolei anstellt und die zugleich in Friedenszeit seinen Truppen zur Uebung dienen.

Die Summe, welche die Regierung in der Mongolei erhebt, die direkten Steuern und den Ertrag der Zölle zusammengerechnet, beträgt gewiß nicht über 1 bis 1½ Millionen Gulden, und sie wird im Land selbst zu Bestreitung der Verwaltung und zur Unterhaltung der Tempel und anderer öffentlichen Anstalten verwendet.

Die Strafgesetze sind für Vornehme nichts weniger als streng, für das gemeine Volk dagegen höchst grausam. Wer zu jenen sechs Adelsklassen gehört, bezahlt, wenn er einen absichtlichen Mord begangen hat, eine Buße von neun Mal neun Stücken Vieh, wovon die Familie des Ermordeten zwei Drittheile und das Oberhaupt des Stammes, dem er angehörte, ein Drittheil erhalten; er büßt überdieß auf ein Jahr den Gehalt der Regierung ein. Ein Sklave dagegen, der seinen Herrn umbringt, wird lebendig in Stücke zerschnitten; wer seine Frau umbringt, wird erdrosselt; für den zufälligen Todtschlag sind je nach dem Range des Thäters Bußen angesezt. Auf Diebstahl und Räuberei stehen äußerst strenge Strafen.

Sämmtliche mongolische Stämme sind bekanntlich Nomaden; sie haben somit sehr wenig zu thun, und dieß ist wohl ein Hauptgrund, warum sie so eifrige, andächtige Buddhisten sind. Auch ist die Geistlichkeit ausnehmend zahlreich, und in jeder Familie widmet sich zum wenigsten Ein Jüngling dem geistlichen Stande. Zu Peking und an den Begräbnißorten der Mandschukaiser leben sehr viele Lamas, und die ganze Mongolei wimmelt von Priestern. Der Dalai-Lama und der Bantchen-Lama, die beiden höchsten Kirchenfürsten in Tibet, schicken jährlich eine Gesandtschaft an den Hof von Peking. Das Ceremoniel bei ihrer Vorstellung ist ein für allemal genau vorgeschrieben, so wie auch die Geschenke, welche der Kaiser den Gesandten für J.J. Heiligkeiten und für sie selbst überreichen läßt. Andere mongolische Kirchenfürsten schicken nur alle fünf Jahre Gesandtschaften und Geschenke. Der Oberpriester der buddhistischen Klöster und Tempel auf dem berühmten Berge Utaichan, in der chinesischen Provinz Chansi, ist verpflichtet, alle Jahre zwei Schachteln mit Schwämmen nach Peking zu schicken; sie werden im Ministerium der answärtigen Angelegenheiten mit großem Ceremoniell empfangen, und der Oberpriester erhält dagegen sechs Stücke Seidenstoff. Man sieht aus Allem, daß die chinesische Politik durch wohlberechnete Mittel der Eitelkeit, dem Glauben und Aberglauben der Völker, die dem Szepter des Sohnes des Himmels unterworfen sind, zu schmeicheln weiß.

In der russischen Bearbeitung des chinesischen Werks scheint der Artikel, welcher von den diplomatischen Verhältnissen zwischen China und Rußland handelt, bedeutend abgekürzt. Bekanntlich stellen die Chinesen als Grundsatz auf, daß alle Nationen, welche Gesandtschaften und Geschenke nach Peking schicken, dem Reiche der Mitte tributpflichtig seyen, und somit steht auch Rußland auf der Vasallenliste der Mandschukaiser. Im russischen Buche ist aber davon kein Wort zu lesen; man findet über dieses Kapitel nichts darin, als den 1728 zwischen beiden Reichen abgeschlossenen Friedenstraktat und einige Verordnungen hinsichtlich der Grenzzollstätten. Man weiß indessen wohl, daß hinsichtlich des Handels mit Rußland und der russischen Gesandtschaften, die nach Peking kommen, die größten Kleinigkeiten, wie überhaupt Alles, zum voraus angeordnet sind, und es besteht ein chinesisches Reglement, demzufolge einem russischen Botschafter, so lange er sich zu Peking aufhält, täglich Folgendes verabfolgt werden muß: ein Schaaf, ein Fäßchen Branntwein, eine Büchse mit Thee, ein Krug Milch, zwei Unzen Butter, zwei Fische, zwei Nachtlampen, ein Pfund gesalzenen Kohls, vier Unzen Soya, eben soviel Essig, eine Unze Salz. Alle neun Tage erhält er von der kaiserlichen Tafel vier Schüsseln und zehn Kannen Thee, der nach Art der Mandschus mit Fett zubereitet ist.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

S. Giacomo de' Spagnoli.

Eines der größten und schönsten Gebäude Neapels im modernen Styl, ist dasjenige, welches (zwischen den Jahren 1819 und 1824) auf der Stelle erbaut worden, welche sonst das Kloster, die Kirche und das Hospital, der spanischen Nation zugehörig, und S. Giacomo genannt, einnahmen. Im Mittelpunkte der Stadt, von der einen Seite in der Hauptstraße Toledo, von der andern an dem schönen Platz Largo del Castello gelegen, und von zwei Nebenstraßen, die von ersterer auf den lezten führen, begränzt, hat dieß ungeheure Gebäude Raum genug für alle Ministerien, die Bank, die Börse, die Präfektur der Polizei, die Verwaltung der Domänen, Forsten u. s. w., die sämmtlich hierher verlegt worden sind. — Die Hauptfaçade ist nach dem Platz zu, und imponirt mehr durch ihre Größe als durch architektonische Schönheiten, denn sie ist sehr einfach. Siebzehn große Balkone in jedem der drei Stockwerke gewähren die Aussicht auf den Golf und den Vesuv. Ueber dem Haupteingang steht die Inschrift: Ministerii di Stato, und zu beiden Seiten lange lateinische, die Geschichte der Erbauung und die Angabe aller der vielen (fast aller, heißt es) dorthin verlegten Behörden enthaltend. Das

Ministerium der Finanzen nimmt gerade die Stelle des ehemaligen spanischen Hospitals ein, daher man, als dieser Pallast fertig und jenes Ministerium eingezogen war, den Witz machte: „Le finanze del Regno di Napoli sono adesso all' Ospedale." Durch den Haupteingang am Largo del Castello, ist ein dem Publikum geöffneter, sehr schöner Durchgang, ganz im Style der Pariser Passages, durch welchen man nach der Straße Toledo gelangt. Aber anstatt der prächtigen Boutiquen der französischen Hauptstadt, sieht man nur gemeine Krämer auf beiden Seiten ihre unscheinbaren Waaren feilbiethen. — Nahe am großen Eingang vom Largo del Castello stehen einander gegenüber die beiden Standbilder von Roger, dem ersten normannischen Könige und vom Kaiser Friedrich II. als den beiden Herrschern, denen das Land das meiste verdankt, und deren demselben erwiesene Wohlthaten in langen lateinischen Inschriften aufgezählt werden. Ohngefähr in der Mitte der Gallerie führt rechts eine Thüre nach dem großen, für die Börse bestimmten Saale. Weiterhin, am Ausgange nach der Straße Toledo, ist das Gran Libro. Ueberall an den Wänden dieses Durchgangs, besonders aber vorn bei den beiden Statuen sind die königlichen Verordnungen, nach den verschiedenen Ministerien, von denen sie ausgegangen, geordnet, aufgehängt, und es wird dabei das sonderbare Ceremoniell, auf welches streng gehalten wird, beobachtet, daß, wer sie lesen will, den Hut abziehen muß, was, da immer hier viel Zugwind herrscht, denen, die etwas nachzusehen haben, sehr unbequem seyn muß. Hingegen kann man dicht daneben dem großen Kaiser Friedrich II. mit dem Hut auf dem Kopf ungestraft ins Gesicht sehen, und der verdiente es doch wohl eher, daß man vor ihm den Hut zöge. Dieß erinnerte mich an ein noch sonderbareres Ceremoniell in Spanien, denn da tritt gar die Wache ins Gewehr, wenn das Essen des Königs vorbeigetragen wird.

Neapel in der Charwoche.

In einer Stadt, wo vielleicht mehr Kutschen fahren als in irgend einer andern, macht das Ende der Charwoche, wo alles Fahren verboten ist, einen solchen Eindruck, daß Neapel gewissermaßen eine ganz andere Physiognomie bekommt. Von Donnerstag früh bis Sonnabend gegen Mittag wird dieses Verbot so streng beobachtet, daß nur die äußerste Nothwendigkeit hier und da einem kleinen mit einem Esel bespannten Karren sich zu zeigen erlaubt. Nirgends ist dies auffallender als in der schönen Straße Toledo. Hier, wo man sonst vom frühen Morgen bis in die Nacht sich mühsam an den Häusern hin drängen muß, um den hin- und herfahrenden Wagen und besonders den, wie Pfeile dahin schießenden Calessini zu entgehen, entsteht nun der schönste Spaziergang für Fußgänger in der ganzen Breite dieser vortrefflich gepflasterten Straße, und hier ist das Pflaster immer da am besten, wo die Wagen fahren. Dies wissen sich auch die Schönen Neapels zu Nutze zu machen, welche in ungeheurer Anzahl Donnerstag und Freitag Vor- und Nachmittags, zwar, wie die Sitte will, in schwarzen Kleidern, übrigens aber so geputzt als möglich, dort auf und ab wandeln. Dieser Anblick, von einem Balkon betrachtet, ist wirklich einzig. Aber noch schöner war der, als Freitags der König zu Fuße und mit unbedecktem Haupte aus der Kirche Madonna delle Grazie am obern Ende der Straße Toledo durch diese nach dem Schlosse zurückging. Nur seine Brüder begleiteten ihn diesmal, da die Königin und die Prinzessinnen, die sonst auch zu Fuße die S. Sepolcri besuchen, wahrscheinlich weil das Wetter nicht sicher war und das Fahren auch für sie nicht angeht, weggeblieben waren. Der Zug war äußerst imposant. Abtheilungen von der Infanterie der Garde gingen voran und beschlossen ihn; auch waren Spaliere von Soldaten gezogen, die die Mitte der Straße frei ließen. Zuerst kamen alle Offiziere der hiesigen Garnison, und da sie an 15,000 Mann beträgt, so mochten ihrer wohl 5 bis 600 seyn. Sie gingen einzeln an beiden Seiten der Spaliere, den Hut in der einen und eine Wachskerze in der andern Hand. Die Stabsoffiziere und Generale kamen zuletzt, dann alle Hofchargen und die höchsten Staatsbeamten, endlich der König und seine Brüder, alle gleichfalls mit unbedecktem Haupt und mit Wachskerzen in der Hand, und den Beschluß machte das Musikchor der Garde, geistliche Stücke spielend.

Im Straßburger Münster.

Von Weihrauchdüften ist durchhaucht
Die weite, stille Münsterhalle,
Da stehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und sieh, ein reicher Farbenschein
Ergießt sich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schooße
Der bunten, blättervollen Rose. *)

Sie läßt ihr wunderklares Licht,
Ins düstre Chor hinuntergleiten —
O hehres Bild! wie mahnst du nicht
An alte, längstverklungne Zeiten!
Die Liebe klärte, frisch und jung,
Des Glaubens ernste Dämmerung,
Und Minnerosenschein durchglühte
Das fromme, selige Gemüthe!

Adolph Stöber.

*) Die große gläserne Rose über dem mittlern Portale.

Korrespondenz-Nachrichten.

Briefe über Wiener Leben und Anstalten.

Vierter Brief.

Dieser Brief soll noch über das wissenschaftliche Leben und Treiben, so wie über die Spitäler, Institute und Sammlungen, das Interessanteste, in gedrängter Kürze, mittheilen. Die Universität ist vielleicht, wie sie auch von Kilian, in seiner Schrift über die Universitäten Deutschlands, schon dargestellt worden, eine der traurigsten, die auf deutschem Boden existiren. Doch liegt der Fehler nicht so sehr in der Einrichtung der Anstalt selber, als vielmehr in der Wissenschaftslosigkeit und dem ergrauten Schlendrian des bei weitem größern Theils der Männer, welche die Lehrstühle besetzen. Freilich gibt es auch hier, wie überall, vortreffliche Köpfe, die durch Schrift und Wort der Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet haben. Mohs, Littrow, Jaquin, Baumgartner, und unter den jüngern Professoren Czermak, sind Männer, die alle Hochachtung verdienen; besonders ist es der erste, der die Mineralogie aus dem alten Chaos emporgehoben und zur Wissenschaft gestaltet hat. Der traurigen Verhältnisse ungeachtet, ist die Universität Wien zahlreich besucht, aber freilich nur von Inländern, von denen keiner im Auslande studiren darf, ein treffliches Mittel, einheimischen Anstalten Zöglinge zu verschaffen. — Die Spitäler Wiens sind so bekannt, daß ich mich darüber kurz fassen kann, wenn ich kein Buch davon schreiben will. Leider haben sie durch den für die Wissenschaft allzu früh erfolgten Tod des großen Pathologen Hartmann viel verloren, indessen stehen Jäger, Rosas und der junge, von Pavia hierher versezte Kliniker Hildebrand als hochgefeierte Männer da. Wer anderwärts seine theoretischen Studien vollendet hat, und zum Theil auch mit praktischen Kenntnissen schon ausgerüstet nach Wien kommt, der wird im Fache der Heilkunde, wenn es ihm anders gegeben ist, zu wissen, was und wie er beobachten soll, gewiß erfreuliche Fortschritte machen. Freilich ist da auch, wie überall, manches zu tadeln, am meisten aber doch gewiß die mit dem allgemeinen Krankenhause in Verbindung stehende Irrenanstalt, die man eher Schreckensthurm, als Narrenthurm, wie sie hier genannt wird, heißen sollte. Wie weit steht sie hinter jener in Aversa bei Neapel, oder hinter der in Pirna bei Dresden, die als Muster aufgestellt zu werden verdient! — Unter den naturhistorischen Sammlungen Wiens will ich nur der kaiserlichen Museen erwähnen. Sie enthalten einen Reichthum, der vielleicht nur von dem der Pariser Kabinette übertroffen wird; aber der bei weitem größere Theil davon ist ein vergrabener Schaz, ein Kapital, das todt da liegt und der Wissenschaft keine Zinsen trägt. Seit vierzehn Jahren befindet sich Natterer ununterbrochen in Brasilien, mit dem Auftrage, dort zu sammeln und herüber zu senden; allein was er schickt, wird hier nicht etwa weiter untersucht und dem Naturforscher bekannt gemacht, sondern unter Schloß und Riegel verwahrt und dem Moder überlassen. Statt daß sie Alles, was da ist und ferner noch hinzukommen wird, dem Stande der Wissenschaft gemäß ordnen, in einem einzigen Lokale zusammenstellen und in diesem dann die Vorlesungen über Naturgeschichte halten sollte, besizt vielmehr die Universität jezt ihre eigene, wenig bedeutende Sammlung, und die kaiserlichen Museen selbst sind wieder zerrissen und großentheils nach längst veralteten oder nach unbekannten Systemen geordnet, von denen kein verständiger Naturforscher etwas weiß. Die Mineraliensammlung allein, wenn wir der Insekten- und Amphibiensammlung im zoologischen Kabinette nicht speziell erwähnen wollen, macht eine rühmliche Ausnahme; sie ist von Mohs nach seinem Systeme auf eine Weise aufgestellt, die auch den Minderkundigen erfreuen muß, und dient zum Gebrauche der Vorlesungen, die der treffliche Lehrer im Lokale selbst gibt.

Die übrigen Institute Wiens betreffend, so muß ich wohl das thierärztliche und das polytechnische zuerst nennen, kann davon aber blos sagen, daß es mit ersterm sich ungefähr so verhält, wie mit der Universität und daß lezteres merklich im Verfall ist. Lieber will ich des vortrefflichen Taubstummeninstituts, und besonders des Blindeninstituts, einer Anstalt, wie ich noch keine gesehen, gedenken. Auf einer heitern, gesunden Stelle prachtvoll aufgeführt und mit einer schönen Gartenanlage geziert, entspricht das Gebäude in seiner ganzen Einrichtung all den Forderungen, die man an ein Lokal zu diesem Zwecke nur machen kann. Direktor Klein, ein Mann so ganz nach dem Herzen Gottes, weiß die Unglücklichen, die da Trost und Hülfe suchen und finden, mit einer Liebe und Sanftmuth zu leiten, die ihm jedes Herz gewinnen müssen. Staunen und Rührung ergreifen einen, wenn man sieht, wie da Blinde, blos durch ihr Gefühl geleitet, allerlei Handwerke ausüben und oft Schöneres zu Stande bringen, als Viele mit gesunden Augen. Am tiefsten aber wird das Herz ergriffen, wenn nach den, alle Donnerstage statthabenden öffentlichen Prüfungen, wo geschrieben, gelesen und gerechnet wird, schöne Musik zu ertönen anfängt, und endlich zu den schmelzenden Akkorden eines Flügels ein Mädchen mit weicher Silberstimme singt, am Schlusse jeder Strophe von einem wohltönenden Chore begleitet. Da bleibt kein Auge der Zuhörer thränenlos; der einzige Mensch, den ich einmal ungerührt dastehen sah, war — ein Diener des Altars. Nur seine Seele allein wurde nicht ergriffen von dem, was allen Andern fast die Brust zersprengte. — So ausgezeichnet, wie dieses, ist auch das Taubstummeninstitut. Solche Anstalten sind die schönsten Denkmäler, die ein Monarch sich sezen kann. Während alles Andere in Staub zerfällt und im Winde verweht, stehen sie allein herrlich da und tragen ihre Gipfel hinüber in eine lichtere Welt.

Auflösung der Homonyme in Nr. 180:

Von Dr. Scholle.

Was Himmel? was Sterne, was Seligkeit?
Wie macht sich die Phantasie doch so breit!
Komm lieber herab von der Himmelsleiter,
Und suche die ärmliche Hühnerleiter:
Wo sie steht, räthst du gewiß, wer ich bin.
Da gackert die Henne zum Eiergewinn,
Da schnättert die Ente, da krähet der Hahn,
Fängt Händel mit Nebenbuhlern an,
Da schreitet der Welsche so stolz einher,
Als ob er des Lebens versichert wär',
Da schleichen die Marder herum in der Nacht,
Und sind die Ställe nicht gut vermacht,
So üben sie heimliche Polizei,
Und konfisziren so Huhn als Ei.

Beilage: Monatsregister Juli.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 182.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 1. August 1831.

— Das Herz, von Melodieen trunken,
Wünscht in Wehmuthsthränen hinzuquellen.

A. W. Schlegel.

Die Thränen.

Sey gepriesen, heil'ge Quelle,
Die du mir im Auge quillst,
Jetzo blinkest mild und helle,
Jetzt mit sturmbewegter Welle
Hoch das Ufer überschwillst;
Hier, wie Perlen lieblich prangen,
In verklärten Blicken leuchtest,
Dort mit heißem Strome feuchtest
Gramverzehrte bleiche Wangen.

Von der Erde weitem Runde,
Floh die reine Seligkeit;
Schmerz und Wonne sind im Bunde,
Flüchtig wechselt, wie die Stunde,
Süße Lust und herbes Leid:
Heil'ger Born, dein Spiegel malet
Jeden Wechsel der Gefühle,
Wie in bunter Farben Spiele
Aus dem Thau die Sonne strahlet.

Eh den Menschen einst verstoßen
Aus der Heimath seine Schuld,
Friedlich goldne Tage floßen
Da dem Reinen, Mühelosen,
Mit ihm war des Vaters Huld:
Bis mit feuersprüh'ndem Schwerte,
Nach des bittern Fluches Worten,
Ihm des Paradieses Pforten
Ewig nun der Cherub wehrte.

Als er, flüchtig durch die Lande,
Jetzt in Wüsten, starr von Eis,
Ausgeglüht von dürrem Sande
Irrend ging im Sonnenbrande,
Triefend von der Mühe Schweiß;
Ueber ihm des Zornes Lasten
Mit zermalmendem Gerichte,
Und Verzweiflung im Gesichte,
Und im Herzen ohne Rasten:

Siehe da! wie reicher Segen
Aus der Wolke, dumpf und schwül,
Nach den Blitz- und Donnerschlägen
Auf das dürre Land der Regen
Niedersäuselt, rein und kühl:
So in milder Thränen Fülle
Lösten endlich sich die Schmerzen,
Nur ein Sehnen blieb im Herzen
Nach der Heimath, tief und stille.

Und wie sich zum ersten Male
Der geweihte Quell erschloß,
Und aus der krystallnen Schale,
Silberhell im goldnen Strahle
Menschenantlitz niederfloß:
Fließt er fort in alle Weiten,
Seit die Unschuld ward verloren,
Stets von Weh und Lust geboren,
Rastlos, wie der Strom der Zeiten.

Thränen in des Säuglings Blicken,
Den die Mutter wiegt im Arm,
Den sie ewig vor Entzücken
Weinend, lächelnd möchte drücken
An den Busen, treu und warm:
Thränen rinnen an der Bahre,
Drinn ein Greis den langen Schlummer,
Satt von Freude, matt von Kummer,
Schläft im silberweißen Haare.

In das Land, wo Thränen fließen,
Stieg herab von seinem Thron,
Neu den Himmel aufzuschließen,
Für den Bruder zu vergießen
Selbst sein Blut, der ew'ge Sohn:
Wenn der Quell im Aug zerronnen,
Führt des Heiles Wiederbringer,
Todes mächtiger Bezwinger,
Einst uns in das Land der Wonnen.

Vor dem Richter quält den bangen
Sünder Angst, so riesenschwer;
Ruhe sucht sein heiß Verlangen,
Aber mit dem Biß der Schlangen
Stachelt ihn der Fluch umher.
Nach der alten Heimath Schwelle
Irrt umsonst ein dunkles Sehnen,
Und es stockt der Quell der Thränen,
Und im Busen flammt die Hölle.

Doch den Heiland sieht er bluten,
Sterben in des Kreuzes Pein;
Taucht in seiner Liebe Fluthen,
Löscht in ihr die wilden Gluthen,
Badet sich von Sünde rein.
Ganz in Thränen will die Reue
Nun ausströmen mit dem Leben;
Dem, der sich für ihn gegeben,
Schwört er wandellose Treue.

Selig weinend blickt der Glaube,
Auf zum Vater, der die Welt
Schirmend, wie die scheue Taube
Vor des wilden Geiers Raube,
Liebevoll am Herzen hält;
Der im großen Bund die Seinen,
Menschen, Engel, Blumen, Sterne,
Der das Nahe, wie das Ferne
All in Liebe will vereinen.

Schauerliche Winde tragen
Von der Erde hoch empor
Nächtlich thränenvolle Klagen,
Daß sie tausendstimmig schlagen
An des stummen Himmels Thor:
Mit den qualerpreßten Tönen
Mischt sich Weinen in der Kammer,
Weinen in des Kerkers Jammer,
Kettenklirren, banges Stöhnen.

Aber, horch! mit leisem Schritte
Naht ein Retter, gottgesandt;
Und erhört ist jede Bitte,
Labung bringt er in die Hütte,
Bricht des Kerkers finstre Wand.
Heller, als den Stern im Dunkeln,
Siehst du hier der reinen Liebe,
Dort des Dankes fromme Triebe
Im bethränten Auge funkeln.

Weh! geknickt von Sturmes Wüthen
Eine Rose, sitzt die Braut,
Der es auf die früh verblühten
Wangen aus dem schnell verglühten
Blick herunter schmerzlich thaut;
Weil den Liebling, ohn' Erbarmen,
Ihr im eisernen Gefilde
Niederschmetterte der wilde
Würger mit den kalten Armen.

Aber, sieh! im Abendrothe
Lächelnd hoch ein Engel schwebt;
Ach! es ist der theure Todte,
Der, des ew'gen Morgens Bote,
Sie hinauf, hinüber hebt.
Wie sein Glanz der Thränen Spiegel
Und die blassen Wangen röthet!
Dorthin, wo kein Tod mehr tödtet,
Trägt auch sie des Geistes Flügel.

Völker mäht an Einem Heerde
Kalt der große Würger ab
Mit dem hochgezückten Schwerde;
Ihren Kindern wird die Erde
Selbst ein ungeheures Grab.
Wie der Wunden Ströme bluten,
In einander mit den Bächen,
Die aus tausend Augen brechen,
Ganz zu Einem Meere fluthen!

Von des Schicksals ehrnen Streichen
Unerschüttert steht ein Held,
Den man nimmer sah erbleichen,
Ueber Bergen, hoch von Leichen,
Auf den Trümmern seiner Welt.
Ha! noch sträubt der Leu die Mähne;
Doch der Menschheit herbem Loose
Opfert, seinem nicht, der große
Stolze Kämpfer Eine Thräne.

Doch, von solchem Thau begossen,
Herrlich wächst die junge Saat;
Blüthen goldner Tage, sprossen,
Wo der Thränen viel geflossen,
Schönes Bild und große That.
Muß in unermeßnem Leide
Zuckend ein Geschlecht vergehen,
Aus den Gräbern auferstehen
Wird der Enkel Stolz und Freude.

Und vieltausend Jahre fliehen,
Völker=steigen ab und auf;
Stets aus thränenvollen Mühen
Reicher muß der Lenz erblühen
In der Sonnen schnellem Lauf:
Bis der Zeiten Gang vollendet,
Bis zur Ernte reif die Geister,
Und der Herr, der Welten Meister,
In sein Feld die Schnitter sendet.

Wann die vollen Garben sinken,
Mächtig schallt der Sichel Schlag,
Sieht man gleich Krystall es blinken,
Hell der Thränen Fülle winken,
Die wie Thau auf ihnen lag.
Dann versiegt ist ihre Quelle,
Doch gefaßt in goldne Schalen,
Von dem Herrn gezählet, strahlen
Alle Tropfen jeder Welle.

Auch die stillen, nie gekannten,
Werden köstliches Gestein,
Herrlicher, als Diamanten
Je in ird'scher Krone brannten,
In des Vaters Reiche seyn,
Wonneleuchtend in dem Kranze,
Der die Häupter der Gerechten
Schmückt nach bangen Traumes Nächten,
Von des Urlichts ew'gem Glanze.

Julius Krais.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Die Apenninen.

(Nachtrag zum Artikel Klima, Nr. 54.)

Die Gebirgskette der Apenninen, eine der längsten in Europa (denn sie erstreckt sich vom Col di Tende, oberhalb Nizza, bis unterhalb Reggio, Sizilien gegenüber, vom 44° bis zum 38° der Breite und 25° bis 34° der Länge, also auf 6° der Breite und 9° der Länge), mit ihren Krümmungen gewiß weit über zweihundert deutsche Meilen lang, — die gerade Linie beträgt schon über 140 Meilen — übersteigt von ihrem Ursprung bis zu ihrem Eintritt ins Königreich Neapel, in den Abbruzzen, selten oder nie die Höhe von 5000 Fuß. Der 7366 Fuß hohe Velino, zwar noch außerhalb, aber ganz nahe an der Grenze dieser Provinz gelegen, kann nicht als Ausnahme gelten; aber von da an bis zu ihrem Endpunkt am Capo delle Armi, erheben sich ihre Gipfel so, daß sie nur denen der Alpen, und kaum denen der Pyrenäen nachstehen. Und hierin, weit mehr noch als in der südlichern Lage, welche zum Theil durch die östlichere neutralisirt wird, scheint die Ursache der so milden Temperatur der Westküste des Königreichs Neapel zu liegen; was auch durch das Klima von Genua, und noch mehr von Nizza, bestätigt wird.

Der Corno, den das Volk il gran Sasso d'Italia nennt, dieser höchste Punkt der Appenninen, für den man fälschlich zuweilen den Velino angibt, der doch an 2000 Fuß niedriger ist, beginnt diesen höhern Zug jener Gebirgskette. Er ist wenigstens 9000 Pariser Fuß hoch, nach Orsini gar 9494. Ich sah ihn von der Anhöhe hinter Frascati, dem Kastell des alten Tusculums, in einer Entfernung von 14 — 15 deutschen Meilen in gerader Linie, zu Ende Mai's noch ganz mit Schnee bedeckt liegen. Ihm folgt der Monte Amaro, nicht weit davon, etwas südlicher, über 8000 Fuß hoch; dann die Maiella, ein anderer Zweig dieser Berggruppe, eine Höhe von 7500 Fuß erreichend.

Noch weiter nach Süden, fast gerade im Norden von Neapel, und nur 12 bis 15 deutsche Meilen von dieser Stadt entfernt, liegen wieder zwei Berge, deren Höhe noch immer beträchtlich ist, wenn sie auch jenen nachstehen der Monte Meta über Sora, in der Provinz Terra di Lavoro, an der Grenze der Grafschaft Molise, nach Capocci 6830 Fuß hoch, und Monte Mileto («sull» Mattese, etwas über Alife, von 6330 Fuß Höhe.

Dies ist also ganz besonders die Mauer, die den schon an den Alpen zum erstenmale, dann zum zweitenmale an jenen hohen Bergen der Abbruzzen gebrochenen kalten Nord- und Nordostwind noch einmal brechend, der Campagna felice, auch des, selbst für seine geographische Lage so äußerst milden Klimas wegen, den Namen mit verdienen hilft.

In der Basilicata ist die Gruppe des Sirino an 6000 Fuß hoch, und die höchsten Berge im Principato citeriore erreichen gleichfalls eine Höhe von 5 bis 6000 Fuß. Von da an gibt es auch in Kalabrien mehrere hohe Berggipfel, z. B. den Monte Pollino, dessen gemessene Spitze, dolce dorme genannt, 6640 Fuß hoch ist. Man hatte den Monte Cocuzzo immer für den höchsten Berg in Kalabrien gehalten, aus dem Grunde, weil er von allen Seiten in einer sehr großen Entfernung

gesehen wird; indessen fand Tenore, der ihn gemessen hat, daß er nur 5272 Fuß hoch ist.

So ergeben sich also in den Neapolitanischen Appenninen, und von den Abbruzzen bis hinunter nach Kalabrien eine Menge Berggruppen, deren Gipfel von 5000 bis 9000 Fuß sich über die Meeresfläche erheben. Auf dem Corno, dem Monte Amaro und der Mariella, den höchsten und zugleich nördlichsten Spitzen, fällt der Schnee von Ende September bis in Mai, schmilzt nachher zwar da, wo die Sonne am kräftigsten wirkt, aber wo dies nicht der Fall ist, besonders in den vor ihr geschützten Thälern, bleibt er fast den ganzen Sommer über liegen.

Sonderbare Spiegelung. Am Vorgebirge Massa ist häufig die Luftspiegelung (Mirage) zu beobachten. Man sieht nämlich bei gewissen Zuständen der Atmosphäre das Ufer nicht in die See eintauchend, sondern gleichsam in der Luft schwebend, so daß es scheint, die Schiffe könnten, wie unter einem vorhangenden Felsen, darunter hindurchsegeln. Diese Erscheinung ist keineswegs selten, und ich habe sie an den meisten Tagen des vergangenen Monats März bemerkt. Auch die Insel Capri soll manchmal wie in der Luft zu schweben scheinen, doch bin ich noch nie so glücklich gewesen, es zu sehen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

Partheiwesen in Frankreich und der Schweiz.

Ich habe Ihnen im vergangenen September das leztemal geschrieben. Die acht Monate, die seitdem verflossen, wiegen in der Lebensgeschichte unsers kleinen Freistaats so schwer und schwerer, denn Jahre. Ich gäbe was darum, wenn ich Voltairen mit all seinen bissigen Vorurtheilen jezt für ein Paar Wochen wieder heraufschaffen und hier festhalten könnte, bis er sich umgesehen. Er würde nicht mehr über uns spotten, wie in seiner Guerre de Genève. Und könnte ich gar Rousseau'n zurückzaubern, so würde er nicht auf sein Genfer Bürgerrecht verzichten, sondern es fest an sein großes Herz drücken. Alles dies verdanken wir dem Wiederhall der Pariser Juliustage, die ja auch in Deutschland mehr Gutes gewirkt haben, denn bis jezt in Frankreich selbst.

Ich reiste vor einiger Zeit nach Paris, um da eine Sache ins Reine zu bringen, deren Gerechtigkeit klar ins Auge sprang. Der betreffende Minister gab mir auch vollständig Recht, war überaus höflich, bemerkte aber, es könne wohl einige Tage dauern, bis der Gegenstand in Ordnung komme. Ich war voll Hoffnung und meinte, nun könne es mir gar nicht fehlen. Um mir die Zeit zu vertreiben, schlenderte ich nun in Paris herum, aus einer Vorstadt, aus einer Kneipe in die andere und sprach mit Jedem, der mir in den Wurf kam, denn das ist die einzige Art, hinter die Wahrheit zu kommen und die Dinge zu sehen, wie sie wirklich sind. Darauf ging ich in die Kaffeehäuser und besuchte einige Gesellschaften, die in Paris bekanntlich Salons heißen. Da stieß ich unter andern auf einen in[illegible]leischten Karlisten, der, Gott weiß warum, noch seine bedeutende Stelle inne hatte; ohne allen Rückhalt sprach er mir von Legitimität, göttlichem Recht und der nahen Rückkehr der alten Ordnung mit der Wiedererhebung der ältern Bourbonschen Linie. Ich wandte dem alten Narren den Rücken zu und machte bald darauf Bekanntschaft mit einem Studenten der medizinischen Schule, der mich mit Taktik und Strategie in die Schule nehmen wollte; ich bedankte mich; dies half aber wenig, denn nun zog der junge Mensch ein dickes Mannscript aus der Tasche und las mir das Projekt einer republikanischen Verfassung vor, in der Alles zu finden war, nur kein Menschenverstand und keine Ueberlegung. Dem Karlisten und dem Studenten rieth ich in meinem Aerger, einige Zeit nach Charenton (dem großen Irrenhaus bei Paris) zu gehen. Dies nahmen beide sehr übel; daher nannte mich die Quotidienne am folgenden Tag einen Jakobiner und die Tribune einen Karlisten. Der Herr Minister aber, der sorgsam den Weg des juste milieu gehen wollte, gab seinen Leuten Befehl, mich nicht mehr vorzulassen; ich konnte auch aller Bemühung ungeachtet nicht mehr zu ihm dringen und meine gerechte Sache ward auf die Seite geschoben. Dies ärgerte mich entsezlich, und da mir auch die wilden, tumultuarischen Scenen, das rohe Toben und Schreien der aufgeregten Menge sehr zuwider war, so verließ ich Paris und dachte in Grenoble bei Verwandten Ruhe zu finden. Da kam ich aber schön an; der Präfekt, der Maire, die Geistlichkeit und das Militär lagen sich in den Haaren; es handelte sich freilich um keine Kleinigkeit, denn die Frage: ob ein Kreuz von seiner Stelle weg auf eine andere gebracht werden solle, gährte in allen Köpfen und Jeder nahm Parthei dafür oder dawider, ja das weibliche Geschlecht nicht weniger denn die Männer. Dies Unwesen wurde mir bald unerträglich; ich sehnte mich nach meinen Schweizerbergen zurück, und nachdem ich in Straßburg Einiges in Ordnung gebracht hatte, eilte ich nach Basel, um Luft zu schöpfen. Da kam ich gar aus dem Regen in die Traufe, denn da waren die Behörden eben beschäftigt, den Liestaler Insurgenten den Prozeß zu machen; hatten sich doch die Leute erfrecht, auf ihre Rechte und auf Gleichstellung mit dem aristokratischen Basel Anspruch zu machen und sich dabei — schlagen zu lassen! Ich machte, daß ich nach Bern kam. Da fand ich die „Herren“ mit neuen irdischen und unterirdischen Umtrieben gegen das Volk beschäftigt, und es war drauf und dran, ihm wieder zu nehmen, was es sich männlich und bescheiden errungen. Es war mir, als sähe ich eine tückische Kaze im Hinterhalt liegen, um über einen armen Vogel herzufallen, der seine Flügel noch nicht recht zu gebrauchen verstanden. Mir wurde ängstlich zu Muth und ich fuhr am folgenden Morgen nach Lausanne. Da kam ich zu den Wehen der Constituante. Ich wohnte der Diskussion über Religionsfreiheit bei, und es that mir sehr leid, bei den Waadtländer Deputirten so viel Rohheit, so großen Mangel an Bildung und parlamentarischer Reife zu entdecken. Männer wie Laharpe und Monnard, welche noch vor Kurzem die ersten und kühnsten Sprecher für die würdige Volksfreiheit gewesen waren, sahen sich von der Mittelmäßigkeit und Unkenntniß ganz in den Hintergrund gedrängt, und hatten keinen Einfluß auf das neue Konstitutionswerk. Dadurch wird begreiflich, daß man drauf und dran war, den ersten Artikel der neuen Verfassung folgendermaßen abzufassen: „Der Kanton Waadt behält seine ehemaligen Grenzen und verzichtet auf alle Eroberung.“ Dies ist allerdings sehr edel. Frankreich, Preußen für Neuchatel und Sardinien müssen es mit Dank erkennen. Ich machte, daß ich fortkam, so schön das Land ist, und schiffte mit dem Dampfboot nach Genf zurück, das ich im Januar verlassen hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 183.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. August 1831.

Ja, die Zeit ist hingeflogen,
Die Erinnrung weichet nie;
Als ein lichter Regenbogen
Steht auf trüben Wolken sie.

Uhland.

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

Eine der wichtigsten und vielversprechendsten literarischen Unternehmungen in Frankreich ist gegenwärtig der Plan Edgar Quinets, die französischen epischen Gedichte des Mittelalters herauszugeben. Daß für diesen so wichtigen Gegenstand bis jezt rein nichts geschehen ist, wäre ohne die bekannte Richtung, welche die moderne französische Poesie genommen hat, ganz unbegreiflich. Wir besitzen bekanntlich aus dem Mittelalter deutsche Bearbeitungen und Uebersetzungen verschiedener solcher altfranzösischer Dichtungen; die Vergleichung derselben mit den Originalien kann nun sehr interessant und nützlich werden, und die Bekanntmachung der unübersezt gebliebenen Poesien dürfte vollends in historischer und literarischer Hinsicht schöne Früchte tragen. Der ganze Plan und der vorläufige Bericht des Unternehmers an den Minister des Innern, aus dem wir im Folgenden einen Auszug geben, sind auch darum interessant, weil sie darthun, wie ernst es jezt manchen Franzosen ist, sich von dem Schlendrian loszureißen, der gewöhnt hatte, in Kunst und Wissenschaft nicht über die belorbeerte Perrücke Ludwigs XIV. hinauszusehen und — seltsam genug — eitel darauf zu seyn, daß ihre am Hofe geborne Poesie so jungen Adels war. Wenn dem französischen Kunstforscher hier und da etwas Menschliches begegnet, wenn ihm zuweilen ein kleines Paradoxon entschlüpft, so können sich seine deutschen Kollegen desto mehr freuen, daß er so ganz in ihre Fußstapfen tritt.

* * *

Vom fünften bis zum zehnten Jahrhundert war in den gallischen Landen das Lateinische so ziemlich der einzige Träger und Dollmetscher der alten Landessagen. In diesem Zeitraume stammelten zwar die Sagen in den neuern Volkssprachen, aber schriftlich wurden sie darin noch nicht niedergelegt. Erst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts dolmetschte die romanische Sprache die celtisch-katalonischen Sagen, und vom Beginn des zwölften Jahrhunderts an wird Alles auf einmal anders. Jezt haben sich die beiden Sprachen, die von oc und die von oeil geschieden und versuchen sich in die Wette an den heiligen Büchern des abendländischen Europas, die durch die Uebersetzung ins Lateinische nur wenige Veränderung erlitten hatten. Es ist wahrhaft wunderbar, mit welchem Eifer diese sich erst bildenden Sprachen bemüht sind, in einem neuen Versmaaß die heiligen Sagen und uralten Volksmythen der Celten wiederzugeben. Kaum ein halbes Jahrhundert vergeht, und in allen alten Provinzen sprießen mächtige romanische Epopeen auf, und jede hat ihren Mittelpunkt da, wo einst ein Hauptsitz von Druiden oder Barden gewesen war. Diejenigen, die sich um die Thäler des alten Cataloniens bildeten, schloßen sich an die morgenländischen Sagen der Araber an; diejenigen, die ihren Anhaltspunkt an den Druidensteinen der Ardennen hatten, nahmen die germanischen Sagen um die Rheinufer in sich auf. Am unvermischtesten hielten sich die, welche sich in Irland, Wales und Kornwallis, in die Niederbretagne und auf die Insel Jersey verzweig-

ten. Sie fallen ganz in die Zeit der ersten scandinavischen Edda und sind gegen ein halbes Jahrhundert älter als die Nibelungen.

Diese großen Epopeen nun besitzen wir noch in der Sprache und dem Versmaaß des zwölften Jahrhunderts; sie lagen aber bis jezt unbekannt im Staube der Bibliotheken. Ich habe ihrer gegen siebzig gezählt, und dabei nur diejenigen gerechnet, die unzweifelhaft vom entschiedensten Werthe sind. Sie bilden für sich allein eine ganze Literatur, die aber die größten französischen Kritiker nicht nur nicht nach ihrer Wichtigkeit erkannt, von der sie nicht einmal eine Ahnung gehabt haben. — Jene Epopeen zerfallen, wie die heiligen Bücher der Druiden, in zwei Klassen. Die einen sind Geschlechtsregister der celtischen Dynastien, die andern gleichen vielmehr Kosmogonien und theologischen Mythen.

Die Dichtungen genealogischen Inhalts waren für den Stamm der Celten, was die Bücher der Richter für die Juden, die Geschichte des Jornandes für die Gothen, die Puranas für die Indier waren, und die Kritik muß ihnen dasselbe Maaß historischer Glaubwürdigkeit zusprechen. Sie sprechen von gegen dreißig Generationen brittischer und gallischer Häuptlinge vor Cäsars Eroberung. Sie beschreiben die ersten Ansiedlungen von Völkerstämmen in den nördlichen Ländern. Die geschichtlichen Sagen aus jener Zeit bis dahin, wo Gallien mit italienischer Kultur in Konflikt kam, erzählen sie nach der Ordnung, und der mythische Hintergrund dabei ist nur unbedeutend; sodann besprechen sie aus dem nationalen Gesichtspunkt die Kämpfe des celtischen Stamms mit den Römern, und die Beschreibung läuft fort bis zum ersten scandinavischen Einfall. Das Staunen der Inselbewohner beim Anblick der germanischen Eroberer ist naiv geschildert, und die Beschreibung erinnert an die Ankunft der Spanier in Mexiko. Sie schließen erst da, als endlich die gallischen Häuptlinge das Christenthum angenommen haben. Manche dieser Sagen hat Shakespeare bearbeitet; so kommt namentlich die Geschichte vom König Lear vor, und ist mit wahrhaft Homerischer Einfalt erzählt.

Was die Form dieser Dichtungen betrifft, so gibt ihr nicht sowohl der Schwung, der poetische Flug, der allerdings sehr mäßig ist, ihren eigenthümlichen Charakter, als das Ernstfeierliche und die genaue Uebereinstimmung mit den alten Büchern, aus denen sie ursprünglich ihren Text entlehnt haben. Aber just diese Regelmäßigkeit und Eintönigkeit gibt diesen Geschlechtstafeln ihr eigenthümliches historisches Gepräge. Ganz diese Sprache führt das Buch der Richter, die Inschriften der Egypter, die ersten griechischen Mythen. Diese Dichtungen werden also unzweifelhaft in Zukunft den Horizont der gallischen Geschichte um mehrere Jahrhunderte erweitern. Jedes Volk, das ein ganzes Leben ausgelebt hat, besizt aus seiner Urzeit Schriftdenkmale, die einerseits als Geschlechtsregister eintönig, andernseits, als heilige Bücher, feierlich, erhaben sind: unsere Geschichte hatte bis jezt nichts dergleichen, und nun, da wir es haben, ist es von der größten Wichtigkeit, daß die Texte möglichst hergestellt werden. So lange sie nicht genau bekannt sind, bleiben alle Arbeiten über unsere Urgeschichte oberflächlich und gehaltlos.

So wichtig und interessant nun diese Dichtungen sind, so sind sie nicht die einzigen, die in Vergessenheit schlummern. Ja, eine noch größere Klasse von Gedichten, die einst in verdientem Ruhme strahlten, sind jezt für uns so gut als nicht vorhanden. Wenn ich sage: wir haben in Frankreich Epopeen, von zwanzig=, dreißigtausend, ja von siebzigtausend Versen, welche gegen fünfzig Foliobände füllen; diese Dichtungen, so herrlich durch die darin enthaltenen Sagen, wie durch die glänzende Sprache, durch die reiche, nie versiegende Phantasie der Dichter, wie durch das volle, schöne Idiom; Dichtungen, die sich tausendfältig in einander verschlingen, so daß sie gleichsam ein einziger unendlich verzweigter Baum sind, so glaubt wohl mancher, ich spreche von indischen Epopeen, auf Palmblätter geschrieben und in Kapseln von wohlriechendem Holz verwahrt; nicht doch, diese Gedichte sind ächt französisch. Dante spricht von ihnen, und mit Bewunderung, und drei Jahrhunderte nach ihrer Vollendung wurden sie von Ariost oft Punkt für Punkt nachgeahmt, dem sie an glänzender, malerischer Darstellung durchaus nichts nachgeben und vor dem sie sicher die Tiefe und die Natürlichkeit voraushaben. Diese Epopeen besitzen wir auf Handschriften aus dem zwölften Jahrhundert, in der Oktave des Ariost.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Reise nach Pestum.

Gegen Ende Aprils ist sonst hier die Witterung schon beständig. Dieß Jahr machte aber leider eine Ausnahme; so daß wir unter fünf Tagen drei Regentage zählten. Daher verunglückte auch unser Projekt theilweise. Wir hatten uns vorgenommen, nach Castellamare zu Lande und von da nach Sorrento zur See zu fahren. Von dort wollten wir die Insel Capri besuchen, und dann von dieser über Amalfi nach Salerno steuern.

Den ersten Tag kamen wir auch bei dem schönsten Wetter glücklich nach Sorrent, und genossen mit Entzücken die Reize der unbeschreiblich schönen Küstenfahrt bis dorthin. Aber den zweiten und dritten Tag machten wir vergebliche Versuche, die Insel Capri zu erreichen; einmal von Sorrent, das andere Mal von Massa aus,

welches der Insel gegenüber und nur wenige Miglien von ihr entfernt liegt. Der Kanal zwischen beiden ist, wenn die See etwas hoch geht, und der Wind nicht ganz günstig ist, für offene Ruderböte fast unmöglich zu durchschiffen, so daß es wohl begegnen kann, daß man mehrere Tage, gegen seinen Willen, auf der Insel festgehalten wird. Dieß ist auch wohl die Ursache, weßhalb die Fremden, von denen fast keiner Ischia unbesucht läßt, viel seltener hieher kommen, ja von hundert Neapolitanern hat kaum einer Capri gesehen, obgleich dieß, wiewohl in einer ganz andern Gattung, (und schon wegen der Ruinen der Palläste des Tiberius) in vielem Betracht noch interessanter ist wie Ischia. Da das Wetter sich nicht änderte, so blieb uns leider nichts anderes übrig, als wieder nach Castellamare zurückzukehren, um von da nach Salerno zu reisen.

Ich komme vielleicht ein ander Mal auf Sorrent zurück, dessen mannigfaltige Schönheiten wohl eine ins Einzelne gehende Beschreibung verdienen. Wir brachten die zwei Tage in dem äußerst schön in der Nähe des Meeres, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Gasthof, La Cocumella genannt, zu, der eben so gut wie die Sentinella in Ischia und doch wenigstens fünfzig Prozent wohlfeiler ist.

In Castellamare sah ich diesmal zuerst eine Makaronifabrik, von denen die berühmtesten hier und in Torre dell' Annunziata sind. Je weniger ich etwas Interessantes erwartet hatte, desto mehr wurde ich überrascht. Unter den mannigfachen Manipulationen, denen der Teig unterworfen wird und die schwer zu beschreiben sind, will ich nur einer erwähnen, weil sie äußerst drollig ist. Auf einem starken Balken, der mit dem einen Ende an der Mauer so befestigt ist, daß er auf einer elastischen Unterlage ruht, die eine freie Bewegung in die Höhe und nach allen Seiten hin verstattet, sitzen außen, da, wo die Kraft des Hebels die größte ist, drei Arbeiter; der Teig liegt nahe an der Unterlage auf steinernen Platten. Nun setzen die Arbeiter den Balken, der den Teig bearbeitet und knetet, dadurch in Bewegung, daß sie mit ihm wie Luftspringer hin und her hüpfen, und bei der großen Elastizität des Balkens braucht es zum größten Sprunge nur eines starken Fußtritts, um, so wie der Teig sich ausbreitet, ihn überall gleichmäßig zu pressen und durchzukneten, wobei sie mit ihrer ganzen Last, die noch durch die gewaltigen Sprünge um vieles vermehrt wird, am Ende des Hebels eine Druckkraft hervorbringen, die außerordentlich groß seyn muß. Nach verschiedenen andern Bearbeitungen wird endlich der Teig durch metallene Formen gepreßt, aus denen er in unzähligen Gestalten, von den fingerdicken Maccaroni an bis hinunter zu den immer dünner und zulezt fast so dünn als Haare werdenden, Fidelini, Vermicelli und Capellini, hervorgeht.

Am dritten Abend waren wir bei Zeiten in Salerno. Der Weg geht über Nocera de' Pagani, das alte Nuceria, und La Cava. Gleich hinter dem erstern Ort wird die Landschaft so unbeschreiblich schön, daß wohl Stollberg Recht haben mag, wenn er sie für die schönste in ganz Italien hält. Zur linken Hand sieht man eine Menge reizender Hügel, die Vorberge der Apenninenkette, liegen. Hier auf diesen Hügeln fielen mir mehrere säulenartige hohe Thürmchen auf, die ganz die Form der Leuchthürme hatten, und nicht weit von einander abstanden. Es ist dieß nichts anders als eine Anstalt zur Vogeljagd. Wenn die Wachteln im Anzuge sind, sagte man mir, so spannt man von einem Thurme zum andern ungeheure Netze auf, um sie bei Tausenden zu fangen. Außerdem sollen aber diese Thürmchen auch noch dazu dienen, um von ihnen aus die zahllosen Schwärme wilder Tauben, die sich um sie her sammeln, zu bekriegen, indem die Liebhaber dieser Jagd, von oben herab mit ihren Schleudern eine große Niederlage unter diesen Vögeln anrichten. Dieß soll schon ein Lieblingsvergnügen der alten Griechen gewesen seyn.

La Cava liegt im Mittelpunkte dieses Paradieses. Das tiefe, querliegende Thal gleich hinter dem sehr hübsch gebauten, freundlichen und ganz offenen Städtchen, wird durch eine schöne Brücke geebnet. Der Weg nach Salerno geht gerade aus, aber gleich hinter dieser Brücke geht rechts in die Berge hinein die Straße zu dem berühmten Kloster La Trinità della Cava (beiläufig gesagt, nach Monte Cassino das reichste an Manuscripten). Es liegt an einer tiefen romantischen Bergschlucht, an welcher der Weg sich hinzieht, der zwar steil, aber doch bequem ist, und durch mehrere Ortschaften führt. Das Kloster liegt dicht an dem kleinen Städtchen Corpo di Cava. In diesem Orte, oben auf dem Gipfel des ganz abwärts von der Straße gelegenen Berges, ist das einzige Wirthshaus, welches in dieser ganzen so frequenten Gegend anzutreffen ist, oder vielmehr gibt es da ein Haus, dessen Eigenthümer so human ist, Fremde zu beherbergen, die sich indessen ganz gut bei ihm befinden. Unten auf der Landstraße in La Cava ist schlechterdings kein Unterkommen zu finden, was bei einem der einladendsten Orte um Neapel, auf einer so sehr befahrnen Straße eben so verdrießlich als unbegreiflich ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Torywitz gegen die Reform.

Unglaublich heftig ist gegenwärtig in den Journalen der Kampf zwischen denen, welchen es ein Majestätsverbrecher dünkt, an das Denkmal der Weisheit der Väter, das heißt an ihre Privilegien, Hand zu legen, und der unendlichen Majorität der Nation. Alle Waffen taugen: historisches und philosophisches Raisonnement, Verläumdung und Apotheose

Scherz und Ernst, heiterer und bitterer Spott. Immerhin ist der Muth und die Ausdauer der Antireformers bei ihrer verzweifelten Sache zu bewundern. John Bull ist einmal fest entschlossen, jedes Raisonnement aus dem Lager der Aristokraten abgeschmackt und jeden Torywitz matt zu finden. Wenn über die beißenden Ausfälle der gegen die Reform eifernden Blätter ein Paar Dutzend Lords und protestantische Priester an ihren Frühstückstischen sich die Hände reiben, belustigt ein Sarcasmus des Lord Kanzlers die ganze Nation. Wir theilen im Folgenden eine kleine Probe des Torywitzes mit, die zugleich die gewöhnliche Form der dem Parlament vorgelegten Bittschriften veranschaulicht.

* * *

Unterthänige Bitte der weiblichen Einwohnerschaft der Grafschaft ..... an die hochachtbaren im Parlament versammelten Gemeinden des vereinigten Königreichs von Großbritannien und Ireland.

Die Bittstellerinnen haben seither unter den gegenwärtig bestehenden Institutionen dieses Landes ruhig und glücklich gelebt, und es darum nicht für klug und räthlich gefunden, sich in politische Fragen zu mischen; da sie nun aber erfahren, daß aus allen Ecken des Königreichs Bittschriften eingereicht werden, welche auf Veränderungen in der Oekonomie Ihres hochachtbaren Hauses dringen, so können sie nicht umhin, ihre Ansprüche, zu dieser vorhabenden Verfassungsänderung selbstthätig mitwirken zu dürfen, geltend zu machen. Die Bittstellerinnen erklären demnach dem hochachtbaren Hause, daß sie für sich und alle weiblichen Unterthanen dieses Königreichs gleiche Rechte mit der männlichen Einwohnerschaft ansprechen und behaupten, daß sie sowohl bei der Wahl der Mitglieder des hochachtbaren Hauses ihre Stimmen sollten mitabgeben, als selbst in genanntes Haus gewählt werden können.

Die Bittstellerinnen gründen ihr Wahlrecht ganz auf dieselben Grundsätze, nach welchen die männlichen Bittsteller gegenwärtig eine Parlamentsreform verlangen, diejenigen sowohl, welche für das allgemeine Stimmrecht streiten, als die, welche sich selbst gemäßigte Reformers nennen. Die Bittstellerinnen sind so frei, zu bemerken, daß die erste Klasse der Freunde der Reform oft und erst neuerlich wieder als die Basis, von der bei Ummodlung des hochachtbaren Hauses ausgegangen werden müsse, den Satz aufgestellt hat: „was Alle angeht, sollte von Allen gutgeheißen werden, und darum sollte bei der Wahl derjenigen, denen Aller Leben und Freiheiten anvertraut werden, auch Alle eine Stimme haben.“ Obgleich nun alle diese Bittsteller das weibliche Geschlecht stillschweigend ausschließen, so kommt doch das Recht, auf das sich jener Satz und Schluß gründet, ganz ebenso den Weibern, wie den Männern zu. Ihr Leben, ihre Freiheiten sind ihnen ebenso theuer und kostbar und sie sind bei der Wahl derjenigen, welche über beide wachen und sie vertreten sollen, gleich sehr betheiligt. Die Vertheidiger des allgemeinen Stimmrechts können also, wenn sie nicht ihren eigenen Grundsätzen offenbar widersprechen wollen, das Verlangen der Bittstellerinnen nicht von der Hand weisen; es ist wirklich ein offenbarer Widerspruch, ein Privilegium in diesem Lande allgemein zu nennen, von dessen Ausübung man zum wenigsten die Hälfte von Sr. Majestät Unterthanen ausschließt.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Freiheit und Ordnung zu Genf.

In Bern hieß es: Zu Genf geht Alles drunter und drüber, da wird die ganze Verfassung verändert und zu diesem Behuf ist eine Constituante ernannt; Alles ist in Gährung, auf Gassen, Straßen und Plätzen werden heftige Reden gehalten u. s. w. Von dem Allen fand ich nichts, als ich hier ankam, wiewohl es nicht an der Parthei fehlte, die dazu drängte und noch zu Mehrerem, wenn's seyn könnte. Zweierlei wurde mir gleich klar: die Genfer sind ein höchst besonnenes, in der Freiheit zur Freiheit gereiftes Volk, nicht unwissend, wie ihre westlichen Nachbarn, sondern durch Unterricht, Sitten und Religion zum ächten Republikanismus erzogen und erstarkt. Auf der andern Seite steht eine Regierung, welche die volle Volksachtung besitzt und der man zutrauen kann, daß sie verständige Freiheit geben und die bereits gegebene besonnen erweitern will. Durch diese beiden sich integrirenden und bedingenden Elemente ist es möglich geworden, daß Genf mitten zwischen gährenden und wild aufschäumenden Nachbaren ruhig, würdig und besonnen blieb und dabei doch große Schritte in seinem öffentlichen und konstitutionellen Leben gemacht hat, wobei es ganz unabhängig von seinen Umgebungen blieb. Aller vielfache Einfluß von Paris, alles Treiben und Drängen der dortigen Partheien, die sich durch Genfs Theilnahme Reputation in Europa gemacht hätten, war ohne Folgen, die kleine, helle Calvinstadt blieb ruhig und bestätigte dadurch das, was der russische Gesandte zu den Russen sagte, denen der Wille des Zaars nicht länger den Aufenthalt in Paris erlauben wollte: „Gehen Sie nach Genf, da finden Sie Freiheit und Ordnung.“

Es ist der Mühe werth, darüber etwas ins Einzelne zu gehen, denn wer heutzutage ein Bild von der Civilisation und dem sittlichen Fortschreiten eines Volks geben will, darf sich nicht mehr wie sonst auf Literatur, Kunst, Mode und Theater beschränken, sondern muß an den gewaltigen Nerv rühren, der des Volks ganzes öffentliches Leben in Bewegung setzt, an seine Institutionen. Dies haben unsere deutschen Zeitschriften lange nicht gethan, und dies ist eine Ursache, warum die Deutschen in dieser Oeffentlichkeit so lange hinter den Engländern, Amerikanern und Franzosen zurückgeblieben sind. Das Morgenblatt hat auch in dieser Beziehung das Bedürfniß und das Wollen der Zeit erkannt und ihm mit Besonnenheit nachgegeben. Seine ehemalige Scheu vor allem Politischen war von dem beschränkten Sinn der Deutschen und ihrer Regierungen geboten und mußte sich modifiziren, als die Zeit eine andere und bessere Richtung nahm. Werden wir aber darum nicht wie die Franzosen, bei denen die Politik Alles verheert und erdrückt, wo sogar Poesie, Kunst und Religion ihre Farbe annehmen müssen, weil sie bei ihnen nicht eigene Würde genug haben, um selbstständig zu bleiben. Also zu Genfs öffentlichem Leben.

Als vor siebzehn Jahren unsere neue Konstitution entstand, nicht ohne Mitwirkung fremder Gewalt, mußte Manches darin aufgenommen werden, was in der leidenschaftlichen Zeit heilsam und nützlich war. In dieser Beziehung muß besonders die sogenannte Retention angeführt werden, die dem Staatsrath, unserer Regierungsbehörde, einen bedeutenden Einfluß auf die Wahlen zur Deputirtenkammer gestattete, die bei uns Conseil souverain oder représentatif heißt. Man muß bekennen, daß die Regierung einen verständigen und besonnenen Gebrauch davon machte, der fast immer mit der öffentlichen Meinung zusammentraf. Deshalb hielt sich die Retention auch dann noch, als längst der Grund ihres Entstehens vorüber war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 184.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 3. August 1831.

Von allen Gegenden, nicht nur in Italien, sondern auf dem ganzen Erdboden, ist die schönste Campaniens Landstrich.

Florus röm. Geschichte.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Bei La Cava sieht man links tief in die Berge hinein, deren Formen, hinter den schönen bebauten Vorhügeln höchst mannigfaltig und malerisch sind, und auf den steilen und spitzigen Felsen erblickt man häufig die Ruinen alter Schlösser, wie am Rheine. Hinter La Cava bis Vietri verengert sich das Thal; aber wenn die Scene sich auch verändert, so ist sie doch nicht minder schön. Rechts, tief im Abgrunde, liegt ein sehr angebautes, schmales Thal, von einem klaren Bache bewässert, der Eisenwerke und Papiermühlen treibt. Besonders liegt ein kleines Oertchen, Molino, äußerst reizend im Grunde, umgeben von einer blühenden Kultur, die sich von der Tiefe bis nach oben terrassenförmig erhebt. Bei Vietri, nicht ferne mehr von Salerno, erweitert sich plötzlich die Aussicht, und der schöne Golf erscheint auf einmal in seiner ganzen Pracht. Salerno lehnt sich im Rücken an einen ziemlich hohen Berg, auf dessen Gipfel die Ruinen des alten Schlosses hervorragen. Ein anderer, nur eine halbe Stunde entlegener Berg, der Monte Liberatore, gegen La Cava hin, ist wegen der schönen Aussicht, die er gewährt, berühmt.

Der Theil der Stadt, nach dem Berge zu, ist alt und unfreundlich, mit engen und finstern Straßen, aber längs dem Meere nimmt ein sehr schöner Quai die ganze Länge der Stadt ein, man nennt ihn die Marina und sie endet nach Neapel zu in einen mit Bäumen besetzten Spaziergang. Die meisten Gebäude an der Marina sind ansehnlich, besonders aber der Pallast des Prinzen von Salerno, des Oheims des jetzigen Königs. Auch die beiden besten, aber auch ungeheuer theuren Wirthshäuser, Il Sole, und ein anderes, welches vor Kurzem ein Franzose eröffnet hat, liegen an der Marina. Wir wählten unter den zwei gleich großen Uebeln die Sonne. Die Lage ist sehr schön und vorn auf der sehr geräumigen Loggia genießt man der herrlichen Aussicht auf den Golf.

Wir verweilten hier den ganzen Abend, und konnten uns nicht satt sehen. Aber noch ein anderes Schauspiel sollten wir hier genießen, auf das wir keineswegs vorbereitet waren. Nach und nach, so wie der Abend herannahte, hatten sich auf dem Platze vor unserer Loggia wohl gegen hundert Salerner Straßenbuben versammelt, die theils von den Fremden angezogen seyn, theils auch wohl ohnedieß alle Tage dort ihr Wesen treiben mochten. Wenn man ihr unaufhörliches betäubendes Schreien abrechnet, so muß man ihnen zum Ruhme nachsagen, daß sie vernünftiger und weniger ungesittet waren, als wohl sonst die Straßenjungen zu seyn pflegen. Neben ihrer unendlichen Lebendigkeit fehlte es ihnen auch nicht an Geschicklichkeit. So erbot sich einer von ihnen zu mehreren Kunststücken, z. B. di far il manco, il cieco — den Einarmigen, den Blinden nachzumachen. Das erstere bewerkstelligte er sehr täuschend auf folgende Art: Er preßte den Unterarm dicht an den Oberarm und zog

den Aermel darüber, so daß der Ellenbogen ganz natürlich einem Stummel glich. Den Blinden machte er durch Aufziehen der Augenlieder noch täuschender. So strafwürdig solche Kunststücke sind, wenn sie dazu angewendet werden, um betrügerischerweise Mitleid zu erwecken, so verdienstlich erschienen sie hier auf eine Art produzirt, welche die Aufdeckung des Betrugs, wenn auch nicht beabsichtigt, doch veranlaßt. Aber bald vergrößerte sich die Scene, da die Menge immer zunahm, und mit Vergnügen wurden wir gewahr, daß wir angehende Turner vor uns hatten. — Der Versuch, eine Pyramide zu bilden, wollte Anfangs nicht glücken; nicht sowohl aus Ungeschicklichkeit, als weil in dem rohen Haufen keine Subordination war und keine hinlängliche Autorität, um jedem seinen Posten anzuweisen, und diese Anordnung streng aufrecht zu erhalten. Sie wandten sich also insgesamt an einen ältlichen dabei stehenden Mann, der vielleicht auf seinen Feldzügen in Deutschland etwas vom Turnen gesehen und ihnen beigebracht haben mochte. Es war ordentlich rührend anzusehen, wie sie ihn flehentlich baten, sich ihrer anzunehmen, besonders aber durch sein Ansehen Ordnung unter ihnen zu erhalten, und wie sie ihm, sobald er das Kommando übernahm, gleich den disziplinirtesten Soldaten, gehorchten. — Da nun keiner mehr widerspenstig war und jeder den ihm angewiesenen Posten augenblicklich einnahm, so war in einem Nu die Pyramide fertig. Indem sich diese Masse langsam vorwärts bewegte, sangen, oder viermehr schrieen alle, die obern wie die untern, so wie ihre zahlreiche Begleitung, folgenden stark accentuirten Refrain, den sie ohne Zweifel selbst gedichtet und komponirt hatten:

Voi che stàte sòpra, badàte che nòn cascàte, Pizzicandò!
E vòi che stàta sòtto badàte che nòn corrit (corréte), Pizzicandò!

So wie sich die Masse auf diese Art und unter diesem schreienden Gesange einige Zeit bewegt hatte, stürzte das Gebäude ein, wobei die obersten, trotz der Warnung, ziemlich hoch herunter fielen, aber doch immer, einer an dem andern heruntergleitend, wohlerhalten auf dem weichen Erdboden ankamen. Sie bildeten immer neue Pyramiden, da sie wohl merkten, daß es uns sehr belustigte, thaten aber alles aus wahrer Uneigennützigkeit, ohne eben etwas dafür zu fordern oder zu erwarten, und lehrten uns noch obendrein mit großer Bereitwilligkeit die Worte ihres Refrains, die man, wenn sie alle zugleich sangen, unmöglich verstehen konnte.

Den folgenden Tag waren wir in Pestum. Ich hatte gehört, daß der Weg von Salerno dorthin wenig Schönheiten darbiete. Vergleicht man ihn freilich mit dem bei La Cava, so ist dieß relativ wahr, aber an und für sich mangelt es ihm keineswegs an Interesse. Links wieder die Kette der Apenninen, von denen sich mehrere Berge, z. B. der Postiglione, durch sonderbare Formen auszeichnen, einige ganz steil und wie Zuckerhüte gestaltet, aber doch auf dem Gipfel Ruinen alter Schlösser tragend, wie der sehr hohe hinter Alta villa, der theilweise noch mit Schnee bedeckt war. — Bei Alta villa muß man nicht etwa an eine „hohe Stadt" denken; obgleich sie wirklich auf einem hohen Hügel liegt, sondern den Namen von der normännischen Erobererfamilie Hauteville, die im Italienischen immer Alta villa heißt, herleiten, indem sie wahrscheinlich von diesen ersten normännischen Abkömmlingen gegründet worden ist. Auch das Städtchen Eboli und mehrere andere, so wie auch das königliche Lustschloß Persano, sieht man nach den Bergen zu und auf denselben liegen, und außerdem beleben eine große Menge Masserie — Meiereien — diese ganze Gegend. Rechts hingegen dehnt sich eine ganz vollkommen ebene Fläche, gleich der der Paludi Pontini, mit ihren Büffeln und ihrer Aria cattiva, bis ans Meer aus.

Bekanntlich wurden die Ruinen von Pestum — bis dahin nur von unwissenden Landleuten gekannt, die sie als unnütze Steinhaufen betrachteten, vor noch nicht achtzig Jahren ganz zufällig — man kann wohl sagen entdeckt; obgleich sie nicht unter der Erde, sondern am Tage lagen. Ein junger neapolitanischer Maler, der sich im Jahre 1752 einige Zeit in Capaccio aufhielt, stieß auf seinen Streifereien in die Umgegend auf diese Tempel, zeichnete sie und zeigte bei seiner Rückkehr diese Zeichnungen seinem Meister, dem sie so auffielen, daß er sie seinem Protektor, einem neapolitanischen Prinzen, vorlegte. Dieser, ein Kenner, ist entzückt darüber und fragt den Maler erstaunt: „wo, in Griechenland oder in Egypten, so unvergleichliche Ruinen sich befinden?" — „Ganz in der Nähe, auf Ihren Besitzungen, Excelenza," war die Antwort. Im Anfang, und noch lange Zeit nachher, war die Reise dahin beschwerlicher, denn man konnte nicht anders als über Eboli auf schlechten Wegen dahin gelangen, und brauchte daher mehr Zeit zu dieser Reise, als jetzt, wo man bequem in fünf Stunden von Salerno hinfährt, so daß gerade ein Tag dazu hinlänglich ist.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Man denke sich den Charakter der fünf ersten Jahrhunderte unserer Geschichte lebendig ausgeprägt in einer Handlung, die so vielfach verschlungen und verwickelt ist als die Verhältnisse jener Zeit selbst. Der reiche Quell armorikanischer Sagen ergießt sich durch die noch nicht fertige Feudalwelt; der alte Glauben, die alten Lebensformen schimmern noch durch die neue Färbung des Chri-

stenthums; das ganze heroische Zeitalter findet seinen Zielpunkt in der Periode der Merovinger mit ihren kleinen Häuptlingen, ihren wandernden Königen, die alten Barden sind nur zu Wahrsagern und Zauberern geworden; diese ganze kindliche Welt spiegelt sich wunderbar klar in jenen Epopeen wieder. Sie geben uns damit nicht allein das umfassendste Gemälde vom gesellschaftlichen Zustande des westlichen Europa nach der Invasion; sie haben nicht nur für uns neuere Völker ein ganz besonderes, naheliegendes Interesse; sie knüpfen sich auch tausendfach an die gemeinschaftlichen Sagen der Urmenschheit an, und sie sind offenbar an sich die natürliche Fortsetzung und Entwicklung der heiligen Lehren des Orients.

Was die Sprache betrifft, so finden sich in ihr alsbald, Dank der Geisteskraft der Männer und dem Geiste der Kunstschulen, die sie geschaffen, alle Grundeigenschaften des französischen Genius ausgeprägt: glänzende Sprache, lebhafter, vorwärtseilender Gang, Grazie und Fülle in der Schilderung, Klarheit, selbst im Geheimnißvollen, und damit Eigenschaften, die uns seitdem ganz abhanden gekommen sind, und in denen allein das Epos wahrhaft lebt. Es ist wirklich überraschend, daß derjenige neue Schriftsteller, der im vollsten Sinne Franzose genannt werden mag, Voltaire, zugleich der ist, mit dem diese alten Rhapsoden am meisten gemein haben; freilich muß man sich dabei einen naiven, gläubigen Voltaire aus dem zwölften Jahrhundert vorstellen. — Wir dürfen nicht vergessen zu bemerken, daß diese Gedichte sich aus derselben Zeit herschreiben, wo die gothische Baukunst ihrerseits zu ihrer herrlichsten Entwicklung kam. Zu Vollendung einer solchen Dichtung legten fast immer, wie zum Bau eines Münsterthurms, mehrere Generationen von Künstlern hinter einander Hand an. So reihen sich oft die Blüthenjahre von vier, fünf geistreichen Männern zur Schöpfung einer einzigen Episode an einander. Der Farbenschmelz, in dem bei ihnen jede Handlung erscheint, der Heiligenschein, mit dem sie jede handelnde Person umgeben, erinnert unwillkührlich an die Fenster und Steinrosen der Kathedralen.

Diese Werke der altfranzösischen Rhapsoden entsprangen aus den einheimischen lebenden Sagen. Die Dichter benuzten die lateinischen Uebersetzungen der alten Sagenbücher, und ihren Epopeen lag demnach ein historischer Text zu Grunde, bei dem sie sich im Nothfall Raths erholten, wie ein Jahrhundert früher das Epos der neuern Perser aus einer prosaischen Sagensammlung geschöpft hatte, die dasselbe nicht überleben sollte. So ging es auch in Frankreich: so wie sich die Sage in jene lebendigere Form kleidete, kam man von den alten lateinischen Uebersetzungen ab und nicht lange, so gingen sie fast ganz verloren. Indessen besitzen wir noch Elemente genug, um im Allgemeinen die Frage zu beantworten, in wie weit die französische Rhapsodie dem ursprünglichen Texte getreu geblieben sey; denn wir haben noch eine jener lateinischen Uebersetzungen, und das daraus hervorgegangene französische Werk, nämlich die Chronik von Monmuth und das Gedicht von Brut. Hier sieht man nun auf den ersten Blick, daß die französische Dichtung durchaus dem Sinne, ja sogar der Anordnung des Urtextes getreu geblieben ist, und so wird es wohl auch bei den Dichtungen seyn, bei denen wir diese Vergleichung nicht anstellen können; was aber noch entschiedener darthut, daß sich die ursprüngliche Sage in diesen Dichtungen kräftig und völlig rein ausgeprägt hat, ist der Umstand, daß die Dichter des zwölften Jahrhunderts, so nahe ihnen auch Karls des Großen Zeit und der Kreuzzug lag, den der h. Benedikt predigte, keines dieser spätern Elemente in die Oekonomie ihrer Epopeen aufnahmen.

Sehen wir, was endlich im Verlauf der Zeit aus diesen Dichtungen geworden ist. Kaum waren sie verfaßt und hatten sich über den trümmervollen Boden des celtischen Europa verbreitet, so wurden sie Stimmen des Volks im ganzen Abendland. Mit unglaublichem Eifer suchten die Völker ringsum sie auf ihren Boden zu verpflanzen; Deutschland, England, Italien, ja die scandinavischen Inseln wetteiferten, sie frei in ihre Sprachen zu übertragen. Die größten Dichter dieser Länder machten es zum Geschäft ihres Lebens, unsere Originalwerke umzuarbeiten, wobei indessen der Lokalcharakter derselben immer noch in den Hauptzügen vorstechend blieb. So fand jeder unserer großen Heldencykeln im Ausland einen oder mehrere Dichter, welche sie nach ihrer Weise deuteten und umschrieben; so wurde namentlich der Tristan von den zwei ausgezeichnetsten Männern jener Zeit in Deutschland übersezt. Frankreich hatte somit damals einen Einfluß auf die Geistesentwicklung in Europa, den sie kaum in dem Jahrhunderte nach dem Ludwigs XIV. wieder erhielt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Verfassungsreformen.

Erst seit zwei Jahren sprach man häufiger und lauter gegen die Retention als früher. Der Staatsrath lehnte jedoch einen Antrag auf deren Abschaffung ab, bis vorigen Sommer; da fiel die Retention in dem großen Brandopfer, das ganz Mitteleuropa den Pariser Julinstagen brachte, und damit erhielt unser Wahlsystem eine breite und liberale Basis. In dem Augenblick, wo Aufruhr und Pöbelscenen aus Frankreich, Savoyen, Neuchatel und Waadt zu uns herüberschallten, reichte die Aufmerksamkeit und Festigkeit unserer Regierung hin, um Aehnliches bei uns zu verhüten, was nicht ganz leicht ist, da eine Menge französischer Arbeiter und Studenten in Genf sind. Ihr wiederholtes Bemühen, Aufruhr zu erregen, scheiterte an

den klugen Maßregeln der Regierung und an der Besonnenheit unserer Bürger. Die Mouvementsfaktion regte sich nur in den höhern Kreisen, wollte eine Constituante und gänzliche Umgestaltung unsers öffentlichen Wesens: point de replatrage politique, wie sie sich ausdrückt. Die Hauptquelle des weiland so vielberüchtigten Genfer Aristokraten- und du haut-Stolzes lag darin, daß die Stellen des Conseil d'Etat lebenslänglich und sehr gering bezahlt waren. Sie kamen daher nur in die Hände der Vornehmen und Reichen. Jezt trug nun der Staatsrath selbst an auf Abschaffung dieser Lebenslänglichkeit, ferner auf langgewünschte Verbesserungen im Justizwesen und in der Polizeiverwaltung, auf bessere Vertheilung der Grundsteuer und Einrichtung einer Landwehr. Ein neues liberales Preßgesez, die Jury, die Oeffentlichkeit der Sizungen des Conseil réprésentatif, die Amovibilität aller Staatsbeamten, die vollständige Trennung der Administration von der Justiz, ein neues Kommunalgesez, ein Kriminalgesezbuch u. s. w. werden für die nächsten Jahre vorbereitet.

Durch diese wichtigen Gegenstände wurden die parlamentarischen Verhandlungen im Conseil réprésentatif sehr interessant und selbst für ein europäisches Publikum wichtig. Ich deute auch in dieser Beziehung Einiges an. In der Diskussion über die Oeffentlichkeit der Sizungen sagte unter andern Bridel: „Ohne die traurigen Erinnerungen aus unserer Revolution erneuern und auflischen zu wollen, glaube ich doch, daß die Erfahrung uns gelehrt hat, wie gefährlich diese Oeffentlichkeit in einem kleinen Staat ist, wo fast die ganze Bevölkerung in Einer Stadt wohnt und wo, ganz verschieden von größern Ländern, nicht imposante Militärgewalt genug vorhanden ist, um Faktionen auf der Stelle zu unterdrücken. Die Zuhörer, die den Geist unserer Diskussionen und den Charakter unserer Redner nicht kennen, dürften eine Menge Aeußerungen mißverstehen, welche der Versammlung klar sind. Ueberdies besizen wir ja durch die Journale alle Oeffentlichkeit, die wir vernünftigerweise nur wünschen können." — Moulton: „Oeffentlichkeit ist unzertrennlich von repräsentativen Regierungen. Man kann sie ihre Seele nennen. Aber nicht blos den Regierten ist sie eine Bürgschaft, sie ist auch der Regierung selbst nüzlich. Gleich nach unserer Restauration, die das Conseil réprésentatif gründete, war Jedermann mißtrauisch gegen dasselbe. Was wurde ihm nicht Alles nachgesagt! Es sollte den Gang der Regierung hindern, ohne das geringste Gute zu stiften u. s. w. Je nachdem aber mehr Leute hineinkamen, legte sich das Vorurtheil und man wurde näher mit diesem kleinen Parlament bekannt. Man hat auch wohl unrecht sich vor dem Publikum zu fürchten; wenn der Reiz der Neuheit einmal aufgehört hat, wird es uns wie manchen geistlichen Herrn gehen: man wird die Zahl der Zuhörer leicht zählen können."

(Die Fortsezung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Toryswly.

„Was die andere Klasse, die gemäßigten Reformers, betrifft, so behaupten sie, daß Eigenthum und die Intelligenz im Lande müssen repräsentirt werden, und wo Besteurung stattfinde, da müsse auch Repräsentation stattfinden. Nun bemerken die Bittstellerinnen unterthänigst, daß bei dem Eigenthum unverheiratheter Frauenzimmer in diesem Lande offenbar und ganz unzweifelhaft Besteurung stattfindet ohne Repräsentation, was doch, wie man dem hochachtbaren Hause ewig vorgesagt hat, „eine so große Tyrannei" ist. Diese weiblichen Eigenthümer haben bei der Wahl derjenigen, welche ihr Eigenthum besteuern sollen, keine Stimme, keinen Einfluß irgend einer Art darauf, und die gemäßigten Reformers müssen demnach nach ihren eigenen Grundsäzen zugeben, daß ihnen der Genuß des Wahlrechts nicht länger vorenthalten werden darf.

Was den andern Grundsaz, die Repräsentation der Intelligenz, anlangt, so zweifeln die Bittstellerinnen keinen Augenblick, daß in diesen erleuchteten Zeiten das hochachtbare Haus die Ansicht, als stehe das weibliche Geschlecht geistig niedriger, mit der Verachtung von der Hand weisen werde, mit der es, seiner Sendung nach, auf alle veralteten Begriffe unserer Vorfahren herabblicken soll. Haben sich die Schulmeister vermehrt, so sind die Schulmeisterinnen nicht zurückgeblieben, und Bildung ist fürder kein Monopol der Männer mehr. Unmöglich kann daher der Nationalgeist auf seinem jezigen hohen Standpunkt (er ist für euer armes altes Machwerk von Konstitution viel zu raffinirt) im Parlament vollkommen repräsentirt seyn, so lange nicht das weibliche Geschlecht bei der Wahl seiner Mitglieder mitzustimmen hat. Von einer so in die Augen springenden Wahrheit wird sich der Gerechtigkeit liebende Sinn des hochachtbaren Hauses alsbald überzeugen, und wenn die gemäßigten Reformer ihren eigenen Grundsäzen treu bleiben wollen, so werden sie dieselbe fürder nicht verkennen.

Die Bittstellerinnen stimmen von Herzen in den allgemeinen Wunsch ein, „daß mit Kugeln abgestimmt werde;" — diese Wahlart ist ganz für Weiber gemacht, spricht die natürliche Zartheit und Schüchternheit ihres Geschlechts weit mehr an, als die offene, kecke, männliche Weise, auf welche gegenwärtig gestimmt wird.

Ist nun somit das Wahlrecht der Bittstellerinnen unwidersprechlich dargethan, so behaupten sie weiter, es sey kein vernünftiger Grund vorhanden, warum sie nicht sollten zu Mitgliedern des hochachtbaren Hauses gewählt werden können. Was die zwei Haupteigenschaften eines Rathsherrn anlangt: einen Kopf, der denkt, und eine Zunge, die überredet, so können sie den Männern keinen Vorzug vor sich einräumen, und sie erlauben sich, das hochachtbare Haus daran zu erinnern, daß die konstitutionellen Geseze des Landes weibliche Kräfte zu Bekleidung der allerhöchsten Staatsämter fähig erklären, und daß die Regierungen der Königinnen von England jederzeit zu den glänzendsten und segensreichsten in den Annalen dieses Landes gerechnet wurden; und soll es heißen, ein Geschlecht, das befähigt ist, ein Königreich zu regieren, sey nicht dazu gemacht, es regieren zu helfen? Die ausschließende Herrschaft der männlichen Reformer könnte diese Frage bejahend beantworten, aber die Bittstellerinnen sehen in diesen Tagen des Lichts und der Freisinnigkeit von Seiten des hochachtbaren Hauses einem ganz andern Spruche entgegen, und sind der festen Ueberzeugung, daß der aufgehende Stern weiblicher Intelligenz sich mit dem herrlichen Sternbilde von Talenten werde einigen dürfen, das herrlich im großen Senate der Nation stehen wird, wenn ihn einmal der Geist der Parlamentsreform erleuchtet.

Gestüzt auf diese unwidersprechlichen Gründe, freudigen Herzens bei so erheiternder Aussicht, vertrauend dem Geiste der Zeit und dem raschen Fortschreiten der Kultur, wagen es die Bittstellerinnen, vor dem hochachtbaren Hause in Unterthänigkeit, aber festen Sinnes ihre Rechte in Anspruch zu nehmen, und die unläugbaren, unveräußerlichen, angebornen und unvertilgbaren Rechte der englischen Weiber, deren lauter Ruf ist: „Emanzipation des weiblichen Geschlechts!"

Beilage: Literaturblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 185.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 4. August 1831.

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig auf in der alten Pracht.

Tiek.

Ueber das mittelalterliche Epos der Franzosen.

(Beschluß.)

Die Gedichte glänzten in höchster Reinheit während des zwölften und in der ersten Hälfte des folgenden Jahrhunderts. Aber als ob sie durchaus das Schicksal der Baukunst theilen und mit den Phasen derselben gleichen Schritt halten sollten, waren sie im fünfzehnten Jahrhundert bereits völlig ausgeartet; der Vers ward aufgegeben, der tiefe Sinn der ursprünglichen Dichtung ging immer mehr verloren; sie wurden in ihrer trivialen Prosa, im Maaße als sie mit dem Mittelalter sich auflösten, ein bunter Wirrwarr von Ideen und Formen aller Art. Man paraphrasirte sie wie die Bibel, und gegen das sechszehnte Jahrhundert hin waren sie entstellt und in Vergessenheit versunken, wie diese. So ist denn seitdem die unverzeihlich abgeschmackte Meinung aufgekommen, die unsere gelehrtesten Historiker wohlgefällig verbreitet haben und die jezt das Glaubensbekenntniß des Publikums ist, die französische Poesie schreibe sich erst aus dem sechszehnten Jahrhundert her, und in allen vorhergehenden Jahrhunderten, wenn man die Troubadours der provencalischen Sprache ausnehme, herrsche nichts als Barbarei und schlechtes Latein. Die Gedichte, von denen wir hier sprechen, sollen aber jezt gerade das Gegentheil beweisen, sollen darthun, daß es lange vor Ludwigs XIV. Zeit eine Zeit gab, wo die Poesie die herrlichsten Blüthen trieb, und daß sich an diesen halb celtischen, halb französischen Denkmalen einheimischer Kunst einst noch einmal der Genius der Nation kräftigen wird. Man wird einsehen lernen, daß wir, weil wir auf diese Epopeen keine Rücksicht nahmen, im Studium unserer Urgeschichte noch so weit zurück sind; daß wir zwar von unsern Herodoten melden können, daß uns aber unsere homerische Zeit so unbekannt ist, als wäre sie gar nicht gewesen.

Ich habe bemerkt, daß alle europäischen Sprachen im Mittelalter unsere Rhapsodien nachgeahmt haben. Nun ist es merkwürdig, daß, als zu Anfang dieses Jahrhunderts das Studium des Alterthums sich ausbreitete, neue Ausgaben von den Uebersetzungen der Gedichte, die wir in der Originalhandschrift und ungedruckt in Frankreich besitzen, eine der ersten Früchte dieses Bestrebens waren. Ausgezeichnete deutsche Männer gaben den Lohengrin, den Parceval, den Titurel, den Wigalois, den Iwein heraus; das wichtigste Werk von allen, der Tristan, dessen Original wir unverzeihlicherweise haben ganz verloren gehen lassen, erschien in zwei Ausgaben.

Ich habe auf verschiedenen Reisen die deutschen Manuscripte mit den französischen verglichen, und bin nun, wenn mit Herausgabe dieser unserer Nationalmonumente begonnen werden muß, nur in Verlegenheit, da der Reichthum so überschwenglich groß ist, mit welchem Werke ich den Anfang machen soll. Auf einmal konnte ich doch blos Ein Gedicht bekannt machen, und so schwankte ich

zwischen zweien von ganz verschiedenem Charakter, zwischen dem Brut und dem Parceval; ich entschied mich für lezteren, ein wahres Kunstwerk, dem ganzen Kolorit, der Sprache, dem Plan, der Handlung nach die Arbeit eines großen Dichters. Dieses Gedicht hat zwanzigtausend Verse, nicht ganz noch einmal so viel als die Odyssee; es ist die schönste, lieblichste, reichste Frucht unserer Literatur bis auf die neuere Zeit, weil Tristan leider verloren gegangen ist.

Bei einfacher Vergleichung der Texte wird nun, wenn diese Poesien einmal wieder Eigenthum des Publikums sind, deutlich werden, wie die Hauptunterschiede im Charakter der Völkerstämme, namentlich der nordischen und der morgenländischen Völker, in den germanischen Dichtungen, besonders den Nibelungen, und wie sie in unsern celtisch-römischen Gedichten aufgefaßt sind. Ferner wird dann das eigenthümliche Nationalgepräge, das die fremden Uebersetzer des Mittelalters unsern Heroencykeln aufgedrückt haben, leicht zu erkennen seyn, ebenso, wie viel sie etwa Eigenes, Originelles beigefügt haben.

Ich habe in diesen Zeilen ganz allein von denjenigen altfranzösischen Gedichten gesprochen, deren Sagen aus der celtischen und brittischen Welt stammen. Es gibt aber andere, welche fränkischen und barbarischen Ursprungs sind. Ein dritter Cyklus dreht sich ganz um römische und byzantinische Kultur.

Obgleich nun diese epischen Systeme aus Einer Zeit stammen, so fließen sie doch nie in einander, und jedes verfolgt seine Bahn für sich, ganz folgerecht. Wie sie aus verschiedenen Quellen stammen, so haben sie merkwürdigerweise auch ein verschiedenes Versmaaß. Die Dichtungen celtischen Ursprungs haben durchaus die Oktave; die deutschen Dichtungen dagegen, deren Anhaltspunkt Karl der Große ist, haben ohne Ausnahme den großen heroischen Vers, den Vers der Nibelungen und der lateinischen Poesien. Ihr einförmiger Reim, der ganze Gesänge durch im selben Takte fortklingt, wie die Lanze am Harnisch, gleicht dem schweren Tritt, dem dumpfen Waffengeklirr der schwergerüsteten Haufen des beginnenden Ritterthums. So unterscheiden sich also diese Epopeen durch Form und Inhalt von selbst von einander, wie sich durch Dialekt, Kleidung und den ganzen geselligen Zustand die Volksstämme unterscheiden, die zu jener Zeit nicht sowohl zu einer Gesellschaft verschmolzen, als auf demselben Boden neben einander gelagert waren, und sie zeigen uns, wenn wir sie chronologisch verfolgen, sämmtliche Elemente der neuern Welt, die sich später bis zur Unkenntlichkeit in Dantes und Ariostos idealer Harmonie verschmelzen.

Miszellen aus Neapel.

(Fortsezung.)

Man hat vor noch nicht langer Zeit durch jene ebene Fläche eine ganz gerade Chaussee bis nach Pestum gezogen, welche, von der Brücke über das Flüßchen Tusciano bei der Masseria Battipaglia — bis hieher verfolgt man nämlich die Landstraße nach Eboli — in schnurgerader Richtung bis an den Fluß Sele, den Silaris der Alten, läuft, und von da, nach einer kleinen Biegung, wieder in gerader Linie nach Pestum. Wohl eine ganze deutsche Meile weit sieht man den hehren Tempel, und es ist interessant, wie nach und nach die schönen Formen sich entwickeln, bis endlich die Säulen deutlich hervortreten.

Von den meisten alten Städten Italiens weiß man, oder vermuthet doch wenigstens mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit die Zeit ihrer Erbauung. Merkwürdig ist es, und macht die alten Tempel um so ehrwürdiger, daß man über die Entstehung von Pestum, oder eigentlicher Posidonia, wie die Stadt bei den Griechen hieß, gänzlich im Dunkeln ist. Nur eine einzige Stelle beim Herodot (Lib. I. cap. 163.) verräth ihr ungemein hohes Alter, ohne es genauer anzugeben. Er erzählt nämlich, daß die Phokäer, „die ersten unter den Griechen, die lange Schiffahrten unternahmen," die Stadt Hiela in Oenotrien erbaut und sich dabei eines Baumeisters von Posidonia bedient haben. Dieß kann sich nicht sehr lange nach dem trojanischen Kriege ereignet haben, und man sieht daraus, daß mehrere hundert Jahre vor der Gründung Roms die Stadt Posidonia schon so blühend war, daß Griechen ihren Architekten den Vorzug bei Erbauung ihrer Städte geben konnten. — Der Name Pesto oder Pestum soll von dem phönizischen Pestane, das ist Neptun, herkommen, anderer Ableitungen zu geschweigen. Aber einer von ihnen muß ich doch erwähnen, weil sie gar zu possierlich ist. Matteo Bamonte, ein meines Wissens noch lebender Gelehrter von Capaccio und Verwandter des Kanonikus Bamonte, der ein Werk, „Antiquità Pestane," herausgegeben hat, leitet — wie der leztere darin anführt — Pestum von der Pest her, nicht etwa weil die Luft dort pestilenzialisch, sondern per antiphrasin, weil sie im Gegentheil außerordentlich heilsam und gesund gewesen. Das heiße ich eine glückliche und scharfsinnige Ableitung, und man wird gestehen müssen, daß sie das Lucus a non lucendo weit hinter sich läßt.

Um hier noch kurz die neuere Geschichte von Pestum zu berühren, bemerke ich blos, daß dieselbe Ungewißheit über das Jahr seiner Zerstörung wie über die Zeit seiner Gründung herrscht. Denn zweimal lagerten die Sarazenen in und um das benachbarte Agropolis, von 871 bis 882, und dann wieder im Jahre 1027. Daß die Stadt

in einem von diesen beiden Zeitpunkten von ihnen zerstört worden, ist gewiß; in welchem von beiden, ist nicht völlig ausgemacht, höchst wahrscheinlich aber doch in dem erstern, und alle Schriftsteller bei Muratori, die von dieser Zerstörung reden, setzen sie in das Jahr 877. Die armen Pestaner flohen auf den benachbarten Berg Calpazio und gründeten dort eine Stadt, welche sie Caputaquenm oder Caputatium nannten, vom Flüßchen Atio oder Accio, das dort entspringt, daher Capaccio. Auch diese Kolonie von Pestum hatte ein sehr trauriges Ende; denn als die Grafen von Capaccio sich gegen den Kaiser Friedrich II. empörten, ließ er die Stadt im Jahre 1248 von Grund aus zerstören. Die Einwohner, die dem Schwerte entflohen waren, bauten sich darauf auf dem diesseitigen Abhange des Berges — Capaccio vecchio lag auf dem jenseitigen — drei Miglien von Pestum, an der Stelle, wo früher ihre Landhäuser gestanden, wieder an und nannten diese Stadt Capaccio nuovo. Also schon vor tausend Jahren ist diese Stadt von dem Erdboden verschwunden, und innerhalb ihrer Mauern, die in so weit noch bestehen, daß sie genau ihren ehemaligen Umfang bezeichnen, haben nur drei Tempel, die aber, bis auf das Dach, vollständig erhalten sind, alle Schicksale der Stadt, deren Zierde sie waren, überlebt.

Sie sind durch die zahlreichen Abbildungen, die man von ihnen hat, zu bekannt, als daß ich hier mehr als die Namen, die man ihnen mit mehr oder minder Recht gegeben — denn keiner stützt sich auf Inschriften — anführen sollte. Den größern und zugleich den schönsten Tempel hält man mit vieler Wahrscheinlichkeit für den des Neptun, der in der von ihm benannten Stadt wohl den vorzüglichsten hatte. Das unsern davon und dicht an der südlichen Seite der Stadtmauer gelegene Gebäude ist ohne Zweifel eine Basilica gewesen, und den kleinern Tempel, gegen die nördliche Seite der Mauer zu, hält man für den der Ceres. Pestums Mauern wurden sonst vom Meere benezt, jezt ist dieses, da wo es ihnen am nächsten kommt, noch über 1000 Fuß davon entfernt.

Ich hatte im vorigen Herbst und Winter so viel von den neuen, vom königlichen Architekten Bianchi dirigirten Ausgrabungen in Pestum gehört, daß ich nicht wenig neugierig darauf war. Ich muß aber gestehen, daß meine Neugierde nicht besonders befriedigt worden ist. Ich kann freilich nicht angeben, wie lange Zeit und mit wie viel Arbeitern hier gegraben worden, nur das weiß ich, daß Bianchi sich dort im Herbst und Winter verschiedene Monate lang befand, und so viel schien mir augenfällig, daß das bisher Entdeckte in wenigen Wochen und mit wenigen Arbeitern habe zu Stande gebracht werden können. Jedoch soll damit dieser neuen Entdekkung keineswegs ihr Interesse abgesprochen werden. Nordwärts und in geringer Entfernung vom Tempel des Neptun, hat man die Grundlagen nebst der Basis eines großen Gebäudes rund herum aufgedeckt, welches wenige Fuß über dem Erdboden, und unmittelbar über der Basis, wie rasirt zu seyn scheint, so daß diese eine Art von Platteforme bildet. Man glaubt in ihm das Forum zu erkennen. An der linken Seite, wenn man vom Tempel des Neptun kommt, scheint mit diesem Forum ein sehr langer Porticus zusammengehängt zu haben, denn man hat bereits achtzehn große Säulen in einer einzigen Reihe aufgedeckt, die, eben so wie jenes Gebäude, wenige Fuß über ihrer Basis, und alle in ganz gleicher Höhe, wie abgekappt zu seyn scheinen. Das ist alles, was ich von diesen Ausgrabungen, die mir eine reiche Ausbeute zu versprechen schienen, bis jezt berichten kann. Uebrigens lag alles still; der Custode sagte zwar, Bianchi werde bald wieder in Pestum erwartet, aber da jezt die Zeit herannaht, wo die meisten Menschen diese Gegend wegen der bösen Luft verlassen, so scheint es ausgemacht, daß vor künftigem Winter an keine Fortsetzung dieser Arbeiten zu denken ist. Uebrigens muß doch die Luft hier nicht mehr so ganz ungesund seyn, als vorher, was der immer zunehmenden Kultur des fruchtbaren Bodens innerhalb der Mauern dieser alten Stadt, die 2½ Miglien im Umfang haben, zuzuschreiben ist. Denn auf demselben Boden, wo sonst Häuser, Palläste, Theater, Tempel und prächtige Straßen und Plätze waren, stehen jezt mehrere sehr einträgliche Masserien mit ihren Gebäuden, mitten auf den dazu gehörenden Ländereien. Diese Meiereien gehören einigen reichen Einwohnern von Capaccio, und so besitzen also doch noch immer die, durch so viele Generationen hindurch, von den alten Pestanern Herstammenden den Grund und Boden ihrer Altvordern. Auf jeden Fall ist die Aria cattiva hier nicht ganz so schlimm, als in den Paludi Pontini, denn der Wirth der Taverna del Vescovo, des erträglichern der beiden schlechten Wirthshäuser, versicherte mich, daß er den ganzen Sommer über hier bleibe und sich vortrefflich befinde, was auch sein gesundes Aussehen zu verbürgen schien. Jedoch schickt er in dieser Jahreszeit Frau und Kinder nach Capaccio.

Mich an Virgils **biferique rosaria Paesti** erinnernd, sah ich mich überall vergeblich nach Rosen um, denn ich erwartete, sie auf den Mauern und Feldern wild wachsen zu sehen, wie man öfter, wenn ich nicht irre, versichert hat, erfuhr aber, daß sie sich nur gepflanzt in Gärten befinden, wo sie aber ihren alten Ruf bewähren sollen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Politisches und militärisches Treiben.

Constant sagte über die Oeffentlichkeit der Sitzungen: „Ich stimme dem Antrag aus Herzensgrund bei. Die Politik ist in unsern Tagen ein unumgängliches und dringendes Bedürfniß geworden. Man muß ihr Nahrung geben, und diese Nahrung ist Oeffentlichkeit. Es gibt Leute, die Alles verlangen, und andere, die Alles versagen; jene sind die Mehrzahl. Oeffnen wir ihnen die Thüre freiwillig, sonst dringen sie einmal mit Gewalt herein.“ Der Professor de Candolle: „Ich bin gegen die Oeffentlichkeit. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, wir müßten sie annehmen, weil sie in großen Staaten besteht. Zwischen Frankreich und Genf ist auch in dieser Beziehung ein großer Unterschied. Unsere Oeffentlichkeit besteht in den Journalen; die geschriebene Oeffentlichkeit ist für uns die beste; wenn wir aber das Publikum bei unsern Sitzungen zulassen, so sind wir nicht gewiß, sie zu bewahren. Ich wäre weniger gegen eine beschränkte Oeffentlichkeit, wenn sich diese annehmen ließe, ohne in Ausnahmen, Begünstigungen und Kategorien auszuarten.“

Bei der Diskussion über die Revision des vor drei Jahren gegebenen Preßgesetzes kamen in Beziehung auf unser politisches Journal einige Aeußerungen vor, die ächt französisch lauten und in Deutschland, wo man in dieser Beziehung weiter ist, Lächeln erregen werden. Cougnard sagte: „Es ist sehr irrig, zu glauben, ein politisches Journal müsse unpartheiisch seyn, d. h. bei allen Gegenständen das Für und Wider enthalten. Nein! die erste Bedingung eines Journals ist, daß es eine Farbe hat.“ Selbst unser geistreicher und liberaler Fazy-Pasteur sagte: „Man gibt unserm Genfer Journal Partheilichkeit Schuld; so weiß man also noch nicht einmal, was ein Journal ist. Es gibt kein unpartheiisches, denn jedes Journal dient einer Meinung und will diese vor Allem emporbringen. Wie aber könnte es dies, wenn es unpartheiisch wäre? Diese Unpartheilichkeit wäre Neutralität. Kann man aber Proselyten machen, wenn man sich von aller Farbe fern hält?“

Merkwürdig war die Erscheinung, als der Staatsrath beim Conseil représentatif ein Gesetzprojekt über die Abschaffung seiner eigenen Lebenslänglichkeit einbrachte, wodurch sein bisheriges aristokratisches Prinzip ganz erdrückt und an seiner Stelle das demokratische vorherrschend gemacht wird, das in allen neuen Schweizerkantonen angenommen ist. Mehrere Mitglieder des Cons. représ. sprachen dagegen, der erste Syndik Rigaud, das Haupt der Regierung, aber mit der ihm eigenen seelenvollen Beredtsamkeit dafür. Fazy-Pasteur, der alte Gegner des aristokratischen Staatsraths, konnte sich bei dieser schönen Erscheinung der Rührung nicht enthalten. Seinen Dank für dies Projekt beschloß er mit folgenden, in seinem Mund doppelt merkwürdigen Worten: „Vorliegendes Projekt ist nach meiner Ansicht ein großes Glück für die Republik. Es ist das glücklichste Ereigniß, es ist ein neuer Pakt zwischen dem Volk und dem Staatsrath, um künftig das Volk und seine beiden Rathsversammlungen in demselben Sinn und Geist zu vereinigen. Von nun an beginnt eine ganz neue Zeit, bedeutend und merkwürdig für Alle, besonders aber für diejenigen, die in dauerndem Kampf gegen den aristokratischen Geist begriffen waren, der über die ganze Schweiz herrschte. Sie fühlen sich in Genf glücklich, diesen Kampf nun ausgekämpft zu haben und nun aufgeben zu können, um künftig mit dem Staatsrath ein Herz und eine Seele zu bilden; denn künftig wird über Regierungsgrundsätze kein Streit mehr walten. Alles neigt sich jezt zur Sache der Freiheit. Wünschen wir uns Glück zu diesem mächtigen Schritt vorwärts, zu dieser wesentlichen Verbesserung; in ihr erblicke ich die Bürgschaft künftiger. Jezt hoffe, jezt erwarte ich sie getrost. Jezt verlasse ich mich ganz auf den Staatsrath, denn ich betrachte ihn wie den Pfeiler der Republik; ich glaube, er verdient jezt das volle Zutrauen der Einwohner und ich fordere für ihn ihren Dank und ihre Huldigung.“

Eine bedeutende Rolle in Genfs öffentlichem Leben spielten unsere Kriegsrüstungen. Wie sich die Schweiz überhaupt in den vergangenen Monaten achtenswerth durch ihre militärische Stellung gegen das Ausland gezeigt und durch ihre Maßregeln die Billigung aller Gutdenkenden erworben hat, so auch Genf seines Theils. Ich hätte nie geglaubt, daß in unserer kommerziellen und industriellen Stadt so viel kriegerischer Geist zu finden wäre, und ich glaube, unsere Leute hätten sich so gut geschlagen, wenn es zum Treffen gekommen wäre, wie die andern Schweizer. Ein Bataillon von unsern Truppen ging im März nach Wallis, ein anderes ward kasernirt, als zum Kriegsdienst bereit, und ein Bataillon Walliser Truppen kam dagegen hierher in Garnison. Es ging dabei freilich auf beiden Seiten, desgleichen auf den Hin- und Herzügen durch Waadt, entsetzlich viel auf in Phrasen, Versicherungen, patriotischen Gesängen und Toasts, Essen und Trinken. Wir haben in Deutschland einen Kartoffelkrieg, wobei es nicht zum Schuß kam. Ein würdiges Gegenstück dazu war die diesjährige Schweizerdemonstration, wo man sich aber nicht auf Kartoffeln beschränkte, sondern nach Landesart unbändig viel in Fisch, Braten und Wein konsumirte. Wenn nach einigen tausend Jahren die Geschichte dieses wichtigen Feldzugs geschrieben wird, kann's nicht fehlen, daß man ihn mit Bacchus Zug nach Indien vergleicht. Dabei hatte hier der von Frankreich herübergewehte Enthusiasmus keine Grenzen; die Kinder in Mutterleibe sangen schon von Gloire und Victoire, und bei unsern jungen Laden- und andern Dienern schossen die Schnurrbärte wie Pilze hervor. Männer von 50 bis 60 Jahren bildeten ein eigenes freiwilliges Veteranenbataillon. Unsere Studenten exerzirten tapfer und wären im Nothfall lustig mit ins Feld gezogen. Kurz die Genfer haben sich wacker und ehrenwerth gezeigt. In Wallis haben sie den besten Leumund bei Jung und Alt hinterlassen. Der freundschaftliche Zusammenklang war dort so herzlich und durchgreifend, daß selbst die Jesuiten in Brieg davon ergriffen wurden und unaufgefordert ihre Kirche zu dem ketzerischen Gottesdienst der Genfer Calvinisten anboten. Gewiß eine seltene und in Wallis fast unglaubliche Erscheinung! Um Genf herum wurde sechs Monate lang mehr exerzirt, manövrirt, füsillirt und kanonirt, als weiland in zehn Jahren, und der Pulverdampf, den die Bise unausgesetzt nach Savoyen und Frankreich trieb, hat wesentlich dazu beigetragen, daß es in diesen Ländern ruhig blieb. Das war auch ihr Glück! Ueberdies wurden unsere formidabeln Festungswerke reparirt, und an einer Seite sogar durch zwei neue Schießscharten unüberwindlich gemacht. Ich sage es rund heraus: Genf ist jezt eine Art von Ehrenbreitstein, an breiten Steinen wenigstens fehlt es unsern Fortifikationen nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 186.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 5. August 1831.

Taube, flieh! was thust du hier,
In der Geier Jagdrevier?

Wieland.

Die schöne Alda.

Bei einem der Streifzüge der Franzosen in der Comba di Susa, so erzählt eine alte italienische Chronik, ohne den Zeitpunkt genau anzugeben, geschah es, daß zur Bewachung des wichtigen Passes von Chiusa ein Trupp Bewaffneter zurückgelassen wurde, welche, nach Gewohnheit aller Kriegsleute und Eroberer alter und neuer Zeiten, und besonders der Nachzügler und Zurückgelassenen, bald anfingen, die umliegende Gegend auf mannigfaltige Weise zu drücken und zu brandschatzen. Zwar waren sie Verbündete des Herzogs und von ihren eigenen Führern befehligt, mit den Einwohnern als Freunde zu leben, und es haben die Franzosen vor andern Truppen dieß voraus, daß sie, mit Ausnahme einiger Schurken, die sich allenthalben finden, nur aus Noth zu Schelmen werden, oder höchstens, wenn irgend ein günstiger Zufall sie verleitet und die Gelegenheit Diebe macht, so daß in der That Diebstähle weniger häufig waren, als man hätte fürchten mögen. Allein wenn sie für Soldaten selten gegen das siebente und zehnte Gebot, das Gut des Nächsten nicht zu stehlen oder zu begehren, sündigten, so muß man gestehen, daß sie sich desto häufiger gegen das sechste und neunte vergingen, ein altes und wohlbekanntes Laster der Franzosen. Wie bei allen ihren Eroberungen, so zeigten sich die Franzosen auch hier; worin auch das Verdienst jedes Einzelnen bestehen mag, er trägt es so zu sagen offen in der Hand, stellt es schnell zur Schau aus, spendet und verschwendet es wie Scheidemünze, und so setzen sich alle gleich bei ihrer Ankunft in Gunst; kaum zwei, drei Tage im Hause, scheinen sie schon ganz eingewohnt; sie theilen die häuslichen Arbeiten und Vergnügungen und scheinen Mitglieder der Familie, und wäre nicht die unaufhörliche Wiederholung des chez nous, welches so viel sagen will, als „bei uns macht man es so, und besser als bei Euch,“ so möchte man glauben, sie seyen im Hause und im Lande geboren und aufgewachsen, da sie doch eben erst angekommen sind. Doch während sie dem Hausherrn zu helfen, ihm zu schmeicheln und gefällig zu seyn scheinen, geht ihre Absicht auf die Frau oder Tochter des Hauses. Weit besser als die Franzosen, sind in dieser Rücksicht andere Eroberer, und verdienen ihnen vorgezogen zu werden. Diese sind meistens freimüthig und großmüthig genug, sich vom ersten Augenblicke an zu zeigen wie sie sind.

Die von ihrem Anführer zur Bewachung der Chiusa von S. Ambrogio, S. Antonio, Avigliana und Giaveno zurückgelassenen jungen Franzosen beklagten sich bitter, daß, während ihre Gefährten in üppigen und fruchtbaren Ebenen und volkreichen Städten sich ergözten, denn so reizend Italien auch in der Wirklichkeit ist, so erscheint es doch noch herrlicher in der Phantasie der Völker des Nordens, sie in diesen Schluchten, nackten Felsen, finstern Wäldern und armseligen Hütten hausen müßten; wo, sezte einer von ihnen mit verächtlichem Lächeln hinzu, es schwer seyn würde, zu sagen, ob die Tugend der armseligen

Alpenbewohnerinnen von ihrer Häßlichkeit, oder ihre Häßlichkeit von ihrer Tugend bewacht sey; und man darf sagen, daß die Franzosen hierin als Kenner urtheilten, denn obgleich von frischem und gesundem Aussehen, sind die Alpenbewohnerinnen doch klein, fett, von untersezter Gestalt, und man findet, was nun auch der Grund davon seyn mag, selten bei ihnen jene edlen und regelmäßigen Züge der andern Italienerinnen. Man kann sich demnach denken, welch Aufsehen es unter diesen müssigen Franzosen, die alle Markttage auf dem Platz von S. Ambrogio die Weiber und Mädchen mehr verwünschten als bewunderten, machen mußte, als sie eines Morgens ein ungefähr sechszehnjähriges, schlankes Mädchen ganz allein erscheinen sahen, mit Händen und Füßen, deren sich die reizendste unter den Hoffräulein der Königin von Frankreich nicht zu schämen gehabt hätte; und das Gesicht! ein Gesicht, welches man nach den lebendigen Augen, dem reizenden Munde, dem lichtbraunen Haar für französisch erklärt haben würde, hätte es nicht das regelmäßig schöne Profil von der erhabenen und flachen Stirne bis zu dem runden Kinn als italienisch beglaubigt; die kurze, leichte Kleidung, das knappe, schwarze Sammtmieder, ein rothes grobes Tuch, welches einfach ihr Haupt bedeckte und auf eine reizende Weise ihr Gesicht einfaßte, verriethen die Alpenbewohnerin. Es entstand ein Treiben, ein Drängen, ein Zeigen mit den Fingern, ein Getümmel um sie herum; in weniger Zeit, als man zu einem Ave Maria braucht, waren Milch, Eier, Alles was sie in ihrem Korbe hatte, verkauft. Sie erröthete, schlug die Augen nieder, schien auf nichts zu achten, antwortete jedem einige freundliche Worte, zeigte sich nicht sehr verlegen und fast, als ob sie einen solchen Empfang erwartet hätte und darauf vorbereitet gewesen wäre, und schien durch ihre Schönheit und Würde beschüzt, wie ihre Gespielinnen durch ihre Häßlichkeit. Alles, was sie gebracht, war verkauft; sie erhob nun den schönen Kopf mit einer fast majestätischen Bewegung und warf ihre Blicke umher, bis sie denen eines Jünglings begegneten, der in einem Winkel des Marktplatzes stand und während der ganzen Zeit keinen Moment die Augen von ihr verwandt hatte; sie machte sich Platz durch das Gedränge ihrer Bewunderer, ging auf den Jüngling zu, der ihr entgegen kam, beide verließen den Markt und stiegen den Felsenpfad hinauf, der nach dem Kloster S. Michele führt. Aller Augen folgten ihnen, und einige schienen ihnen nachgehen zu wollen; allein da der Pfad ganz offen liegt, die Mittagsstunde nahe, der Markt sehr besucht und die Offiziere gegenwärtig waren, so wagte es Niemand. Die leichten Schritte verdoppelnd, stieg das Mädchen schnell hinauf, bald in den Windungen des Felsenpfades verschwindend, bald wieder erscheinend, bis sie endlich den auf sie gehefteten Blicken entschwand.

Meine Chronik berichtet nun weitläuftig die Gedanken und Gespräche der beiden jungen Leute, welche ich hier in wenigen Worten zusammenfasse. Nach einem Stillschweigen von einer guten Viertelstunde begann er: „Ein schönes Vergnügen in der That! ein Gedränge zum Ersticken, ein Lärm, in dem einem Hören und Sehen vergeht, und diese garstigen, unverschämten fremden Fratzen! Möge Gott es unserm Herrn Herzoge vergeben, daß er sich mit solchem Gesindel verbunden hat; sie müssen Ketzer, Heiden, oder noch etwas Aergeres seyn. Hast Du es nicht gesehen? als die Mittagsglocke läutete, da stand auch nicht einer auf oder machte das Zeichen des Kreuzes. Verdammtes Sündenpack!" — „Sieh, das hatte ich nicht bemerkt," versezte Alda; „allein Du hast Recht, Giacometto: es sind Fratzengesichter, wie man sie noch niemals in der Welt gesehen hat, und vielleicht nie wieder sieht, sobald unser Herr Herzog ihrer nicht länger bedarf und sie fortschickt. Aber gerade darum hatte ich so große Lust, sie einmal zu sehen. Höre, Giacometto, wenn wir nun Mann und Weib wären und Kinder hätten, und die Kinder alle von diesen Franzosen erzählen hörten und nun fragten, habt Ihr sie gesehen? und wie sahen diese Franzosen aus? und wir ständen da und wüßten nichts zu antworten!" — „Bah!" rief Giacometto, die Stimme erhebend, daß die Felsen erschallten, denn es wuchs ihm der Muth, sie zu schelten, als er sie bemüht sah, eine Entschuldigung zu finden; „welche Vorsicht! seht mir doch die kleine Mama! noch vor der Hochzeit an die Geschichten zu denken, die man den Kindern zu erzählen haben wird, welche noch geboren werden und groß wachsen sollen. Aber Du magst dem Himmel danken, Alda, daß Du nicht gleich jezt auf Deine eigene Kosten eine Geschichte von diesen Teufeln zu erzählen hast, die sich über einen herwerfen und auf und davon. Aber ich ließ sie nicht aus dem Auge, und hätten sie sich nur noch ein wenig mehr merken lassen — mit Hülfe unsers heiligen Erzengels Michael — Soldaten, Teufel, Franzosen — einem Paar von ihnen hätte ich schon ihren Lohn mit diesem meinem Knittel — möge er mir niemals wieder weder gegen Wölfe noch Bären dienen, wenn ich — —!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen aus Neapel.

(Fortsetzung.)

Das neue Bajae und Misenum.

Nichts ist für den Menschen- und Naturfreund erfreulicher zu beobachten, als wenn ein Landstrich, Jahrhunderte lang verlassen und verödet, wo fließende Wasser, durch Verstopfung ihrer Abflüsse in stehende verwandelt, ungesunde Luft erzeugt haben, die jedem künftigen An-

bau neue Schwierigkeiten in den Weg legt, endlich wieder durch menschliche Industrie, die leztere nach und nach besiegt, neue Regsamkeit und neues Leben erhält, und in der Zukunft noch größere Hoffnungen zu verwirklichen verspricht. — Ist nun dieser Landstrich zugleich einer der berühmtesten unserer Erde, durch die geschichtlichen Erinnerungen, die er hervorruft, so wird eine solche Erscheinung doppelt interessant.

Wenn wir auch alle Hoffnung aufgeben müssen, daß die Campagna di Roma in der Folge der Zeiten nur den tausendsten Theil der Kultur wieder erhalten könne, die sie einst zum blühendsten Fleck der Erde machte, so wie sie jezt der ödeste ist, und wenn also die Stelle, wo die prächtigen Suburbana der ehemaligen Beherrscher der Welt standen, dazu verdammt scheint, immerdar eine Wüste zu bleiben, so können wir uns doch jezt damit trösten, daß jener andere Ort, wo ihre noch prächtigern Villen standen, sich wieder zu beleben anfängt. Wer hat nicht schon errathen, daß hier von der Landzunge die Rede ist, welche, im Westen den Golf von Bajae bildend, im Süden in das Vorgebirge von Misenum ausläuft. Zwar nicht ganz so öde, wie die Campagna di Roma, war doch dieser ganze Strich kaum bewohnt. Eine Garnison in dem Schloß von Bajae, im Sommer aus lauter Fieberkranken bestehend, der kleine Ort Bacoli oder Bauli und einige einzelne Wohnungen und Masserien (Meiereien), das war und ist zum Theil noch die ganze Bevölkerung einer Gegend, in der es einst von Menschen wimmelte, „wo einst römische Pracht den schönsten Kontrast mit dem einfachen Reiz der Gegend darbot, und wo Fruchtbarkeit und Schönheit wetteiferten und doch im reizendsten Bunde vereinigt waren.“ So drückt sich ein neapolitanischer Patriot in einem öffentlichen Blatte aus, indem er von der Verwandlung dieser Gegend spricht. „Und welche Verwüstung, welcher Squallore war auf jene blühenden Zeiten gefolgt! Da, wo die grandiosen Villen der Cäsare und Hortensier standen, fand man nur einzelne Hütten in wüsten Feldern und wenige und armselige Einwohner. Aber,“ so fährt er in seinem patriotischen Enthusiasmus fort, indem er freilich die Zukunft mehr noch als die Gegenwart im Auge zu haben scheint, „aber wo fände man jezt noch die Spuren dieses Zustandes der Verlassenheit und des Schreckens? Alles ist jezt dort verändert.“ Den ersten Grund zu dieser glücklichen Veränderung legte die Regierung dadurch, daß sie den Einwohnern von Posilippo viele von den verlassenen Ländereien überließ und zu deren Kultivirung aufmunterte. Aber noch mächtiger wirkte, wie es in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt, der auf diesen Punkt verwandte Reichthum und die Industrie eines Privatmannes, des Marchese Masearo. Hingerissen von der unbeschreiblich schönen Lage des Cap Misene und des Mare morto, erwarb er dort vor einigen Jahren bedeutende Landstriche, und ging mit eben so viel Eifer als Kraftaufwand an das große Werk einer völligen Umwandlung dieser Gegend, welches auch bis jezt den glücklichsten Fortgang gehabt hat. Viel war da zu thun, und man muß gestehen, daß in kurzer Zeit das Meiste schon geschehen ist. Viele neue Gebäude sind aufgeführt, die Wasser gereinigt, die Moräste ausgetrocknet, und dadurch ist die Luft wieder gesund geworden. Zu diesem Erfolge hat auch besonders die Durchstechung des Dammes beigetragen, der das Mare morto, einst den Hafen für die römische Kriegsflotte, Jahrhunderte lang vom Meere getrennt und in ein stehendes Wasser verwandelt hatte. Jezt wird es durch die hineindringende und wieder hinausfließende See von den wuchernden Meerpflanzen, die es sonst bedeckten und die Luft verpesteten, befreit. Aber noch zu einem andern Zweck dient diese Oeffnung in die See, indem, an dem Orte der Durchstechung, durch den dort entstandenen Strom eine Mühle von der See getrieben wird. Mehrere andere Mühlen werden durch Thiere in Bewegung gesezt. Verschiedene Fabriken und Industrieanlagen sind in vollem Gange; eine Fayencefabrik, Ziegel= und Kalköfen, eine Seifenfabrik u. s. w. Die Kultur der Ländereien hat nicht weniger gewonnen. Fruchtbare Erde wurde durch Menschenhände, von andern Orten her, auf die morastigen und niedrigern Stellen getragen und so ihre Kultur vorbereitet. Pflanzungen von Pappeln, Maulbeer= und andern Fruchtbäumen wurden angelegt, und bequeme Straßen durchschneiden diese Felder, die sonst wegen ihrer Moräste nicht zu passiren waren, und eröffnen eine Kommunikation zwischen allen Punkten dieser Halbinsel. Was das Werk aber vollenden wird, ist die große Hauptstraße, Strada ruotabile, die von Puzzuoli, rund um den Meerbusen, dem Strande folgend, bis nach Bajae und Miniscola führen wird, und die bis auf eine kleine Strecke in der Mitte vollendet ist. Bis zum künftigen Herbst wird sie hoffentlich ganz fahrbar seyn, und dann, vereint mit der schönen neuen Straße von Neapel nach Puzzuoli, einen langen Corso, wie man es hier nennt, bilden, der wenige seines Gleichen in Europa haben wird. Aber auch einen reellen Nutzen wird diese Straße dem Küstenhandel gewähren, der aus dem Hafen von Bajae nach Neapel und den benachbarten Inseln betrieben wird.

Erfreulich, so können wir diese kurze Nachricht beschließen, wie wir sie angefangen, erfreulich muß es seyn, zu sehen, daß an der Stelle, wo die Pracht der Römer den schädlichsten Luxus zur Schau aufstellte, nach 19 Jahrhunderten der wohlthätige Luxus der neuern Industrie, wenn ich so sagen darf, zu blühen und zu herrschen bestimmt ist.

Künstliches Reifen der Feigen.

Ich weiß wohl, daß das hier zu Erzählende nicht neu ist, es scheint mir aber doch so wenig bekannt zu seyn, daß es erlaubt seyn dürfte, einmal wieder darauf zurückzukommen. Ich meine nämlich die sonderbare Art, auf welche man hier zu Lande eine gewissermaßen künstliche Reife der Feigen erzielt. — In allen Obstgärten trifft man auch den wilden Feigenbaum an. Seine Früchte werden aber nicht gegessen, sondern man läßt sie von einem Jahr zum andern am Baume. In dieser Frucht erzeugt sich nun ein gewisses Insekt, welches die ganze Feige durchbohrt, und auf diese Art nicht nur ihre Reife beschleunigt, sondern sie auch süßer machen soll.

Wenn nun die guten Feigenbäume Früchte angesezt haben, so bindet man solche wilde Feigen, von denen man überzeugt ist, daß sie diese Insekten enthalten, in Kränze zusammen und hängt sie an denselben auf. Die Insekten verbreiten sich nun auch über alle Früchte eines solchen Baumes, und bewirken so deren frühere Zeitigung und bessern Geschmack. — Man nennt diese wilden Feigen Profichi, und schon die alten Griechen bedienten sich desselben Mittels bei dieser Frucht. Wenn ich nicht irre, ist es auch nur im Neapolitanischen und in Sizilien, welche einst Großgriechenland bildeten, gebräuchlich. Wenigstens glaube ich nicht, daß man es in Frankreich und Spanien kennt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Umtriebe der Geistlichkeit.

Als im Februar die piemontesischen Ausgewanderten von Lyon aus eine Bewegung gegen die savoyischen Grenzen machten, hatten die Zollsoldaten Ordre, sich von den äußersten Linien nach dem Innern zu ziehen und die Piemonteser bis auf einen gewissen Punkt hereinzulassen. Dies gab zu einigen komischen Scenen Anlaß, denn überall benuzten die von den Douanen entsezlich gedrückten Einwohner den glücklichen Umstand, um mit Eseln, Maulthieren und kleinen Karren nach Frankreich und Genf zu ziehen, dort eine Menge Tuch, Ausschnittwaaren, Zucker, Kaffee, Salz, Oefen und dergleichen einzukaufen und damit nach Haus zu eilen, so lange die Thür noch offen war. Ich war zufällig an einer solchen Zollstätte, in Chables, und sah da den sonderbaren Zug mit an. Ueber dreihundert Männer mit ihren Frauen und erwachsenen Kindern waren aus den benachbarten Dörfern nach Genf geeilt und kehrten nun schwer beladen in folgender Ordnung zurück: rechts und links auf der Landstraße gingen Männer, Weiber und Kinder, den Stock und schwere Bündel auf den Rücken; in der Mitte der Straße, zwischen beiden Reihen, zogen die Saumthiere und Karren, schwer aufathmend und knarrend unter ihrer Last; so kamen sie frei und frank an den sonst so furchtbaren Zollhäusern ins Land. Dies war am 28. Februar. Am 1. März um Mittag trafen die Zöllner schon wieder an ihrem Posten ein, und einige verspätete Spekulanten kamen schlecht weg.

Man mag's betrachten, wie man will, Savoyen war wirklich unter dem König Karl Felix ein entsezliches Land, in dem Geistliche, Beamte und Advokaten himmelschreiend mit dem armen Volk umgingen. Ganz nahe bei dem humanen Genf und im Angesicht seiner Kirchthürme geschahen dort Abscheulichkeiten, die in unserer Zeit unglaublich scheinen. In Mornex, am Fuß des kleinen Salève, starb eine junge hübsche Frau, die dem Ortspfarrer lange gefallen hatte, der er aber nicht beikommen konnte. Sie war schwanger; dieser Umstand diente dem rachsüchtigen Pfarrer zum Vorwand, ihr die Beerdigung in geweihter Erde zu versagen, wenn das ungetaufte Kind nicht von ihr getrennt und besonders begraben würde. Alles Zureden und Flehen der Verwandten half nichts, da sie arm sind; die Ausschneidung des Kindes mußte vor sich gehen, und in Ermangelung eines andern Kunstverständigen geschah die Operation durch — den Schinder.

Doch was wundern wir uns über solche geistliche Abscheulichkeiten in Savoyen? geht doch Aehnliches bei uns in Genf vor. Der bekannte Musiker und Violinspieler Kreuzer, der Kompositeur der Opern Lodoiska, Paul und Virginie und einiger andern, kam im vorigen Januar hier an, um von da zur Herstellung seiner zerrütteten Gesundheit nach Montpellier zu gehen. Er starb aber plözlich am Schlagfluß. Da er vorher die in der katholischen Kirche nöthigen Sterbsakramente nicht empfangen, so versagte ihm der hiesige Pfarrer Vuarin, ehemaliger Pensionär der Herzogin von Angouleme, die Aufnahme in den katholischen Kirchhof, wozu er gar kein Recht hatte, da die Polizei der Kirchhöfe, abgesehen von kirchlichen Ceremonien, lediglich Sache der Civilbehörde ist. Man benuzte aber diese Verweigerung sehr gern, um den ausgezeichneten Künstler Kreuzer auf unserm protestantischen Kirchhof zu begraben. Sein Begräbniß wurde sehr feierlich begangen; den Sarg begleiteten alle hier anwesenden Mitglieder der großen schweizerischen Musikgesellschaft, der hiesigen Société de musique, des Theaterorchesters, Schauspieler und eine Menge Musikfreunde. Einer davon hielt ihm am Grabe eine passende Rede, und bereits bezeichnet dasselbe ein einfaches Denkmal von schwarzem Marmor mit der Inschrift: **Les Genevois à Rodolphe Kreuzer, decédé le 6. Janvier.**

Unsere katholische Geistlichkeit hat jedoch auch einige Ehrenmänner, und bei ihnen sind Züge, wie der folgende, nichts Seltenes. In einer aus Katholiken und einigen Protestanten bestehenden Gemeinde ist nur Ein Leichentuch vorhanden. Die eine Seite mit weißen Flammen dient für erstere, die andere mit einem weißen Kreuz für leztere. Die Sache kam in einer Versammlung katholischer Priester zur Sprache, und die meisten mißbilligten diese Gemeinschaft, am meisten der Genfer Pfarrer. Der würdige Dorfpfarrer ließ sich aber nicht irre machen und hielt die Gemeinschaft für christlich. Wenige Tage nachher empfängt er ohne weitere Zuschrift und Andeutung ein schönes, großes, für Katholiken bestimmtes Leichentuch; sogleich geht er bei all seinen Pfarrkindern herum, um sich bei ihnen zu erkundigen, ob vielleicht eines von ihnen das Leichentuch eingesendet; und als er die Ueberzeugung hat, daß es von keinem der Seinigen kommt, sendet er es dem Genfer Pfarrer mit Dank und mit der Bemerkung zurück, daß seine Gemeinde dergleichen Gaben nicht bedürfe, und daß er gedenke, in der Gemeinschaft fortzufahren, wie bisher; denn wenn auch die Einwohner seines Dorfs zweierlei Kirchen angehören, so seyen sie doch Kinder Eines Gottes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 187.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. August 1831.

Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich.

Schiller.

Des Sängers Liebchen und der Tod.

Jene Laube deckt der holde
Mai mit jugendlichem Grün;
Von des Abends hellem Golde
Seh' ich dort den Sänger glühn,
Dem sein Liebchen in dem Arme,
An der Brust, in trübem Muth,
Krank vom bittern Schmerz und Harme,
Mit gesenktem Haupte ruht.

Bis der ferne Freund gekommen,
Schwanden Monde, trüb und lang;
Aus dem Busen, tief beklommen,
Athmet sie so schwer und bang.
Und zu lieblichen Gesängen
Stimmt er jezt das Saitenspiel,
Ob vor seinen süßen Klängen
Milder wird das Schmerzgefühl.

Aber, sieh! in schwarzer Hülle,
Auf dem Haupt der Krone Pracht,
Schrecklich blitzend, furchtbar stille,
Tritt herein der Fürst der Nacht.
Mit den eisig starren Händen
Will er schon den ehrnen Stab
Nach der holden Jungfrau wenden,
Der die Leiber stürzt ins Grab.

Des Entsetzens Schauer zücken
Durch die Jungfrau, wild umfaßt
Sie den Freund, mit scheuen Blicken
Bebend vor dem finstern Gast.
Gegen ihn im tiefen Grimme
Hebt der Sänger sich empor,
Ruft mit fürchterlicher Stimme
Ihm, wie Donner, in das Ohr:

„Schon die Rose mir zerstören
Willst du, frisch und jugendwarm?
Mag dein Gifthauch sie verzehren,
Tödten sie dein kalter Arm;
Mag sie, deine frühe Beute,
Sinken plötzlich in den Staub:
Kämpfen will im stolzen Streite
Ich dir ab den theuren Raub.

Was von Lieb' und Leben glühet,
Senkst du in der Grüfte Schooß;
Doch in meinen Reichen blühet
Ew'ger Jugend Götterloos.
Bist es du, der keck den Meister
Sich des Moders rühmen kann,
Weihte mich zum Herrn der Geister
Des Gesanges Zauberbann.

Nimm sie hin! doch meine Trauer
Ueber ihrer Leiche schwört
Grenzenlose beßre Dauer
Dem, was deine Wuth zerstört.
Durch den Himmel meine Klagen
Ruf' ich, durch das Erdenrund;
Lichten Ruhmes Schwingen tragen
Mächtig sie von Mund zu Mund.

Ihren Geist in reiner Schöne
Hält der alten Liebe Glück,
Hält die Macht der süßen Töne
Festgebannt bei mir zurück,
Ganz in Liedern dann zu wohnen,
Die sein stiller Hauch durchdringt,
Daß ihr Zauber Millionen
Herzen allgewaltig zwingt.

Laß den Leib, der Reize Fülle
In Verwesung untergeh'n:
Schöner in des Liedes Hülle
Soll er strahlend aufersteh'n.
In unsterblichem Gewande
Lebt mir dann die holde Braut,
Und vor aller Welt die Schande
Deiner Unmacht künd' ich laut.

Drunten in des Abgrunds Nächten
Herrsch' auf deinem schwarzen Thron!
Bieten will ich deinen Mächten
Ewig Trotz und ewig Hohn!"
Aber zürnend auf das bleiche
Kind der schwarze König blickt,
Und die Rose liegt als Leiche
In des Freundes Arm zerknickt.

Einmal küßt er noch die süßen
Lippen, jezt so stumm und kalt;
Keine Thräne sieht man fließen,
Und kein Laut der Klage schallt.
Und den Leib, den schönen todten,
Legt er sanft in's Grün zur Ruh,
Deckt mit Rosen, lieblich rothen,
Die erblaßte Rose zu.

Still die Harf' in seine Hände
Nimmt er und verläßt den Ort,
Wandert nach des Erdballs Ende
Ueber Land und Meere fort.
Durch den Himmel seine Klagen
Ruft er, durch das Erdenrund;
Lichten Ruhmes Schwingen tragen
Mächtig sie von Mund zu Mund.

Julius Kraiß.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

„Giacometto, Giacometto!" sagte Alda mit sanfter Stimme, „um Gottes Barmherzigkeit willen, schwöre nicht, schwöre nicht bei unserem heiligen Erzengel, damit er auf Dich und mich nicht zürnen und uns in allen unsern Nöthen beistehen möge. Und ich will Dir auch gestehen, wenn Du es verlangst, daß, als ich mich so mitten im Getümmel sah, auch erschrocken war und gewünscht hätte, niemals hergekommen zu seyn; und soll ich Dir die Wahrheit sagen, schon ehe wir herabgingen, hatte es mich gereut. Aber Du, mit Deinem Widerspruch, Deinen ewigen Klagen, Du hattest mich dazu gereizt; wäre es nicht — — nun, es ist vorbei — reden wir nicht mehr davon." — „Vorbei? reden wir nicht mehr davon? Nein, es ist nicht vorbei, und ich will davon reden; und diese Weise, alles nach seinem eigenen Kopfe einrichten, in der Welt herumlaufen zu wollen, bald hier, bald da, und dann zu sagen, es ist vorbei, reden wir nicht mehr davon, steht mir gar nicht an." — „In der Welt herumlaufen? Glaubst Du dieß, Giacometto? Fängst Du an, mich zu schelten? O ich Arme! ich Unglückliche! In der Welt herumlaufen! weil ich ein einziges Mal auf dem Markt in Giaveno und einmal in Avigliana gewesen, und niemals ohne Dich, Giacometto; und Du sagst mir, ich wolle in der Welt herumlaufen, und behandelst mich wie eine schlechte Dirne! Ich Arme! was soll aus mir werden!" und hier fing das Mädchen an zu weinen und zu schluchzen und Giacometto sich zu besänftigen; doch nicht wohlerzogen genug, um mit zärtlichem Tone zu fragen: Alda, Du weinst *)! sagte er nur gutmüthig: „Alda, Du weißt, ich will Dich nicht weinen sehen. Wozu hilft das? was geschehen ist, ist geschehen, und da der Himmel uns aus der Gefahr gezogen hat, so laß uns ihm danken und uns hüten, daß wir uns nicht wieder hineinbegeben. Siehe, Alda," und er faßte ihre Hand, und so lange der Pfad breit genug war, gingen sie neben einander, Hand in Hand dahin; „siehe, Alda, wenn ich Dich schelte und über Deine Grillen, in der Welt herumzulaufen, böse bin — ich meine, so einmal nach Giaveno, ein anderes Mal nach Avigliana, und ein anderes Mal nach S. Ambrogio zu gehen — so geschieht es, weil ich auch an die Zukunft denke; und wenn wir uns wirklich diese Pfingsten verheirathen, und ich hernach auf das Gebirge auf die Weide gehe, und Dich so alle Jahre den ganzen Sommer allein zu Hause lassen muß, siehst Du, Alda, wie betrübt würde es da seyn, wenn ich allein dort oben denken müßte: wer weiß, nun ist Alda nicht zu Hause, nun läuft sie — ich meine, nun ist sie in

*) Eine Anspielung auf Voltaires Orosmane in der Zaire.

Giaveno, in Avigliana, oder, wer weiß, mitten unter diesen verdammten Franzosen, welche die Augen verdrehen, *als ob* sie besessen wären! und ich, ich wäre nicht einmal *da*, um zu verhindern, was daraus folgen möchte, nicht einmal erfahren könnte ich es! O Alda, Alda, ich wollte, Du liebtest unser Dorf, wie ich es liebe; ich wünsche mich niemals hundert Schritte von unserm schönen Klosterthurme und von Deines Vaters Hause hinweg!“ Und hier, sagt unsere Chronik, rollten auch über Giacomettos Wangen ein Paar große Thränentropfen herab. Da *diese* unzweifelhafte Zeichen einer nahen Versöhnung waren, so folgen wir hier der Chronik nicht weiter, sondern wollen nur hinzusetzen, daß sie zusammen das Haus erreichten, welches Aldas Eltern bewohnten. Diese waren Leibeigene des Klosters, deren nur wenige hier wohnten, da es nicht vieler bedurfte, um dieß arme Alpenland zu bauen, welches so verschieden von den reichen Gefilden ist, mit denen die Großmuth der Fürsten die Mönche in den piemontesischen und lombardischen Ebenen begabt hatte. Ringsum gehörten Land, Häuser, Leute, Alles dem Kloster, und so auch Giacometto, ein verlassener Waise, dem die Sorge für die Heerden des Klosters anvertraut war. Im Winter stehen diese in den Ställen, weiden im Frühlinge auf den umliegenden Wiesen und werden dann im Sommer in jene Hochthäler geführt, welche sich auf *allen* Alpen finden. Bei jedem Weideplatze steht blos eine niedrige Hütte, welche, während die Heerde das Gras abweidet, dem Hirten zum Zufluchtsort dient und worin er die Milch und das Geräth zur Bereitung des Käses aufbewahrt. Während der Weidezeit kommt der einsame Alpenhirte niemals von seinem Felsen herab, wo er wie ein heiliger Johannes Stilita zwischen Himmel und Erde schwebt; er sieht kein menschliches Antlitz öfter als zwei, drei Mal, wenn sein Weib oder seine Verwandte ihm frische Lebensmittel bringen und den fertigen Käse abholen. Im Herbst, ehe der erste Schnee fällt, eilt er hinab, denn sollten jene ohnedieß so gefährlichen Pfade, wo roh behauene Kreuze die selbst im Sommer nicht seltenen Unglücksfälle bezeichnen, sich mit Eis bedecken, so wäre die Heerde ohne Rettung verloren, und schwerlich würde selbst der leichtfüßige und kräftige Senne seinem Schicksale entgehen.

Zwei oder drei Tage vergingen nach diesem — ich weiß nicht, ob ich es, wie Alda, einen unschuldigen Spaziergang, oder, wie Giacometto, ein gefährliches Herumlaufen in der Welt nennen soll — ohne daß in dieser Klosterwelt irgend etwas vorgefallen wäre, das Erwähnung verdiente, oder irgend etwas, das den gewohnten Frieden der Mönche oder den noch gewöhnlichern in der armseligen Hütte unterbrochen hätte. Allein eines Abends, als gerade die Sonne glänzend hinter den Monginevra und das hohe Joch des Altaretto sank, erscholl ein Glockenschlag, das Zeichen, wodurch die Väter des Klosters zu einer Versammlung berufen wurden. Tag und Stunde waren ungewöhnlich, darum verwunderten sich darob die Dorfbewohner; jeder steckte den Kopf aus seiner Hütte und begann erst den Glockenthurm anzugaffen, dann seine Blicke in der Luft und auf der Erde herumzuwerfen, als ob sich damit die Ursache jener außerordentlichen Zusammenberufung hätte entdecken lassen. In hundert Fällen hätten sie vielleicht neun-und-neunzig Mal vom Morgen bis zum Abend herumblicken können, ohne weder aus den Bewegungen der Glocke, noch aus irgend einem andern sichtbaren Zeichen zu errathen, was und wie bedeutend der Gegenstand der Berathung sey. Allein dießmal sollte ihre Neugierde Befriedigung finden. Alle, die in die Luft blickten, entdeckten nichts, nichts die, welche auf die Erde gegen Abend, gegen Mitternacht, gegen Morgen blickten, allein die, welche von ungefähr ihre Augen gen Mittag richteten, wo der Abhang sanfter und der Pfad, der von der Kapelle nach Giaveno führt, breiter wird, diese, sage ich, glaubten erst zu sehen, sahen dann wirklich und unterschieden endlich deutlich einen Trupp, der von unten heraufkam, und den einige auf zweihundert, andere auf fünfhundert und andere auf noch mehr schätzten; in der That waren es aber nur sechzig französische Reiter mit einem Trompeter vor sich her, dessen Instrument von Zeit zu Zeit in den umliegenden Thälern erschallte, den Hauptmann an der Spitze, dessen glänzende Waffen in den Strahlen der sinkenden Sonne schimmerten, und hinter ihm das im Abendwinde wehende Banner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

Cholera ad portas.

Der Krieg, stehe er uns vor der Thür oder sey er noch so entfernt, wie unsere Papierspekulanten hoffen, ist eine Nebensache geworden. Die Cholera ist es allein, welche die Gemüther beschäftigt; aber auch das kaum mehr, ich meine das Beschäftigen. Man ist so lange „beschäftigt“ gewesen, und aus aller dieser Thätigkeit ist nichts herausgekommen, daß man jezt abgespannt in theilnahmloser Apathie abwartet, was da hereinbricht und nicht abzuwenden ist. Man ist an so vielfachen, überraschenden Wechsel im abgelaufenen Jahre gewöhnt worden, daß auch das Schrecklichste nicht mehr erschrecken kann; es mag noch immer etwas dazwischen kommen, was eine völlig unerwartete Wendung gibt. Man fürchtet seit vielen Wochen, daß die Cholera von polnischen Juden bei Gelegenheit der Frankfurter Messe eingeschwärzt werden möchte; man tadelt, daß diese überhaupt in diesem kritischen Zeitpunkt abgehalten werde, man läßt, seitdem sie angefangen, allwöchentlich ein Paar Christen oder Bürger daselbst erkranken, sie aber immer wieder nächsten Tages kurirt werden. Von Danzig her lauten die Nachrichten tröstlicher, wiewohl die Beschreibung der Todtenaufzüge, der Absperrung u. s. w., blos schwarz auf weiß betrachtet, wenig Trost gewährt. Am bedenklichsten sieht es unstreitig an der schlesischen Grenze aus. Fast alle polnischen Städte, so lang unser Kordon geht, sind

inficirt, und der materielle Verkehr zwischen unsern oberschlesischen „Wasserpolacken“ mit ihren rechtpolnischen Vettern im Königreiche ist eben so eng, als ihre Verwandtschaft hinsichtlich der schmutzigen Lebensweise. Indeß räuchert man von Breslau aus nach Möglichkeit, und die Nachrichten, daß in letzterer Stadt die Pest ausgebrochen sey, waren nur Schreckschüsse.

Unsere Quarantaine vor dem Frankfurter Thore ist geleert, allein nicht ohne daß die Berliner Histörchen, von denen Ihnen schon früher berichtet worden, noch um einige angewachsen wären. So mancher Handwerksbursche fingirte aus Danzig zu kommen, und suchte im Schlößchen ein dreiwöchentliches Sanssouci. Ein Eckensteher meldet sich beim Cholerakomité und meint, er hätte sie wohl. „Dann schnell mit euch hinaus vor's Thor,“ wird geantwortet. — „Nichts für ungut, dann muß aber auch mein Kamerad mit, denn ich habe sie nur halb, ich breche und er —.“ Der Oberamtmann S.... fährt in einem offenen Wagen nach der Stadt. Er sieht unterwegs zwei wohlgekleidete, anständige Damen desselben Weges gehen. Auf seine höfliche Erkundigung erfährt er, daß es Reisende sind. Ihr Wagen ist gebrochen und wird in der nächsten Dorfschmiede reparirt. Um sich nicht in dem schmutzigen Dorfkruge zu langweilen, haben die Damen es vorgezogen, zu Fuß langsam vorauszugehen. Gern nehmen sie die Einladung des angesehenen Mannes und Gutsbesitzers an und setzen sich zu ihm in den Wagen. Am Thore werden sie nach Namen und Herkunft befragt. „Aus Danzig.“ Der Visitator zuckt die Achseln, der Amtmann wird bleich. „Ums Himmelswillen, meine Damen, so müssen Sie in die Quarantaine.“ Der Amtmann will sich höflich empfehlen, aber die Thorbeamten meinen, dazu hätte er noch drei Wochen Zeit. Da er verdächtige Personen in seinen Wagen aufgenommen und eine Stunde mit ihnen gefahren, muß auch der wohlbekannte, gesunde Mann, angesessen ein Paar Meilen von Berlin in der gesundesten Gegend, kehrt machen und für seine Artigkeit eine dreiwöchentliche Quarantaine aushalten! — Die Geschichte klingt so tragikomisch, daß sie die allgemeinste Theilnahme fand, um so mehr, da nicht allein der Oberamtmann, sondern auch die Danziger Damen bei Namen genannt wurden. Nur hat das Histörchen einen einzigen Haken: es ist auch kein Jota daran wahr. Ein Pröbchen von dem reichen Erfindungsgeiste der Berliner, der allwöchentlich, wenn sich einer die Mühe geben wollte, die enggedruckten Spalten Ihrer Blätter füllen könnte. Der industrielle Witz bleibt hinter dem phantastischen nicht zurück. Es gibt schon nicht allein Choleraleibbinden, sondern Choleramäntel, Cholerashawls, Strümpfe u. s. w. Man verkauft Cholerawein, schenkt Cholleraschnaps, und ein Konditor hat eben Cholerachokolade verfertigt. Dagegen ist die Polizei nachsichtig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Barras, Prior des Bernhardhospizes.

Auffallend war uns der Uebertritt Lamons, ehemaligen Canonikus des großen St. Bernhards-Hospizes, zur evangelischen Kirche. Er machte hier alle gesetzlich erforderlichen Examen und wurde dann in die hiesige Geistlichkeit aufgenommen. Man behauptet, die Liebe habe ihn zu diesem Schritt veranlaßt. Sie belohnte ihn aber nicht für den Austritt aus einer Gemeinschaft, die sich seit lange den Dank und die Verehrung der Menschheit erworben hat; das Mädchen seiner Wahl schlug seine Hand aus.

Allgemeine Achtung und Liebe bewahrt sich dagegen der Canonikus Barras, Prior jenes Hospizes, der alle Jahre hierher kommt, um seine Kollekte für dasselbe zu machen. Es ist rührend und erfreulich, welche Aufnahme der edle Mann nicht nur in den ausgezeichnetsten und reichsten Familien, sondern auch auf den Straßen unserer calvinistischen Stadt findet. Die Kinder drängen sich herbei, ihm die Hand zu küssen, Jedermann grüßt ihn mit Ehrfurcht, und nie hat ein reisender König oder Kaiser sich ähnlicher Aufnahme zu erfreuen gehabt. Hat auch je einer für die Menschheit gethan, was er so oft mit Gefahr seines Lebens wiederholt? Davon gab er vorigen Herbst wieder ein Beispiel. Am 22. September verließ er das Hospiz, um einige Geschäfte in Wallis zu besorgen. In Saint-Pierre traf er zwei junge Engländer, die im Begriff waren, nach dem Hospiz zu steigen. Da sich das Wetter ändern zu wollen schien, so warnte er sie und rieth ihnen, den Nachmittag und die Nacht abzuwarten, um sich nicht großer Gefahr auszusetzen. Als er seine Geschäfte in dem Flecken beendigt hatte, wollte er nach Martigny hinunter, fragte aber doch vorher nach den Engländern. Es hieß, sie seyen vor einigen Stunden, der Warnung ungeachtet, mit einem Führer abgereist. Dies bestimmte Barras, seinen Weg nicht weiter hinunter fortzusetzen, sondern den Fremden nachzugehen und sie mit eigener Lebensgefahr aus den tiefen Schneewehen zu retten, die in einem Augenblick in der Höhe entstehen, während unten ganz leidliches Wetter ist oder nur geringer Regen niedergeht. Er nahm einen handfesten, zuverlässigen Mann aus dem Ort mit und machte sich mit ihm sogleich auf den Weg. Drei Stunden mochten sie schnellen Schrittes, wiewohl nicht ohne großen Widerstand des Sturmes und des Schnees, gekommen seyn, als sie zu einer Stelle gelangten, wo der Wind immer tiefe Schneewehen zusammentreibt. Barras vermuthete sehr richtig, daß die Engländer nicht mehr weit entfernt seyn möchten, und da das dichte und heftige Schneegestöber das Sehen hinderte, so nahm er zum Rufen seine Zuflucht. Bald wurde auch eine schwache, dumpfe Stimme gehört; es war der Führer der jungen Engländer, der sich umsonst bemühte, sie weiter zu ziehen, denn alle Augenblicke legte sich der Schnee bis über die Knie an sie an, und da sie schon ganz entkräftet und erstarrt waren, so wären sie ohne Barras Hülfe in einem Augenblicke ganz verweht und eingeschneit gewesen. Nun aber legten der Prior und sein Begleiter die kräftigen Hände an; mit großer Anstrengung und nicht ohne eigene Lebensgefahr brachten sie die Engländer weiter, halb mit Ziehen, halb mit Tragen. Aber nur sehr langsam konnte man so weiter kommen, zumal die Reisenden oft geklopft und mit Schnee gerieben werden mußten, um ihr Erstarren zu verhindern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Logogriph.

Nehmt Eis und Brei zum Meisterbau,
Nehmt Mast und Steuer, Meer und Tau,
Arbeit und Trieb, auch Bart und Trab,
Armee und Mars und Rast und Stab,
Reis, Rebe, Traube, Bast und Baum,
Auch Seite, Breite, Saum und Raum,
Braut, Beute, Treu, Mai, Muse, Reim,
Vom Honig aber nur den Seim,
Von Thieren Mä, Miau und Mu,
Auch eine Base kommt dazu,
Stier, Rabe, Bär, Ameise, Maus:
Da macht mir einen Künstler draus,
In dem, wie glücklich ich noch entdeckt,
Ein Bauer auch und ein Riese steckt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 17.

Intelligenz = Blatt

1 8 3 1.

[180] Wir sehen uns veranlaßt:

Seeger, K. A. F., Ausführliche Erläuterung des Pfand- und Prioritäts-Gesetzes für das Königreich Würtemberg. gr. 8. 2 Thle.

auf die Hälfte des bisherigen Ladenpreises, nämlich auf 2 fl. 30 kr. herabzusetzen.

Dieser Commentar empfiehlt sich besonders dadurch, daß die Bestimmungen der beiden Gesetze sowohl, als die einschlagenden Regeln des übrigen Rechtszustands sehr klar und faßlich dargestellt sind, und daß mit der Erläuterung der wichtigsten Sätze eine Entwicklung ihrer Geschichte verbunden wurde, welche für das Verständniß und die Auslegung höchst werthvoll ist. Das Werk, welches die Anerkenntniß eines unserer ersten Rechtsgelehrten gefunden hat *), wird daher jedem Juristen nützlich, besonders aber für andere Geschäftsmänner von großer Brauchbarkeit seyn.

Stuttgart im Juni 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

*) Vergl. die Vorrede zu v. Bolleys Commentar I. Bd.

[250] Biblische Concordanz.

In der Unterzeichneten ist erschienen und um den herabgesetzten Preis von 4 fl. — durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Biblische Real- und Verbal-Concordanz oder alphabetisch geordnetes biblisches Handbuch, worin alle in der Bibel vorkommende Begriffe, Worte und Redensarten erläutert, die lutherische Uebersetzung berichtiget, das Verständniß der Bibel durch historische, geographische, physische, archäologische und chronologische Bemerkungen befördert, und alle Bibelstellen homiletisch anwendbaren Inhalts wörtlich citirt werden; zunächst für Religionslehrer, sodann für jeden gebildeten Bibelfreund bearbeitet von J. G. Hauff, Dr. der Ph., und Pfarrer zu Warth im Königreich Würtemberg. I. Band. 1ste Abtheilung A — E. 2te Abtheilung F — H. Beide Abtheilungen 1369 S. Lexicon-8.

Der Verfasser hat für sein allgemein mit Beifall aufgenommenes Werk, die Einrichtung der noch immer geschätzten Büchner'schen Concordanz zu Grunde gelegt, den Plan derselben aber bedeutend erweitert. Sehr lobenswerth ist es besonders, daß er jedem Artikel, wo es sich um einen Begriff handelte, eine oder mehrere Definitionen voranschickte, wodurch die Brauchbarkeit des Werkes sehr erhöht wird. Noch mehr geschieht dieß übrigens durch die Vollständigkeit und gute Anordnung in den einzelnen Artikeln, und durch wörtliche Anführung einer großen Menge von Bibelstellen, wodurch sie sich vor andern Concordanzen sehr vortheilhaft, namentlich vor der Weichann'schen auszeichnet.

Mit Recht darf daher dieses mühsame und verdienstvolle Werk nicht nur Predigern, sondern auch Religionslehrern überhaupt empfohlen werden, und um von unserer Seite möglichst zu seiner Verbreitung beizutragen, setzen wir hiemit den Preis auf 4 fl. — für den 1sten und 2ten Band auf unbestimmte Zeit herab.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[262] Bei der jetzigen schönen Jahreszeit erlaubt sich die Unterzeichnete den Reisenden nachstehendes Werk in Erinnerung zu bringen:

Schwab, G., der Bodensee nebst dem Rheinthal vom St. Luziensteig bis Rheinegg. Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie. Mit 2 Charten. gr. 8. Preis 3 fl. 36 kr.

Dieses Handbuch ist in 4 Hauptabschnitte getheilt. I. Landschaftliches. II. Geschichtliches. III. Topographisches. IV. Gedichte. Anhang. Die Fahrten beider Dampfschiffe. Durch ein vollständiges Register wird die Brauchbarkeit dieses Buchs noch erhöht.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[237] So eben ist bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Stimme aus Preußen. 8. Geh. 6 Gr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

[255] Bei mir ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Kübler, J. G., Unterricht im Schönschreiben für Schulen und für diejenigen, welche sich der Handlung widmen wollen. 1stes Heft, deutsche Currentvorschriften, 2tes Heft, englische Vorschriften, jedes in 48 Blättern. Preis für beide Hefte 2 Thlr.

Herr Kübler, Lehrer bei 2 hiesigen öffentlichen Schulen, gab bereits 2 Hefte Vorschriften für Stadt- und Landschulen heraus, welche großen Beifall fanden und namentlich in Sachsen in sehr vielen Schulen eingeführt wurden. Die jetzo erschienenen sind vorzüglich für junge Leute bestimmt, die sich der Handlung widmen wollen, und ein Jeder wird bei Anwendung der von Herrn Kübler angegebenen Lehrmethode finden, daß man in kurzer

Zeit eine schöne Handschrift erlernt. Der beigefügte Steindruck liefert eine genaue Abbildung von der richtigen Haltung des Körpers und der Feder.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Knobloch.

---

[218] Gemeinnützige Schrift.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Unentbehrlicher Rathgeber in der deutschen Sprache, für Ungelehrte, so wie für das bürgerliche und Geschäftsleben überhaupt; oder Anweisung, sich schriftlich und mündlich, ohne Kenntniß und Anwendung der grammatikalischen Regeln, sowohl im Allgemeinen, als in allen vorkommenden Fällen, im Deutschen richtig auszudrücken und jedes Wort ohne Fehler zu schreiben. Mit besonderer Berücksichtigung des richtigen Gebrauches der Wörter: mir, mich, Ihnen, Sie, dem, den u. s. w. Ein nützliches Hülfsbuch für Jedermann. In alphabetischer Ordnung. Von Johann Heinrich Roth. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. geh. Preis: 16 Gr. Quedlinburg bei G. Basse.

Dieses Roth- und Hülfswörterbuch der Rechtschreibung und Wortfügung in allen zweifelhaften Fällen, ist nicht nur für alle diejenigen bestimmt, welche unsere deutsche Sprache richtig sprechen wollen, sondern auch für Alle, welche Briefe und Aufsätze jeder Art fehlerfrei zu schreiben wünschen. Man darf in allen solchen zweifelhaften Fällen nur das betreffende Wort nachschlagen und wird stets die gewünschte Belehrung finden.

---

[245] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Der Kampf im westlichen Frankreich 1793 — 1796. Mit zwei Uebersichtskarten. Gr. 12. 15 Bogen auf Druckpapier. Geh. 1 Thlr.

In diesem Augenblick, wo jene Gegenden wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, verdient diese Schrift besondere Beachtung.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[265] Bei E. S. Mittler in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dieterici, W., die Waldenser und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburgisch-Preußischen Staate. Mit einem Plan und einer Karte. gr. 8. broschirt à 2 Rthlr. 18 Gr.

Toxikologie, oder die Lehre von den Giften und Gegengiften, für Aerzte, Apotheker, Polizei- und Criminal-Beamte. Nach der dritten Auflage des Traité des Poisons von Orfila durchaus frei bearbeitet von J. A. Seemann und A. O. S. F. Karls. 2ter Band. gr. 8. à 2 Rthlr.

---

[269] In der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der interressantesten Novellen, Erzählungen, Criminalgeschichten, biographischen Skizzen, Charakterzügen, Anekdoten 2c. der berühmtesten Dichter des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Krämer 3 Bde. 8. geh. 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 3 kr.

Wir glauben zur Empfehlung eines Werkes, das bereits bei seinem ersten Erscheinen sich eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen hat, nicht mehr thun zu dürfen, als den Inhalt bekannt zu machen, um die Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit desselben darzuthun. Der I Band enthält: 1) die Expedition nach Algier; 2) die Höhle des Tigers; 3) der Riebsprung, eine Sage der Nachez-Indianer; 4) aus Sansons Memoiren; 5) meine erste Reise; 6) das Gefängniß in Leiria; 7) der Pascha von Egypten und die schöne Circassierin; 8) die Erscheinung im Schloß zu Stockholm; 9) die letzten Lebenstage der Königin Karoline von Preußen; 10) die verstorbene Königin Karoline von England; 11) Gefangennehmung des Königs Mürat; 12) der Hirschgarten. II Band 1) die Flucht Ludwigs XVIII. nach Brüssel und Koblenz; 2) die unheimlichen Schiffe; 3) Peter Starofsky; 4) Kaiser Alexanders Pseudo-Neffe; 5) Seereise eines civilisirten Waldteufels; 6) der Tower in London. III Band 1) der letzte Tag eines Verurtheilten; 2) das erste und das letzte Opfer; 3) der Landstreicher; 4) aus dem Tagebuch eines Lords auf dem Wiener Congresse; eine Scene am Hofe Karls des IX. 6) Bilder aus dem Jahre 1572; 7) Eine Seeräuberscene.

---

[267] In Carl Gerold's Buchhandlung in Wien ist so eben erschienen, und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Jahrbücher
der Literatur
Vier und funfzigster Band.
1831.
April. Mai. Juni.

Art. I. Uebersicht von drei und sechzig Werken arabischer, persischer und türkischer Literatur.

II. Historisch-genealogisch-geographischer Atlas von Le Sage, Grafen Las Cases. Aus dem Französischen der neuesten Ausgabe ins Deutsche übersetzt von Alexander von Dusch. Karlsruhe, 1826.

III. Monumens inédits d'antiquité figurée Grecque, Etrusque et Romaine, recueillis pendant un voyage en Italie et en Sicile, dans les années 1826 et 1827. Par M. Raoul-Rochette. Deux Volumes. Paris.

IV. System der Logik, von W. Esser. Zweite, umgearbeitete Auflage. Münster 1830.

V. 1) Der Paria, Trauerspiel in einem Aufzuge, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

5) Struensee, Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

VI. Das gerettete Malta. Episches Gedicht in zwei und zwanzig Gesängen, von A. E. Lindenhan. Altona, 1829.

VII. Ueber die Behandlung der griechischen Dichter bei den Engländern, nebst Bemerkungen über Homer und die Fragmente der Sappho.

VIII. Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle, 1830.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LIV.

De epigrammate, carminibus Catulli in codicibus et editione principe praemisso.

Selbstkritik von Flügel.

Bemerkungen über die erste griechische Ausgabe von Aristotelis et Theophrasti, Opera, Venetiis. Aldus 1495 — 98, fünf Bände in Folio.

---

[270] Im Verlage der Math. Rieger'schen Buchhandlung (J. P. Himmer) in Augsburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Joh. Jak. Baldes Oden und Epoden in fünf Büchern. Aus dem Lateinischen in das Deutsche übersetzt von Jos. Aigner, k. Studienrektor am kath. Gymnasium in Augsburg. 8. (23 Bogen) Velinpapier. Mit Baldes Portrait. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gGr. (Zugleich als vierter Theil der christl. lat. Muse).

Der Name Baldes ist bekannt und seine im Geiste und in der Sprache des ersten römischen Lyrikers singende Muse bedarf keiner Anpreisung. Aber auch den Namen des Uebersetzers kennt ein grosser Theil des gelehrten Publikums, und dieses wird nach den frühern Arbeiten desselben in der Erwartung sich nicht getäuscht finden, daß die Uebersetzung nicht minder ausgezeichnet und wahrhaft klassisch sey, als die Urschrift des vaterländischen Horatius ist. Einige Oden und Epoden blieben unübersetzt; das Latein ist dem Deutschen nicht beigefügt.

---

[271] Unterhaltungs-Literatur zu äußerst billigen Preisen.

In der J. Lindauerschen Buchhandlung in München ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Harro Harrings Erzählungen

aus den Papieren eines Reisenden. Wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Die drei Novellen, die dieses Buch enthält: Der Mönch, das gebrochene Herz und der Flüchtling gehören wohl mit zu dem Interessantesten, was die Romanenliteratur unserer Tage aufweist, und beurkundet die reiche Phantasie und Darstellungskunst des Verfassers, der sich bereits unter den Dichtern und Erzählern einen geachteten Namen erworben hat.

Harro Harrings Theokla,

ein Trauerspiel in vier Aufzügen, und der Armenier, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen in einem Bande. wohlfeile Ausgabe. 8. geh. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Beide Tragödien, die sich durch den Ausdruck eines tief fühlenden Gemüthes und durch eine blühende und kräftige Sprache auszeichnen, wurden früher im Manuscripte von der k. Hoftheaterintendanz dahier zur Darstellung angenommen, was in gegenwärtiger Zeit gewiß ein besseres Zeugniß für den Werth derselben, als jede Lobpreisung seyn dürfte.

Harring, Harro, Serenaden und Phantasien eines Friesischen Sängers, nebst Klängen während des Stimmens; als Vorläufer des Rhongar Jarr. gr. 12. geheftet. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr. jetzt 12 gGr. oder 54 kr.

Harring, Harro, Rhongar Jarr, Fahrten eines Friesen

in Dänemark, Deutschland, Ungarn, Holland, Frankreich, Griechenland, Italien und der Schweiz. In vier Bänden nebst einem Vorläufer. Mit einem Wort an Johannes Witt, genannt v. Dörring. Alle 4 Bände, die nicht getrennt werden. 8. im Umschlag gehef. 5 Rthlr. 12 gGr. oder 9 fl. 54 kr. jetzt 2 Rthlr. 12 gGr. oder 4 fl. 30 kr.

Die Preise der beiden letzteren bestehen jedoch nur auf unbestimmte Zeit.

---

[254] Neue Jugendschrift.

Eltern, die ihren Kindern ein schönes und unterhaltendes Bilderbuch kaufen wollen, mache ich auf nachstehendes, bei mir so eben fertig gewordenes und an alle Buchhandlungen versandtes aufmerksam:

Bilder der Jugend, Unschuld und Tugend zum Vergnügen und zur Belehrung für das Kindheitsalter der Knaben und der Mädchen, abwechselnd und nach alphabetischer Ordnung dargestellt von H. Müller (Verfasser von Bitte! Bitte!) mit 49 fein colorirten Bildern. Gebunden in ausgemaltem Umschlag. Preis 1 Thlr. 21 Gr.

Ich glaube nicht, daß es zu anmaßend von mir ist, wenn ich behaupte, daß dieses Bilderbuch eines der hübschesten und zugleich angenehmsten ist, das seit mehreren Jahren erschienen, und ich zweifle nicht, daß dasselbe allgemein gefallen wird.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[244] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Fechner, (Gustav Theodor), Maaßbestimmungen über die galvanische Kette. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 34 Bogen auf feinem Druckpapier. 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

F. A. Brockhaus.

[194] Für Freunde der französischen Literatur ist so eben erschienen bei Carl Hoffmann in Stuttgart.

La France. Journal périodique, rédigé par Charles Courtin. Première Année, p. 1831. 12 Cah. in 8. Pap. Vel. 1er Semestre. Livr. 1 à 6. Prix 3 fl. — 2 Thlr.

Ausführliche Prospekte dieser, besonders für die jetzige Zeit, höchst interessanten Zeitschrift, so wie die ersten 4 Monatshefte derselben, sind in allen Buchhandlungen zu haben, und mögen alle Freunde der französischen Literatur überzeugen, daß es dem Herausgeber um würdige Ausführung seines Planes Ernst ist. Das Aeußere ist geschmackvoll zu nennen.

---

[257] Privat- und Leihbibliotheken mache ich auf nachstehenden sehr interessanten Roman aufmerksam:

Die zwölfjährige Heldin, Fürstin Nadeshda Pugatowsky. Ein historischer Roman des siebzehnten Jahrhunderts, nach verschiedenen Klosterlegenden frei erzählt von L. F. W. Borck. 2 Bände. 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1831.

Carl Cnobloch.

---

[272] Bei A. Rücker sind erschienen:

Journale:

Annalen, Möglinsche, der Landwirthschaft. Herausgegeben von den Lehrern der Akademie des Landbaues zu Möglin XXVII. Band. 1stes Stück. 8. Der Jahrgang 6 Rthlr.

Journal für die neuesten Land- und Seereisen. Redigirt von Dr. Friedenberg. gr. 8. Januar bis Juni. Der Jahrgang mit 12 Kupfern 7 Rthlr. 15 Sgr.

Zeitblatt für Gewerbtreibende und Freunde der Gewerbe. Unter Mitwirkung mehrerer Techniker und Fabrikanten herausgegeben von dem Fabriken-Commissions-Rathe Weber. gr. 8. Band V. No. 1 — 16. Der Band von 36 Nummern mit Kupfern 3 Rthlr. 10 Sgr.

Graaf, B. C., Handbuch des Staats-, Kassen- und Rechnungswesens im Königl. Preuß. Staate. gr. 8. 35 Bogen. 2 Rthlr. 15 Sgr.

Ideler, Ludwig, Lehrbuch der Chronologie. gr. 8. 33 Bogen. 2 Rthlr. 10 Sgr.

Pauli, Karl, Geschichte des Preußischen Staates seit der Entstehung bis auf die gegenwärtige Zeit. 8. 5r Bd. 18½ Bogen. 25 Sgr.

Thierry, A., Geschichte der Eroberung Englands durch die Normannen. Aus dem Franz. übers. von A. Volkenthal. Band 2. gr. 8. 25 Bogen. 1 Rthlr. 15 Sgr.

Unter der Presse befinden sich:

Naumann, Dr. M. E. A., Handbuch der medicinischen Klinik. 3r Band. 1ste Abtheilung. gr. 8. circa 50 Bogen.

Poinsot, Lehrbuch der Statik. Aus dem Franz. übersetzt von Dr. Hartmann. Mit 3 Kupfern. 8. circa 16 Bogen.

Richter, Dr. G. A., ausführliche Arzneimittellehre. Supplement-Band. gr. 8. circa 40 Bogen.

---

[289] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Mechanemata oder der Tausendkünstler.

Eine reichhaltige Sammlung leicht ausführbarer physikalischer Experimente und mathematischer, physikalischer, technischer und anderer Belustigungen. Zur Selbstbelehrung, so wie auch zur Unterhaltung im geselligen Kreise, für die Jugend und Erwachsene.

Von Dr. Heinrich Rockstroh.

Octav. Mit 5 Kupfertafeln. Sauber gebunden 1 Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Theils sich selbst in geschäfts- und arbeitsfreien Stunden eine angenehme Zeitverkürzung zu verschaffen, theils auch im geselligen Vereine zu allgemeiner Belustigung und Unterhaltung, wird unstreitig eine Sammlung leicht auszuführender Experimente aus dem Reiche der Physik, der Mathematik und Technik sich ganz vorzüglich eignen, und dieselbe um so zweckmäßiger seyn, da auch Belehrung so leicht sich damit verbinden läßt. Das hier angezeigte, sehr zu empfehlende Buch bietet dazu reichen Stoff; die darin enthaltenen Experimente, worunter viele neue, sind nicht minder unterhaltend als leicht verständlich, und ein großer Theil derselben durch dazu gehörige Kupfer veranschaulicht, so daß gewiß Jeder es um so weniger unbefriedigt aus der Hand legen wird, als auch der Preis desselben überaus billig ist.

---

[276] Im Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs zu Weimar erschien:

Theater der Hindu's.

Aus der Englischen Uebertragung des Sanscrit-Originals

von

H. H. Wilson;

metrisch übersetzt

von

O. L. B. Wolff.

2 Bände von 44 Bogen gr. 8. 1828 und 1831. Preis 3½ Thlr. oder 6½ Fl.

---

[275] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Henrici, Dr. G., Sammlung einiger Predigten und religiösen Gelegenheits-Reden. gr. 8. Preis 1 Rthlr. 4 gGr.

Vorstehende Predigten sind zur häuslichen Erbauung für gebildete Leser bestimmt. Bei Abfassung derselben hat der Verfasser sich wohl mit Recht den Unterschied, welcher zwischen den Verhältnissen eines Hörers und Lesers zu dem Redner Statt findet, zur Richtschnur dienen lassen. Das lebendige Wort ergreift mächtiger, rauscht aber schneller vorüber; das geschriebene wirkt zwar machtloser, aber dauernder. Der denkende Leser macht daher auch größere Ansprüche auf den innern Werth einer Predigt. Daß der Verfasser diesen Ansprüchen zu genügen gesucht hat, davon wird sich der Leser gewiß überzeugen und seine Erwartungen nicht getäuscht finden.

Nro. 188.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. August 1831.

Das Schwerdt verhandelt besser als die Feder.

W. Scott.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

„Was ist das? Warum kommen sie? Was wird geschehen?“ Aehnliche Fragen und hundert andere mit den dazu gehörigen Antworten bewegten den heiligen Bezirk von außen und innen, ohne daß man zu einem bestimmten Schlusse kommen konnte, bis auf einmal, und nun ganz in der Nähe, ein Trompetenstoß als wie zu einem siegreichen Einzuge erschallte, und man den Trupp in Reihe und Glied durch die Hütten reiten, und von allen Bewohnern derselben begleitet, das Klosterthor erreichen sah. Dieses öffnete sich, und inwendig erschien ein anderer, noch zahlreicherer Trupp; aber es war ein Heer des Friedens: Mönche, zwei und zwei, mit gesenktem Haupte, die Hände in den weiten Ermeln verborgen, den Abt an ihrer Spitze, in feierlicher Amtskleidung; sein Ausdruck war halb demüthig, halb majestätisch, sein langer Bart weißer, wie sein schneeweißes Gewand, und an seiner Seite stand ein junger Bruder mit dem Weihwasser. Sobald der Hauptmann, der jung und von edlem Ansehen war, den Zug erblickte, stieg er schnell vom Pferde, nahm, sich ehrerbietig verbeugend, von dem Weihwasser und sagte dann in französischer Sprache, die der Abt sehr gut verstand: da unten im Thale großer Mangel an Futter und Lebensmitteln herrsche, und man überdieß Nachricht von gewissen Bewegungen der Feinde des Königs von Frankreich und des Herzogs in diesen Bergen erhalten, so haben seine Obern für nöthig erachtet, einige Truppen zur Vertheidigung des Klosters in dasselbe einzuquartiren; aus Ehrfurcht vor dem heiligen Erzengel, und um zu verhüten, daß irgend etwas dem hochwürdigen Vater Abte und dem Konvente Mißfälliges vorfallen möge, habe er sich entschlossen, den Trupp anzuführen und, so lange die Umstände es erforderten, hier zu verweilen. Der Abt antwortete in derselben Sprache: wie angenehm es ihm auch persönlich seyn würde, sich gastfrei gegen einen so edlen Herrn zu bezeigen und sich dem Herrn Herzoge und dem Könige von Frankreich gefällig zu erweisen, sey es doch seine erste Pflicht als Abt dieses privilegirten Klosters, die Vorrechte desselben zu wahren und, so lange er noch am Leben sey, nicht zu dulden, daß diese, dem Beispiele seiner Vorgänger zuwider und allen seinen Nachfolgern zum Nachtheile, verletzt würden. Bei diesen Worten gab er ein Zeichen, und zwei Mönche, wahrscheinlich der Archivar und der Schreiber, traten mit einem Dutzend Pergamentrollen mit großen daranhängenden Siegeln vor; und während der eine die Rollen hielt, fing der andere an, eine derselben aufzurollen und sie von dem: „Wir von Gottes Gnaden König oder Kaiser,“ bis zur Unterschrift herzulesen, ohne den Zuhörern auch nur ein Wort zu erlassen. Sobald er die erste geendigt, griff er zur zweiten, und schickte sich zu nichts Geringerem an, als dieselbe weitschweifige Vorlesung mit den zehn andern vorzunehmen. Der junge Franzose aber, gelangweilt wie Brennus, als er den Streit über das von den

Römern gebrachte Gold sich verlängern sah und sein Schwert in die Schaale warf, verhinderte, da er höflicher, aber vielleicht nicht minder eilig war, mit der Hand das Aufrollen des zweiten Pergaments und sagte, er erkenne alle Rechte des Klosters an und wolle denselben nur ein einziges entgegensetzen, das Recht des Krieges und der Nothwendigkeit, welches denen, die ihm diesen Befehl gegeben, zur Entschuldigung dienen müsse; denn was ihn selbst betreffe, so bedürfe er nicht einmal dieser, da der erhaltene Befehl, den er vollziehen müsse, hinlänglich für ihn sey. Nun begann die Unterhandlung, und zwar wie alle, wo auf der einen Seite Alles Recht und auf der andern alle Macht ist, mit sehr verschiedenen, ja einander entgegengesezten Vorschlägen; allein da der Theil, der die gerechte Sache hat, schon weiß, daß er werde nachgeben müssen, so gehen alle seine Bemühungen dahin, so wenig als möglich nachzugeben, und so bald er sich auf diesem Punkt glaubt, so eilt er, den Vertrag abzuschließen, aus Furcht, wieder zu verlieren, was er schon gerettet hat. So ward endlich zwischen dem alten Priester und dem jungen Krieger folgendes ausgemacht: da ersterer in irgend eine Verletzung der Rechte des Klosters nicht willigen könne, aber keine Macht habe, sie zu vertheidigen, so wolle er weder erlauben noch verbieten, daß die Soldaten sich außerhalb der Mauern des Klosters, wie sie es vermöchten, einquartirten. Stillschweigend und gleichsam als ein geheimer Artikel ward noch festgesezt, daß die Hälfte am folgenden Morgen abziehen und der Hauptmann, nicht als Hauptmann, sondern als Gast und Verehrer des Heiligen, mit vier oder fünf von seinen Leuten, von diesem Abende an, im Innern des Klosters aufgenommen werden solle. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen, machten die Mönche auf ein Zeichen des Abtes und die Soldaten auf Befehl des Hauptmanns Rechts um kehrt Euch und vertheilten sich, die erstern in ihre Zellen und die leztern in die Hütten der Landleute, während die beiden hohen kontraktirenden Partheien sich freundschaftlich mit einander zu einem reichlichen Mahle in die Zimmer des Abtes verfügten, von wo man hernach den jungen Mann in die wohleingerichteten Gastzimmer führte.

Am folgenden Morgen, sobald der junge Hauptmann aufgestanden und damit fertig war, kunstmäßig das Haar und den kleinen gekräuselten Bart zu ordnen, das Wamms von Gemsleder anzulegen und den Degen umzugürten, trat einer seiner Leute ins Zimmer, eine Gestalt, von der es schwer gewesen wäre, zu sagen, ob sich in den Zügen mehr Rohheit oder mehr Arglist, mehr Gemeinheit oder mehr Verdorbenheit aussprach. Es war Alles zusammen, allein was der Schurke so eben in Gedanken oder zu sagen hatte, schien der Arglist das Uebergewicht zu geben. „Sind unsere Leute fort, Uberto?“ begann der Jüngling, als er ihn hereintreten sah. „Ja, Herr,“ antwortete jener; „Euer Trupp ist um die Hälfte vermindert. Eine große Unvorsichtigkeit, wenn mir erlaubt ist, es zu sagen, von einem Anführer, der diesen Ort gegen die Feinde Sr. Hoheit des Königs von Frankreich zu vertheidigen hat. Nur dreißig Reiter!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Schalleffekte.

Wir haben in diesen Blättern schon öfters von sonderbaren Modifikationen des Schalls, von Echos, Stimmen aus der Luft u. a. gesprochen, Erscheinungen, welche den rohen Menschen schrecken, den Neugierigen äffen und die Hypothesen des Gelehrten nicht selten zu Schanden machen. Die folgende Zusammenstellung mag wieder als Beitrag zu der Geschichte dieser Naturspiele dienen.

* * *

Doktor Plot spricht von dem Echo im Park von Woodstok, das bei Tag siebzehn, bei Nacht zwanzig Sylben wiederholt. Das berühmte Echo in dem Landhause des Marquis Simonetta bei Mailand ist schon häufig, namentlich von Addisson und Keysler, beschrieben worden. Nach lezterem Reisenden rührt das Echo vom Rückprallen der Stimme zwischen den parallelen, achtundfünfzig Schritte von einander entfernten und weder mit Fenstern noch Thüren versehenen Flügeln des Gebäudes her. Besonders die lezte Sylbe, die man ausspricht, wird sehr deutlich wiederholt; die Wiederholungen sind übrigens so rasch, daß es sehr schwer ist, sie zu zählen, außer Morgens und Abends, wenn die Luft ganz ruhig ist.

Zu Genesay bei Rouen ist ein merkwürdiges Echo, das von dem, der den Schall von sich gibt, nicht gehört wird. Eine Person, welche singt, hört nur ihre eigene Stimme, während die Zuhörer nur das Echo hören, das bald näher zu kommen, bald sich wieder zu entfernen scheint. Der eine Zuhörer hört nur Eine Stimme, ein anderer hört mehrere; der eine hört den Wiederhall auf der rechten, der andere auf der linken Seite; kurz der Effekt ist immer ein anderer, je nach dem Standpunkt des Beobachters. Eines der merkwürdigsten Echos, das schon einmal früher in diesen Blättern beschrieben wurde, ist das von Rosencath in der schottischen Grafschaft Argyle. Wenn Jemand in der gehörigen Entfernung acht bis zehn Noten auf einer Trompete oder einem Horn bläst, so werden sie ganz vollkommen richtig wiederholt, nur in leiserem Tone. Nach kurzer Pause wiederholt sich das Stück zum zweiten Mal, wieder leiser, und dann zum dritten Mal noch schwächer.

Das Echo in der Kathedrale von Girgenti auf Sizilien beschreibt Herrschel folgendermaßen: „Das leiseste Geräusch hört man darin von der Thüre gegen Abend bis zum Karnieß hinter dem Hauptalter, zweihundertfünfzig Fuß

weit, auf's Deutlichste. Unglücklicherweise hatte man den Beichtstuhl just in den Divergenzpunkt des erstern der genannten Orte gestellt. So kamen zum größten Jammer der Beichtväter und dem höchsten Aergerniß der ganzen Population Geheimnisse in Umlauf, die sich durchaus nicht zur Bekanntmachung eigneten, und zwar durch Leute, welche der Zufall im Augenblick, wo schöne Sünderinnen im Beichtstuhl Bekenntnisse ablegten, an diese Stelle geführt hatte. Ein Ehmann, der auf diesem Wege die Untreue seiner Frau erfahren, machte bekannt, wie ihm der Zufall dieses traurige Geheimniß verrathen habe, und der Beichtstuhl wurde anders gestellt."

Keines der Wunder des alten Egyptens hat die Neugierde lebhafter in Anspruch genommen, als das Klingen der Bildsäule des Memnon, des Sohns der Aurora. Die Bildsäule wurde von Cambyses verstümmelt; aber troz dem behielt sie die Eigenschaft, jeden Morgen bei Aufgang der Sonne einen Ton von sich zu geben, fortwährend. Pausanias führt an, es habe geklungen, wie wenn die Saite an einer Harfe risse. Juvenal, der es wohl selbst in Egypten gehört hatte, spricht davon in seiner fünfzehnten Satire:

> Wo aus dem halben Memnon das magische Saitengetön hallt.

Will man den verschiedenen Inschriften, die man noch an der Bildsäule selbst sieht, Glauben beimessen, so haben viele Personen, welche Neugier oder frommer Eifer zu diesem Denkmal geführt hatten, bald einen Ton, bald mehrere, ja Manche deutliche Worte aus der Bildsäule hervorkommen hören. Der Franzose Langles, und noch in der neusten Zeit Eusebe Salverte leiten diese Töne von Kunstgriffen der egyptischen Priester her und beschreiben sogar den Mechanismus, womit sie haben hervorgebracht werden sollen. Langles meint, sie rühren von einer Reihe von Hämmern her, die auf den Granit schlugen, wie die Hämmer, die in China als musikalische Instrumente dienen. Salverte führt die Hypothese noch weiter aus und meint, diese Hämmer haben mit einer Wasseruhr oder überhaupt einem Zeitmesser in Verbindung gestanden, der so eingerichtet gewesen, daß die Hämmer bei Sonnenaufgang in Bewegung gesezt worden seyen. Damit noch nicht zufrieden, stellt er sich weiter vor, zwischen den Lippen der Memnonsäule oder an irgend einer, wegen der Erhöhung nicht sichtbaren Stelle, sey vielleicht eine Oeffnung und in dieser eine Linse oder ein Spiegel gewesen, der die Strahlen der Morgensonne konzentrirt, dieselben auf einen oder zwei Metallstäbe geworfen, diese durch Wärme ausgedehnt und damit jene Hämmer in Bewegung gesezt habe. Dergleichen verdient keine Widerlegung. Als die Bildsäule verstümmelt wurde, hätte auch diese Maschine zu Grunde gehen müssen; und doch wird allgemein bestätigt, sie habe noch lange nach Cambyses Unthat Töne von sich gegeben. Das Phänomen ist wohl ganz natürlich zu erklären, zumal anderswo ähnliche Erscheinungen vorkommen.

Französische Gelehrte, die mit Bonaparte in Egypten waren, hörten bei Sonnenaufgang in einem Denkmal von Granit mitten im Pallaste von Karnak einen Ton, wie wenn eine Saite springt, und gerade dieses Ausdrucks bedient sich auch Pausanias, wo er von dem Klingen der Memnonssäule spricht. In beiden Fällen rührt der Ton wohl von nichts her, als von dem Streichen der verdünnten Luft durch die Ritzen des klingenden Gesteins. Die Priester machten diese Beobachtung zufällig und kamen so natürlich auf ihre Gaukeleien mit dem Mnemonium. Ganz auf dieselbe Weise erklärt Humboldt ähnliche Töne, die sich am Ufer des Oronoko hören lassen.

„Der Granitfels, auf dem wir lagerten," erzählt er, „ist einer von denen, wo die Reisenden, welche die Ufer des Oronoko besuchen, bisweilen bei Sonnenaufgang Töne, wie Orgelklang, vernehmen. Die Missionäre nennen diese Steine loxas de musica. Unser junger indischer Pilot meinte, es sey Hexerei. Wir selbst hatten diese geheimnißvollen Töne nie, weder bei Charicana Vieja, noch am obern Oronoko vernommen; in die Sache selbst läßt sich indessen kein Zweifel setzen, denn sie wird von vielen glaubwürdigen Leuten bestätigt. Ich erkläre sie aus Temperaturverhältnissen. Die Wände der Felsen sind voll tiefer Spalten, die sich nach oben verengen; sie werden den Tag über auf etwa 50° erhizt; bei Nacht fand ich ihre Temperatur an der Oberfläche oft 35°, während die Luft überhaupt nur 28° warm war. Es läßt sich leicht denken, daß der Unterschied zwischen der Temperatur der äußern Luft und der unter dem Boden gegen Sonnenaufgang, d. i. in dem Augenblick, der vom Augenblick des Wärmemaximums des vorigen Tages am weitesten entfernt ist, sein Maximum erreicht. Der Orgelton, den ein auf dem Felsen liegender Mensch hört, wird ohne Zweifel von dem aus den Spalten hervordringenden Luftstrome hervorgebracht. Die Egypter, die ja beständig den Nil hinauf und hinabfuhren, haben wohl an einem oder dem andern Fels am Flußufer Aehnliches beobachtet, und dieß mag die Priester auf die vorgeblichen Wunder des Mnemoniums gebracht haben."

Am Berge Maledetto in den Pyrenäen hört man oft seltsames Geräusch, das sich wahrscheinlich auf ähnliche Weise erklärt. Indessen ist die Bildsäule des Sohns der Aurora sogar jezt noch nicht stumm. A. Smith und sein zahlreiches Gefolge haben sie um sechs Uhr Morgens den Tag mit dem Ton begrüßen hören, dem sie ihren hohen Ruf im Alterthum verdankt. Er versichert, der Ton komme nicht aus der Bildsäule, sondern aus dem Fußgestell.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Juli.

(Fortsetzung.)

Vom Bernhardshospiz. Kirchliche Verhältnisse in Genf.

Erst in der Nacht kam man glücklich in die Nähe des Hospizes, wo auf des Priors Ruf gleich die Hunde losgelassen wurden und einige Cantoniers ihnen folgten. Mit ihrer Hülfe wurden nun die Engländer schnell ins Hospiz gebracht, und Jedermann war da nicht wenig erstaunt, den Prior schon wieder zurück zu sehen, der eine Woche ausbleiben wollte. Man war nahe daran, ihm Vorwürfe darüber zu machen, daß er wissentlich sein Leben ausgesetzt. Die jungen Engländer wurden nun kunstverständig behandelt, erwärmt und gestärkt, so daß sie am folgenden Mittag nach einem guten Schlaf frisch und gesund waren. Sie schrieben auch die ganze Begebenheit ins Fremdenbuch, vergaßen aber dabei nur eins, ihren Retter Barras, während sie den Hunden nicht genug Lob und Dank ausdrücken zu können glaubten. Hätte ich es nicht selbst gelesen, so glaubte ich es nicht. Was wäre englischer gesuchter Wunderlichkeit unmöglich? Selbst Undank nicht.

Französische Journale, die es nie mit der Wahrheit genau nehmen, haben neulich berichtet, das Grabmonument des Generals Desaix in der Hospizkirche des großen St. Bernhard sey da weggenommen worden und an eine ungünstige Stelle gekommen, wo man es gar nicht recht betrachten könne. Der Hauptumstand ist wahr, die Verbrämung aber falsch. Der Pabst schenkte voriges Jahr dem Convent das Skelett einer Heiligen, die zu Neros Zeit in der Christenverfolgung umgekommen seyn sollte. Die Reliquie mußte doch würdig aufgestellt werden! Dazu war aber in der Kirche selbst keine passende Stelle als die, welche von Desaix Monument eingenommen wurde. Dies wurde nun da weggebracht und anderwärts aufgestellt, wo es ein recht gutes Licht hat.

Der herrliche Gottesfriede, der da oben unter den geistlichen Männern herrscht, ist schon lange von unserer Genfer Geistlichkeit gewichen, und die Spaltung, welche seit mehreren Jahren bei ihr eingerissen, hat in der neuesten Zeit sehr zugenommen. Der Methodismus kommt immer mehr zu Kräften und ergreift einen Geistlichen nach dem andern, was trotz seiner Lächerlichkeiten und Uebertreibungen durch die rationalistische und pantheistische Richtung der Genfer Geistlichen begreiflich wird, da aus und von ihr Alle zum Methodismus oder Pietismus flüchten, denen dies Lossagen von alten, liebgewonnenen Grundsätzen, dies kalte und herzlose Reflectiren nicht wohlthut. Cheneviére's neue Schrift, worin er das Dogma der Dreieinigkeit mit scharfer Logik zu widerlegen sucht, hat in dieser Beziehung sehr günstig für die Methodisten gewirkt. Früher läugnete Ch. bekanntlich die Gottheit Christi; dagegen ist bei dem Methodismus festes, inniges und verehrendes Hängen an Christus, fast mit Uebertreibung, viel Kanzelberedsamkeit, kirchliche Aufregung und Wärme; dazu eine früher in Genf ganz unerhörte Erscheinung: herzliche Zuthulichkeit und Innigkeit aller Genossen, die sich wirklich wie Brüder und Schwestern betrachten und auch so offen, helfend und liebend mit einander umgehen, dabei ausgezeichnetes Lob für ihr Wohlthun und ihre Sittenreinheit verdienen. Die Methodisten haben auch treffliche Prediger, voll Begeisterung. So viel ist gewiß, wenn heute Calvin nach Genf zurückkäme, so würde er sich nicht zu dem Pastorenvereine, den er stiftete und dem er vorstand, sondern zu den Methodisten wenden, die ihm entgegen sind. Würde ihm vergönnt, einen Servetschen Scheiterhaufen anzuzünden, so schickte er gewiß keinen Methodisten darauf. Alle Gutdenkenden wünschen eine neue Kirche, zusammengesetzt aus Cheneviéreischer Lehre und methodistischem Handeln. Dies wäre vielleicht das Ideal einer Neu-Genferischen Kirche.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Juli.

(Fortsetzung.)

Cholera ad portas.

Den ernstesten Schrecken verbreitete die Ankunft des russischen Grafen Orlow, der bekanntlich, die Quarantäne durchbrechend, gerade von Diebitschs Leiche in Berlin ankam. Der Unwille unsers Königs, der sich offen darüber aussprach, beruhigte für die Folge, doch auch für den Fall selbst, da man bei uns noch immer meint, die Cholera, an welcher der russische Feldmarschall gestorben, sey nicht ansteckender Art. In der Stadt Neu, wo Orlow gewohnt, ist man so gesund wie je. Daß nicht allein Gift, sondern jede Art von Uebelbefinden jetzt den Verdacht der Cholera erregt, ist sehr natürlich. Wir werden deshalb mannigfaltig beruhigt, aufgeklärt. Eine hiesige Buchhandlung kündigt ein Bilderbuch aller deutschen Giftpflanzen an; es möchte kein günstigerer Zeitpunkt gewählt werden. Hinsichtlich der Heilmethoden blinkt auch noch kein Fünkchen Hoffnung. Gegen den Wismuth des Dr. Leo in Warschau sind sämmtliche hiesigen Aerzte eingenommen, und da er sich in Danzig und Lemberg nicht als wirksam erprobt, kann das Publikum auch nicht ihren Eigensinn schelten. Umgekehrt haben aber viele Nichtärzte den Eigensinn: sie wollen durchaus, wenn sie das Uebel befällt, mit Wismuth behandelt werden. Hilft er nichts, so schadet er doch auch nichts. Auf die Geburt des neuen Jenner, der uns Pocken gegen das Gift einimpft, soll, wie es scheint, noch gewartet werden. Jedoch verlautet es, daß unser König den Dr. Leo nichtsdestoweniger herzuziehen beabsichtigt, da wenigstens ihm persönlich die Wismuthkuren gelungen sind. Er ist von Geburt ein preußischer Unterthan, und sein Glück wäre hiesiger Seits gemacht, wenn der Erfolg einigermaßen der Erwartung entspräche. Der Name Jenner erinnert übrigens an eine traurige in dieser traurigen Zeit gemachte Erfahrung. Auch seine Kuhpockenimpfung schützt nicht mehr; denn bei einem preußischen Regimente vom Grenzkordon sind die natürlichen Pocken mit großer Heftigkeit ausgebrochen, obgleich allen davon ergriffenen Individuen die Kuhpocken eingeimpft worden. Sollen alle gefesselten Uebel, unter denen das Menschengeschlecht gelitten, wieder losbrechen und der Kunst spotten, die in die chaotischen Naturtriebe Ordnung zu bringen gesucht! Nun kommt auch die Cholera wieder an die Orte, welche sie kaum verlassen hat, und selbst Befallene und Kurirte sollen nicht sicher seyn. — Man sammelt jetzt hier für die Leidenden in Danzig, privatim und öffentlich; es verlautet von einer Steuer, um die ungeheuren, außerordentlichen Kosten zu bestreiten. Noch soll sich indessen der milde Sinn unsers Monarchen gegen jede Zwangsmaßregel ausgesprochen haben. Die Brochüren, welche man den Hauswirthen austheilt über ihr und ihrer Miether Benehmen bei einem etwa ausbrechenden Cholerafall sind nicht von der Art, um Muth zu machen. Man sieht schon, wie gräuliche Nachtgespenster, die in Wachstaffent gehüllten Leichenträger ins Haus treten, sieht die schwarzen Leichensäcke, hört das Klingeln, das Jeden mahnt, aus dem Wege zu gehen, wo sie hintreten. Ob da auch noch, wenn es so weit kommt, der Berliner Witz wach bleiben wird? Alle Verordnungen lassen sich übrigens in ihrer buchstäblichen Strenge kaum ausführen, oder aller Verkehr in Berlin und mit ihm die Nahrungsquellen für viele Tausende hören auf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 189.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 9. August 1831.

Häufig wird in der Naturwissenschaft ein scheinbar isolirtes Faktum zum Anhaltspunkt für eine Reihe von Schlüssen.

Cuvier.

Ueber die im gefrorenen Boden der Polarländer erhaltenen Thiere der Vorwelt.

In einer der lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften hat Alexander v. Humboldt eine Abhandlung über einen der interessantesten Punkte der Naturgeschichte vorgelesen. Es ist bekannt, daß seit dem lezten Drittheil des vorigen Jahrhunderts zu verschiedenen Malen im Eise der Polarländer Reste von großen, einer frühern Schöpfung angehörenden Thieren gefunden worden sind, an denen Muskeln und andere weiche Organe zum Theil noch vollkommen gut erhalten waren. Das merkwürdigste Beispiel der Art ist das Mammuth, das in dem Eise an der Mündung der Lena entdeckt wurde (1803), und dessen Stoßzähne allein 360 Pfund wogen. Schon früher, 1772, hatte Pallas Reste der Art von Nashörnern, gleichfalls in Sibirien, gefunden, und in der neuesten Zeit sind von Kapitän Beechey auf seiner Entdeckungsreise in der Eschholzbai, der Behringsstraße und an andern Küsten des Polarmeers ähnliche Funde gemacht worden.

Zur Erklärung des Phänomens, daß Thiere, die jezt nur in den heißesten Ländern der Erde leben, im Polareis gefunden werden, sind verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Namentlich nimmt Cuvier zu diesem Zweck eine plötzliche Erkältung der Erde zu einer gewissen Zeit an. Humboldt zeigt nun in der folgenden Auseinandersetzung, daß es dieser Annahme nicht bedarf.

* * *

Wenn die fossilen Knochen großer, jezt unter den Tropen wohnender Thiere, welche in der neuesten Zeit auf dem Rücken des Urals im aufgeschwemmten Land gefunden worden sind, beweisen, daß diese Gebirgskette in einer der spätesten Periode der Erde erst aufgehoben worden ist, so ist es noch weit überraschender und merkwürdiger, wenn Knochen derselben Thiere mit noch völlig erhaltenem Fleisch und andern weichen Theilen gefunden werden. Die Entdeckungen von Adams (1803) und von Pallas (1772), an der Mündung der Lena und am Ufer des Wilhui, unter 72 und 64° Breite, haben noch an Interesse gewonnen, seit die Forschungen, welche während der Expedition des Kapitän Beechey in Kotzebues Meerbusen unter 66° 13′ Breite, 163° östl. Länge angestellt wurden, und Bucklands sorgfältige Untersuchung der geognostischen Sammlungen aus der Eschholzbai, es so ziemlich außer Zweifel gesezt haben, daß im Norden von Asien wie am nordöstlichen Ende der neuen Welt die fossilen Knochen, mit oder ohne Muskelfleisch, nicht in wirklichen Eisblöcken eingeschlossen sind, sondern in demselben aufgeschwemmten Land, das in den meisten tropischen und gemäßigten Ländern beider Welten über den tertiären Gebirgsbildungen oder dem Flötzgebirge liegt. Nur eine plötzliche Erkältung, sagt Cuvier, hat diese weichen Theilen vor der Fäulniß schützen und sie Jahrtausende lang erhalten können.

Ich war während meines Aufenthalts in Sibirien damit beschäftigt, über die Wärme des Erdbodens unter der Oberfläche Beobachtungen anzustellen, und da schien mir

die Kälte, welche mitten im Sommer, wie er gegenwärtig in jenen Gegenden ist, in der Tiefe von fünf, sechs Fußen herrscht, das Mittel zur Erklärung jener Erscheinung an die Hand zu geben.

Während in den Monaten Juli und August um Mittag die Temperatur der Luft 30° war, fanden wir zwischen dem Kloster Abalak und der Stadt Tara, bei den Dörfern Tschistowskoy und Bakschewa, so wie zwischen Omsk und Petropablowski, bei Chankin und Poladennaye Kreporst in vier nicht sehr tiefen Brunnen, an deren Rändern kein Eis mehr war, 2°,6; 2°,5; 1°,5, und 1°,4 Kälte nach der hunderttheiligen Skale. Diese Beobachtungen wurden in der Polhöhe von England und Schottland angestellt, und diese Temperatur behält der Boden in Sibirien selbst mitten im Winter. Adolph Erman fand zwischen Tomsk und Krasnojarsk auf dem Weg von Tobolsk nach Irkutsk unter 56° Breite die Temperatur der Quellen + 0°7 und 3°,8, während die Atmosphäre auf 24° unter Null abgekühlt war. Aber ein Paar Grade nördlicher, sowohl auf sehr niedrigen Bergen (unter 59° Breite, wo die mittlere Temperatur des Jahrs kaum 1°,4 beträgt) als in den Steppen jenseits des 62sten Breitegrades bleibt der Boden zwölf bis fünfzehn Fuß tief gefroren. Ich hoffe, wir werden durch die Untersuchungen, die man, wie mir versprochen worden, in verschiedenen Sommermonaten bei Berezow und Obdorsk anstellen will, bald erfahren, nach welchem Verhältnisse im Norden die Schichte von Eis oder, besser gesagt, von feuchter gefrorener Erde, durch welche kleine Eisadern laufen und in der Gruppen von Wasserkrystallen sitzen, wie in einem Porphyrfels, dicker und dünner wird. Bei Bogoslowsk ließ der Minenintendant Beger auf meine Bitte in einem torfigen, mit Bäumen sparsam bewachsenen Boden einen Schacht graben, und wir fanden mitten im Sommer in sechs Fuß Tiefe eine Schichte gefrorener Erde über 9½ Fuß dick. Zu Jakutsk, noch 4½° südlich vom Polarcirkel, findet sich immer und überall Eis unter dem Boden, so hoch auch in den Monaten Juli und August die Temperatur steigt. Man kann sich vorstellen, daß vom 62° der Breite bis zum 72°, von Jakutsk bis an die Mündung der Lena diese Schichte gefrorener Erde an Dicke sehr rasch zunehmen muß.

Tieger, den ostindischen ganz ähnlich, zeigen sich noch heutzutage von Zeit zu Zeit in Sibirien bis zur Breite von Berlin und Hamburg herauf. Sie leben ohne Zweifel nördlich vom Gebirge Mouz-tagh und machen Streifzüge bis zum westlichen Abhang des Altai zwischen Bukhtarminsk, Barnaul und der berühmten goldhaltigen Silbermine bei Schlangenberg, wo man schon mehrere ungeheuer große erlegt hat. Dieser Umstand, der von den Zoologen sehr beachtet zu werden verdient, hängt mit andern, für die Geologie sehr wichtigen Beobachtungen zusammen. Thiere, die wir gegenwärtig für ausschließliche Bewohner der heißen Zone halten, lebten einst, wie eine Menge Thatsachen beweisen, gleichwie die Bambus, die baumartigen Farrenkräuter, die Palmen und die Korallen im Norden des alten Kontinents, und zwar konnten sie wahrscheinlich deßhalb hier leben, weil die innere Wärme des Erdkörpers damals noch durch die Spalten der erstarrten Erdkruste selbst in den nördlichsten Gegenden sich der Atmosphäre mittheilte. Im Maaße, als sich die Atmosphäre erkältete, weil der Einfluß des Innern der Erde auf die äußere Kruste schwächer wurde und sich die Spalten mit festen Massen ausfüllten, im Maaße, als in der neuen Ordnung der Dinge das Klima fast einzig und allein davon abhängig wurde, ob die Sonnenstrahlen mehr oder weniger schief auffallen, starben diejenigen Pflanzen und Thiergeschlechter, deren Organisation eine höhere Temperatur verlangt, allmählich aus. Manche der kräftigern Thierarten zogen sich wohl auch nach Süden und lebten noch eine Zeitlang in Ländern näher den Tropen zu. Andere Arten oder Spielarten — ich erinnere dabei an die Löwen im alten Griechenland, an den schönen, langhaarigen sibirischen Panther — gingen nicht so weit; sie konnten sich ihrer Organisation nach in der gemäßigten Zone, ja — und dieß ist Cuviers Ansicht hinsichtlich der Elephanten und Nashörner mit dichten Haaren — in nördlichern Landstrichen angewöhnen. Wenn nun bei einer der letzten Umwälzungen, welche unser Planet erlitten, zum Beispiel, als etwa während des sibirischen Sommers sich, in der lezten Zeit vor unserer jetzigen Schöpfung, eine Gebirgskette aus dem Schooße der Erde erhob, Elephanten und zweihornige Nashörner, die von unsern jetzigen auf Sumatra und in Afrika sehr verschieden sind, an die Ufer des Wilhui und die Mündung der Lena gelangten, so fanden ihre Leichname zu jeder Jahreszeit wenige Fuße unter dem Boden dichte Schichten gefrorener Erde, in denen sie vor der Verwesung geschüzt waren. Höhlungen und Rize im Boden, ja weit unbedeutendere Veränderungen der Oberfläche, als heutzutage auf dem Plateau von Quito oder im ostindischen Archipel vorkommen, können so Veranlassung dazu gegeben haben, daß Muskeln und sehnigte Theile von Elephanten und Nashörnern erhalten blieben. Es scheint mir demnach durchaus nicht nothwendig, zu Erklärung dieses Faktums eine plözliche Erkältung der Erde anzunehmen. Man darf nicht vergessen, daß, wie schon erwähnt, der Königstieger, den wir gewohnt sind, für einen Bewohner der heißesten Länder zu halten, noch jezt in Asien von Indostan bis an den Tarbagatai und in die Steppe der Kirgisen, vierzig Breitegrade in der Erstreckung, lebt, und daß er von Zeit zu Zeit im Sommer Streifzüge noch hundert Meilen weiter gegen Norden macht. Wenn nun solche Tieger im nordöstlichen Sibirien bis zur Breite von 62 — 65° verdrängen und durch Erdstürze oder andere, gar nicht außerordentliche Zufälle unter den Boden kämen, so würden

sie im jetzigen asiatischen Klima just so unverlezt bleiben, wie Adams Mammuth und die Nashörner vom Wilhui.

Ich glaube, daß meine Beobachtungen über die gewöhnliche Temperatur des Bodens im nördlichen Asien, zusammengestellt mit dem Faktum, daß ein großes reißendes Thier vom Aequator bis zu der Breite von Norddeutschland herauf lebt, über die Geschichte jener so wunderbar erhaltenen Bewohner einer andern Schöpfung einiges Licht verbreiten können.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

„Uberto, keinen Spott!“ erwiederte der junge Hauptmann; „man weiß, daß Du ein armseliger Possenreißer bist; auch habe ich Dich weder deßhalb hergebracht, noch bezahle ich Dich dafür; dreißig Reiter sind noch zu viel für die Unternehmung, um deren willen wir hier sind. Zu einer solchen Jagd ist ein einziger Spürhund, wie Du, genug und zuviel. Hast Du nichts aufgespürt?“ — „Herr!“ antwortete der Listige; „um des Himmels willen, wie ist dieß möglich? Gestern Abend angekommen, müde, ohne Herberge; während Ew. Gestrengen ein fettes Mahl mit dem Herrn Abte verzehrten, waren wir draußen beschäftigt, Quartier zu machen, unsere Pferde zu besorgen und uns allenthalben umzusehen, ob nicht ein wenig Abendbrod von den Bauern zu erhalten sey. Es ist wahrhaftig nicht anders, als ob das ganze Heer mit dem ban und arrièreban von Frankreich hier durchgezogen wäre, so rein aufgezehrt und kahl ist alles, und wenn Ew. Gestrengen nicht Rath schaffen, so werden wir gezwungen seyn, in zwei Tagen uns alle davon zu machen. Es ist wahrlich zu schlecht hier, und was ich auch sagen mag, so fangen die Soldaten an zu murren.“ — „Schon gut, schon gut, man wird Rath schaffen und die andere Hälfte auch fortschicken; aber allein, ohne Vorwand hätte ich nicht herkommen können, und wärest Du nicht ein Tropf und hättest mir etwas aufgespürt, wie Du hättest sollen, statt so lange zu schlafen —“ — „Wie Ew. Gestrengen, nicht wahr? doch vergebt mir, ich habe nicht gesagt, es sey von mir nichts geschehen, ich sagte nur, es sey schwer, es scheine unmöglich. Indessen“ — „Indessen, willst Du ein Ende machen? Hast Du sie gefunden oder nicht? ist sie hier oder nicht? werden wir sie fangen oder nicht?“ — „Welche Eile! doch da Ihr mir die Ehre anthut, mich mit einem Spürhunde zu vergleichen, so seyd Ihr der Jäger, und werdet mir verzeihen, wenn ich Euch erinnere, daß zu jeder Jagd Ruhe erforderlich ist, und ich glaube, zu einer solchen noch mehr als gewöhnlich. Kurz, das Mädchen ist entdeckt, ist hier in der Nähe, und Alles ginge gut, wäre nicht ein toller Liebhaber da, derselbe, der mir neulich das Wild so zu sagen aus dem Maule riß. Gestern hat mir indessen der gute Junge doch einen Dienst erwiesen. Alle unsere Leute waren schon im Quartier, nur ich nicht, weil ich, da ich das Vögelchen nicht hatte ausfliegen sehen, immer hoffte, irgend ein glücklicher Zufall werde mich das Nest entdecken lassen; und siehe da, als es schon beinahe finstere Nacht war, kommt der Pinsel mit seiner Heerde mit hängenden Armen gedankenlos daher geschlendert; da erblickt er auf einmal vor einer Thüre einen unserer Leute, er stuzt, macht große Augen, sperrt dann das Maul weit auf, schüttelt sich, läßt Kühe und Ochsen stehen und läuft gerade in das Haus hinein. Ich hatte alles beobachtet; hier muß sie seyn, sagte ich und ging ihm nach — und so war es; ich trat hinein und sah das Mädchen und den Pinsel neben ihr, wie er, halb erschrocken und halb ärgerlich, sich die große Neuigkeit von unserer Ankunft erzählen ließ; er hätte von Sinnen darüber kommen mögen, wenn er nur gedurft hätte; es war zum todtlachen.“ — „Gut, gut,“ sagte der Hauptmann, „und hast Du sogleich den Soldaten fortgeschickt und seine Stelle eingenommen?“ — „Bewahre! verzeiht mir, aber habe ich jemals einen solchen Bock geschossen? Ihn fortschicken? seine Stelle einnehmen? das beste Mittel, Argwohn ins Haus und vielleicht in den ganzen Trupp zu bringen, besonders da das Vertrauen bekannt ist, womit Ew. Gestrengen mich beehren, und das Vertrauen der Obern erzeugt stets Neid.“ — „Wirst Du mir endlich sagen, wie die Sachen stehen?“ — „So, daß dieser Reiter ganz natürlich heute Morgen unter denen war, die Befehl zum Abzug erhielten, und ich, der vorsätzlich für diese Nacht kein Quartier genommen und bei einem Kameraden geschlafen hatte, mich an seine Stelle gepflanzt habe; und so liege ich nun da, fest und unverrückt, wie der Hund vor dem Bau, um dem Kaninchen aufzulauern, oder wie die Schlange vor dem Neste; obgleich, mit Verlaub zu sagen, Ew. Gestrengen die Schlange sind, da Ihr das Vögelchen zu verzehren habt.“ — „Gut, gut; mache ein Ende mit Deinen Unverschämtheiten, und hier ist das erste der versprochenen Goldstücke.“

Der Plan der Beiden, von dem einen erfunden, von dem andern gebilligt, ging dahin: Uberto, nunmehr in dem Hause der armen Familie einquartiert, solle die Gänge und Wege des Mädchens ausspüren, und wenn sie einmal, wie sie hofften, die Kühe auf einer abgelegenen Weide melke, oder Holz in einem einsamen Haine sammle, oder irgend ein anderes Geschäft an einem abgelegenen Orte besorge, sollen Uberto und einer seiner Vertrauten das Mädchen rauben, sie bis in die Nacht verborgen halten und dann nach einem einsamen, schon dazu bereiten Landhause in der Ebene von S. Ambrogio bringen. Hier wollte der junge Franzose sich einfinden und nun, nachdem er sich erst durch falsche Nachrichten den

Befehl von seinen Obern verschafft, nach S. Michele zu gehen, aussagen, er habe jene Gerüchte ungegründet gefunden und sey deshalb vom Kloster abgezogen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Fortsezung.)

Zerstreuungen. Theater.

Noch einen kleinen Aufschwung von der allgemeinen Apathie bewirkte, wenigstens für die Pferdeliebhaber, das jährlich wiederkehrende **Wettrennen**, veranstaltet von dem Verein zur Beförderung der Pferdezucht in den preußischen Staaten. Ein schöner Sommertag und zwei erträgliche lockten doch einen guten Bruch der Berliner Bevölkerung vor das Hallesche Thor; man drängte sich auf den Tribünen, stellte sich auf die Zehen, kletterte auf die Zinnen des Tivoli, hörte, daß die Renner ausliefen, sah sie schweißbedeckt ankommen, glaubte sich zu amüsiren und noch dazu etwas für die Kultur der preußischen Pferde zu thun. Daß der Verein lezteres bewirke, wird nun von Einigen bezweifelt. Bisher haben fast nur bekannte Roßtäuscher, und zwar mit denselben Pferden, den Preis erworben. Wenn es kein Mittel gibt, von der allgemeinen Konkurrenz diejenigen auszuschließen, welche ein Gewerbe daraus machen, ihre Pferde zu einem bestimmten Zwecke abzurichten, so sind dadurch alle andern von selbst zurückgedrängt, die im Pferde nichts kultiviren wollen, als naturam sui generis. — Ersprießlicher, mindestens für das Auge, ist das Fest, welches der Verein zur Beförderung des **Gartenbaus** in den preußischen Staaten alljährlich veranstaltet. Auch in diesem Jahre zeichnete sich die Ausstellung der Blumen und Früchte (im Saale des Singakademiegebäudes) durch Reichthum und Schönheit der Einsendungen und ein geschmackvolles Arrangement aus. Die schöne und elegante Welt Berlins wogt durch die grünen, duftenden Hallen und entfernt sich erst wieder, wenn die Weisheit auf das Katheder tritt und die Berichterstatter von den Bestrebungen und Resultaten des Vereins Kunde geben.

Die Hallen der Theater sind verödet. Das **Königsstädtische** sucht sich durch einige Wiener Zauberstücke, wobei der neue Maschinist **Roller** Wunder thut, zu halten. Sie bringen Geld, machen die Zwischenabende jedoch nur um desto leerer. Die Sängerin Dlle. **Hähnel** ist engagirt, gefällt, bringt aber keine Sontagszeit zurück. Die alte Beeinträchtigung hinsichtlich der Concession dauert, sehr unnöthiger Weise, noch immer fort und erschwert dem Eigenthümer (wenn er es ist) die Erhaltung. Er soll Lust bezeigt haben, das Theater während des Sommers ganz zu schließen. — Unsere **französische Truppe** hat vorläufig bis zum Herbste Berlin verlassen. Auch sie war in der lezten Zeit durch die Censur äußerst beschränkt. Was sie uns Gutes — französisch Gutes — gab, waren die Familienstücke, die uns doch einen modernen Sittenspiegel des neuesten Pariser Lebens vorhalten, bürgerliche Tragödien, voller Peinlichkeit und ohne alle sittliche Erhebung, aber geschickt in der Erfindung und wahr in der Detaillirung. Eine Schönheit, Mad. **Deschemel**, welche die französische Bühne in Warschau verlassen müssen (gewisser Einverständnisse mit russischen Offizieren wegen), gastirte zulezt und mit Beifall. In ihrer Sphäre, mehr dem Sentimentalen, als dem Naiven, ist sie eine ausgezeichnete Künstlerin, die selbst in Paris nicht viele ihres Gleichen finden möchte. Daß sie das Leben kennen gelernt und mitgelebt haben, gibt den französischen Schauspielerinnen, selbst denen mittleren Talentes, so viel Vorzüge vor selbst genialen Künstlerinnen unseres Vaterlandes, seit diese Wahrheit und Leben nur in der „guten Gesellschaft“ suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, Juli.

(Beschluß.)

Jesuitische Umtriebe.

Als Chenevière seinen Essai théologique sur la Trinité herausgegeben hatte, an dem auch die Vorrede sehr merkwürdig ist, erschien gleich darauf eine Antwort von dem Methodistenhaupt Malan, worin er sich Ministre de notre Grand Dieu et Sauveur Jésus-Christ nennt, desgleichen zwei Briefe von gemäßigten Methodisten, worin erklärt wird, die Verfasser hätten das Chenevièresche Buch mit großer Aufmerksamkeit gelesen und es hernach comme l'oeuvre du démon verbrannt. Ueberhaupt spielt bei diesen Herren der besagte démon und Satan eine große Rolle, denn sie bringen ihn gar häufig an. So ist die Statue, die Rousseau errichtet werden soll, ein Werk des Satans, ebenso der Genfer reformirte Katechismus, in dem von Dogmen, Gnade, Glauben und Christus sehr wenig, viel aber von gut handeln und Wohlthätigkeit vorkommt.

Ein anderer heftiger Streit hat sich zwischen einem hiesigen Theologen und der in Freiburg herauskommenden Zeitschrift Veridique entsponnen. Der Pfarrer Moulton gab eine interessante Brochüre unter dem Titel: Du comité occulte des Jésuites et de la Suisse heraus, worin er den nachtheiligen und gefährlichen Einfluß der Jesuiten in Freiburg und Wallis darthut, welcher sich an vielen Stellen der Schweiz bereits in beunruhigender Thätigkeit äußert. Darin wurde Alles wiederholt, was andere Regierungen im vorigen Jahrhundert nach reiflicher Prüfung gegen die Jesuiten gesagt und gethan: Clemens XIV., die Könige von Spanien, Portugal und Frankreich, das französische Parlament unter Ludwig XV., Peter I., sein Urenkel Alexander I. Der Veridique hatte bei seiner ersten Erscheinung angekündigt: seine Herausgeber seyen keine Journalisten, kleinlichen menschlichen Leidenschaften unterthan, ihnen sey alle irdische Leidenschaft fremd, sie seyen hochgebildete Leute aus den höhern Sphären der Welt und der Gesellschaft, Leute von Geschmack u. s. w. Daran ist nun auch etwas Wahres, denn die Redaktoren bestehen aus dem vielerlei geistlichen, weltlichen und höfischen Gesippe, das nach Karls X. Expulsion ins Ausland flüchtete. Die zur Hälfte aus französischen Jesuiten zusammengesezte Redaktion zeigt in der Regel Firniß und Politur; manchmal vergißt sie sie aber auch und schimpft und sprudelt mit Scheltworten herum, wenn ihr gute Gründe ausgehen. So war es bei Erwähnung von Moultons Schrift; da war von libelle infame et dégoutant, von mensonges und calomnies und von insolence die Rede. Es ist ein Glück zu nennen, daß die frommen Leute ihre angenommene Rolle und die vorgehaltene Maske vergessen und sich so zeigen, wie sie wirklich sind; ihr grobes Schimpfen ist nicht so gefährlich, wie feine und gefällige Formen, hinter denen sich der Feind birgt. Dies haben die Herren Jesuiten selbst eingesehen, und um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen, zeigten sie sich gar mild, tolerant und freundlich gegen die Genfer Truppen, die im März in Wallis kantonirten, boten ihnen ihre Kirche zum protestantischen Gottesdienst an, gingen sehr gastlich mit den Leuten um u. s. w. Dies kluge Benehmen hat denn auch die erwarteten Früchte getragen: Moultons geistreiche und gründliche Schrift findet bei dem Haufen keine Theilnahme mehr, denn dieser hält sich immer an das Aeußerliche, in die Augen fallende.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 63.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 190.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 10. August 1831.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos und Nacht, wie ihre Seele,
Ist Alles, Alles um sie her;
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

Wieland.
Oberon.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

Die Eifersucht Giacomettos vereitelte, zum Theil wenigstens, diesen Plan, da er nicht allein Mittel gefunden, einem seiner Kameraden die Sorge für die weidende Heerde zu übergeben und in den Ställen des Klosters zurückzubleiben, sondern auch beinahe jedes Geschäft liegen ließ, um Tag und Nacht in oder um Aldas Wohnung zuzubringen und sie mit jener Angst zu bewachen, mit der ein Geiziger den heimlichen Ort bewacht, wo er seinen Schatz vergraben; er wagt sich nicht zu nahe, aus Furcht, sein Geheimniß zu verrathen, und doch hat er nicht das Herz, den Ort aus den Augen zu lassen; er kommt und geht, und blickt darnach von nah und fern; von Zeit zu Zeit findet er einen Vorwand, sich auf den geheiligten Boden zu setzen, und nur dann fühlt er sich beruhigt. Daß die schöne Alda jemals das Haus verlassen sollte, diesen Gedanken konnte er gar nicht ertragen und übernahm alle Geschäfte außer dem Hause, worein die Eltern und das Mädchen selbst willigten, da sie, obgleich ein wenig eitel und leichtsinnig, doch gut und tugendhaft war, und, trotz ihrer Einfalt und Unerfahrenheit, und obgleich sie Niemand etwas davon sagte, Ubertos böse Absicht geargwohnt hatte. Denn da dieser seinen ersten Plan mißlingen sah, das Mädchen außer dem Hause und, wie er sagte, im Fluge zu fangen, versuchte er es nun, sie nach und nach anzulocken, und fing an, den Verliebten zu spielen, vielleicht in der Absicht, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Allein wäre Alda auch nicht tugendhaft gewesen, so war sie doch zu stolz, um einem Menschen ihr Ohr zu leihen, der nicht jung, nicht schön und nicht halb so zärtlich als Giacometto war.

Vom Hauptmann gedrängt, dem es an einem Vorwande fehlte, seinen Aufenthalt zu verlängern, sah er sich endlich genöthigt, offene Gewalt gegen die Arme zu brauchen. Er hatte bemerkt, daß jeden Abend in der Dämmerung Giacometto sich, trotz seiner Eifersucht, gezwungen sah, die Wache der äußern und innern Posten von Aldas Wohnung aufzugeben, um in das Kloster zu gehen und dort die Heerde für die Nacht zu besorgen. Dieser Erfahrung zu Folge legte der Elende seinen Plan an. Es war der achte oder neunte Abend nach der Ankunft der Franzosen. Alles war ruhig in der Hütte; die alte Mutter spann in einem Winkel des Kamins, der Vater saß an der andern Seite, mit Uberto den Wein von Asti trinkend, den dieser gebracht; Alda war geschäftig, das Abendessen zu bereiten, und ging deßhalb bald hier, bald da in dem kleinen Zimmer herum, oder kauerte vor dem Feuer nieder, dessen Glanz diese häusliche Scene beleuchtete. Als es völlig Nacht war, ließ sich draußen vor der Thür ein Gemurmel hören, als ob zwei oder drei Soldaten mit einander stritten, und Uberto rief mehrere Male: „Trunkenbolde! ist es Zeit, auf der Straße zu seyn und anderer Leute Ruhe zu stören? geht nach Hause, denn wenn der Hauptmann aufsteht — —" Allein

umsonst war das Schelten, der Lärm dauerte fort, und bald erscholl ein Schrei: „ich bin des Todes, zu Hülfe, zu Hülfe!" die Thüre sprang auf und herein stürzten zwei Soldaten mit einem Lärm, als wären es vier oder fünf; Uberto gab im Aufspringen dem Kessel einen Stoß, daß er das Feuer auslöschte, und in dem Halbdunkel und der Verwirrung bemächtigte sich einer der Soldaten des Mädchens und warf ihr eine Kappe über den Kopf, während der andere sie in seine Arme nahm und davon trug; sie stieß einen lauten Schrei aus, die Eltern, ahnend, was vorging, riefen um Hülfe, Uberto zog den Degen, spielte den tapfern Mann, schrie Spitzbuben, Schelme und lief ihnen nach, als ob er sie verfolgen wollte. Alles ging nach Wunsch; Uberto hatte sich nicht allein unschuldig, sondern sogar hülfreich gestellt, und die Bauern, welche die Sache für einen Streit unter den Soldaten hielten, waren weit entfernt, sich darein zu mischen, und schlossen sich in ihre Häuser ein. So war die Unglückliche schon weiter als hundert Schritte von den Wohnungen hinweggetragen, da sezte sie der Soldat, der sie in seinen Armen hielt, ermüdet von ihrem Sträuben, einen Augenblick nieder, um sie zu binden oder besser fassen und mit seinem Gefährten tragen zu können. Doch kaum sah sie sich auf den Füßen, so nahm sie die Gelegenheit wahr, entwischte ihren Händen und floh in vollem Laufe über Felsen und Klüfte dahin, absichtlich die gefährlichsten und steilsten aufsuchend, die ihr, aber nicht den Soldaten bekannt waren, welche, weniger behend, ihr mühsam folgten. Allermittelst hatte Uberto seine Gefährten erreicht, und ohne sich mit Vorwürfen oder Vorstellungen aufzuhalten, stand er ihnen im Verfolgen bei und suchte dem Mädchen den Weg abzuschneiden. Sie wagte sich nicht in das offene Feld, das zu dieser Zeit einsamer als je war, suchte sich aber so nahe als möglich an den Wohnungen zu halten, drehte sich daher um dieselben herum und näherte sich dem Kloster. Doch der Weg nach dem großen Thore war ihr abgeschnitten, und so ward sie nach und nach auf die entgegengesezte Seite der Klostermauern getrieben und fand sich auf dem schmalen Kamm des steilen Felsens, wo nur ein Fuß breit Erde zwischen der hohen Mauer über ihr und dem tiefen und steilen Abgrunde unter ihr blieb. Hier auf dieser Höhe, die sie, troz ihrer Behendigkeit, mit großer Gefahr erreicht, hoffte sie ihren Verfolgern zu entgehen; wie die Gemse in den Alpen, von dem Jäger verfolgt, sich von Felsen zu Felsen schwingt, bis sie sich endlich am Rande des Abgrundes dem Schützen gegenüber sieht, dann stillsteht, ihn anblickt und sich sicher glaubt. Arme Betrogene! gerade dann richtet er seine Blicke und seine Waffe auf sie und stürzt sie todt in die Kluft zu seinen Füßen herab. So auch die arme Alda, die lange vor jenen Bösewichtern eine Stelle erreicht hatte, wo der schmale Felsenkamm endete und die Mauer über ihr mit dem Felsen unter ihr nur noch eine ganz senkrechte Wand bildete; sie stand und drückte sich an die Mauer, sie wagte weder zu schreien, noch zu athmen, und hoffte, sich an diesem furchtbaren Orte nicht weiter verfolgt zu sehen. Doch welcher Schrecken, welcher Todesschauer kam über sie, als sie die schwarzen Schatten ihrer Verfolger zu erblicken glaubte und bald wirklich sah, wie sie ihr auf dem schwindelnden Pfade nachzuklimmen suchten und nur noch einen Bogenschuß von ihr entfernt waren. In der höchsten Angst schrie sie um Hülfe, doch zu spät! keine menschliche Hülfe war nahe, und selbst wenn man sie hätte hören können, so hatten ihre Verfolger sie früher erreicht, fortgetragen oder herabgestürzt. Lieber sich selbst herabstürzen — und sie blickte hinab, ob sie nicht eine minder steile Stelle entdecken könne, oder einen Wachholder oder Dornbusch, an dem sie sich halten könnte; doch wäre auch einer da gewesen, sie konnte ihn nicht sehen. Lieber der Vorsehung vertrauen, dem höchsten Gotte, der seine Engel zu Hülfe senden kann, dem heiligen Erzengel, dem besondern Beschützer dieser Gegend, dem Beschützer der Unschuld und Bekämpfer der bösen Geister und bösen Menschen! Sie fühlte sich plötzlich von übermenschlichem Glauben und Vertrauen ergriffen, blickte fest auf die Elenden, und: „Halt!" rief sie ihnen zu, „nie will ich in Eure Hände fallen." Sie hielten nicht, und nur zehn Schritte waren sie noch entfernt, nun nur noch sechs, noch vier, sie warf noch einen Blick in die Tiefe; keine Seele; schon sah sie die Verfolger vor sich, glaubte sich von ihnen berührt; laut rief sie: S. Michele! begann: „in deine Hände, o Herr —" — und in der Luft verhallte das Gebet der lezten Hoffnung.

(Die Fortsezung folgt.)

Oekonomische Neuigkeiten.

Mittel gegen den zähen Wein.

Die weißen Weine sind häufig einer sehr bekannten Krankheit unterworfen, wobei sie ihre natürliche Leichtflüßigkeit verlieren und wie Oel spinnen. Dieß nennt man im Deutschen schwer oder zähe werden, im Französischen graisser, filer. Die ganz edlen Weine werden nie zähe; nur an Geist nicht sehr reiche Weine sind dieser Veränderung unterworfen. Der Wein wird auch in sehr gut verschlossenen Flaschen zähe, und namentlich bei den Champagner, den Schweitzer und andern Weinen kommt es sehr häufig vor.

Diese Krankheit zeigt sich besonders im Sommer, im Juli und August; sie tritt ein, wenn der Jahrgang regnerisch gewesen, die Weinlese bei Nässe vorgenommen worden war, und der Wein nicht recht hell werden will und weißlicht bleibt.

Der Grund der Veränderung liegt in einem schlei-

migten Wesen, das sich in schwachen Weinen entwickelt, sich durch die ganze Flüssigkeit verbreitet und dieselben gleichsam wie ein Netz durchzieht.

Man wendet sehr verschiedene Mittel an, dieser Krankheit der Weine vorzubeugen oder sie zu heilen; wir führen hier nur die hauptsächlichsten an. Häufig sezt man beim ersten Ablassen im März den Weinen eine gewisse Menge von Kochsalz zu. Dieses Verfahren, das bereits den Römern bekannt war, macht die Weine besser, ohne ihnen im Geringsten einen unangenehmen Geschmack zu geben. Nach zwei, drei Monaten vermag der geübteste Gaumen die Beimischung von Salz nicht mehr zu entdecken. Man erzählt, ein römischer Weinliebhaber habe durch seinen Sklaven eine Amphora mit Wein öffnen lassen und denselben auffallend gut gefunden. Er fragte den Sklaven, was er in den Wein gethan habe; dieser mißverstand den Sinn der Frage, fiel dem Herrn zu Füßen und gestand, er habe ein klein wenig davon getrunken und das Gefäß mit Seewasser wieder aufgefüllt. Daß die Weine durch Beimischung von Salz besser werden, ist ausgemacht; ob aber das Salz verhindert, daß dieselben nicht zähe werden, dieß ist sehr zu bezweifeln. Um das Zähewerden zu verhüten, sezt man den schwachen Weinen Branntwein oder Weingeist zu, was, abgesehen von allem andern, nicht immer zum Zwecke führt. Das wirksamste Mittel aber ist das häufige Ablassen. Man muß es nie so weit kommen lassen, daß die Weine weißlich werden, d. h. daß sich eine milchweiße Substanz darin bildet, die ihnen die Durchsichtigkeit raubt; diese Substanz nennen die Franzosen vom Fache lie fine, und man muß, wie sie sich ausdrücken, verhindern, daß diese feine Hefe nicht aufsteigt. Diese Substanz bildet sich zwar sicher im Wein selbst; die Hefe im Fasse scheint indessen die Bildung sehr zu fördern. Sind aber die Weine einmal zähe geworden, so machte man sie bisher dadurch wieder gesund, daß man sie mit Hausenblase abklärte. Dieses Verfahren nun hat zwei Uebelstände: zuweilen gelingt es gar nicht, und wenn es gelingt, so nimmt es dem Wein von seiner Kraft. Diese Schwächung des Weins kann vom Klären selbst oder von der Krankheit herrühren, wegen welcher es vorgenommen wurde. — Ein anderes Mittel ist, den Wein durch Sägespäne von Haselnußholz zu seihen, und bei kleinen Quantitäten ist dieses Mittel sehr gut.

Oft läßt man die schweren Weine, wie sie sind, besonders wenn man sie eben nicht schnell verkaufen will. Man füllt nur die Gefäße sorgfältig auf und wartet zu, ob nicht ein neuer, allerdings fast unmerklicher Gährungsprozeß oder eine Temperaturveränderung den Wein von selbst wieder herstelle. In den meisten Fällen erholen sich Weine, bei denen man diese Vorsicht gebraucht, in einem kalten Winter vollkommen wieder.

François, Apotheker zu Chalons an der Marne, hat vor einiger Zeit eine Abhandlung über diesen Gegenstand bekannt gemacht, welche Neues und Interessantes enthält.

Berzelius hat dargethan, daß die vegetabilische wie die thierische Gelatina die Eigenschaft hat, sich mit dem Gerbestoff zu verbinden und einen unauflöslichen Niederschlag zu bilden. François macht nun die Bemerkung, daß die rothen Weine nie zähe werden. Wie unterscheiden sich nun aber die rothen von den weißen Weinen hinsichtlich der Bereitung? Erstere gähren mit den Traubenkämmen und Saamen, welche beide sehr viel Gerbestoff enthalten, und daher an den Wein eine bedeutende Menge davon abgeben müssen; wogegen die weißen Weine weit weniger Gerbestoff enthalten, weil sie nur sehr kurze Zeit mit den Kämmen beisammen bleiben. Dazu läßt sich noch bemerken, daß schwache, von gebeerten Trauben bereitete Weine leichter schwer werden als die andern. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Gegenwart des Gerbestoffs in den Weinen sie verhindert, zähe zu werden, indem er das Prinzip dieser Krankheit, wie es sich bildet, niederschlägt, und der Zusatz von Gerbestoff zu bereits zähen Weinen muß also ein wirksames Mittel seyn, sie wieder herzustellen.

Kann man nun wirklich so viel Gerbestoff in den Wein bringen, als hinreicht, ihn von dem zähmachenden Stoff zu befreien, ohne ihm einen herben, unangenehmen Geschmack mitzutheilen? François behauptet es; indessen scheint dieses Mittel doch nicht unfehlbar; denn er sagt, zuweilen müsse man neben dem Gerbestoff auch noch die Hausenblase anwenden; aber immer eines nach dem andern, damit sich der Fischleim gleichförmig im Wein verbreiten und hernach der Gerbestoff sich mit demselben verbinden und ihn niederschlagen könne. Sein Endresultat ist folgendes:

„Man kann das Zähewerden des Weins verhindern, wenn man ihm einen Monat oder sechs Wochen, bevor man ihn auf Flaschen zieht, Gerbestoff zusezt. Dieser Stoff ist ja ohnehin ein Bestandtheil des Weins und theilt ihm durchaus keinen fremdartigen Geruch oder Geschmack mit. Ich brauchte lange dazu, um auszumitteln, wie viel Gerbestoff nöthig ist; denn durch dieselbe Dosis wurde ein Wein hergestellt, ein anderer nicht; oft mußte ich eine zweite, ja eine dritte Dosis anwenden, um zum Ziel zu gelangen. Die gewöhnliche Dosis ist zwanzig Gran Gerbestoff auf die Flasche zähen Weins, oder drei eine halbe Unze auf hundert Flaschen. Wie der Gerbestoff bereitet wird, liest man in allen chemischen Werken."

Diese Beobachtungen verdienen allgemeine Aufmerksamkeit. Es braucht aber wohl noch vieler Versuche, um die angeführten Resultate vollkommen zu bestätigen; auch wäre es von großer Wichtigkeit, daß man für geringere Weine ein weniger kostspieliges Mittel fände. Der Gerbe-

stoff, wie ihn die Chemiker bereiten, wird aus Galläpfeln mittelst Schwefelsäure oder Potasche dargestellt; diese Methode ist kostspielig und die Substanz daher in gewöhnlichen Fällen nicht anwendbar. Andere Substanzen, wie manche Rinden, die Traubenkörner u. s. w., enthalten eine Menge Gerbestoff, und er könnte daraus wohlfeiler und eben so wirksam bereitet werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Juli.

(Beschluß.)

Theater. Censur.

Auf dem königlichen Theater sieht es trübe aus. Das Comité hert keine Genies hervor. Es muß unter dem Schlechten das Erträglichste aussuchen und nur zu oft das Bessere an Geist, weil es den Buchstaben, der das Shiboleth zum Eingang auf die Bretter ist, noch nicht gefunden hat, zurückweisen. Shakespeares „König Johann" wurde neu einstudirt gegeben, die Darstellung war aber so traurig, verfehlt, schlecht einstudirt, daß man das schöne Stück nach einmaliger Aufführung wieder mußte ruhen lassen. Ein Wiener Lustspiel: „Leichtsinn und Liebe," hätte gar nicht auf eine Berliner Hofbühne kommen müssen; man hat, wie verlautet, es nur darum angenommen, weil es in Wien einige zwanzig Mal gefallen hat. Aber in Wien gefallen manche Lustspiele durch das treffliche Spiel allein. Noch kläglicher war ein historisch-romantisch-patriotisches Stück von Raupach: „die Frauen von Elbing." Fetzen und Stückwerk; es paßt nicht einmal darauf das Schlegelsche:

Stattlich pranget mit Harsthörnern und Burgen Johanna.
Traun, mir gefiele das Stück, wären nicht Worte dabei.

Darin wollte der Dichter Loyalität predigen, etwas vom passiven Gehorsam gegen den legitimen Herrscher; die Moral paßt aber wie eine Faust auf ein Auge. Der Gegenstand konnte, um seine gewiß löblichen Gesinnungen anzubringen, gar nicht übler gewählt seyn, denn es handelt sich hier um die Unterthänigkeitsverhältnisse der deutschen Städte in Polen gegen die deutschen Ordensritter. Wie passen diese Verhältnisse auf die unsern? — Eben gastirt hier die kaiserlich königliche Hofschauspielerin vom Wiener Burgtheater, Dlle. Gley; ein eminentes Talent, gleich berufen für die Tragödie, wie für das Lustspiel, welche, wie vor zwei Jahren, ungetheilten Beifall einerndtet. Sie ist ohne Zweifel jezt unter den jüngern Miminnen Deutschlands die erste; das war sie bei ihrem vorigen Besuche hier noch nicht, und unsere Kritiker zweifelten an ihrem Berufe für die höhere Tragödie. Diesen Zweifel hat sie durch die Fortschritte ihres Studiums seit zwei Jahren glänzend widerlegt, durch eine Julie, wie man sie, unbeschadet des Talentes und der Verdienste einer Crelinger und der seligen Müller, hier noch nicht gesehen. So, darin stimmt alles überein, wußte noch keine Schauspielerin die Töne kindlicher Lust mit denen des grauenhaften Schreckens, des fürchterlichsten Schmerzes wechseln zu lassen, so die Nuancen dieses in Liebesinnigkeit getauchten Gemäldes durchzuführen. Die Schauspielerinnen, die gleich vollkommen in der Tragödie wie im Lustspiel sind, gehen in Deutschland aus und auch bei Dlle. Gley bemerkt man die sehr erklärliche Neigung, sich ganz der höhern Tragödie zu widmen, ein Entschluß, den man bedauern möchte, wenn man ihre Franziska, ihr Mädchen von Marienburg sieht. Darstellungen, an die man seit der Bethmann nicht gewöhnt ist. Doch das deutsche Lustspiel selbst stirbt ja auch aus. Die Künstlerin hat hier das sonderbare Schicksal: sie leidet durch das Lob. Bei ihrem ersten Aufenthalte stimmten fast alle Kritiker in Zeitungen und Journalen so aus vollen Backen zu ihrem Preise ein, wie die junge Schauspielerin es noch nicht ganz verdiente. Das weckte höhern Orts ein Mißtrauen und hinderte ihr Engagement. Jezt schüchtert die allgemeine Bewunderung für das junge Talent die Bewunderer eines ältern Talentes zurück. Die Freunde der Crelinger werden stutzig durch den Beifall, den Dlle. Gley als Julie errungen; es rauschte auf von übermäßigem Lobe, aber mit einem Male wird es wieder still, als fürchte man, das einheimische Talent durch Anpreisung des auswärtigen zu kränken, herabzusetzen. Ein sehr löblicher Beweggrund, aber eine sehr thörichte Furcht. Die Verdienste einer Crelinger stehen fest, sind gleichsam historisch geworden in der deutschen Theatergeschichte; aber die Künstlerin rückt in ein Rollenfach vor, wohin ihr die jüngere noch nicht folgen kann und darf, und sie könnte mit Ehren einer solchen Nachfolgerin den Posten, den sie mit Ehren gefüllt, allmählig einräumen. Aber wenn das auch noch zu früh wäre, so ist es doch eine engherzige Ansicht, zwei bedeutende Künstlerinnen, die jede ihr Eigenthümliches haben, nicht neben einander gelten lassen zu wollen. Dlle. Gley wäre ein unschätzbarer Gewinn für unser Schauspiel, wenn es überhaupt darauf abgesehen wäre, dasselbe zu erhalten; dem Engagement stehen indeß bedeutende Hindernisse entgegen, da das Hofburgtheater in Wien, jezt unbedenklich das erste in Deutschland, so viel Lockungen bietet, von denen Niemand sich gern losreißt. — Beim Königsstädtischen Theater ist die Sängerin Dlle. Hähnel aus Wien engagirt.

In der Literatur ist es still. Der Buchhandel lebt nur von der Cholera. Die Poesie — was soll sie feiern, was besingen? Die Polen? das läßt unsere Censur nicht zu. Adalbert von Chamisso theilte bei einem kleinen literarischen Feste neulich seinen Freunden folgenden Spruch als Toast mit:

O lasset uns in dieser düstern, bangen Zeit,
Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren, lang gehegten Eisengitter sprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt —
O lasset uns ihr Freunde — rings verhallt das Lied
Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr —
Dennoch die Göttergabe des Gesanges treu
Im reinen Busen hegen, wahren, daß vielleicht
Wie, hochergraute Barden, einst die Sonne noch
Mit Hochgesang begrüßen, welche das Gewölk
Zertheilend die verjüngte Welt bescheinen wird.
Prophetisch, Freunde, bring' ich dieses volle Glas
Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit.

Können Sie sich vorstellen, daß ein besorgter Censor die Mittheilung dieses Gedichtes in einem hiesigen Blatte untersagt hat, weil es eine Hoffnung ausdrücke, die man in den jetzigen Stürmen nicht hegen, am wenigsten öffentlich aussprechen dürfe! — Unser Polizeipräsident, Herr von Esebeck, der lange Jahre hindurch vielfach zum Gespräch Veranlassung gegeben, hat endlich die längst erbetene Entlassung erhalten, in Gnaden und mit vollem Gehalt als Pension. Er war von Herzen ein wohlwollender Mann. Der Landrath v. Arnim, sein Nachfolger, soll ein tüchtiger Geschäftsmann seyn. — Einen Justizminister haben wir noch immer nicht, ebensowenig einen der auswärtigen Angelegenheiten, da unser Gesandte in Paris, Herr von Werther, den Posten ausgeschlagen hat. Auch sind mehrere Oberpräsidentenstellen erledigt.

Beilage: Literaturblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 191.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. August 1831.

In Götterfreuden schwimmt der Mann,
Die kein Gedanke mißt,
Der singen oder sagen kann,
Daß ihn sein Liebchen küßt.
Die Welt mag laufen oder stehn,
Mag rollen um und um.
Und Alles auf dem Kopfe gehn;
Was kümmert er sich drum?

Bürger.

Zu Ihr.

Ein Wanderer geh' ich
Auf einsamer Bahn,
Da zieht ein Gewitter
Von weitem heran.
Es drängen die Wolken
Der Sonne sich vor,
Und kleiden den Himmel
In graulichen Flor.

Wie sausen auf einmal
Die Winde so kalt!
Es schüttelt die Wipfel
Der bebende Wald.
Die furchtbaren Donner,
Sie rollen daher;
Die feurigen Blitze,
Sie dräuen so schwer.

Jetzt öffnen die Wolken
Den finsteren Schooß,
Da brechen die Fluthen
Wohl über mich los;
Da schlägt mir der Hagel
Wohl in das Gesicht:
Doch eil' ich nur weiter,
Doch acht' ich es nicht.

Hier außen so stürmisch,
So feindlich und wild;
Im Herzen so ruhig,
So freundlich und mild.
Mich trägt ja zu Liebchens
Umarmung und Gruß
Durch Wetter und Stürme
Der eilende Fuß.

Verhülle dich, Sonne,
In wolkige Nacht!
Mir lächelt mein Liebchen
In sonniger Pracht.
Umflore dich, Himmel,
Mit düsterem Grau!
Mir zeiget ihr Auge
Das himmlische Blau.

Saust wilder, ihr Winde!
Wir sitzen in Ruh
Beisammen am Abend
Und hören euch zu.
Dann rollet, ihr Donner!
Flammt, Blitze, darein!
Wir plaudern, die Lampe
Gibt friedlichen Schein.

Rauscht nieder, ihr Fluthen!
Wir halten so warm
Einander umfangen
Mit liebendem Arm.
Und schlägt an die Fenster
Der Hagel so dicht,
Wir kosen und küssen
Und achten es nicht.

K.

Die schöne Alda.

(Fortsetzung.)

Ich will nicht bei dem Erstaunen, der Wuth, der Scham der drei Bösewichter verweilen, besonders als auf der Mauer des Klosters zuerst eine, dann noch eine, und zuletzt hundert Fackeln erschienen; sich entdeckt sehend, dachten sie auf den Rückzug und eilten, trotz der Gefahr, noch schneller hinab, als sie herauf gekommen waren. Giacometto, in steter Furcht, es möchte etwas vorfallen, war der erste im Kloster, der den Lärm hörte, hinaus stürzte und das Geschrei der Eltern vernahm. Kaum hatte er den Bericht vernommen, so eilte er fort, ohne auf einen Gefährten zu warten; doch es war finstere Nacht und die Fliehende mit ihren Verfolgern so weit entfernt, daß er im Zweifel stand, wohin er seine Schritte lenken sollte; endlich hörte er Aldas lezten Schrei auf dem Felsen und flog ihr nach auf dem schauerlichen Pfade. Alles war vorüber, doch er wußte es nicht und begegnete den drei Zurückkehrenden an einem Orte, der einem Gefechte von einem gegen drei sehr günstig war. Mit einer langen Heugabel hoffte er durch Gewalt oder Unterhandlung die Geliebte zu befreien, und das dreifache Eisen dem ersten auf die Brust setzend, forderte er sie von ihm. Zögernd stand dieser einen Augenblick still, rief dann: „Platz!“ und war im Begriff, mit dem Schwerte einen Streich nach ihm zu führen; Giacometto aber versezte ihm einen Stoß in den Leib und stürzte ihn in den Abgrund hinab, wie er ein Bund Heu hinabgeworfen hätte. Während dessen holten ihn drei oder vier seiner Kameraden mit ähnlichen Waffen ein, der Kampf ward zu ungleich, und die beiden übrig bleibenden Soldaten, deren einer Uberto war, warfen ihre Schwerter weg und ließen sich von den Bauern binden; ein Glück war es, daß schon ein großer Haufe derselben versammelt war und Giacometto zurückhielt, als er hörte, daß Alda sich in den Abgrund gestürzt habe. Er wollte die Elenden ermorden, er wüthete, wollte sich ihr nachstürzen, als plötzlich einer der Bauern ausrief, er sehe Lichter unten im Thale und höre schreien und sprechen. Die Lichter und der Lärm vermehrten sich und es war, als ob sich Leute um die beiden Herabgestürzten drängten. Indessen kam kein Funke von Hoffnung in Giacomettos Seele, bis einer der Umstehenden sich flach auf den Boden legte und, das Ohr an der Erde, rief, er höre unten Wunder schreien, und alle machten es nun wie er, vor Allen Giacometto. Einige hörten dasselbe, andere nicht; Giacometto war bald unter den Gläubigsten und bald unter den Ungläubigsten. Doch bald kamen alle überein, unten werde Wunder geschrien; alle wiederholten, ohne recht zu wissen, was sie thaten, das Wort Wunder, und Giacometto begann zu hoffen; alle eilten jezt, Pfade zu suchen, welche in die Kluft hinabführten, und überließen die Gefangenen sich selbst. Doch kaum hatten sie einige Schritte zurückgelegt, so wurden sie von den Franzosen angehalten, die in guter Ordnung, den Degen in der Hand, ihren Kameraden zu Hülfe kamen. Von der einen Seite erscholl das Geschrei: „Tod den Franzosen! vorwärts! die Heugabeln vorgestreckt!“ von der andern: „Fallt über das Lumpenpack her! haut sie nieder!“ Der Hauptmann kam vorwärts und, sey es Reue über das Geschehene, oder Furcht vor dem, was geschehen konnte, bemühte sich auf alle Weise, die Ruhe herzustellen: wenn man ihm die Schuldigen übergebe, so solle damit Alles vorüber seyn. Doch die zur Wuth gereizten Einwohner weigerten sich, ihm Gehör zu geben, das Geschrei begann von Neuem, und bald wäre es zum Handgemeng gekommen, wären nicht plötzlich die Mönche in Prozession erschienen, mit Fackeln in der Hand und Psalmen singend. Alle standen aus Ehrfurcht still, die Mönche stellten sich zwischen die Fechtenden, und nachdem sie ruhig ihren Psalmen geendigt, während dessen die Erzürnten Zeit hatten, sich zu besänftigen, begann der Abt eine Ermahnung zum Frieden und sagte, es würde eine große Beleidigung Gottes und des heiligen Erzengels und des Herrn Königs und Herzogs seyn, wenn um des Verbrechens dieser Elenden willen eine ganze Gemeine guter Leute und ein ganzer Trupp braver Soldaten sich ohne Grund morden wollten; dieß würde um so strafbarer und die Undankbarkeit beider Partheien um so größer seyn, da der heilige Erzengel, wie er so eben gesehen und in festem Vertrauen glaube, ein großes Wunder gethan, welches sie alle bewundern und preisen sollten, statt ihrem Zorne den Lauf zu lassen, einem Zorne, der um so tadelnswerther und unnützer sey, als von den drei Bösewichtern einer schon seinen verdienten Lohn erhalten habe und die beiden andern ihrer Strafe nicht entgehen werden, das Opfer aber, das unschuldige Opfer, zur Ehre Gottes und des heiligen Erzengels und seiner zuvor schon heiligen und wundervollen Kirche, gerettet sey. Nachdem der hochwürdige Abt seine Rede geendigt, ging er mit seinen Mönchen majestätischen Schritts auf die Bauern zu, rief: „Geht und seht das Wunder!“ und bemächtigte sich der beiden Gefangenen. Die Mönche nahmen sie in die Mitte und begaben sich nach dem Kloster zurück, während die

Landleute sich zerstreuten und mit Fackeln in der Hand die Pfade in das Thal hinunter eilten. Giacometto hatte das Ende der Rede des Abtes nicht abgewartet, ungeduldiger, Alda wieder zu sehen, als sie zu rächen, war er längst den steilsten und kürzesten Pfad hinabgeeilt.

Ich beschreibe nicht die steigende Angst des Jünglings, als er sich dem Gedränge unten näherte, noch sein Herzklopfen, als er deutlich Wunder schreien und nun Alda nennen hörte. „Lebt sie? lebt sie?“ rief er laut; Niemand antwortete, aber bald war es ihm, als ob er ja, bald, als ob er nein hörte; er erreichte endlich die Menge, erblickte sie und stürzte bewußtlos zu ihren Füßen. Da lag er fast leblos, sie aber schwebte voll Leben und Freude, schöner als je, auf den Armen ihrer Landsleute, zum Himmel von ihnen erhoben, erröthend, halb über das wohlverdiente Lob, halb aus Freude und Stolz über das Gelingen ihres tugendhaften Wagestücks. In kurzer Zeit waren alle Bewohner von S. Ambrogio, la Chiusa, S. Michele versammelt und zogen mit einander vor das Thor des Klosters. Trotz der späten Stunde, zu welcher die Mönche nicht gewohnt waren, ihre Zellen zu verlassen, erschienen alle in großem Pomp, den Abt in feierlicher Kleidung an ihrer Spitze. Mit Ehrfurcht, als eine Heilige, unmittelbar von dem Finger Gottes Berührte, empfingen sie das Mädchen, stimmten das Te Deum an, begaben sich dann in die Kirche, wo sie das Magnificate und Salve Regina und viele andere Psalmen und Lobgesänge zu Ehren der heiligen Jungfrau und des heiligen Erzengels, des Beschützers der Unschuld, sangen; damit verging fast die ganze Nacht bis zur Morgendämmerung, während welcher Zeit sich die Franzosen ohne Geräusch mit den beiden Gefangenen davon gemacht hatten, und das schöne und muthige Mädchen, das so wunderbar den Klauen der Löwen unbefleckt entrissen worden, ward von den Eltern, Freunden und dem Geliebten heimgeführt.

(Der Beschluß folgt.)

Die öffentlichen Schlafsäle in London.

Die öffentlichen Schlafsäle, welche in London für die heimathlosen Armen eingerichtet sind, geben einen Begriff davon, welches Elend gegenwärtig unter den niedern Volksklassen in dieser Stadt herrscht. In den beiden Sälen, deren einer in Grulstreet, der andere in Hondurasstreet-Wapping liegt, werden jeden Abend eine Menge Individuen aufgenommen, die hier die Nacht über Obdach suchen. Gegen sieben Uhr Abends, im Allgemeinen nach Sonnenuntergang, kommen die Armen nach und nach, und immer in solcher Anzahl, daß das Haus sie kaum fassen kann. Man legt sie auf frisches Stroh; die zuerst kommen, besetzen die Abtheilungen, die ringsum an der Wand angebracht sind, und es währt nicht lange, so sind sie voll. Damit man mehr Individuen aufnehmen kann, drängt man sie dicht an einander, wie Waaren, die man verpackt. Die Erwachsenen läßt man auf diese Weise zuerst liegen, und dann reiht man zu ihren Füßen, von einem Ende des Saales zum andern, die Kleinen an einander. Mitten im Saal bleibt ein Raum leer, den man aber gleichfalls mit Stroh beschüttet und mit Gästen besezt, bis der Saal ganz voll ist.

Im strengen Winter von 1829 wurde jedem sich Meldenden Suppe gereicht; man wurde aber bald inne, daß der Fonds der Anstalt in die Länge für die Nachfrage nicht ausreiche, und daß überdies diese lockende Kost eine Menge von Leuten herbeizog, die nicht zu der Klasse gehörten, zu deren Unterstützung das Ganze gestiftet war, nämlich zu der Klasse der Dürftigen ohne Brod und Obdach. Man theilt daher jezt blos Wasser und Brod aus. Wer sich meldet, bekommt Abends und Morgens ein halbes Pfund Brod; nach der Hausordnung muß aber jeder vorher Gesicht und Hände waschen — man hat dabei die Gesundheit dieser Menschen im Auge — und zu diesem Zwecke finden sich Wasser, Seife und Handtücher im Ueberfluß in einem Hofe des Gebäudes. Diese Unglücklichen haben aber solchen Abscheu vor dem frischen Wasser (Unreinlichkeit ist ja immer die unzertrennliche Begleiterin des Elends), daß es große Mühe kostet, diesem Hausgesetze Achtung zu verschaffen; und es kommt nicht selten vor, daß einer, so hungrig er auch seyn mag, lieber, ohne gegessen zu haben, schlafen geht, als sich zum Waschen entschließt. Das Stroh wird täglich erneuert; der Saal wird durch große Oefen geheizt und zweckmäßig gelüftet; man macht zuweilen Räucherungen und wendet überhaupt Alles an, um die schädlichen Folgen eines solchen Zusammendrängens von Menschen zu verhüten. Unter den Individuen, die hier Schutz suchen, ist nicht der zehnte Theil auch das Jahr zuvor gekommen. Die meisten kommen aus den Provinzen und sind Arbeiter, die in der Hauptstadt etwas zu verdienen hoffen.

Noch gibt es eine andere Klasse von Dürftigen, solche nämlich, welche eines gewissen Wohlstands genossen haben, jezt aber in Folge der Stockung des Handels, nachdem sie ihren Sparpfenning aufgezehrt, völlig herabgekommen sind; diese haben sich von der Anstalt, von der wir hier reden, sehr bedeutender Unterstützung zu erfreuen gehabt.

Außer dem beschriebenen Saale, in dem blos Männer aufgenommen werden, gibt es einen ausschließlich für Weiber; er steht unter der Leitung einer Frau. Zum Glück sind in der Volksklasse, die in solchen Häusern Unterkommen sucht, der Weiber bei weitem nicht so viele als der Männer.

Um zu verhüten, daß sich Elend, das solcher Unterstützung bedarf, nicht ins Unendliche ausbreite, gibt es kein anderes Mittel als bessern Unterricht der unteren Volksklassen. Oeffentliche und Privatunterstützungen sind bloße Palliative, und oft gefährlicher als die Uebel, die man heilen möchte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juli.

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Unter allen Segnungen, welcher sich das alte Europa mit seiner noch in großer, ja oft in tiefer Vernachlässigung versunkenen Bevölkerung der untern Klassen von seinen germanischen Stammgenossen in Amerika schon zu erfreuen hatte, wird dereinst wohl keine größeres Glück über dieselben germanischen Nationen verbreiten, als die Idee der Vereinigung von Distrikten, ja ganzen Provinzen zur gänzlichen Verbannung und Ausrottung des Gebrauches stark berauschender und destillirter Getränke, wie Rhum, Branntwein, Liqueurs, mit der seltenen Ausnahme, wo diese nach ärztlicher Vorschrift, gleich andern Giftarten, als Heilmittel empfohlen werden. Die großen Folgen, welche für die Sittigung, für die physische und moralische Erhebung der ärmern und mittlern Klassen unsers eigenen Volkes und unserer verwandten und benachbarten germanischen und slavischen Stämme aus der Vertreibung des Unheil verbreitenden Hanges zu destillirten Getränken erwachsen müssen, fallen schon bei oberflächlicher Betrachtung ins Auge. Es ist also verdienstlich, die Aufmerksamkeit Deutschlands auf das in den amerikanischen Freistaaten und nun auch schon in Schottland volksthümlich gewordene Institut zu wenden, das keinen geringern Zweck hat, als den Hang zur Trunkenheit gänzlich zu verbannen und somit der Gesellschaft einen neuen jugendlichen Charakter zu geben, der von den gröbsten Schlacken der menschlichen Leidenschaften frei seyn wird, die bis jezt den Grundstoff der Erniedrigung, der Laster und des Elendes so vieler Millionen unserer Mitmenschen bilden. Den Beobachter wird es Mühe kosten, ein Institut zu entdecken, das nächst der Einführung der christlichen Lehre eine unmittelbarere und wohlthätigere Wirkung auf die Erhebung und Civilisirung der geringern Volksklassen äußern könnte, als gerade jenes, und schon um deswillen verdienen die Mittel, die zu seiner so wunderbaren Verbreitung in kaum drei Jahren angewendet worden, eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit; sie zeigen uns zugleich den Mechanismus, den ein von allen naturwidrigen Fesseln befreites Volk, wie das amerikanische, zur Aufrichtung so großer moralischer Gebäude ins Werk sezt, ohne alle Einmischung von Regierungen, Behörden und öffentlichen Verordnungen, die doch gewöhnlich nur krüppelhafte Ergebnisse liefern und selten ihren Zweck erreichen. Vier Wege sind es, welche die Menschenfreunde in Amerika und Schottland zu gleicher Zeit einschlugen, um schnell und wirksam zu ihrem Ziele zu gelangen und die Pest der Trunkenheit auszurotten: 1) Vereine, 2) öffentliche Vorlesungen von Aerzten und Wundärzten über die Schädlichkeit des Gebrauches destillirter Getränke, 3) Verbreitung kleiner Schriften über denselben Gegenstand, mit anziehenden Nachrichten über die Fortschritte der gemeinsamen Arbeiten und bereits erzeugte Wirkungen, und endlich 4) reisende Agenten der Hauptvereine in den Städten nach allen Richtungen des platten Landes zur Bildung von Distriktsvereinen in den Flecken und Dörfern. Gehen wir nun auf einige Einzelnheiten über. Nachdem einmal die große moralische Wahrheit erkannt worden, daß der Gebrauch jener destillirten Getränke unverträglich mit den Fortschritten wahrer Civilisation sey und ihrem Endzwecke entgegenwirke, gingen die ersten Unternehmer des guten Werkes gleich von Anfang an mit keinem geringern Plane um, als die gänzliche Vertilgung des Uebels zu erreichen, und nahmen daher als einzig wahre und richtige Regel den Grundsaz an, daß jedes Mitglied ihres Vereins sich des Trinkens geistiger destillirter Getränke gänzlich und zu allen Zeiten enthalte. Mit einem Worte, Branntwein, Rhum und Liqueurs wurden mit einem allgemeinen Bann belegt. Biere und Weine sind zwar ausgenommen, allein in ihrem Gebrauche wird Mäßigkeit empfohlen, und die freiwillige Enthaltung von den ersteren Getränken gibt auch schon die Bürgschaft, daß ein Mitglied genug festen Willen besitzen werde, um auch beim Gebrauche der Biere und Weine nicht auf Abwege zu gerathen. Zur Beförderung des guten Zweckes waren die Geistlichen der Vereinigten Staaten und Schottlands, zu ihrem großen Lobe sey es gesagt, besonders thätig. In Schriften und auf der Kanzel, wie in ihrem persönlichen Verkehre mit den Familien ihrer Gemeinden, wandten sie ihren wohlthätigen Einfluß an, dem allgemeinen Feinde der häuslichen Glückseligkeit die Thüre zu verschließen; ihre Bemühungen hatten einen solchen Erfolg, daß viele Wirthe aus Gewissensbissen, daß sie eine unedle Handthierung trieben, die zur Erniedrigung und Entartung ihrer Mitmenschen führt, den Verkauf solcher Getränke gänzlich aufgaben. In jedem Staate der Union gibt es nun einen Haupt-Staats-Enthaltsamkeitsverein mit unzähligen Filialvereinen. Aus einem offiziellen Schreiben des Präsidenten vom Exekutiv-Ausschusse des Neuyorker Hauptvereins, Edward Delavan, vom 23. Februar dieses Jahres, an den Sekretär des Vereins für das westliche Schottland geht hervor, „daß zu Anfang dieses Jahres der Staat Neuyork allein ungefähr siebenhundert Gesellschaften *) mit hunderttausend eingeschriebenen Mitgliedern zählte, und daß eine gleiche Anzahl Personen sich zwar entschlossen haben, ebenfalls den Gebrauch der geistigen Getränke gänzlich aufzugeben, allein ihre Namen noch nicht eingetragen haben; daß dieser einzige Staat allein im vorigen Jahre über sechs Millionen Dollars durch den verminderten Gebrauch solcher Getränke erspart hat, und der wachsende Wohlstand der Einwohner jede Erwartung übertrifft. Der Originaltext möge hier eine Stelle finden, er lautet: „it is entirely past calculation to estimate the great increase of wealth to the State, in labour more usefully and more vigorously applied to every department of industry, und hier möge auch eine mir mitgetheilte Thatsache erwähnt werden, der wohl kaum etwas Aehnliches in der Geschichte der Menschheit zur Seite gestellt werden kann. Als die große presbyterianische Synode von Amerika, die über 2000 Gemeinden zählt, im Staate Neuyork vor zwei Jahren den außerordentlichen Erfolg dieser Gesellschaften und den Einfluß in Betracht zog, den sie auf den moralischen Charakter der Nation haben müssen, sezte sie durch einen einstimmigen Beschluß einen kirchlichen Feiertag auf den 4ten Januar 1829 fest, und lud ihre Gemeinden an diesem Tage zum feierlichen Gottesdienste ein, um dem Schöpfer für die Eingebung eines so großen Gedankens, zum Wohle des Staates und der Menschheit, ihren Dank abzustatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Im Mai dieses Jahres zählte Nordamerika 2009 Filialgesellschaften, die Berichte von ihrer Wirksamkeit einsendeten, mit 300,000 eingeschriebenen Mitgliedern.

Beilage: Kunstblatt Nr. 64.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 192.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 12. August 1831.

Furchtbare Geißel, die ein schmutz'ger Dunst
Im Nilschlamm nährt und mehret, und der Süd,
Ein rascher Bote, auf dem Fittig bringt.

Barthélemy u. Méry.

Die Pest in Egypten

Nach Pariset.

Parisets, des Präsidenten der französischen ärztlichen Kommission in Egypten, Forschungen über die Pest sind von großem Interesse. Während eine bisher Europa fremde Seuche diesen Welttheil, Schrecken erregend, überzieht, zeigen sie uns die Hoffnung, daß es mit der Zeit gelingen könnte, jenen alten Feind der Menschheit auszurotten und einige der schönsten Länder der Welt wieder der Kultur zu gewinnen, was nun freilich gegenwärtig für uns, da wir jenen Feind nicht mehr, wohl aber einen andern fürchten, kein großer Trost ist. Bei der Menge von Schriften über die Cholera möchte es aber doch manchem Leser zur Erholung dienen, wenn er auch einmal von einer alten Geißel der Menschheit liest, bei der ihm das Herz nicht zu pochen braucht.

Schon Montesquieu und Volney haben behauptet, die Pest sey in Niederegypten einheimisch, sie stamme hier von der Zersetzung thierischer Stoffe in Folge der Ueberschwemmung des Nils und der großen Hitze. Pariset, der bekanntlich selbst in Egypten gewesen ist, um die Pest an Ort und Stelle zu studiren, nimmt nun diesen Satz wieder auf und sucht, gestützt auf die von ihm beobachteten Thatsachen, darzuthun, daß die Pest in Egypten erst seit der Zeit herrscht, da man die Sitte des Einbalsamirens aufgegeben hat. Die Verwandlung der Leichen in Mumien war nach ihm zugleich religiöser Brauch und Gesundheitsmaßregel; das jährliche Wiederauftreten der Pest ist rein lokal und hängt mit den Umständen zusammen, die an gewissen Orten der thierischen Fäulniß Vorschub leisten, und das einzige Mittel, diese Geißel der Welt auszurotten, wäre, daß man im neuern Egypten die Begräbnißweise aufgäbe, welche an die Stelle des Einbalsamirens und der Verwandlung der Leichen in Mumien getreten ist. Wir können dem Beobachter nicht in der vollständigen Entwicklung aller dieser Sätze folgen und beschränken uns auf das Hauptsächliche und allgemein Interessante.

In Egypten werden die Leichen fast durchaus nur sehr oberflächlich begraben. In den meisten Dörfern baut man die Gräber, dem Boden gleich, aus Backsteinen und kleinen Steinen mit ein wenig Kalk oder Lehm. Sie gleichen langen Backöfen, und die fast ganz nackten Leichen werden darin, wie die Brode, aneinandergeschichtet. In einigen Dörfern gräbt man aber tiefe Gruben, auf die Gefahr hin, daß sie mehrere Monate im Jahr unter Wasser stehen, während man in andern Ortschaften über der untersten Reihe der beschriebenen länglichten Backöfen eine zweite, über dieser eine dritte, eine vierte, und so fort aufbaut, so daß das Ganze am Ende eine Pyramide darstellt, welche die benachbarten Häuser überragt. Jeder Backofen oder vielmehr jedes Gewölbe hat einen offenen Eingang, meistens gegen Morgen. Zu Alexandrien und Cairo verfährt man etwas anders.

Was ist nun die Folge von dieser Verfahrungsweise? Der Wind, der Thau, der Regen, ja die Trockenheit selbst nagen an diesen Bauten, brechen sie auf, zerstören sie endlich ganz; es erheben sich nun daraus giftige Dünste; Millionen von Mücken nähren sich hier und beflecken dann mit der aufgesogenen Jauche alles umher, Lebensmittel, Kleider, Hanf, Flachs, Baumwolle; inokuliren sie in das Gesicht, die Hände, alle nackten Körpertheile überhaupt. Es ist erwiesen, daß Karbunkel, ja die Pest selbst Folge solcher Einimpfung waren. Trotz der verpesteten Luft an solchen Orten, liegen Gattinnen, Mütter ganze Stunden auf diesen halboffenen Gräbern und beten, und Nachts scharren Hyänen, Schakals, Hunde den Sand und die Steine auf und zerreißen die Leichen. Endlich steigt der Nil bei seinem jährlichen Austreten häufig bis zu den Begräbnißplätzen der Dörfer, durchdringt das schlechte Bauwerk, reißt es ein und führt am Ende die Leichen mit sich fort.

Die Zahl und Größe dieser Begräbnißstätten ist natürlich verschieden nach der Bevölkerung. In einem Quartier von Kairo, das aus dreihundert, von Kopten bewohnten Häusern besteht, hat jedes Haus, dem Boden gleich, mehr oder weniger Grabgewölbe. Im Hause der berühmten koptischen Familie Galli zählte Pariset deren acht. In jedem Gewölbe liegen achtzig bis neunzig Leichen. Alle zwei, drei Monate öffnet man bald das eine, bald das andere, um neue Todte hineinzulegen. Diese Gewölbe befinden sich in einem Hofe in freier Luft; über zweien indessen, in denen dreißig Körper liegen mochten, wohnte eine Familie und war nur durch einen Bretterboden davon getrennt. Unter die Treppe von fünf oder sechs Stufen, die zu dieser Wohnung führt, hatte man eilf Kinderleichen gesteckt.

Wie mächtig aber auch diese schädlichen Einflüsse im Allgemeinen seyn mögen, so ist doch ihre Wirkung nicht an allen Orten gleich gefährlich. In Oberegypten z. B. und noch weit mehr in Nubien jenseits der Catarakten ist es, so schlecht es auch mit den Begräbnißstätten bestellt ist, so unregelmäßig auch die Eingebornen leben, und obgleich von Gesundheitspolizei gar keine Rede seyn kann, kaum möglich, daß sich die Pest von selbst entwickle, oder wenigstens, wenn dieß je der Fall ist, daß sie anstecken werde. Alle jene Schädlichkeiten werden von dem herrlichen Boden, dem leichten Abfluß der Wasser, der dünngesäeten Bevölkerung und den mächtigen Luftströmen, welche bald in dieser, bald in jener Richtung das große Nilthal reinigend durchziehen, reichlich aufgewogen. Aber auf dem Delta, in Cairo ist es anders. Kein Jahr, keine Jahrszeit, kein Monat, ja keine Woche und kein Tag vergeht, wo sich die Pest nicht in einzelnen Fällen, und zwar in allen Graden, in allen denkbaren Gestalten zeigt. Ein Mensch, den man kennt, genießt der blühendsten Gesundheit, und wenige Stunden, nachdem man ihn noch gesehen, mitten in der Nacht, wird er von Kopfschmerz, Erbrechen, schwarzen Flecken auf der Haut befallen, fällt in Raserei und stirbt; ein anderer fängt plötzlich an zu husten, Blut zu speien, Pestbeulen brechen aus, und nach drei Tagen ist er eine Leiche. Man mag wollen oder nicht, man muß glauben, was in Egypten bereits sprichwörtlich geworden ist, nämlich: zu Cairo wird Jedermann, sogar in der allergünstigsten Jahrszeit, er sey Mann, Weib oder Kind, Eingeborner oder Fremder, woher er, wie seine Haut gefärbt, was sein Temperament oder sein Gewerbe seyn mag, Jedermann, sagen wir, bekommt früh oder spät, gut oder bösartig, die Pest; nichts vermag ihn vor dieser furchtbaren Probe zu schützen, und ein in Cairo angesessener Franke entgeht ihr fast nie.

(Der Beschluß folgt.)

Die schöne Alda.

(Beschluß.)

Hier ändert sich auf einmal, wie dieß oft in alten Chroniken geschieht, der Styl unserer Handschrift, die offenbar zur Ehre der Kirche und nicht zum Zeitvertreibe müßiger Leser geschrieben ist; sie erzählt nur noch kürzlich, in demselben Jahre (in welchem, ist niemals gesagt) haben die schöne Alde und Giacometto ihre Hochzeit gefeiert, und dann findet man sie nicht weiter erwähnt. In wenigen Worten wird hinzugesetzt, dieses Wunder habe großes Aufsehen in Piemont, Italien und Frankreich gemacht, und d[illegible] hochwürdige Abt habe die Bestrafung der beiden Bösewichter verlangt, vom französischen Hofe sey aber, weit entfernt, daß dem Herzoge und Abte Genugthuung geworden wäre (daß man sie den Eltern und dem Mädchen schuldig gewesen, scheint die Chronik nicht zu glauben), sogar, es ist entsetzlich! das ganze Wunder geleugnet worden, was zu vielen neuen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Und so endet die Erzählung der Chronik, woraus wohl jeder verständige Leser mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit entnehmen kann, daß die jungen Leute lange und glücklich mit einander gelebt haben und endlich in Frieden dahingegangen sind. Diese Nachrichten suche ich immer mit besonderem Eifer, wenn ich mich für die Personen in einer Geschichte interessirt habe, und doch kommt es vor, daß sie nicht allein von rohen Chronikenschreibern, sondern selbst von den gebildetsten und erfahrensten Erzählern ausgelassen werden; vielleicht weil es ihnen unpassend und störend dünkt, nach der Hochzeit des Todes, wäre es auch in den mildesten Ausdrücken, zu gedenken. Mir scheint es dagegen, als ob man ohne dieß „und er endigte in Frieden“ keinen Menschen vollkommen glücklich preisen könne. In unserm Falle bedaure

ich diese Nachlässigkeit des Schreibers um so mehr, da, die Wahrheit zu gestehen, andere Legenden und Sagen das Ende dieser Geschichte ganz anders berichten.

Erstlich erwähnt leider keiner dieser andern Berichte Giacomettos und seiner Liebe auch nur mit einem Wort. Zweitens lassen sie Alda nicht von dem Gipfel des Felsens, sondern aus dem Fenster herunterstürzen. Drittens setzen sie hinzu, sie habe, vom Hochmuthe verführt, Gott versucht, denselben Sprung noch einmal gemacht, und dafür den verdienten Lohn im Tode gefunden. Was nun die Hauptsache, den zweiten Sprung betrifft, so stelle ich mir die Sache so vor: da der Abt Genugthuung verlangte und die Franzosen sie verweigerten, das Hauptargument des erstern aber darin bestand, das Wunder zu versichern, und das der andern, es zu leugnen, so kamen beide endlich überein, es wiederholen zu lassen, wozu das Mädchen, das, wie wir gesehen haben, etwas zur Eitelkeit geneigt war, sich bereden ließ. Diese Auslegung scheint mir natürlich, und ich sehe nur eine Schwierigkeit darin, und diese ist, daß der liebende Giacometto seine Einwilligung zu der gefährlichen Probe sollte gegeben haben. Doch läßt sich auch dieses erklären. Wenige Monate nach der Hochzeit ging der unglückliche Gatte mit der Heerde zur Weide auf die hohen Alpen, und während er dort oben war, konnte jener Plan gelingen, der die arme Alda zum Tode führte. Diese Erklärung erhält noch mehr Wahrscheinlichkeit, wenn man der Erzählung eines Reisenden Glauben beimessen will, nach welcher auf einer jener einsamen Weiden eine Stelle ist, die der Führer den Reisenden unter dem Namen von Giacomettos Grab zeigt und sagt, es sey das Grab eines Alpenhirten, der sich dort einen Sommer lang aufgehalten und den man im Herbste vergebens erwartet habe. Im Frühjahr sey sein Leichnam unverlezt unter den Eisschollen gefunden worden, und in dieser Einsamkeit, wo er zu sterben gewünscht, liege nun der Jüngling begraben.

Politische Statistik.

Die größten Revolutionen, welche die neuere Welt erschüttert haben, sind im Monat Julius ausgebrochen. Am 4ten Juli 1775 die Revolution der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 14ten Juli 1789 Erstürmung der Bastille, das erste Hauptereigniß der französischen Revolution. 27ten Juli 1830 zweite französische Revolution. Juli 1571 Revolution der vereinigten niederländischen Provinzen. Am 9ten Juli 1762 stößt Katharina von Rußland ihren Gemahl vom Throne. Am 9ten Thermidor, 28ten Juli 1793, wird Robespierre gestürzt.

In keinem Monat sind wohl mehr entscheidende Schlachten geliefert worden als im Juli. Die Schlacht an der Allia, am 8ten Juli, hätte beinahe Rom den Untergang gebracht. — Die Schlacht bei Tiberias, am 3ten Juli, brachte das Königreich Jerusalem in die Hand der Ungläubigen und stürzte den unglücklichen Lusignan vom Thron. — Die Schlacht von Ourigna, am 15ten Juli, jagte die Mauren aus Portugal und machte Alphons I. wieder zum Herrn seines Reichs. — Die Hoffnungen Jakobs II. wurden durch die Schlacht bei Boyne am 21ten Juli vereitelt. Sie sicherte dem Prinzen von Oranien den Besitz seiner Krone. — Die Schlacht bei Pultawa am 8ten Juli vernichtete die Macht Karls XII. und legte den Grund zu Peters großer Macht. — Am 22ten Juli gewann Karl Martell gegen die Sarazenen die Schlacht von Poitiers, welche Frankreich vom Joch des Islams, das ihm drohete, befreite. — Am 27ten Juli eroberte Philipp August bei Bovines seinen Thron und das vom Feinde überschwemmte Land wieder. — Gegen Ende des Successionskriegs gewann Marschall Villars am 25ten Juli jene Schlacht bei Denain, welche Ludwigs XIV. Waffen den Glanz wieder gab, den eine Reihe von Unfällen getrübt hatte. — Im Juli wurden die Schlachten bei Fleurus, Nerwinden und Lawfeld geliefert. — Am 2ten Juli nahm Bonaparte Alexandrien mit Sturm. — Am 3ten Juli 1799 die Schlacht bei Abukir; am 25sten Juli 1798 die Schlacht bei den Pyramiden. — Am 5ten und 6ten Juli 1809 die folgereiche Schlacht von Wagram. — Am 5ten Juli 1830 wurde Algier erobert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Den folgenden Brief Chateaubriands haben mehrere hiesige Journale mitgetheilt. Er wird, da wir Deutschen nicht nur, wie Chateaubriand selbst sagt, philosophisch und religiös, sondern auch sehr romantisch sind, auch in Deutschland Anklang finden.

An Frau v. ...

Genf, 11. Juli 1831.

Ich habe Ihnen gestern geschrieben, und hier ist schon wieder ein Brief; und worüber? Ueber St. Germain l'Auxerrois.

Am 14. Juli also soll, wie die Zeitungen sagen, mit der Abtragung dieses Gebäudes der Anfang gemacht werden. Wie schön ist es doch, die Wahlmonarchie mit der Zerstörung einer Kirche einzuweihen, mit kaltem Blut, mit Vorbedacht zu thun, was einst der revolutionäre Vandalismus in der Fieberhitze und unter Zuckungen that! Der Vergleichungen und Betrachtungen, die sich hier aufdrängen, möchten zu viele werden; nur ein Wort über die Sache. Weiß denn die Julirevolution nicht, daß ihr in Europa nichts mehr geschadet hat, als die Verheerung von St. Germain l'Auxerrois? daß die Völker, welche damals ohne Ausnahme für unsere Sache gestimmt waren, stuzig und in ihrer guten Meinung wankend geworden sind? Die Nichtintervention, der so schön Kraft gegeben wurde, hat vollends den Ausschlag gegeben. Seit vierzig Jahren klebt eine Handvoll Franzosen am unsinnigen Wahn, die religiösen Begriffe seyen gar nicht in Anschlag zu bringen, und am dummen Glauben, sie seyen überall

ab und todt, wie in ihrem eigenen beschränkten Gehirn. Sie vergessen, daß alle freien Völker, oder alle, die es werden wollen und mit uns in Verbindung stehen, religiös sind. In den Vereinigten Staaten zwingt einen das Gesetz, ein Christ zu seyn; in den spanischen Republiken ist die katholische Religion die einzige; nur in Mexiko hat man, glaube ich, einen Schritt zur Toleranz gethan. Die spanischen Cortes hatten die katholische Religion als die alleinherrschende anerkannt. Wenn Italien sich emancipirte, so bliebe es christlich. Belgien hat sich revolutionirt, um einen protestantischen König fortzujagen; trefflich ist allerdings die Wahl, wenn man jezt dem Lande einen englischen protestantischen Präfekten zum Herrn gibt. Das so philosophische Deutschland ist christlich, und was sind die Polen? Sie gehen in Kampf und Tod, den Namen der heiligen Jungfrau auf den Lippen. Skrynecki trägt ein Scapulier und wallfahrtet. Wenn wir also Tempel verheeren, so ist dies Unwissenheit in der Geschichte und politischer Unsinn zugleich.

Gleich verdammenswerth ist die Sache hinsichtlich der Kunst. Wie! den Vandalismus von 93 müssen wir wieder erleben! Warum befolgt man meinen Vorschlag nicht, maskirt die Kirche mit Bäumen und läßt sie dem Louvre gegenüber, als Denkmal einer Kunstepoche, als sprechendes Zeugniß der Fortschritte der Kunst, stehen? St. Germain l'Auxerrois ist eines der ältesten Denkmäler in Paris; es gehört einer Zeit an, aus der fast gar nichts mehr vorhanden ist. Wo sind denn eure Romantiker hingekommen? Man legt den Hammer an eine Kirche, und sie schweigen stille! O meine Söhne, wie arg seyd ihr aus der Art geschlagen! Muß euer Großvater allein seine schwache Stimme erheben und für eure Tempel sprechen? Ihr macht eine Ode, lebt sie wohl aber so lang als ein Spitzbogen von St. Germain l'Auxerrois? Und die Künstler geben keine Bittschriften ein gegen solche Barbarei! Ich bin bereit, gleich dem geringsten Kunstgenossen, meinen Namen zu unterzeichnen. Zerstören ist leicht; dies ist schon tausendmal gesagt worden, und ich kenne keine Arbeiter, denen dies Geschäft flinker von der Hand geht, als die Franzosen; aber wiederaufbauen! was haben sie denn seit vierzig Jahren gebaut?

(Der Beschluß folgt.)

London, Juli.

(Fortsetzung.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Gerade an diesem Tag (1. Januar 1829) saß die Legislatur von Neuyork in dem Hauptsitz des Staates, Albany. Da machte ein Mitglied der Versammlung den Vorschlag, die Sitzung aufzuheben, und einstimmig erhoben sich die Mitglieder beider Häuser, die Senatoren und Abgeordneten, und begaben sich in Prozession nach der Hauptkirche, um dort dem Gottesdienste und Dankfeste beizuwohnen und als Gesezgeber des Staates demüthig dem Urheber alles Guten für das sichtbare Fortschreiten der Nation auf dem Wege der höhern Moralität ihren Dank zu zollen. Wie klein erscheinen dem Weisen alle prunkvollen Ordensfeste oder römische, vom Aberglauben gestüzten Jubiläen der ältern Völker Europas gegen diese einfache, die reinste Religiosität athmende Feier der jungen Republikaner Amerikas!

Alle Versammlungen und Vorlesungen über diesen Gegenstand werden von Geistlichen stets mit einem kurzen Gebete für das Gedeihen des großen Werkes eröffnet und geschlossen, und die Prediger sämmtlicher dogmatischen Theoreme stehen hier als Brüder einer Kirche freundschaftlich vereinigt. Nicht minder thätig für das gute Werk sind die Aerzte durch populäre Vorlesungen. Unter den unzähligen kleinen, in der ganzen Union vertheilten Schriftchen, wovon viele seit einem Jahre hier in England zur Verbreitung nachgedruckt werden, liegen die äußerst anziehenden, von fünfundzwanzig Aerzten und Wundärzten Neuyorks abgegebenen Antworten auf einundzwanzig Fragen über die Wirkungen des Gebrauches destillirter Getränke vor mir, welche Fragen an sie am 11. Mai 1830 von der City Temperance Society von Neuyork gerichtet worden waren. *) Diese Flugschriften, spezielle Adressen an verschiedene Klassen der Einwohner, von den Schulkindern an bis zu den Branntweinverkäufern, Predigten u. s. w., alle für den einzigen Zweck abgefaßt, die gänzliche Verbannung des Branntweins zu bewirken, werden zu hunderttausenden vertheilt, und rechnet man hiezu die allgemeine, höchst löbliche Mitwirkung der öffentlichen Tageblätter, deren allein in dem Staate Neuyork jährlich fünfzehn Millionen Exemplare gedruckt werden, so darf man an die Ausführbarkeit jenes Vorsatzes wohl glauben. Alle Gesellschaften gehen von dem richtigen Grundsatze aus, weniger auf die Umwandlung unverbesserlicher Trunkenbolde zu sehen, als auf die sogenannten mäßigen Trinker und die heranwachsende Jugend zu wirken. Daher auch die vielen Kindervereine, selbst in den Elementarschulen, die nach dem Muster der größern ihren Präsidenten, Vizepräsidenten, Sekretär und Ausschuß wählen, alle Monate eine Sitzung halten und ihr Miniaturprotokoll führen. Schon hat manches Kind durch sein Beispiel seine Eltern beschämt und reformirt, und die Wirkung auf die Sitten und gesellschaftlichen Bräuche in den Vereinigten Staaten zeigt sich sogar dem ungeübten Auge deutlich. Selten trat sonst ein Fremder in ein Haus, ohne daß man ihm gleich ein Glas Rhum reichte. Diese Sitte ist seit den lezten zwei Jahren ganz verschwunden, aus Furcht, man möchte beleidigen. Eine sehr große Anzahl Schiffe gehen nach allen Welttheilen, ohne mehr als eine oder zwei Flaschen Branntwein für den Medizinkasten, gleich andern Medikamenten, mitzunehmen. Den jungen Seeleuten wird dafür täglich eine Portion Cacao mehr und am Sonntage zwei Gläser französischen Weins zu ihrem Mahle gereicht. Ich selbst las den Brief eines Kapitäns aus Canton, der keine geistigen Getränke an Bord hatte, an seine Rheder in Salem: „Nie,“ sagte der gute Mann, „war ich glücklicher auf meinem Schiffe mit meiner Mannschaft; Jedermann scheint aufmerksamer, folgsamer und zufriedener zu seyn, und auf meiner ganzen Reise hatte ich keinen Kranken.“ Auch geht bereits die Regierung der Vereinigten Staaten auf eine Resolution des Kongresses mit dem Plane um, den Branntwein und Rhum bei der Kriegsmarine gänzlich abzuschaffen; auch unter den Soldaten, Lehrlingen und Farbigen haben sich Vereine gebildet, ja der Segen dieser moralischen Neuerung hat sich sogar schon über ureingeborne Stämme verbreitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Andere Reihen von Fragen durch gedruckte Umlaufschreiben über die Folgen und die bereits erlangten Wirkungen des gänzlichen Aufgebens des Trinkens von Rhum und Branntwein wurden an verschiedene Stände gerichtet, nämlich vier an Verkäufer destillirter Getränke, sowohl im Detail als en gros, achtzehn an Seekapitäne und Schiffsrheder, neunzehn an Gewerbemeister und Gesellen, achtzehn an Privatleute überhaupt, wie z. B. Richter, Magistratspersonen, welche die Polizei der Stadt handhaben u. s. w. Die mannigfaltigen Antworten sind das schönste Monument, das der größten Idee unserer Zeit gesezt werden konnte.

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 193.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. August 1831.

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz,
Wollt' edler sich als seine Treiber fühlen!

Schleifer.

Der Gefangene.

Der Frühling ist zu Berg und Thal gekommen,
Sein Freudenruf ist durch die Luft erklungen;
Kaum hat die Erd' im Schlafe ihn vernommen,
Ist sie vom Wintertraum emporgesprungen,
Der ihren Busen deckte bang und kalt.
In alle Fernen ist der Ruf gedrungen
Mit freundlicher, süßlockender Gewalt,
Daß ihres Nest's die Schwalbe nun gedenket,
Weit über's Meer zur trauten Hütte wallt;
Daß seinen Flug der Storch nun heimwärts lenket,
Verlassend schnell das Schilf im fernen Süden.
Die Blume blüht, der bunte Falter senket
Auf sie die Flügel hin, die wonnemüden.
Mit Blüthen haben sich geschmückt die Bäume,
Daß sie zu Lieb und Sang die Sänger luden.
Schon singt und bringt uns Paradiesesträume
Im Blüthenstrauche dort die Nachtigall;
Melodisch zieht der Bach durch Waldesräume,
Der Hirte flötet und der Wiederhall;
Zur grünen Alpe kehrt die Heerde wieder,
Weithin ertönt der frohe Glockenschall,
Der Wildbach stürzt vom Klippenhange nieder,
Ein Freudenthränenstrom, dem Lenz entgegen.
Es sonnen sich der Alpe Felsenglieder
Im warmen Schein; der Frühling klimmt verwegen
Zum Schneeberg auf, und ruft ihn jubelnd wach;
Der schüttelt sich den Winter ab, den trägen,
Und schleudert ihm Lawinendonner nach;
Voll Sehnsucht harrt er schon der Alpenrose,
Der holden Freundin, die der Lenz versprach,
Die jährlich ihn beschleicht auf weichem Moose. —
So zieht der Lenz herum in allen Gauen,
Verschwendet rings die schönen Freudenloose;
Doch Einen weiß ich, der ihn darf nicht schauen,
Und nicht, was Gott durch ihn gesandt, genießen,
Weil öde Kerkerwände ihn umgrauen,
Schmachvolle Fesseln ehern ihn umschließen.
Nicht hört er Vogelsang im Walde tönen,
Nicht sieht er, wie so schön die Blumen sprießen;
Er hört nur seinen eignen Jammer stöhnen,
Statt Nachtigallenlied und Taubengirren
Hört er die Wand sein Klagen wiederhöhnen,
Und, regt er sich, die Eisenkette klirren.
Kein Strahl des Frühlings konnte mit Erbarmen,
Ein süßer Tröster, sich zu ihm verirren;
Er darf an Gottes Sonne nicht erwarmen,
Nur Nacht, nur Nacht, das schwarze Ungeheuer,
Hat man miteingesperrt zu diesem Armen.
In seinem Herzen brennt ein wildes Feuer
Von Rache, Schmerz, von unverdienter Schande,
Von Sehnsucht nach so Manchem, das ihm theuer.
Oft springt er auf, gejagt vom innern Brande,
Er flucht, er sucht sein Schwert, er will hinaus;
Doch Hohngelächter rasseln seine Bande,

Und felsenfest verschlossen bleibt das Haus.
Ermattet sinkt er auf das faule Stroh,
Und bittrer Wehmuth weicht des Zornes Braus.
Dumpfschweigend sizt er da, und starret so
Das schwarze Ungeheuer an, die Nacht.
Ob Stunde, Mond und Jahr vorüberfloh,
Er konnte dessen haben keine Acht;
Ihm wird in seiner dunkeln Haft die Zeit,
Die Glücklichen enteilt mit Sturmesmacht,
Zur gliederlosen, starren Ewigkeit.
Soll zählen er sie wohl nach seinen Thränen?
Und messen, wie sie noch vom Grabe weit,
Nach dem Unendlichen, nach seinem Sehnen? —
Er wird sein hart Geschick nicht überdauern,
Und hofft er dieß, es ist ein eitles Wähnen,
Denn „sterben soll er in den Kerkermauern!“
So klangen seines Richters finstre Worte,
Des Mannes ohne Mitleid und Bedauern,
Sein Flehen schlägt vergebens an die Pforte:
„Gib mir, o Gott, bevor das Herz mir bricht,
„Nur einen Schritt aus diesem Qualenorte,
„Nur noch ein Auge voll von deinem Licht!
„Dann laß mich sterben immerhin zur Stelle,
„Ich klag' ob meiner Todesstunde nicht!
„Mag dann mein Leichnam auf der Kerkerschwelle,
„O Herr, an deinem Lichte noch sich sonnen;
„So wie der müde Wandrer an der Quelle,
„Schlaf' ich an deinem süßen Strahlenbronnen,
„Und träume, was ich sterbend noch empfunden,
„O Freiheit! Freiheit! alle deine Wonnen!“ — —
Warum hat der ein solches Loos gefunden? —
Er fleht umsonst, er hat zu viel verbrochen,
Hat sich des Allzukühnen unterwunden,
Die Wahrheit dem Tyrannen laut gesprochen,
Und ihm erzählt der Menschheit bangen Fluch;
Er hat gerüttelt an den blut'gen Jochen,
Darauf verhänget der Gesetze Buch
Den Tod; — der Zwingherr hat es selbst geschrieben,
Ein jedes Blatt der Freiheit Leichentuch! —
Und daß der Kühne lebend noch geblieben,
Dankt er allein des Herrschers milder Gnade,
Sie will zu schonen manchmal auch belieben,
Und ihn nicht tödten plötzlich und gerade. —
Der Thor! er wollte Menschenliebe wagen,
Und wußte doch, daß sie den Donner lade,
Der in die Nacht sein Haupt nun hingeschlagen. —
Unheimlich wird dem Mörder dann zu Muthe,
Bringt ihm ein Mahner aus vergangnen Tagen
Das Kleid des Todten mit der Spur vom Blute,
Und hält ihm vor das bleiche Angesicht,
Was manches Jahr im Grabesdunkel ruhte:
Also behagt' es dem Tyrannen nicht,
Daß es gewagt der edle, kühne Thor,
Mit ihm zu gehen zürnend in's Gericht,
Die blut'ge Wahrheit ihm gehalten vor,
Das Kleid, das einst die schöne Freiheit trug,
Als sie geführt den vollen Freudenchor,
Eh' des Tyrannen Faust sie frech erschlug. — —
Da weckt mich einer Quelle nahes Rauschen
Zurück vom nächtlichen Gedankenflug;
Ich seh' das schlanke Reh im Dickicht lauschen,
Nun schrickt es auf, und fort ist seine Spur.
Süß mahnt mich, meinen Schmerz um Lust zu tauschen,
Mit Blüthen und Gesängen die Natur;
Doch kann ich's meiner Seele nimmer wehren,
Daß sie verfolge Trauerscenen nur,
Und sich für Blumen sammle bittre Zähren,
Und in den Kerker hin zu Jenem wandre,
Dem Dulder, bis der Tod, sein heiß Begehren,
Aus einer Nacht ihn senket in die andre.

N. Lenau.

Die Pest in Egypten.

(Beschluß.)

Von diesen einzelnen, von selbst entstehenden Pestfällen hat die Regierung gar gut Kenntniß; aber sie schweigt und achtet nicht darauf. Daß sie es weiß, das beweist, was ein Minister des Vicekönigs zu Pariset in Oberegypten sagte: „Sie suchen die Pest? die finden Sie in Cairo; dort ist sie allezeit.“ Was der Minister von Cairo sagte, gilt vom ganzen Delta, und namentlich vom untern Theile desselben. Man muß also, einstimmig mit den Aerzten der Bonapartischen Expedition, Desgenettes, Larrey u. s. w. anerkennen, daß die Pest in Egypten endemisch ist, daß sie hier selbstständig auftritt und sich aus eigenthümlichen Ursachen entwickeln würde, wenn die übrige Welt auch gar nicht vorhanden wäre. Dieses endemische Verhältniß der Pest, dieses selbstständige, immer heftige Auftreten wird durch bleibende und zufällige Umstände, durch Jahreszeit, Lokalität, ja durch Regierungsmaßregeln bedingt.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen ist die Ueberschwemmung des Nils. Man hat indessen die Pest auf zwei einander gerade entgegengesezte Wasserstände folgen sehen, auf einen sogenannten großen Nil und auf einen kleinen Nil. Nach einem kleinen Nil fällt die Erndte schlecht aus; die Konstitution der Eingebornen leidet dadurch und sie werden für die Krankheit empfänglicher. Dieß geschah im Jahr 1718. Erbittert durch die unmenschliche Behandlung der Großen, betete das Volk von den Minarets herab um die Pest; es wurde nur zu gut erhört. Diese Pest tödtete plötzlich; in kurzen fünfzig Tagen raffte sie zweimalhunderttausend Menschen dahin. Das Jahr darauf war sie in ganz Syrien und im folgenden zu

Marseille. Andernseits tritt auch die Pest so ziemlich regelmäßig nach einem großen Nil ein, weil dann der Fluß die Begräbnißstätten bedeckt, diese großen Niederlagen von thierischen Stoffen aufgewühlt und beim Ablaufen hat offen liegen lassen; so ging es in den Jahren 1800 und 1818. Unter allen mitwirkenden Ursachen aber erscheint als die unfehlbarste der Einfluß des Regens, der im Vierteljahre, wo schlechtes Wetter herrscht, namentlich im November, December und Januar, in Niederegypten und auch in der Hauptstadt fällt. Man kann von selbst abnehmen, welchen Einfluß dieser Regen äußern muß, und man wird zum voraus schließen, daß, wenn, im Verhältniß zu diesem Winterregen, sich die Pest merkbar entwickelt, die ersten Kranken im Februar, etwas früher, etwas später, vorkommen werden, und dieß ist auch wirklich der Fall. Nun steigt die Pest, erreicht ihre Höhe im März und April, hält sich darauf oder schwankt im Mai, nimmt ab und hört auf mit Ende Junius. Daraus ergibt sich zweierlei, einmal: dieser regelmäßige Gang widerspricht der Annahme der Einschleppung, wobei sich nie Regelmäßigkeit zeigt, durchaus, und dann: der Kamsin trägt nicht, wie manche Aerzte glauben, zur Erzeugung der Pest bei; denn der Kamsin bläst nur zwischen der Frühlingsnachtgleiche und dem Sommersolstitium.

Um ganz augenfällig zu beweisen, wie mächtig Lokaleinflüsse wirken, und daß die Pest in Egypten in Wahrheit von selbst entsteht, erzählt Pariset das folgende Faktum, das ihm von Augenzeugen berichtet worden ist, und das ihm für seinen Zweck durchaus entscheidend scheint. Im Winter von 1823 auf 1824 ließ der Pascha zu Keliub, einer kleinen Stadt, ein Paar Stunden von Kairo, eine Baumwollenfabrik bauen. Die Fundamente des Gebäudes liefen durch alte und neue Gräber. Eines Tags um Mittag beklagt sich ein Steinmetz über Kopfschmerz; man schickt ihn nach Hause; um vier Uhr ist er todt. Er wurde nicht besichtigt, aber acht Personen, die seine Familie ausmachten, starben am selben Tag Abends mit Pestbeulen. Bald war die Stadt angesteckt; von 5000 Einwohnern starben 2000. Das Uebel wurde nach Altcairo, nach Gisels, nach Bulak, endlich nach Cairo geschleppt, wo es 60,000 Menschen wegraffte. In diesem Jahre hatte man eine große Ueberschwemmung und starken Regen gehabt. Es ist zu bemerken, daß zu dieser Zeit die Pest nirgends in der Gegend herrschte und zu Keliub gewiß nichts von außen, weder von Cairo, noch von Alexandrien, noch viel weniger von Konstantinopel eingeschleppt worden war.

Die Pest hat seit ihrem Ursprung ihren Charakter lediglich nicht verändert; sie ist heute noch ganz, was sie zu Prokops und Justinians Zeit war. Warum sollte sie sich auch verändert haben? Die Ursachen sind fortwährend dieselben. Diese Ursachen, vom blinden Eifer erzeugt, wurden durch Fanatismus und Unwissenheit fortgepflanzt, Jahrhunderte lang verkannt und von den elenden Regierungen gleichsam gehegt. Wer sollte es glauben? vor Mehemet-Alis Regierung war jede große Pest für die Paschas eine Goldquelle; starb der Eigenthümer eines Dorfes, so fiel das Dorf dem Pascha heim, der dasselbe nun an einen andern Käufer abtrat. Es gibt Dörfer, welche auf diese Weise vier-, fünfmal in einer Woche verkauft worden sind, und es gab Pesten, welche den Paschas in wenigen Monaten Millionen eingetragen haben. Konnte man ihnen zumuthen, eine so einträgliche Landplage auszurotten?

Uebersieht man nun alle, von Pariset angegebenen Ursachen der Pest, so wird man zum Schlusse kommen, daß sie leicht in Egypten und in der Welt auszurotten wäre, wenn Egypten entweder zu seinen alten Gebräuchen zurückkehrte, oder aber, was gleichbedeutend wäre, mit den Leichen verführe, wie europäische Polizei es vorschreiben würde, d. h. wenn man im Innern des Landes gemeinschaftliche feste Gräber baute, für Orte aber, welche an die Wüste grenzen, in der Wüste selbst mit geringen Kosten einfachere Begräbnißstätten anlegte, und in beiden Fällen die Leichen mit Schichten von Soda, die ja der Nil selbst jährlich in unerschöpflicher Menge liefert, bedeckte.

Unendlich wären die Vortheile für Egypten selbst und für Europa, wenn dieses Land durch Ausrottung der Pest der Kultur wiedergegeben würde. Eine neue Zukunft eröffnete sich damit für Egypten und alle Länder. Denn sehen wir uns um in der Welt: Amerika entschlüpft unsern Händen; das Amerika, von dem uns ein gar zu breites Meer trennt, das eine drückende Last für Europa war, gehört fürder sich selbst an, und der Bürgerkrieg, der im südlichen Theile dieses Kontinents fortwüthet, wird uns auf lange Zeit seine Schätze entziehen. Um die unsrigen durch raschen Umtausch zu vermehren, bleibt uns blos noch die alte Welt, und Egypten — dies darf man behaupten — ist das einzige Band, das dieselbe zusammenhält. Dieses herrlich gelegene Land reicht die eine Hand Indien, die andere Europa, und ist ganz dazu gemacht, daß sich in seiner Blüthe die beiden Enden der Welt verschmelzen. Soll dies aber werden, so muß dieses Land vor allem aufhören, die Geißel der Welt zu seyn, vor allem muß es nicht mehr gefährlich seyn, darin zu wohnen. Dazu braucht es nichts als einige gute Gesetze; bald würden sich im Schatten dieser so natürlichen Gesetze seine unerschöpflichen Reichthümer in die Länder ergießen, und diese sie mit Dankbarkeit und Zutrauen aufnehmen. Wäre einmal das Land so gesund, wie es sonst war, so könnte es bald auch wieder das seyn, zu was es Alexander gemacht hatte; und auf die Plane dieses großen Mannes, auf diese Plane, die Bonaparte für Frankreich wiederaufgenommen hatte, führt uns gegenwärtig der Gang der Weltereignisse zurück. Und wem

gebührt es, den heiligen Kreuzzug gegen die gefährlichste Plage zu eröffnen? Frankreich. Das Recht dazu gibt ihm seine neue Kolonie. Die Barbarei in Afrika mit den Waffen in der Hand erdrücken, die Pest in Egypten durch die Macht der Vernunft ausrotten, dies sind zwei, einer großen, edelmüthigen Nation würdige Aufgaben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Ein Brief von Chateaubriand.

Man will eine Straße durchbrechen. Gut, fangt denn mit dem Abreißen an der entgegengesezten Seite vom Louvre, am Greveplaz, an; denn damit gewinnen wir Zeit; man braucht zwei, drei Jahre, vielleicht mehr, zum Durchbrechen; ist man dann endlich an St. Germain, so hat man indessen die Sache reiflich bedacht, und man kann nun besser sehen, wie sich das Gebäude selbst am Ende des Durchbruchs ausnimmt. Hindert es gar zu sehr, kann es ein für allemal nicht stehen bleiben, so weiß man, was man thut, wenn man es niederreißt, und braucht nicht zu fürchten, daß es einen reue. Dies ist der Rath der Vernunft. Warum will man voreilig ein Gebäude dem Boden gleichmachen, um das es einem einmal vielleicht Leid thut? Man hat die Bastille abgetragen, und mit Recht; die Bastille war ein Gefängniß; in St. Germain l'Auxerrois aber hat man meines Wissens nie Jemand eingesperrt. Was hat man aber auf der Stelle der alten Bastille errichtet? Erst einen Freiheitsbaum; den hat Bonapartes Säbel niedergehauen, um einem thönernen Elephanten Plaz zu machen, und was soll nun auf den Elephanten kommen? Alles dies war auf immer, auf Jahrhunderte, für die Ewigkeit, wie unsere Eidschwüre. Als Napoleon auf dem Karrouselplaz und an der Straße Rivoli arbeiten ließ, meinte er wohl die Vollendung seiner Plane zu erleben; die Straße Rivoli sah Kaiserreich und Restauration dahingehen, ohne daß sie ausgebaut wurde. Wer steht dafür, daß die neue Monarchie an das Ende der Straße gelangt, die sie mit einem Trümmerhaufen eröffnen will? Wir Franzosen sind doch gar zu konsequent im Bösen und gar zu wenig logisch im Guten; unverständiger Troz hat in der Kirche St. Germain zu kirchenschänderischer Rache geführt; muß deßhalb leztere durchaus fort und fort geübt werden? Können die Pariser keine Freude haben, wenn sie nicht Hausrath aus den Fenstern werfen oder öffentliche Denkmale niederreißen? Mehr Ehre hätten die Juliushelden davon, wenn man sie die gegen uns, mit unserm Geld gebauten Festungen erobern ließe, als wenn man sie an einer geplünderten Kirche ihren Muth kühlen läßt, in der ihnen nicht einmal ein Priester entgegentritt, sie zu vertheidigen. Werden wir in Zukunft nur dann den Hut in die Stirne drücken, wenn es gilt, gegen einen Vikar zu marschiren, oder gegen einen Glockenthurm Sturm zu laufen, und werden wir uns noch lange, den Hut in der Hand, die Grobheiten des Auslandes gefallen lassen? Es wäre sehr betrübt, wenn man den Einzug der Russen in Warschau am selben Tage erführe, an dem unsere Regierung in St. Germain l'Auxerrois eindränge. Was für zwei schöne Triumphe der Volksmonarchie!...

Sie werden lachen über meine Hize, Sie werden sagen: „Was geht das Sie an im Exil, einen Mann, der Frankreich vielleicht nie wieder betritt?" Nein, so ist es nicht gemeint; ich bin Franzose mit Leib und Seele. Lassen Sie Frankreich ein großherziges politisches System annehmen, lassen Sie Krieg daraus werden, und Sie sollen mich kommen und das Loos meines Vaterlandes theilen sehen. Und wäre ich hundert Jahre alt, mein Herz schlüge noch für den Ruhm, die Ehre und die Unabhängigkeit meines Vaterlandes.

Chateaubriand.

London, Juli.

(Fortsezung.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Solch großes Werk, ein ganzes Volk von der moralischen Pest eines tief eingewurzelten, das häusliche Glück zerstörenden, dagegen Erniedrigung, Armuth, Verbrechen und Stumpfsinn befördernden Lasters zu befreien, konnte aber nicht blos durch Schriften oder durch Vorträge in den Städten allein erreicht werden, so wenig wie dadurch allein die Verbannung der physischen Pest der Kinderblattern hätte bewirkt werden können; es mußten Agenten gefunden werden, die, ganz von der Wichtigkeit der guten Sache durchdrungen, als Apostel derselben diese Reformation der Sitten den Bewohnern des platten Landes auch durch das lebendige Wort verkündigten, den Pächtern u. s. w. zur Bildung von Vereinen hülfreiche Hand leisteten und ihre ganze Zeit diesem schönen Amte widmeten. Zu diesem Endzwecke brachten die ersten Stifter der Newyork-State-Society durch freiwillige Beiträge eine sehr beträchtliche Summe zusammen, um aus den Zinsen dieses stehenden Fonds und andern jährlichen Beiträgen mehreren Agenten ihre Reisekosten und einen mäßigen Gehalt zu sichern, so lange sie sich dem Dienste der Gesellschaft widmen; auch ist die Zeitschrift Journal of humanity ganz diesem Gegenstande gewidmet, und wird allen Gesellschaften unentgeldlich zur Cirkulation an die Mitglieder und Andere abgeliefert. Die City-Temperance-Society, welche unter der State-Temperance-Society steht, zählt hinwieder nicht weniger als 23 Stadtdistriktsvereine in der Stadt Newyork selbst. Da die Mitglieder zu keiner Leistung oder Beitrag irgend einer Art verpflichtet sind, und nur ihr einmal durch ihre Handschrift gegebenes Versprechen zu halten haben, wo man denn die Namen der einflußreichsten Männer und der geringsten Handarbeiter friedlich nebeneinander stehen sieht, so sind die Agenten auch thätig, von den wohlhabendern Mitgliedern des Staates freiwillige Beiträge zur Bestreitung der Kosten einzusammeln, die besonders die Verbreitung von Schriften und Berichten verursacht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogriphs in Nr. 187:
Baumeister.

Charade.

1.

Was mit der Geißel fährt,
Spannt auch manch Pferdchen ein;
Was Niemand heißen will,
Und auch für Niemand seyn.

2.

Was in den hohlen Bauch
Nahrhafte Speise füllt,
Was sich zum Durste reimt,
Und doch den Hunger stillt.

Das Ganze.

Ich greife verkehrt die Sachen
All' an, und bring' Euch zum Lachen;
Hab' aber Brüder- und Schwesterlein,
Die bilden sich keine Verwandtschaft ein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 194.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. August 1831.

Würde die Leinwand von Gent, so viel auch ihrer gemacht wird,
Alle zu Pergament, sie faßte die Streiche nicht alle.

Goethe.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung v. Nr. 159.)

Dritter Artikel.

Wir sind am Schlusse des vorigen Abschnitts in unserer Analyse des altfranzösischen Gedichts bis zur zwanzigsten Branche gelangt und haben gesagt, von nun an werde die Satire direkter und wende sich oft gegen bestimmte Stände. Wir gehen nun in diesem Artikel die noch übrigen Kapitel des Gedichts und einige abgesonderte Romane, die vom Fuchs handeln, durch.

In der ein-und-zwanzigsten Branche läßt der König den Fuchs vogelfrei erklären. Dieser betet erst andächtig zu Gott um Schutz, dann schleicht er sich, vom Hunger getrieben, in das Haus eines Färbers, der gelb färben will und Alles dazu in Bereitschaft gesezt hat. Renart hat das Unglück, in den Kübel zu fallen, wo ihn der Färber findet und ihn tödten will. Der Schelm macht ihm aber weiß, er sey sein Handwerksgenosse und wisse mehrere Kunstgeheimnisse, die er ihm mittheilen wolle. Gutmüthig hilft ihm nun der Färber heraus; der Schalk ist ganz gelb geworden, gibt dem Handwerker seine Freude zu erkennen, daß er dadurch allen Leuten wie ein Wildfremder erscheine, und entwischt. Unterweges begegnet ihm Isengrin. Renart geht auf ihn zu, gibt sich für einen Engländer aus und erzählt, er sey von Räubern angefallen und geplündert worden. Er spricht fortwährend nur gebrochenes Französisch, mit Englisch untermischt, was gar possierlich klingt *). Der Wolf fragt ihn nach Renart und warnt ihn vor diesem; dann verspricht er ihm eine Laute zu verschaffen, wenn er mit ihm an den Hof ziehen wolle. Sie schleichen sich in die Wohnung eines Bauern, um das Instrument zu stehlen. Isengrin springt durch das offenstehende Fenster und reicht dem Fuchs die Laute hinaus. Dieser schlägt das Fenster zu, der Bauer erwacht davon und Isengrin rettet sich nur mit genauer Noth, durch den Haushund schwer verlezt.

In der nächsten Branche begegnet Renart noch immer als Spielmann (Ingléour) verkleidet, der Frau Hermelin seiner Gemahlin, der Thbert, der Kater, gesagt hat, Renart sey gehängt. Sie will zu einer zweiten Ehe mit Poucet, dem Vetter des Grimbert, schreiten, und ladet den von ihr nicht gekannten Renart, der unterdessen die Laute hat spielen lernen, ein zu ihrer Hochzeit, wo es denn auch sehr lustig zugeht. Renart beschwazt den Bräutigam, auf dem Grabe der Henne Coupée, der Hei-

---

*) Hier einige Verse des englisch-französischen Kauderwelsch zur Probe.

Moi sot perdez tot mon gaaing
Et sot cerchier por un compaing,
Not sot més trover qui m'ensaing
Tres tot France et tot Engleter,
L'encerchier por mon compaing qer;
Or vodroi torner por rester
Ne sais mès ou puisse querer.
Demore moi tant cest païs
Qu'i avoit trestot France pris etc. v. 12,116 — 23.

ligen, wo, wie er weiß, Fallen gelegt sind, zu beten und verheißt ihm großen Ehestandssegen dafür. Sie ziehen hin und der arme Poucet wird von den Bauern gefangen und getödtet. Renart kehrt zurück, gibt sich zu erkennen und wirft Hermelin und Frau Hersent, die er durchprügelt, aus dem Hause. Draußen erfolgt jezt heftiger Streit und Kampf zwischen beiden. Ein Pilgrim kommt dazu, trennt und versöhnt sie und bringt Hermelin zu ihrem Gatten zurück, der dieselbe in Gnaden annimmt.

Renart erscheint uns darauf in dem folgenden Abschnitte in Frieden lebend. Er rühmt sich seiner Gewandtheit, beschließt aber, seine Sünden zu beichten, und spricht deßwegen mit einem Landmann, der ihn zu einem frommen Klausner führt. Der Fuchs legt jezt vollkommen Beichte ab und erwähnt unter andern auch eines Streiches, den er der Wölfin gespielt hat, dessen aber im ganzen Roman nirgends Erwähnung geschieht. Wahrscheinlich ist die Branche, die denselben enthielt, verloren gegangen. Der Eremit legt ihm eine Wallfahrt nach Rom als Buße auf, und Renart macht sich auch in Pilgertracht auf den Weg, schlägt aber vorsichtig genug Nebenstraßen ein. Unterweges beschwazt er Belin, den Widder, mit ihm zu ziehen, was dieser auch thut. Sie treffen auch Bernard, den Erzpriester (Name des Esels), der sich ebenfalls zu ihnen gesellt. Nachdem sie den ganzen Tag gewandert, quält sie der Hunger sehr. Renart führt sie in die Wohnung seines Gevatters Primaut, der aber nicht zu Hause ist. Sie essen und trinken dort im Uebermaß, werden lustig und guter Dinge und fangen an zu singen. Mittlerweile kommen der Wolf und die Wölfin heim und hören schon von Weitem den Lärm. Die Wölfin guckt durch die Spalte und sieht die Bescheerung, die drei Pilger haben aber die Thüre wohl verwahrt; der Esel öffnet nun auf Renarts Rath ein wenig die Thür und klemmt den Wolf, der den Kopf hindurch steckt, ein. Belin ermangelt nun auch nicht, dem Wolf weidlich mit Stößen zuzusetzen. Hersent eilt jezt in den Wald und holt mehr als hundert Wölfe zur Rache herbei. Renart und seine Gefährten erklettern einen Baum, was den lezteren zwar viele Mühe macht, ihnen jedoch endlich gelingt. Die Wölfe lagern sich unter dem Baum. Esel und Widder finden sich in einer sehr unbequemen Stellung, wollen sich umdrehen, fallen herab und erschlagen im Fall sechs Wölfe, worüber die andern so erschrecken, daß sie davon laufen. Die drei Wallfahrer sind jezt befreit, haben aber das Pilgerthum satt und kehren nach Hause zurück, nachdem Renart noch bemerkt hat, daß es ganz überflüssig sey und mancher Pilgrim schlimmer zurückkehre, als er war, da er auszog *).

In der folgenden Branche wird wieder die Hofhaltung des Königs geschildert. Der verstümmelte Isengrin erscheint und wird von den Thieren geneckt. Er beklagt sich bei dem Könige, daß er auf Renarts Betrieb seinen Schweif verloren habe, und nicht mehr wisse, wie er sich im Sommer die Fliegen vom Leibe halten solle. Nobel läßt, da noch andere Thiere die Klage unterstützen, obwohl er den Wolf verspottet, den Renart durch Grimbert vorladen, und dieser stellt sich, wenn gleich mit Zagen. Der König droht ihm sehr und überschüttet ihn dabei mit Sprichwörtern *), worauf denn der Fuchs sich sehr demüthig stellt und sich vertheidigt, besonders aber hervorhebt, daß er, um dem Könige zu dienen, in Salerno und Montpellier **) Arznei studiert habe. Der König hält ihm jezt alle seine Schelmenstreiche vor, der Reihe nach, und Renart vertheidigt sich, kurz diese ganze Branche gibt uns das lebhafteste Bild des damaligen Verfahrens vor Gericht. Endlich wird beschlossen, daß ein Zweikampf zwischen dem Fuchs und dem Wolf entscheiden solle als Gottesurtheil. Beide stellen sich nach den gehörigen Vorbereitungen wohlbewaffnet ein, und der Kampf geht mit allen bei einem Gottesgerichte üblichen Feierlichkeiten vor sich. Renart scheint Anfangs zu siegen, unterliegt aber und soll nun gehängt werden. Da verwendet sich der Esel, Bernard der Erzpriester, für ihn bei dem Könige und verspricht ihn zum Mönch in seinem Kloster zu machen. Der Schelm zieht mit Bernhard nach der Begnadigung des Königs ab und beträgt sich Anfangs musterhaft im Kloster; später aber kann er seine Tücken doch nicht lassen und frißt seinen Confratern die Hühner auf. Sie stoßen ihn daher aus dem Kloster, und Renart kehrt wohlgemuth zu Frau Hermelin zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ties est revenus sept soinz
Qui est pires qu'il ne fu ainz. v. 15457.

*) Nes meintes foiz as oï dire
Qu'après grant joie vient grant ire,
Et après Noël vente bise.
Tant va pot à l'eve que brise. v. 15647 — 50.

**) Diese Branche ist also beträchtlich jünger als die vorhergehenden, da Montpellier 1196 gestiftet, erst 1289 von Nikolaus IV. bestätigt wurde.

Das Klima von Europa und das Klima von Asien.

Es ist bekannt, daß unter denselben Breiten das Klima in Europa im Durchschnitt ungleich milder ist als in Asien, und auch die Ursachen dieser Erscheinung sind schon vielfältig besprochen worden. Indessen dürfte es doch den Lesern interessant seyn, zu hören, was Alexander v. Humboldt nach den auf seiner lezten Reise in Asien gemachten Beobachtungen über diesen Gegenstand sagt. Er hat das Folgende in der Pariser Akademie der Wissenschaften als Einleitung zu den in Nro. 189. mitgetheilten Ansichten über die im Boden von Nordasien eingefrornen antediluvianischen Thiere vorgelesen.

Die erste Grundlage der Climatologie ist die genaue Kenntniß von den Unebenheiten der Oberfläche eines Kontinents. Ohne diese Kenntniß schreibt man der Höhe über dem Meere zu, was Wirkung ganz anderer Ursachen ist, welche machen, daß in tiefen Gegenden, d. h. auf Ebenen, welche wie die Fläche des Weltmeers gekrümmt sind, unter denselben Breiten nicht überall gleiche Wärme herrscht. Wenn man aus dem Nordosten von Europa sich in das nördliche Asien jenseits des 46 oder 50sten Breitegrades begibt, so trifft man zugleich eine Verminderung in der jährlichen mittleren Temperatur und ungleichere Vertheilung dieser Temperatur unter die verschiedenen Jahreszeiten.

Europa ist vielfach ausgezackt, an manchen Stellen treten tiefe Busen ins Land; es ist im Grund nur eine an Asien angehängte Halbinsel und verhält sich zu Asien, wie die Bretagne, welche milde Winter und keine heiße Sommer hat, sich zum übrigen Frankreich verhält. Die vorherrschenden Winde in Europa sind die Westwinde, und für die westlichen und Binnenlande unseres Welttheils sind dieß Seewinde, d. h. Luftströme, welche mit einer Wassermasse in Berührung gekommen sind, deren Temperatur unter dem 45 und 50sten Breitegrad sogar im Januar nie unter 9° der hunderttheiligen Skale fällt. Ferner steht Europa unter dem Einflusse eines breiten tropischen Landgürtels, nämlich Afrikas und Arabiens, eines Erdgürtels, der durch das Abprallen der Sonnenstrahlen weit mehr erhizt wird als eine gleich große Fläche von Wasser unter derselben Breite, wodurch dann mittelst der aufsteigenden warmen Luftströme große Massen erwärmter Luft über die nördlicher gelegenen Länder geführt werden. Noch andere Umstände, welche auf das Klima in Europa, wenn man es in seinem allgemeinen Umriß und als westlichen Anhang von Asien betrachtet, günstig einwirken, sind bisher nicht gehörig beachtet worden, nämlich seine geringere und ungleichförmige Ausbreitung gegen Norden und seine schiefe Richtung von Südwest nach Nordost. Es liegt auf diese Weise dem weiten Golf, welchen die warmen Wasser des Golfstroms in dem Polareis bilden, gerade gegenüber, und seine Küsten werden somit, wenigstens an den beiden westlichen Drittheilen, das heißt, so weit das Land eine eigentliche Halbinsel bildet, von freiem, offenem Meer bespült; denn im östlichen Drittheil, wo es breiter wird und mit Asien verschmilzt, nimmt es ganz den klimatischen Charakter des leztern Landes an.

Das Festland von Asien breitet sich von Ost nach West um den 70sten Grad dreizehnmal weiter aus als Europa. Ueberall erreichen seine nördlichen Küsten nicht allein die Wintergrenze des Polareises, sondern sogar die Sommergrenze, wenige Punkte und nur ganz kurze Zeit im Jahre ausgenommen. Die Nordwinde, welche in den offenen Ebenen westlich vom Meridian des Baikalsees bis zum 52sten Grad der Breite, und westlich vom Meridian von Bolor bis zum 40sten Grad von keiner Bergkette aufgehalten und gebrochen werden, streichen über eine mit Schnee bedeckte Eisfläche, welche das Festland gleichsam bis zum Pol fortsezt. Andernseits liegen zwischen den Meridianen, welche diesen Kontinent östlich und westlich begrenzen, unter der eigentlichen heißen Zone nur sehr wenige Länder. Der Aequator selbst trifft nur einige Inseln, Sumatra, Borneo, Celebes, Gilolo; im übrigen läuft die Aequinoriallinie auf diesem ungeheuren Strich nur durch den Ocean, und die Folge davon ist, daß für das asiatische Festland im gemäßigten Landstrich jene aufsteigenden warmen Luftströme wegfallen, welche Afrika Europa zusendet. Weitere Ursachen, welche auf Asien erkältend wirken, sind folgende: 1) Das Lageverhältniß zu Europa, mittelst dessen lezteres sämmtliche Westküsten hat, welche in den gemäßigten Landstrichen immer und überall wärmer sind als die Ostküsten. 2) Sein Umriß, indem es nördlich von 35 Grad weder beträchtliche Meerbusen, noch bedeutende halbinselförmige Ausläufer hat. 3) Die Gestalt seiner Oberfläche, indem einerseits Bergketten streichen, welche in weiter Erstreckung die Südwinde aufhalten, andernseits eine Reihe von Hochebenen sich von Südwest nach Nordost erstreckt, auf welchen der Schnee bis tief in den Sommer liegen bleibt und die durch niedergehende Luftströme die Temperatur der Länder, an die sie stoßen, herabdrücken.

Diese Kontraste zwischen Europa und Asien werden besonders ostwärts vom Meridian von St. Petersburg, da wo der Kontinent von Europa sich an das nördliche Asien in der Erstreckung von zwanzig Breitegraden anschließt, merkbar. Das östliche Europa und ganz Asien (nördlich vom 35° der Breite an) haben ein ausgesprochenes kontinentales Klima, wenn man demselben ein Insel- und Westküstenklima entgegensezt; sie haben in Folge ihrer Gestalt und Lage, nach ihrem Verhältniß zu den West- und Südwestwinden, ein excessives Klima, wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika, das heißt, sehr heiße Sommer und dabei sehr strenge Winter. In Astrachan gibt es so schöne und so reife Trauben, als in Italien und auf den kanarischen Inseln, und doch fällt daselbst, ja noch südlicher, in Kislar, unter der Breite von Avignon, Winters das hunderttheilige Thermometer häufig auf 28 und 30 Grad unter Null.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

Stimmung hinsichtlich der Missionen und des gegenseitigen Unterrichts.

Es gibt wenige Städte auf dem Kontinent, wo für evangelische Missionen und Bibelgesellschaften ein so großer Eifer gewesen wäre, als in Genf. Wie der unbändige Enthusiasmus für die Griechen, so hat sich auch dieser gelegt, oder er ist so zu sagen aus der Mode gekommen, denn man

denkt nun ruhiger darüber nach. Man hat bisher eine unglaubliche Menge Bibeln in allen Sprachen nach allen Weltgegenden gesendet. Es sind große Summen zu diesem Behuf verwendet worden, ohne daß man den rechten Zweck erreicht hätte. Dies sieht man hier allgemein ein. Die meisten Bibeln werden nicht gelesen und nur sehr wenige bringen das Gute hervor, das man damit beabsichtigte. Dies ist auch ganz natürlich und man hätte es vorhersehen können, wiewohl wir in unserer gesellschaftlichen Stellung nicht recht begreifen, wie die Bibel auf Menschen wirkt, denen alle vorgängige Erziehung und Bildung fehlt und denen sie nicht erklärt und ausgelegt werden kann, kurz auf Menschen, für die alles darin neu, fremd und unfaßlich ist. Die Mahomedaner urtheilen ungünstig über die Bibel, und nur durch besondere Erklärungen und Auslegungen kann man sie widerlegen. Diese Kommentarien stehen aber nicht in der Bibel; sie sind indessen so unentbehrlich, daß Viele glauben, diese Erklärungen, Auszüge und Umschreibungen allein seyen zweckmäßiger und nützlicher als die Bibel allein, und diese sey nicht eher nützlich, als bis ihr Unterricht und Bildung vorausgegangen seyen. In dem englischen Indien sind, den Zeitungen nach, eine Menge Bekehrungen gemacht worden; alle Engländer aber, die an Ort und Stelle gelebt haben, stimmen darin überein, daß sie viel zu schnell, zu früh und zu unvorbereitet vorgenommen worden sind, weil den Missionären großentheils nur an der Zahl gelegen war, die sie mit einem gewissen Stolz einander vorhalten und an ihre Kommittenten berichten, ohne an die Gründlichkeit der Bekehrung zu denken. Man hat hiernach die Nothwendigkeit erkannt, ein anderes System für die Missionen einzuführen. Vor allem müssen die Wilden den Sinn für Eigenthum bekommen. Das Bemühen der Missionäre wird aber in dieser Beziehung so lange einen geringen Erfolg haben, als die Fürsten des Landes keine bessere gesellschaftliche Ordnung in ihren Ländern einführen. Aus dem Sinn für das Eigenthum wird der Sinn für Arbeit und Fleiß hervorgehen; dann erst wird sich der Hang zum wilden Herumziehen legen, der dem Christenthum so entgegen ist. Nach dieser Vorbereitung zur sittlichen Besserung kann die Bibel mit Nutzen folgen, weil es den neugestalteten Menschen leichter werden wird, sie zu verstehen. In China und in Japan hat die übereilte Einführung des Christenthums so nachtheilige Folgen gehabt, daß alle Orientalen ängstlich darüber werden mußten. Es ist nicht leicht, ihnen die Verschiedenheit der christlichen Sekten begreiflich zu machen, und unfaßlich wird ihnen immer bleiben, wie deren Feindseligkeiten und Gehässigkeiten unter einander aus der Religion der Liebe, Sanftmuth und Duldung hervorgehen können. Eine Menge namhafte und ausgezeichnete Reisende haben aus den verschiedensten Ländern sehr Ungünstiges über die Sitten und das Betragen der englischen Missionäre berichtet. Die genauesten Angaben haben wir darüber aus St. Mary, aus vielen Theilen des innern Afrikas, aus Senegambien und den Küstenländern, desgleichen aus Virginien und dem Innern Nordamerikas; Gleiches zeigt sich auf den Inseln der Südsee. Bei diesen Erfahrungen und Klagen ist's nicht zu verwundern, daß unsere scharf und treffend urtheilenden Genfer kalt gegen das so übelbestellte Missionswerk und gegen die Bibelvertheilung werden.

Eine ähnliche Erscheinung, wo unbegrenzter Enthusiasmus in Gleichgültigkeit, ja in Abneigung übergeht, zeigt sich hier hinsichtlich der Lancasterschen Lehrmethode oder des gegenseitigen Unterrichts. Unsere Akademie, die sich wenig um die öffentliche Meinung und die Fortschritte in nicht französischen Ländern bekümmert, hat beschlossen, diese Methode in den untern Klassen des Kollegs oder des Lyceums einzuführen. Dagegen sprach sich allgemeine Unzufriedenheit aus, und ein tüchtiger, erfahrener Schulmann erklärt sich in einer gründlichen Schrift dagegen. Die Lancastersche Methode mag für die niedrigste Volkserziehung in volkreichen Ländern, wo erst der Unterricht beginnt, Nutzen haben, für das civilisirte Genf taugt sie nichts, oder wenn sie hier nützen soll, muß sie wenigstens mit einer andern Lehrart verbunden und durch diese gleichsam neutralisirt werden. Der Unterricht ist hier Monitoren anvertraut, die auch Kinder sind; wie können diese mit Ernst und Strenge auf Respekt und Aufmerksamkeit in ihren Kreisen bringen? Oft wissen sie nicht einmal recht, was sie lehren, sondern folgen nur mechanisch ihren gedruckten Uebersichten und Schemas. An dem Eindringen, Begreifen und Verdauen des Unterrichts liegt ihnen natürlich nichts, weil sie selbst keinen Begriff davon haben. Bisweilen lassen sie sich auch durch kleine Geschenke bestechen oder durch Drohungen einschüchtern; dies wird ihnen bei erster Gelegenheit von den immer scharf sehenden Kindern vorgeworfen, und diese verlieren damit alle Scheu. Dies ist ein großer Uebelstand, der höchst nachtheilig auf die Moralität der Kinder wirkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Juli.

(Beschluß.)

Die amerikanischen und schottischen Mäßigkeitsvereine.

Schottland hat das Werk mit einem den Schotten eigenthümlichen Enthusiasmus begonnen, und es breitet sich jezt über ganz Großbritannien aus. Die medizinischen Fakultäten jenes Landes wetteifern mit der Geistlichkeit, den Fabrikherrn und einflußreichen Landbesitzern, unter allen Klassen das Werk zu fördern; auch sieht man schon nach allen Seiten, auf den Universitäten wie in den Regimentern, in den Schulen wie in den Werkstätten, in den Städten wie auf dem Lande, Vereine entstehen. Sehr viele Wirthe haben ihr Branntweinschenken ganz eingestellt und dafür sogenannte Temperance-Kaffeehäuser errichtet, wo die Einkehrenden neben Erfrischungen aller Art, mit Ausnahme destillirter Getränke, alle auf die Temperance-Gesellschaften bezüglichen Schriften und Journale finden. Anfangs Juni d. J. zählte Schottland schon 181 Vereine mit 41,381 eingeschriebenen Mitgliedern. In vielen Distrikten hat die Konsumtion der starken Getränke sich auf die Hälfte vermindert, dagegen die des Fleisches, Brodes und anderer Bedürfnisse in demselben Grade vermehrt. Freiwillig kamen verheirathete Frauen zu Magistratspersonen mit der Erklärung, daß ein neuer Himmel ihnen aufgehe, seitdem ihre Ehemänner sich jenen Vereinen angeschlossen; häuslicher Frieden, reichlichere Nahrung, bessere Kleidung und größere Aufmerksamkeit auf die Kinder waren die segensreichen Folgen dieser Umwälzung. Schon machen diese Vereine auch hier große Fortschritte, und in wenig Jahren wird es in England kaum ein Dorf geben, das nicht seine Gesellschaft hat. Möchte doch mein geliebtes Vaterland, das so empfänglich für alles Gute ist, bald das große Beispiel mit Eifer nachahmen. Mittel- und Norddeutschland bedürfen dieser moralischen Reformation gar sehr. Nur mögen die Staatsbehörden mit ihren leidigen Regierungsverordnungen sich nicht darein mischen; diese können der guten Sache nur schaden; ein Volk, das verfassungsmäßige Freiheit haben will und fest entschlossen ist, seine Rechte zu bewahren und zu vertheidigen, muß freiwillig und aus sich selbst sich Bürgschaften geben können, besser und kräftiger werden zu wollen; es wird dann auch mit größerer Besonnenheit und mit festerer Kraft seinen Heerd und sein Vaterland gegen jeden äußern Feind zu vertheidigen wissen.

R— s.

Beilage: Literaturblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 195.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 16. August 1831.

Wie Vogel singt in Lüften,
Ausströmt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz, dein Leid.

Justinus Kerner.

An den Schmerz.

Knaben, singt ein Lied der Freude,
Beugt ihr, Jünglinge, das Knie,
Und der Glückliche vergeude
Seines Weihrauchs Duft für sie!
Kränze bringt den Sorgentödtern,
Liebe, Wein, Gesang und Scherz!
Männer knien vor höhern Göttern,
Und der Gott der Zeit ist Schmerz!

Weich, auf sammtener Sandale,
Tanzt der Freude Lieblingssohn
Durch des Lebens Blumenthale
Mit Gesang und Flötenton.
Linde Maienlüftchen kühlen
Seiner Wangen Rosenpaar,
Seiner Stirne Gluth, und wühlen
Durch sein salbenduftend Haar.

Doch Gewitter hangen nieder,
Und des Sturms Empörung schnaubt
Mit umnachtendem Gefieder
Um des edlen Dulders Haupt,
Der, wenn gegen die Dämonen
Seine starke Seele ringt,
Göttern selbst auf ihren Thronen
Ein erhabnes Schauspiel bringt.

Wie der Aar am Felsenkamme
Ruhig horstend, dem Orkan,
Wie der Edelstein der Flamme,
Also trozt dem Schmerz der Mann.
Der Verklärung Glorie leuchtet
Von des Siegers Angesicht,
Und kein feiger Thau befeuchtet
Seiner Augen Sternenlicht.

Schmerz, du Erbtheil großer Seelen,
Bronnen, der vom Himmel quoll,
Drin des Ringers Herz sich stählen,
Tauf' und Weihe nehmen soll,
Aus des Weihebronnens Schatten
Gehn die Lieblinge hervor,
Die, als Thäter großer Thaten,
Das Verhängniß sich erkor.

Führ' ihn, der im Schooß der Lüste
Es vergaß, ein Mensch zu seyn,
Schmerz, durch deine Dornenwüste
Führ' in unsern Bund ihn ein,
Und der Stolz wird fromm, der Wilde
Legt die Keule aus der Hand,
Die das Kind des Schmerzes, Milde,
Menschlich rührend ihm entwand.

Wenn der Geist mit bangen Fragen
Seiner Forschung Born geleert,
Und mit düsterem Verzagen
Heim vom Nil und Ganges kehrt,
Wenn er, was im Schöpfungskranze
Athmet, als verwaistes-Glied,
Aber nicht den Ring ums Ganze,
Des Erbarmers Liebe sieht:

Sieh — da naht, wie Noah's Taube,
Der Verirrten Freund, der Schmerz,
Und mit hoffnungsgrünem Laube
Sinkt der Friede an sein Herz;
Und er sieht num Steg und Pfade
Aufgehellt, — nun knüpft ein Band
Tellus nächtliches Gestade
An der Sterne heitern Strand.

O so gönnet ihre Trauer,
Gönnt der Seele ihren Flor,
Männerschmerz blickt mild aus grauer
Wolkendämmerung hervor.
Ach, es wecken nicht die Loose
Kleiner Selbstsucht diesen Schmerz;
Nein, der Menschheit blut'ge, große
Wunde spaltet uns das Herz!

Doch, wenn sie nicht länger schliefe,
Des Vergelters Rächerhand?
Wenn es: wappnet euch! uns riefe?
Wenn es kläng' im Vaterland:
Jetzo gilts in heißer Stunde
Kampf und Sieg im Schlachtgefild,
Oder mit der Todeswunde
Lächelnd ausruh'n auf dem Schild?

Ha! dann klängen unsre Lieder,
Unsrer Schwerter Wetterschein
Jagte seine Schrecken wieder
In des Zwingherrn kalt Gebein,
Und die Schrift, aus Gluth gezogen,
Flammt' an seines Zeltes Wand:
„Gott ist's, der dich Mensch! gewogen,
„Und der dich zu leicht erfand!"

Schön ist's, wenn Drommeten schallen,
Wenn der Schlachtgesang ertönt,
Für sein Vaterland zu fallen,
Einzuschlummern — ruhmgekrönt!
Aber nicht auf tiefern Stufen
Ruhn sie, und nicht minder schön,
Die ihr Schmerz, ihr Gott, berufen,
Unterdrückten beizustehn!

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Es folgt jezt eine Episode, welche einen andern Verfasser hat, der sich einen Priester von La Croix en Brie nennt, und sein Gedicht, sein Erstlingswerk, wie er sagt, wahrscheinlich in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts schrieb, wenn wir mit Méon annehmen dürfen, daß der, Vers 16136 erwähnte Graf Thibaut der bekannte Graf und Dichter Thibaut von Champagne und Brie (geboren 1201, gestorben 1253) ist. Der Schwank, den er vom Renart mittheilt, ist nicht übel erfunden, aber entsetzlich weitschweifig erzählt, vorzüglich sind die Reden und Gegenreden sehr lang, und so umfaßt diese Branche allein 2360 Verse, von denen fast die Hälfte überflüßig ist. Ein Bauer, Hietart, ist unzufrieden mit den Leistungen seines Ochsen Rogel und wünscht, der böse Bär möge ihn fressen. Bruns, der Bär, ist in der Nähe und bittet sich den Ochsen aus. Der Bauer, voll Furcht, erlangt von ihm Aufschub bis zum folgenden Morgen. Renart trifft den trostlosen Landmann und gibt ihm einen guten Rath, sich von Brun zu befreien, wofür ihm dieser einen Hahn als Belohnung verspricht. Die List, die Renart vorgeschlagen, gelingt; Brun wird getödtet und als ein guter Braten bei Nachtzeit von dem Bauer nach Hause geschleppt, wodurch dieser sehr wider die überaus strengen Jagdgesetze verstößt, da ein Bär zum Hochwild gehört. Renart bittet sich nun vom Bauern seine Belohnung aus, wird aber verhöhnt und hintergangen. Er läßt nicht ab von der Forderung, sie stellen sich wechselseitig Fallen, wobei Thimers, der spanische Esel des Lintart, der auch einen Schalksstreich gegen Renart in Ausführung bringt und die Frau Hermelin fängt, am Ende die Zeche mit dem Verluste seines Schenkels bezahlen muß. Renart droht darauf dem Bauern, den von ihm verübten Jagdfrevel bei dem Grafen Thibaut anzuzeigen, und erpreßt dadurch alle Hühner und Gänse, die er nur verlangt, von ihm, nachdem sie wieder Freunde geworden sind.

Die nächste Branche enthält von Neuem eine Wiederholung des schon öfter da Gewesenen. Renart ist wieder bei dem Könige verklagt worden, dieser hat wie immer einige Thiere hingeschickt, um ihn zu holen, die aber, wie gewöhnlich, von ihm geprellt werden, bis ihn denn am Ende der Dachs Grimbert herbeischafft. Die Gefoppten sind hier der Hund und der Hirsch. Aus Aerger über den Fuchs ist der König krank geworden, Renart, der ein Arzt ist, wird zu Rath gezogen und verordnet allerlei, wozu besonders diejenigen Thiere, denen er nicht hold ist, Theile ihres Körpers hergeben müssen, wie z. B. der Wolf sein Fell u. s. w. Es gelingt ihm jedoch, Nobels Gesundheit herzustellen. Aus Dankbarkeit läßt er ihn mit einem großen Gefolge sicher nach seiner Burg, die in dieser Branche

durchweg Terouane heißt, und nicht, wie früher, Malpertuis, zurückbringen. Der Dichter hat sich nirgends genannt.

Ein nicht unwitziger, aber höchst unsittlicher Schwank, der in jeder Hinsicht ein hors d'oeuvre ist, füllt die folgende Branche. Wir übergehen sie mit Stillschweigen.

Als Verfasser des nächsten Abschnitts nennt sich am Schlusse desselben, V. 21966, Richard de Lison. Man weiß jedoch weiter nichts von ihm, als aus einer Variante dieses Gedichtes, daß er aus der Normandie war. Er sagt, daß die neue Geschichte, die er mittheilen wolle, lange verloren (adirée) gewesen sey, endlich aber einen Meister gefunden habe, der sie in das Romanische übersezt. Renart hat sein jüngstes Söhnlein auf dem Schooß, das Kind klagt über Hunger und Frau Hermelin liegt in Wochen, weßhalb es denn trübe im Hause aussieht. Er macht sich auf nach Beute und trifft auch Hühner an; aber der Abt Huon kommt mit seinem Gefolge dazu und Renart muß sich wieder in seine Burg flüchten. Um Mittagszeit geht er wieder von Neuem aus und findet Tybert, der sich mit vollem Magen sonnt. Der Kater will nichts von ihm wissen, macht sich aber doch am Ende mit ihm auf den Weg. Unterwegs fallen sie Bauern in die Hände, nachdem sie sich vorher davon unterhalten hatten, wie sie es machen wollten, wenn ihnen dergleichen widerführe, wobei der Kater sich sehr sicher glaubte; Renart entkommt und der Kater klettert auf einen Baum. Die Bauern sammeln sich umher und werfen mit Knitteln nach ihm. Ein Priester, der daher geritten kommt und nach Blangni will, um dort zu vikariren, bezeigt große Lust zu Tyberts Fell. Er steigt demgemäß vom Pferde, und Tybert hält eine sehr komische Rede an ihn, mit der Bitte, seiner zu schonen. Als jener aber nicht darauf hört, sondern fortfährt, ihm nachzustellen, ersieht der Kater den Augenblick, springt auf das Pferd und jagt mit des Pfaffen Gepäck und Brevieren davon. Jezt läuft der Priester neben ihm her und bittet um Gottes willen, ihm Pferd und Sachen wiederzugeben; der Kater examinirt ihn nun im Lateinischen und in andern Dingen, und da er schlecht besteht, so sprengt er fort und läßt ihm das Nachsehen *). Renart stößt nun wieder zu Tybert und bietet diesem von Neuem seine Dienste an. Der Kater gibt vor, er solle Priesterdienste in Blaigniez verrichten. Renart will Küster und Kantor seyn und wird angenommen. Unterweges üben sie sich und prüfen sich mit Sophismen. In der Kirche angelangt, verrichten sie den Gottesdienst nach allen Formen. Dann gibt der Kater dem Renart von zwei Käsen den schlechtesten, wofür ihm dieser Rache schwört und ihn beschwazt, sie müßten nun auch läuten. Renart thut es zuerst und weiß es so einzurichten, daß Tybert, als er ihn ablöst, mit dem Halse in der Schlinge des Glockenstranges hängen bleibt, wobei ihn der Fuchs weidlich foppt. Es kommen Leute dazu und dem armen Kater ergeht es gar schlecht; er wird jämmerlich zugerichtet, entwischt jedoch endlich und stößt wieder auf Renart, der ihn von Neuem neckt. Darauf fängt sich der Fuchs noch eine fette Gans und trabt dann vergnügt nach Hause zu Frau Hermelin. Das Ganze ist mit vieler Laune und mitunter höchst satirisch und sarkastisch, besonders die Unwissenheit und Ueppigkeit der Geistlichen geißelnd, abgefaßt, auch in Hinsicht auf die Form gelungener, als alles Frühere.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Or n'en soiez jà en se froi
Ce dit Tybert, par Saint Martin
Anchois m'avez dit en latin,
Con l'en dit fable, se volez.
Faba, dist li Prestre, or l'avez.
Ce dit Tybert, ce ne pot estre.
Faba c'est feve sanz areste
Et fabula ici est fable.
Alez, fox Prestres, alez, au Déable
Qui vos puisse le col brisier,
Si apernez autre mestier,
Que la première question
M'avez solu come bricon etc. v. 20910. Sq.

Die zwölf Herrscher.

Ein englisches Journal berechnet, daß in zwölf Monaten zwölf Souveräns oder Staatsoberhäupter aufgehört haben zu regieren, entweder in Folge des Absterbens, oder einer Revolution.

Georg IV., König von England, stirbt. Karl X., König von Frankreich, wird vertrieben. Hussein, Dey von Algier, wird abgesezt. Pabst Pius VIII. stirbt. Anton, König von Sachsen, theilt seine Krone. Franz, König beider Sicilien, stirbt. Wilhelm, König der Niederlande, verliert Belgien. Karl Felix, König von Sardinien, stirbt. Karl, Herzog von Braunschweig, wird verjagt. Peter I., Kaiser von Brasilien, dankt ab. Bolivar stirbt. Nikolaus, König von Polen, kämpft um die ihm entrissene Krone.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Wesen der Genfer Universität.

Der Zweck der Erziehung ist nicht blos Unterricht, nicht blos der Vortrag positiver Kenntnisse, sondern und hauptsächlich die Entwickelung geistiger Fähigkeiten und Anlagen bei den Kindern; vor allem soll ihr Urtheil gebildet und dadurch alles Lernen erleichtert werden. Dies wird in den Lancasterschulen ganz versäumt. Die Tabellen und Schemas

sind zwar gut abgefaßt; in ihnen ist aber alles bestimmt, fest und stereotyp, denn die Monitoren dürfen nichts daran ändern, selbst wenn sie es verstånden. Sie müssen sich darauf beschränken, dem Kinde seinen Fehler zu verbessern, ohne es durch Fragen auf seinen Irrthum aufmerksam zu machen und zum Rechten zu führen, ohne seine Ideen zu berichtigen, ohne ihm zu zeigen, wie es durch eigenes Nachdenken zum Erkennen des Wahren und Rechten kommen könne. Die Lancasterschulen erfordern überdies zu viel Zeit; lesen und schreiben sollten die Kinder ungefähr im achten Jahr können, sie verstehen es aber kaum im eilften; einer Menge anderer geringerer Nachtheile nicht zu gedenken.

Dies führt mich auf unser akademisches Wesen, das man auch ein akademisches Verwesen nennen könnte. An junge, neue Lichtstrahlen, an ein Fortgehen mit der Zeit, an ein philosophisches Entwickeln und Gedeihen ist da nicht zu denken. Indem Frankreich seinen geistreichen und philosophischen Cousin nach Deutschland schickt, um dort die Universitäten genau zu studiren, auf daß man in Frankreich bei Reorganisation der Universität davon anwenden könne, was für Land und Volk taugt, versteinert unsere Akademie immer mehr. Alles, was nicht Natur- und mathematische Wissenschaft ist, was sich nicht zählen, messen, wägen oder mit dem Mikroscop erkennen läßt, scheint unserer Akademie ein unnützes, oft gefährliches Ding. Die Staubfåden einer Pflanze oder die Bildung eines Mooses werden für viel wichtiger gehalten als alle Ideen von Kant bis auf Hegel. Ueber Deutschlands philosophische Wissenschaftlichkeit, über sein tiefes Denken wird vornehm die Achsel gezuckt und bei jeder Gelegenheit davor gewarnt. Ein mit P. unterzeichneter Aufsatz über die großen Fortschritte der Philologie in Deutschland, den die Bibliothèque universelle gab, brachte die halbe Akademie so in Harnisch, daß die Fortsetzung des Aufsatzes nicht abgedruckt werden durfte. Das nenne ich Denk- und Preßfreiheit! Fauriel, der für den akademischen Lehrstuhl der französischen Literatur gewonnen worden war, hatte bald das Terrain weg, auf dem kein höherer literarischer Sinn aufkommen kann; er nahm daher die Julius-ereignisse zum Vorwand, um seine hiesige Professur wieder niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren. Rossi, der beste philosophische Kopf unserer Akademie, wird die erste Gelegenheit benutzen, wo er in Frankreich eine passende Stelle bekommen kann. Die andern Professoren fühlen diesen zoologischen Druck nicht, oder er ist ihnen eben recht, weil er alle höhere Konkurrenz ausschließt und die Akademie auf chinesische Weise einhägt. Es ist wirklich unbegreiflich, daß eine sonst so klarsehende, mit dem Umschwung der Zeit fortgehende Regierung, wie die unsrige, dem Sinken der Akademie nicht durch kräftige Mittel vorbeugt und das Gesunkene nicht wieder aufzurichten strebt. Der erste Syndik sagte vorigen Jannar in einer öffentlichen Rede, in Genf herrsche vollständige Freiheit des Unterrichts. Dies klingt fast wie Spott. Wenn man freilich unter Freiheit des Unterrichts nichts weiter versteht, als daß Eltern für ihre Kinder öffentliche oder Privaterziehung wählen, daß sie solche ins Kolleg oder in Erziehungsanstalten, in die Lancasterschulen oder in die von Bel-air schicken können, wenn mit dieser Freiheit nichts weiter gesagt werden soll, als daß hier Jedermann ohne weiteres Examen und ohne Aufsicht eine Schule oder eine Lehranstalt eröffnen kann, so hat es mit dieser Unterrichtsfreiheit seine Richtigkeit. Es sieht aber gar bedenklich und kümmerlich damit aus, wenn von den höhern Studien die Rede ist, wenn man unsere Akademie und die Lernfreiheit der Studenten betrachtet. Keiner darf ein Kollegium hören, wo er will, bei welchem Professor er will, sondern er muß es da hören, wo die Regierung es vorschreibt. Hat ein Student nicht schwarz auf weiß, daß er die vorgeschriebenen Kollegien gehört, so wird ihm keinerlei Diplom und akademischer Grad gegeben, so wenig dies auch hier ist. Ob ihm seine Professoren zusagen oder nicht, ob er sie gründlich oder oberflächlich findet, das ist einerlei, er muß sie hören, er muß sie zahlen, er muß ihre vor Jahren gemachten, oft sogar lithographirten Hefte nachschreiben, er muß ihre Ansichten genau zu den seinigen machen, denn am Ende seines akademischen Kurses wird er von denselben Professoren examinirt. Mit eigenen Ideen würde er da schlecht bestehen; er soll nur wissen, was die Herren gesagt, was sie vor Jahren in ihren Heften niedergeschrieben haben. In Genf sind alle Privilegien und Monopole aufgehoben; Jeder kann da treiben, was er will, nur die Professoren der Akademie sind privilegirt; sie üben in den höhern Studien ein offenbares Monopol; Niemand darf ihnen ins Gehege kommen, Niemand darf über dieselben Gegenstände lesen; dadurch fällt alle Konkurrenz, alle Nacheiferung weg. Jüngere, nicht akademisch angestellte Gelehrte, hätten sie auch noch so viel Kenntnisse, Studien und Genie, dürfen keine akademischen Vorlesungen halten, und hätten Studenten in ihren Privatvorträgen auch noch so viel gelernt, so gälte es nicht, denn ihr Wissen muß von den Genfer Professoren ausgegangen seyn, sonst ist es so gut wie Nichts; bei einer Anstellung oder bei Ertheilung eines akademischen Grades wird nur darauf gesehen, nicht auf das Wissen überhaupt. Setzen wir den Fall, es fiele Cousin, Thiersch oder Oken ein, hierherzukommen und Vorlesungen über Philosophie, Philologie und Zoologie zu halten, so hülfe dies den Studenten zu nichts; sie könnten unendlich viel bei ihnen lernen und ganz andere, höhere Ansichten der Wissenschaft bekommen, aber das gälte nichts, denn im Examen müssen sie vor Allem darthun, daß sie die Genfer Professoren X. Y. und Z. über diese Wissenschaften gehört haben, und wenn sie gut wissen, was diese aus ihren Heften vorlesen und erklären, so sind sie trefflich bestanden. Aus diesem Monopolsystem entstehen eine Menge Uebelstände. Manche Professoren, denen ein zahlreiches und aufmerksames Auditorium nicht fehlen kann, halten ihre Vorlesungen, wie es ihnen beliebt; sie arbeiten und studiren in ihrem Fache fort, wenn es ihnen gut dünkt, oder ruhen aus, zersplittern ihre der Wissenschaft gewidmete Zeit für hundert Dinge und gesellschaftliche Beschäftigungen. Wenn auch die Studenten unwillig darüber sind, so hilft ihnen dies zu nichts, denn sie müssen wohl kommen und zahlen. Manche Professoren hüten sich, den Zutritt zu ihren Hörsälen andern Personen zu gestatten, die nicht Studenten sind. Mir ist in dieser Beziehung selbst Folgendes begegnet, was man in Deutschland kaum glauben wird. Da De Candolle mir erlaubt hatte, bisweilen seinen interessanten Vorlesungen über Botanik und Zoologie beizuwohnen, so dachte ich, andere Professoren werden mir ein Gleiches gestatten. Ich bat daher einen andern Professor um Erlaubniß, in seinen Vorlesungen über politische Oekonomie einmal hospitiren zu dürfen. In Deutschland hätte es dieser höflichen Bitte gar nicht bedurft, da sich die Erlaubniß von selbst versteht. Darauf erwiederte mir aber der Mann nicht ohne Verlegenheit: „Wer seinen Vorlesungen gratis beiwohnen wolle, müsse dazu von der Akademie eine eigene Erlaubniß haben.“ Ich konnte nichts antworten, als ihm ins Gesicht lachen und auf das Hospitiren Verzicht thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 196.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. August 1831.

— Es sey auch kein Fluch
Gleich dem schrecklichen, der die Hochverräther der Menschheit,
Welche das hehre Gesetz übertraten, verflucht!

Klopstock.

Die beiden Brüder in den Julinstagen.

Wenn deutsche und englische Roman- und Novellenschreiber schon stark daran sind, den fruchtbaren Stoff der Julinsrevolution abzunutzen, so kann man es den Franzosen noch weniger verargen, wenn sie alle Arten von Privatschicksalen, Glück und Unglück, Liebe und Schmerz, durch die Pflastersteine des Volks und das Gewehrfeuer der königlichen Garden interessanter zu machen suchen. Wenn auch die französischen Produkte dieser Art im Durchschnitt um nichts geistreicher sind, als die unsrigen, so haben die Pariser Genremaler doch den Vortheil, daß sie, als Augenzeugen, nicht in Gefahr kommen, Bataillenstücke zu liefern, welche an die Nürnberger erinnern. Wir theilen zur Probe ein Bruchstück aus einem nächstens erscheinenden französischen Werke mit. Der Leser wird sogar aus diesen wenigen Zeilen mit Vergnügen ersehen, daß die obligate mystische Person in diesem Produkte so wenig fehlt, als in allen andern, nach den schottischen Mustern gewobenen.

* * *

Oft hatte einem jungen Korsen seine Mutter von einem Bruder erzählt, der schon vor zwanzig Jahren Soldat geworden war, den Feldzug in Rußland und die übrigen mitgemacht hatte und jezt im fünfzehnten Regiment leichter Infanterie eine Kompagnie kommandirte. Cajetan Marulla reiste nach Paris, um seine Studien zu vollenden, und hier ließ er es natürlich sein erstes Geschäft seyn, den Bruder aufzusuchen, der eben in Paris in Garnison lag. Er hatte diesen Bruder noch nie gesehen; zwar hatte der Kapitän in der neusten Zeit öfters Urlaub gehabt und denselben zu Hause zugebracht; Cajetan war aber in Pisa erzogen worden und nie mit dem Bruder zusammengetroffen.

Er langte in der Nacht vom Sonntag auf den Montag am 26ten Juli 1830 in Paris an. Als die Diligence über den Platz St. Michel fuhr, brach der Tag an; der junge Korse hörte in der Ferne die Tagwache schlagen. Der Kondukteur sagte ihm, es sey in der Kaserne des fünfzehnten Regiments, in der Straße Foin-St. Jaques. Cajetans Herz pochte vor Freude; nun bin ich ja ganz nahe bei meinem Bruder, dachte er. Am frühen Morgen schon lief er in die Kaserne; der Kapitän war auf der Wache, wo, konnte man ihm nicht sagen. Cajetan ließ ein Paar Zeilen für den Bruder zurück. Am folgenden Tag, den 27ten, durften weder Offiziere, noch Soldaten die Kaserne verlassen, und es war streng verboten, mit den Bürgern Gemeinschaft zu pflegen.

Indessen begann der Aufstand in Paris. Es bildeten sich da und dort Gruppen; man sprach von Widerstand mit den Waffen in der Hand, nicht lange, so hieß es, die Truppen werden gegen die Bürger ausrücken; Cajetan sah und hörte dieß und fluchte den Ordonnanzen; noch

aber kam ihm nicht in den Sinn, Gefahr für seinen Bruder zu fürchten. Er ging wieder zur Kaserne; der Kapitän meldete ihm in ein Paar Zeilen, das Regiment werde Abends in den Tuilerien bivouakiren; er solle ohne Scheu nach ihm fragen; er, der Kapitän, könne es kaum erwarten, bis er ihn umarme, bis sie von der Mutter, vom Vaterlande miteinander sprechen. Man kann sich die Freude, die Ungeduld des jungen Mannes denken, und daß er Alles versuchte, zum Bruder zu gelangen; aber umsonst! Kavalleriechargen warfen ihn mit der Menge weit weg von dem Orte, wohin ihn seine Sehnsucht zog, und er kehrte tief niedergeschlagen, in Fieberhitze, in sein Hôtel zurück.

Am 28ten weckte ihn das Gewehrfeuer auf; sein erster Gedanke war sein Bruder; er kleidete sich eilig an und ging aus. Ein bewaffneter Haufe zog mit wüthendem Geschrei vorüber; er nahm seine Richtung nach dem Pont neuf, und Cajetan zog instinktmäßig mit. Eben war ein Bataillon Fußvolk dort angekommen. Es besezte die Brücke in der ganzen Breite, hatte nach allen Seiten Abtheilungen vorgeschoben, alle Ausgänge mit Schildwachen besezt und schickte sich an, die Straße, welche an der Ecke der rue de la Monnoie durch eine ungeheure Barrikade gesperrt war, wieder freizumachen. Cajetan erkundigte sich bei den Umstehenden, was es für ein Regiment sey. Das drei-und-fünfzigste, war die Antwort; er athmete freier; aber es war falsch: es war das fünfzehnte. Nun kam der Obrist an der Spitze einer neuen Abtheilung; er ließ das Bataillon ins Viereck stellen und befahl einem Voltigeurskapitän, mit seiner Kompagnie unter die Barrikade selbst vorzurücken. Cajetan drängte sich so weit als möglich vor, um die Nummer auf den Tschakos unterscheiden zu können. Ein Offizier, bei dessen Stimme ihn ein eigenes Gefühl durchzuckte, rief ihm zu: „Zurück!“ — „Diese Herrn Offiziere vom drei-und-fünfzigsten Regiment nehmen den Mund sehr voll,“ brummte ein Vorübergehender. „Gut,“ dachte der junge Mann, vollkommen beruhigt, „mein Bruder ist nicht hier.“

In diesem Augenblick lief die Sage durch die Haufen, es sey Befehl gegeben worden, die Gewehre zu laden; sie wurden wirklich geladen, aber langsam, zögernd. Man bemerkte, wie viele Soldaten ihre Patronen auf den Boden ausleerten; nichtsdestoweniger sezte dieser Befehl die Menge in Wuth. Es fing an, von allen Seiten Steine zu hageln. Ein Wurf aus der Ferne zerschmetterte dem Kapitän den Ringkragen; im Schmerze stieß er einen italienischen Fluch aus. Aus dem Volkshaufen waren einige Schüße gefallen, als aber der Obrist anschlagen ließ, zerstreute er sich im Augenblick. Nun stieg der Voltigeurskapitän zuerst über die Barrikade und winkte seinen Soldaten, ihm zu folgen. Sie mißverstanden diesen Wink, die Gewehre senkten sich und es erfolgte eine Salve. Niemand wurde getroffen, nur Cajetan fuhr eine Kugel durch den Hut. Der Auftritt, der nun folgte, das allgemeine Gefecht, läßt sich nicht beschreiben. Auf einmal sprang ein großer, magerer, kupferfarbiger Mann, mit feuerrothem Bart, das Kinn tief in ein ungeheures schwarzes Halstuch gesteckt, mit höhnischen Blicken auf Cajetan zu, drückte ihm eine geladene Büchse in die Hand und bedeutete ihm mit gebieterischer Miene, auf die Soldaten zu schießen, welche gerade vorrückten. Das Gewehr ging dem jungen Mann in der Hand los, ehe er zielen konnte. Als sich der Rauch vom Schießen verzogen hatte, lagen ein Paar Dutzend Voltigeurs todt auf dem Platze, der Kapitän unter ihnen mit zerschmettertem Schädel. Cajetans Schuß hatte ihn ganz in der Nähe niedergestreckt. „Armer Kapitän!“ sagte ein alter Sergeant, den das Volk gefangen genommen hatte. „Wie heißt er?“ fragte der magere, kupferfarbige Mann, und sah Cajetan mit einem Blick, aus dem höllische Freude strahlte, fest an; „wie heißt er?“ — „Pietro Marulla von Ajaccio, Kapitän im fünfzehnten leichten Regiment; er hat zwanzig Jahre gedient, neun Feldzüge mitgemacht.“ Der Frager stieß auf diese Antwort ein schrillendes Gelächter aus und verschwand.

Was aus Cajetan geworden ist, weiß man nicht; man glaubt, er liege beim Louvre begraben.

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Von hohem Interesse erscheint der nächste Abschnitt, der weit mehr enthält, als sein bescheidener Titel: Wie Renart sich zwischen den Fellen versteckte (comment Renart se muca es piaus), verspricht, indem er gleich Anfangs eine sehr ausführliche Beschreibung des häuslichen Lebens der Ritter auf ihren Burgen liefert und demgemäß ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß der französischen Sitten im Mittelalter ist. Das Schloß eines französischen Edelmannes wird genau beschrieben; der Besitzer geht auf die Jagd und treibt einen Fuchs auf, der sich im Schlosse selbst verbirgt und dort, troz allen Bemühungen, nirgends zu finden ist. Dieses Spiel wiederholt sich mehrere Mal, bis man denn endlich entdeckt, daß der Schalk sich zwischen abgezogenen Fuchsbälgen aufgehängt hat und so immer den Augen der Dienerschaft entgangen ist. Andere Begebenheiten auf dem Kastell sind, und zwar ziemlich ausführlich, dazwischen eingeflochten, z. B. der Besuch des Vaters und der Brüder des Edelmanns, ihr Empfang von Seiten des Schloßherrn und seiner Gattin, eine große Jagd u. s. w., und es scheint

dem Dichter zu Anfang mehr darum als um die Begebenheiten des Meister Fuchs zu thun gewesen zu seyn, wofür wir ihm, wenn es auch dem raschen Fortgang der Branche Einhalt thut, doch ohne Zweifel dankbar seyn müssen. Alles ist hübsch breit, in der Weise des Mittelalters vorgetragen und weder die Namen der Weine, noch eine Aufzählung der Speisen vergessen worden, ja selbst bei der Jagd sind die geringsten Kleinigkeiten angeführt. Endlich verläßt der Verfasser zugleich mit Renart die Burg, nachdem er sich dort fast tausend Verse hindurch verweilt hat. Der Fuchs rettet sich glücklich auf einen zum Trocknen aufgeschichteten Haufen Heu, wo er eine Krähe überlistet und verzehrt und sich dann zum Schlafen hinstreckt. Als er am andern Morgen aufwacht, ist die ganze Wiese überschwemmt; glücklicherweise kommt aber ein Bauer mit einem Kahne daher, den er beschwazt, auszusteigen, um ihm in das Fahrzeug zu helfen. Der gutmüthige Narr thut es und der Fuchs bemächtigt sich des Kahns und läßt den armen Schelm, nachdem er ihn tüchtig durchgebläut, im Wasser zurück. Er bestreicht sich nun den Körper mit einem schwarzen Pflanzensafte und begegnet dem hungrigen, Beute suchenden Hund Roonel, der den Fuchs nicht kennt. Diesem erzählt er, er sey aus Amiens und heiße Chuflés oder Choflet, auch Coflet (der Dichter wechselt willkührlich mit diesen Namen). Renart weiß es so zu machen, daß der Hund sich in einer Schlinge fängt und von den Bauern, die sie aufgestellt haben, übel zugerichtet wird. Roonel begibt sich jezt an den Hof des Königs und verklagt den Coflet, der dem Könige natürlich ganz unbekannt ist; demungeachtet aber läßt er seinen Bann (Ban) ausrufen und ihn bei Hofe vorladen. Renart hat sich mittlerweile in einer Hecke versteckt und freut sich sehr über seines Feindes Ungemach. Hier findet ihn das Eichhörnchen, mit dem er sich in einen Hühnerhof schleicht. Während sie hier angenehm beschäftigt sind, wacht ein Bauernbursche auf, merkt Unrath und holt seine Kameraden herbei. Sie halten den schwarzen Fuchs für einen Teufel und holen den Priester. Das Eichhörnchen Rossel entflieht während des Lärms und auch dem Fuchs gelingt es, zu entkommen. Sie finden sich wieder zusammen und streifen den ganzen Tag umher, ohne daß es ihnen gelingt, Lebensmittel zu bekommen. Als sie nun auch die Nacht zusammen verbringen, fällt es dem Renart ein, es sey doch besser das Eichhörnchen zu verzehren, als Hunger zu leiden; er macht sich demzufolge drüber her, wird seiner aber nicht Herr, sondern reißt ihm den Schwanz aus. Rossel entflieht und eilt spornstreichs an den Hof des Königs, wo es den Coflet (Renart) verklagt. Isengrin und Roonel unterstützen die Klage und der König sendet Tibert, den Kater, demgemäß ab, den Herrn Coflet zu laden. Dieser findet ihn auch und vollzieht seine Befehle, Renart weiß aber, wie gewöhnlich, den Kater in eine Schlinge zu locken, aus welcher dieser nur mit genauer Noth entwischt und häßlich zugerichtet wieder an den Hof gelangt. Jezt wird Belin, der Widder, abgesandt; aber auch diesem geht es schlecht und er kehrt in eben so kläglichem Zustande, wie der Kater, an den Hof des Königs, zurück. — Nobel ernennt jezt den Esel, Bernart, den Erzpriester, Bruns, den Bären, und Baucent, den Eber, als Kommissarien. Diesen dreien gelingt es denn endlich, den bösen Schalk gebunden an den Hof zu schaffen. Es erfolgt nun der gewöhnliche Prozeß, wie er schon mehrere Mal vorgekommen ist, wobei Renart, wie immer, sich geschickt vertheidigt. Roonel, der Hund, wirft ihm den Handschuh hin, den der Fuchs aufnimmt; sie kämpfen unter den üblichen Formalitäten am bestimmten Tage. Renart wird besiegt, in einen Sack gesteckt und in das Wasser geworfen, aber von Grimbert, dem er sich zu erkennen gegeben, vom Tode errettet.

In der folgenden Branche geht es Renart Anfangs sehr schlecht; er befindet sich in Malpertuis, seiner festen Burg, und hat weder zu beißen, noch zu brechen. Seine liebe Frau Hermelin, die wieder in gesegneten Umständen ist, und seine hoffnungsvollen Söhne Rovel, Malebranche und Percehaie klagen zusammen sehr über ihren Hunger. Er macht sich also nach Beute auf und trifft wie gewöhnlich auf seinen lieben Gevatter Isengrin, der ihm jedoch erzählt, ein großer Haufe Bauern folge ihm auf dem Fuße. Beide suchen daher ihr Heil in der Flucht und bringen auch die Bauern von ihrer Fährte ab. Als sie sich in Sicherheit sehen, legt sich Isengrin unter einen Baum hin, um zu schlafen; der Fuchs schleicht sich herbei, bindet ihn an die Eiche fest und versteckt sich dann in der Nähe, um zu sehen, was darauf folgt. Ein Bauer kommt daher und prügelt den Wolf durch; diesem gelingt es aber, ihn zu ergreifen und dermaßen übel zuzurichten, daß derselbe endlich mit genauer Noth entflieht. Jezt kommt der Fuchs lustig und guter Dinge, ein Liedchen singend, als habe er kein Wässerchen getrübt, wieder herbei, und der Wolf bittet um Gotteswillen, ihn loszubinden, was denn auch geschieht. Isengrin nimmt ihn nun mit sich nach seinem Hause und bewirthet ihn dort herrlich. Sie scheiden jezt als die besten Freunde. Renart findet nun den Roonel, den ein Bauer so durchgeprügelt hat, daß sich dieser nicht rühren kann. Er nimmt einen Strick, schlingt ihn dem Hunde um den Hals und hängt ihn auf, wobei er ihn arg verhöhnt. Glücklicherweise kommt aber der König Löwe mit seinem Hofhalt dazu und befreit den armen Roonel, der jezt an den Hof gebracht und verpflegt wird. Der Fuchs hat sich zu rechter Zeit davon gemacht; der Hund wird auf Befehl

des Königs durch dessen Aerzte, die von Montpellier und Nimes kamen, geheilt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Oeffentlicher Unterricht. Bildungsanstalten. Société de la paix.

Aus dem Jahresbericht des Staatsraths geht hervor, daß die Akademie jezt 234 Studenten hat, nämlich 35 Theologen, 15 Juristen, 62 Philosophen und 40 in den schönen Wissenschaften. Im Kolleg oder Lyceum waren 412 Schüler, in den Lancasterschulen von Saint-Gervais, Saint-Antoine und la Grenette 514 Kinder und in den Sekondairschulen, die Morgens und Abends gehalten werden, 308 Kinder beiderlei Geschlechts. In den fünfzehn Elementarschulen des alten Genfer Gebiets lernten 1125 Kinder; in den vierundzwanzig hingegen, die dem neuen von Savoyen und Frankreich angehören, waren 2458. Aus diesen Zahlen ergibt sich der immer fortschreitende Unterricht in unserm kleinen Lande.

Die weibliche Ruralschule in Villette gedeiht trefflich. Hier werden arme und verlassene Mädchen zu tüchtigen Bauerfrauen und Dienstboten erzogen. Außer Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, ein Bischen Landesgeographie und Landesgeschichte, erhalten sie Unterricht in weiblichen Arbeiten und ökonomischen Beschäftigungen. In diesen Anstalten, bei denen das Thesaurisiren ein großer Mißgriff wäre, beträgt die Ausgabe immer mehr, denn die Einnahme. Voriges Jahr wurden 19,176 Genfer Gulden ausgegeben und nur 17,459 G. eingenommen, an welchem bedeutenden Defizit die Errichtung einer Succursalschule in Pressy Schuld ist. Bei dem großen Wohlthätigkeitssinn unserer Frauen ist solch eine Lücke kaum bekannt, so strömen schon Beiträge zu deren Deckung herbei. Die täglichen Kosten jedes Mädchens werden auf 1 Gd. 3 S. oder ungefähr 13 kr. rhein. berechnet.

Weniger erfreulich waren die Resultate der männlichen Ruralschule in Carra, welche eine ähnliche Bestimmung wie die von Villette hat, worin aber die Zöglinge weniger gedeihen, wiewohl es an Fleiß und gutem Willen der Vorgesezten nicht fehlt, vielleicht mehr an Festigkeit und Ernst. Es wurden 18,534 Gd. ausgegeben und nur 9119 Gd. eingenommen. Aus dieser großen Differenz ersieht man die geringe Theilnahme des Publikums an diesem Institut.

Unbegreiflich war bisher in dem industriellen, spekulativen und handeltreibenden Genf der Mangel einer Industrie- und Commerzschule. Vielfach wurde bei der Regierung auf deren Gründung angetragen, aber immer umsonst, denn der akademischen und lateinischen Schulhierarchie schien solche Neuerung gefährlich. Knaben, die zum Handwerks-, Industrie- oder Handelsstand bestimmt waren, mußten im Kolleg viele Jahre lang mit Latein und Griechisch geplagt werden und die Zeit verlieren, die sie für ihnen nüzlichere Studien hätten verwenden können. Kamen sie endlich aus der Schule, so mußten sie in ihrem Fach ganz von vorne anfangen und vergaßen darüber die alten Sprachen. Nun endlich sind mehrere tüchtige und achtbare Männer zusammengetreten, um eine solche Anstalt zu eröffnen. Darin wird die ganze merkantile Rechenkunst, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte, Naturlehre, angewandte Geometrie, desgleichen französische, deutsche und englische Sprache, Schönschreiben und Zeichnen in passender Stufenfolge gelehrt. Ich würde statt der Geschichte Chemie sezen. Außerdem wird die Anstalt gewiß von großem Nuzen seyn und unbemittelten Eltern eine große Erleichterung gewähren.

Zu den nüzlichen Vereinen und Gesellschaften, die bisher in Genf bestanden, ist die Société de la paix hinzugekommen, deren Zweck ist, die Menschen über das Unglück und die Leiden des Kriegs aufzuklären und die Mittel aufzusuchen, welche allgemeinen und bleibenden Frieden herbeiführen können. Gründer dieses bereits zahlreich gewordenen Vereins ist der wackere Sellon, der seit mehreren Jahren die Erhaltung und den Schuz des menschlichen Lebens zum Gegenstande seiner Bemühungen gemacht hat. Sellon war ehemals Kammerherr Napoleons, und soll ungeachtet seines schmiegsamen Charakters den Mißhandlungen des Mannes nicht entgangen seyn, der frech genug war, zu sagen: l'Etat c'est moi. Daß er in dieser blutdürstigen Schule den Werth des Menschenlebens nicht vergessen hat, macht ihm Ehre. Er begann mit seinen Bemühungen für Abschaffung der Todesstrafe in Genf, und die Gründung des Friedensvereins ist nur ein Corollarium davon. Man hat manche ungegründete Einwendungen dagegen gemacht. Einige meinten, der Zeitpunkt dazu sey nicht günstig; in dem Augenblick, wo sich die Schweiz rüste, habe es das Ansehen, als wolle man ihre Maßregeln tadeln. Ich meine, gerade die Stellung der Schweiz, die Angriff und Krieg verhindern will, beweise für das Zeitgemäße des Vereins. Es kann keinem Vernünftigen einfallen, daß er diplomatische und politische Bedeutung und Einfluß suche, um den Krieg zu verhindern und um die Stimmung der europäischen Kabinette zu verändern; dergleichen liegt ganz außerhalb seines Wirkungskreises. Die Gesellschaft kann nur einen religiösen und moralischen Einfluß üben; ihre Aufgabe ist, die eigentlichen und wahren Ursachen des Kriegs aufzusuchen, von den scheinbaren zu unterscheiden und auf Mittel zu denken, wie diese Geißel der Menschheit vermindert oder ganz vernichtet werden kann. Wer siehe nicht, daß dies ein schwieriges, auf lange Zeit hinausgehendes Geschäft ist? Wenn der sich jezt bildende Verein auch noch so glücklich ist, wenn sein Fortschreiten auch auf gar keine Hindernisse stößt, wenn ihm alle seine Bemühungen und Arbeiten glücken, darf man doch nicht hoffen, daß seine jezt lebenden Glieder sein endliches Gelingen sehen; dies Glück ist für die Nachfolger, ungewiß, in welcher fernen Generation. Ich finde, daß die Gesellschaft gerade dadurch etwas Würdiges und Erhebendes hat, was allen andern abgeht. Sie arbeitet nicht für einen Zweck, den sie erleben, an dem sie sich freuen kann, sondern nur für künftige Geschlechter, deren Glück und Frieden ihr am Herzen liegt. Sie greift die Rèves d'un homme de bien des wackern Abbés St. Pierre wieder auf und wird untersuchen, was sich jezt davon wegnehmen oder hinzusezen läßt, ob noch immer die Hindernisse bestehen, die sich ihrer Ausführung ehemals entgegensezten, und ob es unmöglich ist, sie zu überwinden. Unsere Gesellschaft sezt sich mit den ältern Friedensvereinen in Verbindung, die in England und in Nordamerika bestehen, um von ihnen zu erfahren, welch unmittelbare Erfolge sie gehabt, was sie hoffen, was sie zunächst erstreben, worin wir ihnen nüzlich seyn und ihr Bemühen unterstüzen können. Im Verfolg der Untersuchungen und Bemühungen wird man auf neue und interessante Entdeckungen stoßen. Der besondere Zweck, den sich der Verein heute vorsezt, wird vielleicht in der Folge verlassen und muß einem andern weichen. Es ist unmöglich, das Wirken und Streben desselben in der Zukunft jezt schon genau zu bestimmen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 197.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 18. August 1831.

Der Schädel hatte einmal eine Zunge und konnte singen. Wie ihn der Schuft auf den Boden schleudert, als wär' es der Kinnbacken Kains, der den ersten Mord beging!

Shakespeare.

Der Herr von Logan.

Ich ging eines Abends über einen Dorfkirchhof, da stieß ich mit dem Fuß an ausgegrabene Gebeine. Ich bückte mich, sie aus dem Wege zu werfen, da sprach ein Alter, der auf einem Grabsteine saß, zu mir: „Junger Mann, was Du da mit Eckel wegwirfst, war einst ein Theil eines Geschöpfes, Dir gleich, in Schmerzen geboren, in Liebe auferzogen; es ward geliebt, es hat geliebt und seine Seele lebt noch, wenn sie gleich Deine Augen nicht schauen. Nie lege ohne Achtung die Hand an die sterblichen Reste eines Bruders!" Er nahm nun die Gebeine, hob ein Stück Rasen auf, der ein frisches Grab deckte, und legte sie hinunter. Ich war noch jung, leichtsinnig, aber der ernste Blick des Greises, was er da that, was er sprach, zogen mich an; ich trat zu ihm, es verlangte mich, noch mehr von ihm zu hören.

„Mein Sohn," fuhr er fort, „es ist eine schmerzliche Lust für mich, diesen Gottesacker zu besuchen. Als ich jung war, wie oft wohnte ich da dem Gottesdienste in dieser Kirche bei, die jezt in Trümmern liegt; damals drängten sie sich darin, die jezt unter dem Rasen hier schlafen gegangen sind und von des Lebens Last und Mühen ruhen. Nur an mich ist der Ruf noch nicht ergangen; aber ich bin ein Baum ohne Saft und Laub, und auf diesem neunzigjährigen Haupte ist nicht Eins der Haare mehr, die es einst braun und lockig deckten." Er hob bei diesen Worten seinen Hut auf und sein kahles Haupt glänzte in der niedergehenden Sonne wie ein Apostelkopf. „Die jungen Leute," sprach er weiter, „achten heutzutage gar zu oft die Worte alter Leute gering und glauben ihnen nicht; das ist aber ein Unglück. Willst Du Dich auf diesen Stein setzen und mir zuhören, so erzähle ich Dir eine Sage, die sich an diesen Todtenacker knüpft; Du wirst daraus sehen, daß man des Staubs der Gräber nicht leichtsinnig und ungläubig spotten soll." Ich sezte mich und er erzählte, was folgt.

Eines Tages, es war im lezten Jahre von König Jakobs Regierung, machte John Talfer, der Todtengräber, ein Grab auf diesem Kirchhofe. Die Kirche stand damals noch und ringsum lagen Grabsteine edler Häuser; denn die Gebeine der Douglas, der Marwell, der Morrisson, der Logan liegen hier rings um Dich. John also grub ein Grab, und als er einen schwarzen Schedel herauswarf, sprach er: „Ja, das war ein betrübter Tag, wo wir die schöne Sünderin da zu Grabe trugen. Schwer und schwarz hingen die Wolken über unsern Häuptern, Bliz auf Bliz, Schlag auf Schlag, die Erde bebte; war es doch, als sträubte sie sich, die Sünderin in ihren Schooß aufzunehmen. Armer Kopf! wie ganz anders siehst du jezt aus, als da du unter den schönen der schönste warst! Wo sind jezt deine strahlenden Augen, deine langen seidenen Locken, deine rosigen Lippen, die so süß zu schmeicheln wußten! Wie garstig bist du nun!" Und er stieß ihn mit seiner Hacke über das Grab hin.

Eben trat ein junger Herr aus der Nachbarschaft in

den Kirchhof. Er gehörte einer edlen, geachteten Familie an, aber es war ein junger leichtsinniger Bursche und lebte lustig auf dem Schlosse seiner Ahnen. Der also kam auf den Kirchhof; er stieß den Schädel mit dem Fuße an und sagte zum Todtengräber: „John, hast Du den gekannt?“ — „Ja, Herr,“ antwortete John, „es war ein Weibsbild.“ — „Ein Weibsbild?“ fragte der Herr von Logan; „so ein Käseweib etwa? nun, hübsch konnte sie doch seyn.“ — „Ja, wahrhaftig, das war sie, und das sehr hübsch. Ich habe Gold und Edelsteine auf ihrer Stirne glänzen sehen, aber so strahlten sie nicht, wie ihre schönen Augen; mit Einem Blicke derselben hätte sie eine Lerche aus den Lüften herabgeholt.“ — „Ich verstehe,“ erwiederte der Herr von Logan; „es war ein reizendes Mädchen mit schwarzen Augen; sie tanzte gerne, sang ihr lustiges Liedchen und hatte keine Furcht vor den Männern. Der Pfarrer besuchte sie von Zeit zu Zeit und sie ging regelmäßig in die Predigt, wenn die Assisen der Grafschaft gehalten wurden, oder nicht?“ — „Es ist so etwas,“ sagte John, nachdem er ihn einen Augenblick schweigend angesehen. „Man sieht wohl, Ihr versteht Euch darauf; gleich und gleich gesellt sich gern. Aber auch Ihr werdet einmal so aussehen, und dann wird es heißen: Seht, das ist der lustige Herr von Logan gewesen.“ — „Nun, nun, Meister John, Ihr predigt ja fast so gut als unser Pfarrer.“ — „Ach, Herr, es wäre nicht das erste Mal, daß das Predigen an mich käme. Damals, zur Zeit des heiligen Covenants, habe ich manches liebe Mal gepredigt, und wenn das Wort nicht verfangen wollte, hatte ich einen kräftigeren Beweis zur Hand.“ Und in der Erinnerung an seine Großthaten, schaufelte John die Erde rascher und kräftiger aus dem Grabe. „Wünscht Ihr Euch diese gute Zeit zurück?“ fragte Logan. „Zurückwünschen? Nein, Herr! Was vorbei ist, ist vorbei, die schönen Tage Cromwells, wie die Phenice Morrissons, deren Gebeine Ihr da seht. Aber der Geist lebt noch, wenn der Leib Staub ist, und man sagt, die Todten besuchen zuweilen die Lebendigen.“ Mit diesen Worten stemmte der Todtengräber die Hand auf den Rand des Grabes und sprang so eilfertig heraus, als fürchtete er, die Knochen, auf die er trat, möchten lebendig werden.

Der Herr von Logan sezte nun den Schedel auf das Grab eines seiner Ahnen und sagte in ernstem Tone: „Glaubt Ihr gewiß, John, daß das schöne Mädchen, dem diese Reste angehören, kommen und im Mondschein auf dem Rasen da sich ergehen kann, wie sie im Leben oft that, oder sich auf das Grab eines Liebhabers setzen kann, der aus Liebe zu ihr gestorben ist?“ — „Sprecht nicht so, gnädiger Herr,“ sagte der Todtengräber erschrocken; „der Schädel da hat Ohren, und es ist mir, als blicke er Euch an.“ — „Ha,“ rief der Herr von Logan lachend; „Du glaubst also, die Schöne höre mich! Gut, so will ich sie gleich auf den Abend zum Essen laden.“ — „Seht hin, Herr, seht hin! aus den leeren Augenhöhlen ist es wie Feuer gefahren! Geht in Euch und betet; sonst speist Ihr diesen Abend mit einer Verdammten.“

Logan wurde bleich bei diesen Worten und sezte sich, ohne ein Wort zu sagen, zu Pferde. Im Dahinsprengen mußte er immer an den Kirchhof denken. Er mochte machen, was er wollte, er sah den Todtengräber, das tiefe Grab und den bleichen Schedel auf dem Grabstein. Er ließ endlich sein Pferd langsamer gehen; er gab sich alle Mühe, diese lästigen Gedanken los zu werden: „Nun wahrhaftig, dachte er bei sich, ich bin fast ein so großer Narr als John, der Todtengräber! In einem dürren Knochen ist kein Leben, in einer leeren Augenhöhle kein Feuer,“ und suchte sich den Tag über zu zerstreuen, so gut es ging. Er trank mit seinen Zubelbrüdern, besuchte seine Geliebte und kam erst um zehn Uhr Abends heim in das Schloß. Unter dem Thorweg warf er den Zügel des Pferdes einem Diener zu, ging in das Speisezimmer und zog die Glocke. „Wozu zwei Gedecke, Lockerlie, Dummkopf? ich esse allein.“ — „Man hat mir befohlen, das Essen für zwei zu rüsten,“ erwiederte der Diener; „zwischen Licht und Dunkel kam ein Bote auf das Schloß; er pochte am großen Thor und richtete aus: Eine Dame wird heute Abend bei Eurem Herrn speisen; deckt für zwei.“

Logan gab keine Antwort und ging langsam, mit nachdenklicher Miene im Zimmer auf und ab. Bald warf er den Blick auf den Tisch mit zwei Gedecken, bald sah er am Fenster in die Nacht hinaus. Der Mond strahlte hell am Himmel, der Fluß zog ruhig, silberweiß durch die Ebene, ein Paar leichte Wolken schwebten über den Hügeln von Tinwald. „Unsinn!“ rief er endlich; „ich lasse mich durch Ammenmährchen ängstigen! Ewig sind die Gesetze der Natur; der Mond glänzt, der Fluß rinnt; wie kann ein Scherzwort Todte aus den Gräbern rufen!“ Er warf sich in einen Lehnstuhl von geschniztem Eichenholz und sah die Tapeten und die Decke des Zimmers an. Auf erstern hingen die Waffen und Bilder seiner Ahnen, ernst und steif; auf der Decke war das lezte Gericht gemalt. Die Gräber thaten sich auf und die Todten harrten des Spruchs, der Verdammniß oder des Heils. Er hatte bisher dieses Gemäldes gar nicht beachtet, und jezt konnte er die Augen nicht davon verwenden. Besonders ein Todtenkopf zog seine Blicke an; es war ihm, als sehe er einen Schimmer in seinen Augenhöhlen. In sehr aufgeregter Stimmung begab er sich endlich in ein mit Ebenholz getäfeltes Kabinet, seiner Mutter Lieblingsgemach. Er nahm eine Bibel mit goldenem Schloß, die ihr gehört hatte, in die Hand; er hatte sie noch nie aufgeschlagen, denn er dachte selten an seine Mutter, und wenn er zufällig einmal seiner Vorfahren gedachte, so war Stolz auf ihre Waffenthaten sein einziges Gefühl. Jezt schlug

er die Bibel auf; aber darin zu lesen, vermochte er nicht; seine Augen schwammen in Thränen, denn gleich auf dem ersten Blatte erkannte er seiner Mutter Handschrift: sie hatte Namen und Geburtstag ihres Sohnes hineingeschrieben. Er schlug das Buch wieder zu und schellte seinem Diener. „Sorbie," sagte er, „soll sogleich ein rasches, sicheres Pferd satteln. Er soll schnell auf den Pfarrhof reiten und Gabriel Burgess, den Pfarrer, holen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der altfranzösische Reineke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der Dichter kehrt nun wieder zu Renart zurück, der auf einem Baume ein Nest mit vier jungen Hühnergeiern findet, hinauf klettert und dieselben verzehrt. Als er kaum mit seiner Mahlzeit fertig ist, kommen die Alten dazu, packen den Renart, der, weil er zuviel gefressen hat, nicht von der Stelle kann und raufen sich gewaltig mit ihm herum, bis es ihm doch am Ende gelingt, sie zu tödten. Voll Wunden und Beulen legt der Schalk sich trübselig unter einem Baume hin und streckt alle Viere von sich. Ein Ritter mit seinem Knappen und einem Burschen kommen des Weges; sie halten Renart für todt und denken sein Fell zu benutzen. Der Knappe bindet ihm die Pfoten zusammen und befiehlt dem Burschen, den Fuchs nach Hause zu tragen. Dieser wirft den Renart über die Schultern und thut, was ihm geheißen wird. Unterweges beißt er den Burschen in den Nacken und entflieht, da dieser den Stock, mit welchem er geknebelt war, löst, um ihn damit zu schlagen. Der Diener kehrt nun betrübt zu dem Ritter zurück, der herzlich über die Begebenheit lacht. Renart schleppt sich mühselig durch die Felder und bittet zu Gott, er solle ihn ein gewisses Kraut finden lassen, das ihn unfehlbar heilen müsse; dies gelingt ihm auch und er wird wieder gesund. Jezt läuft er in den Wald, wo er Droin, den Sperling, findet, der ihm vom Baume herab Kirschen zuwirft, an denen er sich satt frißt. Der Sperling klagt ihm, seine neun Söhne leiden so sehr an der Gicht, und er möchte sie ihm heilen. Renart erwidert ihm, das komme daher, weil sie nicht getauft seyen, und erbietet sich, die heilige Handlung zu verrichten; der Aelteste solle Leonhard heißen und für die Namen der andern wolle man auch sorgen. Droin reicht ihm jezt die Kindlein zu, und Renart ermangelt nicht, einen nach dem andern zu verzehren. Er will darauf dem armen Vater weiß machen, sie seyen sämmtlich geheilt und davon geflogen; dieser kommt aber bald hinter die Schandthat, und rauft sich in der Verzweiflung die Federn aus. Renart macht sich davon, der Sperling gibt sich aber nicht zufrieden, sondern fliegt zu andern Thieren und fordert diese auf, sich seiner anzunehmen und ihn an dem Fuchs zu rächen; er findet aber nirgends Gehör, denn Keines will sich mit dem Schalksgesellen Renart einlassen. Endlich trifft er einen magern Hund, Morout, den sein Herr, ein böser Bauer, fast hatte verhungern lassen; dieser sagt ihm seine Hülfe zu, wenn er ihm Lebensmittel schafft, und es gelingt dem Sperling durch artige List, ihn mit Speise und Trank zu versorgen. Morout kommt wieder zu Kräften; sie locken den Fuchs aus seiner Burg heraus und der Hund rächt jezt seinen Freund auf das Glänzendste und läßt Renart für todt liegen. In diesem Zustande finden ihn Wolf und Wölfin, bedauern ihn sehr, bringen ihn in ihre Wohnung und lassen einen sehr geschickten Arzt aus Montpellier kommen, der ihn wieder herstellt. Renart beurlaubt sich nun von seinen lieben Verwandten, nachdem er ihnen dankbarlichst versprochen hat, bald wieder zu kommen, und macht sich wieder auf die Reise. Unterweges findet er einen Knappen, welcher einen Falken und eine Trommel oder Pauke (tabor), um Enten aufzujagen, mit sich führt. Er stiehlt ihm beides und läßt, als er sich in Sicherheit weiß, bei einem Sumpfe die Trommel tönen und den Falken steigen. Dieser fängt ihm nach einander drei Enten, welche er mit großem Wohlbehagen verzehrt. Dann begibt er sich in den Wald, wo ihm Tartif, die Schnecke, in voller Rüstung begegnet. Er schlägt sie mit der Trommel zu Boden, bemächtigt sich ihres Pferdes und reitet weiter. Ein Bote des Königs begegnet ihm und übergibt ihm einen Brief vom Könige, der ihn als Freund einladet, wegen wichtiger Angelegenheiten an den Hof zu kommen. Renart zeigt sich dazu bereit. Unterweges gesellt sich Grimbert in gleicher Absicht zu ihm. Sie stoßen auf Percehaie, Renarts Sohn, der ihm die Nachricht vom Tode der Frau Hermelin mittheilt. Renart bricht in laute Klagen aus und befiehlt dann seinem Sohne, sich mit seinen beiden Brüdern ebenfalls an den Hof zu begeben. Als Renart und Grimbert dort anlangen, empfängt sie der König sehr gnädig und klagt ihnen sein Leid. Heidnische Völker haben ihn mit Krieg überzogen und sich schon zweier Schlösser bemächtigt; das Kameel ist ihr Anführer; große Haufen von Elephanten, Scorpionen, Tigern, Büffeln, Dromedaren, Vipern, Schlangen gehören dazu. Der Fuchs empfiehlt nun dem Könige, alle seine Mannen zusammenrufen zu lassen; dies geschieht auch; sie stellen sich sämmtlich ein. Renart wird zum Fahnenträger (gonfanonier) ernannt, da man Tardif, der dieses Amt bekleidete, todt im Walde gefunden hat, und seine drei Söhne empfangen den Ritterschlag.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Sociétés de la paix et de l'union.

Man hat auch eingewendet, Genf sey für solch einen Verein ein zu kleiner Punkt, der in Europa verschwinde. Wie irrig! Der intellektuelle und moralische Einfluß hängt Gottlob nicht von der geographischen Ausdehnung und der statistischen Wichtigkeit eines Ortes ab. Ging etwa Calvins reformirende Wirkung nicht von Genf aus? und wurde nicht der Mann hier geboren, der allein, ohne Gehülfen, das ganze Gebäude unserer bürgerlichen Gesellschaft umgestaltete? stand nicht Jean-Jacques Wiege in dem kleinen Genf? Hier wurde auch zuerst in Europa ein Strafarbeitshaus nach neuen Grundsätzen gebaut und eingerichtet, zu dem jezt zahlreiche Fremde aus allen Theilen Europas wandern, nicht aus bloßer Neugierde, sondern um in ihrer Heimath eine ähnliche Anstalt zu gründen. Der Friedensverein gründet sich zu sehr auf das Gemüth und spricht die Eitelkeit zu wenig an, um in Frankreich besondern Eingang zu finden, wo man so viel vom Krieg hofft und den Kriegsruhm so wenig entbehren kann. Dagegen dürften sich ähnliche Vereine in dem lebendigen, tieffühlenden und friedlicher gesinnten Deutschland bilden.

Wir haben noch mehrere Vereine, die bei Ihnen nachgeahmt werden sollten und die gewiß dort so gut Gedeihen finden würden, wie hier; besonders die Société de l'union, eine Association der Handwerksgesellen für den Fall des Erkrankens. Welche Beruhigung liegt in dieser Anstalt für die Theilnehmer selbst und für ihre fernen Angehörigen, die nun gewiß sind, daß ihre Söhne ärztlich behandelt, wohl gepflegt und gewartet werden, wenn ihnen etwas zustößt. Dafür zahlt jeder Theilnehmer monatlich 21 Sols. Es waren voriges Jahr an ordentlichen Beiträgen und Geschenken 17,846 Gulden eingegangen. Die großen Bedürfnisse zur ersten Anlage machten, daß die Ausgaben über 3000 G. mehr betrugen, und dies Mißverhältniß hätte die Anstalt im Entstehen erdrückt, wenn ihr nicht schnell großmüthige Wohlthäter zu Hülfe gekommen wären. Ja man ging noch weiter: von dem Fremdenball, an dem eine Menge Deutsche Theil nahmen, wurde der Ueberschuß mit 275 Franken der Anstalt zur Gründung eines kleinen Reservefonds zugesendet. Die Zahl der ordentlichen Theilnehmer belief sich gewöhnlich auf 412, von allen Religionen und Ländern; davon benuzten 261 die Anstalt in kürzern oder längern Krankheitsfällen, nämlich 49 Genfer, 71 Schweizer aus den andern Kantonen, 14 Franzosen, 96 Deutsche, 19 Savoyarden, 5 Italiener, 4 Russen und 3 Polen. Am häufigsten erkrankten Tischler, Schuhmacher, Zimmerleute, Schneider und Schlosser, größtentheils Deutsche und Schweizer, die hier wie in Paris die Werkstätten füllen. Die Werkmeister sehen alle den großen Nuzen dieser Association für ihre Gesellen ein und tragen nach Kräften dazu bei, daß diese eintreten und die kleine Ersparniß von 21 S. monatlich machen. Zwei unsrer angesehensten Aerzte übernahmen bisher die Behandlung der Kranken unentgeldlich. Der lutherische Pfarrer Wend, Nachfolger des verdienten, auch in Deutschland ehrenvoll bekannten Pfarrers Gerlach, dem das größte Verdienst bei Gründung dieser Anstalt gebührt, zeigt auch fortgesezt unermüdlichen Eifer dafür. Mit ächt evangelischem Sinn wandelt er von einem Krankenbett zum andern, spricht den Leidenden zu, liest ihnen vor, jedem in seiner Sprache, und vermeidet dabei mit kluger Umsicht alles, was Katholiken daran erinnern könnte, sie seyen nicht im Schooß ihrer Kirche. Auch die Censoren des Vereins, namentlich Herr Guichon, zeigen großen Eifer und lezterer hat aus eigenen Mitteln eine passende Bibliothek für die Kranken gestiftet.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

Merkwürdige Prozesse.

Wir haben hier seit Kurzem zwei Prozesse gehabt, welche in mancher Rücksicht bemerkenswerth sind, und auf auffallende Weise den Geist der Zeit und der Nation bezeichnen. Der erste war der Prozeß des „wohlehrwürdigen" Robert Taylor, eines Mannes, der ehemals ein Geistlicher der englischen Kirche gewesen, dann abtrünnig, dann wieder rechtgläubiger Prediger, dann wieder abtrünnig geworden war und sich seit einigen Jahren als Prediger eines groben Deismus und Spötter des Christenthums berüchtigt gemacht hat, dabei aber sich fortwährend Reverend nennt und immer in der stuzerhaftesten geistlichen Tracht erscheint. Schon vor ein Paar Jahren gingen ihm die Beamten der Altstadt zu Leibe, bezweckten aber doch weiter nichts damit, als daß er seine Vorlesungen und Disputationen innerhalb ihres Gebiets aufgab. Seit ungefähr einem Jahre aber trat er aufs Neue in der sogenannten Rotunde auf, wo er, ohne mit denselben gerade in Verbindung zu stehen, mit Hunt und Carlile auftrat, und während jene Königthum, Aristokratie und Priesterschaft angriffen, die christliche Religion zur Zielscheibe seines Spottes machte. Indessen hatte er bei diesem unheiligen Werke selten über zweihundert Zuhörer, zum Theil Neugierige, doch größtentheils Leute aus den arbeitenden Klassen, die sich durch das Lesen atheistischer Schriftsteller um den Trost des Glaubens gebracht hatten und an denen wenig oder nichts zu verderben war. Dabei waren die Mummereien, die der tolle Mensch mit den christlichen Mysterien trieb, so empörend, daß er eher im Stande seyn mochte, Verleitete zum Glauben zurückzuschrecken, als Proselyten für den Unglauben zu werben. Auch nahm die Regierung weislich keine Notiz von ihm, um ihm nicht zur Ehre des Märtyrerthums zu verhelfen. Was aber in England die Regierung unterläßt, steht oft Privatpersonen oder Privatvereinen zu thun frei; und so geschah es denn auch hier. Der sogenannte Verein zur Unterdrückung des Lasters unternahm es, diesen Religionsspötter aus dem Wege zu schaffen. Sie schickte daher ihre Späher hin, die seine Predigten mit anhören mußten, um nachher als Zeugen auftreten zu können, klagten ihn dann an, sezten es durch, daß die Geschwornen ihn für schuldig erklärten, und der Gerichtshof verurtheilte ihn nicht nur zu einer zweijährigen Einsperrung und einer Geldbuße von 200 Pfund, sondern noch zu einer fünfjährigen Bürgschaft für künftige gute Aufführung von solchem Belang, daß, wenn ihm Niemand zu Hülfe kommt, er wohl mehrere Jahre länger sizen bleiben dürfte. Bei dem jezigen Zustande der öffentlichen Meinung, zum wenigsten wie sich solche in den Zeitschriften ausspricht, würde dieses als eine allzuharte Strafe verschrieen worden seyn, wenn das Publikum nicht zu sehr mit der Reformfrage beschäftigt wäre. Indessen nahmen sich doch die Times seiner so weit an, daß die Friedensrichter des Distrikts eine besondere Berathung wegen seiner Behandlung im Gefängniß anstellen und das mildeste Verfahren gegen ihn anempfehlen mußten. Welchen Eindruck seine Bestrafung auf seine Anhänger gemacht hat, ist leicht zu errathen, obgleich man unter den obwaltenden Umständen nichts davon im Publikum erfährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 198.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 19. August 1831.

— So ist es beschaffen, so wird es bleiben und also
Endigt sich unser Gedicht von Reinekens Wesen und Thaten.

Goethe.

Der altfranzösische Reinecke Fuchs.

(Fortsetzung.)

Der König beschließt, am folgenden Tage mit dem Heere in den Krieg zu ziehen, und befiehlt dem Renart, mit Novel und Malebranche, Tybert, Ysengrin und andern zur Deckung des Schlosses und der Königin zurückzubleiben. Percehaie soll dem Heere die Fahne vortragen. Dem Fuchs ist das ganz recht, er hat die Königin lange geliebt mit aufrichtiger Liebe (d'amor enterine) und nimmt sich vor, die schöne Gelegenheit, die sich ihm darbietet, auf das Beste zu benutzen. Der König zieht nun mit seinen Mannen ab; das Heer, dessen Eintheilung und Anführer werden genau beschrieben; der Esel, Bernard der Erzpriester, hat Alle absolvirt, spricht dem Könige Muth ein, und wird dafür von ihm zum Bischof ernannt. Es erfolgt jezt eine Schlacht, in der der Löwe Sieger bleibt und das Kameel gefangen wird. Es fleht um Gnade, wird aber verdammt, lebendig geschunden zu werden, eine Sentenz, welche Baucent, Roonel und Bruns auch alsbald an ihm vollstrecken. Der König läßt jezt die Todten begraben, Espinart und Chantecler ausgenommen, die in der Schlacht als Helden gefallen sind, und welche er dem Heere auf Bahren voranzutragen befiehlt, damit sie in der Heimath eine ehrenvolle Ruhestätte finden. Dann macht er sich mit der Armee auf den Rückmarsch. Unterdessen hat aber Renart die Zeit wohl benuzt, einen falschen Brief geschrieben, in welchem der Tod des Königs, der in der Schlacht gefallen ist und Renart zum Erben seines Reiches und seines Ehebetts eingesezt hat, gemeldet wird, und einen Boten bestochen, der das Schreiben überbringt. Diesen Boten erschlägt er, angeblich in der ersten Aufwallung über den großen Verlust, bemächtigt sich des Reichs und heirathet Dame Fière, die Königin, die gar wohl damit zufrieden ist. Nun kommt der König zurück, findet die saubere Bescheerung und belagert mit seinem Heere das von Renart wohlbefestigte Schloß. Es erfolgen jezt Angriffe, Ausfälle, Auswechselung von Gefangenen u. s. w., kurz der Dichter liefert das lebendigste Bild einer Belagerung, wie sie zu seinen Zeiten üblich gewesen ist. Endlich wird aber Renart, der sich überall sehr tapfer zeigt, bei einem Ausfall gefangen und soll hingerichtet werden; der König verzeiht ihm jedoch, sich der guten Dienste, die er ihm früher geleistet, erinnernd, und ein allgemeiner Friede wird geschlossen. Nobel zieht wieder in seine Burg ein, Dame Fière, die Königin, eilt ihm entgegen, als wenn nichts vorgefallen wäre, und Renart begibt sich mit seinen Söhnen nach Malpertuis, wo es ihnen recht gut geht. Diese Branche, eine der längsten (sie enthält fast 3500 Verse) ist auch in jeder Hinsicht eine der vorzüglichsten des ganzen Gedichtes.

Der nächste Abschnitt: Wie Renart seinen Beichtvater fressen wollte (Si come Renart volt mengier son Confessor) scheint, sowohl der Sprache nach, auf die man sich jedoch nicht immer verlassen kann, weil die verschie-

denen Abschreiber zu willkührlich mit ihr verfuhren, als auch nach ihrem Inhalte und der Behandlungsweise zu urtheilen, weit älter als die vorhergehenden zu seyn. Er enthält viele Unanständigkeiten und besonders ziemlich starke satirische Ausfälle gegen die Ordensgeistlichen, übrigens nicht viel Neues, sondern nur einige Streiche des Renart, welche auch schon in andern Branchen vorkommen. Zulezt will Renart den Hühnergeyer, Dant Hubert l'Escofle, dem er beichtet, zum Dank dafür auffressen, nachdem er seinen Söhnen (Hubert ist ein frommer Geistlicher) schon dasselbe gethan, und die Branche schließt damit, daß das ein arger Sünder sey, der seinen Beichtiger auffrißt.

Die lezte Branche, Renarts Tod, ist es der Zeit der Abfassung nach wohl nicht, da mehrere Personen wieder vorkommen, die im Laufe der vorhergehenden Kapitel schon Todes verblichen sind. Sie enthält, wie die vorhergehende, sehr viele Unanständigkeiten und arge Spöttereien. Am Hofe spielt Renart mit dem Isengrin, verspielt Alles, auch Theile seines Körpers, wird nun von diesem lebensgefährlich verwundet, und stirbt, ungeachtet der Pflege, die Dame Fiere ihm angedeihen läßt. Sein Leichenbegängniß ist sehr feierlich und wird höchst ausführlich beschrieben; unter anderm hält der Erzpriester Bernart eine sehr boshafte Leichenrede, in welcher er vorzüglich der Liebeshändel des Verstorbenen ausführliche Erwähnung thut. Als der Fuchs begraben werden soll, wacht er plötzlich wieder auf, packt den Hahn Chanteceler, der den Weihrauchkessel schwingt, und läuft mit ihm davon. Der König läßt ihm nachsetzen, von der andern Seite kommt ihm ein Bauer mit seinem Hunde entgegen, so daß Renart den Hahn fahren läßt, selbst aber von Tardif, der Schnecke, gefangen und vor den König gebracht wird. Er klagt jezt den Chantecler an, muß mit diesem kämpfen, wird von ihm besiegt, stellt sich todt und wird in einen Graben geworfen. Hier überlistet er in der Nacht den Raben, reißt ihm den Schenkel aus und entflieht nach Malpertuis, zu Dame Hermelin. Der König sendet jezt Hubert und Grimbert als Boten ab, um den Fuchs wieder vorzuladen; Hubert bleibt vorsichtig draußen, Grimbert geht aber hinein und Renart bittet ihn, dem Könige zu sagen, der Rabe habe ihn völlig getödtet und Frau Hermelin ihn schon unter einem Kreuze begraben. Hermelin zeigt jezt unter vielen Klagen den Abgesandten Renarts Grab, und diese kehren mit der Nachricht zum Könige zurück, der sich ganz erzürnt darüber zeigt und erklärt, er habe nie einen besseren Baron unter seinen Vasallen gehabt.

(Der Beschluß folgt.)

Der Herr von Logan.

(Fortsetzung.)

Während Sorbie dem Pfarrhof zusprengte, dachte er bei sich: „Zu Damen wäre ich oft genug geschickt worden, nun geht es auch einmal zu einem Pfarrer; was aber der Herr mit ihm will, das ist mir nicht klar; denn beten thut er nicht viel, der Herr, und heirathen — das thut er noch weniger. Er müßte nur mit seinen lustigen Kameraden beim Glase Sr. Ehrwürden zum Besten haben wollen. Ha! da käme er schlecht weg bei Gabriel Burgess, und lieber will ich es mit dem Herrn aufnehmen, wenn er tobt, als mit Sr. Ehrwürden. Sonntags muß man ihn auf der Kanzel sehen, wie er mit den Armen ficht, wie ihm die Augen aus dem Kopfe treten und seine Stimme wie der Donner schallt. Ja, und er hat auch Macht über böse Geister; mit einer offenen Bibel, einem bloßen Schwert und ein Paar Worten Lateinisch wird er bald mit ihnen fertig. Wie komme ich dazu, auf dem einsamen Wege da an Geister zu denken!“ Bei diesen Worten blickte Dick Sorbie rechts, links, vorwärts, rückwärts, und gab seinem Pferde die Sporen. Er kam nun in eine wilde Schlucht und stimmte ein Lied an, um sich Muth einzusingen; aber er sang weislich nicht zu laut, damit er daneben horchen konnte, denn sein Pferd schnaubte und tobte ganz sonderbar. Nicht lange, so sah er zu seinem großen Troste eine Dame auf einem Zelter, einen Diener hinter ihr, sich entgegenkommen. „Wer mag die schöne Reisende seyn?“ dachte Sorbie; „die muß sich arg vor der Nachtluft fürchten, daß sie sich so verschleiert und einmummt. Aber was ist denn dem Pferd? Ruhig, ruhig, Tam Galloway! Wirf mich nicht herunter!“ Aber Tam Galloway achtete der Ermahnungen seines Herrn nicht, und als er an der Fremden vorüber sollte, machte er solche Sätze, daß Sorbie beinahe bügellos geworden wäre. Er grüßte indessen doch die Dame mit den Worten: „Gott behüte Euch, schöne Dame; Ihr seyd spät auf dem Weg.“ — „Es ist spät,“ antwortete sie mit sehr sanfter Stimme; „aber ich habe nicht mehr weit, wenn Euer Herr zu Hause ist.“ — „Er ist zu Hause,“ erwiederte Sorbie mit einer tiefen Verbeugung, „und er erwartet Gesellschaft, denn es ist für zwei gedeckt; wer aber bei ihm zu Nacht speist, weiß ich nicht.“ Da hob die Dame lächelnd ihren Schleier auf und ließ ein hübsches, junges Gesicht sehen, mit funkelnden Augen und blonden Locken; drauf ließ sie ihn wieder fallen und sezte ihren Weg fort.

„Niemand Bekanntes,“ dachte Sorbie; „doch gleichviel, dem Herrn wird sie willkommen seyn. Schnell zum Pfarrer, denn mit einer so hübschen Dame könnte der Herr leicht nicht warten, bis jener das Gratias vor dem Essen gesprochen hat.“ Und er gab seinem Pferde die

Sporen. Eben als er das Ende der Schlucht erreichte, sah er einen Reiter, Mann und Roß kohlschwarz, auf sich zukommen. „Das Sprichwort hat Recht," dachte er, „triffst du ein Weib bei Nacht, so ist der Teufel nicht weit. Der Reiter da könnte gar wohl nichts anders seyn." Der Reiter war indessen nicht der Teufel, sondern Sr. Ehrwürden, Gabriel Burgess. „Umgekehrt, Sorbie!" rief er dem Boten zu; „ich gehe zu Deinem Herrn." — „Gott behüte!" rief Sorbie und riß die Augen weit auf; „Ihr seyd es, ehrwürdiger Herr? Seyd mir herzlich willkommen!" Damit zog er den Hut ab und wischte, indem er mit der Hand über Stirn und Haare rückwärts strich, die Schweißtropfen ab, welche ihm die Angst ausgepreßt hatte. „Umgekehrt, Richard Sorbie!" rief nochmals der Pfarrer, „und sprich, was hat Dich so in Angst gesezt?" — „Wahrhaftig, ehrwürdiger Herr," antwortete Sorbie, „vor Euch habe ich mich gefürchtet und vor Niemand anders; als ich da ein Pferd und einen Reiter, beide ganz schwarz, auf mich zukommen sah, dachte ich an den Feind des Menschengeschlechts. Aber mein Pferd, das gute Thier, ist gescheiter als ich und hat keine Angst gehabt. Ihr wißt wohl, die Thiere wittern die bösen Geister. Just eben hätte er mich fast abgeworfen, da wir im Hohlweg von Deadmanshill einem Frauenzimmer begegneten." — „Um diese Zeit bist Du einem Frauenzimmer im Hohlweg begegnet?" fragte Gabriel; „und wie sah sie aus?" — „Ein hübsches Mädchen, Ehrwürden, bei meiner Ehre! mit blonden Locken vollauf und schönen blauen Augen. Doch Ihr werdet sie gleich zu sehen bekommen, denn sie speist mit meinem Herrn zu Nacht, und wenn Ihr nicht vorwärts macht, so sind sie bei Tische, bis Ihr kommt."

Die beiden Reiter ritten rascher dahin. „Just hier bin ich der Dame begegnet," sagte Sorbie nach einiger Zeit; „und hier herum hatten sonst die Herrn von Logan ein dichtes Gebüsch, und hier hatte einer davon, des Herrn Großvater, eine Zusammenkunft mit einer schwachen Evatochter, mit der schönen Morrisson." — „Still!" sprach Gabriel, „still davon! der guten Thaten gedenke der Mensch, die bösen vergesse er." — „Seht Ihr wohl," fuhr Sorbie fort, „das Licht im Thurme dort schimmern? das ist ein Trost auf solch einsamem Wege. Aber, ehrwürdiger Herr, das vergesse ich ja ganz: woher wißt Ihr denn, daß der Herr nach Euch verlangt? denn gewiß kam kein Bote vor mir auf den Pfarrhof." — „Ihr, die mir den Feigerzeig gegeben hat, hätte ich gehorcht, so lange sie noch auf Erden pilgerte, und wäre ich am Ende der Welt gewesen; wie sollte ich ihr jezt nicht gehorchen, da sie ein Geist ist, der im Lichte wandelt!" — „Gut," dachte Sorbie, „jezt verkehrt er mit Geistern. Damit verkehrt er mir wohl allein, denn er könnte mich in Gesellschaft bringen, nach der mich nicht gelüstet. Und doch möchte ich wissen, was er mit seinem Geiste will, der im Lichte wandelt."

Während die beiden sich so unterhielten, hörte der Herr von Logan Pferdegetrappel im Schloßhofe und Bewegung unter der Dienerschaft, hörte dann, wie eine weibliche Stimme, süß wie eine Aeolsharfe, sich erkundigte, ob er zu Hause sey; ein seidenes Gewand rauschte vor der Thüre, sie ging auf und herein trat eine junge, reich gekleidete Dame.

Sie nahm ohne Umstände Platz auf dem Sitze, den man ihr anbot, warf ihren Schleier zurück und zeigte ein reizendes Gesicht, von einer Fülle blonder Locken umwallt. „Herr von Logan," sprach sie, „ich nehme Eure Gastfreundschaft auf eine Stunde in Anspruch. Doch da sehe ich eine gut besezte Tafel, und in der silbernen Räucherpfanne brennt Weihrauch. Erwartetet Ihr mich denn zum Essen?" Und sie wiegte, der Antwort gewärtig, zierlich das Haupt hin und her. „Wahrlich, Lady Anna," antwortete er, „daß dies für Euch gerüstet ist, kann ich nicht sagen; war ich doch auf die Ehre, die Ihr mir erweist, nicht im mindesten vorbereitet; aber so viel weiß ich, einer liebenswürdigeren Dame, als Ihr seyd, kann dies Mahl nimmer warten." — „Herr von Logan," antwortete die junge Dame in entschiedenem Tone, „ich bin jezt vollkommen unabhängig und Niemand hat sich mehr um meine Schritte zu kümmern; ich gehe wohin und wann ich mag; mein Besuch heute Abend ist indessen kein freiwilliger; seht den Himmel an: diese schwarzen Wolken drohen mit einem Regenguß, und lieber nahm ich Eure Gastfreundschaft in Anspruch, als daß ich mich dem Sturme preisgab, der mit meinen Falbeln und Spitzen garstig umgegangen wäre." — „Werthe Lady Anna," erwiederte Logan, „was auch der Grund Eures Besuches sey, Ihr seyd mir tausendmal willkommen, und ich danke es den Elementen, daß sie den Eigensinn, von dem ich schon so viel habe leiden müssen, ein wenig ihre Macht haben fühlen lassen. Doch erlaubt mir, daß ich Euch den unbequemen Schleier abnehme, der mir noch ein Paar Locken Eures schönen Haares verbirgt. Die Wolken werden immer drohender, und hoffentlich werdet ihr an den Aufbruch aus meinem Hause noch lange nicht denken können."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Merkwürdige Prozesse.

Der zweite Prozeß ist der des bekannten Wilhelm Cobbett. Dieser Mann, eines Bauern Sohn, der sich in früher Jugend anwerben ließ und es bis zum Unteroffizier brachte, dann wieder Pächter wurde, zweimal nach Amerika auswanderte und wieder zurückkam, und nebenher über tausenderlei Gegenstände geschrieben hat, über Feld- und Gartenbau,

Baum- und Viehzucht, Häuser- und Periodenbau, vor allem aber über Politik, und zwar der Reihe nach für und gegen jede Meinung, Parthei und öffentliche Person, dieser Mann schreibt einen Styl, wie man ihn sich nicht kräftiger denken kann, voll idiomatischer Ausdrücke, und besonders darauf berechnet, auf den gemeinen Mann Eindruck zu machen. Er ward beschuldigt, im vorigen Jahre durch mehrere Aufsäze in seinem wöchentlich erscheinenden politischen Register das Landvolk zur Feueranlegung aufgereizt zu haben. Vielleicht würde ihn jedoch die Regierung deshalb doch nicht gerichtlich verfolgt haben, weil sie voraussezen mußte, daß es schwer seyn werde, einen Mann wie ihn zu überführen, eine gerichtliche Verfolgung aber in einem freien Lande einem Libellisten, sey es, daß er überführt werde oder nicht, immer größere Wichtigkeit gibt; doch sie mußte es thun, um sich vor den Tories Ruhe zu verschaffen, welche sie sonst einer strafbaren Nachlässigkeit beschuldigt hätten. Der Erfolg zeigte auch, daß es am weisesten gewesen wäre, wenn sie den alten Sünder unangefochten gelassen hätte. Er citirte die Minister als Zeugen, ob er gleich voraus wußte, daß die Fragen, die er an sie zu stellen gedachte, nicht beantwortet werden, und ihm auch von keinem Nuzen seyn konnten. Aber er wollte die Freude haben, die Broughams und die Greys ins Angesicht zu schimpfen, und dieß that er denn auch nach Herzenslust, obgleich der Generalprokurator ihn schmeichelnd einen Meister des Styls nannte. An Lord Brougham that er viele Fragen über den Verein zur Verbreitung nüzlicher Kenntnisse, dessen Stifter und Präsident jener bekanntlich ist. Brougham hatte in dieser Eigenschaft bei Cobbett um die Erlaubniß gebeten, einen Brief abdrucken lassen zu dürfen, welchen derselbe im Jahr 1816 an die sogenannten Luddisten geschrieben, um sie von den Streifzügen abzumahnen, welche sie gegen alles Eigenthum unternommen hatten. Er wollte damit beweisen, daß er ein Ehrenmann sey, welcher nur Ordnung und Ruhe suche, bewies aber eigentlich doch nur, daß er auf seiner schriftstellerischen Laufbahn von jeher inkonsequent gewesen, und daß man in seinen Werken in allen Rücksichten Gift und Gegengift findet. Die Geschwornen blieben indessen eine ganze Nacht durch eingesperrt, ohne sich vereinigen zu können (denn bekanntlich müssen nach dem englischen Recht die Geschwornen einstimmig seyn und eine Mehrheit ist zur Entscheidung nicht hinlänglich); am Morgen mußte sie der Richter entlassen, und die Sache fiel zu Boden. Cobbett lacht demnach die Regierung aus, während der bekannte Deist Carlile wegen einer ganz ähnlichen Schrift, die aber mit weit weniger Talent abgefaßt und weit weniger verbreitet ist, zu zweijährigem Kerker verurtheilt wurde. Merkwürdig ist es dabei und ein auffallender Beleg von dem Mangel an Einförmigkeit, welcher in allen Dingen bei uns herrscht, daß, während dieser Carlile sich in sehr milder Haft befindet, ungehindert schreibt und liest, was er will, Besuche von seinen Freunden annehmen und sich vertraulich mit ihnen unterhalten darf, der vorhin erwähnte Geistliche, Taylor, in seiner Lektüre beschränkt ist, seine Korrespondenz der strengsten Untersuchung unterworfen sieht und seine Freunde nur auf wenige Stunden, und zwar nur hinter einem doppelten Eisengitter in einer Entfernung von drei Fuß sehen darf. Dieser Unterschied in der Behandlung zweier, eines ähnlichen Verbrechens wegen eingekerkerten Personen rührt nicht von einer etwaigen Verschiedenheit im Urtheilsspruche, sondern von der Verschiedenheit der Hausordnung her, welche in den beiden Gefängnissen eingeführt ist, in denen sich der eine und der andere befindet. Das eine ist das Hauptgefängniß der Grafschaft Middlesex, das andere das Hauptgefängniß der Grafschaft Surrey; sie liegen aber keine halbe Stunde von einander entfernt. Die innere Einrichtung der Gefängnisse hängt nicht von der Regierung, sondern von den versammelten Friedensrichtern einer jeden Grafschaft ab, welche innerhalb gewisser allgemeinen parlamentarischen Verordnungen einen ungeheuren Spielraum für Milde und Strenge, für Thorheit und Weisheit haben.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, August.

(Fortsezung.)

Société de lecture.

Von einer ähnlichen Union für kranke Arbeiterinnen habe ich bereits viel Gutes gehört, es ist aber darüber noch nichts Zusammenhängendes bekannt geworden. Ein Verein unserer ausgezeichnetsten Frauen steht der Anstalt vor, die auch günstig auf die sittliche Heilung der jungen, größtentheils sehr hübschen Arbeitsmädchen wirkt, die durch den grenzenlosen Hang zum Luxus nur zu häufig einen weniger reinen Erwerb suchen, als den mit der Nadel.

In der lezten Generalversammlung unserer **Société de lecture** sagte der abtretende Präsident, Professor Gautier, sehr richtig: „Während alle Staaten erschüttert werden, während Umwälzungen und Bewegungen viele Stellen Europas bedrohen, während Krieg und Kriegsgeschrei im Osten und Süden tönt, leben wir ruhig und friedlich, und kein Sturm hat unsere Gesellschaft bewegt. Ja, wenn auch die äußern Ereignisse schwer und beunruhigend sind, so haben sie bisher nicht nur unsere Hülfsquellen nicht verringert, sondern vielleicht noch vermehrt, weil man jezt allgemeiner den Vortheil einer solchen Anstalt einsieht und würdigen lernt. Dergleichen ist freilich immer werthvoll und bedeutend durch die Masse wissenschaftlichen und literarischen Lichts, das von ihr ausgeht, wodurch Männer jeden Alters und aller geistigen Beschäftigung sich nicht nur unter einander nahe kommen, sondern auch mit den vielen Fremden in angenehme Berührung treten, die bei uns Zutritt haben. Diese finden in unsern Sälen eine schäzbare Quelle von Unterhaltung und Unterricht, und wir Genfer haben dadurch eine leichte und wohlfeile Gelegenheit, den Fremden auf eine angenehme und liberale Weise unsere Gastlichkeit zu bethätigen. Doppeltes Interesse aber gewinnt unsere Gesellschaft durch ihren Reichthum an Zeitschriften, politischen Brochüren, Karten und andern Hülfsmitteln in dem Augenblick, wo die Nachbarländer, mit denen wir in genauester Verbindung stehen, auf mannigfache Weise aufgeregt und wo ihre Einwohner in mächtiger Bewegung für die Begründung ihrer Rechte begriffen sind. In solchen Augenblicken ist's nicht nur von großem Werth, zu erfahren, was Neues geschieht, man fühlt auch ein dringendes Bedürfniß, sich auszusprechen, sich Ideen und Ansichten mitzutheilen, die Gegenwart mit der Vergangenheit zusammenzuhalten und an die Zukunft anzuknüpfen. In solchen Zeiten hat die Männergesellschaft am meisten Reiz, Farbe und Bewegung. Für wissenschaftliche und gelehrte Arbeiten ist dagegen diese Zeit nicht günstig. Wer hätte noch dafür Sinn, wenn unser persönliches und nationelles Interesse, unsere Unabhängigkeit, unser Glück und unser Vermögen auf dem Spiel stehen? Der Geist hat keine Ruhe und keine Stätigkeit mehr; aber wenn er müde ist von dem Geschrei und den Wehen der Welt und ihr für Augenblicke zu entkommen sucht, dann sind die stillen Säle unserer Bibliothek ein Asyl, in dem das geängstigte und erschöpfte Gemüth für Augenblicke wenigstens Beruhigung finden kann. So dient unsere Gesellschaft Allen und jeder Stimmung."

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Nº. 199.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 20. August 1831.

Juckend sagt mein Daum mir an,
Etwas Böses naht heran.

Shakespeare.
Macbeth.

Der Herr von Logan.

(Fortsetzung.)

Die junge Dame nahm nun den Schleier ab und ließ die langen Locken auf die Schultern niederfallen; dann hob sie die weißen Arme über den Kopf und schlang lose ein Band um die Haare. Logan sah ihr in stummer Bewunderung zu und bereute innerlich, daß er nach Gabriel geschickt, dessen Gegenwart das Tete-a-Tete verderben mußte; denn seine Angst war ganz verschwunden und hatte lachenderen Gefühlen Platz gemacht.

Während dessen unterhielt sich die Dienerschaft im Schlosse von den Begebenheiten des Abends. „Ich möchte wissen," sagte einer, „was aus Alle dem werden soll. Der Herr läßt Sr. Ehrwürden holen, und da kommt Lady Anna Dalzell aufs Schloß, wie ein fahrendes Fräulein in den alten Balladen. Das eine ist wahrhaftig so verwunderlich als das andere." — „Ich glaube es noch nicht ganz," meinte ein anderer, „daß diese schöne Blonde mit dem kecken Auge Lady Anna ist. Meint Ihr, das edle Fräulein werde ihres Stands und ihres Rufs so weit vergessen, daß sie um diese Zeit allein zu unserm Herrn kommt? Nein, nein, die Taube besucht den Falken nicht in seinem Nest." — „Ich weiß, was ich weiß," sprach die alte Aufseherin des Hühnerhofs; „Gott läßt zuweilen gar seltsame Dinge hienieden zu, und ich wette, die schöne Dame, so jung und frisch sie aussieht, hat nicht viel Blut in den Adern und nicht viel Fleisch auf den Knochen."

Der Lärm, der die Ankunft unserer beiden Reiter verkündete, machte diesem Geschwätze ein Ende. Die Bedienten liefen ihnen entgegen und bemerkten, als sie Sr. Ehrwürden ins Gesicht leuchteten, daß er noch um ein Gutes feierlicher aussah als gewöhnlich. Als der Pfarrer eben die Zimmerthüre öffnen wollte, hörte er eine liebliche Stimme sprechen: „das war also Euer Abentheuer vom Kirchhofe? Jezt weiß ich doch, warum Ihr, als ich kam, so düster und schweigsam wart, da Ihr doch sonst so aufgeräumt seyd. Wie ist es aber möglich, daß so tolle Einbildungen einem Mann von Eurem Kopfe zu schaffen machen können? Glaubt Ihr wirklich, das Wort eines Menschen sey im Stande, Todte in ihrem Grabe aufzuwecken, einem Gerippe schöne Lebensformen, einer leeren Augenhöhle den Lebensblick, einem Munde, den der Tod versiegelt, die melodische Stimme und das geflügelte Wort wiederzugeben? Doch sieh da, ein Geist in der Gestalt eines Priesters!" rief sie lachend, als Gabriel Burgess in das Zimmer trat.

„Ehrwürdiger Herr," fuhr die junge Dame fort, nachdem die ersten Komplimente gewechselt waren, „eben ehe Ihr kamt, hat mir unser Freund etwas anvertraut; Ihr werdet aber besser im Stande seyn, als ich, ihm Aufschluß zu geben und ihn zu beruhigen. Es ist ihm etwas auf dem Kirchhof von Logan begegnet, das seinen innern Frieden stört." — „Sprecht, mein Sohn," sagte der Prediger; „die Kirche hat Arznei für alle Seelenleiden."

Der Herr von Logan erzählte nun mit erzwungener Munterkeit sein Abentheuer auf dem Gottesacker, und daß er Phenice Morrisson zum Nachtessen eingeladen. Gabriel Burgeß hörte ihm aufmerksam zu, doch so, als wäre es ihm eben nichts Neues. „Mein Sohn," sprach er endlich, „ein hübsches Weib, das leibt und lebt, an Eurer Seite hat mehr Gefahr für Euch, als sämmtliche Gebeine der verführerischsten Schönheiten, die einst am Hofe der Stuarts glänzten. Ihr habt unüberlegte, sträfliche Worte gesprochen, aber das Ohr, an das Ihr sie richtetet, war taub. Die Todten hören nichts mehr als die Stimme des Erzengels, der sie ins lezte Gericht ruft, und Ihr müßtet von Gott oder vom Bösen absonderlich begnadigt seyn, wenn Ihr dergestalt unsichtbaren Geistern solltet gebieten können. In den Tagen, wo noch das blinde Pabstthum unter uns herrschte, suchten die bösen Geister jezuweilen die Kinder der Menschen heim, aber seit das reine Licht der geläuterten Lehre uns erleuchtet, sind sie zurückgekehrt in das Reich der Finsterniß. Ich selbst, ein schwaches, unwürdiges Werkzeug der Kirche, habe manchmal in jenen Unglückszeiten Lügengeister beschworen. Ihr dürft aber ganz ruhig seyn, Herr von Logan; sprecht Euer Gebet, und Ihr könnt ruhig schlafen." — „Wie glücklich bin ich, ehrwürdiger Herr," sagte die junge Dame, „daß ich Euch hier treffe und mich von Eurer Weisheit belehren lassen kann. Ihr sagt, Ihr habt früher Geister der Finsterniß ausgetrieben? Haltet mir meine Unwissenheit zu gute, aber ich möchte gerne wissen, wie Ihr mit diesem schwierigen Geschäft fertig wurdet." — „Von Herzen gerne, gnädige Frau," antwortete der Pfarrer, „mein Verfahren ist einfach und durchaus verständlich. Hier steht aber ein Essen und duftet, daß ein Einsiedler Gelüste bekommen könnte."

Die Schüsseln waren, während Gabriel so sprach, vollends aufgestellt worden; er faltete die Hände über dem Tisch und sprach: „Gott heilige dieses Mal mit seiner Gegenwart, und mögen wir zu seinem Ruhme essen und trinken. — Und nun, schöne Nachbarin," fuhr er fort, indem er sich sezte, „mit was kann ich Euch aufwarten? mit einem Fasanenflügel oder einem Stück Salm?" — „Sehr weiser Prediger," erwiederte sie lächelnd, „das Nachtessen ist für mich ein höchst überflüßiger Gaumenkitzel, womit man sich das Blut erhizt und die Haut verderbt, und da ich schön seyn möchte, damit man mich gerne sieht, so meide ich, was der Schönheit Eintrag thun kann. Daß aber Ihr, ein so eifriger Anhänger einer Lehre, die Selbstverläugnung predigt, was Tafelfreuden betrifft, so gar nicht streng seyd, das wundert mich." — „Gnädige Frau," antworteten Sr. Ehrwürden, „der sterbliche Mensch unterliegt Schwachheiten, gegen die man nachsichtig seyn muß. Enthaltsamkeit riecht nach dem Pabstthum. Hier ist ein Fasan, mit dem ächten Haideduft, würdig einem Propheten zum Mahle zu dienen." Der Pfarrer brach ab, um sich nun ganz dem Essen zuzuwenden; er ging auch mit wunderbarer Behendigkeit ans Werk, und blickte weder rechts, noch links.

(Der Beschluß folgt.)

Der altfranzösische Reincke Fuchs.

(Beschluß.)

Hier endet nun der eigentliche Roman vom Fuchs, interessant in vielfacher Hinsicht, eines der merkwürdigsten Dokumente seiner Tage. Bei der Beschränkung des Raumes müssen wir jedoch unsere Bemerkungen, in sofern wir sie nicht schon hie und da, bei der Schilderung der einzelnen Branchen, einfließen ließen, für eine andere Gelegenheit aufsparen, da wir keineswegs eine gründliche und erschöpfende Abhandlung hier liefern dürfen, noch wollen. Es sey uns daher nur gestattet, einige Worte über die späteren Bearbeitungen sowohl, als über diejenigen altfranzösischen Gedichte, welche sich dem Roman du Rénart anschließen, hinzu zu fügen. Es sind vorzüglich folgende:

Le roman du rénart couronné, auch Le Couronnement du Rénart genannt. Sein Verfasser ist wahrscheinlich kein Mann, sondern nach Méons Vermuthung, der wir aus mehreren Gründen beistimmen, *die ausgezeichnete Dichterin Marie de France* *). Dieses Gedicht enthält 3398 Verse, ganz in derselben Form wie der Roman du Rénart und wie fast alle epischen und didaktischen Gedichte des Mittelalters bei den Franzosen. Die Zeit seiner Abfassung fällt in die lezten Decennien des dreizehnten Jahrhunderts. Es ist vorzüglich gegen die Franziskaner und Jakobiner gerichtet, welche sich zu Anfang dieses Säkulums in Frankreich niedergelassen hatten und dort bald in großem Ansehen standen. Nach einigen kurz erzählten, nicht sehr listigen Streichen des Renart, wendet sich derselbe an die Geistlichen und verspricht ihnen, sie in der Kunst, die Menschen zu betrügen, zu unterrichten, wenn sie ihm dafür helfen wollten, den Thron des Löwen zu besteigen. Sie willigen ein und bereden den König der Thiere, sich in ein Kloster zurückzuziehen und den Fuchs zum Nachfolger zu erwählen. Renart läßt sich nun vom Pabste krönen, gewinnt die Großen durch seine Freigebigkeit, unterdrückt das Volk und verhilft nur denjenigen zu ihrem Recht, die ihm dafür Geld und Geschenke bringen. Dieß ist der ganze Inhalt des Gedichts, dem es nicht an einzelnen scharfen und glücklichen Zügen fehlt.

*) Marie de France lebte höchst wahrscheinlich gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts und zeichnete sich gleich sehr durch ihre Talente, ihre Kenntnisse und ihre Freimüthigkeit aus. Sie hat eine Menge erzählender Dichtungen hinterlassen, welche von Roquefort im Jahr 1820 (Paris, zwei Bde. in 8) herausgegeben worden sind.

Méon hat es ebenfalls in seiner Ausgabe mit abdrucken lassen. Es existirt nur eine Handschrift davon. — Rénart le Nouvel. Dieser Roman hat den Jacquemard Gièslée zum Verfasser, der ihn um 1288, 1290, 1292 oder 1293 vollendete *). Es scheint, als habe er einen Auszug aus dem größeren Roman machen und dabei nach Gutdünken von jenem hinweglassen und von seiner eigenen Erfindung hinzuthun wollen. Der Renart behält in diesem Gedichte seinen alten Charakter, der sich besonders in seiner Schlanheit, seiner Unverschämtheit und der unersättlichen Lust, andern Böses zuzufügen, kund thut. Nachdem er sich die Ungnade des Löwen zugezogen, flüchtet er sich in sein Schloß Malpertuis und wird hier von seinem Oberherrn belagert und bezwungen. Es gelingt ihm jedoch, günstige Friedensbedingungen zu erhalten und von dem Löwen wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden. Er verfehlt jedoch nicht, die ihm wiedergeschenkte Gunst zu mißbrauchen und die Geliebte seines Fürsten, Dame Harouge, die Leopardin, so wie die Königin und Dame Hersent, die Wölfin, seine alte Erkohrene, auf sein Schloß zu entführen. Eine neue Belagerung zwingt ihn, Malpertuis zu verlassen und sich mit den Damen in eine neue Festung, Passe-orguel genannt, zu flüchten. Immer verfolgt, rettet er sich auf ein Schiff, dessen Beschreibung ganz allegorisch ist, und wird von Noble in einem ähnlichen Schiffe angefallen. Nach einem Seegefecht, einem Sturm u. s. w. flüchtet er sich wieder in sein festes Schloß und nach neuer Belagerung kommt es zu neuem Frieden. Hier sollte das Gedicht dem Anscheine nach enden; dieß ist aber keineswegs der Fall; ein neues Werk, mit dem vorigen nur oberflächlich verknüpft, schließt sich an und bietet eine starke Satire gegen die Geistlichkeit, vorzüglich aber gegen einzelne Orden, dar. Es erscheinen nämlich die Jakobiner und Franziskaner und plaidiren, in welchen von beiden Orden Renart treten solle. Dieser versöhnt sie, indem er jedem von beiden einen seiner Söhne zutheilt. Ein ähnlicher Streit erhebt sich nun zwischen den Templern und Hospitalitern; auch diese beschwichtigt er, indem er ein Kleid, das zur Halbscheid mit den Farben der beiden Orden geschmückt ist, anlegt. So angethan, empfängt er zum Treugelöbniß und zur Huldigung die Großmeister jener Orden. Fortuna, reichgekleidet und auf einem kostbaren Zelter reitend, erscheint jezt und bietet ihm eine Krone an, die er aber ausschlägt, indem er auf die Unbeständigkeit ihres Rades deutet; sie verspricht ihm aber, es für ihn zu hemmen und erklärt ihm ein großes Bild, das sich am Schlusse der Handschrift findet. Auf diesem erscheint Renart oben auf einem Rade, das Fortuna feststellt, sitzend, mit einer Mütze geschmückt; zu beiden Seiten stehen seine beiden Söhne, der eine als Franziskaner, der andere als Jakobiner gekleidet; hinter ihnen sind der Stolz und Dame Guile (der Betrug); die Falschheit erhebt sich an der einen Seite des Rades, die Treue fällt an der andern herunter; Rechtlichkeit, Mildthätigkeit und Demuth sind bereits ganz tief gestürzt. Hinsichtlich des ästhetischen Werthes steht der Rénart le nouvel bei weitem dem ältern Romane vom Fuchs nach. Das Streben und Ringen nach bestimmten Zwecken tritt überall zu deutlich und zu unbeholfen hervor.

*) Er nennt sich am Schlusse seines Werks, Vers 8016 und folgende. Die vier davon existirenden Handschriften geben jede eine verschiedene Jahrszahl an.

Diese drei, im Auszuge mitgetheilten Romane vom Fuchs sind es, welche der Bemühung des trefflichen Méon ein neues Daseyn durch den von ihm besorgten Abdruck verdanken. Außerdem existiren noch handschriftlich in den Manuscripten der königlichen Bibliothek zu Paris zwei andere Gedichte, welche den schlauen Fuchs besingen. Sie heißen Rénart le Bestourné und Rénart le Contrefait. Das erstere ist eine ziemlich allgemeine von Rustebuef, einem Trouvere, der unter Ludwig dem Heiligen lebte, verfaßte Satire. Das zweite ist in einer doppelten Bearbeitung vorhanden; die Verfasser haben absichtlich vermieden, sich zu nennen, waren aber ihrem Stande nach ein Clerc und ein Kaufmann. Robert, der in seinem mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werke über die Fabeln des Lafontaine einen, jedoch nicht genügenden Auszug liefert, rühmt es als eine reiche Quelle für die Kenntniß der Sitten, der Ansichten und des Wissens jener Tage.

Ist es uns nun gelungen, durch diese kurzen und, wir läugnen es nicht, magern Auszüge die Aufmerksamkeit der Freunde älterer Literatur auf jene reichen Fundgruben gesunden Witzes, glücklicher Laune und heiterer Satire, abgesehen von dem Nutzen, den sie in historischer Hinsicht gewähren, hinzulenken, so haben wir alles erreicht, was wir erreichen wollten, und beeilen uns, den für diese Blätter schon zu sehr gedehnten Aufsatz zu schließen. Vielleicht, daß wir, falls sich wirklich hier und da Gefallen an den mitunter sehr gut erzählten Schalksstreichen des Meister Fuchs offenbart, die eine oder andere Branche in deutscher Bearbeitung den Lesern mittheilen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, August.

(Fortsetzung.)

Der Edinburger in Jerusalem.

Sterne hat eine ziemlich lange Liste von Reisenden gegeben, welche ihr Vaterland verlassen haben, um in fremden Landen ihre Thorheit zur Schau zu tragen; doch begreift dieselbe bei weitem noch nicht alle Beweggründe, welche Leute zum Reisen

treiben. Unter andern hat vor einiger Zeit ein Edinburger Jerusalem besucht, obgleich er sich weder um das Alterthum, noch um die Heiligkeit der Stadt bekümmerte. Er wollte kein Buch schreiben, nicht beten, keine antiquarischen Untersuchungen anstellen; nein! „Ich will nach Jerusalem gehen." hatte er gesagt, „denn wenn ich da gewesen bin und nach Edinburg zurückkomme, ladet man mich alle Tage zum Essen ein." Er machte sich also unverdrossen auf den Weg und erreichte glücklich Gaza, eine Grenzstadt zwischen zwei Paschaliken. Hier aber wurde er angehalten, und da er keinen Firman bei sich hatte, in Verwahrung gebracht, während man nach Akre um Verhaltungsbefehl schickte. Man gab ihm zu verstehen, daß man ihn für nichts geringeres halte als für einen russischen Spion, und da er weder türkisch noch arabisch sprach, so hatte er kein Mittel, sich verständlich zu machen, als durch einen Bedienten, dem man zuweilen erlaubte, ihn zu besuchen. Während dieser unangenehmen Gefangenschaft ward er dann und wann von Türken besucht, welche ihm sehr deutlich zu verstehen gaben, welches Schicksal seiner warte. Namentlich einer kam alle Tage, stellte sich grinsend vor den armen Edinburger hin und fuhr mit dem Zeigfinger so lange von Ohr zu Ohr, bis er überzeugt war, er habe sich dem Giaur vollkommen verständlich gemacht. Endlich kam eine Antwort vom Pascha von Akre, welche ihm zwar gestattete, ohne Hinderniß zurückzukehren, ihm aber auch aufs strengste weiter zu reisen verbot. Diesem Spruch wollte er sich durchaus nicht unterwerfen und hatte keine Ruhe, bis man ihn unter Bedeckung nach Akre brachte. Hier erhielt er endlich die Erlaubniß, Jerusalem zu besuchen, aber immer unter Bedeckung, die ihn so genau bewachte, daß er nichts von den Merkwürdigkeiten der Stadt zu sehen bekam, und ihn auch nicht nach Syrien reisen ließ. Zu Kairo erzählte er seine Abentheuer mehreren Bekannten, die ihm alle von der Reise abgerathen hatten; aber er war zufrieden; er war zu Jerusalem gewesen und seine Einladungen waren ihm gewiß. Nur eins ärgerte ihn: der verdammte Türke mit seinem täglichen Besuche und seinem fatalen Fingerzeig.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Société de lecture. Musik.

Hierauf sprach der Präsident im Einzelnen über das Bureaupersonal, über die Bibliothek, das Lokal, die Fremden, über Einnahme und Ausgabe. Der ordentlichen Mitglieder sind 418 geworden, also bedeutend mehr, denn in den vorigen Jahren. 856 Fremde erhielten Eintrittskarten; darunter machen die Franzosen, Engländer und Deutsche die größte Zahl aus. Unsere Bibliothek vermehrte sich auch fast um zweitausend Bände und Flugschriften, und sie beträgt nun 21.000 Bände. Unter den deutschen neuangeschafften Werken sind Jean Pauls und Tiecks sämmtliche Werke, desgleichen die Uebersetzungen von Hofmanns Erzählungen, von Niebuhrs römischer Geschichte und von Savignys Geschichte des römischen Rechts; Jacobi's Werke wurden hergeschenkt. Es wurden im vorigen Jahr 19.022 Bücher ausgeliehen, also fast zweitausend mehr als 1829; allerdings eine merkwürdige Cirkulation, die, da die Sonntage ausfallen, täglich einige und sechszig beträgt. Rechnet man die Bücher zusammen, welche die Gesellschaft seit ihrer Gründung im Juli 1818 ausgeliehen hat, so findet man bis zum lezten Dezember vorigen Jahres die Zahl 143.609. Diese Cirkulation in zwölf und einem halben Jahr in einer Stadt von 25.000 Einwohnern, wo außerdem eine öffentliche Bibliothek und eine Menge Privatbibliotheken, Leihbibliotheken und Lesezirkel in steter Bewegung sind, spricht günstig für Genfs Geschmack an gründlicher und wissenschaftlicher Lektüre, da unsere Bibliothek fast keine Romane und andere bloße Unterhaltungsschriften enthält. Bei Erwähnung der 143 Journale, die wir halten, sagte der Präsident sehr richtig: „Ich zweifle nicht, daß es Manchem verdrießlich ist, Journale halten zu sehen, die seiner politischen Ansicht und Meinung ganz zuwider sind. In der Zeit, wo wir leben, und in unserm kleinen Land ist es aber sehr nützlich, alle Partheien genau zu kennen. Die übertriebensten Journale sind Repräsentanten eines Theils der öffentlichen Meinung; wir sehen in ihnen die wohlfeilsten Spione, die ja Jeder anhören oder verwerfen, ihnen Glauben beimessen oder versagen kann, wie er mag. Immer haben sie politisches Interesse in einer Zeit, wo die periodische Presse eine große Macht auf der Erde geworden ist." Das Lokal der Gesellschaft, wiewohl aus fünf Sälen und sechs Zimmern bestehend, ist bereits wieder zu eng geworden, und durch die Vereinigung einiger weniger nöthigen Zimmer wird ein sechster Saal gewonnen. Die Einnahme betrug 45.422 Gulden, die Ausgabe 35.874 Guld., die Ersparniß beläuft sich also auf 9575 Guld., die größtentheils zu Ankäufen für die Bibliothek verwendet werden wird.

Die Musik schreitet auffallend bei uns fort und hat seit einigen Jahren unter des wackern Fränzls verständiger Direktion ungemein an Umfang, Fertigkeit und Präcision gewonnen. Bisher hatte es immer an guter Leitung gefehlt, zumal es nicht leicht ist, unsere republikanischen Musikliebhaber unter Einen Hut zu bringen und mit ihnen ein folgsames Orchester zu bilden. Dies ist in dem bescheidenen, immer submissen und gefügigen Deutschland ein Leichtes, nicht aber hier, wo nur das geschriebene Gesez auf stummen Gehorsam rechnen kann. Fränzl entdeckte in Kurzem die Art, den spröden Stoff zu behandeln; er wurde Alleinherr in seinem Orchester, wo vorher achtzig Herren gewesen waren, ungerechnet die Herrinnen. Alles fügte sich in seinen kunstverständigen Willen, alle gewannen den wackern Mann lieb, und als er im vorigen April für immer von uns ging, war ein allgemeines Leid unter den Musikverständigen. Im lezten Konzert hat mich das Orchester durch seine Kunstfertigkeit, seine Zartheit und seine Kraft in Erstaunen gesezt; es war, als wolle es zum Abschiede sein Möglichstes thun, um dem Maestro seine Anhänglichkeit zu bethätigen.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 193:
Hanswurst.

Palindrom.

Vorwärts nenne ich dir das Gott entsprossene Höchste
Hier im Lande der Zeit, ja noch der Ewigkeit Ziel.
Ohne mich wärest du kaum, durch mich den Geistern verschwistert,
Mehr als vergänglicher Hauch, trägt dich die göttliche Kraft.
Rückwärts hüll' ich das Licht in matten, träglichen Schleyer,
Wie im Reich der Vernunft, so in der Wirklichkeit ein.
Dunst ist meine Natur, ein leicht und flüchtig Gebilde
Laß ich, erstorben am Licht, Tropfen und Tröpfe zurück.

S....l.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 18.

Intelligenz=Blatt

1831.

[273] In der Vossischen Buchhandlung ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Orfila, M., Rettungsverfahren für vergiftete und asphyctische Personen. Begleitet mit den Mitteln die Gifte zu entdecken, verfälschte Weine zu erkennen und den wahren Tod von dem Scheintode zu unterscheiden. Nach der 4ten Auflage aus dem Franz. übersetzt von Dr. und Pr. J. F. John. 8. 1831. 20 Gr.

Nachdem die 1ste Auflage dieses nützlichen Werks vergriffen war, haben wir nach der neuesten französischen 4ten Original=Ausgabe von 1830 uns veranlaßt gefunden, durch den rühmlichst bekannten Dr. und Prof. J. F. John eine neue Auflage zu veranstalten, welche sich durch getrene Wiedergabe des Originals besonders ausgezeichnet, und glauben wir daher, das Publikum auf ein so höchst wichtiges Werk aufmerksam machen zu müßen.

Heinemann, M., Uebersetzung des Koheleth, nebst grammatisch exegetischem Comentar. 8. 1831. 18 Gr.

Vorbenanntes Werk können wir allen Freunden der heiligen Schrift auf's Beste empfehlen, da der Hr. Herausgeber zur Uebersetzung und Erklärung dieses äußerst schwierigen Theils aufgefordert, und als höchst brauchbar gefunden wurde.

---

[279] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In= und Auslandes zu haben:

Christliche Morgenandachten auf alle Tage des Jahres.

Von C. W. Spieker,
Doctor der Theologie, Superintendent und Oberpfarrer zu Frankfurt a. d. O.

gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1 Thlr. 8 gGr.
(Berlin, 1831. Verlag der Buchhandlung von C. F. Amelang.)

Was ist wohl erhebender, als dem Allgütigen, nach dem ruhigen Schlafe der Nacht, für den Schutz und die Obhut während derselben und für die neugestärkte Kraft die Opfer des Danks darzubringen, ihn um Beistand zu dem Werke des Tages anzuflehen und ihm ein tugendsames Leben im Lichte der Wahrheit zu geloben. Wenn nun hierzu dem frommen Christen ein religiöses Erbauungsbuch dargeboten wird, so muß es ihm um so werther seyn, wenn es, wie die hier angezeigten Morgenandachten, aus der Feder eines Mannes geflossen ist, der sich um religiöse Erbauung bereits so hochverdient gemacht hat. Wie durch seinen Inhalt, so zeichnet sich dieses Andachtsbuch auch in Hinsicht eines entsprechenden Aeußern aus, und wird dasselbe sich gewiß einer eben so allgemein günstigen Aufnahme zu erfreuen haben, wie die früheren Werke des geehrten Herrn Verfassers.

Im nämlichen Verlage ist zu haben:

Spieker, Dr. C. W., Andachtsbuch für gebildete Christen. Zwei Theile. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. 8. Jeder Theil mit allegorischem Titelkupfer und Vignette. Geheftet complet 2 Thlr.

— — Des Herrn Abendmahl. Ein Beicht= und Communionbuch für gebildete Christen. Dritte verbesserte Auflage. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1 Thlr.

---

[216] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Aug. Schulze's Anweisung zur Lackirkunst und zum Oelfarben=Anstrich.

Oder gründliche und ausführliche Anweisungen, alle Arten Oel=, Weingeist=, Lack=, Copal=, Bernstein= und andere Firnisse auf das Beste, nach den vorzüglichsten, neuesten Recepten zu bereiten, solche auf die verschiedenen Gegenstände, als Holz, Metalle, Leder, Horn, Papier, Pappe, Zeuge, Gemälde, Kupferstiche, Glas rc. gehörig aufzutragen, zu trocknen, zu schleifen, zu poliren und ihnen schönen Glanz zu verleihen, mancherlei Holzarten zu beizen u. a. m. Für Maler, Lackirer, Lederarbeiter, Instrumentenmacher, Tischler, Drechsler, Horn= und Knochenarbeiter, Buchbinder, Papparbeiter, Eisen= und Stahlarbeiter, Zinngießer, Klempner, Maurer, Steinhauer, Sattler, Wagenmacher u. a. 2te Aufl. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. 16 Gr.

---

[277] **Berliner Merkur,**

Zeitschrift für heitere und ernste Unterhaltung.
Herausgegeben
von
Berger und Schumann.

Zeitschriften tauchen aller Orten auf, und verschwinden eben so schnell wieder. Ankündigungen sind oft Irrlichter, welche den Abonnenten in einen Sumpf locken, in dem zwar nicht er selbst, wohl aber sein Pränumerationsgeld stecken bleibt. Kein Wunder, daß man allen den schön klingenden Versprechungen keinen Glauben schenkt.

Darum sollen auch keine gethan, und nur gesagt werden: daß die Redaktion dieser Zeitschrift eifrig dahin streben wird, durch furchtlose Freimüthigkeit, strenge Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe, einen Vorzug vor vielen andern servilen Blättern zu erringen und für immer zu behaupten.

Vom Berliner Merkur erscheinen, vom 1. Juli 1831 an, wöchentlich zwei Nummern in Quart, Mittwochs und Sonnabends, auf gutes Papier sauber gedruckt. Der halbjährige Pränumerationspreis ist 1 Rthlr. 8 gGr. sächsisch oder 2 fl. 24 kr. rhein. — Die Namen der resp. Beförderer des Unternehmens sollen von Zeit zu Zeit dem Blatte vorgedruckt werden. Bei allen wohllöblichen Postämtern und Zeitungs-Expeditionen ist der Merkur für diesen Preis posttäglich zu haben. Alle 8 Tage wird das Blatt durch den Buchhandel versandt, und man macht deßhalb die Bestellungen in der literarisch-artistischen Anstalt in München, sowie in jeder andern soliden Buchhandlung des In- und Auslandes.

Die Expedition des Berliner Merkur in Berlin.

(Ausführliche Anzeigen und Probeblätter sind durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.)

---

[274] Bei Wilh. Kaiser in Bremen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wesernymphe. Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Theodor von Kobbe. Mit Beiträgen von A. Andreson, Bärmann, Ed. Claster, A. M. Gebauer, Ernst Greif, G. von Halem, H. Heine, Ernst v. Heimburg, Hedwig Hülle, Karl Meyer, A. v. Rennenkampf, Prätzel u. a. 8. broschirt 1 Rthlr. 8 gGr.

Der unsterbliche Schiller hat sich in seinen Epigrammen an die Weser versündigt. Das Bett dieses Stromes fließt durch Gegenden, mit Recht beneidet von einem großen Theil des übrigen Deutschlands. An seinen Ufern wandeln Menschen, die in geistiger Hinsicht mit ihren übrigen Landsleuten die Parallele mindestens aushalten. Männer von abstrakter ausgezeichneter Gelehrsamkeit, schönwissenschaftlich Gebildete, Dichter rc. rc. wohnen in den Gegenden, durch die er ins Weltmeer, das Verbindungsmittel des Verkehrs aller Völker, sich ergießt. Die Wesernymphe, eine angenehm unterhaltende mit reichem Humor ausgestattete Schrift, ist das Werk von Schriftstellern aus den Gauen der Weser längst zu Deutschlands ausgezeichneteren mit Recht gezählt. Daher wird die freundliche Visurgina im lieblichen Gewande sich überall da Freunde erwerben, wo des gemeinsamen Vaterlandes Ströme vorüberrauschen.

Die Nymphen der Donau, der Elbe, der Oder und des Rheins werden die bescheiden einherschreitende Weser ihren näheren und ferneren Nachbarn gern und freundlich zuführen, da ihr ausgezeichneter Werth der zu Empfehlenden überall nur zur Ehre und Freude gereichen wird.

Humoristische Skizzen und Bilder von Theodor von Kobbe. 8. brosch. 21 gGr.

Dieses neueste Produkt des bekannten geistreichen Herrn Verfassers bedarf nur die Anzeige seiner Erscheinung.

[283] Bei C. W. Leske in Darmstadt ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Dr. E. Zimmermann (Großherzoglicher Hofprediger und Herausgeber der Allgemeinen Kirchen- und Schulzeitung)

Stimmen aus dem Reiche Gottes an und für die bewegte Zeit.

gr. 8. Preis geheftet 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

In zwölf verschiedenen Abhandlungen und christlichen Vorträgen spricht der würdige Verfasser seine eben so freisinnigen als ächt christlichen Ansichten über unsere ernste Zeit hier aus. Zur näheren Bezeichnung derselben mögen nachfolgende Worte aus dem Vorwort dienen: „Ich kann die mit jedem Tage von Neuem sich begründende Ueberzeugung nicht aufgeben, daß es durchaus kein Heil mehr für unsere Zeit gibt, als Rückkehr zu christlichem Glauben und Leben. Gebe oder ertrotze man Verfassungen, Gesetze und Ordonnanzen, wie man nur immer kann und will: ohne ein sittlich-religiöses Leben der Völker, wie es das Christenthum bildet, ist ein Zustand dauernder Wohlfahrt nicht zu erzielen; die immer haltloser und ungezügelter werdende Beweglichkeit der Gemüther wird unbedenklich morgen wieder niederreißen, was heute unter jubelnder Acclamation gebaut ist, und wenn die Welt nicht bald zur Besinnung kommt, so bedarf es keiner Prophetengabe, um in der Kürze die tollgewordenen Völker in den Wirren eines politischen Veitstanzes sich zu Tode revolutioniren zu sehen."

---

[298] In den ersten Tagen erscheint bei Unterzeichnetem und ist in Commission der J. W. Heyerschen Hofbuchhandlung dahier, sowie durch alle solide Buchhandlungen Deutschlands zu erhalten:

Die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen in Beziehung auf Befreiung des Grundeigenthums und der Person von alten drückenden Beschränkungen und Lasten, zusammengestellt von Wilhelm Goldmann, Großherzogl. Hessischem Oberfinanzrathe und Mitgliede der zweiten Kammer der Landstände des Großherzogthums Hessen. (groß 8. 17 Bogen sauber geheftet mit Umschlag. Preis 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr.)

Der gegenwärtige Zeitpunkt, in welchem die Ablösung der gutsherrlichen Gefälle fast gleichzeitig in dem größten Theile Deutschlands entweder den Stände-Versammlungen zur Berathung vorliegt oder zu derselben vorbereitet wird, forderte den Verfasser, welcher, nach der Vorrede seiner Abhandlung, in seinem Wirkungskreise als Staatsbeamter Gelegenheit hatte, sich schon längere Zeit mit diesem höchst wichtigen Gegenstande zu beschäftigen, auf, die in dem Großherzogthum Hessen darüber bestehende Gesetzgebung systematisch zusammenzustellen und die wichtigsten, im Wege des Buchhandels nicht mehr zu erhaltenden Gesetze vollständig anzuhängen.

Da die Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen in der fraglichen Beziehung bekanntlich schon lange weiter vorgeschritten ist, als die aller anderen Staaten Deutschlands, da es mithin für die gesetzgebenden Behörden der letzteren von großer Wichtigkeit seyn muß, diese Gesetz-

gebung mit ihren Resultaten und den weiteren Erfahrungen der Großherzogl. Hessischen Behörden kennen zu lernen; so konnte wohl keine Erscheinung zeitgemäßer seyn, als die vorliegende, und sie muß jedem Mitgliede der oberen Staatsbehörden, sowie der Ständeversammlungen in allen deutschen Landen, worin der fragliche Gegenstand von Wichtigkeit ist, höchst erwünscht seyn.

Aber auch für das Großherzogthum Hessen selbst ist das vorliegende Schriftchen von mehrfachem Interesse, weil es zugleich freimüthig die Lücken und Mängel andeutet, welche etwa noch in diesem Zweige der Gesetzgebung in Hessen auszufüllen und zu verbessern sind und jeden Beamten, sowie jedes Mitglied der Ständeversammlung, in die Lage setzt, sehr leicht die ganze Gesetzgebung des Großherzogthums Hessen über diesen Gegenstand zu übersehen und besser kennen zu lernen, als es bisher möglich war, so lange die Materialien theils in den Verordnungs-Sammlungen von vier und zwanzig Jahrgängen und den weitläufigen Verhandlungen von vier Ständeversammlungen zerstreut, theils nicht einmal alle öffentlich bekannt waren.

Darmstadt, den 1. August 1831.

Carl Stahl,

Großherzogl. Hess. Hof- und Cabinetsbuchdrucker.

---

[290] Bei J. F. Hartknoch in Leipzig ist so eben neu erschienen:

Deutsche Dichter

erläutert

von

M. W. Götzinger.

Für Freunde der Dichtkunst überhaupt, und für Lehrer der deutschen Sprache insbesondere. 1ster Theil. gr. 8. Preis 2 Rthlr. 12 Gr. oder 4 fl. 30 kr. rhein.

Dieser erste Band enthält Balladen von Bürger, Schiller, Goethe, Uhland, Stollberg, Schlegel, Kind, Langbein, Collin u. a. m. Alle sind erläutert, auf ihre Quellen zurückgeführt, sobald eine äußere Ableitung stattfindet, und mit andern Dichtungen verglichen, denen derselbe Stoff zu Grunde liegt.

---

[289] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung ist so eben erschienen:

Sämmtliche Schriften von Aug. Wilh. Rehberg, Königl. Hannov. Geh. Cab. Rathe 2c. Zweiter Band. gr. 8. 1831. 1 Rthlr. 4 gGr.

Wie wichtig und allgemein interessant auch dieser 2te Band für jeden Gebildeten und für jeden deutschen Vaterlandsfreund besonders in der jetzigen Zeitperiode wieder ist, ergiebt der folgende Inhalt: I und II. Die französische Revolution. — Deutschland vor der Revolution im Jahre 1789 u. s. w. — III. Die Landstände der Fürstenthümer Calenberg und Grubenhagen, 1793 und 1794. — IV. Deutschland nach der Französischen Revolution. — V. Ueber den deutschen Adel. Cap. 1. Ursprung des deutschen Adels und Veränderung seiner Verhältnisse, durch die Errichtung stehender Heere, und unter der Landeshoheit der Fürsten. 2. Der Adel als Guts- und Gerichtsherr. 3. Der Adel als Landstand. 4. Steuerfreiheit des Adels. 5. Der Adel im Staatsdienste. 6. Verhältniß des deutschen Adels zu der Nation. — VI. Ueber den deutschen Adel, nach der Auflösung des deutschen Reichs.

Der 1ste und 4te Band kosten 4 Rthlr. 4 gGr.; der 3te Band wird nächstens zum Druck gelangen.

---

[282] So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Beiträge zur Erörterung vaterländischer Angelegenheiten. Gesammelt und herausgegeben von Heinrich Karl Hofmann.

Inhalt der ersten Lieferung: I. Grundzüge der Geschichte des deutschen Volkslebens. II. Die deutsche Volkspartei. III. Die Sache des Volkes. IV. Ein Wort über das Duelliren der Studenten. V. Die persönliche Freiheit des Staatsbürgers im Großherzogthum Hessen in der Theorie und in der Praxis. VI. Russenscheu. VII. Antwort auf die Luxemburgische Frage. VIII. Betrachtungen, veranlaßt durch die neueste französische Revolution. IX. Ueber Honoratioren. X. Das constitutionelle Deutschland; erster Aufsatz; zweiter Aufsatz. XI. Mancherlei.

Jeder Band wird 21 bis 24 Bogen enthalten, und die weiteren Lieferungen sollen schnell folgen. Der Preis dieser 1sten Lieferung ist 12 Gr. oder 54 kr.

Es wird hinreichen, darauf aufmerksam zu machen, daß der Verfasser der wegen demagogischer Umtriebe so lange in Untersuchung gewesene und endlich gänzlich freigesprochene Advocat Hofmann sey, der hier in Gemeinschaft mit seinen Freunden seine Ansichten freimüthig ausspricht, um die Theilnahme des Publikums auf diese neue Erscheinung zu lenken. —

Darmstadt, den 5. Juli 1831.

C. W. Leske.

---

[294] So eben ist erschienen und versandt:

Geschichte Rußlands

und

Peters des Großen;

vom

General, Grafen von Ségur,

Verfasser: „der Geschichte Napoleons und der großen Armeen während des Jahres 1812"

Aus dem Französischen

von

C. D. H. Grimm

Erstes Bändchen

12. in eleganten Umschl. geh. Preis 8 Gr. oder 10 Sgr.

Das Ganze wird aus drei, schnell hintereinander erscheinenden Bändchen bestehn.

Leipzig im August 1831.

Brüggemann'sche Verlags-Expedition.

---

[288] **Allgemeine Modenzeitung.**

Eine Zeitschrift für die gebildete Welt, herausgegeben von Dr. J. A. Bergk. 1831. 33. Jahrgang.

Das 2te Vierteljahr dieser sehr beliebten Zeitschrift enthält 26 Kupfer; 13 davon stellen in 60 Figuren die

neuesten Londoner, Pariser und Wiener Damen-, Herrn- und Kinder-Moden dar (spätestens vierzehn Tage nach deren Erscheinung in benannten Hauptstädten); die 13 andern enthalten folgende Portraits: das des Prinzen Johann, Herzog zu Sachsen, Ober-General der Communal-Garden in Sachsen, des Generals Gerard, der berühmten Clavierspielerin Anna Carolina de Belleville, des Dichters Victor Hugo, des K. Pr. Minister von Kamptz, des K. Sächs. Cabinets-Minister Bernh. von Lindenau, des franzöf. Generals Sebastiani, Abbildung von Polens Kriegern, ferner Wiener, Pariser und Londoner Hüte, Hauben, Kopfputze, verschiedene Meubles und Vorhänge. In allen Buchhandlungen, Zeitungsexpeditionen und Postämtern nimmt man fortwährend Pränumeration auf diese Zeitschrift 1831 an. Der ausgezeichnet billige Preis des ganzen Jahrganges von circa 70 Bogen Text mit 52 illuminirten Kupfern, nur die neuesten Moden betreffend, ist 6 Thlr. (oder 10 fl. 48 kr.) und des halben Jahrganges 3 Thlr. (oder 5 fl. 24 kr.) und mit 104 Kupfern, die Moden und Abbildungen interessanter Neuigkeiten enthaltend, 8 Thaler (oder 14 fl. 24 kr.) und des halben Jahrganges 4 Thaler (oder 7 fl. 12 kr.)

Leipzig, im Juni 1831.

Industrie-Comptoir, Petersstraße No. 112.

---

[287] In der Hartmannschen Buchhandlung in Leipzig ist so eben erschienen:

Die

Weihe der Jungfrau

bei dem Eintritt in die größere Welt.

Von

Th. Huber

8. gebunden, Preis 1 Rthlr. 3 Gr.

Dieses Büchlein gehört nach dem mehrfach ausgesprochenen Urtheile von Männern, die langjährig sich mit der Erziehung junger Mädchen beschäftigten, unbedingt zu den besten der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften. Der geschätzten Verfasserin war es hauptsächlich darum zu thun, Jungfrauen, die eine für weitere Ausbildung sorgende Mutter, Schwester u. s. w. entbehren, zu der Anmuth und feinen Geselligkeit anzuleiten, welche die Natur dem schönen Geschlechte als eine vorzügliche Mitgabe gewährte. Von diesen äußern Weihgeschenken der Natur, führt die Verfasserin immer auf die sittlichen Gründe zurück, und zeigt so, daß wahre Anmuth und Schönheit nur auf sittlicher Würde beruhen, und im Innern Anklang finden müssen.

---

[284] Neues Werk für Verwaltungs- und Wasserbaubeamte, Land- und Staatswirthe, Hydrographen und Geologen.

Bei Friedrich König in Hanau ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Die Gewässer und der Wasserbau der Binnenlande, in naturwissenschaftlicher, technischer und staatswirthschaftlicher Beziehung, oder systematische Darstellung der Grundsätze, nach welchen alle nicht am Meere gelegenen Wasserbauten zu entwerfen und auszuführen sind; von Karl Arnd, kurhessischem Wasserbaumeister und Straßenbauingenieur gr. 8. 17 Bogen mit 3 Kupfertafeln. Preis 2 fl.

Der dem Publikum durch seinen Straßen- und Wegebau bereits vortheilhaft bekannte, mit der Theorie und Praxis gleich vertraute Verfasser sucht durch diese Schrift ein gewiß sehr allgemein gefühltes Bedürfniß zu befriedigen, da er dem praktischen Wasserbaumeister ein theoretisch begründetes und wissenschaftlich geordnetes System seiner unentbehrlichsten Kenntniße und dem Staatswirthe eine naturgemäße Anleitung darbietet: wie die Gewässer für die allgemeine Wohlfarth am wirksamsten benutzt werden können; ferner möchte die Gedrängtheit der Darstellung sie zu einem Leitfaden bei akademischen Vorträgen und die Reichhaltigkeit und lichtvolle Behandlung ihres Stoffes zu einem Handbuche für Polizei- und Verwaltungsbeamte, Landwirthe und Mühlenbesitzer vorzüglich empfehlen.

---

[280] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an allen Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, Niederlande rc. rc. versandt:

Geschichte

des Hauses

Nassau-Oranien.

Von

Dr. Ernst Münch,

Professor und Bibliothekar Sr. Maj. des Königs der Niederlande im Haag.

Erster Band.

gr. 8. Subscriptionspreis: auf weißem Druckpapier 1 Thlr. 16 gGr.; auf Velinpapier 2 Thlr. 12 gGr.

Zu einem schönen und erhabenen Denkmale, welches der geschätzte Verfasser seinem litterarischen Ruhme sich in dieser großen und höchst bedeutungsvollen Arbeit zu setzen denkt, erscheint hier der Grundstein in dem ersten, so eben fertig gewordenen Bande. Die Geschichte der Nassauer ist bis jetzt nur unvollkommen und mangelhaft bearbeitet worden. Dem Verfasser haben sich alle Quellen geöffnet, ihn mit ihrem lang verschlossenen Reichthum zu unterstützen. Seine besten Kräfte hat er an ein Werk gesetzt, gleich wichtig für den Forscher, wie anziehend für den Freund der Geschichte. Unparteilichkeit, Freimüthigkeit, echt deutscher Sinn, gründlicher Fleiß leiten, dichterische Phantasie und Sprache beleben diese an großen Thaten und Charakteren so reiche Geschichte, deren würdigen Beschreibung man schon so lange mit Verlangen entgegengesehen hat.

---

[296] Bei den Brüdern Schumann in Zwickau ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig:

Voigt, F. A., Lehrbuch der Arithmetik als Leitfaden beim Unterrichte auf Gelehrtenschulen. 8. 20 Gr. Im Parthiepreise weit billiger.

Weiske, C. A., Quaestiones juris civilis. gr. 8. Velinpapier geh. 12 Gr.

Nº. 200.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 22. August 1831.

Ich auch weine dir still, Retter der Freiheit, nach,
Deß bezauberndem Mund lieblich ihr Lied entquoll,
Der ein rächender Donner
Ueber freche Tyrannen schritt.

A. Wagner.

Ulrich von Hutten.

Noch herrscht auf Romas hohem Sitze
Der Priester, um ihn rings die Nacht;
Noch bebt die Welt vor seinem Blitze,
Der dumpf aus Wolken niederkracht:
Da ruft: es werde Licht! der Meister,
Und wie sein mächtig Wort befahl,
So fühlen schauernd schon die Geister
Des neuen Tages ersten Strahl.

Wer aber ist in dunkeln Locken,
Auf den der frühe Schimmer fällt,
Sein Blick so stolz und unerschrocken,
Gehüllt in Erz, der junge Held?
Man sieht in Flammen roth und röther
Ihm Schild und Helm und Panzer glühn;
Wie Sankt Georg, der Drachentödter,
Ragt er gewaltig, hoch und kühn.

Er führt mit starkem Arm die Waffen,
Doch schrecklicher als Schwert und Speer,
Auf die Tyrannen und die Pfaffen
Zuckt er des Geistes freie Wehr.
Wie Schwerter, scharf ist seine Rede,
Wie Pfeil und Lanze sein Gedicht:
So kämpft die rastlos kühne Fehde
Ulrich von Hutten für das Licht.

Ihm zündete schon in der Wiege
Der heil'ge Strahl im Busen tief,
Der ihn zum jugendlichen Kriege
Empor aus finstern Banden rief.
In öden Mauern soll verderben
Des hohen Geistes feur'ger Drang?
In Gruft und Moder nicht zu sterben,
Keck wirft er ab den dumpfen Zwang.

Wie, seines Gitters Haft entronnen,
Der Aar den Jugendfittich hebt,
Hinaus, hinan zum Glanz der Sonnen
Mit königlichem Fluge strebt:
So in des Lebens heitern Morgen
Taucht sich entfesselt nun die Kraft;
Sie schwärmt im Frühling ohne Sorgen,
Sie schwillt und braust, sie ringt und schafft.

Bald jagt das ewig wache Feuer
Mit Ungestüm durch Land und Meer,
Durch Sturm und Noth und Abentheuer
Den Jüngling rastlos hin und her.
Der Menschen Städte sind und Sitten
Dem irren Wandrer viel bekannt,
Der viel gekämpft und viel gelitten
Am Rhein, am Belt, am Tiberstrand.

Doch mit des Donners jähem Schlage
Reißt nach der Heimath mächtig fort
Ihn seines Hauses schwere Klage:
Mord! ruft es laut, Verrath und Mord!
Und auf den fürstlichen Verbrecher
Des Wortes bittre Geißel schwingt
Er, des verwandten Blutes Rächer,
Daß sie durch Nerv' und Leben dringt.

Sieh da! welch' finsteres Getümmel
Mit gräßlichem verworrnem Schrei'n
Verdunkelt an dem Morgenhimmel
Des neuen Lichtes klaren Schein?
Wie hört man krächzen rings und heulen
Von dem Geschoß, so wild und stark,
Die nachterzeugte Brut der Eulen,
Getroffen bis ins tiefste Mark!

Dem kommenden, dem reinen Lichte
Entgegen schaut er unverwandt;
Daß er die finstre Macht vernichte,
Ist er von heil'gem Zorn entbrannt,
Schwillt ihm die Brust von hohem Muthe,
Der nimmer zaudert, nimmer zagt,
Und, wenn er sinkt in seinem Blute,
Noch jauchzend ruft: ich hab's gewagt!

Heiß schlägt dem theuren Vaterlande,
Dem Volke schlägt sein großes Herz;
Doch zürnend um die alte Schande,
Zerreißt ihn ganz ein wilder Schmerz,
Daß in jahrhundertlangen Nächten
Dem Priester es den Nacken bog,
Der Fluch und Segen seinen Knechten
Herab vom stolzen Throne wog.

Ha! wie empor die Schläfer schüttelt
Der donnergleichen Stimme Schall!
Wie er an Petri Stuhle rüttelt!
Es wankt der Grund, es bebt der Wall.
Den Trug und Frevel, der im Grauen
Der Nächte tief verborgen war,
Soll alle Welt enthüllet schauen,
Er macht ihn kund und offenbar.

Für Licht und Recht den kühnen Zeugen
Lockt nicht des Hofes eitler Dunst,
Und nimmer blenden, nimmer beugen
Ihn Fürstensold und Fürstengunst.
Ob Wolken sich wie Berge thürmen,
Und Blitze sprühn aus dunklem Schooß,
Er hält den Flammen und den Stürmen
Das Haupt entgegen, frei und groß.

Geschmiedet sind für ihn die Ketten,
Geschliffen sind die Dolche schon:
Wer wird von Schmach und Tod ihn retten?
Doch bebt er nicht, doch blickt er Hohn.
Wenn schwärzer sich die Wolken thürmen,
Der Blitz schon zuckt, der ihn zerspällt,
Ihm lebt, gewaltig ihn zu schirmen,
Ein Freund noch, Sickingen, der Held.

Ihn birgt vor Feindes Wuth und Tücke,
Im sichern Port die treue Hand:
Doch, wehe! daß nach kurzem Glücke
In Todesnacht die Sonne schwand!
Wie Thurm und Mauer fällt mit Schalle,
So sinkt der graue Held ins Grab,
Und mit ihm stürzt vereint im Falle
Der junge Streiter bald hinab.

Umlauert von der Feinde Rotte,
Geächtet, flüchtig, heimathlos,
Vom falschen Freund mit feigem Spotte
Gehöhnt, verlassen, arm und blos,
Den Leib von Schmerzen aufgerieben,
Den Geist verzehrt in seiner Gluth,
Ist ihm Ein stiller Ort geblieben,
Wo er im Frieden ewig ruht.

Im schönen freien Schweizerlande,
Da steigt aus silberblauem See,
An Ufnaus lieblich grünem Strande
Ein Rasenhügel in die Höh:
Da wird von den krystallnen Fluthen,
Der müde Kämpfer sanft umspült,
Und ihm die nie gestillten Gluthen,
Der Brand der Wunden abgekühlt.

Die stolze Brust hat ausgerungen,
Die einst von Kühnheit überschwoll;
Das freie Wort hat ausgeklungen,
Das vormals wie ein Donner scholl.
Es ging aus Nacht und Kampf und Schmerzen
Zu Licht und Freiheit ein der Held;
Sein Sarg sind freier Männer Herzen,
Und seines Ruhmes Mal die Welt.

Julius Krais.

Der Herr von Logan.

(Beschluß.)

„Heiliger Diener des Altars," fing die Dame wieder an, „während Ihr an einem so angenehmen Geschäfte seyd, erlaubt Ihr mir wohl, Eure Eßstunde mit Musik auszufüllen, und da ich aus dem Stegreif singen werde, so brauche ich wohl so lange dazu als Ihr, um Euren Appetit

zu befriedigen.“ Der ehrwürdige Herr nickte beifällig mit dem Kopfe und langte zu, während die Dame auf ihrer Laute präludirte. Sie sang nun mit einer Stimme, süß wie Nachtigallenschlag, eine wunderliche Ballade von einem jungen Fischer, den eine Najade in ihre Netze lockt. Der Herr von Logan vergaß, trunken von Entzücken, Alles um sich her; die Dienerschaft des Schlosses sammelte sich nach und nach an der halboffenen Thüre; nur der Pfarrer schien ganz unempfindlich für die Schönheiten der Ballade; er aß und trank, und warf nur von Zeit zu Zeit mit vollem Munde der Sängerin ein Gut! Schön! als Beifallszeichen zu. Logan wunderte sich im Stillen, daß ein so strenger, mäßiger Mann, wie Gabriel sonst war, mit solcher Behaglichkeit tafelte, und der alte Bediente, der bei Tische aufwartete, ein eifriger Presbyterianer, murmelte im Hin- und Hergehen: „Sr. Ehrwürden, und solch ein Appetit! das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

Es war nun eilf Uhr; der Regen fiel in Strömen, der Donner wiederhallte im alten Thurme und die Blitze warfen ihre flüchtigen Lichter auf die alten, im Sturme schwankenden Fichten. Aber noch nie hatten die alten Thürme des Schlosses ein lustigeres Mahl gesehen als heute. „Ehrwürdiger Herr,“ sprach die junge Dame, als sie mit ihrem Gesange zu Ende war, „ich sehe mit Vergnügen, daß Ihr weder streng, noch unduldsam seyd, wie ich glaubte. Ihr erlaubt mir wohl noch einige Fragen, die Ihr mir als Geistlicher auflösen könnt. Was meint Ihr wohl, daß die Hexe von Endor für ein Weib war?“ — „Von ihrem Aeußern gibt uns die Schrift keine Meldung,“ antwortete der Pfarrer; „ich stelle mir aber vor, es war eine junge, hübsche Wittwe mit einem reichen Erbgute.“ — „Recht, ehrwürdiger Herr, das denke ich auch. Wir müssen näher mit einander bekannt werden. Ihr sagt also, Ihr verstehet Euch auf die Kunst, böse Geister auszutreiben?“ — „Allerdings, gnädige Frau; das war aber, bevor das Reich unserer heiligen Kirche anhob; jetzt haben wir nichts der Art mehr zu befürchten.“ — „Allerdings, aber seht, unser Freund vom Schlosse da erwartete, dieser Eurer Sicherheit zum Trotz, heute Abend zum Nachtessen eine Dame aus dem Grabe, in ihr Leichentuch eingewickelt. Hättet Ihr wohl Muth genug, Euch dieser Schönen zu stellen? Was mich anlangt, so schaudert mich, wenn ich nur daran denke.“ — „Laßt sie kommen,“ antwortete Gabriel und schenkte sich ein, „laßt sie kommen! Mit der will ich bald fertig seyn. Gar gerne machte ich das kleine Experiment vor Euren Augen, um Euch zu zeigen, wie ich es anfange. Wahrhaftig, die kostbare Geisterbannerkunst könnte ganz zu Grunde gehen, weil man gar keine Gelegenheit mehr findet, sie zu üben; mit der Weinbereitungskunst soll es hoffentlich nie so weit kommen.“ — „Ehrwürdiger Herr,“ sprach die jungen Dame, „es wäre sehr Schade, wenn Ihr aus Mangel an Uebung etwas verlerntet, was Ihr so trefflich versteht. Laßt sehen! Denkt Euch, der Lehnstuhl da, auf dessen Rückenbrett ein Heiliger ausgeschnizt ist, sey ein Geist, und Ihr sollt ihn austreiben.“ — „Ganz recht, gnädige Frau, aber das plumpe Stück Eichenholz kann ich nicht als Geist verschwinden lassen. Um sich zu begeistern, braucht es Wein, und um Geister auszutreiben, braucht es Geister.“ — „Wahrhaftig, Ihr seyd höchst liebenswürdig für einen Pfarrer,“ erwiederte sie lachend; „aber ich thue es einmal nicht anders, Ihr müßt mir den Gefallen thun. Da! der Lehnstuhl ist ein Geist; macht Eure Vorbereitungen zum Exorcismus.“ — „Meinetwegen denn,“ sagte Gabriel und stand ungeduldig auf; „werdet Ihr Euch aber nicht fürchten?“ — „Wißt Ihr gewiß, daß Ihr Euch selbst nicht fürchtet? Es wäre nicht das erste Mal, daß dieß vorkäme.“ — „Schon wahr,“ antwortete er ruhig, nahm dann ein Schwerdt von der Wand und beschrieb um sich einen Kreis, in welchem auch der Herr von Logan stand. „Kein unreiner Geist kann in einen Kreis dringen, der mit einem Schwerdte beschrieben ist, worauf der heilige Name Gottes steht,“ so sprach er und nahm dann einen Becher mit Wasser. „Sinnbild der Reinheit, und somit der Gottheit! Kein unreiner Geist vermag deiner Berührung zu widerstehen, denn du bist geweiht! Geh, vollende dein Werk!“ — Mit diesen Worten schüttete er plötzlich das Wasser im Becher der schönen Blonden ins Gesicht, fiel dann auf die Knie und senkte betend das Haupt. Die Unglückliche aber stieß einen gellenden Schrei aus, ihr Gesicht wurde todtenbleich und ihre Haarlocken krümmten sich wie eben so viele Schlangen. Das Fleisch fiel nach und nach von den Knochen, aus ihren Augen schossen Blitze. Noch hörte man sie dem Herrn von Logan zurufen: „Ohne den pfiffigen Priester hättest Du heute mit mir in der Hölle zu Nacht gegessen!“ und dann verschwand sie in einer bläulichen Flamme.

„Junger Mann,“ sprach Gabriel, sich vom Boden erhebend, zu dem vom Schreck vernichteten Herrn von Logan, „danke Gott, nicht mir, der ich nur ein schwaches Werkzeug seines Willens war. Durch ihn bin ich dieser Höllenbrut Herr geworden. Danke auch Deinem Schutzengel, Deiner seligen Mutter; sie hat mich vor der Gefahr gewarnt. Ich mußte zur List meine Zuflucht nehmen, um über den Fürsten der Finsterniß Herr zu werden; wir wollen Gott um Vergebung bitten, daß wir diesen Abend wissentlich und absichtlich auf dem Pfade der Sünde gewandelt sind. Der böse Geist meinte, die Larve, die er vorgenommen, sey undurchdringlich; aber er ist mit seinen Kniffen zu Schanden geworden.“ Logan lag auf den Knieen und dankte Gott für seine wunderbare Rettung, und die gesammte Dienerschaft vereinigte sich mit ihm in feurigem Gebet.

„Nun, mein Sohn,“ sprach der Greis, nachdem er

seine Erzählung geendet, „was sagst Du zu dieser Geschichte? Man erzählt sich dieses Abentheuer auch anders, und so magst Du es vielleicht einmal hören. Da wird es heißen, die hübsche Blonde sey nichts weniger als ein böser Geist, sondern von Fleisch und Blut gewesen; der Geist, mit dem Se. Ehrwürden und der Schloßherr zu schaffen gehabt, habe sich in einer großen Schleifkanne befunden; er sey Sieger geblieben und habe den Feind für todt auf dem Schlachtfeld gelassen; ein gewandter Diener aber habe zur Ehrenrettung der drei Trinker die schauerliche Geschichte erdacht. Hüte Dich, solches zu glauben; nur wie ich es Dir erzählt habe, ist es wahr, und man darf darüber nicht den Mund verziehen wie Du."

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Zustand der Musik. Bauten.

Jezt ist Plock aus Paris, ein geborner Genfer, an Fränzls Stelle getreten, und es kann ihm leicht werden, das nun ausgebildete Orchester auf gutem Wege fortzuführen. Vor allem zu wünschen ist, daß der Tonsinn im Volke ausgebildet, oder eigentlich erweckt werde, denn es ließe sich an seinem Daseyn zweifeln. Nichts Gellenderes und Roheres als der Gesang der niedern Klassen, die eigentlich von Singen gar keinen Begriff haben und es mit Schreien und Plärren verwechseln. Möchte es uns in dieser Beziehung so wohl werden wie den Einwohnern des benachbarten Städtchens Morges und der Umgegend. Dort griff es der sachverständige Kaupert, aus Koburg gebürtig und seit Jahren glücklich im Waadtland eingebürgert, gleich beim rechten Fleck an, dem Volke Sinn, Ohr und Geschick für guten Volksgesang anzubilden. Es gelang ihm, sämmtliche Schullehrer aus der Stadt und Umgegend für die Sache zu gewinnen und zu erziehen, und durch deren Lehre auf das Volk zu wirken. Ich wohnte neulich einer solchen Singstunde in der Kirche bei und war erstaunt über die Fortschritte der Schüler; sie sangen in Stimmen fertig vom Blatt weg, voll Reinheit und milden Wohlklangs. Auch hier in Genf ist Aehnliches, aber mit weit weniger Erfolg von einem Deutschen, Namens Münzberger, versucht worden. Die ganze Lehre beschränkte sich auch nur darauf, den Gesang unserer Psalmen und geistlichen Lieder zu verbessern. Es ist wirklich merkwürdig, wie die Musik an den Ufern des Genfersees seit einigen Jahren durch Deutsche schnell emporgebracht worden ist, hier durch Blumenthal und Fränzl, in Morges durch Späth und Kaupert, in Lausanne durch Beutler und endlich in Vevey seit Kurzem durch Pfister aus München.

Unsere städtischen Bauten und Verschönerungen schreiten ungeachtet der ungünstigen Zeiten und der großen Ausgaben ununterbrochen und rüstig fort. Die Façaden der Häuser auf dem neuen Rhonekay, die Pfeiler der neuen Brücke und das kolossale Hotel der Société des Bergues sind ihrer Vollendung nah. Es war zu fürchten, daß in dem Augenblick, wo Handel und Gewerbe fast ganz stockten, wo keine Fremden hier waren und die an sich schon sparsamen Genfer sich noch mehr einschränkten, selbst wenn sie es gar nicht nöthig hatten, es war zu fürchten, daß in einem solchen knappen Augenblick Unruhen unter den zahlreichen brodlosen Arbeitern ausbrechen würden, wie in Paris. Dem wußte aber die Regierung vorzubeugen. Eine Menge wurde bei obigen öffentlichen und Privatbauten angestellt, einige Hundert beschäftigte man bei der Ausbesserung der Festungswerke und in dem Artillerielaboratorium, wo sie Patronen, Granaden und andere Munition zu machen hatten; denn, wie früher gesagt, Genf war bereit, sich gegen jeden Angreifer besser zu vertheidigen als 1814.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Ein englischer Alterthumsforscher. Egyptische Industrie.

Ein englischer Reisender in Egypten, der durch seine Gier nach Alterthümern, von denen er noch dazu nichts verstand, bekannt war, hatte schon lange einen Italiener, Namens Piccini, welcher für den schwedischen Konsul nach Alterthümern suchte, um etwas aus seiner Sammlung gequält. Er gab ihm auch einige Kleinigkeiten, die Zudringlichkeit des Engländers wurde aber nur noch größer, so daß er endlich beschloß, ihm einen Streich zu spielen und zu gleicher Zeit seiner auf immer los zu werden. Kurze Zeit vor der Ankunft unsers Sammlers zu Theben hatte ein gewisser Doktor Bonavilla, der sich im Dienste des Paschas zu Korbojan befunden, seiner übeln Gesundheitsumstände wegen Urlaub erhalten, fühlte sich aber, als er Theben erreichte, so krank, daß er nicht mehr weiter konnte und bei seinem Landsmanne Piccini eine gastliche Aufnahme fand. Er blieb in dessen Hause, bis er, zum Gerippe abgemergelt, starb. An einem Orte, wo es so viele Gräber gibt, war es leicht, ihn zu bestatten, aber desto schwerer, in der holzlosen Gegend einen Sarg für die Leiche zu finden. In dieser Noth nahm der Italiener seine Zuflucht zu einer Mumienkiste, in der er, nachdem er den alten Bewohner herausgenommen, die Hülle seines Landsmannes verschloß und selbe alsdann in einer Gruft unweit seiner Wohnung beisezte. Da nun Piccini sah, daß seinen englischen Freund nichts Geringeres zu befriedigen vermochte, als eine Mumie, und er doch auch keine Lust hatte, Dinge zu verschenken, die ihn seine baaren Piaster gekostet, so beschloß er, den todten Doktor für eine Mumie auszugeben. Er sagte also dem Manne, er besize eine ganz außerordentliche Mumie, die zwar nicht mehr mit den gewöhnlichen Bändern umwickelt sey, dagegen aber einen langen weißen Bart habe, und daher allem Anscheine nach die Leiche eines Hohenpriesters des Jupiter Ammon sey. Ein solcher Fund sey zwar viel Geld werth, sezte er hinzu, aber er hege solche Achtung vor seinem Freund und der englischen Nation überhaupt, daß er ihm ein Geschenk damit machen wolle. Was der listige Italiener erwartet hatte, geschah: der Geizhals ging richtig in die Falle, packte seine Mumie mit großer Freude zusammen, eilte damit den Nil hinunter und so schnell wie möglich aus Egypten weg nach dem lieben England.

Zu Siout ist eine dem Pascha gehörige Baumwollenfabrik. Das Maschinenwerk scheint englisch zu seyn. Sie wurde vor ungefähr 6 Jahren angelegt und beschäftigt an 800 Männer, welche 10, 15, 20 bis 30 Paras, zuweilen auch 3 Piaster verdienen. Man sieht auch Knaben von 7 bis 8 Jahren mit jeder Art von Arbeit beschäftigt. Die arabischen Knaben scheinen besonders gelehrig und geschickt; sie verrichten ihre Arbeit mit einer Leichtigkeit, welche Verstand und gute Kenntniß des Gewerbes verräth, weit mehr, als man in England bei Knaben ihres Alters finden würde. Vor ein Paar Jahren suchte man Mädchen anzustellen, doch ohne Erfolg. Es gibt mehrere solcher Fabriken in Egypten, aber das Klima ist sehr hinderlich; der Staub, welcher sich im Räderwerk ansezt, hindert den Gang desselben, und die Hize biegt das Holz und macht es springen, während die Trockenheit der Luft das Garn schwächt und es brüchig macht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 201.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 23. August 1831.

Es zieht mich hin, wo Felsenberge ragen,
Wo durch der Tannenforste Dämmerung
Der großen Vorzeit Schattenbilder jagen.

F. Richter.

Briefe über das Casentino.

Camaldoli, am 18ten Juni 1831.

Der erste Theil des Weges, nachdem man Florenz durch die Porta S. Croce verlassen hat, führt durch eine ebene Gegend, zum Theil dicht am Arno, der hier manchen angenehmen Punkt bietet und mit dem Neckar einige Aehnlichkeit hat, obgleich dieser breiter und schöner ist, und auf einer großen Strecke seine Hügel waldiger und steiler sich in seinen Wasserspiegel senken. Das matte Grün der Oelbäume, so angenehm es auch hie und da ist, verdirbt, wo es einförmig und durch keine andere Baumart unterbrochen wird, sehr die malerische Wirkung. Eine der hübschesten Aussichten auf den Strom hat man bei Pieve a Remoli, wo ein altes, kastellartiges, mit Zinnen versehenes Gebäude das Mittelalter zurückruft. Noch immer währen die Oliven- und Rebenpflanzungen, das Thal ist gut angebaut und fruchtbar. Nach zehn Miglien Weges erreicht man das Städtchen Ponte a Sieve, welches sich durch nichts als seine malerische Lage bemerklich macht. Die Aussicht von der Brücke, welche über die hier in den Arno strömende Sieve führt, ist besonders anmuthig. Bald hinter dem Städtchen verläßt man die über Arezzo und Perugia nach Rom führende Hauptstraße und fährt zur Linken die über einen Zweig der Apenninen führende, sehr gute, aber stark steigende Nebenstraße hinan. Nun wird die Aussicht immer weiter und großartiger. Man sieht tief unten einen großen Theil des obern Arnothals mit seinen zahllosen Hügeln, und bald erblickt man zu seiner Rechten die von grünenden Wiesen überragten herrlichen Tannenwaldungen, aus denen die weißen Gebäude des schönen einsamen Klosters Valombrosa leuchtend hervorschauen. Je mehr man sich der Höhe des Berges naht, über welchen der Weg führt, und der von einem nicht fern von dem Gipfel bei einem Köhlerdörfchen gelegenen Wirthhause La Consuma genannt wird, um so auffallender ist die Veränderung des ganzen Aussehens der Gegend. Der Berg selbst ist nackt und im Ganzen einförmig; zu seinen Seiten steigen Schluchten in die Thalgründe hinunter, die meist mit Wiesen bedeckt sind, und wo man Eichen und Kastanienpflanzungen sieht. Ein fast immerwährender Wind weht auf dieser beträchtlichen Höhe.

Hat man die Spitze der Consuma erreicht, da wo sich die Gegend nach Südosten öffnet und der Abhang des Berges viel rascher und steiler ist, als auf der entgegengesetzten Seite, so sieht man auf einmal ein ganz verschiedenes Land vor sich liegen, dessen Anblick nach der wilden, starren Bergnatur einen angenehmen Eindruck macht. Zur Linken ziehen sich die Hügel ununterbrochen fort, zur Rechten sieht man ein mehr langes als breites Thal liegen, der Länge nach von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, von Hügeln unterbrochen, welche alterthümliche Städtchen mit ihren Thürmen krönen, reich an frischen grünen Waldungen und Wiesen. Eine hohe Bergkette schließt im Hintergrunde den Gesichtskreis, wo

namentlich eine sonderbar gestaltete, waldbedeckte Bergspitze sich beinahe isolirt emporhebt und die Blicke auf sich zieht. Das Thal ist das Casentino, mit seinen freundlichen Ortschaften und seinen Ebenen, durchschnitten von

„den Bächlein, die, von grünen Hügeln strömend,
Im Casentino in den Arno fließen.“ [1])

der Strom

„das Flüßchen, das auf Falteron' entspringt,
Und sich an hundert Meilen Laufs nicht sättigt;“ [2])

— die Berge die Ketten der Serra und Giogana, unter ihnen jener Felsen von Alvernia, welcher auf seinen Klippenmassen eines der berühmtesten Klöster Italiens trägt.

Wir fuhren nun hinunter dem Thale zu, von wo uns mildere Luft entgegenwehte. Bald boten sich die Trümmer eines alten Kastells, malerisch auf einem Hügel gruppirt, unseren Blicken dar. Es war Romena, die einstige Burg des Grafen Aghinolfo, aus dem Stamme der Guidi, welcher den Meister Adam von Brescia zur Geldverfälschung verleitete, wofür dieser im Jahre 1280 zum Flammentode verurtheilt ward und in der Hölle Dantes wie Tantalus schmachtet, stets die frischen Quellen des Casentino vor den Augen und sich noch des hellen Wassers des Brandabrunnens erinnernd, der unter dem Hügel, worauf die Burg steht, hervorsprudelt [3]). Die alten Mauern Romenas hatten einst einen Umfang von einer halben Miglie und waren mit vierzehn Thürmen versehen. Jezt stehen nur noch Trümmer, die malerisch in das Thal von Pratovecchio hinunterschauen, einige Hütten und ein kleines Bethaus außerhalb der Mauern. Schon 1357 gelangte diese Besitzung durch Kauf an Florenz. — Um Mittag erreichten wir nach siebenstündiger Fahrt das Städtchen Stia, einen gewerbthätigen und freundlichen Bezirksort, am Arno liegend, von dessen Quelle er zehn Miglien (südlich) entfernt ist, und über den eine steinerne Brücke führt. Die fleißigen Einwohner nähren sich von Tuch- und Papierfabrikation und von Ackerbau. Oberhalb Stia, an den Berg gelehnt, sahen wir das Dorf Porciano, auf dessen Namen in der göttlichen Komödie angespielt wird, indem es (Purgat. c. XIV. 43.) heißt, der Arno bahne sich erst einen ärmlichen Pfad zwischen wüsten Schweinen hindurch („tra brutti porci“), mit dem hohen Thurme seines alten Kastells, wo, der Volkssage nach, der vierundzwanzigjährige Dante nach der Schlacht bei Campaldino (1289) eine Zeitlang als Gefangener des wilden Ghibellinen, Grafen Currado, aus dem weitverzweigten Hause der Guidi, gewohnt haben soll.

Ueber Stia hinaus, wo wir in dem Wirthshause, das besser war, als wir erwartet hatten, rasteten, bis die Mittagshitze vorüber war, konnte unser Florentiner Fuhrmann uns weiter von keinem Nutzen seyn; wir hatten nun die Bergpfade zu ersteigen, die nach Camaldoli führen. Eine kleine Miglie Weges blieben wir noch in der Ebene, bis wir das Städtchen Pratovecchio hinter uns gelassen hatten, einen ziemlich alterthümlich aussehenden Ort, dessen Häuser meist Arkaden haben, und über welchem sich die Trümmer Romenas besonders malerisch ausnehmen. Dann stiegen wir, von einem Führer begleitet, die Berge auf zum Theil ziemlich beschwerlichen und steinigen Pfaden hinan, bis die Hügel hinter Pratovecchio tief unter uns lagen und endlich unsern Blicken entschwanden. Etwas Merkwürdiges hat dieser Weg nicht. Die Höhe des Berges ist dem Winde bloßgegeben und ganz nackt; an einzelnen geschüzten Stellen trifft man Eichen und Wiesen mit Schaaf- und Ziegenheerden, deren Aussehen indeß eben nicht sehr für die Reichlichkeit des Futters zeugt. In einer tiefen Schlucht liegt das Dörfchen Moggione, von wo sich die Wege in die untern Thalgründe hinabziehen. Von hier aus ist der Weg, einen kahlen Schieferberg hinan, besonders steil und ermüdend. Nach dreistündiger Wanderung (von Stia) sahen wir endlich wieder Wiesen und Bäume, und kamen an einem eingeschlossenen, für die Heerden zur Nachtzeit bestimmten Gehege vorbei, bis uns eine Allee in ein enges längliches Thal hinunterführte, wo hohe Tannen uns auf allen Seiten umgaben, und wir plötzlich ein ausgedehntes, unregelmäßiges Gebäude vor uns liegen sahen. Hätte uns nicht das ganze Aeussere desselben gesagt, daß wir ein Kloster vor uns hatten, so würden die am Thore erscheinenden weißen Gestalten es gethan haben. Wir befanden uns am Ziele unserer heutigen Wanderschaft, in dem lange ersehnten Camaldoli.

---

[1]) Dante, Inferno, c. XXX., 64.

[2]) Dante, Purgatorio, c. XIV., 16. — Die Quellen des Arno (Capo d'Arno) liegen nach Inghiramis neuester Messung (vergl. seine Carta geometrica della Toscana. Fir. 1830.) 4168 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers, auf dem Berge Falterona, einem der höchsten Gipfel der mittleren Apenninen. Obgleich dieser Berg nicht mehr denn 25 Miglien von Florenz liegt, macht der Strom, durch die Lage der Gebirgsstellen genöthigt, einen drei bis vier Mal längeren Lauf, um bis zu dieser Stadt zu gelangen.

[3]) Inferno, c. XXX. 60. — Meister Adam soll auf der Höhe der Consuma verbrannt worden seyn, da wo sich noch ein Steinhaufen befindet, den man „die steinerne Wand des todten Mannes“ nennt. (s. A. Benci, Lettre sul Casentino e sulla Valle tiberina. Fir. 1821. pag. 71.) — Fonte branda suchen die meisten Commentatoren des Dichters, der den vor Durst verschmachtenden Maestro Adamo sagen läßt: „nicht für den Brandabrunnen würde ich das Vergnügen geben, einen meiner Verführer hier zu sehen, wo ich leide“ (v. 76 folg.) unrichtig in Siena, wo sich ein gleichnamiger Brunnen befindet, da doch Dante ohne Zweifel den bei Romena gemeint hat, der dem Meister Adam sehr bekannt seyn mußte, weil er dort wohnte. (s. auch Arrivabene, Secolo di Dante. Vol. I. p. 464. Fir. 1830).

Ueber den Athmungsprozeß der Pflanzen.

Die meisten Botaniker haben die Blätter der Pflanzen gleichsam als Luftwurzeln betrachtet, deren Geschäft es ist, aus der Luft das Wasser und die andern zur Ernährung des Gewächses nöthigen Stoffe aufzusaugen. Die untere Fläche des Blattes ist bekanntlich durchgängig weniger stark gefärbt als die obere, und diese Fläche sah man schon seit Bonnets Versuchen für das eigentliche Werkzeug an, das die dem Boden entsteigenden wässerichten Dünste einsaugt. Andernseits fand man, daß der Saft der Pflanzen vorzüglich in den Blättern zum eigentlichen Nahrungsstoff der Pflanze verarbeitet wird. Viele Naturforscher verglichen daher die Blätter in ihren Verrichtungen mit den Lungen der Thiere. Auch der berühmte französische Gelehrte Brogniart hat diese Ansicht; er beweist in einer Reihe von Versuchen, daß sich in den Blättern eine Menge mit Luft gefüllter Höhlungen befindet, und zwar vorzüglich an der untern Fläche, welche Höhlungen durch feine Löcher mit der äußern Luft in Verbindung stehen. Daß aber diese Luft im Innern der Blätter wirklich eine ähnliche Rolle spielt, wie die Luft in den Lungen der Thiere, war bisher noch nicht dargethan. Dutrochet hat dies versucht und darüber in der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorgelesen. Wir theilen die allgemeinen Resultate, als wenigstens für eine große Klasse von Lesern interessant, mit.

Dutrochet bemerkte, daß die Blätter, namentlich die der Schotengewächse, die weißliche Färbung ihrer untern Fläche schnell verlieren, wenn man sie in Wasser taucht, und vermuthete, dies werde wohl daher rühren, daß das Wasser in die Lufthöhlen des Blattes dringe. Der folgende Versuch bestätigte dies: Er tauchte ein Bohnenblatt völlig in ein Gefäß mit Wasser und brachte es unter die Luftpumpe. Im Maaße, als die Luft ausgepumpt wurde, entwickelten sich Luftblasen aus dem Blatte, namentlich aus der untern Fläche desselben. Nach einer halben Stunde ließ er die Luft wieder zu, und im Augenblick, wo sie eindrang, verlor die untere Fläche des Blattes die weißliche Farbe, die sich bisher ganz gleich geblieben war. Diese Fläche war ganz so grün geworden als die obere, und es fand kein Unterschied mehr zwischen beiden Seiten statt. Es beweist dies, daß jene weißliche Farbe der untern Fläche von der in ihrem Gewebe in Zellen enthaltenen Luft herrührt. Die Blätter sämmtlicher Gewächse verhalten sich in dieser Hinsicht gleich.

Nach vielfachen Versuchen über den Athmungsprozeß der Pflanzen kam Dutrochet zum Resultat, daß die Lufthöhlen der Blätter keine isolirten Organe sind, sondern nur Theile eines Respirationsapparats, der sich ununterbrochen über das ganze Gewächs erstreckt. Dieß beweist unter andern folgender Versuch. Er nahm ein Blatt der gelben Wasserlilie und tauchte es in einem Gefäß mit Wasser unter, wobei er das abgeschnittene Ende des Blattstiels außerhalb des Wassers ließ. Er stellte das Gefäß unter die Luftpumpe und machte den Raum luftleer. Es entwickelte sich keine Luft aus dem Wasser; an den eingetauchten Theilen des Blattes zeigte sich keine Luftblase. Eine Viertelstunde darauf ließ er die Luft wieder zu und das Blatt blieb auf seiner untern Fläche weißlicht wie zuvor, zum Beweis, daß es die Luft, die im natürlichen Zustand die Zellen füllt, nicht verloren hatte. Er wiederholte nun den Versuch mit demselben Blatt, tauchte es aber dießmal ganz unter Wasser. Sobald er jezt die Luft auszupumpen anfing, sah er Luftblasen in Menge sich am abgeschnittenen Ende des Blattstiels entwickeln; auf der Fläche des Blattes dagegen zeigte sich keine. Nach einer Viertelstunde ließ er die Luft wieder an das Blatt, und im nämlichen Augenblick verschwand die weißlich-grüne Färbung der untern Blattseite, sie wurde alsbald so grün wie die obere, und dieß kam daher, daß die Luftzellen ihre Luft verloren hatten und das Wasser beim Wiederzuströmen der Luft mit Gewalt in dieselben eingedrungen war.

Das Hauptresultat dieser Forschungen ist, daß sich in allen Theilen der Gewächse Räume befinden, welche mit einer, gleich der atmosphärischen Luft, aus Sauerstoff und Stickstoff gemischten Luft gefüllt sind; während aber die Mischung der atmosphärischen Luft sich immer gleich bleibt, finden sich jene zwei Bestandtheile in der Luft der Pflanzen in wechselnden Verhältnissen; nur ist immer weniger Sauerstoff darin als in der Atmosphäre, zum Beweis, daß die innern Pflanzenorgane Sauerstoff eingesaugt haben. Diese Versuche beweisen ferner, daß diese innere Luft vor Allem andern zur Erhaltung der Lebensäußerungen der Gewächse und ihres Lebens selbst durchaus nothwendig ist. Die Pflanzen athmen also auf ganz ähnliche Weise wie die Insekten, d. h. so, daß die elastische respirable Luft alle ihre Theile durchströmt, während sie bei den höhern Thieren vorzugsweise nur in einem einzelnen Organe, den Lungen, zur Erhaltung des Lebensprozesses thätig ist. Ein Hauptunterschied zwischen dem Athmungsprozeß der Pflanzen einerseits und der Thiere andernseits ist aber noch der, daß die Quelle der Luft bei den Pflanzen doppelt, bei den Thieren dagegen einfach ist. Die Thiere, auch die Insekten, schöpfen alle Luft, die sie zur Lebensökonomie nöthig haben, aus der sie umgebenden Atmosphäre, mittelbar, wie die Fische, oder unmittelbar, wie die Luftthiere; die Gewächse dagegen schöpfen aus der Atmosphäre nur einen Theil ihrer Luft; einen weit beträchtlicheren bereiten sie selbst in ihrem Gewebe, mittelst des Einflusses des Lichts, und daher kommt es, daß man sie sowohl unter der Luftpumpe, als dadurch, daß man sie im Dunkel hält, durch Erstickung tödten kann.

Bevölkerung der Stadt Rom im Jahr 1829 — 1830.

Der Stand der Bevölkerung der Weltstadt, wie ihn das Diario di Roma gibt, scheint uns der Mittheilung nicht unwerth.

Von Ostern 1829 bis Ostern 1830 zählte Rom:

Pfarrkirchen	54.
Familien	34,805.
Bischöfe	30.
Priester	1,455.
Mönche	4,986.
Nonnen	1,385.
Seminaristen	560.
Ketzer, Türken und Ungläubige, ohne die Juden	266.
Auf die Kommunion vorbereitet	107,133.
Nicht darauf vorbereitet	39,852.
Ehen	1,068.
Taufen, männliche	2,339.
— weibliche	2,339.
Im Ganzen	4,678.
Sterbfälle	4,995.
Individuen männlichen Geschlechts	77,475.
weiblichen Geschlechts	69,810.
Ganze Bevölkerung	147,385.

Monatlich werden im Durchschnitt geboren 391, täglich 13. Es sterben monatlich 416, täglich 14.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, August.

(Fortsetzung.)

Sammlung für die Polen. Kunst. Chateaubriand.

Es wurden täglich mehr denn sechstausend Patronen gemacht, Tausende von Faschinen gebunden und die Kanonen zum Feld- und Festungsdienst in Bereitschaft gesezt. Dadurch kam Brod und zugleich Achtung für die Regierung unter die armen Leute und die vielen jungen Brausköpfe, die hier aus Frankreich und andern Ländern in den Werkstätten zusammenströmen. Es war wirklich erfreulich, unsere Stadt in tiefer, besonnener Ruhe und Ordnung zu sehen, während es an allen unsern Grenzen brannte, in Frankreich, Waadt und Savoyen. Jeder fühlte, daß die Regierung nicht mehr für das Volk thun könne, als sie that, und daß alles momentane Leiden, alle Entbehrung durch den Stillstand der Gewerbe und des Handels nicht ihre Schuld sey. Diese Stimmung ging auch aus dem Umstand hervor, daß in den beunruhigendsten Monaten weniger Diebstähle und andere Verbrechen vorfielen, als sonst im tiefsten Frieden und im Ueberfluß.

Bei allem Mangel und allem Druck der Zeitumstände wurden bedeutende Sammlungen für die edeln Polen gemacht, die auch unsere kältesten Hoch-Tories mit Enthusiasmus erfüllten. Was wäre auch diesem ganz alterthümlichen Heldenvolk an die Seite zu setzen, das so groß und doch so bescheiden, mild und fromm dasteht? Man schämt sich jezt beinahe des grenzenlosen Enthusiasmus, den Genf vor einigen Jahren für die Griechen nicht ohne Prätension an den Tag legte; denn was sind diese gegen die Polen? Auch für die Italiener ist gesammelt worden, aber wenig, und man sammelte noch, da hatten sich die Bologneser Großsprecher schon unterworfen. Jene Freiheitshelden hatten mit den Hündchen viel Aehnlichkeit, die aus ihrer Stadt gezogen werden: sie kläffen und lärmen ganz entsezlich, als wollten sie Alles zerreißen, kriechen aber gleich unter den Tisch, wenn man mit Ruthe oder Stock zu ihnen spricht. Zu der Sammlung für die Polen steuerten auch unsere Knechte und Mägde bei, und sie sprechen von ihnen, als wäre es ihre eigene Sache, die dort ausgemacht wird. Ein Herr von C., der jährlich seiner Gesundheit wegen einige Frühlingswochen in Hières zubringt, war eben von da hierher zurückgekommen. In einer Gesellschaft sprach er gegen die Polen und ihr Recht; da sagte eine junge geistreiche Dame zu ihm: „Monsieur, on voit bien que vous êtes d'hier."

Die schlechten Zeitumstände hinderten uns nicht, auch der bildenden Kunst einige Aufmerksamkeit zu schenken, wiewohl dieselbe hier noch immer sehr im Kleinen und Engen getrieben wird. Ich habe früher im Kunstblatt umständlicher davon gesprochen und dabei unserer ausgezeichnetsten lebenden Künstler erwähnt. Gerade für die hervorragenderen, für Historienmaler und Bildhauer, ist hier durchaus nichts zu thun; nur Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei findet Aufmunterung. Wir haben im Grunde Unrecht, wenn wir uns der Männer rühmen, die in Bildhauerkunst und Historienmalerei ausgezeichnet geworden sind; Genf hat dabei kein Verdienst, denn was sie wurden, dazu hat sie das Ausland gemacht. So war es mit Lugardon und mit Chaponnière, so ist es jezt wieder mit dem jungen Lander, dessen Bildhauerarbeiten in Rom großes Aufsehen erregen und selbst Thorwaldsens ausgezeichneten Beifall haben sollen. Unter vielen Konkurrenten gewann er den Preis. Der Pabst ließ sich den jungen Mann vorstellen, gab ihm eine Pension und räumte ihm eine Wohnung im Quirinal ein. Lander machte seine ersten Zeichen- und Malerstudien bei dem hiesigen Genremaler Gros-Claude.

Von der Bronzestatue Jean-Jacques in sizender Stellung, die der Genfer J. Pradier in Paris arbeitet, hört man nichts weiter, als daß das erste Modell nicht gelungen sey und jezt ein anderes gearbeitet werde. Dagegen ist die kolossale Bronzebüste des verstorbenen, um Genf so hoch verdienten Dumont im Musée Rath angekommen. Sie ist von Davids Sohn, einem der jezigen guten französischen Bildhauer, gearbeitet, und verdient allerdings Lob, wiewohl Dumont hier viel zu jung erscheint.

Chateaubriand, der seit einigen Monaten hier wohnt und ein Landhaus au Paquis nahe am See gemiethet hat, scheint sich nicht sehr in der Genfer Stille und Glanzlosigkeit zu gefallen. Im Anfang entwickelte er viel ministerielles und diplomatisches Brimborium; so z. B. ging er nie aus, ohne zwei Bedienten in Livree hinter sich zu haben. Das hat er nun gelassen, weil er bald einsah, wie lächerlich es hier ist, wo man sich der größten Einfachheit befleißigt und wo selbst sehr reiche Leute alles Mögliche thun, um öffentlich Andern gleich zu erscheinen. Es war uns Allen unbegreiflich, wie der Verfasser der Martyrs und des Génie du Christianisme an solchen Armseligkeiten Geschmack finden kann.

Nach dem Tod des alten Generals Michell de Chateauvieux, der unter Ludwig XV., Ludwig XVI., unter Napoleon, unter Ludwig XVIII. und Karl X. in französischem Dienst gewesen war, fand man in einem lang vergessenen Schrank der Bibliothek sechzig Bände. Sie enthalten die handschriftliche Korrespondenz Karl Bonnets mit einer Menge Gelehrten und fürstlichen Personen in Europa, nebst deren Originalbriefen. Die Erben des Generals haben diese merkwürdige Sammlung der hiesigen öffentlichen Bibliothek geschenkt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 67.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

No. 202.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Mittwoch, 24. August 1831.

Der Fleiß ist das vegetative Leben der Wissenschaft; ihr geistiges Prinzip ist der Genius.

Bichat.

Volta und die Elektricität.

Nach Arago.

Der Physiker Arago hat in der Akademie der Wissenschaften zu Paris eine Biographie Voltas, eines der acht fremden Mitglieder der Gesellschaft, vorgelesen. Wir theilen einen Auszug aus diesem Aufsatze mit, wobei wir jedoch, noch mehr als Arago, vielmehr auf die Geschichte des Zweigs der Naturgeschichte, dem Volta vorzüglich seinen Ruhm verdankt, als auf die Lebensumstände des berühmten Mannes Rücksicht nehmen.

* * *

Alexander Volta wurde zu Como den 18ten Februar 1745 geboren. Seine Eltern waren Philipp Volta und Magdalene von Conti-Inzagbi. Seine ersten Studien machte er unter väterlicher Aufsicht in der öffentlichen Schule seiner Vaterstadt. Glückliche Anlagen, anhaltender Fleiß und große Ordnungsliebe erhoben ihn bald über seine Mitschüler; im achtzehnten Jahre stand er bereits in Briefwechsel mit Nollet über Gegenstände der Naturlehre; im folgenden Jahre verfaßte er ein lateinisches, bis jetzt noch ungedrucktes Gedicht, in welchem er die von den ersten Beobachtern seiner Zeit gemachten Entdeckungen beschrieb. Man meint, sein Beruf sey da noch nicht entschieden gewesen; dieß ist indessen nicht sehr wahrscheinlich, und ein junger Mensch wird schwerlich die Chemie zum Gegenstande seiner poetischen Ergießungen machen, wenn er nicht bereit ist, jeden Augenblick die Poetik mit dem Schmelztiegel zu vertauschen; und abgesehen von ein Paar Reimen zur Verherrlichung von Saussures Besteigung des Montblancs, lieferte auch die Feder des großen Mannes von Stunde an nur noch Schriften, in denen er ohne alle fremde Zierrath die Resultate seiner geistreichen Forschungen beschreibt.

Volta war vierundzwanzig Jahre alt, als er seine erste Abhandlung schrieb. Er handelte darin verschiedene auf die Elektricität bezügliche Fragen ab, und dieser Zweig der Physik blieb von an nun zwar nicht der ausschließliche, doch immer der vornehmste Gegenstand seines Forschens.

Die dem Bernstein eigenthümliche Eigenschaft, wenn man ihn reibt, kleine Körper in ziemlicher Entfernung anzuziehen, war schon seit undenklicher Zeit beobachtet worden, ohne daß man indessen mehr Gewicht darauf legte, als auf ein gewöhnliches Form- oder Färbungsverhältniß. Theophrast und Plinius, die beide im Vorbeigehen dieser Erscheinung gedenken, waren weit entfernt zu ahnen, daß sie hier den ersten Ring einer unendlichen Kette von Entdeckungen in der Hand hatten, woraus eines Tags, anderer wichtigen Resultate nicht zu gedenken, ein Mittel hervorgehen sollte, die Donnerwolken zu entladen und den Blitz, den sie bergen, ohne Gefahr, ja ohne Explosion in den Schooß der Erde zu leiten. Wie rasch im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts die Entdeckungen im Gebiete der Elektricität auf einander folgten, ist bekannt. Die Umstände, unter welchen sich Elektricität entwickelt,

erschienen indessen immer noch als das Resultat von verwickelten Prozessen, welche in den gewöhnlichen Naturerscheinungen nur selten zusammentreffen. Volta riß sich zuerst mittelst einiger trefflichen Werkzeuge, die ihm die Wissenschaft verdankt, aus diesen engen Schranken los. Er sah und fand Elektricität überall, bei der Verbrennung, bei der Verdampfung, überall, wo sich zwei ungleichartige Körper berühren. Somit theilte er dieser mächtigen Kraft eine unendlich umfassende Rolle in der Physik der Erde zu, eine Rolle, die nicht viel kleiner ist, als die der Schwere.

Der Leistungen Voltas sind so viele, daß wir sie nicht einmal oberflächlich alle durchgehen können; wir sprechen daher nicht von den elektrischen Maschinen, bei denen unser Physiker an die Stelle der elektrischen Conduktoren lange Reihen von übersilberten Stäben gesezt hatte, und deren wahrhaft blitzähnliche Funken die stärksten Thiere zu tödten im Stande waren; nicht von dem beständigen Elektrophor oder Elektricitätsträger, einem wirklich herrlichen Instrumente, das im kleinsten Raume dem Physiker eine unerschöpfliche Quelle von elektrischem Fluidum liefert; nicht von dem Condensator, der, gleichsam ein Mikroscop ganz eigener Art, die Elektricität erkennen läßt, wo alle andern Instrumente einen völlig im Stiche lassen; nicht von dem wichtigen Eudiometer, oder Luftgütemesser, der durch Humboldts und Gay-Lussacs Bemühungen für den Physiker so wichtig geworden ist, und mittelst dessen man entdecken kann, ob die Atmosphäre an Sauerstoffgehalt ärmer wird, ob sie gar eines Tags zum Athmen ganz untauglich werden wird, ob das Menschengeschlecht einst ganz aussterben muß, nicht in Folge einer Umwälzung, wie die, deren Spuren die Geologen nachweisen, und wobei unter besondern Umständen einzelne Individuen am Leben bleiben könnten, sondern aus einer allgemeinen, unvermeidlichen Ursache. Wir schweigen gleichfalls von den wichtigen Untersuchungen über die Ausdehnung der Luftarten, eine Frage, welche zwar erst Gay-Lussac und Dalton vollkommen gelöst, wobei aber Volta unbestritten das Verdienst bleibt, daß er die ersten festen Grundsätze aufgestellt hat. Die bisher flüchtig angezeigten Entdeckungen reichten hin, einem Physiker zum höchsten Ruhme zu verhelfen, und doch, dieß kann man sagen, ohne Voltas Ruhme zu nahe zu treten, verschwinden sie fast neben den glänzenden Entdeckungen, von denen wir im Folgenden sprechen.

Schon 1708 machte Walt die Bemerkung, das Leuchten und das Knistern der elektrischen Körper seyen gewissermaaßen ähnliche Erscheinungen wie Donner und Blitz. Im Jahr 1735 äußerte Stephan Grey etwas Aehnliches. Die meisten Physiker sahen indessen in diesen Aeußerungen nichts mehr und nichts weniger als eine Vergleichung und dachten nicht daran, daß jene Physiker aus der Aehnlichkeit der Wirkungen die Identität der Ursachen schließen wollten; diese Identität wurde aber von Nollet in seinem Traktat der Experimentalphysik, der 1746 herauskam, geradezu ausgesprochen. Der Theorie dieses sinnreichen Forschers fehlte nur etwas, was freilich heutzutage keiner Theorie fehlen darf, wenn sie Eingang in eine Wissenschaft finden will: sie gründete sich nicht auf unmittelbare Versuche.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Camaldoli, am 19ten Juni.

Wir wurden hier freundlich und höflich aufgenommen. Der Padre foresteraro (so nennt man in den Klöstern denjenigen Geistlichen, welchem es obliegt, für die die Gastfreundschaft in Anspruch nehmenden Fremden zu sorgen), ein noch jugendlicher schöner Mann, und ein jüngerer Laienbruder (Converso) ließen es uns an nichts fehlen. Ein Nachtmahl und gute Betten waren sehr willkommen. Heute Morgen machten wir einen kleinen Spaziergang durch die Umgebung, um uns über die Lokalität des Ortes zu unterrichten.

Das Kloster liegt, wie ich schon bemerkte, in einem länglichen Thale, das sich nach der einen Seite, woher wir gekommen, öffnet, während es auf allen andern von hohen Bergen umgeben ist, welche im Schatten ungeheurer Tannen und Buchenwaldungen liegen. Die Gebäude selbst scheinen aus verschiedenen Zeiten herzurühren und bilden einzelne aneinandergehängte Massen, ohne auf irgend eine architektonische Regelmäßigkeit oder Schönheit Anspruch zu machen. Eine angenehme erquickende Kühle herrscht an diesem stillen einsamen Orte; von den nördlichen Höhen schlängelt sich ein kleiner Gebirgsstrom (der Fiumicello di Camaldoli) herunter, der in seinem tiefen Bette das Thal durchrauscht, in der Nähe des Klosters eine Wassersäge treibt und später in den Ebenen des Casentino sich mit dem Arno vereinigt. Die Schönheit dieses Ortes würde noch großartiger seyn, wären nicht einzelne der tiefer liegenden Hügel des Schmuckes ihrer erhabenen Waldungen durch die Art beraubt worden. Die Mönche sagten uns, es sey während der Zeit der Aufhebung der Klöster in der französischen Epoche geschehen.

Ein vortreffliches Frühstück rief uns wieder ins Kloster zurück, worauf wir dessen Kirche und Gebäude in Augenschein nahmen. Erstere hat nichts Merkwürdiges. Am Hauptaltare befindet sich eine Kreuzabnahme von Vasari, und zu den Seiten Christi Geburt und eine Madonna mit den heil. Johann Baptist und Hieronymus,

von demselben. Sie sind aus seiner früheren Zeit (aus den Jahren 1537 — 39, gemäß der Selbstbiographie und den Briefen) und von keinem bedeutenden Werth. Doch sind sie, nebst einem Christus am Oelberg (der sich in einer kleinen Kapelle des Klosters, capella dell' infermeria, befindet und lange für einen Raffaellino del Garbo gehalten wurde, bis er sich gleichfalls durch Dokumente als Vasaris Werk auswieß) noch die bessern Gemälde, worunter nur noch ein groses Bild von Pomarancio im Refektorium — Christus, den die Engel in der Wüste speisen — zu bemerken ist. Sonstige Kunstschätze finden sich nicht vor. Die Gebäude sind lustig, gesund und geräumig; aber die geringe Anzahl der jetzigen Bewohner (nur fünfzehn) steht in keinem Verhältnisse zu ihrer Ausdehnung. Die Mönche haben meist ein würdevolles Aeussere, wozu ihre reichlichen Bärte und langen weißen tuchenen Gewänder nicht wenig beitragen. Die Fremden, welche, durch die Majestät der Gebirgsnatur und die Berühmtheit des Ortes angelockt, bei ihnen Gastfreundschaft suchen, sind stets wohl aufgenommen. Ich kann nicht umhin, hier des geistvollen und unterrichteten Padre Camerlingo (V. F.....) zu erwähnen, dem wir, wie unser gutes Geschick es wollte, durch einen Brief eines seiner florentinischen Bekannten empfohlen waren, und der eine liebenswürdige Zuvorkommenheit mit dem gesundesten Urtheil und umfassenden Kenntnissen vereinigt. Wir wären erstaunt, in diesem einsamen, von Menschen abgeschiedenen Apenninenthale die genaueste Kenntniß der Tagesgeschichte und der alten und neuesten Literatur, namentlich der historisch-politischen, zu finden.

Der berühmtere Theil des Camaldulenserklosters, die Einsiedeleien (sacro Eremo), liegt anderthalb Miglien höher nördlich im Gebirge. Leider sind auf dem einst völlig beschatteten Wege dahin und um diesen Ort herum die Tannenwaldungen am meisten verunstaltet. Hier baute Sankt Romualdes seine erste Zelle und gründete den Orden der Camaldulenser. St. Romuald war zu Ravenna aus einer fürstlichen longobardischen Familie geboren. Nach einer mitten im Strudel der Welt verlebten Jugend, wendete sich sein Gemüth dem Höchsten zu, und er trat in den Benediktinerorden, zu dessen eifrigsten Mitgliedern er bald gezählt wurde. Nach einigen in der Ruhe seines ersten Klosters zugebrachten Jahren, reiste er in dem obern Italien und den angrenzenden Ländern umher, mehrere Klöster und Einsiedeleien gründend. Aber sein Feuereifer ließ ihn noch immer nicht rasten, und er suchte nach einem Orte, der durch seine Abgeschiedenheit und Einsamkeit, ganz so, wie sein Geist es ihm vorstellte, zur Betrachtung und zum Gebet geeignet wäre. Als er sich nun auf der Wanderung durch die gebirgigen Striche der Romagna befand, erstieg er einst einen hohen Berg, wo er nichts als das Rauschen des Windes durch die Waldung und den Gesang der Vögel vernahm. Auf dem Gipfel angekommen, setzte er sich ermüdet nieder und fiel bald in einen tiefen Schlaf. Da hatte er einen wunderbaren Traum. Er sah den Ort vor sich, wo er sich wirklich befand, und von welchem sich eine Leiter zum Himmel emporhob, auf welcher Mönche seines Ordens, aber in weißer, statt schwarzer Kleidung, hinanstiegen. Als der Heilige erwachte, schien ihm dies eine göttliche Mahnung, an demselben Orte ein neues Kloster zu gründen. Deshalb beschloß er, sich zum Bischofe von Arezzo zu begeben, zu dessen Sprengel das Land gehörte, um ihn um Rath zu fragen. Als er in dieser Absicht den Berg hinunterging, begegnete ihm ein Graf aus genannter Stadt, Namens Maldulo, der sich in diesen Gebirgsstrichen, die sein Eigenthum waren, mit der Jagd vergnügte. Dieser hatte zu gleicher Zeit denselben Traum gehabt und bot nun dem ehrwürdigen Mönche dieses sein Besitzthum an, dort seine Einsiedelei zu gründen. Der Bischof Tebaldo von Arezzo ermunterte den Heiligen zu seinem Werke, und im Jahre des Herrn 1012 erhob sich auf diesem Felde Malduios (Campo di Maldulo) eine Kapelle, die der genannte Bischof weihte, nebst fünf Einsiedlerwohnungen. Romuald wechselte, der Eingebung seines Traumes zufolge, die Farbe der Kleidung seiner Begleiter in Weiß, und diese wurden, nach dem Orte, wo ihre ersten Zellen standen, Camaldulenser genannt. So erzählt die Legende den Ursprung dieses über Italien weit verbreiteten Ordens und seines Namens. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Das Wappen der Camaldulenser ist ein Kelch, aus dem zwei Tauben trinken. Es macht jetzt einen Bestandtheil des päpstlichen Wappens aus, indem Gregor XVI. zu diesem Orden gehört.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

Die Cholera.

Mit bewegterem Gemüthe wurde wohl nie des Königs Geburtstag gefeiert, als in diesem Jahre. Im Kriege wird das Herz durch Hoffnungen geschwellt, bei einem unglücklichen gehoben durch die Resignation des Patriotismus, durch den Haß gegen den Sieger, durch den Schimmer der Hoffnung einer Wiedervergeltung. Ein so trauriger, von dauernder Anspannung ohne Resultate abgespannter Zustand ist indeß wohl noch nicht dagewesen. Ein Krieg, wenn auch die Schärfe des Schwerdtes sich gegen uns wendete, scheint Neunundneunzigen unter Hundert dem Zweifel, der Ungewißheit, in der wir leben, vorzuziehen, ja ein Krieg im Vergleich mit dem schleichenden und doch reißenden Uebel, das uns näher und näher kommt, eine Wohlthat. Welche Hoffnungen, welche Erhebung im Defensivkrieg gegen eine Pest! Welch einen Trost gewährt der Sieg: man ist glücklich durchgekommen! Das ist Alles. Der Grenzkordon längs der Oder

ist unsere und vermuthlich des ganzen übrigen Europas lezte Schanze. Zwar hat sich das Gerücht, die Cholera sey schon in Breslau, als ungegründet ausgewiesen, doch ist unsere Hoffnung, daß dieser Kordon genügen wird, nur sehr gering. Eben so unumwunden spricht sich die Ansicht immer allgemeiner aus, daß, wenn einmal dieser Sanitätskordon durchbrochen oder überflogen ist, die strengen polizeilichen Abschließungen eher ein Uebel, als eine Rettung sind. Der Oberpräsident v. Schön zu Königsberg hatte sich schon früher zu diesem großartig seltsamen Liberalismus bekannt und war der Meinung gewesen: alle Sperre sey unnöthig; man solle der Versehung, der Natur und der Privatvorsicht die Sorge anheimstellen. Seine Ansicht ging nicht durch und durfte auch wohl in einem wohlgeordneten Staate nicht durchgeben; doch redet die Erfahrung, daß bis jezt kein Kordon auf die Dauer geholfen, ihm das Wort. Neuerdings ist nun noch etwas ganz anderes dabei zur Sprache gekommen, was man früher bei uns kaum geahnt hatte: das Volk spricht in großen Städten mit und laut dagegen. Die Brodlosigkeit, der Hunger haben sich als die ärgsten Demagogen gezeigt, denn sie haben gerade in Städten blutigen Aufruhr unter der Volksmenge gepredigt, wo man diese in apathischer Stumpfheit eingelullt meinte. Die Vorfälle in Petersburg, Pesth und nun neuerdings in Königsberg sind ärger gewesen, als man zur Ehre von irgend jemand glauben sollte. Dabei spukt auf eine unbegreifliche Weise der Aberglaube; denn wie der Pöbel in Petersburg jeden geprügelt hat, der mit einem Riechfläschchen ausgegangen, und in Pesth sogar die Studenten einen Arzt zu einem Galileischen Widerruf gezwungen, so hat auch beim Königsberger Volke der feste Glaube vorgewaltet, daß die Aerzte angestellt seyen, Gott weiß von wem, die armen Leute schnell aus dem Wege zu schaffen. Daher der Aufstand, der blutiger und bedeutender war, als die offiziellen Berichte ihn angeben, übrigens aber durchaus unvernünftig und ohne alle politische Beimischung. Die Königsberger Studenten, welchen die Behörden aus einer leicht erklärlichen Vorsicht nur ein sehr bedingtes Lob ertheilt, haben fast allein die Autoritäten gerettet und zuerst mit ihren Hiebern eingehauen. Erst später war das anderweitig benuzte Militär herbeigeeilt, um die unsinnige Empörung, ein Skandal für unsere Zeit, zu dämpfen. Die Breslauer Bürger, sehr loyale Leute, sollen erklärt haben, wenn man diese, den Verkehr unterbrechende Sperre auch bei ihnen einführe, es ebenso wie die Königsberger zu machen. Aus allem diesem ist man denn doch bei uns zur Ueberzeugung gekommen, daß es räthlich sey, von den rigorosen Verordnungen abzugehen. Nach diesen sollte jedes noch so große Haus gesperrt werden, wo nur im entferntesten Theil ein Kranker sich zeigt; wenn mehrere Häuser in einer Straße dergestalt abgeschlossen worden, sollte die ganze Straße barrikadirt werden. Handel und Gewerbe hörten natürlich auf. Theater, Kirchen, Kaffeehäuser wären geschlossen und gewisse, allzu inficirte Häuser sollten sogar demolirt und abgetragen werden. Von dieser Kurmethode à la Rostopschin, am grünen Tisch hinterm Ofen entworfen, ist man nun, wie gesagt, seit den Königsberger und Pesthner Ereignissen abgekommen, und wir kommen um ein schönes, ächt preußisches Gesez, welches einige einspännige Beiwagen mit Deklarationen und Modifikationen erfordert hätte. Noch trägt man sich aber mit der süßen Hoffnung, daß nicht der Kordon, nicht die Aerzte, sondern unser sandiger, gesunder, trockener Boden die Cholera abhalten oder doch unschädlich machen werde. An die Influenza, die einmal ein Präservativ seyn sollte, denkt Niemand mehr. Dagegen trägt man sich mit hundert Arkanen umher, die helfen sollen. In Elbing, so wird erzählt, läßt ein Bedienter aus Unaufmerksamkeit für seinen kranken Herrn Rothwein mit Senf statt mit Zimmt kochen und gibt es ihm ein. Von dem Trank, der eine fürchterliche Hize hervorbringt, genest der Kranke augenblicklich und dies qui pro quo wird in Elbing eine Radikalkur. Die dankbare Stadt schenkt dem Bedienten, wie die Sage will, 200 Thaler für seine Unvorsichtigkeit.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, August.

(Beschluß.)

Falschmünzer.

Auch Entdeckungen anderer Art werden in unserer Gegend gemacht. Vor fünfzig Jahren waren die Höhlen am großen und kleinen Salève voll Falschmünzern; jezt haben sie gerade gegenüber im Jura ihren Siz aufgeschlagen. Es ließe sich ein artiger Roman über die neuliche Verscheuchung einer solchen Gesellschaft erzählen; ich will es aber damit nur kurz machen. Seit geraumer Zeit hatte man in den östlichen französischen Departements falsche Fünfzehn- und Dreißig-Sousstücke bemerkt, die sehr geschickt nachgemacht und schwer zu kennen waren. Die Spekulanten hatten diese Münze gewählt, weil sie, noch aus der Revolution stammend, ein vergriffenes Gepräge hat und aus sehr verseztem Silber besteht. Ich habe solche nachgemachte Stücke in den Händen gehabt und hätte geschworen, sie seyen ächt. Lange gingen die aufmerksamen französischen Behörden mit ihren Vermuthungen in der Irre, denn sie glaubten die Falschmünzer bald in Dole, bald in Dijon. Da kommt ein schmiegsames Mädchen in lezter Stadt zum Polizeikommissär und bezahlt ihr Patent größtentheils in den falschen Fünfzehn- und Dreißig-Sousstücken. Der Polizeikommissär erkennt sie sogleich und läßt das Mädchen festnehmen, um zu erfahren, von wem sie dies Geld empfangen. „Wie kann ich das noch wissen, mein Herr, unter so Vielen, die bei mir aus und eingehen? Unser eins nimmt's mit dem Geld nicht so genau, wenn's nur Geld ist." — „Nun, dann bleiben Sie im Gefängniß, bis Sie sich erinnern." Am folgenden Tag, nach einer einsamen Nacht, sagte das Mädchen aus, sie erinnere sich jezt, dies Geld vorige Woche von einem jungen Mann in einer Blouse empfangen zu haben, der ihrer Zimmerfrau beim Weggehen unbekanntes Geld gegeben. Auf näheres Nachfragen fand sich's, daß die Alte zwei Waadtländer Bazen erhalten. Nun wurden die Behörden in Gex und in Rousses zu besonderer Aufmerksamkeit aufgefordert, denn man vermuthete die Werkstätte in Genf oder Lausanne. Man irrte wieder, bis zwei Wegemacher in den Faucilles von einem heftigen Schneesturm überrascht wurden und sich in eine Höhle des Berges flüchteten. Da fanden sie Werkzeuge, die wahrscheinlich Falschmünzern angehörten. Sie machten am folgenden Morgen in Gex davon Anzeige. Der königliche Prokureur sezte sich sogleich mit Begleitung in Marsch, konnte aber wegen eines neuen Schneesturms nicht durch die Faucilles dringen. Erst am folgenden Tag gelang es ihm, jedoch zu spät, denn die Falschmünzer hatten indessen wohl Wind von der ihnen bevorstehenden Gefahr bekommen, wahrscheinlich auch die Spuren der Wegemacher im Schnee gefunden. In der Höhle war es fast ganz leer, nur einige grobe Hölzer und einen alten Schuh fand man darin, die Münzer waren mit ihren Stempeln ausgeflogen. Französische Chansonsmacher gibt es auch in Gex; diese haben auf die mißglückte Expedition des Prokurators ein recht wiziges Liedchen gemacht, worin der Polizeikommissär und das flotte Mädchen in Dijon mit ihm ein Gespräch führen, dem es weder an Salz, noch an Pfeffer fehlt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 203.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 25. August 1831.

Die Gerechtigkeit hab' ich, ihr habt die Macht,
Es ist die große Sache aller Staaten
Und Thronen, daß gescheh', was Rechtens ist.

Schillers Demetrius.

Worte,

gesprochen bei einem zum Besten der verwundeten Polen zu Stuttgart den 19ten August veranstalteten Konzert,

von Gustav Schwab.

Ertöne, Sang, geuß in die tiefe Wunde
Des Heldenvolks ein Tröpfchen Balsams mehr;
Ertöne, wenn auch die Entscheidungsstunde
Auf Herz und Lippe lastet dumpf und schwer;
Ertöne, wenn auch die verhüllte Kunde
Noch diesen Abend fleugt vom Norden her.
Dein Schall wird mächtig in die Seelen dringen,
Denn Angst und Hoffnung trägt dich auf den Schwingen.

Ein einsam Kind ist sonst Begeisterung,
Im Kreis der Klugen sonst nicht zugelassen,
Man achtet sie zu thöricht und zu jung,
Geschmäht, als Wahnsinn, schweift sie durch die Gassen.
Doch jezt gewöhnt man sich an ihren Schwung,
Sie wagt's, die Kältesten jezt anzufassen.
Seit Polen kämpft, wohnt sie in manchem Haus,
Ruft so, gehört, in's bunte Volk hinaus:

„Ihr Adelskämpfer, seht, hier habt ihr Adel,
Der sich in Geist und That und Blut bewährt!
Ihr Volkserwecker, seht aus Hof und Stadel
Leibeig'ne brechen, voller Freiheit werth!
Ihr Menschenfreunde, sehet ohne Tadel
Ein Volk, das jeden Sieg durch Großmuth ehrt!
Steht nicht so fern, ihr Frommen; tretet näher,
Erkennet doch den Gott der Makkabäer!

Sein Wort macht frei. Sein Gottesdienst wird nicht
Mit willenlos gebeugtem Hals begangen.
Er lehrt uns treu erfüllen jede Pflicht,
Doch jede Pflicht von andern auch verlangen.
Er leistet, was des Kaisers ist, ihm schlicht,
Doch was sein ist, nur das soll er empfangen.
Vom Gott der Christen stammt das heil'ge Recht:
Kein Volk sey eines andern Volkes Knecht."

Und darum heißt uns die Begeist'rung hoffen,
Und gießt ihr Oehl in den verglommnen Docht.
Noch mancher Weg ist zur Versöhnung offen,
So lang ein Herz noch auf den Thronen pocht.
Und Gott, der aus den wilden Gährungsstoffen
Die schöne Welt zu rufen hat vermocht,
Wird auch das Reich der Freiheit schön vollenden,
Auf Todesengel Friedensengel senden.

Doch weil der Tod jezt noch den Reigen führt
Und Schwert und Pest noch an dem Volke zehren,
So soll die Milde thun, was ihr gebührt,
Soll zu den Wunden sich, den Kranken kehren;
Dazu ist keinem seine Hand geschnürt
Und kein Verbot will solchen Beistand wehren;
Mit ihm, du Volk, mit Liedern und Gebeten
Darf dich Begeist'rung auch bei uns vertreten.

Es röthet sich an unsrer Hügel Traube
Die Beere doch nach nasser Blüthenzeit,
Der Sommer hat mit seinem heißen Staube
Getrocknet ihn des kranken Lenzes Leid;

Auch anderswo hofft reife Frucht der Glaube,
Die glutbehaucht nach langem Frost gedeiht.
O daß mit unsrem ersten rothen Moste
Der Mund auch aus des Sieges Becher koste.

Briefe über das Casentino.
(Fortsetzung.)

Die Zahl derer, welche das fromme Leben des Heiligen theilen wollten, mehrte sich bald bedeutend, und in dem Thale, das am Fuße des Berges liegt, wurde ein Hospiz zur Aufnahme von Reisenden gebaut, wo sich ein Mönch und zwei Laienbrüder niederließen, und welches das Hospitium fontis boni genannt wurde [1]). Im Jahr 1072 erließ Pabst Alexander II. eine Approbatio congregationis monachorum Eremitarum Camaldulensium, alias campi amabilis, ordinis s. Benedicti. Noch dreimal verließ „Romualdes, der Büßer" seinen mit Vorliebe gepflegten Aufenthaltsort, einmal um in die Romagna hinunterzusteigen, das zweite Mal mit Kaiser Heinrich, dem Gemahl der deutschen Schutzheiligen Kunegunde, zusammenzutreffen, was in dem Kloster zu Monte Amiato, im Bisthum Chiusi, 1022 geschah [2]). Von der dritten Wanderung kehrte er nicht wieder nach Camaldoli zurück. Er starb in Valle di Castro, am 19ten Juni 1072, der gewöhnlichen Annahme nach in seinem 120ten Lebensjahre [3]).

Giorgio Vasari, welcher, nachdem er auf Veranlassung des Todes des Herzogs Alessandro de' Medici Florenz verlassen, im Jahr 1527 in Aufträgen der Mönche längere Zeit hier verweilte, hat in einem Brief an Messer Giovanni Pollastra eine Schilderung des Eremo hinterlassen, die ich gerne statt der meinigen hersetze, da sie auch heute noch, nach mehr denn 300 Jahren, vollkommen paßt, und überdieß in Bezug auf den Charakter des Verfassers selbst interessant ist. „Kennten die Aerzte alle Uebel," sagt der Geschichtsschreiber der schöne Künste, „wie Ihr den Grund des meinen, so glaube ich, daß der Tod dem Menschengeschlechte wenig Schaden thun würde. Trübsinnig in Arezzo, gequält von Trauer über den Tod des Herzogs, nicht aufgeheitert durch den Umgang mit Verwandten und Freunden und durch häusliche Geschäftigkeit, saß ich eingeschlossen auf meinem Zimmer, arbeitete ohne Unterlaß und verzehrte mein Gehirn und meine Kraft bei diesem Werke, da mein Geist durch Bilder des Entsetzens verdüstert und mein Verstand dadurch so krankhaft geworden war, daß ich fürchte, ich würde ein schlimmes Ende genommen haben, hätte ich in dieser Weise fortgefahren. Gott segne Euch tausendmal, mein geliebter Messer Giovanni; denn Ihr führtet mich zu den Einsiedeleien von Camaldoli, da ich an keinen passenderen Ort kommen konnte, um zur Selbstkenntniß zu gelangen. Außerdem, daß ich meine Zeit zu meinem Vortheil in Gesellschaft dieser heiligen Geistlichen zubringe, welche innerhalb zweier Tage meine Seele so gekräftigt haben, daß ich schon anfange, meine Thorheit und den Abgrund, worin sie mich blindlings stürzte, zu erkennen, sehe ich hier auf diesem erhabenen Alpengipfel, zwischen diesen schlanken Tannen, die Vollkommenheit, welche man durch die Ruhe gewinnen kann. Wie jene in jedem Jahre ein Gerüst von gekreuzten Aesten, gerade zum Himmel steigend, um sich erbauen, so erheben sich diese heiligen Einsiedler in Nachahmung der Bäume (und zugleich wer mit ihnen hier wohnt), um die eitle Welt sich nicht kümmernd, mit der Inbrunst des zu Gott gerichteten Geistes in ihrer Vervollkommnung immer mehr zu ihm; und so wie sie hier die feindlichen Anfechtungen und die irdische Eitelkeit verachten, lachen sie, wenn auch ohne Unterlaß gepeitscht von den tobenden Winden und Stürmen, dennoch unser, indem sie in der reinern Luft aufrechter, schöner, stärker und vollkommner werden, als sie je waren; so daß man recht erkennt, wie der Himmel diesen Seelen, die sich ganz seinem Dienste widmen, Standhaftigkeit und Glauben verleiht. Ich habe bis jetzt fünf etwa achtzigjährige Greise gesehen und zu ihnen gesprochen, die durch die Vervollkommnung im Herrn erstarkt, mir Engel des Paradieses schienen; und mit Erstaunen sah ich sie in einem so hohen Alter Nachts wie Jünglinge mitten unter dem Eise vom Lager aufstehen, obgleich der Schnee sich um sie her erhebt, und aus ihren ummauerten, 150 Schritte von einander entlegenen Zellen um die Matutin und zu den andern Tageszeiten mit einer Freudigkeit und Raschheit in die Kirche sich begeben, als gingen sie zu ihrer Hochzeit. Hier weilt die Ruhe mit ihrer stummen Sprache, welche kaum zu seufzen wagt; selbst das Laub der Tannen getraut sich nicht, mit dem Winde zu reden, und die Quellen, durch hölzerne Rinnen durch die ganze Einsiedelei geleitet, führen leise das immer helle Wasser zu den Zellen. Mit Vergnügen sah ich in jeder derselben einen Raum zum Umherwandeln von etwa zwölf Fuß, ein Zimmer zum Schreiben und Studiren, ein Bett und einen Speisetisch, der einer Art von Fenster gleicht, das sich von außen öffnet, und wo die Laienbrüder den Mönchen ihre Speisen hineinsetzen, so daß der darin befindliche von innen öffnet und seine Mahlzeit hält, sodann, wenn er fertig ist, dem andern die Schüssel wieder hinschiebt, worauf dieser sie leer wegträgt, ohne daß dabei ein Wort zwischen ihnen gewechselt wird. Es ist daselbst eine Feuerstelle und bedeutender Vorrath von Holz für Winter und Sommer, und eine hübsche

[1]) Aus diesem Hospiz erwuchs das gegenwärtige Kloster.

[2]) Werner läßt in seinem eben so tief poetischen als religiösen dramatischen Gedichte, „Kunegunde die Heilige," S. Romuald zwar nicht auftreten, aber eine darum doch nicht minder bedeutende und in den Gang der Begebenheiten eingreifende Rolle spielen.

[3]) Acta Sanctorum. Febr. T. II. — Notizie storiche spettanti al s. Eremo di Camaldoli. Fir. 1795.

fromme kleine Kapelle, in der auch ein verzweifelndes Gemüth sich andächtigem Beten hingeben müßte. Ich schweige von den übrigen unendlichen Bequemlichkeiten der Vorhalle, des Ortes zum Waschen der Leinwand und den schönen Gärten, welche für den, der ihrer genießt, eine Wohlthat sind."

(Die Fortsetzung folgt.)

Volta und die Elektricität.

(Beschluß.)

Die ersten Aeußerungen Franklins über die Aehnlichkeit der Elektricität mit dem Blitze waren, wie Nollets frühere Ideen, bloße Muthmaßungen; das Einzige hatte Franklin vor Nollet voraus, daß jener einen Plan zu Versuchen entwarf, welche, wie man hoffte, bestimmt für oder gegen die Hypothese sprechen sollten. Es sollte nämlich ausgemittelt werden, ob eine isolirte, in eine Spitze auslaufende Metallstange während eines Gewitters Funken gibt, wie der Conduktor einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine. Müßte man nicht fürchten, für einen Verkleinerer von Franklins Ruhm zu gelten, so könnte man behaupten, der von ihm vorgeschlagene Versuch sey so gut als überflüßig gewesen; diesen Versuch haben ja schon vor Alters die Soldaten der fünften Legion im afrikanischen Kriege gemacht, indem, wie Cäsar berichtet, während eines Gewitters die Spitzen ihrer Speere leuchteten; dasselbe gilt von den Tausenden von Seefahrern, welche Castor und Pollux oder das St. Elmsfeuer an den Metallspitzen der Maste, an den Raaen, überhaupt an vorspringenden Punkten ihrer Fahrzeuge beobachtet haben. Auf dem Schlosse Duiren in Friaul war eine Schildwache dazu aufgestellt, von Zeit zu Zeit mit dem Eisen ihrer Hellebarde das Eisen einer auf dem Wall senkrecht in den Boden gepflanzten Picke zu berühren; gab diese Picke Funken, so läutete er eine Glocke, um den Landbewohnern kund zu thun, daß ein Gewitter im Anzug sey. Diese Schildwache that nicht mehr und nicht weniger, als was Franklin vorgeschlagen. Doch gleichviel, kannte man nun diese Beispiele nicht, oder hielt man sie nicht für beweisend, man achtete direkte Versuche für nothwendig, und der vom amerikanischen Philosophen vorgeschlagene Versuch wurde von einem französischen Physiker, Namens Dalibard, am 10ten Mai 1752 wirklich angestellt. Eine spitze Metallstange, die er in seinem Garten zu Marly-la-Ville aufgestellt hatte, gab während eines Gewitters kleine Funken, wenn man sie mit einem Eisendrahte berührte. Einen Monat später machte Franklin in den Vereinigten Staaten denselben Versuch mittelst eines fliegenden Drachen. Nicht lange, so war der Schluß, der von selbst daraus folgt, gezogen, das heißt, der Blitzableiter erfunden.

Diese Entdeckung erregte in der ganzen Welt eine Begeisterung, auf deren Ausbrüche man in den Schriften aus der damaligen Zeit überall stößt. Hier sieht man, wie Reisende im platten Lande dem Blitze trotzen zu können meinen, wenn sie, wie der wüthende Ajax gegen die Götter, mit dem Degen gegen die Wolken ausfallen; dort beklagen sich Geistliche bitterlich, daß es mit ihrem Kostüm unverträglich sey, den schützenden Talisman zu führen; hier schlägt einer allen Ernstes vor, sich gleich zu Anfang des Gewitters unter eine Dachtraufe zu stellen, weil nasse Stoffe treffliche Leiter der Elektrizität sind; ein anderer erfindet einen Hut mit einer Spitze, wovon lange Metallketten herabhängen, die man aber ja sorgfältig bei einem Gewitter in der Gosse nachschleifen muß u. s. w. Indessen waren doch manche Physiker weit entfernt, in den Chor miteinzustimmen; sie läugneten zwar seit Dalibards Versuch die Identität des Blitzes und des elektrischen Fluidums nicht mehr; die Funken, die man an der aufgestellten Stange nur von Zeit zu Zeit bemerkt, schienen ihnen indessen zu schwach, als daß dadurch die ungeheure Masse von Blitzmaterie, womit eine Gewitterwolke geladen seyn muß, abgeleitet werden sollte. Neraes Versuche im Großen mit dem Drachen bekehrten sie nicht; erst als Richman durch die Entladung an der isolirten Stange eines gewöhnlichen Blitzableiters erschlagen wurde, gaben sie sich gefangen. Seit diesem Unglücksfall ist der Streit hinsichtlich der Wirksamkeit des Blitzableiters von keinem Belang mehr; nur darüber zankte man sich noch heftig, ob sich die Stange des Blitzableiters in eine Spitze oder aber in eine Kugel endigen solle. Bekanntlich aber wurde diese Fehde fast nur von Georg III. geführt, der sich für die Kugeln ausgesprochen hatte, weil Franklin, sein glücklicher Antagonist in einer noch weit wichtigeren Angelegenheit, den Spitzen den Vorzug gab. Dieser Zank gehört daher vielmehr in die Geschichte der amerikanischen Revolution, als in die Geschichte der Wissenschaft.

Kaum waren die Ergebnisse von Dalibards Versuche bekannt, so wiederholte sie Lemonnier, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, aber mit einigen Abänderungen. Er isolirte die Stange besser, und von Stunde an erhielt er Funken, nicht nur während des Gewitters, sondern sogar bei völlig heiterem Himmel. Nicht lange, so bemerkte auch Lemonnier, daß diese Blitze bei schönem Wetter, deren Existenz er dargethan, in vierundzwanzig Stunden regelmäßig an Stärke zu- und wieder abnahmen, und daß in allen Jahrszeiten, in allen Höhen und bei jedem Winde die Elektricität eines heitern Himmels sogenannte positive oder Glaselektricität ist.

Wenn sich ein neuer Zweig einer Wissenschaft bildet, so wendet man fast ausschließlich alle Kraft auf Entdekkung neuer Thatsachen, und darüber vergißt man längere Zeit, auf Maaßinstrumente zu denken. So war es auch bei der Elektricität; bis zum Jahr 1749 besaß die Wissenschaft keinen Elektricitätsmesser. Das erste, von zwei Akademikern, Darcy und Leroy, erfundene Instrument der Art war so wenig empfindlich, daß es gar nicht in Ge-

brauch kam; nicht lange aber, so führte Cavallo eine Idee von Nollet aus und verfertigte einen Elektrometer aus zwei Metallfäden, an denen Kugeln von Fliedermark befestigt sind; bewegliche Körper, welche gleichartig elektrisirt werden, stoßen bekanntlich einander ab, und somit gab der Winkel, unter dem sich jene Metallfäden von einander entfernten, das Maaß der Elektrizität an, die auf das Instrument eingewirkt hat. Volta ließ das Fliedermark weg, nahm statt der Metallfäden zwei trockene Strohhalme und ertheilte durch diese scheinbar gleichgültige Abänderung dem Instrument die unschätzbare Eigenschaft, daß zwischen 0 und 30° die Winkel, unter denen sich die Halme von einander entfernten, in der genauesten Proportion mit den elektrischen Ladungen standen. Saussüre hatte durch eine einfache metallische Linie, die er an Cavallos Elektrometer anbrachte, die Empfindlichkeit dieses Instruments bedeutend gesteigert; Volta aber hatte durch seine Strohhalme dasselbe so unendlich verbessert, daß es den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben schien. Im Jahr 1787 gelang es ihm indessen, die Wirksamkeit des Apparats noch unendlich höher zu bringen, und zwar durch ein scheinbar sonderbares Mittel: er brachte nämlich an der Spitze des Metallstabs eine kleine brennende Kerze an. Der Luftstrom, den die Flamme erzeugt, vervielfacht die Berührungen zwischen der Metallspitze und den kleinsten Theilen der Atmosphäre, und damit die Wirksamkeit des Instruments.

Bald erkannten die Physiker, daß in den elektrischen Erscheinungen zwei Materien von verschiedener Natur wirksam sind, die sich unter gewissen Umständen getrennt auf der Oberfläche der Körper anhäufen. Dadurch mußte man nothwendig bald darauf kommen, sich die Frage zu stellen, woher die Elektricität der Luft rühre. Ein sehr einfacher Versuch führte zur Lösung dieser Frage: ein isolirtes Gefäß, in welchem Wasser verdunstete, zeigte, mittelst Voltas Condensator, negative Elektricität an; Volta schloß daraus, daß das Wasser, um aus dem flüssigen in den luft- oder dunstförmigen Zustand überzugehen, den Körpern, mit denen es in Berührung steht, nicht allein Wärme, was man schon wußte, sondern auch Elektricität entziehen muß; daß also die elektrische Materie einen integrirenden Theil der großen Dunstmassen bildet, die sich täglich und jeden Augenblick über Meeren, Seen und Flüssen bilden. Diese Dünste werden im Aufsteigen durch die in den höhern Regionen herrschende Kälte verdichtet, die elektrische Materie darin wird frei, häuft sich an, und da die Luft ein sehr schlechter Leiter der Elektricität ist, so kann die in den Wolken angehäufte elektrische Materie nur mittelst des Regens, des Schnees, des Hagels, oder durch die gewaltsamen Entladungen, die wir in den Gewittern beobachten, der Erde, von der sie stammt, wiedergegeben werden.

Voltas glänzendstes Verdienst aber ist die Erfindung der Säule, die seinen Namen führt, und die Theorie des Galvanismus, die er mit reißender Schnelligkeit ausbildete; jeder Einwurf der Schule von Bologna feuerte ihn zu immer scharfsinnigeren, überraschenderen Versuchen an. Die allgemeine Zusammensetzung der Säule, ihre Wirkungen auf die organischen Körper, die ungeheuren Dienste, die sie bis jezt den Wissenschaften geleistet hat, alles dieß ist manchen Lesern entweder schon bekannt, oder würde uns, wenn wir es entwickeln wollten, für andere Leser zu weit führen; man kann aber mit Fug behaupten, daß der menschliche Geist noch kein Werkzeug ersonnen hat, das, ein wahrer Proteus, so reich an den erstaunlichsten Wirkungen wäre.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Volk und Fürst.

Die Aerzte hier, besonders die Stadtphysici, sind schon vorläufig sehr geplagt, denn wo nur Jemand aus der ärmern Klasse sich übergibt oder Diarrhoe hat, fordert die Polizei sie auf, zu untersuchen, ob es nicht die Cholera sey. Sie spukt daher durch Stadt und Umgegend; die dumpfe, heiße Witterung begünstigt sie, und das in manchen Gesellschaften erlassene Interdikt, die Conversation auf sie zu leiten oder sie auch nur gelegentlich zu erwähnen, verscheucht am wenigsten das Gespenst.

Unser König, ganz im Sinne seines väterlich treuen Herzens, hat sich kein abgelegenes Lustschloß auf den Bergen und in reiner Luft ausgesucht, dort seine Person und Familie schlimmsten Falles zu sichern. Im Gegentheil hat er bei seiner Abreise nach Töplitz Befehl zurückgelassen, ihm per Estaffette den ersten Cholerafall zu melden, um dann sogleich in seine Residenz zurückzukehren und mit seinen Bürgern Leid und Gefahren zu theilen. Man weiß dies, und es ist ein neues Band zwischen Volk und Fürsten, ein Band, das von so verschiedenen Seiten lose zu machen, wo nicht zu zerreißen, versucht worden ist. Aber es wird halten, denn nicht der Verstand, das Herz hat es geknüpft. Mißverständnisse, Irrungen, getrennte Aussichten vermögen dagegen nichts. Diese Liebe sprach sich wieder deutlich am 3. August aus. Troz der peinlichen Stimmung trug man an dem Tage nichts von der Peinlichkeit in die Feier. Aeußerlich schien es ein Tag der heitersten Lust. Das schöne Wetter begünstigte ihn; es wimmelte vom Morgen (wo der neue Lustgarten zuerst den Bürgern eröffnet wurde) bis spät in die Nacht von Spaziergängern, als wollten sie noch einmal einen Festtag genießen, der vielleicht einer der lezten wäre. Die Theater waren troz der Hize überfüllt, und selbst das Unbedeutendste, ja das Mißlungene gefiel, wenn es eine Anspielung auf den Monarchen enthielt. Wie falsch kennt man uns im Auslande, wenn man hier die Unzufriedenheit für vorherrschend hält. Gedrückt fühlen sich Alle, verstimmt sehr Viele über falsche Maßregeln, über Mangel an Vertrauen, über ein trauriges Rückwärtsgehen aus grundverkehrten Ansichten; allein die numerische Mehrzahl der Preussen, wenigstens diesseits der Elbe, theilt nicht die Wünsche der deutschen Nachbarländer, welche in einer Repräsentativverfassung ein endliches und alleiniges Heil suchen. Die Opposition gerade dagegen geht bei sehr Freisinnigen sogar zu weit. So wenig jezt bei uns, im Verhältniß zu sonst, positiv geschieht, ja wie sehr manche Regierungsrückschritte auch geeignet sind, die ächten Preußen stuzig zu machen, so unbedingt ist doch das Vertrauen da, wo die Persönlichkeit des Königs ins Spiel kommt. Selbst wo die Neigungen völlig getrennt sind, z. B. in Bezug auf die Polen, erkennt man mit freundlicher Billigkeit die väterlichen Motive des Monarchen an, die ihn anders von der Sache denken lassen, als seine Unterthanen. Dies patriarchalische, auf Liebe und Achtung begründete Verhältniß scheint uns um so ehrenwerther, als jene Elemente im Strom der europäischen Meinungen heute wie Ballast bei Seite geworfen werden; und es ist doch nicht dumpfer Instinkt eines Naturvolkes, vielmehr ein reger, sich selbst bewußter Sinn einer sehr gebildeten Nation, welche vollkommen die Vorzüge eines freien Volkes kennt und abzuwägen weiß, welche Vortheile eine Konstitution bringen kann.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 68.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 204.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. August 1831.

Schnupftabak wird hier verkauft. Das heißt sich selber erkennen!
Nieswurz holt sich das Volk, ohne Verordnung und Arzt.

Goethe.

Die königliche Tabaksfabrik in Paris.

Tabak ist ein vortrefflicher Steuerartikel geworden; den Regierungen ist er noch lieber als den Rauchenden und Schnupfenden; denn er bringt ihnen viel Geld ein, indeß er die andern gar viel kostet. In Frankreich ist seit Napoleons Regierung dieß Regal eine köstliche Geldpumpe; kein Staatseinkommen gibt so reinen Ertrag, als dieses. Vergebens hat seit seinem Sturze die liberale Parthei in der Deputirtenkammer auf Abschaffung des von der Regierung eigenmächtig an sich gezogenen Monopols gedrungen und ihre Zustimmung zur Erneurung verweigert; die ministerielle Parthei ist stärker gewesen als die ihrige. Man sagte zu ihr: Tabak ist kein unentbehrlicher Artikel, sein Gebrauch ist eine üble, aber außerordentlich einträgliche Gewohnheit. Ueberlaßt uns die Verfertigung und den Verkauf desselben. Dieß überhebt uns der Unannehmlichkeit, andere Artikel zu besteuern, die unentbehrlicher sind, oder anderswo Geld zu fordern, wo es drückender seyn würde. So ist denn bis jezt und noch auf ziemlich lange Zeit die Regierung im Besitz der Tabaksfabrikation, ob schon vielleicht der Staat eben so viel gewinnen würde, wenn er jeden Bürger gegen ein Steuerpatent Tabak anpflanzen und zubereiten ließe. Doch nein, eben so viel würde er wohl nicht gewinnen; denn der Gewinnst aus dem Tabaksmonopolium ist ungeheuer. Ich hörte sagen, daß den Staat das Pfund Tabaksblätter einige Sous kostet; zubereitet wird das Pfund zu vier Franken verkauft. Welcher Kaufmann würde sich nicht schämen, so ungeheuren Profit aus seiner Waare zu ziehen? Wäre heute Konkurrenz gestattet, so würde morgen das Pfund Tabak nur zwei Franken kosten.

Da nun, mit Zustimmung der beiden gesetzgebenden Kammern, die französische Regierung auf zehn Jahre ihres Regals sicher ist, so hat sie zur Verfertigung des Tabaks eine Anstalt errichtet, die an Größe gewiß wenige ihres Gleichen hat, und eine der Sehenswürdigkeiten von Paris ist. Ich will hier eine kurze Beschreibung davon geben.

Die Tabaksfabrik liegt in einem abgelegenen Revier der Stadt, auf dem Quay zwischen dem Invalidenhôtel und dem Marsfelde, und bildet ein ungeheures Viereck, das inwendig in mehrere besondere Gebäude abgetheilt ist und mehrere Höfe enthält. Von der Seine her empfängt sie durch Röhren das nöthige Wasser. Ein Thurm am Ende der Fabrik sammelt das Wasser und vertheilt es von da in die Behälter. Sobald man durch die große Pforte hineingetreten ist, erblickt man zur Linken die Magazine, wo Fässer und Ballen mit Tabaksblättern pyramidenartig aufgeschichtet liegen. Eine Pyramide besteht aus französischem Tabak, eine andere aus nordamerikanischem, eine dritte aus westindischem u. s. w. Diesen Vorrath kauft die Verwaltung von den Lieferanten, weßhalb von Zeit zu Zeit, wenn sie einen beträchtlichen Vorrath nöthig hat, öffentliche Zuschläge ausgeschrieben werden; die Lieferung wird dem Mindestfordernden zu Theile. In dem untern Geschosse befindet sich auch noch eine große Werkstätte, worin

von Knaben die Ballen und Fässer gelöst und die Blätter eins nach dem andern gesichtet und in Ordnung gelegt werden. Wahrscheinlich empfangen die Blätter hernach eine Beize, von der ich aber in der Anstalt nichts gesehen habe. Ob diese Zubereitung geheim gehalten wird, weiß ich nicht; doch zweifle ich daran. Genug, der Führer zeigte den Fremden diese Zubereitung nicht. In der nächsten Werkstätte, in die man die Fremden führt, sind die Blätter schon gebeizt. Weiber nehmen hier die Stengel von den Blättern ab, und zwar mit einer solchen Schnelligkeit, daß man ihnen kaum mit dem Auge folgen kann. Diese Behendigkeit bewundert man übrigens in der ganzen Anstalt. Alle Arbeiter und Arbeiterinnen werden nicht tagweise, sondern nach Maßgabe ihrer Arbeit belohnt; deßhalb arbeiten alle so fleißig und so schnell. Aufseher, welche ein Komptoir neben jedweder Werkstätte haben, liefern den Arbeitern ein bestimmtes Gewicht an Blättern; dieß wird eingeschrieben; bringt nun der Arbeiter die Blätter zubereitet zurück, so wiegt man abermals das Gelieferte und schreibt es ein; alle zehn Tage wird Abrechnung gehalten und gezahlt.

In einer andern Werkstätte, die beinahe achtzig Schritte lang ist, sind 150 Mädchen und Weiber mit dem Verfertigen der Cigarren beschäftigt. Es geht hier sehr lebhaft, aber doch ordentlich zu; die niedlichen Finger sind keinen Augenblick müßig; um fünf-und-zwanzig Sous zu gewinnen, müssen sie tausend Cigarren verfertigen, und da kann man denken, daß die armen Mädchen keine Minute verlieren können, wenn sie dieß und noch etwas darüber verdienen wollen. Man sieht unter den Mädchen einige recht niedliche Gesichter; manche drehen die Cigarren mit vieler Leichtigkeit und Eleganz, und es ist ein Vergnügen, ihnen zuzusehen. Fast alle haben ihr Körbchen mit Eßwaaren bei sich, da sie sehr weit weg wohnen und vor Abend nicht wieder nach Hause kommen. Die Werkstätten der Mädchen und Frauen sind übrigens von denjenigen der Männer ganz getrennt; auch fangen die Weiber ihre Arbeit erst um sieben Uhr an, wogegen die Arbeit der Männer um sechs Uhr beginnt.

In andern Werkstätten werden große Rollen verfertigt und gesponnen, zum Rauchen und Kauen. Knaben drehen die Räder und Männer winden die Tabaksrollen. In einer etwas dunkeln Werkstätte stehen ein Dutzend Schneidemaschinen, und halbnackte Kerls schneiden den Tabak, den ihnen die Maschine nach und nach vorschiebt. Auch dieß geht mit einer Geschwindigkeit, die für die Schneidenden außerordentlich ermüdend seyn muß. Mich wundert, daß man noch keine selbstschneidenden Maschinen hat. Schwerlich verrichten in England Menschen diese ermüdende Arbeit. Die halbnackten Kerls, deren Haut vom Tabak gelblich gebeizt wird, sehen furchtbar aus, wenn sie an der Arbeit sind, und ihr Keuchen und Stöhnen hat etwas Schmerzliches. Hauptsächlich weil die Maschinen den Menschen einer ermüdenden und oft ungesunden Arbeit überheben, verdienen sie den Vorzug vor der Handarbeit.

Eine leichtere Arbeit wird in einer besondern Werkstätte verrichtet. Hier wird der Rauchtabak pfundweise gewogen und in viereckige Papiere gepreßt. Dieß geht mit einer solchen Schnelligkeit von statten, daß die Leute in einer beständigen Bewegung sind; man sollte sie für lebendige Maschinen halten; ich glaube, diese Arbeiter, die täglich einige tausend Pakete machen, müssen zulezt ihre Arbeit verrichten, ohne daran zu denken.

Der wichtigste Theil der Anstalt ist die Schnupftabaksfabrik. Für diese ist seit einigen Jahren eine sehr große Dampfmaschine von Engländern angelegt, wahrscheinlich eine der größten in Frankreich vorhandenen. Etwas tiefer als der Boden der Fabrik sind unter einem Schuppen vier Oefen in einer Linie angebracht, die nach einem über jedem befindlichen Thermometer geheizt werden. Ein Mann ist unaufhörlich damit beschäftigt, Steinkohlen in jedweden der vier Oefen zu werfen. Hat er mit dem vierten Ofen geendigt, so fängt er bei dem ersten wieder an. Ueber diesen Oefen sind die Kessel angebracht, deren Dampf das Ganze in Bewegung sezt. Man tritt vermittelst einer eisernen Treppe in ein eigends dazu errichtetes Gebäude; hier gehen zwei mächtige Hebel auf und nieder und setzen ein Räderwerk in Bewegung, das mit einer langen Gallerie in Verbindung steht. In dieser Gallerie befinden sich ungefähr fünfzig eiserne Mörser mit eisernen Kolben, in welche der bereits anderswo zerschnittene oder gebröckelte Tabak geworfen wird, damit alle die eisernen Kolben ihn zermalmen; dieß war sonst, als noch keine Maschine da war, die wichtigste Arbeit und erforderte eine Menge Menschenhände. Jezt bedarf es nur einiger Arbeiter, welche die Mörser füllen.

Durch den fein zerlöcherten Boden aller dieser Mörser fällt der zermalmte Tabak ins untere Geschoß; hier empfängt ihn eine Kettenreihe von kleinen Eimern und hebt den Staub wieder ins obere Geschoß empor, wo sich die Eimer über einer Art von Trichtern ausleeren; er fällt in Siebe, die alle durch die Dampfmaschine in Bewegung gesezt werden, wird dann nochmals zerrieben und fällt zulezt wieder ins untere Geschoß hinunter, wo er befeuchtet, gemengt und verarbeitet wird. Bei der lezten Zubereitung gehen aber dem Zuschauer die Augen über, und ich begreife nicht, wie die Arbeiter es hier aushalten können. Eben so wenig kann man es in der Dörre aushalten, wo die Tabaksblätter einer Hitze von 35 Grad nach dem Reaumerschen Thermometer ausgesezt werden. Die Arbeiter müssen hier wie Stöcke ausdörren.

Man muß staunen, wenn man sieht, wie eine so einfache Maschine so ungeheure Wirkungen hervorbringt und in einem großen Theile der Anstalt alles in Bewegung sezt. Nur schade, daß die königl. Regie keinen guten Tabak

liefert. Man klagt allgemein darüber; das kommt aber vom Monopol. Mit einer solchen Anstalt sollte man eigentlich den allerbesten Tabak liefern. Es arbeiten an derselben über 600 Menschen, auch sind in allen Theilen der Anstalt Bureaus mit Schreibern und Rechnungsführern. Mit den Steinkohlenlieferungen beschäftigt dieser Nasenstaub gewiß nahe an tausend Menschen. D g.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Dieser hochgelegene Ort ist während des Winters allen Unbilden der Witterung ausgesezt. Der Schnee liegt oft so hoch, daß nur die Dächer der Zellen aus ihm hervorschauen und Arbeiter jeden Morgen Wege schaufeln müssen, damit man zur Kirche gelangen könne. Er bleibt im Durchschnitt sieben Monate lang liegen. Die Lebensart ist strenge, Fleischspeisen werden nie genossen. An mehreren Wochentagen ist alles Reden untersagt. Sieben Mal im Tage und in der Nacht versammelt man sich zum Gottesdienst in der Kirche. Hier bleiben die Mönche, bis vorgerückteres Alter oder Kränklichkeit sie aus dem anachoretischen zum Zusammenleben in das untere Kloster rufen, wo die Disziplin minder strenge ist.

Der ganze Eremo, der erst seit etwa fünf Jahren wieder bewohnt ist, nachdem er lange Zeit wüste gelegen, gleicht einem mit einer Mauer umschlossenen kleinen Dorfe mit geraden Kreuzstraßen, wo die einzelnen Zellen mit dem anstoßenden Gärtchen von einander getrennt und mit einer Mauer umgeben liegen. Jezt wohnen dort fünfzehn Mönche; Raum ist für die doppelte Anzahl. Jeder der Priester wohnt allein, die Laienbrüder in zwei Gebäuden zusammen. Die Kirche hat zwei hohe Glockenthürme zu beiden Seiten der Façade; im Innern ist sie bunt und geschmacklos. Ein etwa vierzigjähriger schöner Einsiedler führte uns zu seiner Zelle, deren Reinlichkeit wir nicht genug bewundern konnten. Wir vernahmen von ihm, er sey aus Pisa gebürtig und ehedem ein Maler und Schüler Benvenutis in Florenz gewesen. Später wurde ich mit seiner traurigen Geschichte bekannt. Er hatte in einem (in Italien so häufigen) vertrauten Verhältnisse mit einer jungen Frau seiner Vaterstadt gestanden. Eifersucht, Verdruß und Kränkung zehrten, wie man glaubte, das Leben ihres Gatten auf, das ihrige Reue und dadurch herbeigerufene Schwindsucht. Sie starb in seinen Armen. Sein Entschluß, sich in diese Einöde zurückzuziehen, stand augenblicklich fest und wurde sogleich ausgeführt. Seit eilf Jahren ist er Camaldulensermönch. Mehrere Jahrelang rührte er Pinsel und Palette nicht mehr an, dann aber begann er wieder einen Theil der Muße, welche Andachtsübungen, das Studium theologischer Schriften und sonstige Beschäftigungen ihm ließen, seiner Kunst zuzuwenden. In dem Chore des Klosters findet sich ein Gemälde von ihm, und die Hauptfigur soll Porträt der Verstorbenen seyn.

Ein steiler Pfad führte uns 1½ Miglien höher auf den sogenannten Prato a foglio, einen jener Macchie oder Sommerweideplätze der Apenninen, mit deren frischem Grün die Bergspitzen häufig bedeckt sind. Dieser Prato ist einer der untern Gipfel der Gioganaalpe, zu deren von Ariosto besungener Höhe hinanzusteigen der nahende Abend uns nicht gestattete. Aber auch schon von unserm jetzigen Standpunkte aus genossen wir eines herrlichen Anblicks. Zu unsern Füßen lagen, als wir an dem nordöstlichen Abhange standen, in ununterbrochener Reihe die wilden, zackigen Felsenmassen, Thalgründe und Schluchten der in die Romagna sich hinabziehenden Apenninen, auf welche die Abendsonne ein mildes und angenehmes Licht warf, mit dem die Schattenpartien um so schöner kontrastirten. Hinter denselben erblickten wir einen Theil der großen romagnischen Ebene gegen Forli und Rimini, und darüber in weiter Ausdehnung das adriatische Meer. Der vollkommen heitere Abendhimmel zeigte uns Land und See in der anmuthigsten Beleuchtung. Eine tiefe Stille herrschte rings umher, nur dann und wann von dem aus dem Buchenwalde hervortönenden Gesange der Nachtigallen und den Fußtritten einiger Holzhauer unterbrochen, die aus den Waldungen des Klosters zu ihren wilden Gebirgsdörfern in der Romagna zurückkehrten und mit freundlichem Gruße an uns vorübergingen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, Juli.

Ein Ministerwechsel in Nordamerika.

... Wenn zwischen den Ministern im klassischen Lande der Freiheit und den meisten in der alten Welt bedeutende Unterschiede stattfinden, so sind die amerikanischen Ministersweiber noch verschiedener von den Gemahlinnen der europäischen Herrn mit Portefeuilles. Ich glaube nicht, daß je eine so bürgerliche Ursache, wie die sogleich anzuführende, ein europäisches Ministerium gesprengt hat. — Die Ministerwechsel waren bis jezt in den Vereinigten Staaten sehr selten, und wenn je das Kabinet verändert wurde, so geschah es doch nie während der Amtsführung eines Präsidenten. Aber auf einmal sah die Nation zu ihrer großen Verwunderung mehrere Minister rasch einander ablösen. Man wußte Anfangs nicht, woher dies kam; jezt weiß man es, und die ganze Geschichte dieses innern Kriegs im Kabinet ist für die Sitten dieses Landes höchst bezeichnend.

Im Telegraph, einem zu Washington herauskommenden Blatt, stand in der Nummer vom 17. Juni folgende Note unter einem Artikel, in dem die Ursachen der Auflösung des Kabinets besprochen werden: „Es ist ganz bestimmt, daß die Familien des Sekretärs der Marine, des Sekretärs der Finanzen und des Generalanwalts sich geweigert haben, Madame Eaton ihren Besuch zu machen.“ Madame Eaton ist die Frau des Kriegsministers. Dieser, aufs Aeußerste erbittert über diesen Wink, der, wie er glaubte, von Niemand herrührte, als vom Finanzminister Ingham, schrieb diesem

sogleich und bat ihn, sich zu erklären, ob er zu einem Artikel, der nur mit seinem Vorwissen habe gedruckt werden können, sich bekenne, oder ob er meine, die Sache läugnen zu können. Unter diesen Umständen gab es für den Finanzminister außer einer Lüge oder einer Grobheit kein Drittes. Er entschloß sich zu lezterer. „Wenn Sie meinen," schreibt er an seinen Kollegen, „durch Ihr auffahrendes Wesen mich zu vermögen, daß ich etwas widerrufe, was die ganze Stadt weiß und die Hälfte der Einwohner der Vereinigten Staaten glaubt, so kann ich nichts thun, als Ihren Irrthum bedauern." Tags darauf schickt Major Eaton Herrn Ingham eine Herausforderung. Er hofft, lezterer werde, wenn er auch die Niederträchtigkeit gehabt, sich zu einer Verläumdung herzugeben, doch Muth genug haben, sein Unrecht mit den Waffen in der Hand wieder gutzumachen. Man mußte glauben, nach den Schritten, die Ingham bisher gethan, verstehe es sich von selbst, daß er die Ausforderung annehme, die er selbst provocirt hatte. Aber weit gefehlt. Der Major erhielt eine noch beleidigendere Antwort als das erstemal. „Ich kann mir," schreibt Ingham an Eaton, „ganz gut denken, warum Sie in einem Possenspiel, das vor den Augen des amerikanischen Volkes vorgeht, eine solche Rolle spielen. Ihre Drohungen jagen mir so wenig Furcht ein, als Ihre Beleidigungen meinen Zorn erregen, und Sie werden mich zu keinem Schritt bringen, der mit der Bedauerniß, mit dem Mitleid, das mir Ihre Lage und Ihr Betragen einflößt, unverträglich ist." Der ärgerliche Briefwechsel wurde im selben Tone fortgeführt. Mit allen Schmähungen, womit Major Eaton in der Wuth Ingham überschüttete, gelang es ihm nicht, den Finanzminister aus seinem beleidigenden Gleichmuthe herauszuärgern. Nicht lange, so erfuhr der Präsident diesen häßlichen Zank von Ingham selbst, der sich sogleich nach dieser Eröffnung auf seine Besitzungen in Pensylvanien zurückzog. Nach einer solchen Verhandlung zwischen zwei hohen Personen wird man gerne wissen wollen, was es mit Madame Eaton für eine Bewandniß habe.

Madame Eatons erster Mann war Purser, das heißt Rechnungsführer eines Staatsschiffs. In ihres Gemahls Abwesenheit betrug sich nun die junge Frau, wie die Matronen von Washington meinten, nicht ganz so zurückhaltend, als sie nach ihren Verhältnissen hätte sollen: sie ließ sich von Herrn Eaton den Hof machen, und nach des Pursers Tode wurde dieser der Gemahl der Frau, an der ihn die böse Welt längst eine Eroberung hatte machen lassen. Im Kapitel der ehelichen Treue sind aber die amerikanischen Sitten unerbittlich streng. Major Eaton, General Jacksons vertrauter Freund, kam, als lezterer Präsident wurde, ins Kriegsministerium. Aber die vornehmsten Damen von Washington verziehen der Gemahlin des Ministers nicht, was sie, wie sie meinten, der Frau des Pursers mit Recht vorzuwerfen gehabt hatten. Ihre Versuche, in den Cirkeln Fuß zu fassen, tragen ihr nichts als Demüthigungen ein; ihre Besuchkarten werden ihr mit Verachtung zurückgeschickt; die Frauen des Generalanwalts, des Marineministers, des Finanzministers brechen auf, wenn sie in den Salons auf dem Kapitol unter ihres Mannes Schutze erscheint, der mit der Aegide der Macht die früheren Fehler seiner Gemahlin verdecken zu können glaubt. Van Buren, der Premierminister, versucht das lezte Mittel: er faßt sich ein Herz und stellt der Gesellschaft die Frau vor, welche die Gesellschaft einmal nicht will; Alles bricht auf, wie früher. Der Präsident selbst sezt seinen Kopf darauf, diese kränkenden Vorurtheile zu brechen, diese hartnäckige Achtserklärung aufzuheben: er droht, jeden abzusetzen, der sich seinem unumwunden ausgesprochenen Willen widersezt. Die Ministersweiber bleiben fest, und die Minister sind abgesezt.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Ludwig Robert. Templer und Jüdin. Dem. Gley.

Ungefähr diese Gesinnungen hatte Ludwig Robert in einem Prologe ausgesprochen, welcher im hiesigen Opernhause und in Charlottenburg zugleich vorgetragen wurde. Er interpredirt darin den Aufruf: „Mit Gott für König und Vaterland," daß er nicht allein für den Krieg, sondern auch für den Frieden gelten müsse, und nie mehr als jezt. Sonderbarer Weise hat sich nun das Gerücht verbreitet, derselbe Robert, der plözlich Berlin verlassen, um sein Domicil am Rheine aufzuschlagen, sey aus keinem andern Grunde wie in Nacht und Nebel verschwunden, als um einem Verhaftsbefehl zu entgehen. Dasselbe Gerücht macht ihn nämlich zum Verfasser der lezten Briefe im Messager des chambres über Preußen. Es ist weder an dem einen, noch an dem andern eine Sylbe wahr; Robert ist fortgegangen, weil es ihm nicht mehr hier behaglich war, das Histörchen gehört aber zu den namen- und zahllosen, welche unwiderlegbar beweisen, daß die Berliner große Dichter sind.

Zur Feier des Tages gab man im Opernhause (nächst dem Prolog und Spontinis Festmarsch) zum erstenmale Marschners „Templer und Jüdin," die schon viel besprochene, aus Scotts Ivanhoe zusammengeschnittene Oper. Wir hinken immer nach. Auch an solchen Staatssonntagen wird hier erst das vorgebracht, was anderwärts schon Alltagsgut geworden. Die Oper hat angesprochen, man prophezeit ihr eine längere Dauer auf dem Repertoire, als der Riesschen Räuberbraut; dennoch mögen die neudeutschen Opern nach Weber hier nicht recht einklingen. Die große Masse ist auch hier schon Rossini-Auberisch geworden, sie verlangt angenehm Ohrkizelndes, das Neudeutsche ist ihr zu gelehrt; den strengen Freunden des Klassischen, einer ehrenwerthen und auch zahlreichen Parthei, dünkt dagegen das von den Unsern Gelieferte noch nicht würdig genug, um mit der Andacht wie Gluck und Mozart gehört zu werden. So schwankt die Theilnahme in einer dünnen Mitte. — Auf dem Königsstädtischen Theater feierte man an demselben Tage die Gründung von Berlin durch einen Bären, den nicht der Markgraf Albrecht der Bär niedermacht, sondern der beinahe den berühmten Fürsten niedergemacht hätte, wenn nicht ein Stralower Fischer zu guter Zeit das Ungethüm mit einem Pfeile niederstreckte. Die Gelegenheitspoesie muß sich zuweilen nach furiosen Stoffen umsehen.

Auf beiden Theatern ist sonst nichts von Bedeutung vorgefallen. Auch die Gastspiele der Dlle. Gley aus Wien konnten das dem Theater entfremdete Publikum Anfangs nicht so anziehen, als der Ruf und die Beliebtheit der jungen Schauspielerin erwarten ließ. Die Kraft unsers Theaters war so erlahmt, daß man nichts als alte, unbedeutende Stücke zusammenbringen konnte. Erst als das Publikum sah, daß es nichts Besseres gab, füllten sich die Häuser bei den Christinen, Kathinken, Leopoldinen, Paulinen, während man die Eleonoren, Gretchen, Chriemhilden, Ophelien vergeblich erwartete. Doch hat uns Dlle. Gley als Julie, Franziska, Olga und Estrella (im Stern von Sevilla) schon genugsam gezeigt, zu welcher Höhe in der tragischen Kunst wie im Lustspiel sie bereits gelangt ist, und welche sie noch bei einem so fortgesezten Studium erreichen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 205.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. August 1831.

— Der Mann
Gleicht einem fabelhaften Götzenbild,
Deß Züge seltsam in einander fließen.

Johnson.

Peter der Große in Paris im Jahr 1717.

(Aus Lemonteys Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

Peter I. wurde am französischen Hof kalt und prächtig empfangen. Vom Augenblick an, wo er den Fuß auf französischen Boden sezte, wurde er nach Sitte der Orientalen durchaus frei gehalten. Dulpbois, ein Gentilhomme de la Chambre, empfing ihn zu Dünkirchen, der Marquis von Nesle an der Grenze der Picardie, der Marschall von Tessé in Beaumont und die Gardes du Corps in St. Denis. Eine doppelte Wohnung war für ihn eingerichtet, im Louvre und im Hôtel Lesdiguières an der Seine beim Arsenal. Er gab lezterem, das, weil er gerne auf dem Fluß fuhr, für ihn bequemer lag, den Vorzug. Zwischen dem König und ihm wurde, verabredtermaaßen, die strengste Gleichheit beobachtet; sonst ließ er Jedermann den Herrn fühlen, und obgleich die Ehrenbezeugungen, die man ihm erwieß, ihm zur Last zu fallen schienen, so war doch nicht zu verkennen, daß er noch unzufriedener gewesen wäre, wenn man sich eine Nachläßigkeit hätte darin zu Schulden kommen lassen.

Der Czar war sehr groß, mager, gut gewachsen, doch etwas gebückt; seine Gesichtsfarbe war braun, aber lebendig, sein Kopf war rund, und er neigte ihn gewöhnlich gegen eine Schulter; die Augen waren groß, schwarz, durchdringend, die Nase nicht lang, die Lippen ziemlich dick; die Muskeln des Gesichts verzogen sich häufig, was ihm einen Ausdruck von Wildheit gab; der Körper war in beständiger Bewegung, ausgenommen bei Tische, wo er viel sprach und erstaunlich viel aß und trank. Er kleidete sich sehr einfach; gewöhnlich trug er ein glattes Tuchkleid, ein breites ledernes Wehrgehenk, an dem ein Säbel hing, eine kurze schwarze Perrücke, Stiefeln, keine Manchetten, keine Handschuhe, den Hut in der Hand; alles nachläßig und nicht sehr reinlich.

Die Hauptzüge seines Charakters waren Melancholie und Unruhe: jener zu entgehen, stürzte er sich in Ausschweifungen; leztere trieb ihn mehr als einmal unnöthigerweise zum Reisen. Barsch, gebieterisch, launisch, wie er war, konnte er keinen Zwang ertragen und sezte sich über alle Hindernisse weg. Er war hart gegen sich selbst, gut gegen seine Leute, familiär mit dem Volk, kitzlich im Punkte der Etikette, in den Wissenschaften ziemlich bewandert, in verschiedenen Handwerken sehr geübt; seine Freigebigkeit war nicht sehr glänzend und er kannte den Preis von allen Dingen, um nicht betrogen zu werden; er faßte bei sehr gutem Verstand sehr schnell; in seinem Wesen lag eine gewisse Größe, die er aber nie in die Länge geltend zu machen wußte: kurz in seinem Charakter flossen, in seltsamen Gemische, eine Tartarenseele, der Genius eines großen Manns und die etwas wilden Manieren eines Despoten, der sich selbst abgeschliffen hat, zusammen.

Der Czar wurde in Frankreich nicht beurtheilt, wie er es verdiente. Die Gelehrten und Schöngeister, von deren Ausspruch am Ende immer der Ruf eines Mannes

abhängt, hatten zum seinigen noch keinen Grund gelegt. Dem Publikum hatte der Jammer unter der vorigen Regierung die Bewunderung entleidet, durch die Regentschaft wurde die Richtung auf das Weichliche, Nichtsbedeutende vorherrschend, und so war der Zeitgeist nicht im Stande, solch rohen, kolossalen Genius zu würdigen. Man sah in ihm den seltenen, interessanten Reisenden, und übersah dabei den großen Mann. Seine Reise von Calais her war ein Gegenstand des Staunens für den Pöbel, der ihm in den Weg lief. In den königlichen Kutschen ward Peter zu bange, auf den zweirädrigen Wagen konnte er seiner Gesundheit wegen das Stoßen nicht aushalten; er kam daher auf den Gedanken, sich selbst ein Fuhrwerk herzurichten. Den wurmstichigen Kasten von einer Art von Phaeton, den er unter einem Wagenschuppen fand, ließ er mit Stricken an zwei lange Stangen binden und das Ganze von zwei Pferden wie eine Sänfte tragen; so saß er sehr hoch und völlig frei. Umsonst stellten ihm die Franzosen in seinem Gefolge vor, daß ein solches Fuhrwerk sich nicht nur für ihn nicht schicke, sondern auch höchst gefährlich sey; denn da die Pferde an das Tragen solcher Lasten nicht gewohnt waren und nicht Schritt hielten wie Sänftenpferde, so drohte ihm jeden Augenblick ein sehr gefährlicher Sturz. Aber der Czar, gewohnt, sich Alles seinem Willen fügen zu sehen, wies heftig alle Vorstellungen zurück, und vor seinem Zorne graute einem noch mehr als vor der Gefahr, die er lief. Männer hielten Pferde und Stangen, und auf solch seltsame, gefährliche Maschine nachläßig hingepflanzt, durchzog der Selbstherrscher aller Reussen zwei französische Provinzen.

Es gibt verschiedene Beschreibungen von den nähern Umständen seines Aufenthalts zu Paris. Man liest da, wie ihn der Anblick des Mausoleums des Kardinals Richelieu begeistert, wie er sich in der Münze gewundert, wo man in seiner Anwesenheit sein eigenes Bild mit der sinnreichen Legende: vires acquirit eundo, prägte; man liest von seinem Besuch bei Frau von Maintenon, wo er verlegen, aber durchaus nicht unhöflich war; wie er allen großen, nützlichen Anstalten seine Bewunderung gezollt, Alles aber, was nur angenehm oder prächtig war, mit Geringschätzung angesehen habe; endlich, wie oft er Gelegenheit gefunden, seine Lernbegierde, seinen hohen Verstand, besonders aber die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse zu zeigen. Wir führen einen Beweis der leztern an, der den Anekdotensammlern entgangen ist. Als er durch die Krankenzimmer der Invaliden ging, fiel ihm an einem Krankenbette ein besonderes Zeichen auf. Man sagte ihm, es liege ein Sterbender darin, der von der menschlichen Kunst aufgegeben sey. Rasch tritt der Czar zum alten Soldaten, betrachtet ihn aufmerksam, fühlt ihm den Puls, wirft den Blick, der ihn oft so furchtbar machte, auf sein Gefolge und thut den Ausspruch, der Kranke werde nicht sterben. Der sorgfältige Dangeau versichert, die Prophezeihung sey wirklich eingetroffen.

Während Peter die sclavonischen Handschriften auf der Bibliothek der Sorbonne durchblätterte, machten ihm Doktoren in einer Anrede den Vorschlag, das große Schisma zwischen der griechischen und lateinischen Kirche aufzuheben. „Ich bin blos Soldat," antwortete der Czar, „indessen will ich, wenn Sie mir eine Schrift darüber zustellen wollen, dieselbe gerne näher prüfen lassen." Die Sorbonne eilte, diese Schrift abfassen zu lassen, und sie fiel so gemäßigt, so vernünftig aus, als Abhandlungen über dergleichen Materien nur immer seyn können. Der Pabst und die russische Geistlichkeit kamen auch dadurch in gleichem Maaße in Harnisch; denn Ersterer fand darin mit Abscheu die gallikanischen Freiheiten, leztere die römischen Mißbräuche. Der Czar, der wahrhaftig den Despotismus seiner eigenen Kirche nicht gebrochen hatte, um sich das Joch eines fremden Priesters aufzuladen, stellte sich auf Seiten der Nationalvorurtheile. Er ordnete eine burleske Festlichkeit an, wobei der Pabst, dessen Rolle ein Narr spielte, und die Kardinäle, welche betrunkene Possenreißer vorstellten, die Helden eines Bacchanals waren. Diese Parodie, die weder sehr christlich, noch sehr philosophisch ist, war die einzige Frucht des voreiligen Eifers der Sorbonne, und ihre Erfindung bezeichnet ganz den Monarchen, dessen Glaubensbekenntniß uns der Herzog von Antin in folgenden Worten gibt: „Peter hat wenig oder keine Religion; er betrachtet sie als ein Regierungswerkzeug, das man in der Hand haben muß; darum hat er sich zum Patriarchen gemacht, und zwar, wie er sagt, auf König Wilhelms Rath."

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Alvernia, am 20ten Juni.

Wir verließen Camaldolis gastfreundliche Mauern um vier Uhr Morgens, und hatten Anfangs einen angenehmen und kühlen Weg über die von Thälern durchschnittenen, von Waldströmen durchrauschten, belaubten Berge, von wo wir die Ebenen des Casentino zu unsern Füßen, und weiterhin in der Morgenbeleuchtung Arezzo, Montepulciano, des herrlichen Sängers Angelo Poliziano Geburtsort, und einen großen Theil des einst wie die pontinischen Sümpfe und die Maremmen verpesteten, jezt durch sinnreiche Austrocknung und Erhöhung des Bodens zu üppiger Fruchtbarkeit zurückgekehrten Chianathals erblickten. Nachdem wir das in einem tiefen Bergkessel zerstreut liegende Oertchen Badia a Pretaglia hinter uns zurückgelassen, wurde die Gegend wilder und nahm in ihrer sonderbaren Zerrissenheit ein vulkanisches

Aussehen an; wir kamen durch viele eisenhaltige Gründe, wo das helle Grün auf rothem Grunde eine ganz eigene Wirkung hervorbrachte. Nach langem Auf- und Niedersteigen gelangten wir an den reißenden Bergstrom Corsalone, der, von den Alpen der Serra kommend, in der Nähe von Bibbiana in den Arno fällt, und an dessen Ufern Schaaf- und Ziegenheerden lagerten. Nun sahen wir den hohen Berg von Alvernia in unserer Nähe; aber erst eine mehr denn zweistündige, meist sehr anstrengende Wanderung brachte uns an das an der Südseite gelegene Kloster, das wir nach beinahe achtstündigem Gehen um Mittag erreichten. Man kann sich kaum eine sonderbarere und dabei imposantere Lage denken. Auf einer völlig nackten und steinigen hohen Bergebene erhebt sich ein einsamer, auffallend geformter, von ungeheuern Felsenmassen gestützter Berg, bis zu seiner Spitze von einem dunkeln und dichten Tannenwalde bedeckt. Steht man an dessen Fuße, so sieht man mit Verwunderung auf diesen Felsen hoch über sich Gebäude liegen, die wie durch Zaubermacht dahin gebannt scheinen. Ein gepflasterter Weg führt zu dem innern Thore, dessen Inschrift sagt, daß man sich auf heiligem Boden befinde (In toto mundo non est sanctior mons), und wo man einen geräumigen Klosterhof, von Kirche, Kapellen und andern Gebäuden umgeben, mit Franziskanermönchen in ihren braunen Kutten vor sich sieht. Keine einnehmenden Physiognomien, wie in Camaldoli, kamen uns hier entgegen; die sechs-und-achtzig Mönche des Klosters sind bis auf wenige Ausnahmen alle Toskaner aus den niedern Ständen, meist Landleute, und die Gelehrsamkeit scheint unter ihnen nicht eben ihren Sitz aufgeschlagen zu haben. Ich muß davon indeß einen der Patres ausnehmen, der uns später die Merkwürdigkeiten des Ortes zeigte, erzählte, er sey gerade während der Revolution der Romagnolen und der sogenannten Schlacht bei Rimini dort Fastenprediger gewesen, und von dem Treiben der Briganti (mit diesem Namen wurden die armen Liberalen beehrt) ein ganz entsetzliches Gemälde entwarf. Diesen seinem Stande wohl verzeihlichen Eifer sahen wir ihm indessen gerne nach, da er sonst ein unterrichteter Mann und nicht ohne Geist schien. Es ist nicht zu verwundern, daß auch in diesen, von der Welt gleichsam getrennten Orten Politik und Tagesgeschichte — wie man sich denken kann, oft verunstaltet — ein so gewaltiges Interesse erregen: hängt doch die ganze Existenz dieser dem betrachtenden Leben hingegebenen Menschen von der Erhaltung des jetzigen Zustands ab, indem eine Umwälzung der politischen Lage der Halbinsel unbedingt zum zweiten Mal die Unterdrückung der Orden herbeiführen würde. Die lezte Revolution hat, troz ihrer kurzen Dauer, einen hinlänglichen Vorgeschmack davon gegeben und allem, was zum Priesterstande gehört, eine unvertilgbare Furcht eingejagt. Doch, um von dieser Abschweifung zurückzukommen, hatten wir alle Ursache, mit den Franziskanern in Alvernia zufrieden zu seyn.

Diesen wilden und öden Ort schenkte im Jahr 1213 der Graf Orlando von Chiusi dem h. Franziskus, der die evangelische Armuth zu seiner Braut erwählt hatte, zur Gründung einer Einsiedelei für sich und seine wenigen Gefährten. Giovanni, der Sohn Pietro Bernardones von Assisi (Dante, Parad. c. XI. 88.), wurde im J. 1182 geboren. Er war zum Handelsstande bestimmt und wurde wegen seiner Fertigkeit in der französischen Sprache Francesco genannt. Aber sein frommer Sinn entfremdete ihn dem Gewerbe, welches sein Vater ihm aufdringen wollte. Dem wörtlichen Sinne des Evangeliums gemäß, „du sollst nicht Gold, noch Silber, noch einen Sack tragen auf der Reise, weder Schuhe, noch Stock," gründete er, „seraphgleich in seinem Eifer," (Parad. c. XI. 37.) den Orden der Bettelmönche, die nach ihm auch Franziskaner genannt wurden. Er befand sich bei der Belagerung von Damiette und predigte Christus Lehre in Gegenwart des Sultans. In seiner Zelle zu Alvernia empfing er 1224 die Wundmale:

Auf rauhem Fels, der Arno trennt und Tiber,
Empfing von Christo er das lezte Siegel,
Das seine Glieder noch zwei Jahre trugen. (Parad. c. XI. 106.)

Denn als er einst in brünstigem Gebete hingegossen lag, erschien ihm ein Seraph, der zwei Flügel am Kopfe und zwei an den Schultern trug, während zwei andere seinen Leib bedeckten; und als er voll von Entzücken zu dieser himmlischen Erscheinung aufschaute, fühlte er an Händen und Füßen und in der Seite die Wundmale des Herrn entstehen. Zwei Jahre später ging er zu Assisi 1226 zum ewigen Leben über.*) — Franziskus war ein großer und frommer Mann, und so waren seine ersten Jünger, Bernardo da Quintavalle, Egidio und Silvestro; aber Verderbniß schlich sich bald in seinen Orden, so wie in alle übrigen, beinahe ohne Ausnahme, ein. Schon Dante klagt einerseits über die unvernünftige Uebertreibung der Strenge, andererseits über die Verweichlichung im Lebenswandel der Mönche. (Parad. c. XII. 112.) Von da an nahmen Frömmigkeit und gottseliges Leben immer mehr ab. Zur Zeit des Konciliums von Konstanz, wo die Verdorbenheit des italienischen Klerus den höchstmöglichen Grad erreicht hatte (und auch andere Länder hatten in dieser Hinsicht eben keine Sittenschulen aufzuweisen), war der moralische Zustand des Ordens ein sehr trauriger. Ein Sekretär des Pabstes, der durch seine Bemühungen um die Wiedererweckung der klassischen Literatur und seine eigenen ausgezeichneten literarischen und historischen Schriften berühmt gewordene Poggio Brac-

*) Acta Sanctorum. Oct. T. I. 647.

ciolini, nachmaliger Kanzler der Florentinischen Republik, schrieb um das Jahr 1429 Folgendes in einem Briefe: „Ich will nicht das geheime Betragen dieser Mönche erforschen, noch über ihre Gesinnnungen grübeln: das Urtheil darüber gehört Gott allein an. Ich will keine Nachsuchung anstellen, ob sie mäßig oder unenthaltsam sind, keusch oder wollüstig, ob sie ihre Zeit mit Studiren oder mit Nichtsthun zubringen, ob der Neid an ihnen frißt oder nicht, und sie stets auf Vermehrung ihrer Macht bedacht sind. Aber es reicht nicht hin, daß sie in dicke Kleider gehüllt in ihren Klöstern stecken oder kein öffentliches Unheil anrichten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfangs August.

(Fortsetzung.)

Demoiselle Gley.

Es hat sich ein Streit darüber erhoben, ob Dlle. Gley mehr für das Lustspiel oder mehr für die Tragödie geboren sey. Talent zu beidem streitet man ihr nicht ab, aber man will im chemischen Tiegel herauskriegen, welches das vorherrschende sey. Die Mehrzahl im Publikum, ganz entgegengesetzt dem Wiener Urtheil, hält sie vorzugsweise für das Lustspiel berufen, und wirklich ist ihre Franziska etwas Vollkommenes, Abgeschlossenes. Man begreift nicht, wie sie, oder nach ihr Jemand noch etwas mehr, etwas Besseres hinzu thun könnte. Dagegen kann sie gewiß noch in der Tragödie fortschreiten. Unter den Kritikern, welche sich hier über den Gast hören lassen, Fr. Schulz in der Spenerschen, Dr. Schiff in der Vossischen Zeitung und Professor Gans im Freimüthigen, scheint uns Herr Schiff das richtige Medium herausgefunden zu haben, indem er sie eine romantische Schauspielerin nennt. Ihre Tragik ist völlig abweichender Art von dem, was wir bisher auf der Bühne als solche kannten. Es ist nicht der majestätische Bombenkothurn einer Schröder, der immer auf den Höhen des Gefühls in ebenmäßiger Bewegung vorüberzieht, durch tiefe Metalltöne das Gemüth mit heiligem Schauer ergreifend. Es ist nicht die tiefe Schwermuth einer Sophie Müller, die, aus glockenreiner Seele aufsteigend, Willige und Nichtwillige in das Reich ihrer geadelten Trauer mitzog. Es ist nicht der dämonische Ausbruch, diese Kraft tiefgährender Leidenschaftlichkeit, durch welche die Crelinger uns fortzureißen weiß, während sie dennoch die Majestät des Weibes beibehält. Dlle. Gleys Tragik besticht, fesselt durch das rein Menschliche darin. Sie ist immer zuerst ein heiteres, frohes Mädchen, wohl voll Empfänglichkeit für höhere Eindrücke, als sie das Alltagsleben bietet, aber ihnen nicht nachhängend; ihrem gesunden Seyn fehlt das Schwärmerische, was die Müller so unwiderstehlich machte. Sie lächelt wie ein unschuldiges Kind, das noch keine Ahnung aller der Schrecken hat, welche in den Gewitterwolken der Tragödie über ihrem Haupte ziehen. Erst wenn diese sich entladen, sieht man auch, wie sie innerlich der Blitz durchzuckt, wie aus dem Mädchen die Liebende, die Heldin, die Dulderin wird. In dieser Kunst rascher Uebergänge ist sie groß, obschon sie, zuweilen noch zu grell dastehend, das gehörige Amalgama nicht gefunden haben, auch noch hie und da die Berechnung nachgewiesen werden kann. Aber nirgends bleibt sie zurück, nie gibt sie im Anfange zu viel aus, daß es ihr zuletzt fehlt. Jede tragische Darstellung von ihr, wie uns auch die Naturwahrheit darin erfreut, das Menschliche, allgemein Verständliche in der Sprache des Gefühls anspricht, ist immer ein künstlicher pyramidalischer Bau. Uns entzückt das Unwillkührliche und den Verstand erfreut dabei die richtige Berechnung des Ganzen. Noch reichen ihre Mittel hie und da nicht zu, noch ist wohl ein Bruch, ein Riß zu bemerken zwischen dem aufzuführenden Kunstwerk und der momentanen Eingebung; alles das läßt sich aber noch erreichen. Das lebensfrohe Prinzip, der Frohsinn, der wohl zuweilen bis zum poetischen Muthwillen gesteigert erscheint, tritt aber auch noch mitten unter den Gewitterstürmen vor. Die Tragikerin ruht sich aus von dem Aufwand an Leidenschaft und Pathos und will wieder Mensch seyn, Kind vielleicht, wo es die Rolle erlaubt. Ist das aber nicht ebenfalls nur das Conterfei des Lebens, eines gesunden Naturlebens freilich, nicht unsers durch Reflexionen verkümmerten? Das scheint der erwähnte Recensent mit seinem Ausdruck romantisch bezeichnen zu wollen, ein Ausdruck, der freilich vieldeutig ist. Aus dem Grunde dünkt Ihrem Korrespondenten die Julie der Dlle. Gley ihre vorzüglichste Rolle. Sie erndtete darin rauschenden Beifall; es wäre indeß eben so möglich gewesen, daß sie gar nicht angesprochen hätte, denn ihre Art der Auffassung war abweichend von allem bis dahin Gesehenen. Der Liebesduft der Balkonscene war weder schwärmerisch naiv, noch heroisch, er war, wenn gewöhnliche Worte es bezeichnen können, kindlich reizend. Es war kein ideales Wesen dort oben im Mondenschein, sondern eines voll Blut und Jugendkraft, das aber noch mit der Puppe gespielt haben konnte, den Romeo auch noch bald wie eine Puppe betrachtete, bis der allmächtige Eros, der die Welt erzeugt hat, sie zusehends verklärt, d. h. sie erst berauscht, um sie dann zu klarem Bewußtseyn dessen, was seyn muß, kommen zu lassen. Hier nun folgte das Ohr kaum der Nüancirung ihrer Stimme.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nr. 199:

Leben. Nebel.

Homonyme.

Stets bin ich geboren auf festem Land,
 Obwohl ich im Wasser auch lebe;
Ein winziges Ding in künstlicher Hand
 Manch köstlich Gebild' ich gebe.

Ein Wagen bedien' ich der Räder mich
 Auf ungepflasterter Straße.
Und hängend durchfliege den Luftraum ich,
 Schaulustigem Volk zum Spasse.

Du kannst mich sogar in der Kirche sehn,
 Stets ruhig, am nämlichen Orte;
Im Freien erbeb' ich von Windeswehn
 Und strebe nach sicherem Porte.

Mich gängelt der Mensch, so klein als groß,
 Und hält mich, die Sklavin, am Seile;
Oft gibt mir die Mutter den Todesstoß,
 Wenn ungefragt ich zu ihr eile.

S....l.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 206.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. August 1831.

O Andacht, mußt du doch so manche Sünde decken.

Lessing.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

„Ich frage," fährt Poggio Bracciolini in seinem Briefe fort, „von welchem Nutzen die Mönche der Religion, von welchem Vortheil sie dem Menschengeschlechte sind? Ich weiß nicht, was sie anders thun, als wie Grashüpfer singen, und mich dünkt, daß sie für diese Lungenübung nur zu gut bezahlt werden. Sie erheben aber ihre Anstrengungen wie Thaten des Herkules, weil sie in der Nacht aufstehen, des Herrn Lob zu singen. Das ist gewiß ein ganz außerordentliches Verdienst, aufzustehen, um zu psalmiren. Was würden sie aber erst sagen, wenn sie vom Lager aufstünden, um das Feld zu pflügen, wie die Landleute, Wind und Regen ausgesezt, baarfuß und schlecht gekleidet? Gewiß würde dann die Gottheit keine ihren Anstrengungen und Mühseligkeiten entsprechende Belohnung mehr besitzen. Doch muß man bekennen, daß es viele würdige und heilige Männer unter ihnen gibt, das gestehe ich gerne. Aber es wäre auch wirklich eine traurige Sache, wenn unter einer so großen Menge sich nicht hie und da ein Guter fände. Der größte Theil hingegen ist müßig, scheinheilig und jeder Tugend baar. Wie viele, glaubt Ihr, treten in den geistlichen Stand, aus Verlangen, besser zu werden? Ihr werdet wenige finden, die nicht weltlicher Zwecke wegen sich in die Kutte gesteckt haben. Nicht der Geist, sondern blos der Körper liegt den gottesdienstlichen Uebungen ob. Viele treten in den Orden, weil ihre Geistesschwäche ihnen nicht erlaubt, sich durch Arbeiten ein ehrliches Auskommen zu erwerben. Andere, nachdem sie ihr Besitzthum auf tolle Weise verschwendet haben, gehen in ein Kloster, um dort Ueberfluß an allen Dingen zu finden. Wieder andere verbergen dort die Schande, mit welcher sie sich im Leben durch Unwissenheit oder liederliche und sündhafte Aufführung gebrandmarkt haben." *)

Das Kloster, dessen Höhe über der Meeresfläche Inghirami auf 3492 Fuß angibt, hat nach dem großen Hofe zu Arkaden, von denen man in den innern gewölbten Gang tritt. Ungeachtet der heißen Jahreszeit, verspürte man hier im Augenblick eine so empfindliche Kälte,

*) Vita di Poggio Bracciolini, scritta da G. Shepherd, tradotta con note da T. Tonelli. (Fir. 1826. T. I. p. 168.) Wer etwa über den oben nur angedeuteten Gegenstand Belehrung wünschen möchte, wird sie in L'Enfant und andern Geschichtschreibern des Constanzer Konciliums finden, wo die Anhänger dreier Päbste, deren jeder Petri rechtmäßiger Nachfolger zu seyn behauptete, Skandal auf Skandal häuften, und jene Tugendhelden zwei Männer zum Flammentode verdammten, weil sie in Bezug auf einige Punkte der christlichen Lehre verschiedener Meinung waren. Glücklicherweise war das Verderbniß seinem Zenith nahe. Ein entsezliches Gegenstück zu der Sittengeschichte jener Zeit liefert leider das durch den tugendhaften Bischof von Pistoja, Scipio de' Ricci aufgedeckte Unwesen der Dominikaner in Toskana in den lezten Decennien des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Schändlichkeit keine Worte auszudrücken vermögen, und dessen Kundmachung dem bekannten Werke de Potters so viele Verfolgungen und von Seiten mehrerer Staaten das Verbot der Einführung und des Verkaufs zugezogen hat.

als wenn man sich in einem unterirdischen Gewölbe befunden hätte. Die Gänge sind niedrig und unfreundlich, die Fremdenwohnungen (foresteria) indessen ziemlich gut. Die Kirche hat keine Gemälde, die der Rede werth wären, wohl aber drei prachtvolle Terre-cotte, von Andrea della Robbia. Die eine derselben stellt eine Verkündigung vor und gehört in Hinsicht der Form und des Ausdrucks zu dem schönsten, was ich in dieser Art gesehen habe, die zweite Mariä Himmelfahrt, und die dritte (ein großes Altarblatt) die Himmelfahrt Christi. Leztere würde noch mehr gefallen, wenn die Gruppirung der Apostel nicht allzu förmlich und steif wäre. Zu der berühmten Kapelle der Wundmale führt ein Gang auf einem äußern schmalen Vorsprunge der Felsenwand, wo man eine schöne Aussicht über das Casentinothal hat und namentlich das freundliche Bibbiena auf einem sanftsteigenden Hügel vor sich liegen sieht. Hier zeigt man eine Vertiefung in der Felsenwand, von der die Legende erzählt: als der heil. Franziskus einmal im eifrigen Gebete an dieser Stelle gestanden, sey plötzlich der Böse erschienen und habe ihn von der Höhe in die Schlucht hinunterstoßen wollen. Der Heilige beugte sich voll Entsetzen zurück, und hinter ihm wich die Felsenwand, so daß er durch ihre Vertiefung völlig geschützt war. Den augenscheinlichen Beweis vor Augen, durfte ich es mir zwar nicht einfallen lassen, an der Wahrheit dieses Wunders zu zweifeln; doch schien es mir, als ich die Vertiefung im Felsen betrachtete, daß der Rücken des Heiligen, der sie hineingedrückt haben soll, von ganz ungewöhnlichem Umfange gewesen seyn müsse. Von dort gelangt man zu der schon genannten Capella delle stimate, wo nämlich die Zelle des heil. Franziskus stand, in welcher er die Wundmale empfing. Die Stelle, wo dieß stattfand und seine Gefährten ihn blutend aufhoben, ist mit einem Erzgitter überdeckt. Hier sieht man ein zum Bewundern schönes Altarblatt in gebrannter Erde, die Kreuzigung, von Lucca della Robbia. Durch seinen Umfang sowohl als die Vortrefflichkeit der Anordnung und der einzelnen Figuren, mag dieses Werk wohl das erste in seiner Art seyn. Einige der das Kreuz umstehenden Heiligen sind wahre Meisterwerke. Die Aussicht aus den Fenstern der Kapelle ist eben so umfassend als reizend.

Noch gibt es in dem Klosterbezirke zwei sehr merkwürdige Stellen. Die eine ist eine Grotte, zu der man auf vielen Stufen hinabsteigt, und wo, da nie ein Sonnenstrahl hineindringt, eine feuchte Kälte herrscht. Sie wird von einer ungeheuren, horizontal überliegenden Felsenmasse gebildet, die nur auf einer Seite eine Stützwand hat, welche an mehreren Stellen geborsten ist. Man schaudert bei dem Gedanken an die entsetzliche Umwälzung, welche die Grundvesten dieses Berges so sehr erschüttern und zerreißen konnte. Die zweite ist eine geräumige, halbdunkle Höhle, worin sich ein Stein befindet, der seiner Gestalt nach mit einem niedern Lager Aehnlichkeit hat, und welchen man das Bett des heil. Franziskus (Letto di s. Francesko) nennt, weil er hier oft in der Einsamkeit Buße gethan haben soll. Man hat den Stein mit einem Gitter verdeckt, damit der fromme Eifer der Gläubigen nicht am Ende ein Fragment des Felsenbettes nach dem andern wegtragen und nichts als den leeren Platz zurücklassen möchte.

Die höchste Spitze des Berges von Alvernia wird La Penna genannt und durch eine kleine, dunkle, von alten Bäumen beschattete Kapelle bezeichnet, welche dicht auf dem nördlichen Abhange steht, da wo unermeßliche, übereinander gehäufte Felsenmassen sich ins Thal hinuntersenken. Ich saß auf den Rand der Felsen nieder und überblickte von hier die ganze weite Gegend, welche von Camaldoli her unser Fuß durchwandert. Beträchtliche Berge nahmen sich von diesem Standpunkte wie Hügel aus. Die Aussicht ist mehr ausgedehnt als anziehend, wozu vielleicht die nicht sehr vortheilhafte Beleuchtung beitrug. Die Waldung, aus Tannen und Buchen bestehend, ist dagegen um so großartiger und schöner. Durch das Thal auf der andern Seite des Berges fließt die Tiber auf Anghiari und Borgo S. Sepolcro zu. Dort liegt auch in Ruinen auf einem Hügel Chiusi, zum Unterschied von Porsenas Residenz, dem etruskischen Chiusi im Chianathal, Clusium novum genannt. Von diesem Oertchen soll der Name des Casentino (Clusentinum) herstammen. In diesem Chiusi soll nach der Meinung Einiger Michel Angelo geboren seyn, als sein Vater Lodovico Buonaroti im Jahre 1474 dort Podestà war.

Peter der Große in Paris im Jahr 1717.

(Beschluß.)

Der Czar hatte in Holland mit dem Marquis von Chateauneuf eine Unterhandlung angeknüpft, die in seinen Augen von weit größerem Belang war, als solch ein theologischer Streit. Es ist bekannt, daß der Kardinal Richelieu während des siebenjährigen Kriegs durch das französische Bündniß mit Gustav Adolph dem Hause Oestreich ein Gegengewicht im Norden von Europa gab. Von da an war Schwedens Bündniß Frankreich mittelst jährlicher Subsidien, welche jenes arme, kriegerische Land in Flor brachten, zugesichert; aber jezt, durch Karls XII. Tollheit fast zu Grunde gerichtet, war Schweden nur noch ein eigensinniger, lästiger Bundesgenosse. Ihm zur Seite erhob sich die preußische Macht und ließ weise die Keime ihrer künftigen Größe sich entwickeln. Frankreich, das gerne einen alten Bundesgenossen erhalten und einen neuen erworben hätte, hatte eben den König

von Preußen durch einen am 14ten September 1716 heimlich unterzeichneten Vertrag, wodurch ihm seine Eroberung Stettin garantirt ward, entwaffnet. Dieser Schritt einer aufgeklärten Politik war der Beginn eines Föderativsystems, das vierzig Jahre lang bestand. Unter diesen Umständen sprach der Czar zu Paris unumwunden: „Ich bin wichtiger für Euch als Schweden, das ich besiegt habe. Gebt mir das Gold, das ihr an lezteres unnütz verschwendet; ich trete in seine Verpflichtungen ein und verschaffe Euch noch dazu das Bündniß mit Preußen und Polen.“ An solch unbefangen feile, aber verständige und kräftige Politik war Frankreich nicht gewöhnt. Indessen unterhandelte man mit den russischen Ministern. Karl XII. wurde nach und nach dem unversöhnlichen Grolle seines Nebenbuhlers aufgeopfert; man marktete über die russischen Subsidien, wie ein geiziger Herr einen neuen Diener dingt. Noch wurde ein Projekt zu einem Handelsvertrag, worüber kein Mensch in Frankreich als Sachkundiger sprechen konnte, in die Verhandlung gezogen. Kniphausen, der Minister des preußischen Hofs, den der Czar an Frankreich zu verhandeln meinte, den aber Frankreich zuvor schon erkauft hatte, trat von Zeit zu Zeit in diesen Verhandlungen auf und spielte dabei seine künstliche Rolle mit der Gewandtheit eines vollkommenen Diplomaten. Noch war bei dieser Unterhandlung das Besondere, daß, weil man sich dabei der französischen Sprache bediente, welche den meisten Unterhändlern nicht sehr geläufig war, das Einverständniß nie vollkommener schien, als wenn man sich am allerwenigsten verstand. Endlich geschah, was man vorhergesehen hatte. Der Czar reiste ab, ehe etwas zum Abschluß gekommen war. Man sezte in der Eile ein Paar nichtssagende Artikel auf, die nach Holland geschickt und am 15ten August von Frankreich, Rußland und Preußen unterzeichnet wurden, und zwar unter dem Titel eines Korrespondenz- und Freundschaftsvertrags, was in der diplomatischen Sprache ungefähr so viel heißen wollte, als Höflichkeitsformeln unter Weltleuten. Frankreich sicherte indessen darin seine Vermittlung beim Krieg im Norden zu, war aber später so schwach, diesen Vortheil mit England zu theilen.

Peter war, wie es scheint, mit keinen günstigen Vorurtheilen nach Frankreich gekommen. Er ließ seine Frau, die ihn bisher überall hin begleitet hatte, in Holland zurück; ohne Zweifel wollte er die famöse liefländische Magd, deren Seele so außerordentlich war, als ihr Geschick, den Spöttereien des neuen Athens nicht preisgeben. Man erinnert sich auch, daß, als ihm der etwas wunderliche Gedanke kam, moskovitischen Fräulein die eleganten Manieren der besten europäischen Gesellschaft ertheilen zu lassen, er sie in Deutschland und nicht in Frankreich weibliche Grazie studiren ließ. Wie dieser Versuch ausschlug, ist bekannt: man mußte eilends die zarten Schülerinnen heimberufen, denn sie machten so starke Fortschritte, daß dem Gesetzgeber bange wurde. Aber die Menge von Künstlern und ausgezeichneten Gelehrten, welche der Czar zu Paris kennen lernte, die Zuvorkommenheit und Höflichkeit der Bürger aller Stände, die Beweise von großartiger Freigebigkeit, womit ihn die Regierung da und dort überraschte, die sinnreichen Aufmerksamkeiten des Herzogs von Antin, des feinsten Hofmanns seines Jahrhunderts, alles dies machte einen günstigen Eindruck auf Peter. Konnte er uns auch nicht bewundern, so bedauerte er doch beim Scheiden das Loos einer liebenswürdigen Nation, die ein unsinniger Luxus zum Verderben hinriß. Namentlich fiel es auf, wie seine sonst so starke Seele unwillkührliche Rührung beschlich, so oft er mit dem jungen König (Ludwig XV.) zusammenkam und ihn in die Arme schloß, sah er nun voraus, welch Unheil eines Kindes wartete, das eine Krone tragen sollte, die dem Falle nahe war, oder fiel ihm ein, daß ihm selbst im gleichen Alter Mörderhände nach dem Leben gestellt hatten, ein Schicksal, womit gerade schlimme Gerüchte den lezten Sprößling Ludwigs XIV. bedrohten.

Es währte nicht lange, so zeigte sich Frankreich des vom Czar prophezeiten Verfalls selbst geständig. Während er in die prächtige Hauptstadt heimzog, die sein Genius auf dem mit seinem Schwerte eroberten Moor gegründet, mußte Paris mit ansehen, wie dem schönsten seiner öffentlichen Denkmale ein unauslöschlicher Schimpf widerfuhr. Nach einem schimpflichen Gesetz wurde der weite Platz, den zwei Könige zu Erbauung des Louvres bestimmt, zu Privatspekulationen angewiesen. Oeffentliche Prachtbauten schienen hinfür unsere Kräfte zu übersteigen, und der Sinn für edle Bestrebungen erstarb. Ludwig XIV. hatte Wunder der Kunst unvollendet gelassen; aber es wäre selbst das größte Wunder gewesen, wenn ein Arm erschienen wäre, mächtig genug, sie zu vollenden. Frankreich erwartete solch Wunder weder von der Gegenwart, noch von der Zukunft, und gab die Hoffnung auf einen Ruhm auf, den aber das Schicksal nur aufgeschoben, nicht aufgehoben hatte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Jahresfeier der Julirevolution.

Zum erstenmale wurden Ende vorigen Monats die unvergeßlichen Tage in Paris gefeiert, an welchen im vorigen Jahre die Freiheit erkämpft wurde, und zwar in offener Fehde gegen den Meineid und die Bigotterie. Ich weiß nicht, wie im Jahr 1790 der Jahrstag des 14. Juli, an welchem die Bastille erstürmt und niedergerissen worden war, gefeiert wurde. Es soll ein herrlicher Tag für Paris gewesen seyn, da man schon zu dieser Zeit die Revolution, welche 1789 mit

der Erstürmung der Bastille begonnen hatte, großentheils bewirkt hatte und Freiheiten besaß, die man ein Jahr zuvor nur noch gehofft hatte. Aber schwerlich ist der Jahrstag der Erstürmung und Zerstörung der Bastille mit reinerer Freude und mit mehr Einmüthigkeit gefeiert worden, als in den lezten Tagen die Entthronung des von seinem Adel und seinen Priestern geleiteten Karls X. Nicht oft haben die Völker ähnliche Feste zu feiern. Häufiger sind die Jahrstage der Begebenheiten, welche ihnen ihre Freiheit entrissen, als die der Wiedereroberung derselben. England, Frankreich und die Schweiz sind bis jezt die einzigen großen Länder, welche in Europa dergleichen Siegesfeste besizen. Mögen sie dieselben noch Jahrhunderte lang feiern! Wie das Pariser Revolutionsfest angelegt worden war, ist aus allen Zeitungen hinlänglich bekannt. Der erste Tag, das heißt der 27. Juli, an welchem im vorigen Jahre der Kampf gegen die Söldlinge des Despotismus begonnen hatte, war der Trauer um die Gefallenen geweiht, der zweite Tag sollte in Volkslustbarkeiten verstreichen und der dritte Tag einer allgemeinen Heerschau der Truppen und der Nationalgarde gewidmet werden. Alles dieses wurde pünktlich befolgt, und zwar mit einer Ordnung, einer Einigkeit, die man kaum erwartet hatte, besonders da am 14. Juli einige Unruhen entstanden waren, weil junge Leute mit Gewalt den Jahrstag der Erstürmung der Bastille hatten feiern wollen, obschon man ihnen angekündigt hatte, daß, um nicht allzuviel Zeit zu verlieren, die Feier des 14. Juli auf die lezten Julitage verschoben und mit der Revolutionsfeier vereinigt werden würde. Wohl hat Paris Ursache, das Siegesfest mit der Trauer um die Gefallenen zu beginnen; denn es ist nun durch die Nachforschungen der Belohnungskommission erwiesen, daß Paris beinahe 800 seiner Einwohner in jenem schrecklichen Kampfe verloren hat, und unter diesen sind Weiber und Kinder, die sich blos zufällig auf dem Kampfplaze befanden. In mehreren Gegenden der Stadt befinden sich ihre Gräber, wovon einige freilich auch die Gebeine der gefallenen Söldlinge Karls X. enthalten; doch um diese haben ebenfalls manche Familien zu trauern; ja sie müssen doppelt betrauert werden, weil ihnen nicht einmal der Ruhm zu Theil geworden ist, für's Vaterland zu sterben; sie haben ihr Leben einem Fürsten und einer Parthei aufgeopfert, die sie wahrscheinlich nicht einmal bedauert hat. Alle diese Gräber waren am 27. auf's Festlichste geschmückt mit dreifarbigen Fahnen, schwarzem Flor, Blumenkränzen u. s. w. Bei allen standen Wachen; alle wurden von der Volksmenge besucht und mit Trauermusik begrüßt. Der König legte feierlich den ersten Stein zu einem Trauermonumente, das den Gefallenen zu Ehren auf dem Bastilleplaze errichtet werden soll; die Nachwelt wird sich einst vielleicht wundern, wie die Erstürmung der Bastille im Jahr 1789 weder Regierung, noch Volk belehrt habe, obschon man dieses Ereigniß als entscheidend für Frankreichs Schicksal lange Zeit betrachtet hatte. Was half es aber? Die republikanische Regierung ward despotisch und ging zu Grunde; Napoleon wurde es ebenfalls und ging auch zu Grunde. Die Bourbons versprachen, besser zu regieren, ließen sich ebenfalls zum Despotismus verleiten und erlebten dasselbe Schicksal; zulezt mußte das Volk wieder Leben und Gut daran wagen, um die Freiheit wieder zu erlangen, und eroberte also erst im Jahre 1830, was es schon im Jahr 1789 erobert zu haben wähnte. Mit dem Denkmal auf dem Bastilleplaze will sich die Regierung noch nicht begnügen, sondern hat auch die Namen der Gefallenen auf erzene Tafeln eingraben lassen, und diese Tafeln wurden an demselben Tage, ebenfalls im Beiseyn des Königs und einer Menge von Zuschauern, im Pantheon feierlich eingesezt. Diese Tafeln sind aber nicht vollständig und enthalten die Namen mancher schwer Verwundeten nicht, die erst späterhin an ihren Wunden gestorben sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Berlin, Anfangs August.

(Beschluß.)

Dem. Gley. Ernennungen.

Nächst der Julie steht uns Dem. Gleys Olga am höchsten. Der Gast brachte eine südliche, innige Poesie in diese russische Begriffsgestalt, an welche Raupach, als er sie schuf, schwerlich gedacht hat. Doch, während es uns schwer wird, nach ihrer Julie eine andere Julie zu denken, läßt sich die Olga auch neben ihrer Auffassung ganz anders vorstellen, und gewiß auch vortrefflich. Theaterkenner, d. h. der technischen Künste, meinen, ihre Bertha sey ein chef d'oeuvre; das verstehe ich nicht, denn aus der Rolle läßt sich meines Dafürhaltens kein Charakter, geschweige denn ein poetisch tiefer entwickeln. Es bleibt Grimasse im bessern Sinn, und das Physiognomiespiel muß es am Ende thun, worin Dlle. Gley freilich sehr viel leistet. Auch können wir nicht, wie Viele, ihre Estrella, mit der sie schloß, für ihre vorzüglichste Darstellung erklären. Ihre Tragik, wie gesagt, bewegt sich in den allgemein menschlichen Regionen, tragisch groß wird sie nur durch die Innigkeit des Gefühls, wenn es ihm erlaubt, wenn es gezwungen ist, sich Luft zu machen. Das conventionelle Pathos, der tragische Kothurn ist nicht für sie. Ich möchte sagen, wo Estrella Andalusierin ist, d. h. wo die ganze Gluth der Gefühle, von keiner Sittenregel gehemmt, sich geben darf, wie sie empfunden wird, da war Dlle. Gley ausgezeichnet, z. B. beim ersten Abschied und beim zweiten im Kerker von dem Geliebten. Dagegen wo die Liebende hinter dem gekränkten Weibe sich verschanzt, wo die Spanierin Kastilianerin wird, da streift ihre Kunst in ein fremdes Gebiet, wo ihr Talent sie wohl hinbegleitet, ihre Natur aber zurückbleibt. Immer ist es die Sprache des Herzens, durch welche diese ausgezeichnete Künstlerin am meisten wirkt. Es möchte ihr nicht schwer werden, auch auf diesem spanischen Kothurn sich einzugehen; ihr sind aber reichere, schönere Felder von selbst eröffnet.

Der Templer hat gefallen, Dlle. Gley hat gefallen, wie nur hier Fremdes gefällt; doch spricht man nicht vom Templer, auch nicht mehr von Dlle. Gley; Berlin hat sich in seinen Grundfesten umgedreht; man spricht nicht einmal von Krieg und Frieden, nicht von den neuen Ministern, nicht von dem neuen Polizeypräsidenten, man spricht nur von der Cholera. Selbst der Bewunderung für die Polen, wenn dies möglich wäre, thäte sie Eintrag.

Endlich scheint die Ernennung des neuen Justizministers entschieden; daß Herr v. Kampz in den Rheinlanden umherreist, die dortige Gerichtsverfassung in der Nähe kennen zu lernen, vielleicht sich mit ihr zu befreunden, wird als der lezte Beweis seiner Designation angesehen. Ancillon ist Minister des Auswärtigen unter einem bescheidenern Titel und anfänglich beschränkterem Wirkungskreise geworden. Auch das hatte man in diesem Augenblicke nicht für möglich gehalten. Doch ist gerade jezt, wo wir durch unsere Negativität in eine solche Klemme gerathen, jedes festere Auftreten, wenn auch nach dem entgegengesezten Ziel von dem unsers Staates, immer ein Gewinn.

Eine nur erfreuliche Ernennung scheint dagegen die des Landraths v. Arnim zum Polizeipräsidenten von Berlin. Nach seinem Benehmen bei einigen Vorfällen darf man hoffen, daß er diesem wichtigsten Amte auf die würdigste Weise vorstehen wird. In meinem nächsten Schreiben mehr davon.

Beilage: Literaturblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

№. 207.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 30. August 1831.

— Ihr Himmelsmächte,
Das, das ist eure Wahrheit? Wehe dem,
Der euch vertraut mit redlichem Gemüth!

Schiller.

Die Waldkapelle.

1.

Der dunkle Wald umrauscht den Wiesengrund,
Gar düster liegt der graue Berg dahinter;
Das dürre Laub, der Windhauch gibt es kund:
Geschritten kommt allmählig schon der Winter.

Die Sonne ging, umhüllt von Wolken dicht,
Unfreundlich, ohne Scheideblick von hinnen,
Und die Natur verstummt, im Dämmerlicht
Schwermüthig ihrem Tode nachzusinnen.

Dort, wo die Eiche rauscht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längstverlass'ne, stille Waldkapelle.

Wo sind sie, deren Lied aus deinem Schoos,
O Kirchlein, einst zu Gott emporgeflogen,
Vergessend all' ihr trübes Erdenloos?
Wo sind sie? — ihrem Liede nachgezogen!

2.

Horch, plötzlich stört ein Ruf die Einsamkeit:
Klang's nicht aus der Kapelle öden Mauern?
Wer ist es, der so wunderlich dort schreit,
Daß mich's unheimlich faßt mit kaltem Schauern!

„Herr Gott, wir loben dich! — ha, ha, ha, ha!“
Nun schweigt er still, der grause Gottverächter;
Und donnernd ruft er nun: „Allelujah!“
Und überdonnernd folgt sein Hohngelächter.

Da stürzt er sich vorbei voll scheuer Hast,
Das wirre Haar von bleicher Wange streifend,
Die Augen, wildbewegt und ohne Rast,
Irrlichter, in der Nacht des Wahnsinns schweifend.

Er eilt waldein; von seinem Tritte rauscht
Das dürre Laub im dunkeln Eichenhaine;
Wie sinnend, bleibt er plötzlich stehn und lauscht,
Und leise hör' ich's nun, als ob er weine.

Mitleidig rauscht ihr ihm — o rauschet nur! —
Den Trost: „Vergänglichkeit,“ ihr welken Blätter!
O locket seine Seele auf die Spur
Des milden Todes, nennt ihm seinen Retter! —

Zur sanften Wehmuth lichtet sich das Thal,
Dort zieht der stille Mond herauf im Westen:
Es will sein Silberschimmer noch einmal
Sich wiegen auf des Sommers kargen Resten.

Wie schwach ist schon der Eiche fahles Laub!
Den leichten Mondstrahl kann es nicht mehr tragen,
Es bricht und zittert unter ihm in Staub,
Und läßt die kahlen Zweige traurig ragen. —

Da steht der Irre, bleich und stumm, den Blick,
Das bitt're Lächeln auf den Mond gerichtet;
Es prallt das Mondlicht scheu von ihm zurück,
Und scheu der Wind an ihm vorüberflüchtet.

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf:
Ein Anblick ist's der traurigsten hienieden! —

Was hat, o Schicksal! dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Ihm aus der Seele seinen Gott gerissen? —

3.

Er hat geliebt! — vor langer, trüber Zeit,
Da ging er einst, ein fröhlicher Geselle,
Mit seinem Lieb durch diese Einsamkeit,
Und kam mit ihr zur stillen Waldkapelle.

Sie traten ein, sie knieten hin; — da glomm
Durch's Fenster hell herein die Abendröthe;
Er betete mit ihr so selig fromm,
Und draußen sang des Hirten weiche Flöte.

Da hob die Hand sie schnell und feierlich,
Und sprach, so schien's, mit tiefbewegter Stimme:
„Lieb' ich nicht warm, und treu, und ewig dich,
So strafe mich der Herr mit seinem Grimme!"

Und höher glomm der helle Abendstrahl,
So wie sein Herz, sich ewig ihr zu weihen,
Und draußen klang im stillen Waldesthal
Des Hirten Lied wie Himmelsmelodeien. —

Wie bald, wie bald, daß ihn ihr Herz vergißt,
Daß ihr ein andrer schon des falschen Eides
Das letzte Wort von falscher Lippe küßt,
Sie mit dem Glanze schmückt des Brautgeschmeides!

Und all' ihr Leben, Freudentaumel nur,
Den noch kein flüchtig Leid ihr jemals störte,
Zieht, unverfolgt von ihrem falschen Schwur,
Und frech am Gott vorüber, der ihn hörte.

Das war's, o Schicksal! was der Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet hast die Lebensbahn,
Ihm aus der Seele seinen Gott gerissen!

Drum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält vom tiefen Schmerz, an jener Stelle,
Wo er so selig einst gekniet vor Gott; —
Drum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle!

N. Lenau.

Briefe über das Casentino.

(Fortsetzung.)

Pratovecchio, am 21ten Juni.

Der erste Theil unseres Weges führte uns den Abhang der öden Hochebene hinunter, auf welcher der Berg von Alvernia liegt. Die Landleute, denen die wenigen ärmlichen Hütten gehören, welche man hier sieht, scheinen nur durch das Kloster herbeigezogen worden zu seyn. Um uns her lagen kleinere und größere Felsenmassen in wilder Verwirrung, wie durch eine unwiderstehliche Wasserfluth von der Höhe heruntergeschwemmt. Die kühne Lage des Klosters macht von hier aus einen besonders guten Eindruck. Das Land wird angenehmer, wenn man an das Ufer des Corsalone kommt, über den man hier zum zweiten Mal setzen muß. Die Hügel senken sich von allen Seiten ins Thal hinein und sind mit Kastanien, Taxus, Eschen, Steineichen, Kornelkirschen und andern Baumarten, so wie mit einer Unzahl von Feldblumen bedeckt. Nicht weit von Bibbiena gelangt man an das kleine Dominikanerkloster, Madonna del Sasso, wo sich einige Bilder von Fra Paolo di Pistoja und Gio. Ant. Lappoli befinden, deren Vasari erwähnt; von Letzterem namentlich eine Madonna mit den heil. Bartolomäus und Matthias, in des Florentiners Rosso Manier. Auf einem in der Kirche befindlichen Steine liest man die Inschrift: *O felix petra quae meruit substinere reginam angelorum et dominam*, und über einem Madonnenbilde: *Mel de petra oleumque de saxo durissimo.* Von hier aus erreicht man bald den Hügel von Bibbiena, wo wir nach neun Miglien Weges um sieben Uhr Morgens eintrafen. Das Städtchen ist offen und freundlich, hat eine angenehme Lage und schöne Aussichten in das Thal, namentlich nach dem benachbarten Poppi hin. Sonst enthält es nichts Merkwürdiges. Es gehörte ehemals den Bischöffen von Arezzo und war befestigt, wurde aber 1509 von den Florentinern geschleift, weil es die verbannten Medici aufgenommen. Von dieser seiner Vaterstadt erhielt seinen Beinamen Fernardo Dovizio de Bibbiena, Geheimschreiber und Vertrauter Leos X. und dann Kardinal, einer der geistreichsten Lustspieldichter des sechszehnten Jahrhunderts. Bibbiena (Spitze des Kirchthurms) liegt 1367 Fuß über dem Mittelmeer.

Vier Miglien Weges führen den Wanderer von hier nach Poppi, der alten Hauptstadt des Casentino, in dessen Ebene man sich nun ganz befindet, und das sich in einer Länge von drei-und-zwanzig Miglien (auf ein-und-zwanzig Miglien Breite) erstreckt. Unterhalb des Hügels von Poppi führt eine Brücke über den Arno, der, von Stia herfließend, sich nach Arezzo wendet. Das auf dem Rücken des Hügels gebaute Städtchen (in einer Höhe von

1445 Fuß über der Meeresfläche) erinnert durch seine alten Thürme und Mauern, und namentlich durch die Burg der Grafen Guidi, an das Mittelalter, dessen Physiognomie es bewahrt hat. Das Schloß hat einige Aehnlichkeit mit dem Palazzo vecchio zu Florenz, und soll, nach der Angabe Vasaris, von Lapo, dem Vater (oder Meister) des Arnolfo, für den Grafen Guido IV. erbaut worden seyn und seinem Sohne bei dem Baue des genannten Pallastes zu Florenz zum Vorbild gedient haben.

Diese Burg war die Wohnung und Poppi der Hauptsitz der Grafen Guidi, einer der berühmtesten Familien Toskanas, deren Urgeschichte sich in das Dunkel der Sage verliert. Dieser zufolge soll der erste Graf Guidi, aus einer sächsischen Familie, mit Otto I. nach Italien gekommen seyn und über einen Theil der Romagna geherrscht haben. Später wurden die Guidi Pfalzgrafen in Toskana und erhielten, nach Gio. Villanis Zeugniß, das Casentino als kaiserliches Lehen. Hierin ist die Geschichte der schönen Gualdrada verflochten, welche von dem genannten Chronisten folgendermaßen erzählt wird: Graf Guido der Alte nahm zur Gattin die Tochter des Messer Bellincione Berti de' Ravignani, welche den Namen Gualdrada führte. Er ehelichte sie wegen ihrer Anmuth und ihres schönen Redens, nachdem er sie in S. Reparata (nachmals der Dom von Florenz) mit andern Frauen und Jungfrauen gesehen. Als Kaiser Otto IV. nach Florenz kam und die schönen Frauen der Stadt sah, die seinetwegen in S. Reparata versammelt waren, gefiel dieses Mädchen dem Kaiser am besten, und da ihr Vater zu ihm sagte: er habe die Macht, ihn sie küssen zu lassen, so erhob sich die Jungfrau, roth vor Schaam, und sprach: „Kein lebender Mann soll mich küssen, es sey denn mein Gatte," wegen welcher Rede der Kaiser sie sehr belobte. Und da der Graf Guido sich in ihre Armuth verliebt hatte, so nahm er sie mit des Kaisers Beistimmung zur Gattin. Der genannte Kaiser Otto aber beschenkte den Grafen mit der Herrschaft über das Casentino. Von der schönen Gualdrada stammten in den verschiedenen Nebenzweigen die Grafen von Poppi und Battifolle, die von Modigliana, Porciano, Palagio und Urbech, die von Dovadola und Tredozio, und endlich die von Romena. Die einzelnen Zweige dieser großen Familie gehörten theils zur ghibellinischen, theils zur guelfischen Parthei, und man findet ihre Namen fast auf jedem Blatte der alten toskanischen Chroniken. Im fünfzehnten Jahrhundert kam Poppi, nach der Verbannung des Grafen Franzesko und der Seinigen, unter florentinische Herrschaft, und theilte von da an die späteren Schicksale Toskanas.

Den Hofraum des Pallastes schmücken die Wappenschilder der Vikarien, wie man es auch im Pallast del Podestà zu Florenz, Pistoja u. s. w. sieht. Auch zeigt man in demselben das Zimmer, welches das Schlafgemach der schönen Gualdrada gewesen seyn soll. Uebrigens ist in dem Städtchen wenig Merkwürdiges. Das beste Gemälde, welches dort vorhanden war, eine Himmelfahrt Mariä, von Andrea del Sarto für die Vallombrosaner Abtei S. Fedele gemalt, ist nach Florenz in den Pallast Pitti gewandert.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber das Wegräumen von Felsenmassen mittelst Feuer.

Hannibals Zug über die Alpenkette ist so vielfältig bezweifelt und erklärt, bewundert und belächelt worden, daß die Schriften und Aufsätze darüber eine eigene Literatur bilden. Einen neuen Beitrag dazu liefert das Londoner Athenäum in einem Briefe von Thomas Pringle, einem würdigen Mann, dessen Angaben vollen Glauben verdienen. Die in diesem Briefe enthaltenen Thatsachen scheinen uns der Mittheilung nicht unwürdig.

„Während meines Aufenthalts in der Kapkolonie, als Vorsteher einer neuen Pflanzung, hatte ich einmal eine Straße von mehreren englischen Meilen durch eine sehr wilde Bergschlucht zu machen, welche durch den Bavioons- (Pavians-) Fluß gebildet wird. Die Schlucht lag voll ungeheurer Felsblöcke, welche vom nahen Gebirg heruntergerollt waren, und die durchaus weggeräumt werden mußten, wenn wir nicht unser Unternehmen aufgeben wollten. Zum Sprengen fehlte es uns sowohl an Pulver, als an den nöthigen Werkzeugen; da schlugen einige verständige Hottentoten, welche uns bei der Arbeit halfen, vor, wir sollen die Felsen verbrennen, wobei sie uns versicherten, daß sie oft geholfen hätten, dergleichen Hindernisse durch dieses Mittel zu beseitigen. Obgleich Anfangs etwas ungläubig, ließ ich mir's doch gefallen, einen Versuch damit zu machen, und Folgendes ist das Verfahren, das dabei beobachtet wurde: Wir sammelten eine große Menge Holz aus dem nahen Gebüsch, häuften es um ein großes Felsstück herum, zündeten dasselbe an und fuhren fort, Holz dazu zu werfen, bis meine Lehrmeister das Gestein für heiß genug hielten. Nachdem man so schnell als möglich die Brände weggeräumt, gossen fünf bis sechs Männer, welche dazu bereit standen, auf einmal jeder einen Eimer Wasser auf den Felsen. Die plötzliche Veränderung der Temperatur zersplitterte die Masse, welche vorher zwanzig Männer nicht hätten bewegen können, in viele Stücke, so daß wir sie jezt mit leichter Mühe aus dem Wege schafften. Auf diese Art arbeiteten wir nun mehrere Wochen, und brannten all das Gestein, welches uns im Wege lag, hinweg. Später sah ich im Dorfe Graafe Reinet,

in derselben Kolonie, ein weit größeres Werk, welches unter der Leitung meines Freundes, des Oberbeamten Kapitän Stockenstrom, ausgeführt worden war. Es galt nämlich, einen Kanal, wodurch das Wasser des Sonntagsflusses zur Wässerung der Gärten und Felder hergeleitet wurde, neben einem Berge hinzuführen, wo alles voller Felsenstücke lag, und alle diese Hindernisse wurden, wie man mich versichert, durch's Feuer besiegt. Nach einem Briefe, den ich neulich von einem in Westindien reisenden Freunde erhalten habe, ist dasselbe Mittel auch auf Haiti entdeckt worden und wird von den dortigen Ingenieurs mit erstaunlichem Erfolge benuzt. Folgendes ist die Stelle in meines Freundes Tagebuch: „Der Escalier ist seit Kurzem von dem Obristen Thomas, einem Neger von der englischen Insel St. Christoph, einem bescheidenen, vernünftigen, aber einfachen und ungebildeten Mann, gebaut worden. Der Bau zeugt von großer Geschicklichkeit und wunderbarer Ausdauer. Die Wegschaffung der ungeheuren Felsmassen, welche den Boden der Schlucht anfüllten, wurde durch eine zufällige Entdeckung, die man nachher bei dem Bau der Straße mit dem größten Vortheil anwandte, erleichtert. Die Bäume, welche auf dem Plaze standen, konnten nach dem Fällen nicht anders beseitigt werden, als daß man sie auf der Stelle verbrannte. Nun traf es sich, daß die dadurch erhizten Kalksteinfelsen durch einen heftigen Regenguß völlig zersprengt wurden und, wo sie vorher als starre, unbewegliche Massen gestanden, als Haufen kleiner Steine lagen. Dieser Zufall sezte den Aufseher nicht nur in den Stand, jedes Hinderniß zu beseitigen, sondern auch mit den Felstrümmern, die ihm zur Hand lagen, Spalten auszufüllen, Mauern zu errichten, und so bequem eine Straße zu bauen, wo man geglaubt hatte, eine aushauen zu müssen.“ Mein Korrespondent spricht hier freilich nur von Kalkstein; aber auf dem Kap fanden wir das Feuer eben so wirksam gegen anderes Gestein, wie Trapp u. dgl.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Die Jahresfeier der Julirevolution.

Es heißt, man wolle die Gebeine der in Paris gefallenen Kämpfer wieder aufgraben und sie im Pantheon beisezen. Dies kann ich nicht billigen. Sie liegen jezt auf dem Plaze, oder doch in der Nähe der Pläze, wo sie gekämpft haben und gefallen sind. Sie ruhen mitten unter ihren Mitbürgern und in der Stadt, deren Freiheit sie erkämpft haben. Der Anblick ihrer Gräber, worüber man leicht ein einfaches Denkmal errichten könnte, würde stets die Bürger an die, jenen Kämpfern schuldige Dankbarkeit und das große, ihnen dargebrachte patriotische Opfer erinnern, und für sie eine beständige Warnung seyn, die so theuer erkaufte Freiheit nicht wieder zu verlieren. Sind sie einmal im Pantheon beigesezt, so wird nur derjenige, welcher diesen weit entlegenen Tempel besucht, an den patriotischen Tod so mancher edeln Bürger lebhaft erinnert werden. Die Feier im Pantheon hätte auch weit edler erfunden werden können. Unbegreiflich ist es, wie in Paris, wo es so viele Redner gibt und wo bei allen öffentlichen Zusammenkünften feierliche Anreden gehalten werden, ein solcher Trauertag hat vergehen können, ohne eine Trauerrede auf den Heldentod der im vorigen Jahre Getödteten. Wie erhaben wäre es gewesen, wenn ein neuer Perikles unter der hohen Kuppel des schönen Panthéongebäudes mit Begeisterung die Tugend so vieler jezt betrauerten Bürger im Beiseyn der neuen Regierung und der beiden gesezgebenden Kammern gelobt hätte! welch schöne Aufgabe für einen Staatsredner! welche Wirkung hätte eine von patriotischem Feuer durchdrungene Rede eines angesehenen und allgemein geachteten Staatsmanns hervorbringen können! Statt dessen hatte man sich einzig auf die Tonkunst verlassen. Ein zahlreiches und wohlbeseztes Orchester führte auserlesene Trauerstücke auf. Dies hatte aber ziemlich das Ansehen eines Konzertes, zumal da eines der Stücke, weil es den Zuhörern sehr wohl gefiel, wiederholt werden mußte. So feierten die Athenienser das Fest ihrer Helden nicht. Oder man hätte sich feierlich zu den verschiedenen Gräbern begeben und dort im Beiseyn der studirenden Jugend die Thaten erzählen sollen, welche Frankreich im vorigen Jahre von schmählicher Knechtschaft befreit haben. Man hätte die Namen der Begrabenen erwähnt und die an jedem Orte vorgefallenen Gefechte wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Gewiß wäre die Volksmenge mit Theilnahme dieser Feier gefolgt. Aus dem beschlossenen Denkmal auf dem Bastilleplaze wird schwerlich etwas Großes werden, und wenn dieses auch wäre, so hätte es doch bei weitem nicht das Lokalinteresse, welches z. B. ein Denkmal auf den Gräbern vor dem Louvre oder auf dem großen Markte haben würde, da auf dem Bastilleplaze nur wenig vorgefallen ist; nicht hier, sondern vom Hôtel de ville bis zu den Tuilerien wurde der Freiheitskampf gefochten und der Sieg über den bigotten Despotismus errungen. Die Hauptsache aber ist, daß die Wittwen und Waisen der Gefallenen versorgt und die Verwundeten oder die unverlezt aus dem Kampfe Gekommenen von der Nation belohnt worden sind. Zwar hat es einige Streitigkeiten über die Belohnungen gegeben; es kann seyn, daß einige verdienstvolle Kämpfer vergessen worden sind, obschon man alle mögliche Mühe angewandt hat, um keinen zu übergehen; es kann auch seyn, daß einige andere keinen hinlänglichen Anspruch auf Belohnung machen konnten, und blos durch Zudringlichkeit auf die patriotische Liste gesezt worden sind. Dies sind aber nur Ausnahmen; im Allgemeinen ist man mit der Anfertigung dieser Liste zufrieden, und die Nation hat diejenigen, welche ihr die Freiheit wieder verschafft haben, auf eine edelmüthige Art belohnt. An diesem ersten Tage waren die Hauptschauspiele eingestellt. Die kleinern waren geöffnet, ließen aber in den Zwischenräumen Trauerkantaten aufführen, oder gaben kleine Stücke, welche sich auf die drei Revolutionstage bezogen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 69.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

N°. 208.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 31. August 1831.

Zieht, Schützen, zieht die Pfeile bis zum Kopf!
Spornt eure stolzen Ross' und reit't im Blut!
Erschreckt das Firmament mit Lanzensplittern!

Shakespeare.

Briefe über das Casentino.

(Beschluß.)

Nicht lange hat man den Hügel Poppis hinter sich gelassen, so gelangt man an eine, der Inschrift gemäß im Jahr 1262 von dem Grafen von Guido Novello und Simone erbaute Kirche, welche den Ort bezeichnet, wo am 11. Juni 1289 zwischen Ghibellinen und Guelfen die blutige Schlacht gekämpft wurde, die in der italienischen Geschichte unter dem Namen der Schlacht bei Campaldino oder Certomondo bekannt ist *). Hier trafen an dem genannten Tage die von ihrem Bischof Guglielmino degli Ubertini, vom Grafen Guido Novello, von Buonconte di Montefeltro und Guglielmino dé Pazzi geführten Aretiner und übrigen Ghibellinen Toskana's mit dem unter dem Oberbefehl Amerigo's von Narbonne, Feldhauptmanns König Karls von Anjou, stehenden Florentinern, Bolognesern, Luchesen, Pistojesen und andern der guelfischen Parthei Zugethanen zusammen. Die florentinischen Hauptleute stellten das Fußvolk ins vordere Treffen, und dieses pflanzte seine großen Schilde mit weißem Feld und der Lilie vor sich hin. Als der Bischof, der kurzsichtig war, dies von weitem sah, fragte er, was für Mauern dieß seyen? und erhielt zur Antwort: die Schilde der Florenti[illegible]. Die Ghibellinen waren an Zahl bei weitem die geringeren, aber die Wuth ihres Angriffs brachte die Feinde so ins Gedränge, daß die Schlacht für sie verloren gewesen wäre, hätte Messer Corso Donati, nur zu wohl bekannt in der Geschichte der Partheiungen seiner Vaterstadt, [illegible] nicht mit einem auserlesenen Haufen von Pistojesen [illegible]der hergestellt. Graf Guido Novello zog sich mit seinen Reiterhaufen zurück, ohne ins Gefecht gekommen zu seyn, und entschied so die Schlacht zum Nachtheil der Seinigen. An diesem Tage, sagt der Chronist, bewiesen sich viele als Feiglinge, die im Rufe der Tapferkeit gestanden, und viele, die man für unkriegerisch hielt, erwarben sich Ruhm und Ehre. Arezzo's kriegerischer Bischof fiel, von Wunden bedeckt, im [illegible]chtesten Gedränge, mit ihm Pazzi und Buonconte. Leztern, dessen Leiche man nicht auf dem Schlachtfelde [illegible] und dessen Schicksal man nicht erfuhr, läßt Dante ([illegible] at. V. 88.) seinen Tod in einer schönen Erzählung be[illegible]en. Noch bis zur Zeit Cosimo's III. waren Schild und Helm des Bischofs im Battisterio zu Florenz als Siegeszeichen zu sehen. — Dante Allighieri kämpfte an diesem Tage unter den florentinischen Reitern im vordersten Haufen am Fuße der Brücke von Poppi, wo er in große Lebensgefahr kam. Er berichtet dieß selbst in einem jezt verlorenen, [illegible] von Scipione [illegible]miralo im dritten Buche seiner florentinischen Geschichte angeführ[illegible] Briefe. Die ghibellinische Parthei wurde in dieser Schlacht beinahe ga[illegible] vernichtet. Ihre meisten Führer und 1700

*) Da diese Schlacht am Tage des heiligen [illegible]abas vorfiel, so erbaute man in Florenz eine Kirche zu [illegible] Ehre.

Todte blieben auf der Wahlstatt, an 1000 Gefangene fielen in die Hände des Feindes. Poppi, Bibbiena und andere Orte wurden verwüstet; Arezzo wäre im ersten Schrecken verloren gewesen, aber die Guelfen warteten zu lange mit der Belagerung, und mußten dann unverrichteter Dinge abziehen.

Von diesem einst blutigen Felde der Partheiungen führten uns 5 Miglien Weges durch eine schöne, lachende Thalgegend, zum Theil dicht an den Ufern des Arno, nach Pratovecchio, wo wir uns unserm Wiederaustritt aus dem Casentino nahe befanden. — Die Bewohner dieser Gegenden, namentlich die der bergigen Striche, deren kleine Dörfer und dunkle, niedere Hütten zerstreut in den Schluchten liegen, sind arm, wie die Mehrzahl der Gebirgsleute, und wie sie einfach und arbeitsam. In den Thälern wird viel Ackerbau getrieben, daneben starke Viehzucht. Schaf- und Ziegenheerden trifft man überall, wo der Boden auch nur spärliche Nahrung beut. Auf die Schweinezucht verlegt man sich viel, und die hiesigen Schinken sind in Italien so berühmt, wie in Deutschland die westphälischen. — Die Sprache der Casentinesen ist etwas rauh, doch ihr Dialekt nicht unangenehm. Ich freute mich, hier die unerklärliche Abnormität der florentinischen Anredeweise nicht zu finden. Der Florentiner braucht nämlich da, wo er recht höflich seyn will, die weibliche Form der Einzahl der dritten Person und dazu im Dativ (Lei). Das kommt dem Ausländer Anfangs sehr komisch vor, und doch muß er sich zu diesem Sprachgebrauch bequemen, wenn er nicht affektirt scheinen will.

Auf der Höhe der Consuma, wo sich zu meiner Rechten die Thäler des Mugello, zur Linken das Vald'arno zu erschließen begannen, sagte ich dem Berge Alvernias und dem Casentino Lebewohl.

Alfred Reumont.

Ueber das Treibeis in der Südsee.

Bisher fanden die Seefahrer im Striche des Kaps der guten Hoffnung und der Südküste von Afrika niemals Treibeis; in den Tagebüchern der Schiffe der ostindischen Compagnie vom ganzen vorigen Jahrhundert findet sich keine Spur, daß ein Fahrzeug daselbst Eis gesehen hätte, und doch sind sehr viele dieser Schiffe zwischen 40 und 42° südlicher Breite gesegelt. Aber am 7. April 1828 sah das französische Fahrzeug Harmonie auf dem Wege von Kalkutta nach Frankreich unter 35° 50′ südlicher Breite und 18° östlicher Länge von Greenwich verschiedene Massen von Treibeis, die zum Theil hundert Fuß hoch schienen. Es fuhr sogar zwischen zwei dieser Eisberge durch, an denen die See heftig brandete. In diesem Strich begegnete die Harmonie dem spanischen Fahrzeug Constancia, und der Pilot des letztern beschreibt das schwimmende Eis folgendermaßen:

„Am 7. April 1828 10 Uhr Morgens signalisirte man eine kleine Insel, die einer weißen Wolke ähnlich sah; aber nicht lange, so erkannte man deutlich den Schatten, das untrügliche Zeichen des Landes. Näher kommend, sahen wir eine große, beträchtlich hohe, in zwei Höhenspitzen auslaufende Insel. Bald darauf bemerkten wir drei andere kleine Inseln nahe bei einander. Um halb zwölf Uhr erschienen sie ganz weiß, und das Sonnenlicht wurde an ihnen, wie von einem Spiegel, zurückgeworfen. Niemand wußte sich die Erscheinung zu erklären bis Nachmittags; wir befanden uns nun unter 35° 56′ südlicher Breite und 16° 59′ östlicher Länge von Greenwich. Mit 135 Klaftern fand man keinen Grund, und da die See ihre stark grüne Färbung fortwährend behielt, so schlossen wir, es seyen schwimmende Eisfelder, die sich bis zum 35° verirrt haben. Wir steuerten Ost-Süd-Ost bis zwei Uhr Nachmittags und riefen das französische Fahrzeug Harmonie, von Kalkutta kommend, an. Um halb vier Uhr zeigten sich zwei andere Eisfelder am Horizont, und wir segelten um halb fünf Uhr daran vorbei. Die südliche Masse war 25 bis 30 Klafter hoch, aber ohne Spitze, wie die früher gesehene. Drei Meilen weiter gegen Nord sahen wir einen andern sehr großen Eisberg aufsteigen.“

„Am 28. April 1828 begegnete die Brick Elisa von Antwerpen auf dem Wege nach Batavia unter 35° 31′ südlicher Breite und 18° 17′ östlicher Länge von Greenwich fünf schwimmenden Eisfeldern. Diese Eisblöcke glichen 250 bis 300 Fuß hohen Glockenthürmen. Das Meer brach sich mit solcher Heftigkeit an diesen ungeheuren Massen, daß man hätte glauben können, sie sitzen auf einem verborgenen Riff fest auf, aber man fand nirgends Grund mit dem Senkblei.“

Diese von der Elisa, drei Wochen, nachdem die Harmonie und die Constancia das erste Treibeis entdeckt, gesehenen Eisberge befanden sich 32 Meilen weiter gegen Süden, als jene. Ohne Zweifel gehörten sie zu demselben Transport von ungeheuren Schollen, die weit von Süden her durch die Strömungen und die Wogen gegen die Südküsten von Afrika getrieben wurden. — Ein Schiff der indischen Compagnie begegnete ein Jahr später, den 20. April 1829, unter 39° 13′ Breite einem großen Eisberg. Die Masse hatte etwa zwei Meilen im Umfang und erhob sich 150 Fuß über den Spiegel des Meers. Nach der spezifischen Schwere des Eises und der aus dem Wasser ragenden Masse, mußte der ganze Block tausend Fuß und darüber hoch seyn.

Vor diesen Fällen im April 1828 und 1829 ist, wie es scheint, kein einziges Mal Treibeis nördlich vom 42 oder 43° der Breite im Australmeer bemerkt worden. In der englischen Encyclopädie von Rees wird zwar

angeführt, es sey hie und da Treibeis in beiden Hemisphären 40 Grade von den Polen, ja sogar unter 41 und 42° Breite gefunden worden. Jetzt weiß man aber gewiß, daß das Eis noch viel weiter von den Polen weggetrieben wird, ehe es schmilzt.

Der Monat, in dem man auf der südlichen Hemisphäre in den dem Aequator zunächst liegenden Meeren Treibeis am allerösteßten antrifft, ist also der April. Da nun der Oktober auf der nördlichen Halbkugel dem April auf der südlichen entspricht, so sollte man glauben, auf jener Halbkugel werde man im Monat Oktober Eis am weitesten vom Nordpol entfernt antreffen. Es scheint indessen, daß auch hier im selben Monat April oder im Mai das Treibeis am weitesten von der Breite entfernt, in der es sich gebildet hat, gefunden wird; daß sich also merkwürdiger Weise beide Halbkugeln darin gleich verhalten. Hier einige Beispiele zur Unterstützung dieser Behauptung.

Am 14. April stieß die Minerva zwischen Neuyork und Liverpool unter 42° nördlicher Breite und 47° westlicher Länge auf vier große Eisberge. — Am 3. April 1823 ging der Mountstone von Plymouth nach Neufoundland unter Segel; am 7. Mai, bei dichtem Nebel, stieß er an eine Eismasse und war sogleich voll Wasser. Die Breite war nicht beobachtet worden. — Am 11. Mai 1814 begegnete die nach Quebek bestimmte Flotte unter 44° nördlicher Breite, 50° westlicher Länge mehr als zwanzig großen schwimmenden Eisbergen, von denen einige über 80 Fuß hoch waren. Nachmittags desselben Tags segelten die Schiffe an einer Eisinsel vorbei, die zwanzig Meilen Flächeninhalt hatte und 30 Fuß, an manchen Stellen noch weit höher über den Wasserspiegel hervorragte.

Aus dem Bisherigen läßt sich Folgendes schließen:

1) Im Monat April oder in den ersten Tagen des Mai hat man auf der südlichen, wie auf der nördlichen Halbkugel große Massen von Treibeis unter geringeren Breiten gefunden, als sonst im ganzen Jahre. Dies ist eine bis jezt unerklärliche Anomalie; denn es sollten doch eigentlich nach unsern bisherigen Vorstellungen gerade sechs Monate zwischen dem Zeitpunkt verfließen, wo das Treibeis der südlichen Hemisphäre dem Aequator am nächsten kommt, und dem Zeitpunkt, wo das nördliche Polareis am nächsten bei demselben gefunden wird.

2) Eine bedeutende Masse Landes um den südlichen Polarzirkel scheint zu Bildung und Anhäufung der Massen von Südpolareis nothwendig zu seyn. Dieser Kontinent müßte zwischen dem Meridian von London und dem 20sten Grad östlicher Länge liegen; von hier würden die Eisschollen durch die vereinte Kraft der Strömung, des Windes und der Wogen, und zwar in der Richtung von Südsüdost und Südost nach Nord und Nordnordost fortgetrieben. Aber die Sandwichsinseln, die unter 65° südlicher Breite und 27° westlicher Länge liegen, befinden sich wohl zu weit westlich vom Striche, den einmal die Strömungen, die Winde und Wogen halten, als daß sich an ihnen die Massen von Treibeis gebildet haben könnten, die auf der Höhe des Vorgebirgs der guten Hoffnung gesehen worden sind. Die Inseln Bouvet und Thompson unter 54° südlicher Breite und 5° östlicher Länge sind viel zu unbedeutend, als daß sie der Ansatzpunkt für solche Eisberge gewesen seyn könnten, und Kerguelenеiland unter 49° südlicher Breite und 70° östlicher Länge ist zu weit gegen Ost, als daß sie davon herrühren könnten.

3) Die neue Erscheinung von Eisbergen in der Nähe der Südküste von Afrika im April 1828 und östlicher im April 1829 muß von einer unbekannten Ursache herrühren, wie von einem Erdbeben, oder von einem heftigen vulkanischen Ausbruch, deren Folge das gewaltsame Losstoßen dieser Eismassen gewesen wäre, ein Phänomen, das bisher in jenen Polarländern äußerst selten gewesen seyn muß; wenigstens scheint im verflossenen Jahrhundert nichts der Art sich ereignet zu haben, da man im ganzen Laufe desselben niemals so nahe an den afrikanischen Küsten Treibeis gesehen hat.

Der blühende Cactus.

Bricht brennend roth des Cactus Blüthe
Aus halbverdorrtem Blatt hervor:
Dann taucht im innersten Gemüthe
Ein Heer von Bildern mir empor;

Dann denk' ich, wenn in Liebesschmerzen
Sich Leib und Seele stumm verzehrt:
Wie oft aus qualzerrissnem Herzen
Der Purpurstrom des Liebes fährt;

Wie oft der Geist, von Gott beseelet,
In Einfalt sich, wie Brutus, hüllt,
Und schweigend Stund' um Stunde zählet,
Bis der Verlarvung Zeit erfüllt;

Wie sich aus farblos dürren Worten
Ein Zauberschloß der Meister baut,
Wo Schönheit dir aus Rosenpforten
Wie eine Braut entgegenschaut;

Wie sich am Dämmerlicht der Krippe
Entzündete der Gottheit Tag,
Wie auf des Kindes weicher Lippe
Gericht und Gnade schlummernd lag;

Wie, fast erdrückt von Qualm und Staube,
Erkältet und erschreckt vom Spott,
In Felsen wurzelnd, sich der Glaube
Die Bahn erzwingt zu seinem Gott.

Doch wenn von eis'ger Stürme Schauer
Die Blüthe welk am Boden liegt:
Dann zieht in meine Brust die Trauer
Und meiner Bilder Quell versiegt.

Dann kann ich's wieder nicht begreifen:
Wer wälzet ab den Stein der Gruft?
Und matt der Seele Wünsche schweifen
Wie kranke Vögel durch die Luft.

Gustav Pfizer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Die Jahresfeier der Julirevolution.

Der zweite Tag war bekanntlich der Lustbarkeit und der Freude über den Erfolg der Revolution geweiht, und brachte daher alle die Volksbelustigungen, welche bei fast allen Volksfesten in Paris statt zu haben pflegen. Mit größerem Rechte konnte man sich diesmal freuen, als im vorigen Jahre zu derselben Zeit. Damals glaubte man, die Kugeln der Pariser Patrioten haben nur den morschen Thron Karls X. umgeworfen; allein jezt weiß man, daß diese Kugeln viel weiter geflogen und hundert Meilen weit etwas Aehnliches bewirkt haben, wie zu Paris; nicht Karl X. allein, sondern alle diejenigen, die wie er verfuhren, haben die Erschütterung empfunden und stehen auf keinen festen Füßen mehr. Man vermuthete am Ende Juli 1830 nicht, welche große und wichtige Folgen die Pariser Revolution haben werde. Daher konnte man diesmal das Siegesfest mit gutem Gewissen feiern, denn es war nicht allein ein Volks-, sondern auch ein Völkerfest; was hat Europa nicht seit einem Jahre gewonnen? wie viel kann noch das Ende des Jahres bringen? wie viel die folgenden Jahre? Am Abend war die Stadt beleuchtet; auch auf die umliegenden Dörfer und in die kleinen Städte hatte sich die Illumination verbreitet; es war ein schöner Tag; aber ein noch weit schönerer war der folgende und lezte der drei merkwürdigen Tage, an welchem die Heerschau der Truppen und der Nationalgarde statt hatte. Paris sieht immer mit Stolz seine bewaffneten Einwohner, und gewöhnlich ist eine Heerschau über die Nationalgarde ein Bürgerfest. Diesmal hatte das Fest eine doppelte Bedeutung. Erstlich sollte es ein Angedenken an die merkwürdigen Tage des vorigen Jahres seyn, da die Bürgergarde aus freiem Antriebe und in 24 Stunden wieder zusammentrat, nachdem sie von Karl X. gewaltsam war aufgehoben worden, und zweitens wollte man zeigen, welche furchtbare Macht jezt unter den Waffen stehe und die Früchte der Revolution von 1830 zu vertheidigen bereit sey, falls dieselben von äußern oder innern Feinden sollten angegriffen werden. Die Bürger hatten die Freiheit wieder erobert, ohne daß sie sich hatten besprechen können; jezt standen sie unter den Waffen beisammen und erneuerten den Bund des vorigen Jahres. Die Boulevards sind die schönste Straße nicht allein in Paris und ganz Frankreich, sondern vielleicht in ganz Europa; auf dieser beinahe eine Meile langen, breiten, mit Bäumen und Spaziergängen besezten Straße nun standen zu einer Seite die Nationalgarden, zur andern die Linientruppen. Es war ein schöner Anblick. Alle Bürger, alle Soldaten waren von einer Gesinnung beseelt; alle freuten sich des Erfolges der Revolution; alle Zuschauer genossen in behaglicher Ruhe des schönen Anblicks dieser Eintracht, dieser Verbrüderung. Seit den merkwürdigen Tagen selbst hatte sich diese edle Eintracht in Paris nicht mehr gezeigt. Als einmal die Revolution vollendet war, verstand man sich nicht ganz mehr über die aus derselben zu ziehenden Folgen; aber heute vergaß man diese kleinen Spaltungen und Mißverständnisse, um sich gemeinschaftlich über das Erworbene zu freuen, wozu noch der bereits in allen Zeitungen erwähnte Umstand kam, daß die Regierung eine, leider hernach falsch oder höchst übertrieben befundene Nachricht eines großen Sieges der Polen, die sie so eben erhalten hatte, unter das Volk und die Nationalgarde verbreitete, und dadurch einen ganz unerwarteten Ausbruch der Freude veranlaßte, der an einigen Orten in Paris fast in Ausgelassenheit überging. Das Sonderbarste war, daß selbst der König und sein Begleiter, der entthronte Kaiser von Brasilien, von dem allgemeinen Enthusiasmus mit angesteckt wurden und die Polen hoch leben ließen. Unter diesem Zujauchzen erscholl das Marseiller Lied: allons enfans de la patrie, das schon vor 35 Jahren die französischen Heere zum Siege begeistert hat. Wenn man solchen Enthusiasmus gesehen hat, so begreift man leicht, wie Schaaren von Menschen auf den Ruf Peters des Eremiten zum Kreuzzuge sich anschicken konnten. Ich bin überzeugt, daß wenn am 29. der König, oder Marschall Soult, oder Lafayette den Parisern zugerufen hätte: laßt uns den Polen zu Hülfe eilen! laßt uns sogleich zur Weichsel ziehen! es hätten sich Tausende von Menschen unter das Kriegspanier gestellt und fröhlich Alles verlassen, um den Befreiungskrieg zu führen. Es war wirklich ein schöner Tag; wer so etwas nicht gesehen hat, kann sich keinen richtigen Begriff davon machen, wie erhaben das Schauspiel einer so zahlreichen, aufgeklärten, von einer einzigen edeln Empfindung beseelten Volksmenge ist. Vergebens würde man Jahrhunderte lang in einigen andern Hauptstädten ein ähnliches Schauspiel erwarten. Es gehören dazu zwei unerläßliche Dinge: Freiheit und Aufklärung.

Dg.

Auflösung der Homonyme in Nr. 205:

Schiff.

Berichtigung.

In dem Gedichte von G. Schwab, Nummer 203, S. 809, lezte Zeilen, ist zu lesen:

Es röthet sich an unsrer Hügel Traube
Die Beere doch nach nasser Blüthenzeit.
Der Sommer hat mit seinem heißen Staube
Getrocknet ihr des kranken Lenzes Leid;

Beilage: Monatsregister August.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 209.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 1. September 1831.

— Da er sich den Sinn zerbricht
Um des Räthsels Verstand,
Da erkennt er — ihm zeigt's ein inner Licht —
Des Allwaltenden Hand.

A. H. v. Weyrauch.

Bruder Nikolaus.

1.

Es wandelt aus der dunkeln Zelle
Der alte Bruder Nikolaus,
Und ruht im Wald an kühler Quelle
Vom schwülen Sommermittag aus.

Und rings im feierlichen Schweigen
Bereitet sich die Welt zur Ruh,
Die Vögel decken in den Zweigen
Die Köpflein mit den Flügeln zu.

„Schon wieder sank ein Tag zu Grabe,
So wird auch bald mein Abend fliehn;
Wie gern würd' ich als kecker Knabe
Noch einmal durch das Leben ziehn!

O Herr! nur einen Tropfen schenke
Mir aus dem Meer der Ewigkeit,
Daß ich verjünget mich versenke
In dieser Erde Herrlichkeit!

Noch hundert Jahre möcht' ich leben! —
Nie würde mich der Wunsch gereun —
Um wieder in erneutem Streben
Mich der Natur und Kunst zu freun!“

So dachte Klaus, als von der Ferne
Die Vesperglocke mahnend drang;
Gehorsam folgt der Bruder gerne
Dem alten, wohlbekannten Klang.

2.

Doch hat er kaum des Forstes dunkle Massen,
Still vor sich betend und erquickt, verlassen,
So wird ihm fremd die Gegend rings umher,
Das Kloster selbst erkennt er fast nicht mehr;
Dort unten, wo sonst nur ein Dorf gelegen,
Wo er schon oft, von Alt und Jung geehrt,
Am Sonntag eifrig Gottes Wort gelehrt,
Dort lächelt jezt ein Städtchen ihm entgegen.

Des Klosters Thurm zur Hälfte schon zerfallen,
Berankt mit Epheu seine Bogenhallen;
Die junge Linde vor dem Kirchenthor
Streckt nun bemooste Riesenarme vor;
Und staunend pochet Niklas an der Pforte,
Es öffnet ihm ein unbekannt Gesicht:
Das ist der alte Bruder Pförtner nicht,
Er höret fremde Stimme, fremde Worte.

Fremd sind die Mönche, die um ihn sich reihen,
Sie möchten ihn sogar der Lüge zeihen,
Da er sich Bruder dieses Hauses nennt,
Und ihn doch keiner unter allen kennt;

Und da er sagt, es sey noch keine Stunde,
Daß er zu Wald aus seiner Zelle ging,
Daß ihn des Klosters Mauer noch umfing,
Da hängen Alle starr an seinem Munde.

Und in der Vorzeit staubbedeckten Tagen,
In alter Chronika wird nachgeschlagen;
Da hieß es: „Unser Bruder Nikolaus
„Ging an dem Tag der sieben Schläfer aus;
„Vielleicht, daß Mörder ihm das Leben nahmen
„Vielleicht hat ihn ein wildes Thier verzehrt,
„Denn er ist nimmermehr zurückgekehrt;
„Gott gnade seiner armen Seele! Amen!“

Und an die Herzen schlagen sich die Brüder
Und fallen schreiend auf ihr Antlitz nieder:
„Einhundert ganze Jahre sind nun schon
„Seit jenem wunderbaren Tag entflohn;
„Wie Mancher ward seitdem von uns begraben!
„Als lauter Fremde stehen wir vor dir,
„Es waltet ein geheimer Zauber hier;
„Wie lange mußt du wohl geschlafen haben!“

Erschüttert hebt, mit schmerzlichem Gesichte,
Der Greis den Blick nun zu dem Himmelslichte
Und spricht: „Das Ziel, nach welchem ich gestrebt,
„Es ist erreicht, ich habe lang gelebt.
„Gott wahre Jeden vor so langem Leben,
„Vor einem solchen langen Augenblick!
„Verdient hab' ich das strafende Geschik!
„Ich wünschte mehr, als mir der Herr gegeben!“

Und in der neuerworbnen Brüder Mitte
Genießt er nun, auf seine heiße Bitte,
Das langentbehrte heil'ge Abendmahl,
Umflossen von der Sonne Scheidestrahl
Dann schlossen sich die müden Augenlieder,
Und sanft geküßt vom lezten Himmelsroth,
Sank er mit heiterm Lächeln, stille, todt
An des Altares Stufen langsam nieder.

August Schnezler.

J. J. Rousseau und die Frauen.

Wir haben früher in diesen Blättern Jean-Jacques in Beziehung und Berührung mit den Männern dargestellt, welche die französische Civilisation jener Zeit machten und lenkten. Dies Bild wäre aber unvollkommen, wenn die Frauen fehlten, die damals eine so bedeutende Rolle in dem geistigen und leiblichen Leben Frankreichs spielten und deren Einfluß auch Rousseau nicht entgehen konnte. Wie sich in seinem Charakter die sonderbarsten und widersprechendsten Elemente mischen, so auch in seinem Umgang mit dem weiblichen Geschlecht. Das Zarte und Liebliche mischt sich darin mit dem Groben, und ich möchte fast sagen, daß Lezteres späterhin die Oberhand gewonnen hat. Welcher Abstand zwischen den reizenden Idyllen mit der Valson in Nyon, mit der Halley und der Grafenried bei der Lustreise auf gemeinschaftlichem Esel, oder mit Julietta und Bettina in Venedig, und seinem unbegreiflichen Verhältniß zu der Le Vasseur, die sich wie ein Vampyr an sein Daseyn krallt und ihm auch die lezten Lebenstropfen aussaugt.

Jene schönen Jugendbilder Rousseau's liegen aber ausser dem Bereich dieser Blätter, in denen nur von dem gereiften Jean-Jacques gesprochen werden soll; sie gehören gleichsam der mythischen und vorhistorischen Zeit des Mannes an, wo sich noch Richtungen und Farben unbestimmt ineinander mischten, und der weltgeschichtliche Mensch, der Schöpfer neuer Ideen über die bürgerliche Gesellschaft und über Erziehung noch nicht aus des Lebens Dunst hervorgetreten war.

Auf der Gränze dieser zwei Zeiten steht eine Frau, die in beide hineinreicht, eine Frau, die den jungen Menschen gütig und liebreich aufnahm und vertrauend an ihr Herz drückte, und die hernach der berühmt gewordene Jean-Jacques dem Tadel der Welt Preis gab.

Louise Eleonore de la Tour de Pic, Baronin von Warens wurde in den ersten Tagen des vorigen Jahrhunderts in Vevey geboren. Ihre Familie war eines der edelsten Adelshäuser im Waadtland, das mit ihr ausstarb; denn als sie 1764 in Chambery hinschied, hinterließ sie aus ihrer frühen Ehe mit einem Herrn von Loys keine Kinder. Sie wurde auch sehr früh Wittwe, und aus ihrem haltlosen Zustand läßt sich ihr erster inconsequenter Schritt und mit ihm all die häufigen Schwankungen ihres Lebens erklären.

Als 1726 der König von Sardinien nach Evian, am Genfensee, Vevey gegenüber, kam, ging die junge schöne Warens hinüber und ließ sich am Hof vorstellen. Sie war Protestantin, die Einzige ihrer Confession an dem erzkatholischen Hof, wo keine Mittel gespart wurden, ihr zu schmeicheln, um sie zum Uebertritt zur allein selig machenden Kirche zu bewegen. Nach einigen sehr gewinnenden Aeusserungen des Königs hörte sie mehrere geistliche Reden des Bischofs Berner von Annecy an, gab seinem Bekehrungseifer nach und wurde katholisch. Mit diesem bei ihr unbegreiflichen Schritt verließ sie ihre Familie, ihr bedeutendes Vermögen und ein schönes Land, wo sie allgemein wegen ihres Wohlthuns geschäzt wurde. Den Einwohnern von Vevey ging Louisens Verlust so nah und sie hielten sich so fest überzeugt, daß sie mit Gewalt

in Savoyen festgehalten werde, daß man sie mit Gewalt befreien wollte, und der König ihr vierzig von seinen Gardes du Corps mitzugeben für nöthig hielt, als sie von Evian nach Annecy reisen wollte. Bei dieser Gelegenheit sagte der König zum Bischof von Berner, seine Bekehrungen machten viel Lärm. Am 8. September 1726 ging Louise förmlich zur katholischen Religion über. Ihre Pathe war auch eine abtrünnige Protestantin, die Landgräfin von Hessen, die später Königin von Sardinien wurde. Der Warens Bekehrung wurde später als eins von den Wundern angeführt, die in Rom zur Heiligsprechung jenes Bischofs dienten. Sonderbar genug stand der allen Wundern so abholde Jean-Jacques mit beiden in näherer oder fernerer Verbindung und bezeugte sogar schriftlich Eines, freilich in einer Zeit, wo er noch sehr unreif war.

Bedenkt man, daß Frau von Warens zu Vevey in den angenehmsten Familien- und Gesellschaftsverhältnissen lebte, daß sie da ein sehr schönes, sicheres und unabhängiges Vermögen besaß, daß sie allgemein geschätzt und geliebt war, so sollte man bei ihr einen mächtigen, unwiderstehlichen Religions- und Frömmigkeitszug annehmen, wenn man sie aus dieser beneidenswerthen Lage heraustreten und eine precäre Pension vom König von Sardinien annehmen sieht. Und doch ist dem nicht so. Bald nach ihrem Uebertritt zur katholischen Kirche wurden die Sitten dieser Dame sehr lax und leichtfertig, was mit ihrem Alter zunahm. Denn ohne große Auswahl nahm sie einen Liebhaber nach dem andern auf, und bisweilen mehrere zugleich. Ja, sie stellte sogar den Grundsatz auf und hielt ihn fest: „Gott wäre nicht gerecht gegen uns, wenn er Gerechtigkeit an uns üben wollte, denn da er uns nicht alles gab, was wir zur Uebung der Tugend brauchen, so würde er mehr von uns verlangen, als er gegeben hat.“ Ich möchte fragen, ob Frau von Warens in Vevey, in dem heitern, civilisirten Städtchen, unter gleichgesinnten Verwandten und Bekannten so tief gesunken wäre? Gewiß nicht. Sie hätte wenigstens sittliche Rücksichten nehmen müssen, die sie in dem lockern Annecy und Chambery nicht zu beobachten brauchte. War dies vielleicht der eigentliche Grund, warum sie Religion und Aufenthalt wechselte?

In Beziehung auf Jean-Jacques ist Frau v. Warens weniger vorzuwerfen, wiewohl sie sich eine angenehme Pflicht daraus machte, den jungen hübschen Mann bei Zeiten in die Mysterien der Liebe einzuweihen. Dies war 1735, also in ihrem 35sten Jahre. Diese Schwäche machte sie durch unendliche Güte und durch das freundlichste, uneigennützigste Wohlwollen gegen Jean-Jacques vergessen. Wenigstens hatte er kein Recht, den Stein gegen sie aufzuheben und ihre Schwächen in seinen Confessionen bekannt zu machen. Dieser Mangel an Zartgefühl, da doch dankende Erinnerung an ein wohlwollendes, befreundetes Geschöpf die vollste und unbedingteste Diskretion zur heiligen Pflicht macht, ist nach meiner Ansicht der häßlichste Flecken in Rousseaus Leben. Man hat viel zu seiner Entschuldigung angeführt, und wir sind es ihm schuldig, nichts zu verschweigen, was in dieser Beziehung angeführt werden kann.

Frau von Warens stammt ihrer eigenen und ihres Mannes Familie nach aus Savoyen. Beide Familien waren sehr alt, und ihr männlicher Stamm erlosch lange vor Luisens Tod. Schon 1745 forderte sie das Erbtheil des lezten Verwandten ihres Namens, der in Constantinopel gestorben war. Als Jean-Jacques zwischen 1766 und 1770 seine Confessionen schrieb, lebte Frau von Warens nicht mehr. Ueberdies sollte dies Buch nach seinem Willen nicht vor 1800 erscheinen; denn alsdann glaubte er, würden alle todt seyn, von denen darin die Rede ist. Freilich irrte er hierin, denn Saint-Lambert und Madame d'Houtetot, Grimm und Madame d'Holbach starben erst zwischen 1800 und 1814. Die Confessionen wurden wider seinen Willen früher gedruckt.

Man hat gesagt, Rousseau'n wäre gar nichts vorzuwerfen, wenn er Madame Warens nicht genannt, sondern einen erfundenen Namen statt des ihrigen gebraucht hätte; da übrigens die beiden Familien de la Tour de Pie und Loys vor der Herausgabe der Confessionen ausgestorben seyen, so sey die Anführung der Madame Warens so gut wie ein erfundener Name. Beide Behauptungen sind aber so irrig, wie ein dritter Entschuldigungsgrund: Rousseau habe versprochen wahr zu seyn, in allem, was er erzähle, er habe sich selbst am wenigsten geschont, er habe also auch bei andern nichts verschweigen dürfen.

So viel ist aber gewiß, in Beziehung auf Rousseau hatte sie so viel Gutes, daß all ihr Irren und Fehlen davon verdeckt wurde, und daß sie ihm fast vorwurfsfrei erschien. Er dankt ihr in seinen Confessionen seine Erziehung und nennt sie dabei die beste der Frauen. Die gesittete Welt denkt anders von ihr. Ihr Leben und Treigen stößt arg gegen unsere sittlichen Ideen, gegen unsere Gebräuche und besonders gegen die einmal herrschend gewordene öffentliche Meinung an. Vernunft- und Billigkeitsgründe vermögen nichts gegen diese Meinung, wiewohl zu Frau von Warens Zeit um sie und in Paris eine Menge Damen lebten, die weit verächtlichere Handlungen begingen und in deren Gemüth kein guter Funke war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Mai.

Reise von Alexandrien nach Rosette.

Ich beeile mich sogleich nach meiner Ankunft hier, Ihnen dieselbe zu melden und, so kurz als möglich, meine Reise von Alexandrien hieher zu beschreiben. Ich verließ des griechischen Helden Lieblingsort am 10. Mai Abends mit einem jungen Italiener, der in Paris die Medizin studirt hatte; wir ritten auf Eseln gen Rosette, während ein Kameel unsere Effekten trug. Da jezt der Nil sehr klein ist, so ist der Kanal, der Alexandrien mit dem Nil fünf Stunden oberhalb Rosette verbindet, unbrauchbar; die vorige Woche kamen deßhalb zwei englische Ingenieurs von Liverpool hier an, die einen Kontrakt auf drei Jahre, zu 1500 Pf. Sterl. jährlich, mit dem Pascha abgeschlossen haben, um den Kanal zu jeder Jahrszeit fahrbar zu machen. Der Weg von Alexandrien nach Rosette ist selbst bei Tage höchst langweilig, da man selten etwas anders als Himmel und Sand sieht. Oft führt die Straße am Ufer des Meeres vorüber, wo dann der von Staub verdunkelte Blick sich in einer doppelten, unendlichen Wüste verliert. Man rechnet 10 Stunden von Alexandrien nach Rosette; auf dem halben Wege findet man eine Mooshütte, von einem Schiffsmanne bewohnt, denn hier geht ein Arm des Meeres einige Stunden weit ins Land, so daß man übersezen muß. Hier ruhten wir von Mitternacht bis 3 Uhr aus, oder vielmehr, wir ruhten nicht vor Ungeziefer; denn da alle reisenden Araber sich hier einige Stunden lagern, so ist die ganze Strecke um die Mooshütte so lebhaft, daß es unmöglich ist, mit einer europäisch fühlenden Haut einzuschlafen. Wir wurden zulezt so sehr geplagt, daß wir uns entschließen mußten, ein Bad im Meer zu nehmen, unsere Kleider zu wechseln und dann in einiger Entfernung von der Hütte uns niederzulassen. Das Meer war ungefähr so warm, wie bei uns die Flüsse im Monat Juli, und glücklicherweise war das Ufer nicht sehr tief. Gegen vier Uhr, da wir schon eine Stunde weit von der Hütte entfernt waren, begrüßte uns die goldene Morgenröthe aus der Tiefe der Meereswellen und zeigte uns die öde Gegend, in der wir uns befanden, in schrecklichem Lichte. Bald nachdem der Thau aufgetrocknet war, wehte uns ein heftiger Südwind entgegen und ein unausstehlicher Staub belästigte uns so, daß wir unser Gesicht verbinden und die Esel von den Eseltreibern führen lassen mußten. So oft wir diese fragten, ob wir bald ankommen würden, antworteten sie: jesch Allah, wenn Gott will. Zwei Stunden vor Rosette sind von Zeit zu Zeit große Steine auf dem Wege, um die Richtung, die man nehmen muß, anzuzeigen. Endlich kommt man in einen sehr angenehmen Wald von Datteln- und Bananenbäumen, der sich bis an die Stadt erstreckt; wir erreichten dieselbe um neun Uhr. Dies mag Sie überzeugen, wie vortrefflich die Esel in der hiesigen Gegend sind, da man auf dem ganzen Wege oft Fußtief in den Sand einsinkt. Rosette ist eine sehr liebliche Stadt und gefällt mir am besten von allen, die ich bis jezt in Afrika gesehen habe. Die Straßen sind ziemlich breit und regelmäßig, die Häuser steinern und größtentheils vierstockig. Früher war Rosette eine weit blühendere Handelsstadt als Alexandrien; sie war die Residenz aller Konsuln; seit der französischen Expedition aber, und noch mehr seitdem ein Kanal von Alexandrien in den Nil gegraben worden, ist Rosette sehr in Verfall gerathen; jezt sind viele Straßen gänzlich unbewohnt, und überhaupt ist die ganze Stadt sehr traurig und menschenleer; man sieht fast nichts als Bettler. Besonders schön ist der am Nil liegende Theil der Stadt; hier bildet nämlich der Nil einen kleinen See, der auf der einen Seite von prächtigen Gebäuden umgeben ist, während auf dem rechten Ufer herrliche Gärten angelegt sind und etwas in der Ferne ein grünes, dichtes Gehölz sichtbar wird. Rosette besizt einige große Moscheen, sehr viele glänzende Palläste und eine sehr hübsche neugebaute Kaserne.

(Die Fortsezung folgt.)

London, August.

Paganini in Lebensgefahr. Die neue Londoner Brücke.

Paganini zieht immer noch ein so großes Publikum an, als im Anfang, obgleich man allenthalben über seinen Geiz klagt. Zu Cheltenham zog ihm aber seine Geldgier einen bösen Handel zu, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte. Er war nämlich mit dem Vorsteher des dortigen Theaters übereingekommen, einmal in demselben zu spielen, und zwar für den geringen Lohn von zwei Dritteln der Einnahme bei verdoppelten Preisen, oder für die Garantie von 200 Pf. Da nun der Abend kam und Paganini fand, daß, obgleich Parterre und Gallerie übervoll waren, die meisten Logen leer blieben, ließ er sich krank melden. Aber das Publikum wollte es besser wissen und zog zu Tausenden in und vor den Gasthof, um an dem Italiener Rache zu nehmen; und hätten ihn nicht etliche zwanzig mitleidige Personen in die Mitte genommen und mit ihren Köpfen und Armen die Schläge aufgefangen, die seinem schwarzlockigen Haupt und seinen dünnen Röhren zugedacht waren, so hätte er gewiß keinen Bogen mehr geführt. Indessen sah er sich, da man, um das Theater vor der angedrohten Zerstörung zu retten, dem Publikum sein Geld zurückgegeben hatte, gezwungen, sich dahin zu begeben und — umsonst zu spielen. Das erste Stück soll ziemlich schlecht ausgefallen seyn, da seine Nerven ein wenig in Unordnung gerathen seyn mochten, aber beim zweiten versezte er selbst seine Verfolger in Entzücken. Doch die, welche nicht hatten ins Haus kommen können, theilten dasselbe nicht, und der Künstler mußte am Ende seinen Rückzug durch eine Hinterthür nehmen und froh seyn, daß er mit heiler Haut dieselbe Nacht noch davon fahren konnte. Jezt geht er nach Dublin, wo man ihm für drei Konzerte 1000 Pfund versprochen hat. Wahrlich, wenn er ein einziger Geiger ist, so wird er auch einzig bezahlt.

Die Eröffnung der neuen Brücke haben die Leser wohl schon aus den Zeitungen vernommen. Es wäre nicht möglich, in der Kürze eine befriedigende Beschreibung von einer so merkwürdigen Feierlichkeit zu geben, und eine lange ließe sich kaum anziehend genug machen. Oeffentliche Aufzüge in London sind besonders wegen der Menge der gutgekleideten Personen merkwürdig, die man dabei versammelt sieht. Bei dieser Gelegenheit aber vereinigte sich Vieles, um dies noch auffallender zu machen: Sommer, schönes Wetter, Montag, wo die Handwerker nicht arbeiten und oft noch ihren Sonntagsstaat tragen. Dazu kam noch, daß die Scene auf dem Flusse war und die Preise, die man für Pläze auf den Schiffen, Böten, Werften, Brücken u. s. w. verlangte, das gemeinere Volk entfernt gehalten hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 70.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 210.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. September 1831.

Was ich vom König von Frankreich sage, darf dich nicht Wunder nehmen; da ist ein noch größerer Zauberer als er, der so viel über ihn vermag, als er über die andern; und dieser Zauberer heißt der Pabst.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Der erste türkische Gesandte in Frankreich.

(Aus Lemonteys Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.)

In dem Wirrwarr von Gebäuden, die zu Jerusalem das heilige Grab bedecken, wo so viele unter einander eifersüchtige Gemeinden durcheinander beten und sich dabei von Herzen hassen, hatte das den Lateinern angewiesene Schiff längst einen Riß im Gewölbe, so daß es ein ungesunder und dabei gefährlicher Aufenthaltsort war. Ludwig XIV. hatte sich acht-und-zwanzig Jahre lang um die Erlaubniß bemüht, es ausbessern lassen zu dürfen; aber seiner vielgewichtigen Bitte ward keine Erhörung, und daran war der Aberglauben der Türken, die Unzufriedenheit mit der übeln Aufführung der Missionarien, besonders aber die Eifersucht der Schismatiker Schuld. Unmöglich konnten sich auch griechische und römische Priester verstehen, so lange Tücke und Arglist, die Kinder der Sklaverei, Hauptcharakterzüge der erstern waren, so lange leztere die unheilbare Sucht plagte, selbst da noch herrschen zu wollen, wo man sie kaum duldet. Daher war auch die Betrübniß in Europa ungleich größer als die Ueberraschung, als in der lezten Zeit die katholischen Geistlichen im Tempel zu Jerusalem endlich am Fuße der Altäre von ihren Brüdern, die das Nachtmahl des Herrn mit gesäuertem Brode begehen, unmenschlicherweise niedergemacht wurden. Der neue Vezier sezte sich über alle Hindernisse, über alles Geschrei weg, erklärte auf einmal, die Erlaubniß sey hiemit ertheilt, und gab Befehl, mit der Arbeit zu beginnen. Wie hätte sich der fromme Muselman, der gewiß ein großes Opfer zu bringen meinte, gewundert, hätte er gewußt, wie man ihm seine Güte danken würde. Der französische Hof nahm eine unerwartete Vergünstigung, wodurch sein Einfluß im Orient gewann, kaltsinnig auf, und den römischen Hof erfüllte ein der Religion so ersprießliches Ereigniß mit Mißmuth; den Vortheil, der den Christen daraus erwuß, vergaß er über der Demüthigung, daß er ihn den Franzosen zu danken haben sollte, und ging so weit, daß er durch die Kongregation der Propaganda an den Marquis von Bonnay schreiben und ihn auffordern ließ, die Schritte zurückzunehmen, die er, wie die römische Kurie fälschlich glaubte, gethan. Indessen verfolgte Ibrahim seinen Plan, und eine feierliche Gesandtschaft sollte nach Frankreich geschickt werden, um Ludwig XV. zu der Wiederherstellung des heiligen Grabs Glück zu wünschen und ihn als Kaiser von Frankreich ganz wie den römischen Kaiser zu behandeln. Solch auffallend zuvorkommende Schritte sezten den Abbé Dubois in Schrekken. Die Gesandtschaft drohte ihm in der Klemme, in der man sich befand, mit unerschwinglichem Aufwande, und überdieß konnten ja die Schmeicheleien des Divans den Pabst und den Kaiser unruhig machen. Der Vorwand, den er von der möglichen Einschleppung der Pest in die Provence hernahm und so gewichtig als möglich machte, um sich eine lästige Höflichkeit vom Halse zu schaffen,

konnte dem ottomanischen Fatalismus nicht gelten. Der Gesandte stieg mit einem pompösen Gefolge von sechs-und-siebzig Personen im Hafen von Cette ans Land, nachdem er den Hafen von Toulon berührt hatte. Es war dieß die allererste Gesandtschaft der Pforte, die nach Frankreich kam; denn die Sendung des Aga, den Herr von Lyonne im Jahr 1669 zu Surene empfing, und der den Kaffee bei uns einführte, verdient diesen Namen nicht.

Der persische Gesandte, der Ludwig XIV. in seinen letzten Tagen belustigte, war rein als zornmüthiger, zügelloser Barbar aufgetreten. Mehemet-Effendi, auf den jezt Frankreichs Blicke sich richteten, glich diesem Vorgänger liederlichen Andenkens keineswegs. Sein Kopf war, obgleich er schon sechzig Jahre zählte, sehr schön, sein Blick stolz und durchdringend, seine Manieren edel und ungezwungen. Er bekleidete die Würde eines Reichsschatzmeisters, war einer der Bevollmächtigten beim Traktat von Passarowitz gewesen und besaß, neben vielem natürlichen Verstand, die asiatische Halbkultur, bei der einen Fremden das, was er weiß, und das, was er nicht weiß, für uns gleich interessant macht; mit Einem Wort, seine persönlichen Eigenschaften dienten dem Verdienste des poetischen Veziers, der ihn erkohren hatte, zur Folie. Wie er in Frankreich empfangen wurde, mußte ihm gar seltsam vorkommen; denn das Erste war, daß man ihn mit seinem Gefolge, fern von aller menschlichen Gesellschaft, sechs Wochen lang in festen Gewahrsam brachte; das war aber noch nicht toll genug: weil sich kein Lazareth im Orte befand, hatte man eine Kirche, die noch voll Gemälden und Bildsäulen war, dazu eingerichtet; und der rein geistigen Religion der Mahometaner ist dieß eitel Gräuel und Abgötterei. Mehemet Effendi ließ sich diese Unschicklichkeit, worüber ein Fanatiker außer sich gerathen wäre, sanftmüthig gefallen, und in dem von ihm selbst in türkischer Sprache verfaßten Reiseberichte drückt er sich darüber folgendermaaßen aus: „Nichts gleicht meinem Erstaunen, als ich mich an solchem Orte sah; ich überließ mich Gedanken und Betrachtungen aller Art; da aber das Umkehren eben nicht leicht gewesen wäre, so wußte ich nichts Besseres zu thun, als den Saum des Gewandes der Geduld zu küssen.“ Als sich sein Gefängniß aufthat, wurde er auf dem Kanal von Languedoc eingeschifft, und da äußerte er laut seine Verwunderung beim Anblick dieses künstlichen Flusses, der nach des Menschen Geheiß läuft und über Berge weggeht. Auf der Hin- und Herreise wurde er in allen Städten mit Festlichkeiten und Beleuchtungen empfangen, und von allen Seiten lockte ein so seltenes Schauspiel Schaaren von Neugierigen herbei. Der Gesandte hat all dieß in seinem malerischen Style selbst beschrieben. Wo er auf das Kapitel kommt, worin unsere Sitten einem Türken am seltsamsten vorkommen müssen, meint er, und dieß sind seine eigenen Worte, „Frankreich sey das Paradies der Weiber, und ihre Befehle haben allgemeine Geltung.“

Dieser erste ottomanische Gesandte wurde mit der größten Pracht empfangen. Er hatte dem jungen Könige Waffen, wie sie die nomadischen Tataren tragen, zum Geschenk gemacht; der junge Prinz zeigte sich gerne in diesem barbarischen Putz und suchte neugierig des Gesandten Gesellschaft. Mehemet erzählt einen Besuch beim König folgendermaaßen: „Sobald er mit seinem Gouverneur mich gewahr wurde, kehrte er sich uns zu, und ich trat zu ihm. Wir unterhielten uns freundschaftlich über Verschiedenes. Mit großem Eifer betrachtete er unsere Kleider, unsere Dolche, eins ums andere. Der Marschall fragte mich: „Was meint Ihr, ist mein König nicht hübsch?“ — „Gott sey gelobt!“ antwortete ich, „und möge er ihn vor dem bösen Blick bewahren!“ — „Er ist erst eilf Jahre, vier Monate alt,“ fuhr er fort; „ist er nicht ganz gut gewachsen? Seht einmal zu, es sind dieß seine eigenen Haare.“ Mit diesen Worten hieß er den König sich umdrehen, und ich betrachtete liebkosend seine Haare; sie waren wie ganz gleiche Goldfäden und reichten ihm bis zum Gürtel. „Auch sein Gang,“ sagte der Gouverneur weiter, „ist sehr hübsch.“ Und er sprach zum König: „Gehen Sie einmal, zeigen Sie sich.“ Der König ging im majestätischen Schritt des Rebhuhns bis mitten in das Zimmer und kehrte dann um. „Gehen Sie nun schneller,“ fuhr der Gouverneur fort, „damit man Ihre Gewandtheit im Laufen sieht.“ Und sogleich lief der König eilends dahin. Nun fragte mich der Marschall, ob ich ihn liebenswürdig finde; ich aber rief: „der allmächtige Gott, der ein so schön Geschöpf geschaffen, verleihe ihm seinen Segen!“

Paris, das kurze Zeit nach einander zwei so wunderliche Gäste in seinen Mauern gesehen, machte es Spaß, den ungestümen Erbauer von St. Petersburg und den friedlichen Gesandten des Sultans mit einander zu vergleichen. Unter manchen seltsamen Auftritten, zu denen des Effendis Aufenthalt Anlaß gegeben, blieb lange unvergessen, wie er einmal der Frohnleichnamsprozession zu Ehren sein Hôtel prächtig verzieren lassen, wie er im Park von Chantilly, den der große Condé angelegt, einer Hirschhetze beigewohnt, und bei einer Spielpartbie im Hause des Herzogs von Lauzun an Geist und Galanterie mit diesem alten Romanhelden gewetteifert, der zwei Regentschaften erlebt hat.

(Der Beschluß folgt.)

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Hier sehen wir eine Frau, deren wackerer Mann auf ihr Anstiften vom Hof verwiesen und auf ein Paar

Jahre in die Bastille gesezt wurde, damit sie einen scheinbaren Grund bekam, sich von ihm trennen und sein Vermögen für die Kinder in Anspruch zu nehmen; sie erhielt es aber den Kindern nicht, sondern brachte es mit einem Liebhaber durch, ohne den Kindern und ihrem armen Mann das Geringste zu geben. Als ihr Mann vor Gram und Unmuth gestorben war, fand sie einen steinreichen Gimpel, der nicht allein die Dame selbst, sondern ein ehebrecherisches Kind aus der Zeit ihrer Trennung auf- und annahm. Eine andere Modefrau jener Zeit berichtet in ihren hinterlassenen Memoiren von ihren Liebschaften und von ihrem schwachen Ehemann, der oft ihre Liebhaber um Mitternacht zu ihr brachte. Wieder eine andere war an einen reichen Financier verheirathet, der recht wohl wußte, daß von den acht auf seinen Namen getauften Kindern nur eins sein war, und dem nicht entging, daß die sieben andern nach den Regimentern genannt wurden, deren Offiziere gerade bei der Hausfrau Eingang gehabt hatten. Alle drei Frauen waren gewiß im höchsten Grad verworfen, und doch hätte sie nach damaliger Meinung jeder viel lieber in seiner Familie haben wollen, als Frau von Warens. Hatte Rousseau unrecht, daß er diese Meinung lächerlich, ungerecht und unvernünftig nannte, und die Warens weit über ähnliche Frauen stellte, deren Schande nicht blos straflos durchging, sondern die auch nach wie vor in der großen Welt und in der Gesellschaft aufgenommen und hochgehalten wurden, und die sich auch keck neben rechtliche Frauen und Mütter sezten? Außerdem muß zur Entschuldigung der Warens bemerkt werden, daß ihre Grundsätze und Ansichten über weibliche Sitten von Detavel, ihrem ersten Liebhaber, durch Sophistereien und Trugschlüsse ganz irre geführt worden waren. Alle diese Gründe und die Kenntniß der damaligen höchst verdorbenen französischen Welt machen es ganz begreiflich, daß Jean-Jacques seiner Freundin und ihrem Andenken gar nicht besonders zu schaden glaubte, wenn er ihre leichtfertige Zugänglichkeit besprach. Um beide recht zu beurtheilen, dürfen wir sie durchaus nicht mit dem heutigen, besser-sittlichen Maßstab, und am allerwenigsten nach deutscher Sitte messen, sondern wir müssen uns neben sie in das damals so ausgelassene Frankreich und Savoyen versetzen.

Wir haben die Warens an die Spitze der Frauen gestellt, die mit Rousseaus Leben und Wirken in einiger Verbindung stehen, denn sie geht in Handlung und Erinnerung wie ein goldener Faden durch Jean-Jacques ganzes Daseyn. Alle andern gehören nur längern und kürzern Zeitabschnitten an, und wenn man von ihnen spricht, so kann man dabei seinen Confessionen folgen, wiewohl diese nicht ohne Anachronismen über sein eigenes Leben sind. Wir lassen den Zufall entscheiden und beginnen mit Frau von La Tour, gebornen Tranqueville. Sie war schön, liebenswürdig, geistreich und reich. Als sie die neue Heloise gelesen und wieder gelesen hatte, war sie so entzückt, daß sie den Verfasser durchaus kennen lernen wollte. Lange versuchte sie es auf verschiedene Weise, es glückte aber immer nicht; denn Jean-Jacques lebte in der Einsamkeit, von der Welt und von der Gesellschaft zurückgezogen; weit entfernt, neue Bekanntschaften zu suchen, zog er sich sogar von den alten zurück und entzweite sich mit denen, die sich für seine Freunde ausgaben. Sie beschloß daher, ihm unter dem Namen Julie zu schreiben, zusammen mit einer Freundin, die sich Clara nannte. Sie war damals achtundzwanzig Jahre alt. Ganz richtig bedachte sie, daß die Illusion bei beiden nur dadurch erhalten werden könne, daß sie sich nicht sähen. Rousseau begann damals schon mißtrauisch zu werden, und seine Laune nahm die Ungleichheit an, die aus dem Mißtrauen und der Menschenfeindlichkeit hervorgeht. Er schrieb also den beiden Frauen eine Antwort, deren Trockenheit und Bissigkeit Claren in Verzweiflung brachte. Sie entschloß sich auch gleich, künftig an diesem Briefwechsel keinen Theil mehr zu nehmen. Diese Clara, unversöhnlicher als die in der neuen Heloise, schrieb deshalb an ihre Freundin ein Billet, in dem sie sich über den Abgott Juliens folgendermaßen in komischem Zorne ausdrückt: „Ich kann Dir nicht aussprechen, ich kann nicht einmal begreifen, was der Brief Deines Bären für einen Eindruck auf mich gemacht hat. Hätte ich nichts als üble Laune darin gefunden, so sollte es mich nicht wundern; ich finde aber auch Inkonsequenz, Falschheit und Impertinenz darin. Deshalb habe ich mir drei tüchtige Püffe gegeben, zur Strafe dafür, daß ich mich in diesen Handel eingelassen. Sokrates sagte einmal, wenn er einen Narren vor Augen haben wolle, so sehe er in den Spiegel. Geben wir unserm Thier denselben Rath, um ihm die Mühe zu ersparen, aus seiner Höhle zu treten, wenn er eben so etwas sehen will. Mein Mann sagt, Rousseau müsse neben seinem Hund begraben werden; ich aber finde, daß er ihm noch zu viel Ehre anthut."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Mai.

(Fortsetzung.)

Rosette. Fahrt auf dem Nil.

Wir brachten nur den Vormittag in Rosette zu und besuchten den französischen Agenten, der eine eilfjährige Tochter hat, die an Schönheit, Anmuth und Verstand alles über-

trifft, was ich bis jezt gesehen. Schon drei der vornehmsten und reichsten jungen Leute aus Alexandrien haben um ihre Hand gebeten. Ich armer Teufel mußte mich also begnügen, sie anzugaffen, und obschon ich von ihrem Großvater, der in Alexandrien wohnt, beauftragt war, sie für ihn zu küssen, durfte ich doch nicht daran denken, mich dieses Auftrags zu entledigen. Wir gingen von dort an das Zollhaus, wo wir, ohne etwas Verbotenes bei uns zu haben, so lange chikanirt wurden, bis wir auf allen Seiten Geschenke austheilten. Dann mietheten wir einen Nachen für fünf spanische Thaler (etwa 12 fl.), was wahrlich sehr billig ist, da man zwar zu Land von Rosette nach Kahira nur 30 Stunden, zu Wasser aber, der vielen Krümmungen des Nils wegen, wenigstens 60 rechnet. So segelten wir denn in Gottes Namen gegen ein Uhr Nachmittags Nil aufwärts, und der Wind war uns so günstig, daß wir gegen fünf Uhr schon in Fol, einer fünf Stunden von Rosette entfernten und ziemlich hübschen Stadt, anlangten. Ich ließ ein wenig Halt machen, um das Städtchen zu besehen, fand aber nichts Merkwürdiges darin, als eine große Fabrik, worin rothe Käppchen verfertigt werden. Dies ist der einzige etwas bedeutende Ort, der bis Kahira an den Ufern des Nils zu finden ist; sonst sieht man nichts als kleine Dörfer, die meistens aus Mooshütten bestehen und auf irgend einer Anhöhe sicher vor der Ueberschwemmung des Nils liegen. Wir hielten nie an, ohne sogleich von wenigstens einem halben Dutzend Bettlern umgeben zu seyn. An vielen Orten kamen auch Frauenzimmer an unsern Nachen und erboten sich, gegen ein Geschenk von etwa einem halben Thaler mit uns zu reisen. Aber schon der Aussaz, mit dem diese Weiber fast alle, so gut wie die Männer, behaftet sind, mußte uns alle Lust benehmen, auf ihr Anerbieten einzugehen. Merkwürdig ist indessen, daß wir Europäer dieses Uebel nicht erben, so nahe wir auch in Berührung mit den Eingebornen treten mögen. Es ist ihnen wahrscheinlich bekannt, daß alle tugendlosen Araberinnen nicht Mädchen, sondern Weiber sind; denn kein Mädchen dürfte es wagen, sich einem Manne hinzugeben, ohne gesteinigt oder in den Nil geworfen zu werden. Diejenigen, die frei leben wollen, heirathen daher einen Kuppler, der sie am folgenden Tage wieder mit einem Scheidebrief entläßt, und dann mag die Frau ungehindert nach ihrem Geschmack leben. Viele Reisende in Oberegypten mußten, um ein Frauenzimmer zu erhalten, ihren arabischen Bedienten mit einem Mädchen vermählen.

Manche Reisebeschreiber erheben die Ufer des Nils in den Himmel, nennen sie, weil sie recht entfernt sind und nicht sehr oft besucht werden, göttlich, entzückend. Mir kommt dieser Strom sehr monoton vor; man sieht überall dieselben weiten Ebenen, auf beiden Seiten hie und da mit größern oder kleinern Dörfern besäet. Diese Ebenen sind jezt größtentheils dürr und öde; erst nach der Ueberschwemmung des Nils bedecken sie sich mit frischem Frühlingsgrün. An Wirthshäuser auf der Straße ist im ganzen Orient nicht zu denken, da es kaum in den größten Städten welche gibt. Die Araber sind aber so gastfreundlich, daß wenn sie Jemanden nur einmal irgendwo gesehen haben, sie ihn gerne in ihr Haus aufnehmen. Auch finden sich in den Städten öffentliche Häuser, wo jeder Fremde logiren kann, nur muß er selbst für seine Nahrung sorgen. Glücklicherweise hatten wir in Rosette einigen Vorrath an Lebensmitteln gesammelt, sonst wäre es uns wahrlich übel gegangen; denn die Dörfer sind alle so arm und ausgeplündert, daß man kaum ein Huhn oder ein Ey darin finden kann. Viele Männer gehen ganz nackt, einen Lumpen um die Hüfte ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Fortsetzung.)

Die neue Londonbrücke.

Vier bis 500.000 wohlgenährte, wohlgekleidete Menschen in hellem Sonnenlicht, auf und neben dem schönen Fluß hin zerstreut, an Fenstern, auf Dächern und Thürmen, bis zum himmelhohen Dom der prächtigen St. Paulskirche, auf dem sich noch 5 bis 600 Menschen zusammengedrängt hatten, deren Hurrahgeschrei wie vom Himmel herunter den donnerähnlichen Freudenruf in der Tiefe erwiederte, der sich mit der königlichen Barke den Strom entlang wälzte, und welchen der Donner vieler Kanonen und das Geläute aller Glocken der ungeheuern Stadt vielmehr hob als erstickte, die Tausende von Fahrzeugen mit den flatternden Wimpeln aller Nationen, vorzüglich der Amerikaner und Franzosen, und dann das herrliche Gebäude selbst, die Brücke, das Werk der größten Innung in der Welt, der Londoner Bürgerschaft — es war eine einzige, erhebende Scene. Die Brücke besteht aus fünf sehr schönen elliptischen Bogen, wovon der mittlere 152 Fuß in der Spannung und 29½ F. in der Höhe mißt und der weiteste steinerne Bogen in der Welt ist. Die zwei nächsten Bogen messen jeder 140 Fuß in der Spannung und 27½ in der Höhe. Die Pfeiler zwischen diesen und den mit dem Lande verbundenen Bogen sind 22 Fuß breit, und diese Bogen messen 130 F. in der Spannung und 24½ F. in der Höhe. Alles an der Brücke ist von schönem Granit. An jedem Ende führen zwei gerade, 22 Fuß breite Treppen zum Wasser hinunter. Die ganze Länge der Brücke ist 928 F., wovon aber nur eigentlich 692 den Fluß überspannen. Die ganze Breite von den Außenseiten der Brustwehren an ist 56 F., die Breite des Fahrwegs 36 F. und jedes der beiden Fußwege 9 F.; die ganze Höhe der Brücke auf der östlichen Seite, bei niedrigem Wasserstand, 55 Fuß. Man kann sich denken, welch einen imposanten Anblick das edle Gebäude gewährt, besonders neben der alten Londoner Brücke, welche bei ihrer Niedrigkeit, mit ihren bald engen, bald weiten Bogen und ihren zerschellten Pfeilern wie ein verkrüppelter Zwerg neben einem Herkules dasteht. Man wird in Kurzem anfangen, dieselbe abzutragen. Zu der neuen Brücke ward am 15. März 1821 der erste Pfahl eingerammt und der erste Stein am 15. Juni 1825 gelegt. Der Plan ist von Rennie, und die Kosten belaufen sich auf 506.000 Pfund, wozu die Regierung 42.000 Pf. beigetragen hat, um die Brücke 6 Fuß breiter zu machen, als die Stadt beabsichtigt hatte. Vieles von diesem Gelde ist für Häuser bezahlt worden, die man, um einen Zugang zu bilden, hat niederreißen müssen. Die Brücke verbindet die Altstadt London mit dem Marktflecken Southwark. Dieser liegt sehr niedrig; London dagegen liegt auf einer beträchtlichen Anhöhe, zu der man vom Ufer des Flusses hinansteigen muß. Die Brücke wurde daher um ein Bedeutendes höher gebaut, als der Boden von Southwark, und mittelst Schwibbogen, wovon einer über die Themsstraße wegspringt, so weit fortgeführt, daß die Steigung um die Hälfte überwunden ist; dagegen steigt sie auf der gegenüber liegenden Seite um mehrere Fuß aufwärts. Dieses und die größere Breite der Brücke und der dazu führenden Straße, welche mit der Zeit noch mehr erweitert werden wird, ist für den hiesigen Handel von unendlichem Vortheil; man bezahlt aber kein Brückengeld.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nᵒ. 211.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. September 1831.

Ce sont là les beaux feux, les doux attachements
Qui doivent de la vie occuper les moments;
Et les soins où je vois tant de femmes sensibles
Me paroissent aux yeux des pauvretés horribles.

Molière.
Les femmes savantes.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Frau von Franqueville dachte nicht so. Ihre Anhänglichkeit an Jean-Jacques verringerte sich nicht nur nicht, sondern wurde wirklich zur Leidenschaft. Sie sezte ihren Briefwechsel mit ihm fort, und nichts konnte sie darin entmuthigen, weder Vorwürfe, noch Härte, noch Stillschweigen. Ja, sie verlangte von Rousseau eine Pünktlichkeit in der Korrespondenz, deren er gar nicht fähig war. Oft schüzte er seine Kränklichkeit, seine Unruhe und seine Verfolgungen vor. Dieß half ihm aber alles nichts bei Frau von Franqueville, denn sie drang immer auf Antwort, und wenn diese endlich ankam, empfand sie doch schmerzlich die Trockenheit, mit der sie manchmal geschrieben war. Indessen wollte sie doch lieber unverdiente Vorwürfe, als Stillschweigen. Ihre Leidenschaft für Rousseau, denn Leidenschaft war es wirklich, ist sich immer gleich geblieben. Als der heftige Streit zwischen Rousseau und D. Hume begann, benuzten eine Menge Literatoren des Erstern Abwesenheit, um zu Humes Gunsten zu schreiben. Nicht so Jean-Jacques edle Freundin. Sie schrieb für ihren Freund mit bewundernswürdiger Wärme. Rousseau erkannte dieß auch mit Dank und griff die lang vernachläßigte Korrespondenz mit ihr wieder auf. Dieß war im Februar 1767. Es scheint, beide haben sich nur drei Mal gesehen, und die zwei lezten Male mußte Frau von Franqueville zu dem Mittel greifen, das man gewöhnlich anwendete, wenn man Rousseau sehen wollte: sie brachte ihm Noten zum Abschreiben. Auch nach seinem Tod dauerte ihre Anhänglichkeit an ihn fort. Sie schrieb mit Beredsamkeit und Geist gegen Rousseaus Verläumder und Feinde, besonders gegen Diderot, d'Alembert und David Hume; sie bewies augenscheinlich, daß der Verstorbene nie gegen seinen Wohlthäter, Milord Maréchal, undankbar gewesen sey, sondern mit ihm bis zum Tod in den freundschaftlichsten Verhältnissen gelebt habe. Auf einer Reise nach Rousseaus ehemaligen Aufenthalt, der Insel Saint-Pierre im Bieler See, soll sie die Verse an die Wand geschrieben haben, die hernach zum Theil über die Charmettes bei Chambery gesezt worden sind:

Réduit fameux, par Jean-Jacques habité,
Tu me rappelles son génie,
Sa solitude, sa fierté,
Et ses malheurs et sa folie.
Toujours, hélas! persécuté,
Ou par lui-même, ou par l'envie.
Contemplons, au flambeau de la philosophie,
Un grand homme et l'humanité.

Diese Zeilen sind jedoch zu wahr, um von einem enthusiastischen Gemüth ausgegangen zu seyn, wie das der Frau von Franqueville war. Diese seltene Frau starb 1788.

Ein weibliches Wesen ganz anderer Art, das sich zu Rousseau drängte, war Madame Bourette, die in Paris ein Kaffeehaus hielt und dabei Verse machte. Diese schickte sie dann an alle berühmten Männer ihrer Zeit, zuerst an Friedrich II., der ihr ein goldenes Etui schenkte. Der

Duc de Gesvre gab ihr eine silberne Schale, Voltaire eine Porzellantasse. Dorat bezahlte sie aber mit gleicher Münze: er beantwortete ihre Verse wieder in Versen. Auch an ihre Wäscherin und an ihren Wasserträger machte sie Verse, wahrscheinlich um ihre Dienste künftig umsonst oder doch billiger zu haben. Es schlug ihr aber damit fehl. Jean-Jacques durfte in ihrer Sammlung nicht fehlen. Sie schrieb ihm also zweimal große Schmeicheleien und lud ihn dabei ein — welches Zartgefühl! — den Kaffee bei ihr zu trinken aus der Tasse, die ihr Voltaire geschenkt. Da sie aber an Gegengeschenke gewöhnt war, so bat sie ihn um ein Exemplar seiner neuen Héloise. Hierauf wurde ihr aber von Rousseau zur Antwort: alle Exemplare des Buchs habe er entweder schon weggegeben, oder doch versprochen, er müßte also Eins kaufen, wenn er es ihr schicken wollte; er schätze aber ihr Lob zu hoch, um blos Geld dafür zu bezahlen; wenn er übrigens je einmal Kaffee bei ihr trinke, so werde er dazu nicht Voltaires vergoldete Tasse nehmen, parcequ' il ne buvait pas dans la coupe de cet homme-là. So hatte denn Madame Bourette ihre Prosa und ihre Verse dießmal umsonst gemacht. Sie sammelte 1755 ihre Gedichte in zwei Bänden unter dem Titel: Muse Limonadière. Später, 1779, schrieb sie eine Komödie in Versen, betitelt: la Coquette punie, die nicht übel ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der erste türkische Gesandte in Frankreich.

(Beschluß.)

Auf diesen äußern Pomp beschränkte sich aber auch das gute Glück des Gesandten. Den geheimen Zweck seiner Sendung konnte er gar nicht zur Sprache bringen, zum Bündniß, das Deutschlands Unternehmungen in Schranken halten sollte, auch nicht Einen Faden anknüpfen. Wo er anklopfte, wurde er eben nicht sehr schonend zurückgewiesen. Er bemühte sich indessen um die Vermittlung Frankreichs zu Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen der hohen Pforte und jener Insel Malta, wo die Religion zu ihrer Schmach gleichbedeutend war mit Krieg. Es ließ sich nichts Würdigeres, nichts Verständigeres denken, als seine Vorschläge zu Abschaffung der uralten Seeräuberei, ob sie nun von den Häfen der Barbarei aus unter der Flagge des Halbmonds, oder vom Hafen von Malta aus unter dem Pannier des Kreuzes getrieben wird. Aber die Päbste, die sich als die Heerführer dieses ewigen Kreuzzuges ansehen, haben diesem Mißbrauch von jeher Vorschub gethan, und der Abbé Dubois hütete sich wohl, der Staatsklugheit und der Vernunft gegen die Macht, welche Kardinäle schafft, das Wort zu reden. Sollte man eines Tags blos nach den Aktenstücken dieser Unterhandlung entscheiden, wer im Jahr 1721 am menschlichsten, am polizirtesten war, das Volk, das sich aus dem Seinestrom tränkte, oder das an dem Gestade der Propontis hauste, so müßte man von der Nachwelt einen Mißgriff befürchten. Indessen hatten sich Malta und Frankreich zu den Folgen von Dubois Handlungsweise nichts weniger als Glück zu wünschen. Die Pforte wurde nachgerade inne, daß dieselben christlichen Völker, welche mit den Kontingenten von Mannschaft und Geld, die auf dem Felsen von Malta zusammenflossen, Krieg mit ihr führten, zugleich mit ihr, mittelst der Faktoreien und Niederlassungen im Archipel, aller Vortheile des Friedens genossen. Dieser Widerspruch mußte ihr endlich auffallen; sie wollte nun in den Verhältnissen zwischen Franken und Türken strenge Gleichheit herstellen, und beschloß demnach, sich durch die Kaufleute Alles ersetzen zu lassen, was die Malteser Ritter ihr abnehmen würden. Als die Pforte nun wirklich Hand ans Werk legte, erhoben sogleich die betheiligten Mächte ein lautes Geschrei, am lautesten Frankreich, das dabei am meisten verlor. Aber das Recht der Pforte war so augenfällig, daß die Klagen blos gegen den Pabst und den Großmeister sich richteten, und diese dadurch genöthigt wurden, das Kreuzen gegen die Flagge des Großherrn aufzugeben. Malta, das sich nun darauf beschränkt sah, mit den Barbaresken Corsaren Krieg zu führen, die den Türken so lästig waren als den Christen, fand wenig Behagen an einem Geschäfte, wobei nur Ruhm, keine Beute zu gewinnen war, und änderte ganz sein Marinesystem; der Orden rüstete nun blos noch große Fahrzeuge aus, die zum Nachsetzen nicht taugten, aber ihrer Stärke wegen sich vor den Schebecken von Tunis und Algier nicht zu fürchten brauchten; so kam es, daß, gleichsam nach stillschweigender Uebereinkunft, Ritter und Piraten gar nicht mehr zusammentrafen, und der Schutz, den Malta dem Handel im Mittelmeer gewähren sollte, mehrte um eines die Zahl der Trugbilder, deren es in der Welt so viele gibt. Der Orden wurde unnütz, sogar das Andenken an die alte Tugend und das etwas fabelhafte Heldenthum seiner ersten Zeit wurde ihm entfremdet, Selbstsucht wurde sein Gott, und er versank in die Weichlichkeit, der sein Reichthum, mit Müßiggang gepaart, Vorschub leistete. Da sah man Malta, so stark durch seine Wälle, so schwach durch seine Vertheidiger, beim ersten Stoße fallen. Sein Ritterthum, der Templer Erbe, erlosch, und Niemand bedauerte es; wie es immer geht, wenn Institutionen zu Grunde gehen, die, aus Sitten, Vorurtheilen und Interessen einer längst dahingegangenen Zeit entsprossen, nur noch faule Flecke im gesellschaftlichen Leben sind.

Der Abbé Dubois behandelte aber auch in unbedeutenderen Angelegenheiten den Gesandten gleich geringschätzig. Es war damals Sitte, die Barbaresken, die man auf der See gefangen nahm, lebenslänglich auf die Galeeren zu schmieden; und da kann man sich nicht genug

wundern, wie sehr Gewohnheit und Vorurtheil die Menschen verblenden können; denn dieselben Grausamkeiten, die uns mit Recht von Seiten der Afrikaner empören, und noch mehr, wurden in Frankreich mit kaltem Blute verübt. Man weiß nicht einmal recht, welchem Volke man hierin den ersten Schritt Schuld geben soll; denn, wie man liest, waren bereits in der berühmten Schlacht von Lepanto sämmtliche Ruderbänke der ottomanischen Flotte mit Christensklaven besezt, dagegen alle Ruderbänke der christlichen Flotte mit türkischen Sklaven, so daß jeder Theil sich mit eigenen Händen zerfleischte. Ferner, als der Sturm Philipps II. große Armada zerstreute, rettete sich eine Menge türkischer Galeerensklaven an unsere Küsten; die Städte wimmelten davon, und sie belustigten die Einwohner mit Gesang und Possenreißerei. Dem sey wie ihm wolle, Mehemet Effendi reklamirte eine Anzahl von Unterthanen des Großherrn, welche sich aus Irrthum unter den Corsaren aus den afrikanischen Regentschaften befanden und wider das Völkerrecht in den Bagnos von Marseille gefangen gehalten wurden. Aber Dubois wich mit solcher Aengstlichkeit sogar dem Schein einer Gefälligkeit aus, daß er, weil gegen solche Reklamation unmöglich etwas einzuwenden war, sich nicht schämte, sich zu ganz unwürdigen Ausflüchten herabzugeben. Er läugnete frisch weg, daß auf den Ruderbänken Türken säßen, während er doch das Verzeichniß dieser Gefangenen, von denen vierzehn hießen wie der Gesandte selbst, in Händen hatte. Mit Recht aufgebracht, entfernte sich lezterer sogleich, indem er mit Bitterkeit rief: „Der Derwisch da hat mir Audienz gegeben auf goldenen Teppichen; aber ein wahres Wort wollte ihm nicht über die Lippen gehen." Der ganze Gewinn, den die Diplomatie von dieser Gesandtschaft erndtete, war ein Etikettestreit zwischen dem Prälaten und dem Muselmann; um lezterem keinen Besuch machen zu dürfen, stellte sich ersterer dem Großvezier gleich, Mehemet aber erwiederte: „Du bist nicht, was Du sagst; denn der Vezier gibt den Gesandten ein Gastmahl, einen Pelz und ein Pferd, und ich habe noch keinen Bissen von Deinem Brode gegessen." Wohl oder übel mußte Dubois in diesem lächerlichen Streite nachgeben. Er besuchte Mehemet, und dieser verabschiedete sich dann von ihm in einer feierlichen Audienz, bei welcher der schamlose Prälat Altargefäße zu Gegenständen des Prunks entweihte. Mehemet reiste ab, und man erlaubte sich, zu Fontainebleau seine Wagen durchsuchen zu lassen; denn man vermuthete, und zwar ohne Grund, eine Französin begleite ihn als Mann verkleidet. Allerdings hatte der persische Gesandte ein Frauenzimmer mit von Paris fortgenommen, das ihm Räuber an der Grenze von Polen wieder abnahmen. Konnte aber ein so nichtiger Grund einer solchen Kränkung des ottomanischen Ministers zur Entschuldigung dienen? Kurz, Dubois ganzes Betragen in einem so vielversprechenden Handel war weder klug, noch aufrichtig. Seine Selbstsucht brachte Frankreich um kostbare Vortheile, die sich seitdem weder in solchem Maaße, noch so von selbst wieder dargeboten haben.

Mehemet gedachte bei der Heimkehr des Guten, wie des Bösen, so ihm widerfahren war, und wenn er seine Unzufriedenheit mit dem Ministerium offen äußerte, so schilderte er in einer selbst verfaßten Beschreibung noch lebhaster, welche Bewunderung ihm Frankreich und seine Bewohner eingeflößt hatten. Statt dem uralten Vorurtheil zu huldigen, wornach der Muselman, der sich durch eine Sendung zu den Ungläubigen befleckt hatte, aus dem Angesicht des Sultans verbannt und in ein fernes Paschalik verwiesen wird, unterhielten sich Achmet und sein Vezier mit Mehemet mit fast kindischer Neugier. Sie ließen Palläste und Gärten nach den Rissen bauen, die der Gesandte mit aus Frankreich gebracht hatte, und die Schöpfungen unserer Künstler zierten die Gefilde, welche Homer besingt. Nachdem die persischen Unruhen weite Provinzen dem Ehrgeize der Russen und Türken preisgegeben hatten, standen die beiden Eroberer, durch Eifersucht entzweit, auf dem Punkte, sich um die Beute zu schlagen. Frankreich, das Ibrahim noch einmal um Hülfe ansprach, legte ihren Zwist bei. Am 8. Juli 1723 unterzeichnete man einen Vertrag, der zugleich der erste war, den die Türken unter französischer Vermittlung schlossen, und der erste, wo sie sich mit Christen gegen eine mohamedanische Macht verbündeten. Auch bei der Ausführung dieses Pakts kamen besondere Umstände vor: Leute, mit sehr genauen Uhren versehen, schritten im Takt die beiderseitigen Loostheile der Eroberung ab, und so wurden denn zu dieser barschen Vermessung die Werkzeuge der Wissenschaft und die Auskunftsmittel der Barbarei zugleich gebraucht. Der französische Einfluß im Divan dauerte bis zu der gräßlichen Revolution, die den Vezier den Kopf und den Sultan das Scepter kostete. Diese Katastrophe läßt sich als der Anfangspunkt des Kampfes betrachten, der seit etwa einem Jahrhundert den Halbmond zwischen Fanatismus und Aufklärung schwebend erhält; und es ist dies ein in der Geschichte der Welt einziges Verhältniß: die Kultur, die sonst überall die Völker allmählig unter ihr sanftes Joch gebeugt hat, erregt Zuckungen, da sie die Türken berührt. Ibrahim Pascha war das erste Opfer dieses ehrenvollen Kampfes. Seine Institutionen, an denen Frankreich rühmlichen Antheil hatte, gingen mit ihm zu Grunde. Der stumpfe Achmet III. hatte keine Thränen für seinen Verlust, aber Frankreich, dessen bester Freund er war, wird uns zu Gute halten, daß wir seinem unglücklichen, aber großen Geschick ein Paar Worte gewidmet haben. *)

*) Man darf nicht vergessen, daß Lemontey dies in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts geschrieben hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Mai.

(Fortsetzung.)

Fahrt auf dem Nil.

Nur in den größern Dörfern findet man Brod; dieses ist aber für uns durchaus ungenießbar. Der Bauer behält natürlich nur die allerschlechteste Frucht; diese muß er selbst mit einer Handmühle mahlen oder mit Steinen zerstoßen. Aus diesem Mehl wird ein runder, halbfingerdicker Kuchen gemacht, der nur ganz leicht gebacken wird. Indessen glaube ich, in einem meiner lezten Briefe dem Pascha zu viel gethan zu haben, da der größte Theil der Araber kaum eines bessern Schicksals würdig ist und nur mit einer starken Ruthe gebändigt werden kann. Der beste Beweis der arabischen Treulosigkeit ist das abscheuliche Benehmen der arabischen Soldaten gegen ihre eigenen Landsleute. Der Pascha hat streng verboten, etwas in den Dörfern zu nehmen, ohne es zu bezahlen, und dennoch geht nie eine Abtheilung Araber den Nil auf- oder abwärts — und diese Märsche hören das ganze Jahr durch nicht auf — wo nicht Soldaten, die vor kurzer Zeit noch selbst arme, gedrückte Bauern waren, ihre Mitbrüder grausam mißhandeln und nicht eher ruhen, bis sie alles, was sie wünschen, unentgeldlich erhalten.

Da wir sehr günstigen Wind hatten, so konnten wir auch des Nachts fahren; zwar fehlte einigemal sehr wenig, so wäre unser Kahn umgeschlagen, denn unsere Schiffsleute schliefen ein, und heftige Windstöße gegen das große Segel auf einem kleinen Fahrzeug werfen es leicht um, wenn nicht schnell das Segel gedreht wird. Als ich dem Kapitän seinen Leichtsinn vorwarf, antwortete er: Allah kerim! Gott ist groß, d. h., wird wohl nicht zugeben, daß wir untergehen. Man kann sich kaum einen Begriff von dem Fatalismus und Fanatismus dieser Leute machen. Bei jeder Arbeit rufen sie Gott, Mahomet, alle Engel, alle Teufel, alle Heiligen und alle Propheten an. Sehr oft rufen sie Allah allein ein paar Duzendmal nach einander, jedesmal mit einem andern Attribut, als groß, gnädig, barmherzig, mächtig, gerecht, gütig, schön, lieblich ꝛc. Bei jedem Unfall, der ihnen zustößt, sagen sie: Gott sey gelobt, daß es nicht ärger ist. Als einmal einer der Schiffleute ins Wasser sprang, um das Schiff flott zu machen — denn an vielen Orten ist der Nil so seicht, daß man Mühe hat, durchzukommen — und sich an einem Stein verwundete, kam er ganz fröhlich zurück und sagte: Allah sey gepriesen, daß ich mich nur gerizt habe. Fast alle Lieder, die sie während der Reise sangen, sind religiösen Inhalts. Eines derselben, das sie jeden Morgen nach dem Gebete zu singen pflegten, beginnt also:

> Wie schön ist die Sonne von Allah geschaffen!
> Helle und Fruchtbarkeit gibt sie in Fülle.

Die Schiffleute verrichteten regelmäßig ihre Gebete fünfmal täglich, und sobald die Betstunde kam, ward alle Arbeit unterbrochen. Auch mußten wir unsers mahomedanischen Bedienten willen unsere Hühner mit einem Messer mit besondern Ceremonien schlachten lassen, sonst würde er nichts davon gegessen haben. Bekanntlich haben die Israeliten denselben Gebrauch. Freilich findet sich in den Büchern Mosis keine Spur von demselben, indem nur die Opfer nach vorgeschriebenen Regeln getödtet werden mußten; es ist aber wahrscheinlich, wie bei den Arabern, ein uralter Gebrauch. Ueberhaupt theilen die Araber sehr viele Gebräuche, Sitten und Meinungen mit den Hebräern. So ist z. B. der Glaube an das böse Auge, wie es sowohl die Juden als die Mahomedaner nennen, fast allgemein, so daß allerlei mystische Mittel dagegen angewendet werden. Viele Araber tragen aus diesem Grunde einige auf Pergament geschriebene Stellen des Koran, in Leder eingenäht, auf ihrer Brust, was an die Tefillin der Hebräer erinnert; viele tragen ein rothes oder blaues Steinchen, das vom Mufti oder Moscheeoberhaupt gesegnet worden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, August.

(Beschluß.)

Literarische Neuigkeiten.

Ferdinand Ries ist hier und leitet die Aufführung einer neuen Oper, die er an den Eigenthümer der englischen Oper verkauft hat. Sie heißt die Hexe; und da das Stück im hohen Norden, mitten in wildem Gebirge und unter wilden Menschen spielt, so gibt es Gelegenheit, auch das Auge zu interessiren. Man klagt zwar über allzugroße Länge der Singstücke, etwas Schwerfälligkeit und einige Plagiate, doch ist man im Ganzen mit dem Werke zufrieden. Ries ist nach Dublin berufen, wo ein großes musikalisches Fest stattfinden wird, wobei sein Oratorium unter seiner Leitung aufgeführt werden soll.

Das neueste Bändchen der Family Library ist eine Familienreise durch Holland, Belgien und am Rheine. Es ist voll schön gezeichneter und vortrefflich gestochener Ansichten, welche vor der Einführung der Stahlplatten allein mehr gekostet haben würden, als das ganze Buch jezt kostet, nämlich 5 Schillinge. Die Reise ist gut geschrieben und wird mancher englischen Familie zum Wegweiser dienen.

Thomas Moore hat so eben eine zweite Lebensbeschreibung herausgegeben, welche, obgleich sie bei weitem nicht das allgemeine Interesse erregen wird, wie das Leben eines Byron, doch als Sitten- und Charaktergemälde eines eigenen Volkes und einer sehr bewegten Zeit, besonders aus einer solchen Feder Beachtung verdient: es ist das Leben und der Tod des Lord Eduard Fitzgerald, eines höchst liebenswürdigen Edelmanns, der in dem verhängnißvollen 94ger Jahre Theil an der irländischen Rebellion nahm, und im Kerker an den bei seiner Verhaftung empfangenen Wunden ein Leben aushauchte, welches er sonst hätte am Galgen endigen müssen.

Der Briefwechsel des berühmten Schauspielers David Garrik ist so eben in zwei ungeheuern Quartbänden erschienen. Aber obgleich die berühmtesten Namen seiner Zeit darin vorkommen, so sind die Briefe (an 2000 an der Zahl) von wenig Werth. Zwar mag es interessiren, wie ein Chatham, Johnson, Hume, Burke, Franklin an einen Garrik geschrieben haben mögen, aber dafür sind 5 Guineen etwas zu viel. Im Court Journal wären sie an ihrer Stelle gewesen.

Räthsel.

Wie heißt gleich der geringste Knecht,
Er hat nicht Weib, noch Kinder,
Der weder Schuh, noch Stiefel trägt
Im Sommer, wie im Winter.

Ein Stuhl nur ist sein Siz zu Haus,
Ein krummer Stab ihm Stüze;
Doch Eins an ihm sieht vornehm aus,
Das ist die hohe Müze.

Er ist im Dienste gut erprobt
Als Wach und Thürenschließer,
Als Hirt und Fischer auch gelobt
Und — als Kanonengießer.

S....l.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 19.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[307] In der Unterzeichneten ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die medizinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit,

insonderheit in Beziehung auf die Fragen:

ob die Heilkunst ihrer allgemeinen Natur nach einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig, in wiefern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip?

kritisch bearbeitet und dargestellt

von dem

Königl. Baier. Medizinal-Rath Dr. J. J. Reuss.

gr. 8. Preis 4 fl.

Inhalt.

Einleitung: Ausmittlung eines wissenschaftlichen Princips für die gesammte praktische Heilkunde.
1ste Abtheilung: kritische Darstellung des Brownischen und neuen französischen physiologischen Systems von Broussais.
2te Abtheilung: Grundsätze des controstimulistischen Systems der italienischen Aerzte; Grundsätze des homöopathischen Systems von S. Hahnemann; jedes System mit kritischen Bemerkungen; Versuch eines, nach dem aufgestellten wissenschaftlichen Princip aufzustellenden nosologischen und therapeutischen System's vom Verfasser dieses Werkes.

Stuttgart und Tübingen im August 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[108] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Synopsis Mammalium.

Auctore J. B. Fischer, med. et chir. Doctore XLVI. und 527 S. Addenda et emendanda 138 S. Index nominum synonymorumque latinorum, graecorum et barbarorum 79 S. Conspectus distributionis mammalium geographicae. 2 Bogen. 8. maj. 5 fl. 48 kr.

Je auffallender es bisher seyn mußte, daß noch kein Handbuch aufzuweisen war, welches den Kern so vieler ausgezeichneter und zum Theil in den kostbarsten Werken zerstreuter zoologischen Notizen mit Kritik gesammelt und zu einem gleichförmigen Ganzen verschmolzen, und, neben den früher beschriebenen, auch die Menge von neuen Säugthieren enthielte, welche uns die vereinten Bemühungen vieler Naturforscher seit Ende des vorigen Jahrhunderts kennen lehrten, um so werthvoller wird die Erscheinung des vorliegenden Werkes seyn.

Nach der Grundlage und dem Muster von Desmarest nur erst angefangenem Werke, enthält das Fischer'sche außer der Literatur eine Uebersicht der Ordnungen und Gattungen, nach der Methode, welcher der Verfasser sich bediente, und welche folgende sind: I. Primates. II. Chiroptera. III. Ferae. IV. Bestiae. V. Glires. VI. Bruta. VII. Belluae. VIII. Pecora. IX. Cete; dieselben sind zugleich auch charakterisirt, und die Diagnosen der darunter gehörigen Gattungen, die fossilen nicht ausgeschlossen, gegeben. Hierauf folgt eine Skizze des Linné'schen Systems nach der 12ten Ausgabe des Systema naturae und seiner sieben Ordnungen; sofort Cuvier's System mit seinen acht Ordnungen.

Den Schluß macht Illiger's Zusammenstellung nach dessen Prodromus system. Mammal. et Avium, indem zuerst die Uebersicht 15 aufgestellter Ordnungen oder Familien und zuletzt deren Diagnosen noch besonders aufgeführt werden. —

Stuttgart und Tübingen im Julius 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[291] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen ist vergangene Oster-Messe erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Annalen, neue allgemeine, politische. Herausgegeben von C. v. Rotteck, neue Folge. 2ter Jahrgang 1831. 12 Hefte. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. 1831. 4. 16 fl.

Bibliothek, ausführlicher Völker- und Staatengeschichten. Nach den bedeutendsten klassischen Werken des Auslands. 2ter Band. (Malcolm's Geschichte von Persien. 2ter Theil.) gr. 8. 2 fl. 24 kr. 3ter Band. (Mendoza Geschichte der Mauren) gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins 1831. 12 Hefte. 8. broch. 3 fl.

Freyberg, M. Freih. v., Sammlung historischer Schriften und Urkunden, geschöpft aus Handschriften 3ter Bd. 3tes Heft. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Gell, W., Probestüke von Staedte-Mauern des alten Griechenlandes. Mit 44 Steinplatten, klein Quart. 2 fl. 45 kr.

Hain, Dr. L. Repertorium bibliographicum, quo libri omnes ab arte inventa usque ad annum MD typis expressi, ord. alph. enumer. Tom II. sect. 1. gr. 8. Schreibpr. 10 fl. Druckpr. 8 fl. 48 kr.

Hesperus, eine encyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser. 1831. 4. 16 fl.

Hover, Dr. J. G., allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedener Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wich-

tigsten Erfindungen in derselben enthält. Supplement-Band mit 7 Steinabdrücken. gr. 8. 4 fl. 12 kr.

Jahrbücher, für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von einer Societät für wissenschaftliche Kritik. 1831. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger 1829. 2s Heft. 8. 1 fl. 45 kr.

Journal, polytechn., herausgegeben von Dingler. Jahrgang 1831. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Kunstblatt 1831. Herausgegeben von Dr. Ludwig Schorn. 4. 6 fl.

Lippold, J. F., neues Handbuch des verständigen Gärtners oder neue Umarbeitung des Taschenbuches des verständigen Gärtners. 1824. 1r Band mit 65 lithographirten Tafeln und 3 Tabellen gr. 8. 4 fl. 48 kr.

Literaturblatt 1831. Redigirt von Dr. Wolfgang Menzel. 4. 6 fl.

Memminger, Obersteuer-Rath v., Beschreibung des Königreichs Würtembergs. 8s Heft enthaltend die Beschreibung des Oberamts Urach. Mit einer Karte des Oberamtes, einer Ansicht von Urach und 4 Tabellen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Memoiren einer Ungenannten. gr. 8. 2 fl.

Morgenblatt, für gebildete Stände, 25r Jahrgang 1831. 4. 20 fl.

Mozin, Abbé, petit cadeau, ou nouvel A. B. C. français; nouv. edition. gr. 8. 20 kr.

Neureuther, E., Randzeichnungen zu Goethe's Romanzen und Balladen. 4s Heft. Folio 2 fl. 40 kr.

Ollmanns, J., hypsometr. Tafeln, oder Tafeln zur Bestimmung der Höhen, vermittelst des Barometers nach Laplace's Formel nebst anderen neuberechneten Reductions-Tabellen und zweckdienlicher Erläuterung. Zur Beförderung terrestrischer Höhen- und Orts-Bestimmungen. gr. 8. 54 kr.

Ritual, nach dem Geiste und den Anordnungen der katholischen Kirche, oder praktische Anleitung für katholische Seelsorger. Zur erbaulichen und lehrreichen Verwaltung ihres Amtes. — Zugleich eine Erbauungsschrift für die Gläubigen (von Freiherrn. v. Wessenberg). gr. 8. 2 fl.

Schnurrer, Dr. Fried., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethoden, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit einer Charte ihres Verbreitungsbezirks. gr. 8. broschirt 1 fl. 24 kr.

Schübler, Prof., Nachrichten über die Verhältnisse des Weinbaues in Würtemberg in den Jahren 1236—1830 8. 24 kr.

Staatsakten und Urkunden, neueste, in monatl. Heften. 19ter—22ster Band. 12 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Pfizer, P. A., Briefwechsel zweier Deutschen gr. 8. 2 fl.

Thiersch, Fr. von, Geschichte des bairischen Schulplans von 1829 und seiner Revision vom Jahre 1830. gr. 8. 1 fl.

— — — Ueber gelehrte Schulen, in besonderer Rücksicht auf Bayern 3r Bd. 3s Heft gr. 8. broch. 1 fl. 45 kr.

Ueber Würtembergs Fauna. 8. 18 kr.

Weilbrecht, C., die Jahreszeiten in Basrelief. 4 Hefte. 1s und 2s Heft Frühling und Sommer 70 Blätter. gr. Folio. 11 fl.

Zedlitz, J. Chr., der Stern von Sevilla; Trauerspiel in 5 Aufzügen. 8. Velinpapier 1 fl. 36 kr. Druckpapier 1 fl. 12 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1831. 4. 16 fl.

---

[281] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Preußen
und
die Revolutionen.
von
C. L. W. Aldefeld.
8. geh. Preis 8 gGr.

---

[285] **Anzeige für Gebildete.**

Bei Carl Focke in Leipzig sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste gesammelte Erzählungen von Friedrike Lohmann, 12r Band à 1½ Rthlr. (die ganze Sammlung kostet nun 16 Rthlr.)

Gesammelte Erzählungen von Sophie May, 11r und 12r Band à 2 Rthlr. (die, nun geschlossene, Sammlung kostet 15 Rthlr.)

Bibliothek historischer Romane und Erzählungen in Originalwerken der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Beiträgen von W. Blumenhagen, E. Gehe, L. Halirsch, C. Herloßsohn, Fr. Laun, Fr. Lohmann, W. v. Lüdemann, L. Schefer, H. Smidt, L. Storch, A. von Tromlitz u. A. m., 10r Band à 1½ Rthlr. (die ganze Sammlung kostet nun 14 Rthlr.)

Letzteres ist auch besonders unter dem Titel:

Historische Novellen und Erzählungen von Ed. Gehe à 1½ Rthlr. zu haben.

---

[286] **Kunst-Anzeige.**

Bei L. W. Wittich in Berlin ist so eben erschienen:

1) Sammlung architektonischer Entwürfe von Schinkel, 17tes Heft, enthaltend die Details des neuen Berliner Museums. Preis 3 Rthlr. Pr. Ct.
2) Desselben Werkes 18tes Heft, enthaltend Charlottenhof bei Potsdam, und das Haus des Ofenfabrikanten Feilner in Berlin. Preis 3 Rthlr. Pr. Ct.
3) Façaden von Stadt- und Landhäusern nebst architektonischen Entwürfen zur Verschönerung der Höfe, zu öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Thoren, Brücken, öffentlichen Brunnen, Grab-Monumenten, Wachtgebäuden, u. s. w. von Carl Aug. Menzel, 12tes, 13tes, 14tes Heft. Preis jeden Heftes ⅔ Rthlr. Pr. Ct.

4) Neue Kostüme auf den beiden königlichen Theatern in Berlin, unter der General-Intendantur des Herrn Grafen von Brühl, 23tes Heft, enthaltend Kostüme aus der Oper Agnes von Hohenstauffen. Preis 2½ Rthlr. Pr. Ct.

---

[297] In der Universitäts-Buchhandlung zu Königsberg ist erschienen:

Belehrung für Nichtärzte über die Verhütung der Cholera. Im Auftrage der Sanitäts-Commission zu Königsberg, von K. F. Burdach, Professor und Medicinalrath daselbst. 8. geheftet 10 gGr.

---

[293] Bei Fr. Laue in Berlin ist erschienen:

Algier und Paris im Jahre 1830 in 2 Novellen (die Aventüre und die Juliustage) von L. Rellstab.

3 Bde. 66 Bogen. 8. broch. 4½ Rthlr.

Diese beiden Novellen gründen sich auf denkwürdige Ereignisse des vorigen Jahres, deren Folgen noch jetzt Europa bewegen. Sie stehen durch die darinn auftretenden Personen unter sich im innigsten Zusammenhange so daß sie ein Ganzes, jedoch in zweien für sich organisch gegliederten Hälften, bilden. Sie sind durchaus auf bekannte historische Thatsachen gestützt und empfehlen sich demnach, außer durch ihren ästhetischen Werth, zugleich als ein treues Gemälde jener großen Begebenheit.

---

[292] In der Richterschen Buchhandlung in Zwickau ist so eben erschienen:

Reinhards, Dr. F. V., Stimme an unsre Zeit: „Nur ein tugendhaftes Volk kann ein glückliches seyn!" und: „Der Wahrheit ist nichts mit schüchternen Freunden gedient!"

Zwei noch ungedruckte Predigten, herausg. von Pastor F. L. Haas. broch. 4 Gr.

Tableau der großen Juliuswoche in Paris des Jahres 1830. Aus dem Französischen des Dr. Hermes, von Johann Sporschil. 4 Gr.

Nordlicht, Rede eines Alten von Adel an mehrere junge Adelige unserer Zeit. Preis 1 Gr. 6 Hlr.

---

[295] Bei Schuberth und Niemeyer, in Hamburg und Itzehoe, erscheint:

Allgemeines Lieder- und Commersbuch, enthaltend:

Gesellschafts-, Trink-, Burschen-, Kriegs- und Volkslieder, Vaterlandsgesänge ꝛc.,

Mit Melodieen und Clavierbegleitung von Albert Methfessel. Vierte verbesserte und sehr vermehrte Auflage, mit dem Portrait des Herausgebers.

Das Werk, in vier unzertrennlichen Lieferungen, jede zu 8 gGr., wird nach sechs Monaten spätestens im Druck beendigt, und tritt dann ein höherer Ladenpreis ein. Sammler erhalten auf sechs Exemplare ein siebentes frei.

Indem wir diese vierte Auflage hiermit anzeigen, sprechen wir zugleich das Urtheil des deutschen Publikums über die Trefflichkeit des Werkes aus, das durch die allgemeinste Verbreitung die reichste Anerkennung gefunden. In einem kleinen Raum zusammengedrängt, wird hier eine Quintessenz deutscher Lieder gegeben, welche besonders heitere und erhebende Beziehung des Lebens berühren. Alle frohe Gesellschaften, jeder häusliche Kreis und der Stand der Krieger — alle finden hier, was ihnen zusagt, und wie das Werk schon bisher ein vielbegehrtes war, so wird diese neue Auflage noch weit mehr Eingang finden, da, nebst der inneren Verbesserung, auch ein wahrhaft schönes Aeußere das Ganze empfiehlt.

Die 1ste und 2te Lieferung ist an alle Buch- und Musikalienhandlungen versandt.

---

[219] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. Friedr. Sylv. Kerstein's vollständige praktische Anleitung zur

Zinnprobirkunst.

Oder gründlicher Unterricht in der Kunst, die Legirungen des Zinnes mit Blei, Zink, Wismuth, Antimonium, Kupfer, Eisen und Arsenik zu probiren, d. h. nicht allein auszumitteln, aus welchen Metallen solche Compositionen bestehen, sondern auch wie viel von jedem darin enthalten ist; verbunden mit der Beschreibung der chemischen Eigenschaften des Zinnes, der Zusammensetzung der in den Künsten angewandten Legirungen desselben und den beim Probiren vorkommenden chemischen Arbeiten. Mit mehreren Tabellen. Ein Handbuch für alle Metallarbeiter, Künstler und Fabrikanten, welche zu ihren Arbeiten des Zinnes und seiner Compositionen bedürfen, als Zinnarbeiter, Weißgießer, Kupfer-, Messing- und Eisenverzinner, Stück- und Glockengießer, Färber, Zinn- und Zinnwaarenhändler u. s. w., so wie auch für chemische Laboranten, Polizei- und Gesundheitsbehörden. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 12 Gr.

---

[301] Im Verlag von August Lehnhold in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden und in Stuttgart bei Loeflund und Sohn zu haben:

Friedr. Aug. Wolf's Vorlesungen über die Alterthumswissenschaft herausgegeben von J. D. Gürtler, Diac. in Goldberg in Schlesien.

1ster Band, a. u. d. Titel: Vorlesung über die Encyclopaedie der Alterthumswissenschaft. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 18 Gr.

2ter Band, a. u. d. Titel: Vorlesung über die Geschichte der griechischen Litteratur. gr. 8. 1831. 1 Thlr. 18 Gr.

[268] **Verzeichniß**

von alten, raren und fast als noch neu und ungebraucht zu achtenden Werken, welche mir Endesunterschriebenem, von den Erben des verstorbenen Besizers zum baar Verkauf übersand worden sind; die Probebände davon sind in meiner Buchhandlung niedergelegt, und können da eingesehen werden, die dafür auf das Genaueste bestimmten Preise sind dabei bemerkt. Von auswärtigen Liebhabern nehme ich auf Franco-Briefe Aufträge gegen Einsendung der baaren Summe dafür an.

Leipzig. Ende July 1831.

Franz Köhler jun., Buchhändler.

1) Historie, allgemeine, der Reisen zu Wasser und zu Lande, oder Sammlung aller Reisebeschreibungen in Europa, Asia, Afrika, Amerika, mit mehr als 700 saubern Kupfern, Land- und Seekarten, 21 Bände in gr. 4. in sauberm und sehr gut gehaltenem schweinsledernen Einbande. Leipzig und Amsterdam bei Arkßen und Merkus 1747 — 1774 für den billigen Preis von 40 Rthlr. als damaligen Pränum.-Preis, der nachherige Ladenpreis war 84 Rthlr.

2) Geschichte der Seereisen im Südmeer, welche auf Befehl Sr. Grosbrit. Majestät in den Jahren 1767 — 1773 unternommen wurden, von dem Commodore Byron und den Capitains Wallis, Cortant, Crok, aus den Tagebüchern der Befehlshaber und den Handschriften John Bancks, in 3 großen Quart-Bänden, verfaßt von Hawkesworth, aus dem Englischen von J. Fr. Schiller, mit vielen schönen sowohl gezeichneten, als von Dr. Berger sauber in Kupfer gestochenen Kupfern, und einer Menge See- und Landkarten, in ganz Franz-Band gebunden. Berlin, bei Haude und Spener 1774. Der Ladenpreis war 18 Rthlr. und wird gegen baar für den äußerst billigen Preis von 9 Rthlr. erlassen.

3) Horazens Oden übersetzt, und mit (reichhaltigen) Anmerkungen erläutert vom K. W. Rammler, 1800 gr. 8., 2 Bände auf englisch Velinpapier, und in ½ Engl. sehr eleganten Einband u. Titel, eine Prachtausgabe! Der Preis für dieses, gewiß noch einzige Exempl. in dieser Ausgabe ist 9 Rthlr. Diese Oden (aber blos die Oden) sind 1825 in klein 8. wieder (aber ohne die reichhaltigen Anmerkungen) gedruckt worden.

4) Winkelmanns J. J. sämmtliche Werke über Kunst und Alterthum, 8 Bde. gr. 8. Cartonirt, auf bestes Velinpapier, mit vielen (63) Kupfern, ganz neu bearbeitet von Meyer, Fernow, Schulz, Sibillis. Der Pränumerationspreis war für diese Ausgabe 32 Rthlr. und wird jezo erlaßen für 20 Rthlr.

---

[300] Anerkannt zweckmäßige

Hülfsmittel

zur Erlernung der deutschen, französischen, italienischen und englischen Sprache. Verlag von Carl Fr. Amelang in Berlin und durch sämmtliche Buchhandlungen zu haben:

Artaud, L., Nouveau Recueil de Fables et de morceaux choisis des meilleurs poëtes françois, avec des remarques grammaticales etc. 8. ½ Thlr. — Burckhardt, complete Pocket-Dictionary. 2½ Thlr. — Burckhardt, der kleine Engländer. ½ Thlr. — Burckhardt, Prakt. Engl. Grammatik für Schulen und Privatunterricht. 2 Thlr. — Ise, der kleine Franzos. 3te Auflage. ½ Thlr. — Ise, der kleine Italiener. ⅙ Thlr. — Isé, faßlicher Unterricht in der französischen Sprache. ½ Thlr. — Ise, Anleitung und Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. ½ Thlr. — Jeß, Dr. J. M., Erklärendes Wörterbuch zu Shakspeare's plays. 1½ Thlr. — Ponge, Manuel de langue française à l'usage des écoles. 2 Tomes. à ½ Thlr. — Rollin, Dictionnaire de poche. 1½ Thlr. — Schöler, A new Grammar of the German Tongue. 1 Thlr. — Valentini, Dr., Dizionario portatile. 2 Vols. 3 Thlr. — Valentini, Italienische Grammatik für Deutsche. 2½ Thlr. — Vollbeding's Verdeutschungswörterbuch. 3te Auflage. 1½ Thlr. — Vollbeding's neuer gemeinnützlicher Briefsteller. 6te Aufl. ½ Thlr. — Vollbeding's kleine theoret.-prakt. deutsche Sprachlehre ¼ Thlr.

---

[308] Im Verlage von F. C. Löflund und Sohn in Stuttgart ist erschienen:

Populäre Botanik oder faßliche Anleitung zur Kenntniß der Gewächse ꝛc. ꝛc. Von Professor M. Ch. F. Hochstetter zu Eßlingen. 2 Theile mit 328 unter Leitung des Verfassers gezeichneten Abbildungen auf 3 schwarzen und 28 sorgfältig gemalten Tafeln. gr. 8. Preis 7 fl. 12 kr. oder 4 Rthlr. 12 gGr.

Poppe, Dr. J. H. M., technologische Bildergallerie ꝛc. ꝛc. Nach dem jezigen Zustande der technischen Gewerbe für Jung und Alt, besonders auch für Lehrer in Schulen bearbeitet. Mit 40 Steindrucktafeln gr. 8. 1831. Preis 3 fl. 54 kr. oder 2 Rthlr. 4 Gr.

---

[315] Dr. E. Schmalz, XIX. Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes, congestae, nec non explicatione praeditae. gr. 4.

sind so eben erschienen und für 2 Thlr. 12 Gr. zu bekommen.

Dresden, im Junius 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

№. 212.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. September 1831.

Ergänzt mit den Gedanken unsre Mängel,
Zerlegt in tausend Theile Einen Mann
Und schaffet eingebild'te Heereskraft. —
Verkürzet das Ereigniß manches Jahrs
Zum Stundenglase. Daß ich dieß verrichte,
Nehmt mich zum Chorus an für die Geschichte,
Der als Prolog euch bittet um Geduld:
Hört denn und richtet unser Stück mit Huld.

Shakespeare.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs,

historisch-dramatisches Gemälde in sechs Abtheilungen, frei nach Alexander Dumas bearbeitet von
Theodor v. Haupt.
1831.

Unter den Freiheiten, welche vom Pariser Volke im Juli des verflossenen Jahrs errungen worden sind, ist wenigstens Eine, über deren Früchte es sich noch nicht zu beklagen gehabt hat, weil sie ihm unmittelbaren, reichlichen Genuß bot, die Theaterfreiheit, die Aufhebung der dramatischen Censur. Es ist bekannt, daß sich in Folge dieser Freiheit, neben andern politischen Figuren, bald Napoleons in Menge, in größerem oder kleinerem Maaßstab, über die Bühne bewegt haben. Es ist wohl das erste Mal in der neuern Geschichte, daß ein Stück des großen Weltdramas, das sich vor Kurzem erst zum Akte abschloß, vor einem Publikum, das größtentheils diese Epoche mitgelebt hat, dramatisch abrollt; daß ein Held, dem die Mehrzahl der lebenden Generation die Liebe oder den Haß der Zeitgenossen weiht, als dramatische Person zu den Eltern, den Kindern seiner Krieger, zu seinen Kriegern selbst spricht. Schon darum sind diese Produkte der französischen Literatur, ihr poetischer Werth mag sonst seyn, welcher er will, sehr interessant und der Beachtung werth.

Dasjenige dieser Stücke, welches das größte Glück gemacht hat, liegt in einer deutschen Bearbeitung vor uns, und wir stehen nicht an, es größtentheils den Lesern mitzutheilen, obgleich wir ihnen damit kaum einen Schattenriß des Gemäldes zu bieten haben, das die Pariser entzückte; denn natürlich müssen bei dem Stück, ist es gleich das Werk eines talentvollen Mannes, Dekorationen, Kostüme und Gewehrfeuer das Beste thun. Wir glauben indessen, daß sich so ziemlich alle Klassen von Lesern dabei unterhalten werden. Wer Napoleon, als seinen wahren Helden, im Herzen trägt, genießt ohne Kritik; wem der seltsam antike Styl des großen Manns, der Bombast von Ehre und Ruhm, die oft wunderliche Anwendung des Wortes Freiheit, wem das ganze Arsenal französischer Rhetorik nicht behagt, liest sich das Stück als Parodie und belustigt sich dabei; wem aus irgend einem Grunde der ehemalige Artillerielieutenant, sammt seinen Marschällen, die so verzweifelt rasch den Patrontaschenriemen mit dem großen Band vertauscht haben, fatal ist, dem thut das Gefühl wohl, daß es sich von etwas Vergangenem und nie Wiederkehrenden handelt; am besten unterhält sich, wer Lust hat, die Textur dieses französischen Theater-Napoleons mit den historisch-dramatischen Auffassungen der Deutschen und Britten etwas sorgfältiger zu vergleichen, und wenn er hofft, daß aus diesem Menstruum einst der Shakespeare der französisch-romantischen Schule den Krystall des ächten Napoleonischen Dramas abdampfen wird, so hofft er etwas, wozu bis jezt noch gar keine Aussicht, was aber für den Augenblick gar nicht möglich ist.

Erste Abtheilung.

Toulon. — 1793.

Das Innere einer Redoute. Durch die mit Kanonen besezten Schießscharten erblickt man Toulon. Im Hintergrunde eine Felsenkette mit den echelonnirten Forts Lartigues, Saint-Antoine und Faron.

Erste Scene.

Soldaten an der Erde gelagert. — Beim Aufziehen des Vorhanges wird ein Wachposten durch einen Lothringer Rekruten abgelöst.

Lothringer. Die Consigne?

Wachposten. Niemand durch die Werke gelassen; Achtung auf den Weg von Toulon nach Marseille.

Lothringer. Parole?

Wachposten. Toulon et liberté!

Lothringer. Gut. (Die Ablösung entfernt sich.) He! So hört doch! (Die Ablösung kommt zurück.) Wie hieß es?

Wachposten. Toulon et liberté!

Lothringer. Alle, die so antworten, passiren?

Wachposten. Passiren.

Lothringer. Schon gut, schon gut! (Er wiederholt im Auf- und Abgehen beständig: „Toulon et liberté!") Kommt nur, kommt! (Er singt halblaut die Marseillaise.)

Junot. (Ist bei des Lothringers erster Strophe aufgesprungen, ihm gefolgt und tritt, als er sich eben umkehrt, ihm entgegen.) He da, Bürger, dein Name.

Lothringer. Lothringer; denn ich bin aus Lothringen.

Junot. Weißt du was, Bürger Lothringer? Nach der Ablösung in Arrest!

Lothringer. Und warum?

Junot. Weil man unter'm Gewehr nicht singt.

Lothringer. Schon gut; ein andermal geschieht's nicht wieder.

Zweite Scene.

Die Vorigen, Bonaparte.

Bonaparte. (Im Eintreten zu Junot.) Du läßt mir melden, es wolle kein Artillerist meine Batterie mehr bedienen?

Junot. Fort Mulgrave ist ja nur hundert zwanzig Toisen entfernt, und bei der lezten Attaque blieben von achtzig Artilleristen siebzig. (Eine Kanonenkugel schmettert Baumzweige herab, die zu Bonapartes Füßen niederfallen.) Schießen sie nicht gerade wie nach der Scheibe?

Bonaparte. Du hättest Freiwillige auffordern sollen.

Junot. Ist geschehen; aber keiner wollte.

Bonaparte. So, so! Sergeant, schreib auf dieß Papier mit großen Buchstaben: „Batterie des hommes sans peur." (Eine Kanonenkugel schlägt in die Brüstung und überdeckt den schreibenden Sergeanten mit Sand.)

Junot. (Sein Papier abschüttelnd.) Ha! ha! Nun braucht's keinen Sand!

Bonaparte. Dein Name?

Junot. Junot.

Bonaparte. Bleibt unvergessen.

Lothringer. Qui vive?

Junot. Tölpel, siehst du nicht? 's ist der General en chef mit den Volksrepräsentanten.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Madame Dupin war die Großmutter des jezt in Frankreich wohlbekannten Charles Dupin. Sie hatte einen steinreichen fermier général geheirathet. Rousseau war der Sekretär dieser Dame, die ein schöner Geist seyn wollte, und machte dabei den Mentor und Freund ihres Sohns Dupin de Franceuil. Jean-Jacques, der das weibliche Herz trefflich, die Damen der Pariser Gesellschaft aber wenig kannte, behauptete, Madame Dupin sey von ihren drei Schwestern die tugendhafteste und vorwurfsfreiste, der keine Verirrung nachgesagt werden könne. Andere, die sie genau kannten, waren nicht dieser Meinung. So schrieb unter andern Lord Chesterfield an seinen Sohn in Paris: „Ich rathe Dir, mit Madame Dupin anzufangen, denn sie ist noch schön, schöner als es ein junger Maulaffe, wie Du, verlangen kann; sie ist in einem Alter, wo die Frauen nicht mehr ganz freie Wahl bei ihren Liebschaften haben, und ich bin überzeugt, daß sie Deine Anträge nicht von der Hand weisen würde. Wenn der Platz auch in diesem Augenblick besezt seyn sollte, so sey doch überzeugt, daß Du ihn in einiger Zeit einnehmen kannst." So schrieb in der damaligen großen Welt ein Vater an seinen Sohn! Man sollte glauben, es spräche ein Kuppler zu dem andern. Madame Dupin gab alle Wochen ein Diner und vereinigte da ausgezeichnete Gelehrte und Schriftsteller. Da sah man Buffon, Mairan, Fontenelle und andere. Grimm behauptet in seiner Korrespondenz, Rousseau sey nicht zu diesen Diners gezogen worden. Es ist möglich, aber dieß beweißt nichts gegen ihn, sondern nur gegen Madame Dupin. Diese Behauptung ist jedoch aus mehreren Gründen unwahrscheinlich. Ehe Jean-Jacques in das Haus dieser Dame kam, hatte er sich schon in der Literatur bekannt gemacht; mehrere Freunde des Dupin'schen Hauses, unter andern Mairan, hielten ihn sehr hoch. Dieser Literator hatte bei der Akademie der Wissenschaften über Rousseaus neue Art, die Musik zu schreiben, einen so günstigen Bericht abgestattet, daß diese ihm ihr Lob aussprach. Sein erstes Auftreten bei der Dupin macht auch die Grimm'sche

Behauptung unwahrscheinlich, wiewohl sie Marmontel bestätigt. Er wurde von dem Jesuiten Castel bei der Dame eingeführt, und seine Schrift über die Musik hatte ihr so wohl gefallen, daß sie den Verfasser sehr freundlich aufnahm, zu Tisch behielt und ihm da seinen Platz neben sich anwies. Aus unsern frühern Darstellungen ersieht man auch, wie wenig Grimm und Marmontel zu glauben ist, wenn sie über Jean-Jacques sprechen.

Dupin de Franceuil führte Rousseau bei der Madame d'Epinay ein. Damals war sie noch liebenswürdig, gut, sanft, geistreich und zuverläßig. Später verdarb sie aber ihr Mann durch seine Ausschweifungen, dazu kam noch Grimms genauer Umgang und eine Mademoiselle Ette, eine abgefeimte, boshafte Person ohne alle Grundsätze. So lange sie lebte, hielt nur ihr Rang in der Gesellschaft die Zungen im Zaum, und sie galt blos für eine zweideutige Frau. Nach ihrem Tode erschienen ihre Memoiren, die alles unzweifelhaft machen. Man muß den Muth bewundern, womit sich die Verfasserin dem Urtheil der Welt Preis gibt. Diese Memoiren sind weibliche Konfessionen. Rousseau hat viel Briefe und Billets mit dieser Dame gewechselt; die mehrsten enthalten jedoch nur Komplimente und Freundschaftsversicherungen. Jean-Jacques führte Grimm bei Frau von Epinay ein, und zum Dank dafür bemühte sich dieser, ihn aus ihrem Wohlwollen zu verdrängen, und war entsetzlich neidisch darüber, wenn sie ihm noch Anhänglichkeit zeigte. Es kam dem geschminkten deutschen Baron nicht einmal auf Lügen an, wenn sie seinen Zweck fördern konnten. Frau von Epinay drang in Rousseau, ein kleines Haus zu beziehen, das sie im Wald von Montmorency besaß. Er nahm dieß Asyl, Hermitage genannt, unter Bedingungen an, blieb aber nicht lange da, sondern verließ es, als er sich mit Frau von Epinay überworfen hatte.

Von der Hermitage aus besuchte Rousseau häufig eine Frau, die eine bedeutende Rolle in seinem Leben spielt, und wohl seine tiefste und würdigste Liebe gewesen ist. Ich meine die Gräfin Houdetot. Als ihr Mann sie heirathete, liebte er leidenschaftlich eine andere, mit der er sich aber nicht verbinden konnte. Diese starb erst 1793, vierzig Jahre nach seiner Verehelichung, in seinen Armen. Auch Frau von Houdetot fühlte nur Achtung für ihren Mann. Als seine Geliebte todt war, fühlte er, es sey zu spät, seine Frau zu lieben. Ohne Eifersucht und Unwillen hatte er früher ihre Neigung für einen andern entstehen sehen und ihr nichts in den Weg gelegt, denn er fühlte wohl, daß er kein Recht auf ihre Liebe und Treue habe. Eine Freundin der Houdetot, die Marschallin Auberre, bemerkte ihre beginnende Neigung für Saint Lambert und machte ihr Vorstellungen darüber. Frau von Houdetot änderte aber nichts in der Sache selbst, sondern war nur vorsichtiger. Als endlich die Marschallin auch den Grafen darauf aufmerksam machte, antwortete dieser: „Ich bin nicht berechtigt, von Frau von Houdetot mehr als Anstand in ihrem Betragen zu fordern." Der Graf, seine Frau und Saint-Lambert erreichten alle drei ein sehr hohes Alter. Der Liebhaber war immer voll Launen und lächerlicher Eifersucht, schalt und zankte bei jeder Gelegenheit; der Graf hingegen war voll Artigkeit und Aufmerksamkeit gegen seine Frau, und wer ihr Benehmen gegen Beide sah, hätte leicht den Liebhaber für den Ehemann und den Ehemann für den Liebhaber nehmen können. Frau v. Haudetot hatte selbst Geist und Talente genug, um einen Namen zu haben, auch ohne Jean-Jacques Leidenschaft für sie. Diese Liebe begann 1757. Im Sommer dieses Jahres sah man sich oft, denn zwischen Eaubonne und der Hermitage war ein lebhafter Verkehr. Er dauerte aber nicht lange, denn Rousseau überwarf sich in diesem Jahre mit Mad. Epinay und verließ Knall und Fall die Hermitage. Seit dieser Zeit sah er Frau v. Houdetot auch nur noch einmal oder zweimal. Seine Liebe zu ihr war von ganz sonderbarer Art. Gewöhnlich verschönert die Liebe; dies war aber bei Jean-Jacques nicht der Fall; er schildert seine Geliebte ganz, wie sie war, in geistiger Beziehung eher zu ihrem Nachtheil und nicht ganz gerecht. „Ihr Gesicht," sagt er in den Confessionen, „war blatternarbig und sie hatte keine feine Haut; sie war kurzsichtig und ihre Augen waren etwas zu rund." So spricht man gewöhnlich nicht von einer Geliebten, an der man leidenschaftlich hängt. So viel ist gewiß, er liebte Sophien nicht wegen ihrer Schönheit. Da, wo er von ihrem Geist spricht, bleibt er offenbar unter der Wahrheit und läßt nur den Eigenschaften ihres Herzens Gerechtigkeit widerfahren. „Sie hatte — weiter sagt er nichts — viel natürlichen und angenehmen Verstand. Sie war voll Witz, den sie jedoch nicht suchte und der zu Zeiten wider ihren Willen kam."

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

Die Reise der Freiheit. Scribes neue Stücke.

Für die Schauspiele ist gegenwärtig eine merkwürdige Zeit in Paris. Kein Zwang hindert den Aufflug der Theaterdichter; sie können Alles in ihren Bereich ziehen, wenn sie das Publikum belustigen, und selbst die Politik, die lange ausgeschlossen blieb, zu einem dramatischen Stücke benutzen. Daher sieht man auf den kleinern Theatern eine Menge politischer Stücke angekündigt; sogar das so berüchtigt gewordene Regierungssystem des juste milieu hat einem beißenden Vaudeville zum Titel und zur Zielscheibe gedient. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht ein kleines Stück, „die Reise

der Freiheit.“ welches die auffallendsten Bewegungen der Völker seit Juli 1830 darstellen soll, und daher in verschiedene Handlungen oder Gemälde getheilt ist. Das erste stellt die berühmte Pariser Revolution vor, als Anfang der unabsehbaren Reihe großer Volksbewegungen in Europa. Diesem folgt das Gemälde der Brüsseler Revolution, dann als drittes Gemälde die Warschauer. Diesem ist als vierte Handlung der Anblick von Paris im Juli 1831 beigegeben. Wer weiß, ob das Schicksal nicht noch einige andere Weltbegebenheiten verborgen hält, die jenen Gemälden künftighin angereiht werden können. Jede Handlung ist voll von patriotischen Liedern, welche manchmal zwei- bis dreimal wiederholt werden müssen. Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß alle, auf Polens Schicksal sich beziehenden und die Theilnahme des Volks für dieses unglückliche Land in Anspruch nehmenden Lieder diese Auszeichnung erhalten. Ich habe einmal das Publikum viermal dasselbe Lied verlangen hören. Bei den zwanzig ersten Vorstellungen gab die Direktion dem Volke, besonders den Handwerkern, eine Menge Pläze frei; es war sehr interessant, zu sehen, welch lebhaften Antheil diese Menschen an der Handlung und an den im Stücke geäußerten Empfindungen nahmen, und wie unbändig sie die patriotischen Aeußerungen beklatschten. Man scheint es im übrigen Europa nicht zu bemerken, wie hoch jezt in Paris durch alle Umstände die patriotischen Gesinnungen des Volks gesteigert werden, und welche Kraft dieser immer wachsende Patriotismus in die Wagschale werfen wird, wenn die Franzosen einmal mit andern, durch Eigenmacht gelähmten Völkern zusammentreffen sollten. Auch Scribes „Vormals, während und jezt“ wird nun mit einigem Beifall wieder gegeben. Vor anderthalb Jahren schien der Bourbonschen Regierung dieses Stück gefährlich, und die Darstellungen desselben mußten unterbrochen werden. Jezt hat der Dichter die Farben verstärkt, weil das Stück sonst zu schwach geschienen hätte, besonders was die Schilderung der Armseligkeiten der vorrevolutionären Zeit betrifft. Wahrscheinlich ist aber dieses Stück kein von Scribe selbst erfundenes, sondern von irgend einem seiner Gehülfen angelegtes, von ihm durchgesehenes und mit Wiz bereichertes Stück; denn Politik ist sein Fach nicht, sein heiterer Geist schwebt in lustigern Regionen. Das bezeugen zwei neue Stücke, eine Operette und ein Ballet, „der Zaubertrank“ und „die Schwelgernacht,“ die von ihm jezt an der großen Oper gegeben werden. Das erste ist ein Stück in dem Geschmacke von Rousseaus „Dorfwahrsager,“ aber mit mehr Geist geschrieben. Man hat es auf eine komische Art bei einem der kleinen Vaudevilletheater parodirt; auch hier wird ein Zaubertrank angeschafft, um in den Augen der Geliebten recht liebenswürdig zu scheinen. Der vorgebliche Zaubertrank ist aber nichts weiter als Champagnerwein; er begeistert den Trinker und macht ihn liebenswürdig; ein Nebenbuhler erfährt das Geheimniß des Trankes und trinkt doppelt so viel, als der erste. Dadurch wird er betrunken und erscheint dummer und unerträglicher, als zuvor, so daß der erste Liebestrank doch zulezt den Sieg behält. Diese Posse ist nicht übel ausgeführt. In dem Ballette, „die Schwelgernacht,“ hat man Scribes Gewandtheit, einen schlüpfrigen Gegenstand auf eine zarte, aber kühne Art zu behandeln, wieder erkannt; übrigens war derselbe Gegenstand schon in der Operette Leocadie von einem andern behandelt worden. Das Stück beweist auch, mit welcher Leichtigkeit und Geschmeidigkeit Scribe alle möglichen Stoffe zum Vergnügen der Schaulustigen bearbeitet. Man könnte ihn den Maitre et fournisseur de plaisirs der Pariser nennen, denn Niemand sorgt so emsig und mit so viel Erfolg für ihre Belustigung.

(Die Fortsezung folgt.)

Kahira. Mai.

(Fortsezung.)

Das Mauser. Ankunft in Kahira.

Sogar das Vieh glaubt man, könne von einem bösen Auge beschädigt werden; man pflegt daher als Talisman einen Zweig von einem Dattelbaume stets im Stalle zu haben; den Pferden hängen viele einen blauen, seidenen Kinderschuh an den Hals. Man erzählte mir, unlängst habe ein Bauer in einem Dorfe in der Nähe von einem Heiligen einen Talisman gegen giftige Kräuter für sein Pferd verlangt; der Heilige verkaufte ihm ein beschriebenes Stückchen Pergament; der Bauer ließ es in rothes Leder einfassen, hing es, um es zu probiren, seinem alten Esel an und gab ihm eine giftige Pflanze zu fressen. Natürlich fand er bald seinen Esel todt hingestreckt; er nahm ihm nun sein Schuzmittel ab, eilte zum Heiligen und schimpfte und lästerte ihn so lange, bis er ihm sein Geld wiedergab und den Werth des Esels ersezte.

Ich kehre zum Nil zurück und zwar, ein paar Stunden von Kahira, dahin, wo man die Pyramiden, die in der Ferne natürlichen Hügeln gleichen und die man bei heiterem Himmel schon 10 — 12 Stunden weit erblickt, ganz in der Nähe glaubt. Von dem Orte an, wo der Damiettesche Nilzweig sich von dem Rosetteschen trennt, bis in die Stadt wird die Aussicht immer schöner und reizender. Obschon die Erndte schon vorüber war, da hier das Korn im Monat April geschnitten wird, so waren doch die Ufer durchaus grün, weil in der Nähe der Hauptstadt der Boden fleißiger gebaut und bewässert wird, und das Land weithin mit Gärten, prächtigen Landhäusern und unzähligen ansehnlichen Dörfern bedeckt ist, so daß man hier zum erstenmale das alte, paradiesische Egypten in herrlicher Blüthe wiederfindet. Besonders angenehm ist die Umgebung von Schubra, einem Dorf am Ufer des Nils, eine Stunde von Kahira. Hier befindet sich mitten unter den Mooshütten der große Pallast des Pascha mit einem prächtigen Garten, den ich in meinem nächsten Briefe näher beschreiben werde. Von hier führt eine vor Kurzem angelegte Allee in die Stadt; auf halbem Wege befindet sich ein arabisches Kaffeehaus, das jeden Sonntag von Europäern wimmelt. Man darf aber hier nicht mit den Effekten aussteigen, sondern eine Stunde weiter in Bulak, wo das Zollhaus sich befindet. Hier langten wir mit Sonnenuntergang am dritten Tage nach unserer Abreise von Rosette an. Sobald wir ans Land kamen, fanden wir zwei Esel, die uns in einer Viertelstunde nach Kahira brachten. Die Hize war so groß, daß ich beinahe in Ohnmacht fiel; dabei war der Staub so lästig, daß ich meine Augen kaum öffnen konnte. Ich litt in den ersten Tagen so außerordentlich an Kopfschmerzen, daß ich befürchtete, nicht lange hier bleiben zu können. Doch jezt befinde ich mich so wohl als in Alexandrien, und leide von der Hize nicht mehr, als in Deutschland, obgleich wir manche Tage über 30 Grad Wärme haben. Ich ließ mich in das europäische Wirthshaus bringen, wo man noch schlechter und theurer lebt als in Alexandrien, obschon hier alles sehr wohlfeil ist. Besonders gut sind die hiesigen Gurken und Melonen; auch die Nilfische sind sehr schmackhaft, so daß ich es den armen Israeliten nicht verargen kann, wenn sie sich bei ihrem ewigen Man oft darnach sehnten. Was den Man betrifft, so weiß man schon längst, wie es mit diesem Wunder steht; ich selbst habe hier bei einem Reisenden, der aus der Wüste kam, welches gesehen und gegessen. Um nichts größer ist das Wunder mit den Wachteln, da zu gewissen Jahreszeiten Züge von hunderttausenden in diesen Gegenden gar nicht selten sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 213.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. September 1831.

Ich sahe, wie vom lauten Chor
Die Weltburg widerhallte,
Und bald aus ihrem Doppelthor
Ein langer Kreuzzug wallte,
Der sich durch Länder wälzend fort,
Zu wachsen schien von Ort zu Ort.

Rükert.

Die Kreuzzüge und die Poesie der Troubadours.

In Zeiten sittlicher und politischer Umgestaltung ist eines der interessantesten Verhältnisse das Verhalten der Poesie zu jenen Stürmen der Außenwelt. Je nach dem Geiste der Poesie und der Zeit wird jene von lezterer gehoben oder niedergedrückt. Wie bei uns in den lezten vierzig Jahren Poesie und Zeitgeist mit einander ausgekommen sind, ist bekannt, wie sich unsere Zeit in der Zukunft poetisch gestalten wird, wissen wir nicht; so viel ist aber wohl gewiß, daß es noch lange dauern möchte, bis unser Zeitalter ein eigentlich poetisches wird. Das Zeitalter der Kreuzzüge war ein poetisches; sehen wir, wie sich namentlich die Poesie der Troubadours zu dem Geiste verhielt, der damals in der Welt gährte; vielleicht daß, bei aller Verschiedenheit zwischen damals und jezt, der Leser Gelegenheit findet, eine oder die andere interessante Parallele zu ziehen.

Der Geist heiligen Eifers, der die Völker Europas zu verschiedenen Malen in die Ebenen Syriens trieb, mußte nothwendig auf die Poesie der Troubadours bedeutenden Einfluß äußern.

Sie waren gewöhnt, nur von angenehmen, weltlichen, profanen Dingen, von Liebe und ritterlichen Thaten zu singen, und da sie jezt anfingen, in ihre Gesänge die strengen, mystischen Ideen, die von der Kanzel herab alle Gläubigen zur Befreiung der heiligen Stadt aufriefen, einfließen zu lassen, war ihre Verlegenheit nicht geringe. Da sie die Galanterie, wogegen die Prediger eiferten, aus ihren Liedern nicht verbannen wollten, noch konnten, so versuchten sie es, zwei Reihen von Vorstellungen, die sich schlecht mit einander vertragen, zu verschmelzen. Diesen Versuch machten sie indessen erst spät, und sie scheinen sich dem Strome der Zeit erst überlassen zu haben, als es ihnen nicht mehr möglich war, sich dagegen zu stemmen.

Während des ersten Kreuzzugs blieben sie stumm. Es gibt aus dieser Zeit nur Ein lyrisches Gedicht, das den heiligen Feldzug zum Gegenstande hat, und dieses Stück, das wir noch dazu blos dem Namen nach kennen, gehört nicht der Provence an: es ist dieß der Chant du passage, von einem lombardischen Dichter; dieses Gedicht soll auf die Begeisterung der italienischen Kreuzfahrer großen Einfluß gehabt haben.

Nun kam der zweite, vom heil. Bernhard gepredigte Kreuzzug. Der Eifer der Gläubigen, das Kreuz zu nehmen, war um nichts geringer als beim ersten Zug. Ludwig VII., König von Frankreich, nahm das Kreuz; ihn begleiteten die meisten seiner Barone, unter ihnen Raimond V., Graf von Toulouse, der einen großen Theil des Südens mit sich riß. Auch dießmal noch blieben die Troubadours still, und der religiöse Eifer der glänzenden provencalischen Herrn, bei denen sie bisher so bequem und lustig gelebt, entlockte ihren Saiten kein Lied des Preises und der Ermunterung. Ein einziges Stück in der lyrischen Sammlung der Troubadours bezieht sich auf den zweiten Kreuzzug und ist ein ziemlich ecker Kommentar

zu der folgenden Stelle aus einem Briefe St. Bernhards an Pabst Eugen: „Dörfer und Schlösser liegen verödet; kaum kommt ein Mann auf sieben Weiber; überall sieht man nichts als Wittwen, deren Männer noch am Leben sind.“ Der Poet läßt eine junge Wittwe der Art am Rande einer Quelle sich ihrem Schmerz hingeben; sie beklagt sich etwas bitter bei Christus über ihren gezwungenen Wittwenstand; sie beklagt sich, daß er, weil er sein Grab in den Händen der Ungläubigen lasse, Schuld sey an ihres Ritters Abwesenheit. Dieses interessante Stück beweist, wie verdrießlich den Troubadours der allgemeine Hang der Gemüther zu religiösen Gegenständen war, der jedem lustigen Zeitvertreib ein Ende gemacht hatte.

Beim dritten Kreuzzug aber ging es nicht wie bei den beiden ersten: die Troubadours nahmen mit ihren Gesängen thätigen Antheil an den Rüstungen zu diesem neuen Zuge. Er wurde aber auch just zu der Zeit unternommen, wo ihre Schule in der höchsten Blüthe stand, wo der Wetteifer unter diesen Sängerdichtern sich aufs Höchste gesteigert hatte; auch darf man nicht vergessen, daß die Häupter des neuen Kreuzzuges, Kaiser Friedrich Barbarossa und Richard Löwenherz, eines hohen, glänzenden Rufes genossen und alle poetischen Gemüther der Provence für sie begeistert waren. Philipp August von Frankreich war zwar auch berühmt, aber die Bewunderung der Troubadours für ihn ging lange nicht so weit. Diese befeuerten übrigens nicht nur durch ihre poetischen Ergüsse den Eifer der Kreuzfahrer, sie weihten sich selbst der heiligen Sache.

In manchen ihrer Dichtungen sind die gewöhnlich sehr profanen Gründe aufgeführt, die sie in den heiligen Krieg führten; die meisten trieb die Liebe dazu: die einen gingen in den Tod, weil sie nur in ihm Trost für den Verlust oder die Untreue der Heißgeliebten fanden, die andern nahmen das Kreuz auf Befehl ihrer Damen oder in der Hoffnung, sich ihre Gunst zu erwerben. Das zierlichste Stück dieser Art, das wir kennen, rührt von einem Troubadour, Namens Peirols her; es ist ein Gespräch zwischen ihm und Amor. Amor klagt bitter, daß ihn der Dichter ganz verabsäume; dieser erwiedert gleich lebhaft, daran sey nichts Schuld als seine Härte; die Vorwürfe, die sie sich so gegenseitig machen, sind wirklich recht hübsch und sinnreich ausgeführt; am Ende zieht der Troubadour, trotz den Rathschlägen, die ihm Amor gibt, ab.

Die poetischen Ermahnungen, von denen wir oben gesprochen haben, wurden ohne Zweifel öffentlich abgesungen. Es kommen darin im Allgemeinen mystischfromme, theologische Betrachtungen vor, den Predigten der Kanzelredner entnommen, als deren Hülfstruppen jezt die Troubadours auftraten; aber aus diesem Schwall geistlicher, den leichtfertigen Dichtern nicht geläufiger Worte tauchen immer wieder die Lieblingsideen der Provençalen auf, Liebe, Ritterlichkeit, alle die weltlichen Vorstellungen, gegen welche die Kirche eben nicht sehr nachsichtig war. Die meisten der Stücke, die wir hier meinen, durchlaufen nach einander die widersprechendsten Ideenkreise, und der Kontrast ist dabei, da es mit liebenswürdiger Naivität geschieht, höchst anziehend. Es ist oft, als dächte der Dichter weit mehr an seine Dame, seine Liebe, seinen Ruhm, als an den Kreuzzug, und der verliebte Troubadour straft jeden Augenblick die Worte des Troubadours Lügen, der das Kreuz genommen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Die Vorigen, Cartaux, Salicetti, Gasparin, Freron.

Bonaparte (zu Junot). Hänge den Zettel hier vor der Batterie auf; nun werden alle her wollen.

Cartaux (zu Bonaparte). Bürger Kommandant, wir haben von Paris einen Angriffsplan erhalten, und kommen, dir ihn mitzutheilen.

Bonaparte. Wer hat ihn entworfen?

Cartaux. Der berühmte General d'Arçon.

Bonaparte. Der Toulon vielleicht nie gesehen. Laß' hören, Bürger General.

Cartaux (liest.) General Cartaux hat aller vom Feinde auf der Landseite occupirten Punkte sich zu bemächtigen, die Seeseite dagegen gänzlich aufzugeben; er hat um jeden Preis der Forts Faron, Saint Antoine, Lartigues, Saint Catharine und Lamalgue sich zu bemeistern; Herr dieser Forts, hat er unverzüglich zum Bombardement der Stadt zu schreiten.“

Bonaparte. Und wie viel Verstärkung schickt man uns zu Ausführung dieses Plans?

Cartaux. Nicht einen Mann; wir müssen mit unserem jetzigen Bestande uns begnügen.

Bonaparte. Nicht sechzigtausend Mann würden hinreichen, und wir sind kaum dreißigtausend stark.

Freron. Einerlei, die Ordres des Komité müssen befolgt werden, oder, Bürger General, es kostet deinen Kopf!

Bonaparte (Frerons Hand fassend). Bürger Repräsentant, siehst du dort die, gleich einem Adlerneste, in den Berg hineingebaute Citadelle? Es ist Fort Faron, das dein Pariser Komité uns zu nehmen beordert. Willst Du, daß ich seine Befehle vollziehe, so sende mir

Soldaten mit Flügeln, und laß mir einen Vogel Greif satteln, um sie anzuführen.

Gasparin. Nun gut; halten wir uns an Fort Lamalgue.

Bonaparte. Nun ja! Um dorthin zu gelangen, müssen deine dreißigtausend Mann durch das Feuer von vier Forts und dem verschanzten Lager vor Toulon passiren, und hast du die Hälfte deiner Leute dort gelassen, dann attakirst du Fort Lamalgue, Vaubans Werk, mit seinen sechzig Geschützen und dreitausend Mann Besatzung (sich auf eine Kanone niederlassend). Unsinn!

Cartaux (zu Bonaparte). Bürger Kommandant, hast du eine Batterie von vier Haubitzen auf das Pulvermagazin spielen lassen?

Bonaparte. Ja, von zwanzig Haubitzen trafen siebzehn.

Cartaux. Und?

Bonaparte. Ohne Erfolg.

Cartaux. Fortgefahren also.

Bonaparte. Vergebene Mühe!

Cartaux. Weßhalb?

Bonaparte. Das Pulver ist in die Stadt gebracht.

Freron. Dann in die Stadt gefeuert und die Explosion des Magazins, wohin das Pulver gebracht ist, zu einer Attaque benuzt.

Bonaparte. Ganz gut, aber wer sagt mir, welchem von den achthundert Häusern Toulons es gelten soll?

Freron. Alles niedergeschossen!

Bonaparte. Muß ich, der Korse, dich erinnern, daß Toulon Frankreich gehört?

Salicetti. Gleichviel! Türenne verbrannte auch die Pfalz!

Bonaparte. Dieß war zu seinen Planen nöthig, wäre hier aber unnützer Frevel.

Freron. Halt! Bist vielleicht gar ein Aristokrat? (Bonaparte zuckt die Achseln). Bürger Cartaux, du attakirst die Stadt, wie's geht; nur so viel: in acht Tagen genommen, oder den neunten schick' ich dich als verdächtig nach Paris, und in vierzehn — du verstehst mich.

Cartaux. Wohl, ich halte mich an den Plan des Komités. Morgen allgemeiner Angriff.

Bonaparte. Du und die Armee sind verloren!

Cartaux. Was aber sonst?

Bonaparte (aufspringend und auf seine Karte deutend). Hier ist Toulon!

Cartaux. Hier! Keineswegs, das ist ja die Rhede; Toulon liegt nicht hier! (Bei Seite) Er hält Petit-Gibraltar für Toulon!

Bonaparte (mit Energie). Hier ist Toulon, sag' ich! Heute dieß Fort unser, so ziehen wir morgen oder übermorgen als Sieger in die Stadt ein.

Salicetti. Dieß Fort ist aber am besten vertheidigt.

Bonaparte. Folglich das wichtigste.

Gasparin. Der Kommandant selbst hält es für so unnehmbar, daß er erklärte: nehmen wir's, so wolle er Jakobiner werden.

Bonaparte. Beordert mich zum Angriff, und binnen zwölf Stunden sizt ihm meine eigene Jakobinermütze auf den Ohren.

Salicetti. Das Fort kostet uns aber zehntausend Mann.

Bonaparte. Zehntausend, zwanzigtausend, gleichviel, bleiben mir nur dreitausend zur Besatzung.

Freron. Seht doch! der Philanthrop will keine achthundert Häuser einäschern; was kümmern ihn aber zehntausend Mann!

Bonaparte (sich entfernend). Pinsel!

Cartaux. Bürger Kommandant, du hältst dich also bereit, die Stadt in Brand zu schießen?

Bonaparte. Von hier aus?

Cartaux. Allerdings.

Bonaparte. Aus doppelter Schußweite?

Cartaux. Mit nichten; du kannst feuern lassen.

Bonaparte. Kanoniere, fertig!

(Auf der ganzen Linie wird geladen. Bonaparte selbst pointirt eine Kanone, brennt ab und tritt, ohne nur nach der Kugel zu sehen, zurück.)

Gasparin (der mit großer Aufmerksamkeit hingesehen). Er hat Recht; die Kugel schlug über zweihundert Toisen von den Außenwerken ein.

Freron. Einerlei; der junge Mensch behagt mir nicht; das riecht nach Aristokratie; wir wollen ihn aber schon pariren lehren.

Gasparin. Bürger, der Kommandant scheint sein Metier besser als wir zu verstehen; man sollte ihn beordern...

Freron (ohne auf Gasparin zu hören, zu Cartaux). General, gib deine Ordres; in einer Stunde muß der Angriff beginnen.

(Bonapartes Blick verfolgt ihn mitleidig, Cartaux mit Salicetti, Gasparin, Freron ab.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Fortsetzung.)

Le Clerc de la Bazoche. La famille improvisée.

Ein sonderbarer Vorfall ereignete sich neulich mit einem Stücke von Scribe. Er hatte es vor länger als einem Jahre dem Odeontheater übergeben; allein die damals noch auf den Schauspielen lastende Censur hatte die Aufführung verweigert. Da jezt Schauspiel und Literatur keinen Censurzwang mehr kennen, so hatte der Direktor der Odeonbühne beschlossen, es aufführen zu lassen; die Rollen wurden einstudirt und der Tag der ersten Aufführung bestimmt. Unterdessen hatten aber

Scribe und sein Gehülfe (denn es waren der Verfasser wieder zwei) dasselbe Stück dem Théâtre français übergeben und wollten es hier aufführen lassen. Um nun das Odeon zu verhindern, es ebenfalls vorzustellen, mußte um schleunige Hülfe bei der Justiz gebeten werden. Die Anschlagzettel des Odeontheaters kündigten schon auf den Abend die erste Darstellung des Clerc de la Bazoche (so hieß das Stück) an, als am Morgen das Gericht zwischen dem Odeon und dem Théâtre français Recht sprach. Scribe und sein Gehülfe behaupteten, durch die Weigerung der weiland Censur, das Stück aufführen zu lassen, sey ihre erste Uebereinkunft mit dem Odeon nichtig geworden, und sie haben also, bei veränderten Umständen, völlige Freiheit gehabt, das Stück einem andern Theater zu übergeben. Der Direktor des Odeon aber behauptete dagegen, nur durch Zwang habe er die erste Aufführung des Stücks aufgeschoben; jezt, da er frei sey, eile er mit dem Darstellen. Das Wahre an der Sache aber war, daß er das erste Jahr der Theaterfreiheit gar nicht benuzt hatte und erst, als er erfuhr, daß das Stück am Théâtre français einstudirt werden solle, beschloß, es auch einstudiren zu lassen, um seinem Nebenbuhler zuvorzukommen. Das Gericht sah dies klar ein und verbot deßhalb dem Direktor der Odeonbühne, das Stück aufzuführen, mit dem Bedeuten, daß, falls er es thäte, die Polizei ermächtigt seyn sollte, die Darstellung zu unterbrechen. Dahin ließ es jedoch der Direktor nicht kommen. Es wurde statt des Clerc de la Bazoche ein schon bekanntes Stück: „die Marschallin von Ancre," gegeben, und die Neugierigen, welche auf ein neues Stück von Scribe gehofft hatten, gingen getäuscht von dannen. Zwar war die Veränderung des Schauspiels auf den Anschlagzetteln vor dem Schauspielhause angekündigt; da aber manche nicht Acht darauf gegeben hatten, so bemerkten sie die Veränderung erst, als sie schon im Saale waren. — Alle Zeitungen haben von einem neuen Schauspieler gesprochen, der im Vaudevilletheater unter besondern Umständen aufgetreten ist. Er heißt Monnier und war als ein launiger Künstler in Paris bekannt. Man hat nämlich eine Menge lithographirter Volksscenen von ihm, woron einige an Hogarth erinnern. So wie der englische Künstler, hat auch der französische gewisse Sittengemälde des Volks von Anfang bis zu Ende durchgeführt. Dabei war Monnier ein lustiger Gesellschafter, wie dergleichen Künstler zu seyn pflegen, und spielte zuweilen Volksscenen so gut, als er sie bildlich darstellte. Da nun das Zeichnen und Skizziren zulezt nicht mehr so einträglich war, als Anfangs, so verfiel er darauf, Schauspieler zu werden, aber in seiner Manier. Zu seinen Debüts hat er nämlich selbst ein Stück geschrieben, welches ihn in Stand sezt, zu zeigen, wie richtig er verschiedene Charaktere oder Gestalten, die ihm im Leben vorgekommen sind, aufzufassen und darzustellen weiß. Dieses Stück wird nun bereits seit beinahe zwei Monaten auf der Vaudevillebühne gegeben, und fast ganz Paris hat den zum Schauspieler gewordenen Künstler in seinem eigenen Stücke spielen sehen. Es heißt: la famille improvisée und ist ziemlich drollicht angelegt. Eine Bürgerfamilie aus Paris hat ein kleines Landgut in der Umgegend, und will die Verlobung einer Tochter mit einem jungen Manne aus der Stadt feiern. Der junge Mann, wie das in Komödien der Gebrauch ist, hat seine Braut noch nicht gesehen und sein Herz ist schon verschenkt; das Mädchen, das man verheirathen will, hat ebenfalls schon eine andere Liebschaft; warum dennoch die Verlobung vor sich gehen soll, ist mir nicht recht klar geworden. Der Bräutigam erscheint und bringt einen Freund mit, nämlich einen jungen Künstler, den er als einen lustigen Gesellschafter, ja als einen Spaßmacher ankündigt. Der junge Künstler tritt mit etwas Beklemmung und Furchtsamkeit ein, indem er gesteht, wenn man zum erstenmale vor einer zahlreichen und unbekannten Gesellschaft auftrete, sey einem immer bange zu Muthe. Da diese Worte so gut auf den debütirenden Schauspieler passen, so verstehen die Zuschauer den Wink und sprechen durch ihren Beifall dem jungen Künstler Muth ein. Der Bürger, welcher von einem Spaßmacher hört, verlangt von dem Künstler in gemeinem Tone Taschenspielerkünste zur Belustigung seiner Gesellschaft. Ueber dieses Ansinnen empört sich das Ehrgefühl des jungen Künstlers und er geht beleidigt ab. Um sich nun an diesem platten Bürger zu rächen und zugleich seinem Freunde, welcher gern von dem Verhältniß frei seyn möchte, einen Dienst zu leisten, beschließt er, den Bräutigam auf eine witzige Art der Bürgerfamilie zu entleiden, dadurch, daß er die vorgeblichen Verwandten des Bräutigams selbst darstellt, und zwar als lauter unausstehliche Leute.

(Der Beschluß folgt.)

Kahira, Mai.

(Beschluß.)

Das Bairamfest.

Gestern und heute drängen sich die Großen des Reichs mit goldenen Kostümen in allen Straßen Kahiras, theils um dem Pascha wegen des großen Bairamfestes zu gratuliren, theils um ihm zu seiner Unternehmung gegen Syrien Glück zu wünschen. Diesen Morgen war große Parade in Gegenwart Ibrahim Paschas, der vor einigen Tagen von Alexandrien zurückgekommen ist. Ein wirklich militärisches Ansehen haben das Regiment der Garde und das der Uhlanen; die übrigen sehen mehr Puppen als Soldaten gleich. Ihr Anzug ist sehr schlecht; die meisten sind barfuß oder haben ein Paar alte, zerrissene Schuhe an, was einen häßlichen Kontrast mit dem Golde und den Steinen der Offiziere bildet. Für die Armen, die bei weitem die Mehrzahl der Nation bilden, war der gestrige Tag der schönste im Jahr, weil vom Pascha Brod und Fleisch unter sie ausgetheilt wurde, während alle Angestellte des Pascha je nach ihrem Rang Geschenke erhielten. Nur die Europäer mußten zusehen und sich damit begnügen, dem Pascha die Hand zu küssen. Dies hinderte sie indessen nicht, sich in meinem Wirthshause recht lustig zu machen, und da die meisten derselben Franzosen und Italiener sind, so sangen sie brav Freiheitslieder, obschon sie die nächste Woche im Dienste des personificirten Tyrannen zur Unterdrückung fremder Völker zu Feld ziehen werden, und obschon viele derselben in Morea gegen die Griechen gefochten haben. Merkwürdig waren endlich gestern und heute die Todtenäcker in der Nähe der Stadt. Es ist bei diesem Feste Gebrauch, daß ein jeder das Grab seiner verstorbenen Verwandten besucht und für ihre Seelen unter jämmerlichem Geschrei betet. Zugleich finden auf den Gräbern allerlei Spiele zur Volksbelustigung statt. Es werden Buden aufgerichtet, es wird gegessen, getrunken, getanzt und gesungen, während ein paar Schritte davon getrauert und geweint wird. Außer den schamlosen Tänzerinnen, mit denen ich Sie schon früher bekannt gemacht, sieht man auch Männer in Weiberkleidern tanzen, welche erstere noch an Frechheit übertreffen; und dieß gefällt nicht nur dem Pöbel, sondern auch dem türkischen Adel. Auch eine Menge Araberinnen kommen mit verschleiertem Gesichte, doch mit offenen Augen, um diese empörenden Gräuel mit anzusehen. Am erträglichsten sind dabei noch die Geschichtenerzähler, obschon auch in ihren Vorträgen die allerschändlichste Schlüpfrigkeit herrscht. Wann wird einmal dieses Volk von seiner Rohheit und Verdorbenheit zu humanern Sitten übergehen!

Beilage: Kunstblatt Nr. 71.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 214.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 7. September 1831.

Sein Blick, ein Blitz, der aus den Wolken bricht,
Durchfurcht der Herzen heimliche Gedanken.

Méry und Barthélemy.
Napoléon en Egypte.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Bonaparte (allein.)

Wann werden sie uns von Paris keine Maler und Aerzte mehr zum Kommandiren schicken?

Lothringer (einen Bauer, der sich durchschleichen will, anrufend). Qui vive? qui vive?

Bauer. Was habe ich zu antworten?

Lothringer. Pardi! Antwort, Bürger Bauer!

Bauer. Bürger Bauer.

Lothringer. Gut; nun aber geh', wo du hergekommen bist; nicht passirt!

Bauer. Nicht passirt?

Bonaparte (der aufmerksam geworden). Doch, du kannst hier passiren.

Bauer (vorkommend). Schönen Dank, Herr Offizier.

Bonaparte. Höre ....

Bauer (bei Seite). Was will er von mir?

Bonaparte. Du bist aus der Gegend?

Bauer. Von Ollioules.

Bonaparte. Wie kömmst du denn von dort her?

Bauer. Die verfluchten Engländer haben mich in Toulon, wo ich gerade auf dem Markte war, aufgegriffen und mich an den Fortifikationen von Malbousquet arbeiten lassen.

Bonaparte. Und haben dich weggeschickt?

Bauer. Mit nichten; ich habe mich salvirt.

Bonaparte. Und warum?

Bauer. Viel Arbeit, wenig Geld ...

Bonaparte. Wohin willst du nun?

Bauer. Nach Marseille.

Bonaparte (ihm die Hand reichend). Glückliche Reise!

Bauer. Schönen Dank!

Bonaparte (ihn aufhaltend). Sag' mir doch, zu welchen Arbeiten gebrauchte man dich?

Bauer. Zur Tranchee.

Bonaparte. Du trugst wohl Handschuhe bei der Arbeit?

Bauer (bei Seite). Verdammt! (laut). Wie meinst du das?

Bonaparte. Sonne und Arbeit hätten ja deine Hände braun und hart gemacht. Wie lange hast du dort gearbeitet?

Bauer. Vierzehn Tage.

Bonaparte. Vierzehn Tage? Und Hände weiß und weich wie ein junges Mädchen? (zu einem Offizier seiner Umgebung). The spy!

Bauer (erschrocken). Ich?

Bonaparte. Du verstehst Englisch?

Bauer (bei Seite). Wie einfältig!

Bonaparte. Kein Wunder; du warst ja vierzehn

Tage unter den Engländern, hattest also Zeit, ihre Sprache zu lernen.

Bauer. Einige Worte habe ich behalten.

Bonaparte. Wohl genug, die Adresse eines Briefs zu lesen, den du bestellen sollst; nicht so?

Bauer. Ich? Und an wen?

Bonaparte. Weiß ich's? An irgend einen Cidevant, ihm zu melden, daß Ludwig XVIII. in Toulon proklamirt ist.

Bauer (bei Seite). Satan! (laut). Glaubst du das, so darfst du mich ja nur visitiren lassen.

Bonaparte. Nicht nöthig; leere deine Taschen selbst.

Bauer (seine Taschen leerend). Feuerzeug, ein Messer, eine alte Brieftasche, das ist Alles, visitire selbst, wenn du willst; wir Bauern, Bürger Kommandant, haben keine Heimlichkeiten.

Bonaparte (das Portefeuille untersuchend). Da ist ein noch unbeschriebenes Blatt, frisch eingenäht und weißer als die andern; gib mir einen Augenblick dein Messer.

Bauer. Ich habe nicht Acht darauf gehabt; so viel weiß ich nur, daß das Papier unbeschrieben ist. Wenn du darauf schreiben willst ....

Bonaparte. Es ist feucht, man müßte es erst trocknen.

Bauer (bestürzt). Am Feuer?

Bonaparte. Allerdings! Kanonier, die Lunte!

Bauer. Himmel und Erde! (Er blickt um sich, sieht, daß die Schildwache allein seinem Entkommen im Wege ist, zieht ein Pistol aus der Tasche, stürzt sich auf den Lothringer, drückt ab und verwundet ihn am Arm; der Lothringer aber packt ihn und ringt mit ihm.)

Bonaparte. Halt! Es ist der Spion der Engländer und Emigranten! (Man stürzt sich auf den Bauer; der Lothringer, der ihn nicht losgelassen, führt ihn nach dem Vorgrunde.) Kanonier, die Lunte! (Er hält das Papier, das er aus der Brieftasche geschnitten, darüber.) Sieh doch, Bursche, ein wahres Wunder: das ganze Blatt bedeckt sich mit Buchstaben! .. Von General Hood unterzeichnet; an Monsieur, den Bruder des Königs.

Spion. Verloren!

Bonaparte. Elender!

Spion. Einen Dummkopf nenne mich, keinen Elenden!

Bonaparte (verächtlich). Ein Spion!

Spion. Treu dient' ich den Engländern; du warst pfiffiger als ich, das ist Alles (sich umkehrend). Sergeant, ein Kommando von neun Mann!

Bonaparte. Wie?

Spion. Nun ja: mit einem Spion ist ja der Prozeß kurz; es braucht nur zwei Worte: gefangen, erschossen.

Bonaparte (überrascht). Wohin verirrt sich solcher Muth!

Spion. Und was ist's denn mit der Soldatenkourage so Großes? Sie bedarf betäubende Kriegsmusik und Pulverdampf, und der Ruf: Vaterland! entschwebt den Lippen des Sterbenden. Der wahre Muth ist meiner, der eines Menschen, der ruhmlos zwanzig Mal am Tage ein Leben wagt, das er nur schimpflich verlieren kann, den man dem Diebe, dem Mörder gleichstellt ....

Bonaparte. — Und was bist du denn?

Spion. Ein Mensch, den kein Vorurtheil zügelt, keine Gefahr schreckt; der, um den Tod zu fürchten, zu lange schon mit ihm spielte; der, hätte ein großer Mann ihn begriffen, mit Leib und Seele sich ihm ergeben hätte, der als sein Schutzgeist ...

Sergeant (mit dem Kommando von neun Mann eintretend). Wer soll erschossen werden?

Spion (sich umkehrend). Ich. (zu Bonaparte) Begreifst du nun, wer ich bin?

Bonaparte. Hast du noch eine Bitte?

Spion. Soldaten, wenn's Euch, wie mir jezt, an den Kragen geht, so verlangt, daß man Euch die Augen nicht verbinde und Euch selbst „Feuer!" kommandiren lasse; Ihr seyd privilegirt in Allem; da ich aber dergleichen nicht verlangen kann, so wünsche ich nur, daß man's kurz mache.

Bonaparte. Du hast noch fünf Minuten; benutze sie, dem Sergeanten deinen lezten Willen zu eröffnen. Du hast vielleicht ein Weib, Kinder, eine Mutter ...

Spion. Nichts auf der Welt. (Bonaparte läßt sich nachdenkend nieder und schreibt). Sergeant, im Stiele meines Messers findest du ein Bankbillet von fünf-und-zwanzig Pfund Sterling — sechshundert Franks ungefähr, in gutem Golde, nicht in miserabeln Assignaten zahlbar. Die Hälfte gehört deinen Leuten, wenn sie mich mausetodt niederstrecken; zucke ich noch, so ist Alles dein. — Das Tuch!

Sergeant. Hier.

Spion. Gieb! (Er verbindet sich die Augen.)

Sergeant (ergreift seine Hand und führt ihn nach dem Hintergrunde). Knie nieder!

Spion (die Binde lüftend). Laßt mich, eh' ich sterbe, noch einmal den Himmel sehen .. So .. Ich bin bereit. (Trommelwirbel. Die Soldaten treten vor. — Zweiter Trommelwirbel. Fertig. — Dritter Trommelwirbel. Sie schlagen an.)

Bonaparte (aufspringend, mit lauter Stimme) Gewehr ab! (Mit einem Wink der Hand) Marsch! (Das Kommando marschirt ab. Er eilt auf den Spion zu und reißt ihm die Binde ab.) Auf! Du bist ein braver Bursche, dein Tod würde mir nichts fruchten, dein Leben aber kann ich nützen. Auf! Was ist dir?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kreuzzüge und die Poesie der Troubadours.

(Beschluß.)

Den sonderbarsten Eindruck macht, wie die Troubadours in diesen Dichtungen einerseits, den Lehren der Kirche zufolge, allen weltlichen Ruhm tief herabsetzen, andernseits, den ritterlichen Vorstellungen gemäß, denselben als das Höchste in der Welt erheben, und am Ende, zur Versöhnung dieser Widersprüche, meinen, wenn man das Kreuz nehme, gewinne man die Herrlichkeit des Himmels und den Ruhm auf dieser Welt zumal.

In manchen Dichtungen überwiegt der ritterliche Sinn das religiöse Gefühl durchaus; die ritterlichen Sitten und Neigungen, gegen welche die Priester in ihren Predigten gewaltig eiferten, sind darin mit Vorliebe behandelt, und es spricht sich hier dunkel der Versuch aus, den Impuls zu jenen Zügen in ferne Länder, der bisher von der Geistlichkeit ausgegangen war, von der Feudalkaste ausgehen zu lassen; es sind dieß die Vorläufer des Kampfes zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht, der später so heftig entbrennen sollte. In diesen Dichtungen haben die Ermahnungen an die Gläubigen, das Kreuz zu nehmen, keinen theologischen Charakter mehr, dagegen weht darin eine Art von philosophischem Mysticismus.

Die Erfolge dieses dritten Kreuzzugs, den die Troubadours poetisch gepredigt hatten, entsprachen indessen den Hoffnungen der Kreuzfahrer durchaus nicht. Es geschahen darin eine Menge glänzender Waffenthaten, aber sie führten zu nichts. Philipp August war einer unter den ersten, die wieder heimzogen, und ließ Richard Löwenherz sich in neuen Thaten erschöpfen, die aber so unnütz waren, als die Eroberungen zu Anfang des Zugs. Um einen Begriff davon zu geben, welchen Eindruck der Ausgang dieser Unternehmung in Europa machte, führen wir eine Stelle aus Michauds Geschichte der Kreuzzüge an:

„Der dritte Kreuzzug erregte, so unglücklich er ausfiel, nicht so viel Unzufriedenheit in Europa als der, den St. Bernhard gepredigt, weil es ihm nicht an Ruhm gebrach. Indessen fehlte es nicht an Leuten, die sich darüber aufhielten, und die Gründe, aus denen man ihn vertheidigte, haben viele Aehnlichkeit mit den Gründen der Verfechter des zweiten Kreuzzugs. „Es gab Leute, sagt ein solcher Apologist, welche ins Blaue hinein zu behaupten wagten, die Pilger haben im heiligen Lande nichts gewonnen, weil die heilige Stadt in den Händen der Sarazenen geblieben sey; achten denn aber diese Leute den geistlichen Triumph von hunderttausend Märtyrern für nichts? Wer kann daran zweifeln, daß sie selig sind, die edlen Krieger alle, die sich, den Himmel zu gewinnen, Leiden aller Art unterzogen und, wie wir selbst gesehen, trotz allen Gefahren, jeden Morgen die Messe gehört haben, die ihre eigenen Kaplane gelesen.“ So spricht Gauthier Vinisauf, ein Schriftsteller aus jener Zeit. Gewiß ist es ein seltsamer Einfall, unter den Vortheilen eines Kreuzzuges die Menge derer aufzuführen, die dabei zu Märtyrern geworden.

Trotz ihres religiösen Sinns nahmen die Troubadours den Ausgang dieses Kreuzzugs nicht so in Demuth hin; sie besprachen mit großer Bitterkeit die Unfälle, welche die Kreuzfahrer erlitten, und bezeichneten schonungslos diejenigen, denen sie die Schuld gaben, Ritter wie Pfaffen. Was sie am meisten empörte, war Philipp Augusts Abzug; sie besprachen diese Flucht ganz schonungslos, und der König von Frankreich mußte von ihnen mehr als ein verächtliches Epigramm, manche beissende Spötterei hinnehmen. Die interessanteste der zahlreichen Satiren, womit ihn die Troubadours verfolgten, ist ein Gedicht von dem Peirols, von dem wir schon oben gesprochen haben. In diesem kleinen Stück wendet sich der Dichter an Gott und gibt ihm höchst spaßhaft und naiv zu bedenken, er solle wohl zusehen, wen er auf die Throne setze; denn die er zu Königen gemacht, haben ihn verläugnet und seyen davongegangen; dann ruft er diese Könige zurück unter die Mauern von Damiette und überschüttet sie mit Spöttereien.

Diese satirischen Stücke sind unendlich poetischer als die Ermahnungen, und dies ist auch ganz natürlich, denn der Unwille eines Mannes von Kopf und Herz mischt die Farben der Poesie ganz anders, als theologische Spitzfindigkeit.

Auf den dritten Zug in das heilige Land folgte der Kreuzzug gegen die Albigenser, in welchem die Blüthe der Ritterschaft aus den südlichen Provinzen Frankreichs zu Grunde ging. In diesem furchtbaren Kriege folgten die Troubadours den Bannern ihrer Lehnsherrn, und ihre Gesänge, die sie frisch ertönen ließen, waren ebensoviele Verwünschungen der verfolgungssüchtigen Klerisei.

Als später wieder Haufen von Kreuzfahrern sich auf den Weg ins Morgenland machten, blieben die provençalischen Dichter stille, wie bei den ersten Kreuzzügen; Kaiser Friedrichs II. Zug besangen nur Leute, die ihm unmittelbar anhingen; die Troubadours konnten es der Kirche nicht vergessen, daß sie ihre eigenen Provinzen mit Blut überschwemmt hatte. Im Kreuzzug des heiligen Ludwigs ließen sie sich indessen wieder hören, und es gibt aus dieser Zeit eine Menge Poesien, sie sind aber sämmtlich entsetzlich platt. Die provençalische Poesie war nun ihrem gänzlichem Verfall nahe; sie hatte geblüht während der schönen Tage des Ritterthums, nun ging sie mit ihm zu Grabe. Das beste Stück, das vom Kreuzzug des heiligen Ludwigs handelt, rührt van einem Tempelritter her; es ist durch den auffallend kecken religiösen Scepti-

cismus, der darin herrscht, merkwürdig. Wenn man es liest, merkt man recht, daß die Zeit der Kreuzzüge vorüber war.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, August.

(Beschluß.)

Victor Hugo.

Zuerst spielt der Künstler den Vater des Bräutigams und legt eine so lockere Moral an den Tag, daß sich das Tugendgefühl der Frau vom Hause empört und sie kaum weiß, wie sie den abscheulichen Alten wieder los werden soll. Dann meldet sich der Oheim des Bräutigams, ein pedantischer, geschwätziger Schreibkünstler, welcher sich in lange Erzählungen verwickelt und sich nicht mehr herauszufinden weiß. Nachdem man sich dieses zweiten Verwandten entledigt hat, läßt sich eine noch viel geschwätzigere Alte als Verwandtin des Bräutigams anmelden, und zuletzt kommt noch ein schreiender und trinkender Bauer, der auch zur Familie des Bräutigams zu gehören behauptet und die Geduld der Familie auf die Probe stellt. Man wird nun des Bräutigams und seiner Familie überdrüssig und wünscht selbst, das gegebene Versprechen zu widerrufen. Zuletzt ergibt es sich, daß die wahre Geliebte des Bräutigams eine andere Tochter der Bürgerfamilie ist. Mit dieser wird nun das Verlöbniß gefeiert, und der junge Künstler gesteht, daß er die Familie ein wenig gefoppt habe, indem er der Vater, der Schreibmeister, die alte Frau und der Bauer gewesen sey. Diese vier Rollen spielt er in der That vortrefflich, und sie sind sehr komisch angelegt. Eine Frage ist, ob Monnier auch in fremden Stücken so gut spielen wird, als in den von ihm selbst erfundenen und wahrscheinlich nach der Natur studirten Rollen, oder vielmehr, ob er ein ganzes Stück hindurch eben so vortrefflich eine Rolle durchzuführen weiß, als er hier einzelne Auftritte darstellt. — Victor Hugo, welcher seit seinem Hernani kein neues Theaterstück gegeben hat, ist vor einigen Tagen mit einer Marion de l'Orme aufgetreten, aber diesmal nicht am Théâtre français, sondern auf einem Boulevardtheater, nämlich an der Porte Saint-Martin. Dieses Stück war, wie jener Clerc de la Bazoche von Scribe, durch die Bourbonsche Theatercensur verboten worden und zwar, weil der Despotismus eines Priesters, des Kardinals Richelieu, darin treffend geschildert war. Damals hatte der Dichter eine Audienz beim Könige, um ihm zu beweisen, daß seine Theatercensur ungereimt sey und daß das dramatische Stück des Dichters keine Revolution hervorbringen werde. Karl X. hatte seiner Gewohnheit nach gelächelt, aber den Urtheilspruch der Theatercensur nicht im Mindesten geändert; hätte er nachgegeben, so würde der Kardinal de Latil oder ein anderer seiner Hofgeistlichen geschrien haben: „Sire! der verwegene Dichter entweiht unsere Würde; wir verlangen Genugthuung!“ Somit blieb das Stück verboten, bis die Revolution der Julitage Volk und Theater befreite. Jezt kann Marion de l'Orme ungestört auftreten, wie Manon l'Escot an der Oper, wie Mad. Dubarry auf der Vaudevillebühne. Erst kürzlich gab der Dichter einen Roman, Notre Dame de Paris, heraus; bei der Feier der Julitage wurde im Pantheon eine Ode von ihm über die im vorigen Jahre gefallenen Helden gesungen; so findet man jezt diesen kühnen Dichter überall, seitdem Lamartine, welcher durch die Revolution Manches verloren hat, schweigt, und Casimir Delavigne seiner schwachen Gesundheit pflegt. Aber für das Theater scheint Victor Hugo kein Genie zu haben. Man hat es lange der französischen Bühne zum Vorwurf gemacht, daß sie sich zu ängstlich mit der Schilderung der Charaktere beschäftige und die Lokalsitten und die geschichtlichen Umstände außer Acht lasse. Victor Hugo, den man als das Oberhaupt der neuen französischen Romantiker betrachtet, hat das Ding umgekehrt. Bei ihm ist die Schilderung der Geschichte die Hauptsache und die Darstellung der Charaktere nur Nebensache. Marion de l'Orme, die Buhlerin, ist nur da, um das Zeitalter des herrschsüchtigen Kardinals v. Richelieu und des schwachen, bei der Nase herumgeführten Königs Ludwigs XIII. zu schildern. Der Dichter hat ein lebendiges Gemälde der Zeit liefern wollen; daher geht es in dem Stücke bunt durcheinander. Abentheuer und Auftritte aus dem Volksleben folgen Schlag auf Schlag; es ist ein Tumult, eine Bewegung in dem Stücke, daß die Zuschauer kaum zu Sinnen kommen; drei Stücke hätten genug an den in diesem einzigen Stücke gehäuften Abentheuern. Wenn es in der Phantasie des Dichters etwas ruhiger geworden ist, läßt sich vielleicht ein gutes Theaterstück von ihm hoffen; aber bis dahin scheint dies unmöglich. Den Geschmack seines Publikums berücksichtigt Victor Hugo gar nicht; er dichtet, wie es ihm seine Phantasie eingibt; die Zuschauer mögen es gut oder schlecht finden, darum bekümmert er sich nicht. Wir haben hier wenig Dichter, welche die Kühnheit besäßen, ihrem eigenen Genie zu folgen. Victor Hugo ist ein solcher kühner Mann; dafür stößt er aber auch oft gegen den Geschmack des Pariser Publikums an und erregt Murren. Nun hat er freilich eine Menge Freunde und Anhänger, die Alles, was von ihm ausgeht, für schön halten und unbedingt beklatschen; aber sein bester Freund, das Journal le Globe, ist St. Simonianer geworden und interessirt sich für Schauspiele nicht mehr mit dem Enthusiasmus, wie vormals. An ihm hat Victor Hugo keinen festen Stützpunkt mehr; wer kann sich überdies heutzutage bei dem großen Weltschauspiele für Theaterstücke leidenschaftlich interessiren? Daher hat Marion de l'Orme bei weitem nicht das Aufsehen erregt, wie sein erster dramatischer Versuch, Hernani. Seine Anhänger kommen zwar noch außer sich bei den Schönheiten des Stücks; aber ihr Fanatismus geht doch nicht so weit mehr, daß sie die mißbilligenden Zuschauer todtzuschlagen drohen, wie bei Hernani. Auch läuft man keine Gefahr, todt gedrückt zu werden, wenn man in den Saal hineinkommen will; es geht alles ruhiger und gemächlicher zu. Die Theaterdirektion hat nichts gespart, um das Stück schön auszustatten; Dekorationen, Kostüme u. s. w. sind vortrefflich, und die Bühne sucht der historischen Wahrheit so nahe zu kommen, als der Dichter. Kurz vor der Marion de l'Orme war auf derselben Bühne Napoleon wieder erschienen, nachdem er das Londoner Publikum mit denselben Dekorationen und Kostümen einige Monate ergözt hatte. Es war also unrichtig, was man behauptete, die Regierung habe den Napoleon nicht länger auf den Bühnen dulden wollen; dies wäre auch sonderbar, da sie ja selbst den Befehl ertheilt hat, seine Bildsäule wieder aufzurichten. So lange die politischen Schauspiele der allgemein herrschenden Gesinnung entsprechen, geht alles gut; aber da hat sich neulich ein Theater einfallen lassen, ein Comité révolutionnaire, das heißt, die gehässige Seite der Revolution darzustellen. Dies hat zu einer heftigen Opposition Anlaß gegeben. Es zeigen sich zwei Partheien im Parterre, es wird gezankt und gestritten, und das Schauspiel wird sowohl im Saale, als auf der Bühne gespielt.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 215.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. September 1831.

Süßes Leben! schöne, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens, von dir soll ich scheiden!

Goethe.

Der Kranke in Italien.

1.

Was kamst zu schau'n du in dieß Land, so hold?
Willst du, gehüllt in purpurfarbnen Sammt,
Den greisen Priester seh'n beim heil'gen Amt?
Bist du der Kunst, der göttlichen, im Sold?

Hat die Granate, der Citrone Gold
Dem bleichen Fremdling solchen Wunsch entflammt?
Vernahmst du, daß man hier nicht streng verdammt
Die Liebesglut von Tristan und Isold?

Lockt dich das Bild der Welt beim Karneval?
Der Leichtsinn, gaukelnd auf der Vorwelt Gruft?
Der heiße Wein, umlaubt noch im Pokal?

Pompeji's Fund? der Tiber rost'ger Raub?
Die Geister, tanzend in des Meeres Duft?
Der jungen Schönheit Glanz und heil'ger Staub?

2.

O nichts von diesem! gönnt mir eine Stätte,
Sey es ein Hain, sey's unter Tempelsäulen,
Wo vor Apollos heißen Todespfeilen
Ich schwergeängstet meine Jugend rette!

Laßt ruhen mich im Laub- und Blumenbette,
Daß seine Blicke mir vorübereilen,
Wo Wohlgerüche stärken mich und heilen,
Und ich gewinnen mag die theure Wette!

Ich fleh' euch Götter, Menschen, Bäume, Rosen!
O laßt nicht vorwärts den Verfolger streben,
Und mir vergönnet Rast, dem Athemlosen,

Daß ich, von eurer Schönheit Wall umgeben,
Noch länger möge sanft und harmlos kosen
Mit meinem süßen, innigtrauten Leben.

Gustav Pfizer.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Spion. Nichts ... Einen Augenblick ... Es schwimmt mir vor den Augen; die Knie wanken mir ... (Er erreicht mühsam einen Rasenaufwurf und läßt sich darauf nieder.)

Bonaparte. An einem Worte hing dein Leben; mir dankst du deine ganze Zukunft, des Himmels Licht, die Luft, die du athmest; willst du deinem Retter dieß Alles fortan zu eigen weihen?

Spion (sich erhebend, mit feierlicher Rührung). Auf ewig! Ich bin dein Diener, dein Knecht, mehr noch, dein Spion. Jene gaben mir nur Gold, dir danke ich mein Leben!

Bonaparte. Ich vertraue dir; wohlan, so höre...

Spion. Sprich!

Bonaparte. Toulons Thore stehen dir offen?

Spion. Aus und ein, zu jeder Stunde.

Bonaparte. In welche Stadtgegend brachte man das Pulver aus dem Magazine?

Spion. In die Keller eines Hauses der Rue Saint-Roch.

Bonaparte. Kehre unverzüglich zurück; mittelst einer Granate fliegt das Pulver auf.

Spion. Wohl.

Bonaparte. Du erwartest das Signal einer hier aufsteigenden Rakete. Indeß Toulon, wie durch einen Erdstoß betäubt, auftaumelnd, der Besatzung zu Zügelung des Volks, und seines Volks zu Löschung des Brandes bedarf, nehme ich Petit-Gibraltar, der Thore Schlüssel; du verstehst mich?

Spion. Vollkommen.

Bonaparte. Bist entschlossen?

Spion. Auf der Stelle zurück! (Im Abgehen zurückkommend.) Die Parole?

Bonaparte (zögernd). Die Parole?

Spion. Du willst nicht? Man feuert ja auf mich, schießt mich wahrscheinlich nieder; wie soll ich dann dir nützen?

Bonaparte. Allerdings; und ich will dir nicht halb vertrauen .... Toulon et liberté.

(Spion eilig ab.)

Schildwache. Nicht passirt!

Spion (halblaut). Toulon et liberté!

Fünfte Scene.

Bonaparte, Gasparin, Junot.

Bonaparte. Abermals einer der Volksrepräsentanten!

Gasparin. Ich suchte dich.

Bonaparte. Da bin ich.

Gasparin. Weißt du wohl, daß ich dich hier für den Einzigen halte, der von einer Belagerung etwas versteht?

Bonaparte. Aufrichtig?

Gasparin. Mein Wort. Hätte ich zu befehlen, so vertraute ich dir das Ganze. Ich trug darauf an; der General en chef und meine beiden Kollegen wollten aber nicht; sie bestehen auf ihrem Attaqueplan.

Bonaparte. Mit Unrecht!

Gasparin. Höre: vor sechs Tagen habe ich an das Komité geschrieben; ich verlange an Cartäurs Stelle Dugommier.

Bonaparte. A la bonne heure; mit dem werden wir uns schon verstehen.

Gasparin. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Für diese Nacht aber schon ist der Angriff auf die Forts Faron und Lartigues beschlossen.

Bonaparte. Wir werden dabei insgesammt ecrasirt.

Gasparin. Wagst du es, eine große Verantwortung zu übernehmen?

Bonaparte. Ich fürchte nichts.

Gasparin. Du kommandirst die Artillerie; laß kein Geschütz aus dieser Batterie. Gewinne Zeit. Dugommier trifft ein; dein Plan wird angenommen. Ich halte ihn für gut; gelingt er, so bist du Brigadegeneral; schlägt er fehl, so verfällt dein Kopf dem Blutgerüste.

Bonaparte. Nicht ein Geschütz von der Stelle; ich nehme Alles auf mich.

Gasparin. Kannst du auf deine Leute bauen?

Bonaparte. Siehst du diese Batterie? Seit ihrer Anlegung blieben zweihundert Artilleristen bei ihren Kanonen. Keiner wollte sie mehr bedienen. Siehst du die Aufschrift: Batterie des hommes sans peur? Vor einer halben Stunde ließ ich sie anheften. — Junot!

Junot (vortretend). Bürger Kommandant?

Bonaparte. Wie viel Mann haben für diese Batterie sich einschreiben lassen?

Junot. Gegen vierhundert.

Bonaparte (zu Gasparin). Du siehst, ob ich auf solche Brave zählen kann.

Gasparin. Besonders unter deinem Kommando! Adieu, vergiß nicht, daß ich zuerst dein militärisches Genie erkannt und zu würdigen gewußt.

Bonaparte. Nie!

Gasparin. Adieu, und Vive la République!

Bonaparte. Vive la République! Adieu. (Gasparin ab.) Höre, Junot, hast du etwas gelernt?

Junot. Viel eben nicht, Kommandant: Lesen, Schreiben, etwas Mathematik; mit dem Latein und Griechischen dagegen ...

Bonaparte. Braucht's nicht, um Vauban, Folard und Montecuculi zu lesen. Von Polyb und Cäsars Kommentarien haben wir gute Uebersetzungen; mehr bedarf's nicht.

Junot. Meine Familie ...

Bonaparte. Darnach frage ich nie; nur soviel: willst du mit mir ein guter Franzose seyn?

Junot. Von Herzen, Kommandant.

Bonaparte. Ob ich jemals mehr als Artilleriekommandant werde, weiß ich nicht; auf alle Fälle, willst du mein Sekretär werden?

Junot. Gern.

Bonaparte. So melde deinem Kapitän, daß ich dich für mich verlange; dann komm' wieder.

(Junot ab.)

Sechste Scene.

Bonaparte.

Im Hintergrunde ertheilen die Volksrepräsentanten Albitte und Freron den Kanonieren bei ihren Geschützen Befehle.

Bonaparte (bei dem Geräusch sich umkehrend). Wer macht bei meinen Geschützen sich zu schaffen?

Albitte. Wir, denn wir bedürfen ihrer anderwärts.

Bonaparte. Bürger Repräsentanten, keines dieser Geschütze von seiner Stelle!

(Die Kanoniere stellen die Geschütze wieder auf.)

Freron. Du wagsts?

Bonaparte. Thut eure Schuldigkeit als Repräsentanten; ich kenne die meinige als Artillerist.

Freron. Welche Keckheit!

Bonaparte. Genug, kein Geschütz von der Stelle; lieber vernagle ich sie alle! Uebrigens ist die Batterie hier an ihrem Fleck; ich bürge dafür mit meinem Kopf.

Freron. Leicht könntest du ihn durch deine Widersetzlichkeit aufs Spiel setzen, mein Sohn.

Bonaparte. Eher fallen, als sich beugen! Kehrt nach Paris zurück, denuncirt mich; das ist euer Metier; meines ist, Toulon zu nehmen, und ich nehm' es, bei meiner Ehre sey's geschworen!

(Trommelwirbel von außen, Ruf: Vive la République!)

Albitte. Was gibts?

Bonaparte. Der neue General trifft ein.

Freron. Wie heißt er?

Bonaparte. Dugommier.

Freron. Wer hat dir dieß gesagt, da wir selbst es nicht wissen? Dugommier? Unmöglich!

Bonaparte. Ueberzeugt euch.

Freron. Ihm entgegen; vielleicht sucht er uns.

Bonaparte. (Dugommier und Gasparin treten ein.) Mich sucht er.

Dugommier. Der Artilleriekommandant?

Bonaparte. Hier, Bürger General.

Dugommier. Du bist ein wackerer junger Mann; entfernt euch, Bürger, wir haben zu reden. Gasparin theilte deinen Angriffsplan mir mit; ich billige ihn durchaus. Fühlst du dich der Ausführung gewachsen? Schlägt er fehl, so nehme ich Alles auf mich, gelingt er, so gebührt dir die Ehre.

Bonaparte. Ich bürge dafür.

Dugommier. So gieb deine Ordres.

Bonaparte. Wir attaquiren?

Dugommier. Auf der Stelle.

Bonaparte. Kanoniere, eine Signalrakete.

Dugommier. Was soll das?

Bonaparte. Einen Augenblick . . .

(Nach kurzer Pause Explosion in Toulon, Sturmglocke.)

Nun hat die Stadt zu viel mit sich zu schaffen, um an uns zu denken.

Dugommier. Bürger Soldaten, gehorcht den Ordres des Kommandanten, als wären es meine eigenen.

Bonaparte. Die Belagerungsarmee theilt sich in vier Kolonnen. Zwei observiren die Forts Malbousquet, Balaguier und Eguilette, die dritte bleibt in Reserve, um überall, wo Gefahr ist, vorzugehen. Der vierten wird die Ehre, unter den Befehlen des General en chef vorzurücken. Kapitän Muiron, mit den Lokalitäten vertraut, bildet mit einem Bataillon die Avantgarde. Indeß werfe ich ein hundert Bomben nach Petit-Gibraltar. (Trommelwirbel.) Aha! Unsere Herrn Nachbarn Engländer werden munter! Allons Kinder: Vive la liberté! Vive la République!

Alle. Vive la République!

Bonaparte. Fertig! (Die Kanoniere laden.)

Dugommier. Bürger Repräsentanten, befördert und belohnt diesen jungen Mann; ist man undankbar gegen ihn, so, glaubt mir, bahnt er seinen Weg sich selbst! Allons, Kinder, Sturmschritt!

Alle. Vive la République.

Dugommier. Vorwärts marsch! Und die Marseillaise!

(Alle, die Marseillaise singend, ab.)

(Schluß der ersten Abtheilung.)

Etwas über Pferdefutter.

Es ist schon lange bekannt, daß die so schönen, so kräftigen spanischen Pferde vornämlich mit zerhacktem, mit Gerste vermischten Stroh gefüttert werden; jezt aber weiß man, daß es überhaupt vortheilhaft ist, alles Viehfutter zu zerhacken oder zu verstampfen, Hafer, Gerste, Bohnen u. s. w. Man will gefunden haben, daß drei Theile zerstampften und befeuchteten Hafers so viel nähren, als vier Theile in Körnern; ferner, daß vier Theile von verschiedenem, grob zerhackten und dann geschwungenem Futter fünf Theilen derselben ganz gelassenen und abgesondert gereichten Futterpflanzen gleichkommen. Zu Paris besteht eine große Anstalt, wo nach diesem Grundsatz Pferdefutter bereitet wird. Die Mischung, welche man für Zugpferde am zuträglichsten und nahrhaftesten findet, besteht aus gutem Stroh, Klee und gewöhnlichem Heu zu gleichen Theilen. Auch wenn Gerste und Hafer zerstampft und untereinander gemengt werden, ist es vortheilhafter, als wenn die Pferde jedes für sich fressen. Die Pferde, welche in jener großen Anstalt zehn, zwölf Stunden täglich sehr anstrengend arbeiten müssen, werden so gefüttert, und sind sehr gesund und kräftig. Manche Pferdehalter versichern, sie ersparen bei dieser Methode ein Fünftheil, und überdies seyen die Pferde gesunder und ausdauernder, als wenn man rohes Futter anwende. Auch in der Anstalt der Omnibus zu Paris, welche täglich fünf bis sechshundert Pferde zu füttern hat, ist diese neue Fütterung mit Nutzen eingeführt worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Eine literarische Fehde.

Es hat sich neuerdings in Frankreich ein literarischer Kampf erhoben, der ganz an die berüchtigten Federkriege der

deutschen Rezensenten erinnert. Um die wahre Ursache des Streites verständlich zu machen, sind wir genöthigt, auf einige frühere Thatsachen zurückzugehen.

Als zu Anfang dieses Jahrhunderts das Studium der alten Quellen wieder auflebte, richtete sich die Aufmerksamkeit der ausgezeichnetsten Männer Deutschlands auf die aus den celtisch-französischen Epopeen hervorgegangenen poetischen Denkmäler des 12ten und 13ten Jahrhunderts. Görres, Müller, Docen, Lachmann, Benecke u. a. erwarben sich ein großes Verdienst durch die Herausgabe des **Lohengrin**, des **Parceval** und anderer gleichzeitigen Dichtungen. Ein junger französischer Schriftsteller, den das gelehrte Publikum schon durch seine zwei ersten Werke, die Uebersezung von Herders Ideen und sein Buch über Griechenland, von einer vortheilhaften Seite kennt, **Edgar Quinet**, war durch ein gründliches Studium der deutschen Kritik und durch seine eigenen Forschungen veranlaßt worden, die französischen Originale dieser Produkte des Alterthums aus dem Staube zu ziehen, in welchem sie verborgen lagen. In einem durch die Schönheit des Styls und die sich darin aussprechende edle Begeisterung merkwürdigen Berichte an den **Ministre des travaux publics**,*) macht er seine Landsleute auf die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Schäze aufmerksam, die sie unbeachtet ließen, ja deren Existenz sie nicht einmal ahndeten, woher die falsche, unter den französischen Gelehrten allgemein verbreitete Ansicht entstanden, die französische Poesie habe erst mit dem 16ten Jahrhundert begonnen und früher habe, die Troubadours in Südfrankreich ausgenommen, nichts geherrscht, als Barbarei und schlechtes Latein. „Die Gedichte, die vor mir liegen," fügt er hinzu, „werden etwas ganz anderes beweisen, nämlich, daß lange vor dem Jahrhunderte Ludwigs XIV., schon in der Mitte des 12ten Jahrhunderts, die Poesie in Frankreich eine herrliche Blüthezeit gehabt hat, und daß an diesen halb celtischen, halb französischen Denkmälern sich einst der Genius unserer Nation kräftigen wird."

Diese den gewöhnlichen Ansichten so widersprechenden Aeußerungen waren ganz dazu gemacht, großes Aufsehen im französischen Publikum zu erregen. Und dies geschah auch, und zwar in einem Augenblicke, in welchem einerseits die Wahlen, andererseits die politischen und belgischen Ereignisse die ganze Aufmerksamkeit der Nation zu fesseln schienen. Leider hatte der von einem edeln Eifer für die Wissenschaft und für den Ruhm seines Vaterlandes beseelte Schriftsteller nicht darauf geachtet, ob er sich des Beifalls aller seiner an dem Fuße des Parnassus kriechenden Genossen zu erfreuen haben werde. Schiller sagt:

„Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin; dem Andern
„Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt."

Indem Quinet so hohe Bewunderung für die **Epopées restées inconnues dans les manuscrits de la Bibliothèque** an den Tag legte, vergaß er, daß er das durch Personen, welche diese Epopeen ex officio kennen sollten, der Unwissenheit beschuldigte, und folglich ihnen den Besiz des Gegenstandes, von dem sie ihre **Versorgung** zogen, streitig machte. Eine dieser Personen nun wurde sehr empfindlich darüber, und kurz nach Erscheinung des Berichts, während Quinet in den Glückwünschen seiner zahlreichen Freunde und in der thätigen Unterstüzung der Regierung Belohnung für seine Bestrebungen fand, las man in dem **Temps** einen Brief, der nichts weniger bezweckte, als den Verfasser des Berichtes der gröbsten Unwissenheit, und folglich der Anmaßung zu beschuldigen. Der Styl dieses Briefs war merkwürdig: die bittersten Vorwürfe versteckten sich darin unter der Maske der Liebe und der Achtung für den Charakter Quinets und seine **candeur incontestable**. Selbst die bekannte Ironie des Abbé Guénée gegen Voltaire, von welcher dieser sagte: **en faisant semblant de vous embrasser, il vous mord jusqu' au sang**, ist in Hinsicht der böslichen Absicht mit dem Tone des anonymen Korrespondenten des Temps nicht zu vergleichen. Die celtischen Gedichte, und besonders der Cyklus von St. Graal, sind, ihm zufolge, nur ein unnüzes, barbarisches Zeug, meistentheils Uebersezungen von ursprünglich lateinischen Produkten, deren Verfassern Virgils Aeneis und andere klassische Werke vorgeschwebt haben; die Zahl der Verse belaufe sich nie auf mehr als 15,000, während Quinet sie auf 30,000, ja sogar auf 77,000 angegeben hatte. Dazu kamen persönliche Beschuldigungen gegen Quinet; so wurde z. B. unter andern zu verstehen gegeben, der Verfasser des Berichts sey nicht im Stande, über die französischen Alterthümer zu sprechen, da er sich früher meistens mit der Geschichte und den Alterthümern des Morgenlandes abgegeben habe, welche mit den ersteren auch nicht das Geringste gemein hätten u. s. w. Es war Quinet nicht schwer, die gänzliche Grundlosigkeit dieser Vorwürfe darzuthun; er that es in einer Antwort, die für ein Muster polemischer Schreibart gelten kann, deren einzelne Gründe aber wir deutschen Lesern nicht zu wiederholen brauchen, da jeder mit den neuen Forschungen über dieses Feld der Literatur einigermaßen vertraute Mann sie von selbst errathen wird.

Auf diese Antwort erfolgte ein neuer Angriff, in welchem denn der Gegner seine Maske ablegt und sich als Herrn Paulin Pâris, **employé à la Bibliothèque Royale**, zu erkennen gibt. Nun war das Räthsel gelöst: inde irae! Da er nach diesem offenen Hervortreten an keine Rücksichten mehr gebunden war, so war dieser zweite Brief das Beispiel einer in der literarischen Republik bisher unerhörten Unverschämtheit. Von seinem Zorn verblendet, verwechselte Hr. Pâris die Data und die Namen, nahm das Gedicht **Lohengrin** für den Garin le Loherain, das 13te Jahrhundert für das 12te, und indem er Quinets Sendung nach Morea als eine der gestürzten Regierung abgebettelte Gunst darstellte, suchte er seinen großen Ruf durch gemeine Insinuationen zu beflecken. Von dem Augenblicke an wurden die wissenschaftlichen Fragen, die der Streit zur Erörterung brachte, durchaus Nebensache, und die persönliche Tendenz gewann die Oberhand. Quinet antwortete zum leztenmale wie ein Mann von Ehre, der sich in seinem heiligsten Eigenthum von einem unwürdigen Verläumder verlezt sieht, und sich gewissermaßen vor dem Publikum zu entschuldigen hat, daß er den Handschuh eines solchen Gegners aufhebt. Nach einer mit der Beredtsamkeit des Herzens geschriebenen Darstellung seines Lebens und seiner persönlichen Verhältnisse zu der frühern Regierung, schließt er mit den Worten: „Was that um dieselbe Zeit derjenige, der mich heute angreift? Er redigirte den **Universel**."*)

Dergleichen literarische Kaybalgereien waren bisher in Frankreich so selten, als sie in Deutschland häufig sind, und dieser Umstand hat mich veranlaßt, zu Nuz und Frommen deutscher Literatoren diese französische Fehde in Kürze zu beschreiben.

A. d. R.

*) Wir haben einen Auszug aus diesem Berichte in Nr. 153 bis 155 d. J. mitgetheilt.

*) Jedermann erinnert sich dieses berüchtigten Blattes des Polignacischen Ministeriums.

Beilage: Kunstblatt Nr. 72.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 216.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. September 1831.

> Mit Wissenschaften und Künsten zieht sich eine Tradition durch's Menschengeschlecht, an deren Kette nur wenigen Glücklichen etwas Neues anzureihen vergönnt war; die andern hangen an ihr wie treufleißige Sklaven und ziehen mechanisch die Kette weiter.
>
> Herder.

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

Irgend etwas messen, heißt soviel, als es in gleiche Theile theilen; die Zeit messen, ist also soviel, als ihre ganze Dauer nach gleichen Zwischenräumen abtheilen. Die Menschen fühlten schon sehr frühe das Bedürfniß einer solchen Zeitabtheilung und sahen sich nach Mitteln um, sie zu bewerkstelligen. Die periodisch wiederkehrenden Naturerscheinungen boten sich zu diesem Zwecke von selbst dar, und vor Allem die so augenfällige Aufeinanderfolge von Tag und Nacht, welche den nothwendigen Wechsel zwischen Schlaf und Wachen bedingt und wodurch unser Leben zu einer Reihenfolge bestimmter Perioden wird. Die Ungleichheit dieser Perioden in verschiedenen Jahreszeiten konnte nicht unbemerkt bleiben; nicht lange, so fand man, daß, wollte man so ziemlich gleiche Zeiträume bekommen, der Zwischenraum zwischen zwei Mittagen, d. h. der astronomische Tag, als Einheit angenommen werden müsse, aus der man sodann die größern Zeiträume, Monate und Jahre bildete. Indessen war diese Zeiteinheit, der Tag, für sich noch zu groß; man theilte ihn daher in vier-und-zwanzig gleiche Theile oder Stunden. Diese regelmäßige Eintheilung der Zeit, so wie auch die genaue Bestimmung des Mittagspunkts, scheint von den Egyptern herzurühren. Aber der Gebrauch, den astronomischen Tag in vier-und-zwanzig gleiche Stunden abzutheilen, ging nicht in das bürgerliche Leben über, und wie wir wissen, begnügten sich Griechen und Römer damit, den natürlichen Tag, d. h. den veränderlichen Zeitraum zwischen Auf- und Untergang der Sonne in zwölf Stunden zu theilen, die an einem und demselben Tage gleich, an zwei verschiedenen Tagen aber nothwendig ungleich waren. — Die feste Bestimmung der Unterabtheilungen des Tages nahm man wieder vom Sonnenlauf her. Die Sonnentafeln und Sonnenzeiger, die in Griechenland schon sehr frühe bekannt waren, wurden in Rom erst gegen das Ende des fünften Jahrhunderts nach Erbauung der Stadt eingeführt. So sinnreich aber diese Erfindung war, so erfüllte sie den Zweck doch nur halb, weil man, so oft die Sonne nicht über dem Horizont oder hinter Wolken versteckt war, die Zeit damit nicht messen konnte. Man mußte demnach, wollte man die gewünschte Unterabtheilung beständig vor Augen haben, es aufgeben, nur die wiederkehrenden Naturerscheinungen dazu zu benützen, man mußte zu rein künstlichen Mitteln greifen.

Die ersten, zu diesem Zweck erfundenen Werkzeuge gründeten sich auf den Satz, daß eine gegebene Masse von Wasser oder Sand einmal so viel Zeit braucht als das andere, um aus dem Gefässe, worin es enthalten ist, durch eine enge Oeffnung in ein anderes, mit jenem verbundenes Gefäß zu rinnen. Die Erfindung dieser Werkzeuge, der im Allgemeinen sogenannten Wasseruhren, ist vielleicht älter als die der Sonnenuhren, und sie sind noch lange nach Erfindung der eigentlichen Uhren in Gebrauch geblieben. In der eben angegebenen einfachsten Gestalt war die Wasseruhr bei weitem

nicht genau genug, und überdieß unbequem, weil man sie nach jedem Zeitabschnitt, den sie andeutete, umkehren mußte. Zu Beseitigung des leztern Uebelstands und Verbesserung des Instruments überhaupt, nahm man größere Wassermassen und ließ auf der Fläche der Flüssigkeit im untern Gefäß einen Körper schwimmen, der mit einem Räderwerk in Verbindung stand; das allmähliche Steigen der Flüssigkeit, während sich das obere Gefäß entleeete, sezte den Mechanismus in Bewegung, und diese Bewegung hielt man anfänglich für regelmäßig; aber nicht lange, so wurde man inne, daß das Ausrinnen einer Flüssigkeit nichts weniger als gleichförmig geschieht, und nue auf künstlichen Umwegen gelang es, den Gang eines solchen Instruments erträglich zu reguliren.

Dieß ist wahrscheinlich die Entstehungsgeschichte sämmtlicher Wasseruhren, und die ältesten, welche Vitruv beschreibt, scheinen von zwei Geometern aus der alexandrinischen Schule, Ctesibius und seinem Schüler Heron, herzuführen, die zu Ende des zweiten Jahrhunderts vor der christlichen Zeitrechnung lebten. Ihr Bau sezt die Kenntniß der Zahnräder voraus, und man schreibt auch ihre Erfindung dem berühmten Archimedes zu, der etwa ein Jahrhundert vor den genannten Philosophen lebte, oder auch dem Aristoteles, der noch älter ist als Archimedes.

In den ersten zehn Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung kannte man keine andern als Wasseruhren. Von ihrem Bau wissen wir nicht viel mehr, als daß sie höchst zusammengesezte Maschinen waren, und außerdem, daß sie die Stunden zeigten, eine Menge anderer Werke und wunderliche Spielereien dabei angebracht waren. Es waeen sehe seltene Kunstweeke und die Namen der Künstler wurden der Nachwelt übeeliefert. Unter ihnen verdienen besondere Erwähnung Boetius und Cassiodorus, zwei Männer, welche in einee trüben Zeit des gänzlichen Verfalls der Künste und Wissenschaften die Ehre des menschlichen Geistes retteten. Zu Ende des achten Jahrhunderts schickte Pabst Paul I. eine solche Uhr Pipin dem Kleinen zum Geschenk; zu Anfang des neunten eewies der berühmte Kalife Aarun al Raschid Karl dem Großen dieselbe Ehre.

Das Vorrücken des Schattens auf einer Sonnentafel und ausrinnendes Wasser oder Sand waren somit während einer langen Reihe von Jahrhunderten, vom fernsten Alterthum bis ins zehnte Säculum, die einzigen Geundlagen der Zeitmessekunst. Es brauchte, sollte einmal die Kunst einen Scheitt weiter thun, eines neuen Prinzips der Bewegung, und dieses Prinzip fand man in einem Gewicht, das durch seinen Zug nach unten das Räderwerk der Uhe in Bewegung sezt. Wann man dieses Mittel zum ersten Mal anwandte, läßt sich nicht wohl angeben. Einige schreiben eine nach diesem Grundsaz gebaute Uhr dem Gerbert zu, der im Jahr 999 unter dem Namen Sylvester II. den päbstlichen Stuhl bestieg; andere machen ihm aber diese Ehre streitig, und mehrere Uhren mit Gewicht, deren Beschreibung auf uns gekommen ist, schreiben sich erst aus dem vierzehnten Jahrhundert her.

Hätte man dieses neue Prinzip ohne weitere künstliche Beihülfe angewandt, so wäre damit für die Regelmäßigkeit der Bewegung nicht mehe gewonnen gewesen als beim Wasser oder dem Sand. Denken wir uns ein Gewicht am Ende einer Schnur, welche über eine Walze gewickelt ist, die mit dem Räderwerk einer Uhr in Verbindung steht; wied nun dieses Gewicht nicht gehalten, so sinkt es herab, indem es die Schnur abeollt, und sezt damit die Walze und das Rädeewerk in Bewegung. Da aber diese Bewegung abwärts nach den Gesetzen des Falls dee Körper erfolgt, so beschleunigt sie sich und der Zweck, der zu erreichen ist, der gleichföemige Gang, wird also keineswegs erreicht. Sobald daher das Gewicht als bewegendes Prinzip der Uhr auftritt, sehen wir auch bereits eine Unruhe (Balancier, Schwebee) dabei, welche den Zug nach unten durch wechselnde Schwingungen regulirt und mit dem Räderwerk mittelst der herrlichen Vorrichtung in Verbindung steht, die von nun an den Namen Steigrad erhielt. So geneigt der heutige Mechaniker seyn mag, die rohen Versuche der ersten Erfinder solcher Uhren zu belächeln, so wied er doch bei einigem Nachdenken den Männern, welche sich über den alten Schlendrian der Wasseruhren eehoben und die ersten Uhren mit Gewicht, Hemmung und Balancier gebaut haben, seine Bewunderung nicht versagen. So unvollkommen auch so noch die Uhren waeen, so war doch damit die Grundlage zu der neuen Uhrmacherkunst gelegt, und das Genie des Mechanikers beauchte nur darauf fortzubauen. Unmöglich kann man indessen glauben, daß in jenen vier Jahrhundeeten die Kunst gar keinen Schritt gethan und am Ende dieses Zeitraums Ein Erfinder den Ruhm, die neue Uhe gebaut zu haben, allein geerndet haben sollte. Es ist im Gegentheil sehe wahrscheinlich, daß die verschiedenen Theile deeselben nacheinandee erfunden worden sind; aber leider ist in diesem Punkte die Nacht des Mittelalters für uns undurchdringlich.

Wie oben angeführt, kennen wie aus dem vierzehnten Jahrhundert mehrere nach diesem Prinzip gebaute Uhren, Weeke verschiedener Mechanikee, de Wiks in Deutschland, Wallingfords in England, Dondis in Italien. Keine dieser Maschinen wies einfach die Stunden; die meisten zeigten auch die Tage, die Monate, die Mondsphasen, die Feste u. s. w. an. De Wiks Uhr scheint zuerst mit einem Schlagwerk versehen gewesen zu seyn. Die Alten waren froh gewesen, daß sie, wenn die Sonne nicht schien, mittelst der Wasseruhren die Zeit messen konnten; die

Schlaguhr nun übertraf diese in jeder Hinsicht und verkündete die Abschnitte des Tages in weiter Ferne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Zweite Abtheilung.
Jahrmarkt zu Saint-Cloud.
(Buden, Cafés, Marionetten, Laterna Magica.)

Erste Scene.

Bänkelsänger, Labredeche, Lothringer, Hausirer, Ausrufer, Bürger.

Bänkelsänger (im Hintergrunde einer Bude abwechselnd auf zwei Gemälde mit einem langen Stabe zeigend). Hier, Bürger, seht ihr die berühmte Schlacht bei den Pyramiden, in welcher der Obergeneral Bonaparte den wilden Murad-Bey, den mächtigsten aller Mameluken, aus dem Felde geschlagen hat. Hier seht ihr die große Schlacht bei Marengo, welche der erste Konsul Bonaparte gewonnen hat. Dort in der linken Ecke seht ihr den Tod des Bürgers General Desaix, der in die Arme seines Adjudanten fällt; er spricht die denkwürdigen Worte: „Sagt dem ersten Konsul, daß ich sterbend bedaure, für die Republik nicht genug gethan zu haben!" Herein, herein, Bürger; ihr bezahlt nur nach dem Sehen, und seyd ihr nicht zufrieden, so zahlt ihr nichts, gar nichts. Herein, herein, Bürger!

Labredeche. Ist der große Mann gut getroffen?

Bänkelsänger. Zum Sprechen.

Labredeche. Das muß ich sehen; und recht tüchtigen Enthusiasmus! man sagt, der erste Konsul erfährt Alles, was Gutes oder Schlimmes von ihm gesprochen wird; das kommt meiner Supplik zu Statten.

Bänkelsänger (zum Lothringer). Pardon, Bürger, hier tritt man nicht mit der Pfeife ein.

Lothringer. Was da, Muscadin? Nicht mit der Pfeife? Weißt du wohl, daß ich mit der Pfeife da in Egypten in Pallästen war?

Bänkelsänger. Möglich, weil in Egypten Jedermann raucht.

Lothringer. Allerdings.

Bänkelsänger. Hier aber geniert es die Gesellschaft.

Lothringer. Hast Recht. (Er nimmt die Pfeife aus dem Munde und tritt ein.)

Hausirer. Kauft, kauft! Bürgerin, ein schönes Parasol; Bürger, eine schöne Reitpeitsche.

Ausrufer. Kauft, kauft! Das Programm des Krönungszuges des ersten Konsuls Bonaparte, Napoleons I., Kaisers der Franzosen, welcher morgen statthaben wird, mit Angabe aller Straßen, durch welche der Zug passirt. Kauft, kauft! Hier der Extrait du Moniteur, woraus das Nähere zu ersehen.

Unbekannter. Wieviel?

Ausrufer. Zwei Sous; eben erschienen.

Unbekannter. Da! Glückt's heute nicht, so find' ich morgen wenigstens ein Dachfenster. Er sollte ja aber zwischen sieben und acht hier in Saint-Cloud seyn? (Zu einem Bürger, den Druckzettel ihm reichend) Was sagst du dazu?

Bürger. Ich sage, 's wird schön zu sehen seyn.

Unbekannter. Du freust dich darauf?

Bürger. Freilich! es fließt Wein und es werden köstliche Sachen ausgetheilt.

Unbekannter (bei Seite.) Dies ist das Volk, auf das wir zählen! (Laut) Aus welchem Stadtviertel?

Bürger. Faubourg Saint-Marceau.

Unbekannter. Und wie denkt deine sonst so republikanische Vorstadt?

Bürger. Sie ist zufrieden.

Unbekannter. Und läßt ruhig die Freiheit sich entreißen?

Bürger. Die Freiheit ist — Brod zu zwei Sous das Pfund. Es gibt Arbeit und man zahlt baar. Es lebe die Freiheit und Kaiser Napoleon!

Unbekannter (bei Seite). Die Elenden! kein Athemzug für ihren legitimen Souverän!

Hausirer. Kauft, kauft!

Unbekannter. (Einen andern im Gedränge mit den Augen verfolgend.) Ist er's? (halblaut.) Saint-Regent et Carbon.

Zweiter Unbekannter. Caracchi und Arena.

Erster Unbekannter. Du bist's? — Was für Neuigkeiten?

Zweiter Unbekannter. Ich habe Georges Cadoudal ein Billet zustecken lassen.

Erster Unbekannter. Wie aber?

Zweiter Unbekannter. In seinem Brod. Ich habe ihn benachrichtigt, daß wir heute uns hier einstellen; daß Bonaparte zuweilen verkleidet, um die Volksstimmung kennen zu lernen, hieher kömmt, und daß, wenn wir an ihn können —; er kennt uns.

Erster Unbekannter. Und Moreau?

Zweiter Unbekannter. Bah, Moreau! Mit dem ist nichts zu machen; er kokettirt mit Delikatesse, mit Seelengröße. Es war uns gelungen, die Soldaten zu seinen Gunsten aufzuwiegeln; alle Mittel zum Entkommen waren bereit; er wollte sie nicht benutzen; will gerichtet seyn. — Die Brüder Polignac —

Erster Unbekannter. Still! Kein Augenblick ist zu verlieren. Morgen wird er gekrönt; begnadigt er die Verschwornen, so sezt er die Royalisten noch tiefer

herunter, und Begnadigte sind zu einer neuen Verschwörung nicht leicht zu bewegen. Weißt du was: kömmt er heute Abend, so schleicht einer von uns ihm nach, und im Augenblick, wo er ihn niederstößt, schreit der andere am entgegengesezten Ende des Marktes: „Diebe!“ (den um ihn her schleichenden Spion bemerkend.) Der Kerl beobachtet uns beständig, komm!

Ausrufer. Kauft, kauft.

Labredeche (aus der Bude des Bänkelsängers kommend). Da, mein Freund; herrlich! herrlich! sprechend ähnlich! Unmöglich ist er zu verkennen, der große Mann, hat man nur einmal im Leben ihn gesehen! (Bei Seite) Superbe, da hört ein halbes Dutzend Leute mir zu.

Lothringer (aus der Bude kommend). Daß du's nur weißt, ich zahle nicht.

Bänkelsänger. Und warum?

Lothringer. Du hast selbst gesagt, man zahle nur, wenn man zufrieden sey; ich aber bin nicht zufrieden, ganz und gar nicht. 's ist nicht um die zwei Sous..., zum Beweis... (sich umkehrend) Garçon, un petit verre! Du siehst, 's ist nicht um die zwei Sous; aber, sacré coquin, was für schlechte Pyramiden, und bei Marengo ist der erste Konsul ja ganz und gar nicht getroffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Gesang.

Es war ein Meer, so spiegelrein und eben,
Im Grunde wunderschöne Perlen ruhten,
Die sel'ge Menschen, tauchend in die Fluthen,
Leicht durften an das Sonnenlicht erheben.

Doch ward getrübt ihr reines Schifferleben,
Sie mußten an den eig'nen Sünden bluten,
Trüb ward das Meer, gewitterschwangre Gluthen
Losbrechend trieben Alle fort mit Beben.

Ein tiefes Ahnen noch nach tausend Jahren
Blieb jedem von den Perlen und dem Meere;
Doch dürfen's reine Seelen nur befahren.

Drum zieht, wenn ihn die goldnen Wolken riefen,
Der Sänger freudig aus auf lichter Fähre,
Und holt die heil'gen Perlen aus den Tiefen.

R. Köstlin.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, August.

Verfolgung der Freimaurer in den Vereinigten Staaten.

Zur selben Zeit, wo die despotischsten Regierungen der alten Welt die Freimaurerlogen geschlossen haben und die Glieder des Bundes unerbittlich verfolgen, erhebt sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Parthei, welche, wie jene Regierungen, die völlige Ausrottung der Freimaurerei im Auge hat, und diesen Zweck dadurch zu erreichen sucht, daß sie jeden Freimaurer, der nicht dem Bunde entsagt, von allen Aemtern ausschließt. Die Freimaurerei ist ein abgeschmacktes Institut und ihre Grundsäze können dem Staate gefährlich werden: so denken und sprechen viele aufgeklärte, gewissenhafte Männer in Amerika. Um diese Ansicht bei dem großen Haufen in Aufnahme zu bringen, hat man alle gewöhnlichen Mittel in Anwendung gebracht, und wirklich scheint die Zahl der Proselyten mit jedem Tage größer zu werden. In manchen Staaten haben sich sämmtliche politische Partheien zur Opposition gegen die Freimaurerei vereinigt, und die Reden wie die Handlungen der Partheihäupter zeugen von einem Geiste der Intoleranz, der mit der Gleichheit, welche die Geseze des Landes und die gesunde Vernunft als Grundsaz aufstellen, durchaus unverträglich ist. Diese ungerechten Verfolgungen sind ein neuer Beweis dafür, daß sich der Mensch unter allen Regierungen, in allen Klimaten gleich bleibt, und daß man zu Lissabon und zu Neuyork denselben Schluß aus verschiedenen, aber gleich irrigen Vordersätzen ziehen kann.

Im Jahr 1826 meldete sich ein Mann, Namens William Morgan, der zu Batavia im westlichen Theile des Staates Neuyork wohnte, zur Aufnahme in eine neu errichtete Maurerloge, und wurde abgewiesen; aufs empfindlichste dadurch beleidigt, erklärte er öffentlich, die Statuten der Gesellschaft bekannt machen zu wollen. Als Mitglied der hiesigen Loge Grand royal Arch hatte Morgan immer großen Eifer bewiesen; er war aber ein Mann von unordentlichem Lebenswandel; er hatte kein Vermögen und war ohne Zweifel durch die Aussicht auf eine bedeutende Summe zu jenem Schritte vermocht worden. Seine drohende Erklärung machte eine Zeitlang keinen Eindruck, endlich aber wurden doch einige Freimaurer unruhig deshalb und gingen in ihrem unüberlegten Eifer so weit, daß sie Morgans Manuskript durch Einbruch und Feueranlegung im Hause, wo es gedruckt wurde, zu vernichten suchten. Nach diesem Versuche wurde Morgan verhaftet und wegen einer unbedeutenden Schuld eingesperrt; ein Mann Namens Laton Lawson bezahlte für ihn, und er wurde wieder auf freien Fuß gesezt. Gleich darauf aber schleppte man ihn in einen Wagen, wo mehrere Unbekannte bei ihm Platz nahmen, verband ihm die Augen und führte ihn in das Fort Niagara. Hier kam er am 13. September 1826 an, wurde kurze Zeit in Gewahrsam gehalten und sodann ermordet. Nach der Aussage von Zeugen scheint dieser Mordplan von Freimaurern entworfen und ausgeführt worden zu seyn, und zwar um Verbindlichkeiten zu erfüllen, die sie eidlich auf sich genommen zu haben meinten.

Schwerlich läßt sich etwas denken, das alle Gutgesinnten, alle Bürger eines freien, civilisirten Landes mit größerem Unwillen hätte erfüllen können, als dieser Vorfall. Daß Morgan ein zweideutiger, ein unsittlicher Mensch war, was gehört dies zur Sache? Darf ein Mann aus dem Schooß seiner Familie gerissen, versteckt und mit kaltem Blute, den Gesezen, der Staatsgewalt zum Troz, gemordet werden, und zwar kraft der barbarischen, grausamen Dekrete einer geheimen Gesellschaft, die ihre Befehle über die Geseze des Staates stellt?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 217.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. September 1831.

— Wer die Geschichte kennt,
Den bitt' ich ziemlichst um Entschuldigung
Für Zeit und Zahl und rechten Lauf der Dinge,
Die hier in ihrem großen, wahren Leben
Nicht darzustellen sind.

Shakespeare.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

Die Vorigen, Bonaparte, Duroc.

Lothringer. Mir macht man nichts weiß; schwarze Augen, sacré coquin; seine sind ja blau! Ich hab' ihn vor Toulon gesehen, als er sagte: „Die Kanonen nicht vom Fleck!" Bei den Pyramiden hab' ich ihn gesehen, als er sagte: „Von der Spitze dieser Denkmale schauen vierzig Jahrhunderte auf euch herunter!" Am achtzehnten Brumaire hab' ich ihn gesehen, als sie ihn ermorden wollten und Murat zu uns sagte: „Grenadiere, da drinnen sind fünfhundert Advokaten, die's nicht gut mit Bonaparte meinen; vorwärts marsch, Grenadiere, heraus mit ihnen!" War bald geschehen! Und der Kerl will mir sagen, Bonaparte habe ..., zwanzig Mal hab' ich ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen, wie dich. (Bonaparte erblickend.) Sacré c . . .

Bonaparte (leise). Still und zahle! (Zum Hausirer.) Wie geht der Handel?

Hausirer. Gut. Es geht wieder; 's ist Zeit, daß der erste Konsul sich endlich zum Kaiser macht.

Bonaparte. Alles ist also zufrieden?

Hausirer. Warum nicht?

Bonaparte. Du siehst, Duroc? (zum Hausirer.) Und die Bourbons?

Hausirer. Bah! wer denkt an die?

Bonaparte. Alle Tage Verschwörungen.

Hausirer. Warum aber? So lang er nicht Kaiser ist, so lange keine Erblichkeit in seiner Familie ist, haben sie, wenn man ihn mordet, Hoffnung zur Rückkehr. Muß man aber einmal seine Brüder, Alles morden, dann ... Und, tenez, der erste Konsul hat sehr Unrecht, sich zuviel auszusetzen. Er geht, sagt man, jeden Abend verkleidet aus; was hindert dann einen Meuchelmörder ...? (Er entfernt sich.)

Bonaparte (zu Duroc). Ist dieß aber nicht das Mittel, zu erfahren, was man eigentlich von mir denkt? Glaubst du, jene vermeintliche Gefahr wiege der Genuß, ein ganzes Volk in meinem Lobe sich erschöpfen zu hören, es als seinen Retter mich betrachten zu sehen, nicht auf? Duroc, wenn man mich vielleicht einst einen Usurpator nennt, werde ich dieser Stimme meines Gewissens bedürfen, die mir zuruft: „Der einzige legitime Souverän ist der vom Volke erwählte."

(Der erste Unbekannte stößt mit einem Dolche nach ihm.)

Duroc. Mörder!

Spion (der den Stoß aufgefangen). Schreit nicht!

Volk. Mörder! Mörder!

Bonaparte (zu Duroc). Still! Ich kann in diesem Tumulte erkannt werden. Gieb dem Manne, der mich

gerettet, deine Börse und frage nach seinem Namen. Morgen in den Tuilerien (ab).

Duroc (zum Spion). Der von dir Gerettete wünscht deinen Namen.

Spion. Habe ich nach dem seinigen gefragt?

Duroc. Hier seine Börse.

Spion (seinen Arm zeigend). Hier mein Blut.

Duroc. Nimm!

Spion (die Börse unter das Volk werfend). Da, Freunde, trinkt auf des ersten Konsuls Wohl. Er war's, den ihr so eben in eurer Mitte saht.

Alle. Es lebe der erste Konsul!

*

Die Tuilerien.

Dritte Scene.

Bourienne, dann Josephine.

Bourienne (eintretend). Halb Zehn; der erste Konsul läßt lange warten.

Josephine (eintretend). Charles, Charles!

Bourienne. Madame . . .

Josephine. Mein Gemahl hat sein Zimmer noch nicht verlassen?

Bourienne. Sie wissen, er befahl mir, ihn nur, wenn ich schlimme Neuigkeiten hätte, zu wecken; heute aber habe ich nur gute.

Josephine. Für Jedermann?

Bourienne. Ja, Madame.

Josephine (lebhaft). Er hat unterzeichnet?

Bourienne. Gestern.

Josephine. Und war unwillig?

Bourienne. Ein wenig; er fand sechsmalhunderttausend Franks Schulden in sechs Monaten . . . .

Josephine. Neun Monaten.

Bourienne. Nun ja, in neun Monaten; er fand . . .

Josephine. Charles, wenn er wüßte . . .

Bourienne. Madame, was werde ich hören?

Josephine. Charles, Sie sind sein Jugendfreund.

Bourienne. Sie erschrecken mich, Madame!

Josephine (halblaut). Wüßte er, daß ich nur die Hälfte angegeben habe!

Bourienne. 1,200,000 Franks Schulden? Wissen Sie, Madame, was die Nation dem ersten Konsul jährlich gibt?

Josephine. Allerdings: 500,000 Franks.

Bourienne. Und diese reichen für Gehalte, Pensionen, Gratifikationen, Unterstützungen, für Alles aus.

Josephine. Ich schwöre Ihnen, Charles, es ist nicht meine Schuld.

Bourienne. Die Hand auf's Herz, Madame; ich sah eine Rechnung von Leroy: vier-und-dreißig Hüte in einem Monate!

Josephine. Sie wissen aber, daß Bonaparte mich nicht gern zwei Mal in demselben Hute sieht.

Bourienne. Aber vier-und-dreißig in einem Monate! wechseln Sie denn am selben Tage?

Josephine. Nein, aber die Modisten plagen mich, schicken mir ganze Kisten der geschmackvollsten Sachen. Kann ich über die Auswahl nicht einig werden, so bitten sie, Alles zu behalten; sie brauchen kein Geld und dergleichen. Ich lasse mich bereden, und am Ende sind, ohne daß ich weiß, wie es geschieht, die Summen ungeheuer.

Bourienne. 1,200,000 Franks!

Josephine. Indessen geht das Alles nicht blos für meine Toilette auf; habe ich nicht auch meine Pensionen, meine Wittwen, meine Waisen? Kann ich eine Hand, die sich gegen mich ausstreckt, leer zurückweisen?

Bourienne. Allerdings sind Sie so gut . . .

Josephine. Wenn Sie wüßten, welche Wonne Wohlthun gewährt! Auch lasse ich die Armen für den ersten Konsul, für mich beten.

Charles. Für Sie, Madame? Was könnten Sie noch wünschen?

Josephine. Ach, Charles, ich fühle mich zuweilen sehr unglücklich! Bonaparte — Sie wissen, wie zärtlich er mich liebt! als Kaiser aber, als Kaiser! wird er auch dann noch . . .; vielleicht eine gebieterische Nothwendigkeit . . . . Charles, sprach er nie von Scheidung?

Bourienne (lebhaft). Nie!

Josephine. Sollte er, Charles, jemals mit Ihnen davon reden — bei Allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie.. Ich höre ihn, er kömmt, ich gehe; Charles, sagen Sie von den rückständigen 600,000 Franks ja nichts! Später, später.

Bourienne. Und Ihr Bon auf den Tresor?

Josephine. Geben Sie; ich vergaß . . . (ab.)

Vierte Scene.

Bonaparte, Bourienne, ein Huissier.

Bonaparte (zum Huissier). Es wird ein Mann kommen und die Worte sprechen: Toulon et liberté; durch jene Thüre dort eingelassen. (Huissier ab.) Setzen Sie sich, Charles, wir haben heute zu thun. — Was sagen die Journale?

Bourienne. Die französischen?

Bonaparte. Nein; die sagen nur, was ich will, ich weiß zum voraus, was darin steht.

Bourienne. Die englischen sprechen vom Kriege, betheuren aber zugleich, daß die Nation den Frieden liebe.

Bonaparte. Den Frieden? Warum befolgen sie aber den Traktat von Amiens nicht? Warum behalten sie, allen ihren Zusagen zum Trotze, hartnäckig Malta, das Entrepot des mittelländischen Meers, die Station nach Egypten? Lieber überließe ich ihnen den Faubourg Saint-Antoine!

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Huissier, dann der Spion.

Huissier (meldend). Der erwartete Mann.

(Der Spion tritt, in einen Mantel gehüllt, ein. Bourienne will sich entfernen; Bonaparte bedeutet ihm durch einen Wink, zu bleiben.)

Bonaparte (zum Spion). Nun, was Neues?

Spion (auf Bourienne deutend). Wir sind nicht allein.

Bonaparte. Wir sprechen leise. — Was sagt man zu der Krönung?

Spion. Allgemeiner Wunsch.

Bonaparte. Und die Jakobiner? Komplotiren sie noch immer?

Spion. Sie sind gegen Sie eingenommen; aber nicht die Jakobiner, nicht die Republikaner sind zu fürchten, nur die Royalisten.

Bonaparte. Meine Polizei taugt nichts.

Spion. Allerdings.

Bonaparte. Zu Saint-Cloud ward ich gestern fast ermordet.

Spion. Ich weiß.

Bonaparte. Wie so?

Spion. Ich war dort.

Bonaparte. Wer hat dich hinbeordert?

Spion. Niemand.

Bonaparte. Ein Mensch rettete mir das Leben.

Spion. Warf sich zwischen Sie und den Mörder.

Bonaparte. Und erhielt selbst den Stoß.

Spion (den Mantel öffnend und auf seinen Arm deutend). In den Arm.

Bonaparte (nach einer Pause). Wie, du?

Spion. Sie sehen, daß ein Spion auch noch zu etwas anderem als zur Polizei zu gebrauchen ist.

Bonaparte. Was kann ich für dich thun? was wünschest du?

Spion. Für mich? Welche Titel, welchen Rang gibt man einem Spione? Man reicht ihm Gold — daran lassen Sie mir's nicht mangeln — ertheilt ihm Befehle — ich erwarte die Ihrigen.

Bonaparte. Wohl; so kehre unter das Volk zurück, durch das ich mich in einer Stunde nach Notre-Dame begeben werde. Breite aus: noch herzlicher als der erste Konsul seine Mitbürger, werde Kaiser Napoleon seine Unterthanen lieben. Sag ihnen . . . kurz, sag ihnen Alles, was deine Anhänglichkeit an mich dir eingibt. (Spion ab.) Seltsamer Mensch!

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

(Fortsetzung.)

Es verdient bemerkt zu werden, denn es ist sehr charakteristisch für die Zeit, daß nicht wissenschaftliches Bedürfniß, wie heutzutage, die damaligen Mechaniker zu Erfindungen und Verbesserungen befeuerte; nicht der Astronom, nicht der Geograph verlangten vom Uhrmacher genauere oder bequemere Instrumente, sondern die Bedürfnisse des Klosterlebens scheinen die vornehmsten Entdeckungen veranlaßt zu haben. Die Mönche hätten in der Nacht gern gewußt, wann es Zeit zum Gottesdienste sey, ohne nach den Sternen sehen zu müssen; und so kamen sie nacheinander auf die Erfindung der eigentlichen Uhr, auf das Schlagwerk und später auf die Vorrichtung des Weckers. Viele Mechaniker der damaligen Zeit waren Mönche.

Das erste Bedürfniß, das sich in der neuen Laufbahn, die sich die Uhrmacherkunst eröffnet hatte, fühlbar machte, war eine tragbare Uhr. Man sah bald ein, daß der Balancier, den man bisher immer wagerecht angebracht hatte, wenn man ihn gehörig aufhing, seinen Dienst in jeder andern Stellung ebenso gut versah. Aber so lange ein Gewicht die Uhr in Bewegung sezte, konnte sie nie umgekehrt werden, und nahm überdies nothwendig einen beträchtlichen Raum ein. Diese Schwierigkeit war überwunden, als man auf den Einfall kam, an die Stelle der Schwerkraft die Federkraft zu setzen. Dadurch, daß man eine biegsame, elastische Stahlfeder gewaltsam in einer cylindrischen Trommel aufrollte, bekam man, weil die Feder beständig strebt, sich abzurollen, ein Prinzip der Bewegung, das wie die Schwere stetig wirkt und hinreicht, eine Uhr wenigstens vierundzwanzig Stunden lang zu treiben. Damit war die Taschenuhr erfunden; der Mechanismus konnte in einen sehr kleinen Raum gebracht werden und in allen Stellungen so ziemlich gleich gut seine Dienste thun. Die Namen der Künstler, welche mit der Uhr diese folgereiche Veränderung vornahmen, kennen wir so wenig als die Erfinder der Hemmung und der Unruhe; ja sogar die Zeit der Entdeckung ist ungewiß; sie scheint aber etwa hundert fünfzig Jahre jünger zu seyn als die Erfindung der großen Gewichtuhren; leztere treten zuerst im vierzehnten Jahrhundert auf, die ersten tragbaren Uhren scheinen vom Anfang des sechszehnten herzurühren. So viel weiß man gewiß, daß man am französischen Hofe unter Karl IX. und Heinrich III. Taschenuhren trug; man hat noch mehrere aus dieser Zeit, an denen die Arbeit sehr merkwürdig ist, und die mehrere Tage gehen. England scheint in diesem Punkte dem Festlande vorausgeeilt zu seyn; denn der Engländer Denham behauptet, eine Uhr der genannten Art gesehen zu haben, welche Heinrich VIII. angehörte.

Die Erfindung der Taschenuhren war also nicht die Frucht des Bedürfnisses einer genauern Zeiteintheilung, es waltete dabei kein wissenschaftlicher Zweck ob; sie war vielmehr die Folge des Triebs nach Bequemlichkeit der

Lebens, der sich damals mit den Fortschritten der Kultur zu regen begann und dessen Befriedigung in neuester Zeit so sehr raffinirt worden ist. In den Händen von Prinzen und Höflingen, nicht in den Händen der Gelehrten, sehen wir im sechszehnten Jahrhundert Taschenuhren. Diese Uhren hatten ohne Zweifel reich verzierte Gehäuse; aber hinsichtlich des richtigen Ganges durfte man keine großen Ansprüche an sie machen, und die heutigen Uhrmacher werden keinen großen Respekt davor bekommen, wenn sie erfahren, daß die Unruhe immer noch keine Spiralfeder hatte, daß gegen die Abnahme der Triebkraft, je weiter sich die Feder abrollt, lediglich keine Vorkehrung getroffen war, und endlich, daß die Trommel der Feder das übrige Räderwerk mittelst einer kleinen Darmsaite in Bewegung sezte, d. h. mittelst eines Körpers, der durch atmosphärische Einflüsse große Veränderungen erleidet. Den beiden leztern Mängeln wurde wahrscheinlich erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts oder zu Anfang des siebzehnten abgeholfen, dem einen durch die sinnreiche Erfindung der Schnecke, mittelst welcher die Feder auf einen größern Hebel wirkt, im Maaße, als die Kraft abnimmt, dem andern dadurch, daß man an die Stelle der Darmsaite die Kette sezte; von wem aber diese Verbesserungen erfunden, und wann sie eingeführt worden sind, läßt sich unmöglich angeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, August.

(Beschluß.)

Verfolgung der Freimaurer in den Vereinigten Staaten.

Darf man sich wundern, wenn nach einem solchen Gräuel überall laut der Unwille gegen die Urheber sich äussert, wenn die volle Strenge der Geseze in Anspruch genommen wird, damit dieser Frevel gegen ihre Majestät gesühnt werde? und dieses Gefühl macht der Nation Ehre. Der Gouverneur Clinton machte bekannt, wer die Personen, welche Morgan entführt, zur Anzeige bringe, erhalte eine Belohnung von 1000 Pf. Sterl. Die gesezgebende Versammlung des Staates ernannte eine besondere Kommission, welche beauftragt wurde, die ganze Sache zu untersuchen und jeden, der irgendwie an der Entführung und Ermordung Morgans Theil gehabt, gerichtlich zu verfolgen. Mehr als fünfzig Prozesse wurden anhängig gemacht, auch verschiedene Personen für schuldig erklärt; die eigentlichen Mörder aber haben sich bisher und wahrscheinlich auf immer der Rache der Geseze entzogen.

Bei den Assisengerichten kam Manches vor, das auf die Controverse über die Freimaurerei, welche sich gegenwärtig im ganzen Umfang der Vereinigten Staaten erhebt, Licht wirft und deshalb hier angeführt werden muß. Mehrere Freimaurer, die als Zeugen vorgeladen waren, weigerten sich, etwas auszusagen, und ließen sich lieber, zur Strafe der Widersezlichkeit gegen das Gericht, ein Jahr lang einsperren; bei andern, die ins Geschwornengericht berufen waren, wurde nach einem langen Verhör über die Verbindlichkeiten, welche ihnen die Freimaurerstatuten auferlegten, entschieden, sie können in der Sache nicht unpartheiisch sprechen. Nach solchen authentischen Erklärungen behaupten die Feinde der Freimaurerei, der Staat hege in seinem Schooße eine Klasse von Bürgern, welche einem geheimen Gesezbuche gehorchen, dessen Bestimmungen von den Staatsgesezen getrennt, ja über sie gestellt werden; sie erklären, ein solches Verhältniß sey staatsverderblich, es untergrabe die Staatsgrundsäze, wie die republikanische Gesinnung.

Für Morgans Tod können indessen blos die eigentlichen Thäter verantwortlich seyn; die Korporation der Freimaurer selbst hat nichts damit zu schaffen. Die Neuyorker Loge Grand royal Arch gab zu verschiedenen Malen Erklärungen von sich, in denen sie Namens aller ihrer Mitglieder sich feierlich gegen die Theilnahme an jenem Verbrechen verwahrt und dasselbe als eine Verlezung der Majestät der Geseze und der persönlichen Freiheit bezeichnet. Aehnliche Erklärungen wurden von vielen andern Logen abgegeben. Es wäre auch offenbar ein schreiendes Unrecht, wollte man mit einem sehr kleinen Theile der Gesellschaft alle Freimaurer verdammen; man müßte wirklich von Fanatismus verblendet seyn, wollte man alle für gleich schuldig erklären. Solche Schlüsse wurden indessen bei dieser Gelegenheit gezogen und solche Behauptungen hört man hier alle Tage; die feierlichen Verwahrungen der Logen vermögen nichts dagegen, obgleich man wohl weiß, daß die meisten Männer von Bedeutung im Staate Neuyork damals Freimaurer waren und noch sind.

Auflösung des Räthsels in Nr. 211:

Pabst.

Räthsel.

Zwei Sylben in der Luft siehst du
Bald hoch, bald niedrig schweben,
Bald treiben sie sich ohne Ruh
Herum, dir Brod zu geben,
Bald siehst du vierfach sie im Feld,
Bestimmt zu ernstem Ringen;
Da streben sie für Gut und Geld,
Einander umzubringen.
An beiden Enden siehst du sie
Auch am Pallaste stehen.
Sie rühren von der Stell' sich nie,
Und keine kann sich drehen.
Soll ich zum großen Thor hinaus
Dich nach den beiden schicken?
Du kannst sie ja im eignen Haus
Am Fenster leicht erblicken.
Siehst du sie nicht? ich hör' sie ja,
Wie sie dort schwirren, rauschen,
Dort klappern, klirren, knarren, da
Kanonenschüsse tauschen.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 20.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[319] Neue Musikalien, welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind:

Adam. Rondoletto f. Pfte. über ein Th. aus Fra Diavolo. Op. 51. 1 fl.
— Melange f. Pfte. aus: Der Gott und die Bayadere. Op. 57. 1 fl. 12 kr.
— Variat. f. Pfte. über ein Thema aus derselben. Op. 58. 1 fl.
— Melange f. Pfte. aus: Les deux familles. Op. 61. 1 fl. 12 kr.
— — — — — aus: Le Diable à Seville. Op. 64. 1 fl. 12 kr.
Auber. Ouvert. f. Pfte. zu le Philtre. 48 kr.
Dieselbe Ouvert. f. Pfte und Violine ad libitum. 1 fl.
— Der Gott und die Bayadere f. Pfte. allein, von Rummel arrg. 4 fl. 48 kr.
Eben daraus sind auch die einzelnen Singstüke mit Pfte. Begl. zu haben.
— Fra Diavolo für Flöte, Violine, Alt u. Bass arrg. von Küffner. 8 fl. 24 kr.
— Derselbe für 2 Violinen Alt und Bass arrg. von demselben. 8 fl. 24 kr.
— Ouverture aus Fra Diavolo für 2 Violinen arrg. 48 kr.
— Stüke aus Fra Diavolo für 2 Violinen arrg. 2 Hefte. 3 fl.
— Stüke aus demselben für 2 Flöten arrg. 2 Hefte. 3 fl. 12 kr.
Bertini. Bildungsschule des Klavier-Spielers. Zusammenstellung der unerlässlichsten Uebungen um einen vollkommenen Mechanismus zu erwerben. Op. 84. 4 fl. 30 kr.
Carulli. La prise d'Alger. Piéce héroique pour la Guittarre. Op. 327. 1 fl.
Chollet. Le Voeu français f. Pfte. ou Guittare franz. und deutsch. 16 kr.
Droling. Melange f. Pfte. 4händig aus Fra Diavolo. Op. 32. 1 fl. 30 kr.
Duvernoy. Fantas. f. Pfte. über das Barcarole aus Fra Diavolo. Op. 42. 1 fl.
Dwernicki. Marsch f. Pfte. Nr. 19. 8 kr.
Gomis. Ouvert. f. Pfte. zu Le Diable à Seville. 40 kr.
Dieselbe Ouvert. f. Pfte. und Violin ad libit. 1 fl.
Dieselbe Ouvert. f. Pfte. vierhändig. 1 fl. 12 kr.
Hackel. die nächtliche Heerschau, mit Pft. Begl. 45 kr.
Herz und Lafont Vart. concert. f. Pfte. und Violin über die Barcarole aus Fra Diavolo. Op. 59. 2 fl.
Herz. Fantasie f. Pfte. über ein Theme aus fra Diavolo. Op. 233. 1 fl.
— Fantasie für Pfte. über ein Thema aus: Der Gott und die Bayadere. Op. 234. 54 kr.
— Fantasie für Pfte. über ein Thema aus: Les deux familes. Op. 235. 48 kr.
Koch. 3 Geschwind Märsche für milit. Musik. Op. 48. 2 fl. 48 kr.
Kosciusko. Schlacht-Gesang der Polen mit Pfte. oder Guitt. 16 kr.
Küffner. Gr. Walzer für milit. Music über die Marseillaise und die Parisienne. Op. 232. 1 fl. 24 kr.
— 24tes Potpourri f. Pfte. und Flöte oder Violine aus fra Diavolo. Op. 234. 1 fl. 48 kr.
— Der Cornet Operette im Clav. Auszug. 6 fl.
— Ouverture daraus fürs Pfte. 40 kr.
— Polen und Lied der polnischen Jäger f. 4 Männerstimmen 24 kr.
— fav. Walzer für Pfte. Die Rhein Reise. Nr. 354. und 361. jeder 8 kr.
Labarre Ouvert. f. Pfte. zu: Les deux familles. 48 kr.
Dieselbe f. Pfte. und Violine. 1 fl.
— Fantasie f. Harfe über Th. aus Fra Diavolo. Op. 46. 1 fl. 12 kr.
— Duo f. Harfe und Pfte. über Th. aus Demselben. Op. 47. 1 fl. 48 kr.
Le Roux. Der Cosmopolit mit Pfte. oder Guitt. 24 kr.
— Mainzer Casino-Lied. Ebenso 16 kr.
Mozart. Concert Nr. 4. Op. 82. C moll. f. Pfte., Flöte Violine u. Violcll. arrg. von Hummel. 3 fl. 24 kr.
Dasselbe Concert f. Pfte. allein arrg. von Hummel 2 fl.
Nayts. Le vieux Sergent. franz. und deutsch mit Pfte. oder Guitt. Begl. 16 kr.
Plantade. Le retour de Pierre. Ebenso 16 kr.
— Le Repell de la Garde nationale. Ebenso 24 kr.
— Le vieux Drapeau national. Ebenso 16 kr.
Polnischer Nat.-Gesang. Noch ist Polen nicht verloren. Ebenso 16 kr.
Prilipp. La Varsovienne. Ebenso 24 kr.
Polnischer Sturm-Marsch nach der Weise: Noch ist Polen nicht verloren f. Pfte. 2- und 4händig. 8 kr.
Rinck. Prakt. Ausweichungs-Schule in 2-, 3- und 4stimmigen Beispielen für angehende Organisten und Componisten. Op. 99. 4 fl.
Rummel. Introd. und Rondo brill. f. Pfte. über ein Th. aus: Der Gott und die Bayadere. Op. 75. 1 fl. 36 kr.
Sowinski L'invocation à la Patrie. frz. und deutsch mit Pfte. oder Guit. Begl. 16 kr.
— Polens Befreiung. Ebenso. 16 kr.
Späth. 6 Serenaden f. 4 Männerstimmen franz. Text. Op. 120. 2 fl. 24 kr.
Vogel. La Française. franz. und deutsch mit Pfte. oder Guitt. Begl. 16 kr.

In Stuttgart sind diese Musicalien bei G. A. Zumsteeg vorräthig zu finden.

---

[302] Im Verlag von August Lehnhold in Leipzig ist so eben neu erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden, in Stuttgart bei Löflund und Sohn zu haben:

Aurelii Victoris, S., quae vulgo habentur scripta historica, ed. Fr. Schroeter. Vol. II. Etiam sub

titulo: Sexti Aurelii Victoris qui vulgo habetur Virorum illustrium liber. Recensuit animadversionibus critico-historicis indicibusque instructum, edidit Fridericus Schroeter. 8 maj. 1831. 1 Thlr. 6 Gr.
— — Virorum illustrium liber. Recensuit et in usum scholarum edidit Frid. Schroetar. Accedit lectio Arntzaniana. 8. 1831. 6 Gr.
Brzoska, Henr. Gust., de Geographia mythica. Spec. I. Commentationem de Homerika mundi imagine J. H. Vossii potissimum sententia examinata, continens. Addita est Homarici mundi imago tabulae impressa. 8 maj. 1831. 15 Gr.
Fleck, J. F., Otium theologicum. 8 maj. 1831. 8 Gr.
Fritzsche, F. V, de Daetalensibus atque Babyloniis Aristophanis Commentationes duae. 8 maj. 1831. 1 Thlr.

Singuli venduntur:
Commentatio de Daetalens. Aristoph. 16 Gr.
— — — — Babyloniis — 8 Gr.

---

[317] So eben ist erschienen:

Der

Freiheitskampf

der

Polen gegen die Russen.

Zweite Abtheilung.

Vom 1. April bis zum Tode des Feldmarschalls Diebitsch.

Motto:

Im Feld bei Ostrolenka
Da schwebt das Abendroth
Im blut'gem Flor hernieder
Und drüber sitzt der Tod.

Im Feld bei Ostrolenka
Grünt doch die Eiche fort,
Und ihre Blätter flüstern
Gar manch prophetisch Wort.

„Im Feld bei Ostrolenka
So lang die Eiche steht,"
So lebt im Volk die Sage,
„Nie Polen untergeht!"

E. Ortlepp.

8. Velinpapier, elegant broschirt 12 Gr.

---

[306] Bei Craz und Gerlach in Freiberg sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Abbildung der K. S. Berg- und Hütten-Uniformen, lithographirt und illuminirt. 8 Gr.
Ansichten von Freyberg und dessen Umgebungen, nebst Grubengebäuden und Schmelzhütten, in Kupfer gestochen und fein illuminirt, 12 Blatt 2 Rthlr. 18 Gr., ein einzelnes Blatt 6 Gr.
Becker, G. W., (Oberbergrath), über Flözgebirge im südlichen Polen, besonders in Hinsicht auf Steinsalz und Soole. Mit einer geognostischen Karte. 8. 18 Gr.
Bräunlich, Dr., über körperliche Erziehung des Menschen, von der Geburt bis zu der Geschlechtsreife, geschrieben für alle die, denen das Wohl ihrer Kinder am Herzen liegt. broch. 12 Gr.
Dietrich, Dr. C., Erzstufen. Sagen und Erzählungen vaterländischer Begebenheiten in romantischem Gewande dargestellt. 2 Bände. Mit einem illumin. Kupfer, einen Bergaufzug darstellend. 2 Rthlr.
Freiesleben, J. C., (Bergrath), Magazin für die Oryktographie von Sachsen. Ein Beitrag zur mineralogischen Kenntniß dieses Landes und zur Geschichte seiner Mineralien. 4tes Heft. broch. 21 Gr. Preis des ersten bis 3ten Heftes 2 Rthlr. 15 Gr.
Jahrbuch für den Berg- und Hüttenmann auf 1831. broch. 16 Gr.
Müller, Description du procédé d'Amalgamation à Halsbrücke près de Freyberg en Saxe. broch. 4 gGr.

---

[310] An alle Gebildete.

Von dem

Wörterbuch der richtigen Aussprache ausländischer Eigennahmen, aus allen Theilen der Wissenschaft und Kunst; von A. Müller,

ist die zweite Abtheilung erschienen und das Ganze noch für 2 Thlr. bis zum Erscheinen der letzten Abtheilung in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der spätere Ladenpreis wird 3 Thlr. betragen.

Dresden und Leipzig, im Junius 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[305] Bei August Lehnhold in Leipzig ist so eben erschienen:

Deutschland und die Revolutionen. gr. 8. broch. 1831. 12 Gr.
Frankreichs Streitkräfte und Stärke in den verschiedenen Feldzügen von 1792 bis 1815. gr. 8. broch. 12 Gr.

---

[303] Bei Fr. Laue in Berlin ist so eben erschienen:

Dr. und Prof. P. F. Stahr.

Untersuchungen

über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung.

12 Bog. gr. 8. Preis 1 Rthlr.

---

[318] Journal des Dames et des Modes. Recueil de Danses faciles pour le Pianoforte à deux ou à quatre mains.

Dieses Journal erscheint seit dem ersten Juli 1831, den ersten, zehnten und zwanzigsten jeden Monates in Heften, groß Median-Octav, deren jedes zwei leichte Original-Walzer, eine illuminirte Abbildung der neuesten Pariser-Trachten und die genaue Beschreibung der herrschenden Moden (in französischer und deutscher Sprache) enthält. Man abonnirt sich in Darmstadt bei dem unterzeichneten Verleger, so wie bei allen hochlöblichen Postämtern und allen soliden Buch- und Musikhandlungen. Die Hauptexpedition hat das Großherzogliche Oberpostamt

dahier übernommen. Der Abonnementspreis ist einschließlich der Postgebühren: für das ganze Jahr 12 fl., halbjährig 6 fl., vierteljährig 3 fl.

Darmstadt, Juli 1831.

W. C. Alisky
Musikalienhandlung.

---

[221] Neue interessante Schriften.

Bei G. Basse in Quedlinburg sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schill's
Zug nach Stralsund und sein Ende.
Tagebuch eines seiner Vertrauten.
8. Geh. Preis 12 Gr.

Wenn auch Schill's Plan, Deutschland gegen Frankreichs mächtigen Usurpator zu revolutioniren, in der Ausführung mißlang, so steht er doch als die großartige Idee eines energischen Mannes in der Geschichte da. Diese Blätter eines seiner vertrauten Kampfgenossen enthalten eine ausführliche, interessante Erzählung alles auf diesem Zuge Vorgefallenen und vielfache neue Aufschlüsse.

Unumstößlicher Beweis, daß
die Maschinen
für die bürgerliche Gesellschaft von sehr großem Nutzen sind.
8. Geh. Preis 4 Gr.

---

[326] Bei mir sind erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Vermischte Schriften
aus den
Kreisen der Geschichte, der Staatskunst und der Literatur überhaupt,
von
K. H. L. Pölitz,
Königl. Sächs. Hofrath 2c.

Zwei Bände 50½ Bogen gr. 8. weiß Druckpapier. 3⅔ Rthlr. Auf Schreibp. 4½ Rthlr., auf Velinp. 5 Rthlr.

Der rühmlich bekannte Herr Verfasser hat in dieser Sammlung seine besten, früher in vielen Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen vereiniget, mit neuen Zusätzen bereichert, und ihr ein großes Interesse dadurch gesichert, daß er in der Auswahl dieser Abhandlungen besonders Rücksicht darauf genommen, was unter den jetzigen Zeitverhältnissen die Aufmerksamkeit am meisten fesseln muß. Der Raum gestattet hier nicht, den Inhalt beider Bände anzuführen. Das Ganze bietet dem Leser eine reiche Abwechselung ernster und belehrender Unterhaltung, und mit vollem Recht hat der Herr Verfasser selbst diese Abhandlungen „die Kinder der Liebe ihres schriftstellerischen Vaters" genannt.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[324] **Polenlieder**
von
Ernst Ortlepp
sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 12 Gr. oder 15 Sgr. zu haben.

---

[330] Bei Tobias Loeffler in Mannheim ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Assassinen, die, von Fr. v. Stengel. 8. 2 fl. 24 kr.

Börsch, Fr., Tempelbilder. 8. elegant brochirt. 1 fl. 24 kr.

NB. Eignet sich als ein treffliches Weihnachts- und Neujahrsgeschenk.

Krause, Dr. J., der medizinische Landpfarrer oder prakt. Anweisung, diejenigen Krankheiten, welche am meisten auf dem Lande vorkommen, zu heilen. Allen Herren Volkslehrern, Wundärzten und Bürgern in den Orten, wo keine Aerzte wohnen, zu ihrem Gebrauche redlichst gewidmet. 4te verb. Auflage. 8. broch. 1 fl. 30 kr.

Pazzi, Fr., über den Geist des Zeitalters, in Fastenpredigten. Neue Ausgabe. 8. brochirt. 36 kr.

---

[299] Interessante literarische Neuigkeit.

Im Verlage der Heinsiusischen Buchhandlung in Gera ist so eben erschienen, und auf feste Bestellungen in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Erbe.
Novelle
in drei Abtheilungen
von
Caroline von Woltmann,
geborne Stosch,
Verfasserin der Bildhauer.
Velinpapier Preis 4 Rthlr. 16 Gr.

Diese neueste Schöpfung der Verfasserin der Bildhauer faßt das Leben von einer andern Seite als letzterer Roman, mehr das Reale, wie jener mehr das Ideale desselben.

Beim raschen Vorwärtsschreiten, erhält die Begebenheit in ununterbrochener Spannung; erschütternde Situationen werden durch sie hervorgebracht; jeder Zug ist eigenthümlich und jede Entwickelung überraschend. Ueber dreißig Figuren haben an der Handlung Theil. In Gemäßheit der Wichtigkeit und Dauer ihres Antheils an dieser, sind sie mehr und weniger ausgeführt; mit vollendeter Kunst der Abstufung. Selbst nur augenblicklich eingreifende, skizzirte Figuren besitzen Natur, Leben, Eigenthümlichkeit; den Hauptfiguren sind diese Eigenschaften der Darstellung in so hohem Grade eigen, daß man sie zu sehen, zu hören glaubt. Gleich wie wirkliche Personen, werden sie durch ihre Schicksale verändert, und bleiben dieselben, ohnerachtet der Veränderungen in ihrem Charakter, welche die Verfasserin der Natur mit tieferm, psychologischen Blicke abgelauscht hat. Keine Wiederholung bekannter Romanenbilder trifft man hier. Charaktere und Scenen erinnern nicht an etwas Dagewesenes. Der Charakter des hochfahrenden, heftigen, gerad-sinnigen

Generaladvocaten Rolland, der leidenschaftlich und kleinlich, in seinen Eifer für das Recht und das Rechte beklommen ist, durch versteckte Anhänglichkeit an dem protestantischen Glauben, den er abgeschworen; sein Gegner, der Advocat Silvain, ohne alles Gefühl für Wahrheit, Rabulist aus Begeisterung für die Spitzfindigkeit; Meyer, schurkisch und frohsinnig, Einsiedler, Soldat, Gerichtsbote, Geldmäkler, Galeerensclav; Magdalene Jarry, mit ihrem Stolz und ihrer starren Willenskraft; die heitere gütevolle und muthige Esprite Tardivo, haben keinen Zug der Nachahmung von Schöpfungen der Meister in Charakterschilderungen, können sich dreist jedem zur Seite stellen. Dasselbe gilt hinsichtlich der Scenen; der häuslichen Scene der provencalischen Weihnachten auf dem Schloße Caille; der Scene der Volksbewegung Manosques; des nächtlichen Zusammentreffens zwischen verfolgten Flüchtigen und scheitern bei Nacht an den Felsen am Ufer der Durance; der Scene auf dem Schloße Grignan, die ein Bild nach der Natur dieses Schloßes, der Gräfen Grignan, des Marquis von Coulanges giebt.

Nº. 218.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. September 1831.

Ruh aus, o Seele, hier am lezten Zufluchtsorte;
Es sezt der Wandrer sich, das Herz von Hoffnung froh,
Eh er die Stadt betritt, im Angesicht der Pforte,
Und athmet Balsamduft am stillen Abend so.

Delavigne.

Der Heimathlose.

1.

Wanderlust.

O Wanderleben, wunderliebes Leben!
Ein schnelles Sehen, freundliches Begrüßen,
Im Flug' ein augenblickliches Genießen,
Vergessen bald im raschen Weiterstreben.

Da kann der Haß nicht langsam keimend sprießen,
Die Trauer stirbt, von hellem Grün umgeben,
Daraus, wie durch ein ew'ges Frühlingsweben,
Bei jedem Tritte Blumen sich erschließen.

Drum will ich auch mein ganzes Leben schweifen,
Die leichten Schätze überall zu heben,
Den Blüthenstaub von jedem Kelch zu streifen,

Um so in Lieb' und Lust und luft'gem Schweben
Dem Tode wie im Traume zuzureisen. —
O Wanderleben, wunderliebes Leben!

2.

Wendepunkt.

Wie lang ist's nun, daß ich die Welt durchflogen,
Nach allen Seiten ziehend kreuz und quer,
Und Sinn und Auge dürstete nur mehr,
Je mehr sie wandernd Schönes eingesogen.

Nun schau ich wieder in des Meeres Wogen:
Sie spielen leise schäumend zu mir her,
Es glättet sich das wallend öde Meer,
Darum das Abendroth den Kranz gezogen.

Und still wird das Gewirr, das in mir wühlt,
Und ein Gefühl, das nimmer ich gefühlt,
Hat mir ins Herz das weite Meer gespült.

O rastlos Wogen ew'ger Wanderjahre!
O abendrothe Grenze, seligklare!
O Schlummernacht auf schwarzer Todtenbahre!

3.

Heimath.

Wie sind der blaue See, der grüne Rain,
Die dunkeln Wälder und die schnee'gen Höhen
So still und mild, so freundlich anzusehen,
So ernst und fest, so himmelnah und rein!

Matt ist mein Fuß und matt das Auge mein
Vom vielen Schauen und vom langen Gehen:
Hier fühl' ich frischen Hauch des Friedens wehen,
Hier stoß' ich meinen Stab dem Boden ein.

Nicht weiß ich, wo ich heimisch bin, zu sagen;
Schon an der Mutter Brust umhergetragen,
Ist fremd mir vaterländ'schen Bodens Reiz.

Drum muß ich selbst das Ruheland mir wählen,
Und solchem Orte kann die Ruh' nicht fehlen:
So sey als Heimath mir gegrüßt, o Schweiz!
Falati.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Sechste Scene.
Bonaparte, Bourienne.

Bonaparte. Was Sie auch sagen mögen, mein Herr Sekretär: Frankreich ist der Republik müde. Das Direktorium spielte ihm schlimmer mit als „der Berg." Was ist von jenen Republikanern noch übrig? Von 3,574,898 Stimmen nur 2,569 dagegen! Sie sehen also, ganz Frankreich will mich zum Kaiser; es bietet mir die Krone, ich maße sie mir nicht an.

Bourienne. Indeß, Euer Majestät . . .

Bonaparte. Sprich immerhin noch, wie sonst: „Bürger erster Konsul." (Auf die Uhr blickend.) Kannst noch eine ganze Stunde Republikaner bleiben. Du meinst?

Bourienne. Ich meine, Bürger erster Konsul, Europas Könige werden Sie nie als ebenbürtig anerkennen.

Bonaparte. Dann entthrone ich sie alle, und legitimire so mich selbst! Reichen Sie mir die Liste der Marschälle zur Unterschrift; lesen Sie die Namen.

Bourienne (lesend). Berthier, Murat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brune, Lannes, Mortier, Ney, Davoust, Bessieres, Kellermann, Lefevre, Perignon, Serrurier.

Bonaparte. Achtzehn Republikaner! Und Sie sollen sehen, ob ein einziger den Marschallstab um deßwillen, weil er ihn aus eines Kaisers Hand empfängt, ausschlägt. Nur eines bedaure ich, daß ich der Liste nicht Desairs und Klebers Namen beifügen kann. Das jämmerliche Direktorium! Hätte es mich nicht vergessen, oder vielmehr nach Egypten, so zu sagen, verwiesen, hätte es mir, seiner feierlichen Zusage getreu, Truppen und Geld gesandt, dann wäre ich nicht, einem Flüchtlinge gleich, von dort zurückgekehrt. Freilich nahm ich mir Revange. Welch ungeheure Plane scheiterten an jenem Nest Saint-Jean-d'Acre! Hätte ich's genommen, so fand ich in der Stadt des Paschas Schätze und Waffen für 300,000 Mann. Ich brachte ganz Syrien in Aufstand und bewaffnete es, marschirte auf Damaskus und Aleppo, verstärkte meine Armee im Vorrücken durch alle Christen, die Drusen, die Malcontenten; drang nach Konstantinopel, gründete im Orient auf den Trümmern des türkischen ein neues großes Reich, das meinen Namen mit Ruhm gekrönt der Nachwelt überlieferte, und kehrte vielleicht über Adrianopel oder, nach Vernichtung des österreichischen Hauses, über Wien, nach Paris zurück. Das Alles war möglich, ist aber nun erst wieder von Neuem zu unternehmen! (Pause.) Wie viel Landungsfahrzeuge liegen im Hafen von Boulogne?

Bourienne. Neunhundert. — Und wann ziehen wir in London ein?

Bonaparte. Noch weiß ich's nicht. — In Indien, in Indien muß England angegriffen werden; sein Handel allein ist die verwundbare Stelle. Bin ich erst Herr und Meister von allen Häfen des Mittelmeers und des Oceans; kann kein englisches Segel gegen meinen Willen mehr einlaufen, dann werden wir schon sehen!

Bourienne. Dazu brauchen Sie aber eine europäische Monarchie.

Bonaparte. Kann sich finden! (Federn probirend.) Gute Federn!

Bourienne. Schneide ich sie doch selbst; da ich Ihre Schrift entziffern muß, ist's mein eigenes Interesse, daß Sie so wenig unleserlich als möglich schreiben.

Bonaparte. Ganz recht, ganz recht. (Bourienne fixirend) Was denken Sie von mir, Charles?

Bourienne. Mir scheint, Sie bauen, gleich großen Architekten, hinter einem Gerüste; es fällt, so bald der Bau vollendet dasteht.

Bonaparte. Errathen. — Schreiben Sie: „Die polytechnische Schule erhält für die Zukunft eine durchaus militärische Organisation. Die Eleven tragen Uniform und werden der Kasernenzucht unterworfen." Sie soll mir eine Pflanzschule großer Männer werden; Generale für meinen Nachfolger... (Nach einer Pause.) Ich that wohl, in meinem Namen einen Buchstaben auszumerzen; auf neun Unterschriften gewinne ich eine.

Bourienne. Beliebt es zu unterzeichnen? (Glockengeläute.)

Bonaparte. Laß mich die Glocken hören; du weißt, wie ich sie liebe.

Bourienne. Besonders wenn sie verkünden, daß der erste Konsul Bonaparte binnen einer halben Stunde Kaiser Napoleon seyn wird.

Bonaparte. Sie irren sich: diese Glockentöne erinnern mich an meine ersten Jahre zu Brienne; damals war ich glücklich . . . (Josephine tritt ein.) Was willst du, Josephine? Wollen Sie uns allein lassen, Charles?

(Bourienne ab.)

Siebente Scene.
Bonaparte, Josephine.

Bonaparte. Noch nicht gekleidet?

Josephine. Mir graut vor dem Kaisermantel. Sprich, ergreifen dich keine düstern Ahnungen?

Bonaparte. Mich? durchaus nicht; und weßhalb denn?

Josephine. Fürchtest du nicht, die Glücksgöttin möchte dich unter deinem neuen Titel nicht wieder kennen? Unter einem Zelte wird sie dich suchen, sie findet dich auf einem Throne.

Bonaparte. Kind! werde ich je ein anderer seyn, als der Kommandant vor Toulon, der Heerführer bei Arcole, der erste Konsul bei Marengo? Stets war das Glück in meinem Geleite; soll es am Ziele mich verlassen? warum sollte Bonapartes Stern nicht der Napoleons bleiben?

Josephine. Ach, warst du nicht groß genug?

Bonaparte. Wähnst du, eitler Ehrgeiz lasse mich einen neuen Titel wünschen? Glaubst du, ich schätze mich nicht nach meinem Werthe? Der Kaisermantel sollte in meinen Augen ihn erhöhen? Europa hat gealtert; seine Wiedergeburt ist mein Beruf; ich muß ihn erfüllen. Vom Volke wider meinen Willen auf den Thron erhoben, möchte ich nicht Kaiser seyn. Aber ich will es; denn wie ich allein nur Frankreich retten konnte, vermag auch ich nur, seine Wohlfahrt fest zu gründen. Den General konnte eine Kugel niederschmettern, und mit ihm waren seine Siege dahin; als Konsul auf bestimmte Zeit konnte ein Staatsstreich, ein Coup de Main mich, wie ich das Direktorium, stürzen; als Konsul auf Lebenszeit — was brauchte es mehr als eines Dolchstichs? noch erwartet Cadoudal im Kerker die Strafe für ein Verbrechen, das er nicht einmal zu läugnen sucht. Nur die Kaiserkrone und Erblichkeit vermögen .... Doch ich bin recht albern, daß ich mit dir politisire, mit dir, meinem holden, schelmischen Gewissensrath. Nein, Josephine, nichts mehr der Art; dein Auge, deine Lippen umdüstern sich dann immer, und sollten doch stets nur lächeln. Unterstütze die Unglücklichen, kaufe Putz, mache Schulden, immerhin, es ist dein Beruf, folge ihm, nur störe mich in meinem nicht, er ist nicht der glücklichste!

Josephine. Vergieb! Nur noch eins ...

Bonaparte. Und ...?

Josephine. Du sprichst von Erblichkeit?

Bonaparte. Mir wird ein Sohn, Josephine. Das Schicksal stellte mich nicht so hoch, um mich plötzlich aufzugeben. Mein Daseyn ist eine jener großen Kombinationen des Verhängnisses, das es im Glücke wie im Unstern vollenden will. — Josephine, mir wird ein Sohn!

Josephine. Was gedenkst du zu thun? Jedes Kind, das du mit den Worten: „Liebe es!" mir darbietest, sey mir willkommen; ich werde es lieben, wie ich Eugen, meinen Eugen liebe; es sey mein Sohn, mir so theuer, als hätte es mir unter dem eigenen Herzen geruht.

Bonaparte. Gut denn, Josephine, versagt das Schicksal mir einen Sohn, so adoptire ich einen, der meiner würdig ist, der das Herz seiner Mutter, den Muth seines Vaters hat. Verstehst du mich?

Josephine. Ich wage nicht zu hoffen — Eugen?

Bonaparte. Eugen Beauharnais.

Josephine (mit tiefer Rührung). Bonaparte!

Bonaparte. Schmücke dich, meine Kaiserin, Notre-Dame erwartet dich, und ich habe eine goldene Krone auf diese schönen Locken zu setzen.

Josephine (schwermüthig). Ach, lieber die Blumen Malmaison's! (ab.)

Bonaparte (ihr nachblickend.) Gute Josephine!

(Bourienne tritt ein.)

Bonaparte. Was gibt's, Charles?

Bourienne. Der Senat kommt mit der Bitte um Annahme der Krone.

Bonaparte. Sogleich empfange ich ihn (ab).

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

(Fortsetzung.)

Indessen hatte man schon im sechszehnten Jahrhundert und noch früher eingesehen, daß die Instrumente zum Behufe der Zeitmessung, die bisher nur den Bedürfnissen des bürgerlichen Lebens gedient hatten, der Astronomie große Dienste leisten könnten. Durch den Fleiß der Deutschen und die ihnen eigenthümliche Pünktlichkeit war der Bau dieser Instrumente so genau geworden, als es die damaligen Kunstmittel nur immer zuließen; sie verfertigten Uhren, welche Minuten, ja Sekunden wiesen. Schon Walther von Nüremberg, der am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, soll zur Zeitbestimmung bei einer astronomischen Beobachtung sich zum erstenmale einer Uhr bedient haben; achtzig Jahre später besaß der berühmte Tycho von Brahe mehrere Uhren zu diesem Zwecke. Aber wegen ihrer ungeheuren Größe und der vielfachen Reibung, die dabei stattfinden mußte, waren diese Maschinen zum Zwecke so feiner Operationen höchst unzureichend; der Beobachtungsgeist, der um diese Zeit erwachte, konnte sich mit einer so mangelhaften Zeiteintheilung nicht länger begnügen; er bestrebte sich daher, die Kunst auf strenger wissenschaftlichem Wege zu fördern. Die Zeit war gekommen, wo die Theorie über die Praxis die Oberhand gewinnen sollte, und es ist dies der durchgängige Charakter der ganzen Reihe von Entdeckungen in der Uhrmacherkunst, welche im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts gemacht worden sind.

Galilei kann man als den Mann betrachten, der der Genauigkeit die Bahn gebrochen hat, und zwar durch seine Entdeckung der Gesetze der Pendelschwingung. Man erzählt sich, dieser große Genius habe schon in früher Jugend an den schwingenden, von den Kirchengewölben herabhängenden Lampen den Isochronismus, d. h. die gleiche Dauer der Schwingungen beobachtet, und gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts scheint er den ganz einfachen Pendel bei seinen Versuchen über den

Fall der Körper, vielleicht auch zu einigen astronomischen Beobachtungen, als Zähler angewendet zu haben. Mehrere Astronomen, wie Riccioli, Mersenne, Hevel, nahmen dies von ihm an. Die Schwingungen des Pendels, welche bei kleinen Bogen so gut wie ganz gleich sind, gaben eine weit feinere, genauere Zeitabtheilung, als die besten damaligen Uhren mit einer Unruhe. Als Galilei gegen das Ende seines Lebens mit seinem Sohne arbeitete, fiel es ihm wohl ein, am schwingenden Pendel ein Räderwerk anzubringen, das eine Zeitlang, zur größern Bequemlichkeit des Beobachters, die Anzahl der Pendelschläge anzeigte; aber auf den noch weit einfachern Gedanken, bei der damaligen Uhr an die Stelle der Unruhe geradezu den Pendel zu setzen, kam er nicht; das Maaß des Ruhmes, den der große Mann erworben, war voll; die Ehre der glücklichen Erfindung des Uhrpendels war einem seiner Nachfolger vorbehalten. Einige wollen sie einem Schweizer aus Lichtensteig in Toggenburg, Justus Byrge, einem geschickten Astronomen und Mechaniker, zuschreiben; aber unzweifelhaft gebührt die Ehre dem berühmten Huyghens.

Bis jezt hatte die Unruhe an einer Gewicht- oder Taschenuhr nichts zu thun gehabt, als der Bewegung, welche dem Räderwerk durch das Gewicht oder die Feder mitgetheilt wurde, einfach durch die Kraft der Trägheit entgegenzuwirken, weil sich ohne dies die Bewegung nothwendig fortwährend beschleunigt hätte, was mit dem Zweck des Mechanismus unverträglich gewesen wäre. Die Zähne des Steigrades stießen nach einander an die beiden Lappen oder Flügel an der Achse der Unruhe, bewegten dieselbe wechselnd nach der einen und der andern Seite, und wurden somit in so ziemlich gleichen Intervallen angehalten, wodurch eben die Bewegung regulirt wurde. Diese Regulirung war indessen höchst unvollständig, weil der regulirende Körper ganz allein von der Uhr selbst in Bewegung gesezt wurde, und seinen Schwingungen rechts und links kein Prinzip des Isochronismus oder der gleichen Dauer inwohnte. Nimmt man im Regulator ein solches Prinzip der gleichförmigen Schwingung an, so wird das Räderwerk nur bei jeglicher der gleichen Schwingungen des Regulators dem Triebwerk der Uhr gehorchen, und der Regulator wird von dieser Kraft immer nur so viel Anstoß erhalten, als nöthig ist, damit seine eigene Bewegung unterhalten werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bahia.

Erster Anblick der Stadt.

Ich bin seit kurzer Zeit hier und will versuchen, Ihnen den Eindruck zu beschreiben, den das hiesige Leben und Treiben auf den ankommenden Europäer macht. Wenn Verhältnisse erwähnt werden, die ich als Neuling noch nicht kennen oder noch nicht beurtheilen kann, so gründe ich mich auf Berichte zuverlässiger Europäer, die schon längere Zeit hier sind.

Die Stadt Bahia, welche in ihrem jezigen Handelsflor über 100,000 Einwohner zählt, gehört selbst in Südamerika nicht zu den schönern Städten, indem sie darin selbst Fernambuco und Buenos-Ayres nachsteht. Sehr malerisch sind, wenn man sich der Stadt nähert, einige Rossas und Facendas (Gärten und Meierhöfe.) Ein farbiges Holzgitter, hinter dem hohe Cocospalmen, Rosen, Iris und Jasmin prangen, schließt den Raum gegen die Straße zu. Hinter dem Hof liegt das buntangestrichene Wohnhaus, vor dem Affen und Kinder spielen; darüber ein Orangengarten, oder das Campo; so nennt man nämlich hier das Buschwerk, welches alle Hügel des Reconcavo von Bahia bekleidet. Hat man nun diese einzelnen Wohnungen hinter sich, so verkünden den Anfang der Stadt weites Mauerwerk und ein verfallenes Thor. Die Straße ist hier, wie überall, äußerst holperig und abhängig. Nun fängt eine Reihe kleiner, meistens sehr schmaler Häuser an, zwischen welchen hie und da größere, mit engen, die ganze Seite einnehmenden Balkonen, liegen; von Zeit zu Zeit breiten sich kleine Pläze ohne alle Symmetrie aus, mit Häusern und Ruinen umgeben. Kommt man nun von irgend einer Seite der Prazza del Terreiro, dem Mittelpunkte der Stadt, näher, so werden die Straßen belebter; man findet — eine Schöpfung der neuesten Zeit — Reverberen, die Vendas, die eigentlichen und einzigen Gewölbe der Brasilianer, werden häufiger, aber der Boden bleibt einmal so uneben als das andere. Am schönsten ist die Prazza della Piedade, sie ist viereckigt, eben und groß; die in italienischem Geschmack gebaute, mit einer nicht unebenen Kuppel gezierte Kirche der italienischen Bernhardiner, und die Cocospalmen, die überall über die Gartenmauern hoch hervorragen, geben diesem Plaze einen heitern und freundlichen Anstrich. Die Kathedrale ist ganz unbedeutend, St. Francesco ist mit einer Masse von vergoldetem Holzwerk überladen, und überhaupt haben fast alle Kirchen und öffentlichen Gebäude nicht den geringsten Kunstwerth. Sehr massiv und imposant sind dagegen die Forts, die die Holländer (vertrieben 1626) erbaut haben, vorzüglich Forte di St. Pedro, das mit seinen schwarzen, gewaltigen Mauern ernsthaft auf das jezige leichte Leben herabschaut, und deßgleichen die heutigen Bahianer mit ihrer ganzen Escravadura von 70,000 Negern sicher nicht bauen könnten.

Die Stadt zerfällt in drei Theile: die untere Stadt, Cidade baixa oder Praya, die Gewerbsbezirke der obern Stadt, und die stillern Theile derselben, den hiesigen Faubourg St. Germain. Am originellsten ist die untere Stadt, und der Eindruck, den sie auf jeden Fremden hervorbringen muß, ist kaum mit einem andern zu vergleichen. Eine lange, enge, krumme, höchst schmuzige Zeile von hohen, aber regellosen Häusern, in den untern Gewölben überall Boutiken und Handwerksstätten, in den obern Etagen die Comptoire der Kaufleute, an den Vorderseiten Holzbalken über Holzbalken geschichtet — das ist die Hauptstraße dieses Stadttheils. Obgleich dies die Straße ist, in der der ganze hiesige Handel hin und her wogt, so ist doch auch diese so holperig und an einer Stelle so enge, daß man sich keiner Karren, von Wagen ist gar keine Rede, bedienen kann. Da tragen nun Kuppeln von 16 — 20 Negern an langen, schwingenden Stangen die schwersten Lasten, mit ihrem immer wiederkehrenden kurzen Refrain oder vielmehr Geheul die Luft erfüllend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 219.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. September 1831.

— Bist du nicht der Eroberer
Am leichenvollen Strom, und der Dichter Freund?

Klopstock.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Achte Scene.
Façade der Tuilerien.

Labredeche, Lothringer, Bürger, Soldaten, Volk.

Stimmen. Da ist er! Da! Nein! — Ja, ja! — Noch nicht!

Bürger. Ich sage Euch, der Zug kommt um eilf Uhr präcis. Hier das gedruckte Programm.

Ein Anderer. Es ist schon ein Viertel drüber.

Lothringer. Seht doch, wer gibt Euch denn das Recht zum Appel, Bürger? Mir dünkt, er kann aufbrechen, wann's ihm beliebt.

Frau. Die Kaiserin soll ohnmächtig geworden seyn.

Lothringer. Eher, glaube ich, der Pabst; er war, als wir ihn in Avignon abholten, schon so krank, daß er mich dauerte.

Bürger. Bah! er ist ganz wohl auf.

Volk. Ah! die Glasthüren werden geöffnet!

Bürger. Er kommt, zeigt sich auf dem Balkon; da ist er, da ist er!

Labredeche. Laßt mich durch! Platz! Platz!

Lothringer. Hört, Bürger, Ihr habt vermaledeit spitze Ellbogen; weiter sag' ich nichts.

Frau. Der Herr da ist recht unartig! Sie sehen doch, daß Sie nicht durch können!

Labredeche. Der Kaiser muß mich sehen, er muß mich hören!

Alle. Da ist er, da ist er!

Kind. Mama, ich sehe nichts!

Alle. Es lebe der erste Konsul!

(Napoleon grüßt.)

Labredeche. Es lebe Kaiser Napoleon!

Alle. Es lebe der Kaiser!

Labredeche. Es lebe Napoleon der Große!

Lothringer (den Hut schwenkend). Es lebe General Bonaparte!

*

Dritte Abtheilung.
Dresden.
Königliches Palais.

Erste Scene.
Napoleon, Berthier.

Napoleon (Berthier diktirend). Am Niemen angelangt, disponirt sich die Armee wie folgt: Auf der äußersten Rechten, aus Gallizien auf Drogniczin, Fürst Schwarzenberg mit 34,000 Oesterreichern; zu ihrer Linken, von Warschau aus, auf Bialystock und Grodno vorwärts, der König von Westphalen mit 79,200 Westphalen, Sachsen und Polen; ihnen zur Seite zieht Prinz Eugen 79,500 Baiern, Italiänern und Franzosen, gegen Marienpol

und Pilony hin zus...men; dann der Kaiser mit 220,000 Mann unter Kommando des Königs von Neapel, des Prinzen von Eckmühl, der Herzoge von Danzig, Istrien, Reggio, Elchingen; vor Tilsit endlich bildet Macdonald mit 32,500 Preußen, Baiern und Polen die äußerste Linke der großen Armee. Wie viel nun, Berthier, sind vom Guadalquivir und calabrischen Meere bis zur Weichsel auf den Beinen?

Berthier. 617,000 Mann.

Napoleon. Wie viel zugegen?

Berthier. 420,000.

Napoleon. Wie viel Brückenequipagen?

Berthier. Sechs.

Napoleon. Wie viel Proviantwagen.

Berthier. Eilftausend.

Napoleon. Kanonen?

Berthier. 1372.

Napoleon. Wohl!

Berthier. Und Euer Majestät glauben, auf die 60,000 Oesterreicher, Preußen und Spanier in der Armee bauen zu können?

Napoleon. Allerdings.

Berthier. Eure Majestät besorgen nicht, daß sie an Wagram, Jena und Madrid gedenken?

Napoleon. So lange ich siege, nein. Zum Erobern benütze man Eroberungen; übrigens wird der Feldzug nicht von Dauer seyn. Dieser Krieg ist ein rein politischer; die Engländer sind's, die ich in Rußland angreife; dann rastet man; es ist der fünfte Akt, die Entwicklung. Meine Ordres datiren Sie von hier, von Dresden, und senden meine Ordonnanzen nach Paris.

Berthier. Geruhen E. M. diesen Morgen die Könige von Sachsen, Preußen und einige andere, die E. M. aufzuwarten wünschen, zu empfangen?

Napoleon. Später, ich erwarte Talma. Sie laden sie auf heute Abend zum Schauspiel.

Zweite Scene.

Napoleon, Talma.

Huissier (meldend). Herr Talma.

Napoleon. Vorgelassen.

(Talma tritt ein.)

Napoleon. Sie lassen lange auf sich warten, Talma.

Talma. Nicht meine Schuld, Sire; beim Eintritt in den Hof gerieth ich in ein Gedräng von Königen nebst ihrem Gefolg; kaum konnte ich mich durchwinden.

Napoleon. Wann sind Sie angekommen?

Talma. Gestern Abend, Sire.

Napoleon. Sie sind wohl zu müde, um heute zu spielen?

Talma. Nein, Sire.

Napoleon. Bedenken Sie es wohl, Sie haben ein gekröntes Auditorium. Was Neues beim théâtre français?

Talma. Händel.

Napoleon. Noch immer? Zwischen?

Talma. Zwischen den Societärs; wegen der Rollen, der Aemter . . .

Napoleon. In Moskau bringe ich Alles das in Ordnung. Eure Republik in der Straße Richelieu macht mir mehr zu schaffen als meine fünf, sechs Königreiche.

Talma. Was soll ich spielen, Sire? — Mahomet?

Napoleon. Nein, nein; die Herrn möchten eine Anspielung darin sehen; übrigens finde ich, seit ich in Egypten gewesen, Voltaire noch unwahrer als früher.

Talma. Indeß hörte ich doch Eure Majestät seinen „Oedipus" loben.

Napoleon. Das antike Fatum hält ihn. Wissen Sie was? Voltaires ganzes Theater ist ein Cyklus, dreiundneunzig das lezte Glied dieser Kette. Aber sagen Sie mir, Talma, begreifen Sie, wie Voltaire, bei seinem Königshasse, Ludwig XIV. so unmäßig loben konnte, diesen Opernkönig, der das Paradespiel des Königthums recht gut verstand, sonst aber nichts; der einem Boileau 6000 Franks Jahrgehalt verlieh, Corneille dagegen Hungers sterben ließ? und Corneille hätte ich, wäre er mein Zeitgenosse gewesen, zum Minister gemacht!

Talma. Ich sehe schon, Sire, ich soll heute Abend „du Corneille" spielen.

Napoleon. Ja, der Mann bleibt, ohne daß er je aufhört, wahr zu seyn, immer groß und herrlich. Unter seiner Hand werden Helden zu Giganten; er drückt sie nicht nieder, damit sie durch die Petits-escaliers und die Thüren des Oeil-de-Boeuf von Versailles schlüpfen können; seine Griechen sind Griechen, seine Römer Römer; Bein und Arm nackt; sie tragen nicht die Hoflivree Ludwigs XIV.

Talma. Eure Majestät richten sehr streng.

Napoleon. Talma, Eure neuere Literatur behagt mir nicht! Legouvé und Dubelloy versuchten es, uns eine Nationalliteratur zu schaffen; aber sie machten es wie die Aufseher ehrwürdiger Denkmale des Mittelalters, welche die alten Standbilder auf Gräbern übertünchen lassen! Ahmen wir die Griechen nach, so laßt uns griechische Stoffe wählen, und entfernen uns dann nicht von ihrer edlen Simplicität; sehen Sie z. B. Lemerciers Agamemnon. Dahin, Talma, muß man gelangen, daß man die Natur, das Leben selbst sprechen läßt. Denken Sie sich, man bringe mich einst auf die Bühne, mich! Glauben Sie, ich würde mir da gleichen, wenn man mir hochtönende Phrasen in den Mund legte und mich mit gewaltigen Gesten ausstattete, mich, dem ganz ungezwungen Alles nur so gerade, oft recht derb herausfährt, der nur mit gekreuzten Armen der Welt gebietet?

Talma. Eure Majestät haben sich wohl überzeugen können, daß diese Ansicht auch die meinige ist.

Napoleon. Allerdings, allerdings. Sie sind immer einfach und natürlich; darum währte es auch lange, bis man Sie verstand. Sie spielen August, Talma, und ich wollte, Alexander wäre hier und hörte von Ihnen die Worte: „Soyons amis, Cinna!“ Adieu, da kömmt Caulaincourt, den ich holen ließ.

Talma. Adieu, Sire.

Napoleon. Apropos, man sagt, Sie, Talma, studieren mir die Kaiserrolle ein; nun, da muß ich sie ja gut spielen. Heute Abend!

(Talma ab. Caulaincourt tritt ein.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Resultat gelangte Huyghens wirklich, indem er an die Stelle des alten Balancier den Pendel setzte, und an der Längenachse des leztern die Flügel anbrachte, welche an der Achse des erstern gewesen waren. Der Pendel, dessen Schwingungen nicht streng isochronisch sind, sondern mit der Größe des beschriebenen Bogens an Dauer abnehmen, bekam durch den bekannten Mechanismus der Hemmung den leichten Anstoß, wodurch er die Geschwindigkeit wieder erhielt, die er verloren, und er bewegte sich somit ganz gleichmäßig fort, so lange die Triebfeder der Uhr ihm diese nothwendige ergänzende Bewegung mittheilte, d. h. bis das Gewicht oder die Kette abgelaufen war. Im Jahr 1656 entdeckte Huyghens diese Verbesserung; im folgenden Jahr legte er seine erste Pendeluhr den Generalstaaten von Holland vor, und im Jahr 1658 gab er in einem besondern Werke eine Beschreibung davon heraus.

Die große Verbesserung, welche von nun an die Uhren dadurch erhielten, daß der Pendel an die Stelle des alten Balanciers trat, war aber offenbar nur bei nichttragbaren Uhren und nur auf festem Lande, nicht aber an Bord eines Schiffes anwendbar. Sollte der gewonnene Vortheil den Taschenuhren, diesen, wegen ihres kleinen Umfangs und ihrer Tragbarkeit so bequemen Instrumenten, gar nicht zu Gute kommen? Huyghens erfinderischer Geist gab die Hoffnung nicht auf, auch dieses Problem zu lösen; er verlor diesen Gegenstand, der durch seine frühern glücklichen Erfindungen doppelten Reiz für ihn haben mußte, nicht mehr aus dem Auge, und im Jahr 1674 schlug er wirklich vor, an der Unruhe der Uhr eine Spiralfeder anzubringen. Die stetige Kraft der Schwere läßt den Pendel, wenn man ihn von der Vertikallinie abzieht, in welcher er im Gleichgewicht ruht, abwechselnd nach rechts und links schwingen. Um nun der horizontal liegenden Unruhe, getrennt vom Uhrwerk, dieselbe hinundherschwingende Bewegung zu ertheilen, befestigte Huyghens ihre Achse an das innere Ende eines feinen, spiralförmig aufgewundenen und am andern Ende festgemachten Stahlblattes. Der Apparat ist nach der der Feder gegebenen Krümmung in Ruhe; zieht man nun die Unruhe unter einem gewissen Winkel seitlich ab, so läßt sie die elastische Feder isochronische Schwingungen um ihren ersten Standpunkt beschreiben. Kurz, die Elasticität des Stahlblatts spielt hier dem schwingenden Körper gegenüber dieselbe Rolle, wie die Schwere beim Pendel, und, wie beim Pendel, wird mit jeder Schwingung der Unruhe der Flügel derselben aus dem Steigrade gehoben und dem Triebwerk der Uhr Spielraum gelassen.

Die Erfindung der Spiralfeder ist Huyghens vom Engländer Hook und einem Franzosen, dem Abbé de Hautefeuille, streitig gemacht worden. Die Ansprüche der beiden Konkurrenten gaben sogar zu wirklichen Prozessen vor den englischen und französischen Gerichten Anlaß. Vergleicht man sorgfältig die Zeitpunkte, wo jeder seine Entdeckungen bekannt machte, so kann man nicht läugnen, daß Hook zuerst vorgeschlagen hat, die Schwere, welche den Pendel in Bewegung sezt, bei der Unruhe durch das Spiel einer kleinen geraden Feder zu ersetzen. Damit wurde aber der Zweck nur höchst unvollständig erreicht; erst durch die Spiralfeder gelangte man an das gewünschte Ziel. Nun weiß man aber gewiß, daß im Jahr 1674 die erste Taschenuhr mit einer Spiralfeder zu Paris vom Uhrmacher Thuret unter Huyghens Leitung verfertigt worden ist. Dem großen holländischen Mathematiker verdankt also die Uhrmacherkunst die wichtige Verbesserung, daß bei den Pendeluhren, wie bei den Federuhren, im Regulator selbst das Prinzip der Gleichzeitigkeit seiner Bewegungen ruht.

Noch in das 17te Jahrhundert, kurz nach Huyghens lezten Leistungen, fällt eine Verbesserung an der Taschenuhr, wodurch sie zwar nichts an Genauigkeit, aber desto mehr an Bequemlichkeit gewann, nämlich die Erfindung des Repetirwerks. Die ersten Gewichtuhren, ja schon manche Wasseruhren waren mit Anfangs mehr oder weniger plumpen, später allmählig verbesserten Schlagwerken versehen; sie verkündeten aber jede Stunde oder jede der gewöhnlichen Unterabtheilungen der Stunde, und man war noch nicht auf den Gedanken gekommen, daß man jeden Augenblick, nach Bedürfniß, die Stunde schlagen lassen könne; dies erreichte man nun durch die Vorrichtung des Repetirwerks. Diese sehr bequeme Einrichtung ist durchaus englische Erfindung; Barlow brachte im Jahr 1676 ein solches Werk an großen Pendeluhren an; zehn Jahre später stritten sich derselbe Uhrmacher und ein anderer, Namens Quare, darum, wer die erste Repetir-Taschenuhr geliefert habe. Beide lösten, wie es scheint, das Problem auf verschiedenen Wegen.

Vom Zeitpunkte an, zu dem wir nun in unserer geschichtlichen Uebersicht gelangt sind, liefert die Uhrmacherkunst Produkte, die mit den Uhren, wie sie gegenwärtig aus den gewöhnlichen Werkstätten hervorgehen, so ziemlich Alles gemein haben. Die Federuhr hat eine Kette, eine Schnecke, eine Unruhe mit Spiralfeder; sie repetirt Stunden und Viertelstunden, so oft man will; kurz, die heutigen Uhren unterscheiden sich von ihr nur durch die feine Arbeit. Von nun an fördert blos manuelle Fertigkeit die Kunst; von nun an ist es Sache des geschickten Künstlers, den vom Mechaniker sinnreich berechneten Mechanismus zu vervollkommnen, zweckmäßig abzuändern, und den Bewegungen desselben einen Grad von Präcision zu ertheilen, von dem die ersten Erfinder wohl kaum träumen mochten.

Wäre nun das einzige Ziel der Uhrmacherkunst gewesen, Mittel an die Hand zu geben, wodurch man die Zeit mit, für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens hinreichender Genauigkeit messen könnte, so hätte sie auf der Stufe der Vollkommenheit, die sie nun erreicht hatte, getrost stehen bleiben mögen. Sie sollte aber weit höhern Zwecken dienen: die Astronomie und Geographie konnten ihrer Beihülfe zu ihrer fernern Entwicklung nicht entbehren, und fast alle Fortschritte in der Kunst im Laufe des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sind Folgen des dringend gefühlten Bedürfnisses, einerseits zu astronomischen Beobachtungen, andernseits zu Bestimmung der geographischen Länge zur See, Uhren zu besitzen, auf deren Genauigkeit man sich auf ein Paar Minuten verlassen könnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bahia.

(Fortsetzung.)

Handelsverkehr. Die Neger.

Vor den Gewölben liegen auf dem Boden ganze Rudel dieser Halbmenschen, entweder auf Arbeit wartend, oder zum Verkauf ausgesezt, alle fast ganz nackt, leztere noch mit gräulichen afrikanischen Exanthemen bedeckt. Hier steht eine ziemliche Reihe von Tragsesseln, mit blau und rothen, mit Gold gestickten und mit Koth beschmuzten Tüchern bedeckt, deren Gagnadores (Sklaven, die ihrem Herrn einen bestimmten Betrag, 320 — 640 Reis Kupfer täglich verdienen müssen) dem Weißen ihre Dienste anbieten, um ihn wo möglich auf das unverschämteste zu betrügen. In den Gewölben waltet der Detailhandel, welcher aber hier gleichfalls noch im Entstehen ist und ohne die Raffinerie Europas betrieben wird. Es gibt hier wenig einigermaßen hübsche Handelsbuden. Dazwischen liegen die, meistens dunkeln, unreinen Vendas der Eingebornen, wo allerlei Eßwaaren, trockenes Fleisch, Kabeljau, Schinken, Zwiebeln ꝛc. herumhängen, und woselbst man in den meisten Theilen der Stadt sich auch mit Cachas (Zuckerbranntwein) und Wein erfrischen kann, denn Kaffee- und Gasthäuser gibt es nur einige; das neue Hôtel de l'Univers ist aber wirklich schön, und könnte in manchen europäischen Städten nicht viel besser seyn.

Einen freundlichern Anblick gewährt der hiesige Gemüs- und Körnermarkt, wenn man lezteres Wort auch auf die Mandioca ausdehnen will. Auf ersterm, welcher an der See liegt, sieht man die schönen hiesigen Früchte, die Banane, Manga, Mamao, Pitanga, Acaju und die wohlschmeckende Ananas, eine Menge Orangen, Citronen, Wassermelonen, Cokosnüsse ꝛc. aufgehäuft; daneben liegen Massen der großen Ingame- und Impinwurzel, woran sich dann unsere europäischen Gemüse, Gurken, Salat und Kohl, anschließen. Alles dieses wird von geschmückten und meistens reinlichen Negerinnen feilgeboten.

Hat man die enge Straße der Praja verlassen, so gelangt man über die genannten Märkte nach dem Seeufer, wo sich die Magazine (Trapiches), speicherartige, schmucklose Massen, und die Börse befinden. Leztere ist ein hübsches Haus, worin sich auch die Post und ein Zeitungsmuseum befinden, und deren Erbauung, wie die Gründung so manches Bessern der neuern Zeit, man dem Conde dos Arcos verdankt. Aus dieser untern Stadt gehen nun mehrere Aufgänge nach der obern, welche aber alle so steil sind, daß man nur zwei derselben mit einem Pferde passiren kann, weßwegen alles durch Sklaven hin und her getragen werden muß. Die obere Stadt hat wohl mehr als eine Stunde im Durchmesser. Freilich liegen viele leere Pläze, Gärten ꝛc. zwischen den Straßen. Einige Straßen sind regelmäßig angelegt. Die R. Directa di Palazio erinnert durch ihren lebhaften Verkehr, und einige bessere Läden an eine der kleinern Straßen in mitteleuropäischen Handelsstädten. Die Prazza do Teatro ist darum schön, weil man von ihr einer weiten Aussicht auf die See, den Hafen und Itaparica genießt; das Theatergebäude, mit einem großen Balkon, ist nicht übel gebaut.

Die lezte Abtheilung der Stadt bilden die Vorstädte, die vorzüglich von Fremden bewohnt sind. In der Vorstadt Vittoria wohnen die meisten europäischen Konsuln, von denen der englische, französische und russische am meisten Aufwand machen.

Wenn sich der Leser meiner Aussage erinnert, daß Bahia etwa 70,000 Neger unter seinen Bewohnern zählt, so kann er sich schon vorläufig einen Begriff von dem hiesigen Leben und Weben machen. Man hat längst die Bemerkung gemacht, daß die französische Nation es am besten versteht, ihre Sklaven zu humanisiren, in welcher Beziehung aber die hiesigen gewiß auf der niedrigsten Stufe stehen. Es gibt viele, die nach vieljährigem Aufenthalte in Brasilien kaum einige Worte portugiesisch sprechen und nicht einmal bis 15 zählen können. Diese bellen nun unaufhörlich in ihrer Negersprache unter einander, und sie können nicht das geringste Geschäft in Gesellschaft verrichten, ohne sich unaufhörlich zu zanken und zu streiten.

Die Kleidung dieser Menschen besteht entweder in schmuzzigen Lumpen, oder ist sehr luxuriös; einen Mittelweg kennen sie nicht. Ein Hauptkleidungsstück des weiblichen Geschlechts ist der Pano da Costa, ein schwalartiges Tuch, meistens blau, schwarz und weiß, welches sie mit vielem Geschick um sich zu werfen wissen; auf dem Kopfe tragen sie eine Art von Turban. — Wenn den Europäern, besonders im Norden, die schönen Formen des menschlichen Körpers selten entgegentreten, so sieht er dagegen hier Körper in Menge, welche dem Torso oder der Medizäerin in Basalt gleichen. Aber die Negerinnen verwelken sehr bald, und alte, eingeschrumpfte Weiber, mit ihren kurzen Tabakspfeifen im Munde, verunzieren, als das abscheulichste Widerspiel jener schwarzen Grazien, die Straßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 73.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 220.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. September 1831.

> Herab, du heil'ge Geisterschaar, schwell' unsre Fahnen auf,
> Beflügle unsrer Herzen Schlag und unsrer Füße Lauf!
> Wir ziehen nach der Freiheit aus, die Waffen in der Hand,
> Wir ziehen aus auf Kampf und Tod für Gott, für's Vaterland!
>
> Wilhelm Müller.

Des Polen Gelübde.

Begebenheit aus den ersten Befreiungstagen.

Gezündet hat der Strahl des ersten Blitzes,
Warschau wird still vom Donner des Geschützes,
Dumpf athmet das Gewitter;
Es wich der Moskowiter,
Doch aus der Nähe droht noch schwer
Sein finsterschwankend Kriegesheer.

Im hohen Saale sitzen ernst die Väter,
Des kühnerstandnen Polenvolks Vertreter; [1])
Ihr Auge prüft mit Sorgen
Der Freiheit jungen Morgen,
Der aus verhaßter Finsterniß
Sich blutigroth und stöhnend riß.

Da naht's heran, es tönen schnelle Tritte,
Ein junger Krieger [2]) stürzt in ihre Mitte,
Tiefathmend aus dem Drange,
Mit hochgefärbter Wange
Ruft er, zum Fürsten [3]) rasch gewandt:
„Der Feind zieht ab! Rein wird das Land!“

Und wie er Gram in Ahnung und Entzücken
Getaucht sieht in der Väter edeln Blicken:
Des Fürsten Hand erfassend,
Auf's Knie sich niederlassend,
Sein Schwert entblößend, schwört er, schwört,
Von heil'ger Gluth das Herz verzehrt —

Sein Flehen, schwört er, all' sein einzig Streben,
Für's Vaterland sein leztes Blut zu geben!
Den Schwur ersticken Zähren,
Doch hören ihn und schwören
Viel Geister mit vor Gottes Thron!
Ganz Polen schwur aus einem Sohn!

[1]) Die nach dem Ausbruch der Revolution und der Auflösung des Administrationsrathes konstituirte provisorische Regierung.
[2]) B. — Unteroffizier des vierten Uhlanenregiments.
[3]) Zum Präses der provisorischen Regierung, dem Wojewoden Fürst Adam Czartorysky.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Napoleon, Caulaincourt.

Napoleon. Ich bin nicht mit Ihnen zufrieden, Caulaincourt.

Caulaincourt. Wie sollte ich das Unglück haben, Euer Majestät zu mißfallen?

Napoleon. Sie tadeln laut meinen russischen Feldzug.

Caulaincourt. Allerdings, Sire.

Napoleon. Ihre Gründe? Reden Sie; Sie wissen, ich liebe Offenheit.

Caulaincourt. Bis jezt, Sire, bekämpften wir nur Menschen, und Sie siegten; aber Rußland! Dort ist ein Feldzug nur vom Juni bis zum Oktober möglich: außer diesem Zeitraum geht in jenen Sumpf- und Eiswüsten eine ganze Armee ruhmlos zu Grunde. Litthauen ist noch weit mehr Asien, als Spanien Afrika. In einem, von keiner Schranke mehr begränzten Vaterlande erkennt der Franzose sich nicht mehr; so weit dehnt man sich nicht aus, ohne sich zu schwächen; wird ganz Europa Frankreich, so gibt es kein Frankreich mehr; schon durch E. M. Entfernung ist es einsam und verwaist, ohne Chef, ohne Armee. Wer soll es beschützen?

Napoleon. Mein Ruhm. Ich lasse meinen Namen dort und die Furcht, welche eine ganze Nation in Waffen einflößt.

Caulaincourt. Und nur vom glücklichen Erfolge spreche ich; aber im Falle eines Rückzugs — worauf wollen E. M. dann sich stützen? Auf Preußen, das seit fünf Jahren von uns erdrückt wird, und dessen Allianz nur scheinbar oder erzwungen ist?

Napoleon. Bürgt mir nicht die Unmöglichkeit, selbst im Falle meiner Niederlage sich zu rühren, worein ich es versezt, für seine Ruhe? Vergessen Sie, daß seine Civil- und Militärpolizei in meiner Hand liegt? Und darf ich nicht außerdem auf sieben Könige bauen, welche ihre neue Würde mir verdanken? Verbindet nicht sechsfache Verschwägerung Frankreich mit Baden, Baiern, Oesterreich? Muß nicht Rußland, der erobernde Militärstaat, seine alljährlich um eine halbe Million sich steigernde wilde Bevölkerung, gleich mir, alle Könige Europas schrecken? Ich bin König des Tiers-Etat; auf dem Throne nicht geboren, muß ich mich, wie ich ihn bestiegen — durch den Ruhm — darauf erhalten. Der bloße Privatmann, der, gleich mir, Souverän geworden, kann nicht mehr stehen bleiben, er muß unabläßig vorwärts schreiten; denn vom Tage seines Stillestehens an geht es mit ihm abwärts. Den Männern, die mein Glück mit mir emporgehoben, genügen bereits ihre Marschallstäbe nicht mehr; gegen Scepter und Kronen wollen sie sie vertauschen; meine Familie zerrt auf allen Seiten an meinem Kaisermantel; jeder verlangt einen Thron, oder mindestens ein Großherzogthum. Hört man meine Brüder, so sollte man glauben, ich hätte das Erbe eines hochseligen Königs, unsers Herrn Vaters, für mich behalten. Das Mittel, alle diese Ansprüche, diese Anmaßungen zu zügeln, alle diese Hoffnungen zu verwirklichen, ist Krieg und immer Krieg! Glauben Sie etwa, ich sey des Kriegs nicht müde? Alexander allein bedroht mich vom Gipfel des von mir aufgeführten ungeheuern Gebäudes; indeß meine Kraft sich schon mindert, steigert sich die seinige; nur meinen Tod erwartet er, um Europas Scepter an sich zu reißen. So lange noch Italien, die Schweiz, Deutschland, Preußen, Oesterreich meinen Adlern folgen, muß ich jener Gefahr vorbeugen, Alexandern und Rußlands, durch den Verlust von ganz Polen geschwächte Macht über die Weichsel zurückdrängen.

Caulaincourt. E. M. sprechen von Ihrem Tode; wenn nun auf dem Schlachtfelde, wo Sie, gleich dem gemeinsten Soldaten, Ihr Leben preisgeben . . .

Napoleon. Sie fürchten für mein Leben? Damit wollte man auch damals bei Cadoudals Verschwörungen mich schrecken: er sollte nach mir schießen; wär's geschehen, er hätte nur meinen Adjutanten getödtet. Kommt meine Stunde, so tödtet ein Fieber, ein Sturz auf der Jagd mich so gut als eine Kugel. Unsere Tage sind gezählt!

Caulaincourt. Sire . . .

Napoleon (ihn an ein Fenster führend). Sehen Sie dort oben jenen Stern?

Caulaincourt. Nein, Sire.

Napoleon. Sehen Sie genau hin.

Caulaincourt. Ich sehe ihn nicht, Sire.

Napoleon. Ich aber sehe ihn. — In den Salon; es ist Zeit, die Herren zu empfangen.

(Sie gehen nach dem Salon im Hintergrunde. Die Thüren bleiben offen; der Huissier meldet nach einander:)

„S. M. der König von Sachsen, S. M. der König von Würtemberg, S. M. der Kaiser von Oesterreich, S. M. der König von Neapel, S. M. der König von Baiern, S. M. der König von Preußen.“

(Wie einer der Fürsten eintritt, empfängt ihn Napoleon. — Verwandlung.)

Vierte Scene.

Die Höhen von Borodino.

Murat, ein Offizier, ein Soldat, ein Reitknecht.

Offizier (an der Spize einer Kolonne). Halt!

Murat. Julien, sorge für mein Pferd und führe mir ein anderes vor. Wasch' ihm die Halswunde mit Branntwein und Salz, und bring' mir einen schwereren Säbel; diese Russen muß man fast bis zur Kuppel spalten, bis sie stürzen!

Soldat. Endlich! — Sprengen uns vierhundert Stunden weit her, und erst bei Witepsk und Smolensk konnten wir ein Paar Wörtchen mit ihnen reden.

Murat. Ich glaube, Kinder, sie erwarten uns hier. Bagration, Barclay und Kutusoff sind vereinigt, und morgen gibt's Arbeit, oder ich verstehe nichts davon. (Seine Handschuhe hinschleudernd.) Hier des Kaisers Zelt; dort meins; ihr, Kinder, rings herum; haltet Euch bereit, und schlaft nur mit einem Auge.

Reitknecht. Hier, Majestät, der Säbel, den Sie befohlen; das Pferd ist bereit.

Murat. Auf, meine Herrn, lassen Sie uns rekognosziren.

Fünfte Scene.
Soldaten im Bivouac.

Erster Soldat. Ein Teufelskerl!

Zweiter Soldat. Sie sagen, er wolle Kosackenkönig werden.

Dritter Soldat. Bah! und sein Königreich Neapel?

Erster Soldat. Parbleu, bekommt ein anderer! Aber, Kameraden, was gibt's zu kochen? (sich umkehrend). He da, Alte, Ihr helft uns wohl mit Feuer aus? Die alten Schnurbärte haben da einen herrlichen Kessel über'm Feuer! Ah ça! Her damit, aber nur Ordnung! (Die Soldaten öffnen nach einander ihre Provianträcke.) Mehl und Mehl, und immer Mehl! Damit gibt's Suppe, Suppe und wieder Suppe, und abermals Suppe ... Mille dieux! In Preußen, in Deutschland, gab's immer noch ein Huhn, ein Gänschen ....

Sechste Scene.
Die Vorigen, Lothringer.

Lothringer (eine Gans hoch in die Höhe haltend). Was sagst du dazu, Alter?

Erster Soldat. Ich sage, das paßt ganz kapital in unsere Suppe.

Lothringer (die Gans in den Kessel legend). Da! jezt aber zugerückt, Platz beim Feuer!

Erster Soldat. Ah ça! Aber woher des Landes? Du bist von den Neuangekommenen?

Lothringer. Geradewegs aus Andalusien; die Andalusierinnen solltet ihr sehen (Küsse hinwerfend)! Aber die Männer in Spanien — seht, das sind kuriose Kerls: spazierende Mäntel, worunter ein Degen hervorguckt, das ist Alles.

Erster Soldat. Was essen denn die Kerls?

Lothringer. Knoblauch mit Chokolade, Chokolade mit Knoblauch. Jeder Bursche nennt sich Abrahams und der Jungfrau Maria Vetter, hat aber keinen Sou in der Tasche, ist dürr wie Zunder, schwarz wie ein Maulwurf, und raucht wie ein Kamin, da habt ihr die Spanier.

Erster Soldat. Ein seltsam Volk!

Lothringer. Was sind denn aber die Russen für Leute? Müssen doch Bekanntschaft machen.

Erster Soldat. Die Kavallerie — sie nennen sie Kosacken — das sind Pferde mit Stricken, Lanzen mit Nägeln und Gesichter mit Bärten. Was sie essen, weiß man so eigentlich nicht; denn im ganzen Lande findet sich nichts zu essen.

Zweiter Soldat. Der Kaiser!

Alle (aufspringend). Der Kaiser!

Lothringer. Der Kaiser? sacré coquin! Vier Jahre haben wir uns nicht gesehen; werden uns sehr verändert finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

(Fortsetzung.)

Die meisten Operationen in der praktischen Astronomie gründen sich auf vollkommen genaue Zeitbestimmung; sie bezwecken entweder, die Stellung eines Gestirns in einem bestimmten Zeitpunkt zu beobachten, oder die zwischen zwei Phänomenen verlaufende Zeit, oder die Andauer eines einzigen zu messen; häufig wird dazu erfordert, daß zwei Uhren an zwei verschiedenen Orten durchaus gleich mit einander gehen; mit Einem Wort, dergleichen Beobachtungen setzen voraus, daß der Gang des angewandten Apparats ein durchaus gleichförmiger sey. Ganz ebenso ist es mit der Bestimmung der Länge zur See. Bekanntlich beruht eines der gewöhnlichen Mittel zu Lösung dieser wichtigen Aufgabe darauf, daß man beobachtet, welche Zeit es am Orte ist, wo man sich eben befindet — dies auszumitteln, gibt die Astronomie hinlängliche Mittel an die Hand — und sodann vergleicht, welche Zeit es im nämlichen Augenblicke unter dem Meridian ist, von welchem aus man die Länge rechnen will; die Differenz zwischen beiden Zeiten, nach geographischen Graden und Brüchen von Graden berechnet, gibt die gesuchte Länge. Diese Rechnung sezt aber voraus, daß der Beobachter an Bord seines Schiffes eine Uhr hat, die durch das Schwanken und alle sonstigen Einflüsse nicht aus ihrem regelmäßigen Gange gebracht wird. Nach diesem Ziele mußte man wenigstens streben, wenn die angeführte Methode möglichst genaue Resultate liefern sollte. Die Lösung dieses Problems war nun von so hoher Wichtigkeit für die Seefahrer, daß die Regierungen der seefahrenden Nationen Alles aufboten, bis sie es dahin brachten, daß durch den Wetteifer der Mechaniker die Instrumente zu Stande kamen, die unter dem Namen Seeuhren oder Chronometer für den gewünschten Zweck genau genug sind. Es macht dieser Gegenstand einen Geschäftszweig der aus Astronomen und Mechanikern bestehenden Kollegien aus, deren eins zuerst in England, sodann in Frankreich, unter dem Titel des Längenbureaus, niedergesezt wurde. Diese Kollegien entwerfen die zur Berechnung der Länge auf der See nothwendigen astronomischen Tabellen, und sind für Vervollkommnung sämmtlicher Instrumente zu diesem Zweck besorgt. Welch hohe Wichtigkeit diesem Gegenstande beigemessen wurde, geht schon daraus hervor, daß zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts das englische Parlament auf den Antrag eines Ausschusses, in welchem sich Newton befand, auf die Erfindung einer Seeuhr, welche in 42 Tagen blos um zwei Minuten abweicht, und also in diesem Zeitraum die Längen auf der See bis auf einen halben Grad gibt, einen Preis von 20,000 Pf. Sterl.

gesezt hat. Auch andere Regierungen haben sehr bedeutende Summen zu diesem Zwecke ausgesezt.

Die astronomische Uhr und die Seeuhr erforderten zum Theil dieselben, zum Theil aber auch verschiedene Verbesserungen, weil die Bestimmung beider Werkzeuge, und damit die Bedingungen, welche sie zu erfüllen hatten, nicht dieselben waren. Die astronomische Uhr bleibt immer an einem und demselben Platz; sie konnte also das Gewicht als Prinzip der Bewegung und den Pendel als Regulator beibehalten. Aber der Mechanismus des leztern und die Hemmung waren noch großer Verbesserung fähig. Wir würden uns zu sehr in die Mechanik vertiefen, wollten wir die einzelnen sinnreichen Erfindungen genauer durchgehen, wodurch der Regulator vom Triebwerk der Uhr immer unabhängiger gemacht wurde; denn dies war das eigentliche Ziel, das erreicht werden mußte. Der erste Hauptschritt zu diesem idealen Ziele war die 1680 vom Engländer Clement erfundene Ankerhemmung. Die meisten Verbesserungen der astronomischen Uhr verdankt man aber dem Franzosen Berthoud, namentlich die sogenannte freie Auslösung (echappement libre). Der gewünschte Zweck wurde endlich noch vollständiger durch die wichtige Erfindung des sogenannten Echappement à force constante erreicht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bahia.

(Fortsezung.)

Transportmittel. Kleinhandel. Feste. Gesellige Verhältnisse.

Die Kleidung des Europäers ist im Allgemeinen die französische, wie in der ganzen Welt; nur erlaubt man sich freilich hier, in leichter Kattunjacke und mit einem Strohhut umherzugehen. Frische Wäsche ist hier wahres Bedürfniß, und es gibt Dandys, welche dieselbe fünfmal des Tags wechseln. Ein gleich dringendes Bedürfniß sind die Reitpferde, welche von mittelmäßigem Schlage und an die Beschwerlichkeiten brasilianischer Wege gewöhnt sind; manche Herrn bedienen sich auch der Maulthiere. Wagen waren noch vor wenigen Jahren eine Seltenheit; man sieht noch Carreagen aus der guten Lissaboner Zeit mit zwei ungeheuren Rädern daherrumpeln. Jezt mag es wohl ein Halbhundert französische und englische Kabriolets und selbst Landaus hier geben, welche, mit zwei bis vier Maulthieren oder Pferden bespannt, mit schwarzen Vorreitern, Kutschern und Jokeys, die geringen Strecken durchfahren, die bis jezt in der Stadt für derlei Fuhrwerk zugänglich sind. Fast überall muß man sich der höchst unbequemen Cadeiras oder Tragsessel bedienen, welche auf weiten Strecken — und oft hat man 1 — 2 Stunden zurückzulegen — sehr langweilige Transportmittel sind. Auffallend ist, daß hier übrigens, mit Ausnahme kleiner Handkörbe, Alles auf dem Kopfe getragen wird. Ob dies zu Erleichterung der Brustmuskeln und daher des Athmens geschieht, weiß ich nicht, aber die Köpfe der Neger werden dadurch schon in frühester Jugend eingedrückt und ihre Geistesfähigkeiten gewinnen dabei gewiß nicht. Auch kann man auf diese Art natürlich nur sehr wenig auf einmal fortbringen; das Wasser tragen sie halbstundenweit in thönernen, etrurisch geformten Krügen, der Steinmez trägt einen Stein, der Zimmerer ein Stück Holz auf dem Kopfe u. s. w. Von Schiebkarren, Tragreffen oder Schleifen weiß man nichts.

Der Handel mit Eßwaaren und überhaupt aller Kleinhandel wird hier mittelst Hausirung — gleichfalls auf dem Kopfe — betrieben; der Bäckersklave trägt sein Brod, der Sklave des Gartenbesizers Früchte und Gemüse, der Fleischer sein Fleisch so herum. Auch Schuhe, Stoffe ꝛc. werden auf dem Kopfe hausirt, wobei die Sklaven mit einer zusammengelegten Elle gewaltig klappern. Es gibt merkwürdigerweise keine Läden für Brod, Gemüse u. s. w., und außer der Praya keinen Ort, wo Geflügel ꝛc. verkauft wird. Selbst die Sklaven, die Obst, Zuckerrohr, Süßigkeiten, Backwerk verkaufen, haben keine Hütten, sondern sizen mit ihrer Waare auf der Erde. Alle, die etwas zu verkaufen haben, schreien gewaltig, und so bildet denn diese Masse von Mohren, mit einigen Weißen untermischt, eine Anfangs wirklich verwunderliche Scene.

Tag und Nacht sind unter diesem Himmel weit weniger als bei uns geschieden. Die ganze Nacht tragen Sklaven das Wasser der wenigen Brunnen ab und zu, andere benuzen die Kühle der Nacht zu ihren Gängen von den Engenhas, Fazendas und Rossas in die Stadt. Da und dort hört man Banden unter dem Geklimper einiger Violas, eine Menge Volks hinter sich, singend hin und her ziehen. Bald nach Tagesanbruch kommen schwarze Bäcker, Milchverkäufer und Gärtner in die Straßen, der Weiße nimmt zeitlich ein Seebad und geht an seine Geschäfte, lebt aber im Uebrigen ganz französisch, frühstückt zu Mittag und speist Abends. Die Stunden von 11 — 3 Uhr des Tages sind die stillsten; die hausirenden Neger und Negerinnen schlafen auf der Straße und unter Bäumen, der Brasilianer in seinem Hause.

Der Feiertage und Feste ist eine Unzahl, wie in der guten alten Zeit; so ist von Weihnachten bis h. Dreikönig vierzehn Tage Alles Dies santa, ein Theil der brasilianischen Kaufleute schließt die Läden und alle Geschäfte ruhen. Diese zahlreichen Kirchenfeste werden mit unzähligen Raketen und Schwärmern, selbst zur Tageszeit, begangen, und es vergeht selten eine Stunde der Nacht, wo man nicht Feuerwerke hört. In den Straßen tanzen ganze Schwärme von Negern zur Viola.

Die geselligen Verhältnisse der Eingebornen sind im Allgemeinen noch vom alten Schlage; so herrscht z. B. ein festbestimmtes Ceremoniell, und die Anreden bei den Besuchen, beim Eingang jedes Briefs kehren beständig wieder. Doch gibt es einige Häuser, wo europäische Sitten vorzuherrschen anfangen. Von öffentlichen Lustbarkeiten ist ganz allein das Theater zu nennen, das zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut, aber nicht immer offen ist. Das Gebäude verspricht weit mehr, als Saal und Schauspieler halten. Langweilige Lustspiele und schlechte Farcen erregen dem Europäer Heimweh nach den Bühnen der alten Welt, vor denen man sich gegenwärtig bekanntlich eben auch nicht außerordentlich unterhält. An politischen Festtagen, des Kaisers Namenstag, dem Jahrestag der Konstitution ꝛc., nimmt sich das Theater etwas besser aus; ein gepuztes Auditorium, die mit Enthusiasmus gesungene Nationalhymne u. dgl. bringen doch einiges Leben hervor.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 221.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. September 1831.

— Er besucht sein ganzes Heer,
Und nennt sie Brüder, Freunde, Landsleute.
Auf seinem königlichen Antlitz ist
Kein Merkmal, welch ein furchtbar Heer ihn drängt;
Noch widmet er ein Tüttelchen von Farbe
Der schläfrigen und ganz durchwachten Nacht;
Nein, er sieht frisch und übermannt die Schwäche
Mit frohem Schein und holder Majestät.

Shakespeare.

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Siebente Scene.

Die Vorigen, Napoleon, Davoust, Suite.

Napoleon. Guten Abend, Kinder, guten Abend; ich übernachte bei euch. Endlich scheinen sie uns Stich zu halten.

Erster Soldat. Wenn sie nicht, wie ihr Brauch ist, in der Nacht ausreißen.

Napoleon. Dießmal nicht; Murat hat ihre Feuer recognoscirt. Es wird eine entscheidende Schlacht, Kinder .. wie bei den Pyramiden, mon brave, warst ja dabei.

Erster Soldat. Ein wenig.

Napoleon (zu einem andern Soldaten). Du wirst an Austerlitz gedenken? dort erhieltst du das Kreuz.

Zweiter Soldat. Ja, Sire.

Napoleon. Du erbeutetest eine Fahne. Seyd ihr zufrieden, Kinder? sorgt euer Kapitän für euch? wird euch die Löhnung richtig bezahlt?

Erster Soldat. Die Löhnung ist auf dem Laufenden, aber die Rationen sind im Rückstand.

Napoleon. Laßt mich eure Suppe kosten. (Kostend.) Sie ist gut.

Lothringer. Kein Wunder; ich habe eine Gans heruntergeschossen; es war eine wilde, die gegen Mittag zog — bedeutet Kälte.

Napoleon (bei Seite). Kälte, leider! (Laut) Zu Moskau, Kinder, finden wir gutes Feuer und erwarten dort den Frühling. Mich dürstet; habt ihr noch Wasser in euern Feldflaschen?

Lothringer. Nein; ich habe aber in der Nähe eine Quelle gesehen. Im Augenblick . . .! (ab.)

Napoleon (zu Davoust). Wissen Sie wohl, Davoust, daß mir der Rückzug dieser Russen bange macht? Alles auf unserm Marsche ist vor uns niedergebrannt. Es scheint im Plan; Alexander schweigt; alle meine Friedensvorschläge bleiben unbeantwortet. In Moskau muß ich seyn, dann wird er sich wohl entscheiden; wo nicht, so nehmen wir dort Winterquartier.

Lothringer (an der Stirne blutend, mit Wasser). Hier!

Napoleon. Du blutest?

Lothringer. Kleinigkeit; ein Sandhügel rutschte unter mir in die Tiefe; um so schneller war ich unten.

Napoleon. Wische das Blut ab, daß man deine Narben sieht. (Nachdem er getrunken.) Dein Wasser ist köstlich. Deine Narben lassen dir gut; die da aber kenn' ich nicht.

Lothringer. 's ist eine spanische; irgend ein Don, ein Sennor schickte mir hinter einer Hecke hervor meinen Laufpaß in die andere Welt; zum Glück aber machte ich auf der halben Etape Halt.

Napoleon. Du kannst nicht lesen?

Lothringer. Nein, Sire; ist übrigens keine Schande für mich; mein Vater ist Schuld.

Napoleon. Für solche Braven habe ich Garde de l'Aigle Stellen, mit Offiziersrang, creirt. Sie bewachen zu beiden Seiten die Fahne; sie zu beschützen, ist ihr einziger Dienst. Ich ernenne dich für den Adler des sechsten.

Lothringer. Merci, mon Empereur. Allons! Allons! Nun hab' ich meinen Marschallstab!

Napoleon (tritt mit Davoust in sein Zelt, Murat erscheint). Da bist du, Murat! Nun?

Murat. Sie halten noch immer Stich. Längs der Moskwa werfen sie Redouten auf; Alles läßt vermuthen, daß wir sie morgen in ihren Verschanzungen noch finden.

Napoleon. Eine Artilleriebataille also? Desto besser!

Murat (zu Davoust) Apropos von Artillerie, Prinz, warum weigerte sich gestern eine Ihrer Batterien zweimal, troß meiner ausdrücklichen Ordre, zu feuern?

Davoust. Weil ich meine Soldaten schone und ihr Blut nur dann, wenn es durchaus nöthig ist, vergieße.

Murat (mit etwas Ironie). Sie sind freilich sehr umsichtig . . .

Davoust. Und Eure Majestät zuweilen allzuverwegen. Uebrigens wollen wir sehen, was am Ende der Campagne von Ihrer Kavallerie noch übrig ist. Sie haben darüber zu verfügen; was aber die Infanterie des ersten Korps betrifft, die lasse ich sie, so lange sie unter meinen Befehlen steht, nicht unnöthig aufopfern.

Murat. Sie vergessen, daß Sie nur die Infanterie, ich aber Sie kommandire. Der Kaiser hat Sie unter meinen Befehl gestellt.

Davoust. Der Kaiser hatte Unrecht.

Murat. Ich weiß recht wohl, daß Ihre Umsicht vor dem Feind und Ihr Groll gegen mich noch von Egypten herrühren; haben wir aber Zwist, so darf darunter die Armee nicht leiden, und wir können ihn unter uns beiden schlichten.

Davoust. Eure Majestät würden geruhen, sich mit einem bloßen Marschalle zu schlagen?

Murat. Mit einem Kosacken!

Napoleon. Genug, ihr Herrn; ich wünsche, ihr verstündet euch künftig besser; denn ich brauche Euch beide: Murat mit seiner Verwegenheit, und Sie, Davoust, mit Ihrer Umsicht. — Ruhen Sie etwas; es wird Ihnen für morgen zu statten kommen.

(Murat und Davoust ab.)

Die Schlacht wird furchtbar werden! Aber ich habe 80,000 Mann, verliere 20,000, ziehe mit 60,000 in Moskau ein; die Traineurs finden sich dort zusammen, die Bataillons auf dem Marsche langen an, und wir sind stärker als vor der Schlacht. Vier Uhr! Alles schläft; ich nur wache mit meinen Gedanken; sinne nur Krieg und Vernichtung. Schlaft, schlaft, Kinder; träumt von Euern Lieben und Eurem Vaterlande; morgen entschlummern Tausende von Euch — auf ewig! (Nach einer Pause.) Seltsames Verhängniß! Aus Euern Reihen zum Gipfel meiner Größe emporgestiegen, Leitstern und Panier für Millionen, die meinem Wink gehorchen! Es gibt Momente, in denen geheimes Grauen mich ergreift, in denen mich Zweifel erfassen, ob, was ich für meinen Stern, meinen Genius halte, nicht Frevelmuth und Zufall sey. Furchtbar! verantwortlich zu seyn für das Leben so vieler Tausende, die einst blutend und verstümmelt sich erheben, vor Gottes Throne mich anklagen werden, vor jenem Gotte, dessen Donnerstimme rufen wird: „Du hattest zu dem, was du gethan, keinen Beruf; darum fallen alle Thränen, alles Blut auf dein Haupt!“ Ha! Unmöglich! — Was für Menschen sind dieß! Ist's nicht ein einziges Geschlecht, dem mehr denn ein Leben zu Gebote steht? Dreizehn Jahre sinds, seit ich in Egypten den Orient mit ihnen stürmte, und an seinen Pforten sie zerschmetterte! Seitdem erlag Europa vor uns, und da sind sie wieder, immer von mir geführt, um durch den Norden nach jenem Asien zurückzukehren, um dort vielleicht — zum zweiten Male zerschmettert zu werden! Wer trieb sie zu diesem unsteten, abentheuerlichen Leben? Es sind keine Barbaren, die nach glücklicheren Himmelsstrichen, nach bequemerer Wohnung, zauberischer Augenweide trachten; nein, sie besaßen alle Güter dieser Erde, sie entsagten ihnen, um, ohne Obdach, ohne Nahrung, Tag für Tag, Leichen oder Krüppel, auf meiner Siegesbahn sich zu verbluten, auf dieser eine Welt umfassenden, mit Gräbern besäten Bahn, die zur Unsterblichkeit führt, oder zur — Vernichtung! (Trommeln. Reveille.) Der Tag! Schon der Tag! (Alles hat sich erhoben.) Nun, Duroc?

Duroc, Murat (von mehreren Marschällen gefolgt). Der Feind behauptet seine Position.

Napoleon. Schlacht also, Schlacht, Freunde! seht, die Sonne von Austerlitz!

Murat. Was befehlen Eure Majestät?

Napoleon (zu den ihn im Kreise umgebenden Marschällen). Dieß der allgemeine Plan der Schlacht. Während derselben überbringen meine Adjutanten Ihnen meine besondern Befehle. Der rechte Flügel engagirt die Schlacht. Hat er, vom Gehölz begünstigt, die ihm gegenüberstehende Redoute genommen, so zieht er sich links, nimmt die Russen in die Flanke, drängt und wirft ihre ganze Armee rechts und in die Kaluga. Drei Batterien, jede von sechzig Kanonen; zwei gegen den russischen linken Flügel, die dritte gegen des Feindes Centrum. Poniatowski geht mit seinem Armeekorps auf der alten Straße von Smolensk vor; Sie erwarten seine ersten Kanonenschüsse als Signal zum Angriffe. — Soldaten! der Tag der Schlacht, die ihr so lang gewünscht, bricht an. In euern Händen

liegt der Sieg. Wir müssen siegen; Sieg gibt uns Ueberfluß, gute Winterquartiere, schnelle Rückkehr ins Vaterland. Schlagt euch wie bei Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk; laßt die späteste Nachwelt eure Tapferkeit an diesem Tage preisen; laßt sie bewundernd sagen: „Er stritt in jener großen Schlacht unter Moskaus Mauern!“

(Verwandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Geschichte der Zeitmessung.

(Beschluß.)

Die wichtigste Verbesserung an der astronomischen Uhr, abgesehen von der Hemmung, ist der sogenannte Compensationspendel. Bei der Sorgfalt, mit der man die zu astronomischen Beobachtungen bestimmten Uhren beobachtete, mußte man bald innewerden, daß Hitze und Kälte auf den Gang derselben Einfluß hatten. Man bemerkte, daß die Uhr desto langsamer ging, je höher die Temperatur war. Man war aber in der Physik schon so weit, daß man sich diesen Einfluß erklären und Mittel dagegen suchen konnte. Längst wußte man, daß sich die Metalle durch die Wärme ausdehnen, und sah leicht ein, daß der Pendel in der Wärme langsamer oscillirte als in der Kälte, weil er in ersterem Fall länger war. Die Engländer Graham und Harrisson, die Franzosen Cassini, Leroy und Berthoud versuchten, diesem Uebelstand abzuhelfen, und der Scharfsinn, womit sie die Schwierigkeit bekämpften, kann wirklich nicht genug bewundert werden. Ohne uns weiter in dieses Kapitel einzulassen, bemerken wir blos, daß Alle den Umstand benuzten, daß die verschiedenen Metalle sich in der Wärme in verschiedenem Grade ausdehnen, und so aus mehreren Metallen Pendel zusammensezten, welche den kleinstmöglichen Veränderungen durch die Temperatur unterlagen.

Durch die Verbesserungen an den Seeuhren, zu welchen, wie oben erwähnt, so gewaltig aufgemuntert wurde, gewannen auch die gemeinen Taschenuhren unendlich, weil ja beide nach denselben Prinzipien gebaut sind. Bei diesen Uhren, d. h. den Uhren mit Feder und Unruhe, ist das Räderwerk feiner, Triebkraft und Regulator weniger kräftig, und somit besonders von Seiten der Reibung für den richtigen Gang zu fürchten. Die einflußreiche Methode, die Löcher für die Zapfen der Unruhe in Rubine zu bohren, wurde 1700 zu London von einem Genfer, Fatio de Duillier erfunden, einem gebildeten, sinnreichen Künstler, dem es wohl blos an Ruhe und einem glücklichern Temperament fehlte, um unter den ersten Mathematikern seiner Zeit zu glänzen. Von nun an wurden Edelsteine auch an andern Theilen des Räderwerks angebracht, wo die Reibung und das Abnützen am meisten zu fürchten sind. Die Hemmung war indessen bei der Seeuhr so wichtig als bei der astronomischen Uhr, und die Uhrmacher wetteiferten, diesem Mechanismus die für jenes Instrument vortheilhafteste Einrichtung zu geben. Mit dem besten Erfolg wurden die bei der astronomischen Uhr erwähnten neuen Arten der Hemmung nach und nach auch auf die Seeuhr angewandt. Noch muß die von Graham erfundene sogenannte Cylinderhemmung erwähnt werden, die zwar bei Seeuhren nicht anwendbar, aber bei guten Taschenuhren jezt allgemein im Gebrauch ist.

Die Uhr mit einer Unruhe ist so wenig als die Pendeluhr vom Einfluß der Temperatur unabhängig; ja dieser Einfluß äußert sich hier doppelt: einmal werden, wie beim Pendel, die Durchmesser der Unruhe mittelst der Ausdehnung und Zusammenziehung verändert, und sodann modificirt sich der Grad der Elasticität der Spiralfeder an der Unruhe. In Folge beider Umstände geht die Uhr in der Wärme langsamer als in der Kälte. Dieser Störung beugt man nun, so viel möglich, durch ausnehmend sinnreiche Mittel vor, und zwar gründen sich fast alle darauf, daß ein aus zwei Metallen, die sich verschiedenartig ausdehnen, zusammengesetztes Blatt nach den Veränderungen der Temperatur sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite biegt. Durch die allmählige Bewegung dieses zusammengesetzten Blatts, das Harrisson zuerst in der Uhr anbrachte, wird, je nach der Temperatur, einerseits die Spiralfeder an- oder abgespannt, andernseits die schwingende Unruhe dem Suspensionscentrum näher oder davon weggerückt; und somit muß der Temperatureinfluß selbst dazu dienen, die Störung, welche er sonst im Gange der Uhr hervorgebracht hätte, aufzuheben.

Bei allen Verbesserungen der Seeuhren haben auch die Taschenuhren gewonnen. Der berühmte Breguet brachte die eben besprochene Compensationsvorrichtung an der Unruhe an und verfertigte den Cylinder an der Hemmung aus Rubin; derselbe trat auch in die Fußstapfen Lepines, dem es dadurch, daß er die Schnecke wegließ und sie durch die Güte der Hemmung und der Spiralfeder ersezte, gelungen war, die Taschenuhren weit flacher zu machen als früher.

Wir schweigen von den Thurmuhren, an denen sich schon die ersten Erfinder versucht hatten, und die, wie alle andern Zeitmesser, nach und nach ausnehmend verbessert worden sind; von den sogenannten Aequationsuhren, welche jeden Augenblick den Unterschied zwischen der mittlern und der wahren Zeit angeben; von den sinnreichen Mechanismen, welche die mannigfachen, verwickelten Bewegungen der Gestirne, die Mondsphasen, die Umdrehung der Planeten und ihrer Trabanten u. s. w. darstellen; endlich von den zahlreichen Maschinen, auf welchen mit außerordentlicher Schnelligkeit, Genauigkeit und Sicherheit die verschiedenen Stücke einer Uhr aus

dem Groben, ja häufig sogar fertig geschnitten werden. Zu diesen Dingen allen war ein Aufwand von Erfindungskraft, waren Kunstmittel nöthig, die eine besondere Beschreibung verdienten.

Es ist wirklich erstaunenswerth, zu welchem Grad der Genauigkeit man es heutzutage in der Zeitmessung gebracht hat; Chronometer, welche um keine Sekunde des Tags abweichen, sind keine Seltenheit. Man kann diese Wunderwerke der Kunst wirklich nicht ohne Staunen betrachten. Die sinnreiche Kombination der Mittel, die herrliche Ausführung, die feine Ausarbeitung der einzelnen Theile, die Zierlichkeit und Bequemlichkeit der äußern Form, das Mystische bei der Sache, weil der Mechanismus verborgen, nur sein Resultat, die immer gleichförmige Bewegung sichtbar ist — Alles dieß wirkt zusammen, um diese Meisterwerke der Industrie und damit die Kunst des Mechanikers in unsern Augen sehr hoch zu stellen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. September.

Die Cholera in Berlin. Hoffnungen. Wünsche.

Die Cholera ist hier, und wir fühlen uns gewissermaassen wohl, daß sie hier ist. Man sieht das Uebel, es ist ein schreckliches Uebel, aber doch nicht das schrecklichste. Die lange Erwartung, die Spannung war schrecklicher; man hörte den Wunsch, der weder provociren, noch braviren sollte, auf den Lippen von ernsten und besonnenen Leuten: „Wenn sie nur erst hier wäre!“ Es ist ein Feind, mit dem man sich noch nicht messen kann — das räumen unsere geschicktesten Aerzte ein, ihnen fehlen noch die Waffen — der aber aus dem Riesen, zu dem ihn die Nebelferne machte, in der Nähe zu einem gewaltigen, aber doch noch menschlich proportionirten Todtschläger wird. Gebe der Himmel, daß er nicht bei uns weiter anwächst, gleich dem scheußlichen Gespenst der Armuth in dem Hause des Juden nach der Talmudischen Mythe. Wir vertrauen auf den Herbst, unsere breiten, reinlichen Straßen, unsere Diät und die angebliche Abnahme der intensiven Kraft der Krankheit. Bis jezt sind nur solche Individuen befallen worden, aber freilich auch sogleich gestorben, welche erweislich Diätfehler oder Unvorsichtigkeiten begingen, Trinker und Schiffer, oder wer sonst mit dem Wasser in zu nahe Berührung gekommen. Ueber dem Wasser schwebt es, oder mit ihm kommt es.

Wir sind nun abgesperrt von dem noch freien Deutschland und Europa. Das ließe sich ertragen, wiewohl die Fruchtlosigkeit aller Kordons, namentlich des mit der größtmöglichen Strenge gezogenen Oberkordons, endlich zur Ueberzeugung bringen sollte, daß alle auf Kordons verwandte Geldmittel und Menschenkräfte vergeudet sind; aber man läßt uns vor der Hand auch noch abgesperrt von den Gegenden, die vor uns inficirt waren! Jeder Ort, jede Gemeinschaft hat die Befugniß erhalten, sich zu schließen und zu sperren gegen jeden Besuch. Wenn dies wirklich ausgeführt würde, wenn nicht Vortheil, Noth, Bequemlichkeit und Langeweile dagegen so opponirten, daß die Maaßregel sich nicht durchführen läßt, was sollte aus diesem Zustande auf die Dauer werden! Die gräßlichsten Verheerungen der Krankheit würden unbedeutend gegen die Folgen einer solchen Clausur. Kommt nun noch hinzu, daß sich mit der Erfahrung eines jeden Tages klarer ausweist, daß die Cholera nicht ansteckend ist, wenigstens nicht in dem gewöhnlichen Sinn und nicht auf die Weise, daß eine Absperrung mit den materiellen, einem Staate oder einer Kommune zustehenden Mitteln von Erfolg wäre, so erscheinen auch die Restriktivmaaßregeln mit jedem Tage thörichter, und wenn sie, wie bei uns der Fall ist, von den Lebenssäften des Staates zehren, unbillig und verwerflich. Hundert große und kleine Kordons durchschneiden nun wie Netze ein Land, dem der gegenseitige Verkehr Lebensbedürfniß ist, und nun soll noch ein neuer großer Elbkorden gezogen werden, der uns auf einige Monate von dem westlichen Deutschland ganz trennt! Die Motive unsers Königs sind sehr edel; er will, daß seine sächsischen, westphälischen und rheinländischen Unterthanen nicht sagen können, zu ihrem Schutze geschehe weniger als zu dem der Residenz und der alten Provinzen. Es dürfte aber eine Zeit kommen, wo Sachsen, Westphalen und Rheinländer eben so dringend die Aufhebung jeder Sperre wünschen, als jezt unsere Märkischen und Pommerschen Provinzen die Aufhebung der, welche sie von der Hauptstadt mehr oder minder trennt. Es war dee allgemeine Wunsch in den Provinzen, daß Berlin bald von der Cholera befallen seyn möge, um die, wie man meinte, nur Berlins wegen angeordneten lästigen Sperrungen aufhören zu sehen. Dieser Wunsch ist nun noch nicht hinlänglich erfüllt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bahia.

(Fortsetzung.)

Feste. Kunst und Literatur.

Ein interessantes politisches Fest wird in dem in der Nähe der Stadt gelegenen Walde ao Cabula gefeiert, bei der Kapelle do Risgate, einem Punkte, der in dem Befreiungskriege eine wichtige Rolle spielte. Es ist eigentlich ein Freiheits- und Gleichheitsfest, denn jeder Ankommende schmückt sich mit einem gewöhnlichen Sklavenhut von Stroh und hängt eine Art Medaillon an die Brust. An einem ungeheuren Tische tafelt die Gesellschaft und wird von Violinspielern und Sängern unterhalten. Alles Lob verdienen einige Nationalmelodien; sie sind phantastisch, glühend, wie der Ozean und die Natur, in deren Anblick sie entstanden sind, und ich werde nächstens dem musikalischen Publikum eine dieser Modignas mittheilen.

Ganz in der Kindheit sind die andern Künste; außer einigen Heiligenbildchen ist z. B. hier nie etwas von Eingebornen in Kupfer gestochen worden; jedoch wird von einem Franzosen eben jezt eine Karte der Provinz in zwei Blättern lithographirt. In besserm Zustande befindet sich die Buchdruckerei, welche aber meistens nur mit Offiziosis und dem Druck von acht Zeitungen: Gazeta da Bahia, el Bahiano, El Escudero de la Constituicao, El National, Sentinella da Libertade etc. beschäftigt ist. Ich will über den Geist dieser Zeitungen noch nicht absprechen, da ich, im Besitze europäischer Blätter, bis jezt wenig darauf geachtet habe. — Kollegien gibt es hier zwei, woselbst unsere Gymnasialgegenstände gelehrt werden; ein botanischer Garten unter Leitung eines Franzosen ist im Entstehen, die Bibliothek ist nicht schlecht. — Indessen ist das Klima — besonders mit den bisherigen Präservativen — den Büchern nicht günstig; ein Paar Wochen nicht abgewischt, überdecken sie sich mit Schimmel, und endlich kommt eine Ratte darüber, die unbarmherzig große Löcher hineinbohrt. Der hiesigen Bibliothek fehlt es eigentlich nur an Einem — an Lesern, und wären nicht die Zeitungen dort, so ginge wohl gar Niemand hin.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 74.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 222.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. September 1831.

Gedichte sind gemalte Fensterscheiben!
Sieht man vom Markt in die Kirche hinein,
Da ist alles dunkel und düster. —
Kommt aber nur einmal herein!
Da ist's auf einmal farbig helle,
Geschicht' und Zierrath glänzt in Schnelle;
Bedeutend wirkt ein edler Schein.

Goethe.

Ueber das Originalgedicht vom Reinhart Fuchs *).

Von F. J. Mone.

In diesen Blättern sind vor Kurzem die altfranzösischen Gedichte über den Reinhart Fuchs zur Sprache gekommen, und dabei über das Alter, die Heimath und Fortbildung der Fabel Ansichten mitgetheilt worden. Bei dem großen Einfluß, welchen das Gedicht auf die Nationalliteratur in Europa geäußert, scheint es mir zweckmäßig, auf das Original der Fabel durch eine vorläufige Nachricht aufmerksam zu machen und einige Resultate meiner Untersuchungen hier zusammen zu stellen, um das Publikum in den Stand zu setzen, den Werth jener Quellen schon aus diesen Andeutungen zu erkennen. Wenn das Interesse an dieser Dichtung, selbst nach der gesunkenen plattdeutschen Bearbeitung, bei uns nicht abnimmt, so darf ich hoffen, daß man dem Originale eine gerechte Anerkennung nicht versagen und dieser Anzeige einige Aufmerksamkeit schenken werde.

Reinhart Fuchs ist der unverdorbene, alte Name; das plattdeutsche Diminutiv Reineke hat keinen Grund in der Fabel und keinen Sinn, ist aber durch diese Bearbeitung gangbar geworden. Ich nehme keinen Anstand, den alten Namen zu gebrauchen, den die Niederländer, Franzosen und Hochdeutschen nie abgelegt haben und den die plattdeutsche Umdichtung nicht verdrängen darf. Das Original unterscheidet sich von allen Bearbeitungen durch Anlage und Ausführung. Die Anlage ist episch vollendet und abgeschlossen; nur der hochdeutsche Reinhart bietet etwas Aehnliches dar, indem er mit Vergiftung des Königs schließt; alle andern sind nur eine Sammlung von Schelmenstreichen, wodurch sich Reinhart aus Gefahren rettet, die aber keinen Mittelpunkt, keinen Knoten haben, um den sich das Ganze bewegt. Daher auch die planlosen Erweiterungen der französischen Fabel, die ungeschickten Wiederholungen der plattdeutschen, und die mancherlei Abweichungen in der Anordnung des Ganzen. Alle Bearbeitungen haben die Satire generalisirt, weil sie die Personen der Fabel in allgemeiner Beziehung aufgefaßt; die Satire des Originals ist individuell, seine Personen sind bestimmte Menschen, historische Charaktere; daher ist die Satire politisch, wodurch sie sich von der moralischen der späteren Bearbeiter offenbar unterscheidet.

Das Urgedicht ist lateinisch. In der Gestalt, die uns vorliegt, hat es zwei Verfasser. Der erste Dichter war ein Deutscher aus Oberlothringen und schrieb zwischen den Jahren 895 und 900; die geschichtliche Grundlage des Werkes macht sehr wahrscheinlich, daß es bereits vor dem Jahr 911 vollendet und verbreitet war. Der zweite Verfasser gibt sich deutlich als einen Niederländer zu erkennen, der seine Zudichtung zwischen den Jahren 1150 und 1164 verfertigte. Seine Auffrischung des Originals ist die Grundlage aller späteren Bearbeitungen geworden.

*) Die Ausgabe desselben wird nächstens in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen.

Dieser zweite Dichter lieferte nur Zusätze, welche die Sage erweitern, ohne ihren Zusammenhang aufzulösen. Er behielt den alten Text bei, was in einem lateinischen Gedichte, dessen Sprache unverändert blieb, leicht geschehen konnte, aber in einem deutschen nicht möglich gewesen wäre. Beide Dichter sind verwandte Geister, der zweite liebt nur gelehrtere Satire, die dem politischen Zwecke des ersten wenig zusagte; aber beide betrachten die Welt mit einer Freimüthigkeit, die man dem Mittelalter nicht zutrauen würde, wenn das Gedicht untergegangen wäre. Die Frage über Alter und Heimath der Fabel ist aus jenen Thatsachen entschieden. Die geniale Dichtung gehört der deutschen Nation an und ist vom fränkischen Volke ausgegangen. Da nun Lothringen in der Mitte des fränkischen Reiches lag, so wurde das Werk den Franzosen, Niederländern, Schwaben und Sachsen zuerst bekannt und in die Nationaldichtung aufgenommen.

Ich stelle die Zeitbestimmung des zweiten Dichters voran, weil sie ohne Rücksicht auf die Fabel selbst bleibt, die mit der Zeit des ersten Dichters genau verbunden ist.

Jener zweite Dichter stellt als die beiden einzigen Zierden des geistlichen Standes seiner Zeit dar die Aebte Walther von Egmont in Nordholland und Baldewin von Lisborn in Westphalen an der Lippe. Jener regierte von 1130 bis 1161, dieser von 1130 bis 1162 und scheint, dem Namen nach, des Dichters Landsmann gewesen zu seyn. Ihre Gegensätze nennt er den Bischof Anselm von Tournay, der sein Stift von 1146 bis 1149 verwaltete, und Pabst Eugen III., der zu gleicher Zeit lebte (1145 bis 1153). Mit beiden geht der Dichter unbarmherzig um. Anselm hat es in der Raubsucht noch weiter gebracht als Rom, denn „er raubt wie der Teufel und hebt wie die Hölle [1]), nimmt den Schafen (Mönchen) und Gaisen (Nonnen) Haut und Haare, Knochen und Fleisch. Sein größter Aerger ist, daß er nicht mehr nehmen kann, als er vorfindet. Das ist einmal ein Bischof, wie sich's gehört; denn was versteht der Kuttenträger von Clairvaux davon? (der heil. Bernhard) [2]) der fädelt Spreu ein, knüpft Schilf zusammen und zieht Kieselsteinen die Haut ab; nun, so soll er auch Kraniche melken! Pabst Eugen aber scheert die Schafe mit der Scheere des Erzphilosophen Simon (des Magiers), und wer ihm mehr gibt, kommt in einen bessern Himmel. Wären der Fischer Petrus und der Magister Paulus nicht zu dumm gewesen, so hätten sie das auch gethan." Eugen hat die Christen dem König Roger von Sicilien verkauft [3]), und durch einen unnützen Mönch gehen beide Reiche zu Grunde [4]).

[1]) qui rapit ut Satanas, utque Gehenna tenet. lib. III. v. 1174.

[2]) quid Claraevallis pannifer ille sapit? lib. III. v. 1170.

[3]) christicolas Siculo vendidit aere duci. l. IV. 1016.

[4]) regna duo monachus subruit unus iners. l. IV. 1222.

Der Pabst war nämlich früher Mönch zu Clairvaux, und diese Aeußerung hängt mit dem Spotte auf den heiligen Bernhard zusammen, den der Dichter nicht leiden konnte, weil er den Mund zu voll nahm und überall befehlen wollte [1]). Auf die Habsucht des Pabstes wird noch manchmal in schneidenden Worten angespielt [2]). Die schreckliche Ueberschwemmung des Meeres in Friesland am 9ten Jänner 1164 beschreibt der Dichter als ein Augenzeuge, und verräth an mehreren Stellen genaue Kenntniß dieses Landes, das er spottend einmal die große Heimath der Schöpse nennt [3]). Auf den Kreuzzug von 1146 kommt er einigemal zu sprechen, und tadelt bitter das Benehmen des Pabstes und des Königs Roger von Sicilien. Diese Zeitbestimmungen werden durch viele Aeußerungen bestättigt, worin die Verhältnisse des zwölften Jahrhunderts, gewöhnlich mit beißender Lauge, behandelt sind. Ihre Zusammenstellung würde hier zu weitläufig seyn; das Gesagte reicht hin, die Zeit des zweiten Dichters genau zu bestimmen und den rücksichtslosen Geist seiner Satire einigermaßen kennen zu lernen.

Der erste Dichter beschränkt seinen Tadel nicht so ausschließlich auf die Entartung der Geistlichkeit. Er versäumt zwar nicht die Gelegenheit, sie durchzuziehen, doch geschieht dieß mehr mit gutmüthigem Witze, nicht mit der Bitterkeit, welche hierin den andern Dichter auszeichnet. Jener hatte mehr ein nationales, dieser ein Standesinteresse. Der erste Dichter wollte nämlich mit dem Werke der Regierung des Königs Zwentibolt von Lothringen ein Denkmal errichten zur Ergötzlichkeit seiner Landsleute. Ueberall leuchtet fränkischer Stolz hervor, der im Vertrauen auf Geistesgewandtheit den Kampf mit der Gewalt besteht und sie besiegt. Nicht undeutlich wird die Entartung der deutschen Karolinger dem Umstand zugeschrieben, daß sie Franken verlassen und sich in Schwaben, Baiern und bei den Slaven angesiedelt haben. Dadurch seyen sie in bäuerische Rohheit versunken, haben mit der Feinheit der Sprache auch die des Lebens eingebüßt und dürfen nun nicht wähnen, mit ihrer rohen Herrschaft das fränkische Volk zu mißhandeln. Kaiser Arnulf gab den Lothringern seinen natürlichen Sohn Zwentibolt zum König, den die Franken seinem Namen und Wesen nach für einen Halbwilden ansahen, und der viel zu roh und unbeholfen war, um mit diesen schlauen Gesellen fertig zu werden. Er unterlag, und die Geschichte seines Untergangs ist nun eben der Gegenstand des Gedichtes.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) rumor ubique refert, quam sis Bernardus hiandi. l. IV. 89.

[2]) nec fiscum papae Gallia trina replet. l. IV. 494.

[3]) Fresia vervecum maxima mater. l. I. 1350.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.
(Fortsetzung.)

Achte Scene.
Kreml.
Napoleon, Marschälle.

Napoleon (mit den Marschällen eintretend). Moskau öde! Moskau verlassen! Sind Sie dessen gewiß? — Mortier, treiben Sie irgend ein Paar Einwohner auf. — Nicht der kleinste Rauch, nicht das leiseste Geräusch; tiefes Schweigen, wie in Thebens Ruinen; die schauerliche Stille einer Wüste! — Treviso, Alles, nur keine Plünderung! Sie bürgen mir mit Ihrem Kopf! — Endlich also in Moskau, im alten Pallast der Czare, im Kreml! Es war Zeit! — Wo ist Murat?

Ein Marschall. An der Spitze seiner Kavallerie; er verfolgt die russische Arrieregarde auf der Straße von Wladimir.

Napoleon. Ich liebe ihn, diesen Murat; voll Feuer, immer rastlos thätig, unermüdlich, wie in Italien, wie in Egypten! Sechshundert Stunden, sechzig Affairen, nichts sezt ihm zu. Im Fluge stürmt er durch Moskau, hält sich selbst im Kreml nicht auf, wo ich — ich doch raste. Ihr seyd so kalt, Ihr Herrn! Wißt Ihr denn, wo wir sind?

Berthier. Ja, Sire, sechshundert Meilen von Paris, mit einer in der Schlacht an der Moskwa um 40,000 Mann geschwächten Armee, ohne Lebensmittel, Bekleidung, Munition.

Napoleon. Sind wir denn nicht in des Feindes Hauptstadt? Dünkt Euch, meine Herrn, das von seinen 300,000 Einwohnern verlassene Moskau zu eng, um 80,000 Mann zu beherbergen? Sind jene Palläste, in die Ihr Euch theilen werdet, nicht so bequem und prächtig, als Eure Hotels in der Rue Saint-Honoré und auf dem Quai Dorsay? Ich meinestheils gestehe, daß ich für meine Tuilerien und meinen Louvre sehr, recht sehr eingenommen bin, für diesen Winter aber mit dem Pallaste der Romanoffs und Ruriks mich begnügen werde.

(Geschrei in der Straße.) Ein Franzose! Ein Franzose!

Napoleon. Hören Sie, ein Franzose! Man lasse ihn kommen; mich verlangt nach dem Schlüssel dieses seltsamen Geheimnisses. Moskau verlassen! (Den Spion erblickend.) Du bist's?

Spion. Ich, Sire.

Napoleon. Woher?

Spion. Aus dem Gefängnisse.

Napoleon. Wie so?

Spion. Als man erfuhr, daß Eure Majestät den Niemen passirt, ward ich in Moskau als Franzose erkannt und eingesperrt.

Napoleon. Ist die Stadt in der That verlassen?

Spion. Ich sah die lezten Russen zum Thore von Kolumna hinausziehen.

Napoleon. Diese Russen wissen noch nicht, was für Folgen der Verlust ihrer Hauptstadt für sie hat! Haben Sie gehört, meine Herren? Moskau ist unser, ganz unser; schlage Jeder in dem Theile der Stadt, der ihm behagt, nach Belieben sein Quartier auf, nur mit Ordnung. Bedenken Sie, es ist für diesen Winter unser Paris. Sie sind entlassen, meine Herren; schicken Sie mir die Pariser Geschäfte; seit Smolensk konnte ich mich nicht damit abgeben. Von heute an werden meine Dekrete aus dem Kreml datirt.

(Die Marschälle ab.)

Nun, und was hast Du denn in dem Rußland hier gesehen?

Spion. Ein Volk, rauh und hart, wie sein Boden, für die Sklaverei geschaffen, um ein Jahrhundert zurück, die Kultur von sich abwehrend, wie andere den Despotismus.

Napoleon. Ganz recht, und da der Wille des Einzelnen diese ungeheuern Massen in Bewegung zu setzen vermag, um so gefährlicher. Wehe, wehe Europa, erhält der Koloß den Herzstoß nicht von mir! denn verfehle ich ihn, wer soll ihn stürzen? Ich aber wache hier als Schildwache der civilisirten Welt, einen Fuß in Asien, den andern in Europa. In meinem Plane, nach Moskau zu gelangen, sah man, wie kindisch! nur die Eitelkeit, ein aus der „heiligen Stadt“ datirtes Dekret auf Ruriks Throne, unter des großen Iwan goldnem Kreuze, zu unterzeichnen. Gott vergönne mir Zeit und Kraft, und Moskau wird eine der Pforten meines europäischen Reichs. Von hier aus rufe ich, wie der Muezzin vom Minaret herab die Mahomedaner zum Gebete, den ganzen Erdkreis zur Civilisation. Welche Stimme wird dann sich erheben und sprechen: „Napoleon ist nicht von Gott gesandt!“ Bedenke ich, daß ich dies Moskau nicht erreichen, daß ein Fieber, ein Sturz, eine Kugel mich wegraffen, daß man jene weitumfassende Kombination für einen gewöhnlichen Krieg, einen Kaiserzwist, eine gemeine Eroberungslust halten konnte..

Spion. Napoleon, glaube mir, ich fasse dich!

Napoleon. Ich weiß es und lasse Dir Gerechtigkeit widerfahren. Geh', dort kömmt das Pariser Portefeuille und der Minister.

(Der Herzog von Bassano tritt ein.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. September.

(Fortsetzung.)

Mißgriffe der Regierung.

Die Cholera ist hier, hat schon ein halbes Hundert Menschen hingerafft, man hat sie seit einem Jahre erwartet, die

Zeitungen gefüllt mit Anweisungen und Aufforderungen zu Kollekten; allein jezt, in diesem Augenblick, ich sage in den ersten Tagen der ersten Woche des Septembers, fängt man erst an, etwas zu thun! Es klingt unglaublich, aber es ist so. Man hat eine Armee marschiren lassen, den Staatsschaz gesprengt, die Landwehr aufgeboten, an manchen Orten sogar schon eine Kommunalgarde, eine hohe Behörde, Präsidenten an der Spize, errichtet, mit dem stolzen Titel: „Allerhöchst zur Abwehrung der Cholera verordnete Kommission;“ diese Kommission hat Edikte erlassen, so lang und so dick, daß man ein neues Landrecht in vier Bänden mit einem Anhang daraus machen könnte, und während die Sessionen, die Expeditionen, die Kanzleien und Registraturen, die Kuriere, die Polizeiboten, die Gensdarmen, die Drucker, die Postbureaus, die kommandirten Bataillone und Schwadronen schwizen, um endlos dunkle Edikte zu machen und das Unausführbare auszuführen, ist die Abzuwehrende mitten unter ihnen, und ihre Arbeit ist gedroschenes Stroh, was aber nicht einmal zu dem einzigen Lazareth im Pockenhause zu brauchen ist, wo es doch zu etwas nüze wäre. Nichtsdestoweniger fährt man noch immer fort, abzuwehren! Man ist einmal an der Arbeit. Dies einzige Lazareth mit circa 30 Betten liegt außer dem äußersten Thore, eine halbe Meile und darüber vom bewohnten Theile der Stadt. Nach dem Urtheil sachkundiger Fremden kann ein Cholerakranker zweimal auf dem Transport dahin sterben. Nun schafft man denn in aller Eile ein Paar neue Lazarethe an andern Extremitäten der Stadt, stiftet Schuzkommissionen, sammelt Kollekten u. s. w. Aber das ist doch nur die zweite Arbeit. Voran ging der Druck einer zwei Finger dicken Verordnung, so ausführlich und so unausführbar, daß nicht zehn Menschen sie gelesen haben. In einem Utopien, wo jeder Handwerksbursche einen Pallast zu seiner Wohnung hat, ließen sich vielleicht die Verordnungen über das Räuchern, Waschen, Absondern ausführen. Jeder Dienstbote in einem Hause, wo ein Cholerafall eintritt, soll sich, glaube ich, erst in Essig baden, ehe er fortgeht, um den Doktor zu holen oder es der Polizei anzuzeigen. Wollten die Aerzte sich allen an sie Anfangs ergangenen Verordnungen fügen, so möchten sie nur die Hälfte ihrer Patienten ruhig sterben lassen. Wie es denn immer bei uns der Fall ist mit solchen unpopulären, hinter dem Ofen gefertigten Verordnungen, es kommt eine menschlicher lautende Deklaration hinterher, kürzer und praktischer, die da sagt: führt davon aus, was geht, und was nicht geht, das laßt bleiben. In andern Städten, z. B. Breslau, hat man gar kein Gerede davon gemacht, aber in der Stille gehandelt und so gehandelt, daß alles bis aufs Kleinste zur Aufnahme der Cholerakranken vorbereitet und der Zustand der künftig Leidenden im Voraus bedacht ist. Unsere Klugheit traute sich aber noch immer zu, etwas Unmögliches möglich zu machen und dem Geschick ein Schnippchen zu schlagen. Man ist höchst unzufrieden über den Eigensinn eines oder einiger Aerzte, die, um einmal von ihnen aufgestellte Theoreme durchzuführen, die Kräfte des Staats und der Kommunen vergeuden lassen und vielleicht manches Menschenleben auf ihrem Gewissen haben. So viel ist jezt ausgemacht, daß in den Städten, wo keine Sperrung eingetreten, verhältnißmäßig weit weniger Menschen gestorben sind, als in denen, wo sie stattfand. Die Gesunden, welche in Cholerahäusern eingeschlossen bleiben müssen, werden meist das Opfer der verpesteten Luft, des Mangels an Bewegung und ihrer Angst. Möchten andere Länder wenigstens aus unsern Mißgriffen Früchte ziehen, da unser Kordon ihnen nichts geholfen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Bahia.

(Beschluß.)

Münzwesen. Sprache. Aussicht in die Zukunft.

Eine große Unbequemlichkeit ist das hiesige Münzwesen; es cirkulirt durchaus nichts als Kupfer und Papiere von höherem Werth, die kleinsten zu 20,000 Reis (= 20 fl. Conv.), was natürlich die Geschäfte höchst schleppend macht. Will man mehrere Artikel einkaufen, so muß man einen Neger mit einem Geldsack mit sich nehmen; dann gibt es sehr viel falsches Kupfer, so daß beim Kaufen immer mehreres zurückgewiesen wird, das man nun anderwärts anzubringen suchen muß. Es haben diese Menschen überhaupt eine sonderbare Geldrechnung; ihre kleinste Einheit, der Reis (= ½ Pfennig), und die größte Einheit, nach der sie in höhern Summen rechnen, der Cento do Reis (1.000.000 R. = 1200 fl. Conv.), sind imaginäre Münzen, die erstere fast imperzeptibel. Auch die Wochentage zählt man hier anders als in Europa: Montag heißt seconda feira; so geht es fort bis Freitag, sesta feira, und nur Sonnabend und Sonntag haben die gewöhnlichen italienischen Benennungen. So sind auch die Zunamen hier nicht gebräuchlich; man kennt die Menschen blos unter den Namen Jose, Manuel u. dgl., und sezt nur in größter Noth und Verlegenheit die Familiennamen hinzu.

Auf welcher Stufe der Ausbildung die portugiesische Sprache im Allgemeinen steht, mag ich aus so wenig Erfahrung nicht entscheiden; nur so viel weiß ich, daß die hier gangbare ziemlich roh ist. Ich meine hier nicht den Jargon der Neger, von denen selbst die Gebildeteren mit einigen hundert Wörtern herumspielen und von sich selbst in der zweiten Person sprechen (z. B. fecha la porta? soll ich die Thüre zumachen?), sondern wirklich die Sprache der höhern Stände. Der Personen, die französisch sprechen, sind sehr wenige, englisch ist noch weniger gangbar.

Ein merkwürdiges Geschöpf ist der hiesige Neger; er ist arbeitsscheu, von geringster geistiger und geringer körperlicher Spannung, höchst unreinlich, dabei aber eitel und puzliebend, wollüstig, doch jeder zarten Empfindung unfähig; man kann ihn eigentlich nicht Lügner nennen, denn das Gegentheil davon ist bei ihm durchaus nie zu finden, und er lügt auf das Unverschämteste, weil er zu beschränkt ist, um zu begreifen, daß man ihn übersehen kann. Als Dienstbote ist der hiesige Neger ganz unzuverlässig, denn da er höchst geschwäzig ist — ein Verschwender in unaussprechlicher Armuth — so begegnet er keinem Bekannten, ohne mit ihm zu verhandeln, oder er legt sich irgendwohin schlafen. Diese Geschöpfe sind zwar meistens getauft, haben aber keinen Begriff von Christenthum und leben meistens in abscheulicher Pantogamie.

Wie man mich versichert, sind die schlimmsten Seiten der hiesigen socialen Verhältnisse Ueberreste der portugiesischen Kolonialverfassung, und es wird gegenwärtig zusehends besser. Erst vor Kurzem hat das hiesige Conselho da Provinzia etliche zwanzig Primärschulen (die Lehrer und Lehrerinnen erhalten 4 — 700 fl. Gehalt) errichtet. Dergleichen Fortschritte müssen bald Früchte tragen, und ich wünsche von Herzen, daß dieses schöne Land bald auf den ankommenden Europäer einen bessern Eindruck machen möchte, als auf mich, wie ich hoffe, bei längerem Aufenthalte auf die eine oder die andere Seite des hiesigen Lebens und des Charakters der Einwohner zu stoßen, welche Bürgschaft dafür gibt, daß das Land der höhern geistigen Kultur entgegenreift.

Beilage: Literaturblatt Nr. 95.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 223.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. September 1831.

Ueber alle Welt hin strahltest du, ein leuchtend Meteor,
Glücklicher war nicht Augustus, größer Cäsar nicht zuvor.
Mehr als Sterblichen gebühret, selbstbewußter Macht war dein;
Und du wähntest so vielleicht schon hier ein Gott zu seyn? —
Mensch nur bist du, fallen mußt du!

Nicander.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Neunte Scene.

Napoleon, Bassano, später Murat, Mortier und die übrigen Marschälle.

Napoleon. Bassano, haben Sie die drei Ihnen aufgetragenen Dekrete entworfen?

Bassano. Ja, Sire.

Napoleon. Was ist dieß?

Bassano. Betrifft die in Florenz gegenwärtig bestehenden Leihhäuser.

Napoleon (das Dekret durchlaufend). Fügen Sie hinzu: „der Mont de Piété von Florenz ist beibehalten.“ Das zweite?

Bassano. Ernennung einer Spezialkommission zu Ausführung der Arbeiten am Gardon.

Napoleon. Gut. Mit Gottes Hülfe, hoffe ich, durchkreuzen bald dreißig schiffbare Kanäle Frankreich nach allen Richtungen. Drittens?

Bassano. Ein Reglement, um die innern Verhältnisse des théâtre français zu ordnen. Emplois der Societairs, Pensionen; Talma ist mit 30,000 Franks aufgeführt.

Napoleon. Geben Sie. — Ueberwintern wir in Moskau, so lasse ich gegen Ende Oktobers die Hälfte der Truppe hieherkommen. — Was ist das? — Es kann doch noch nicht Tag seyn?

(Geschrei in der Straße.)

Feuer! Feuer!

Napoleon (an's Fenster eilend). Feuer mitten in der Stadt, im reichsten Stadtviertel! — Wehe! Irgend ein betrunkener Soldat . . . .

Mortier (hastig eintretend). Feuer, Feuer, Sire!

Napoleon. Ha! Dort, dem Thor von Dorogomilow zu, dort auch Feuer! Treviso, Ihnen vertraue ich die Polizei der Stadt an, das reiche Moskau im Schlummer überliefere ich Ihren Händen, Ihrer Sorge, und von allen Seiten schlagen die Flammen hoch empor?

Mortier. Unbegreiflich, Sire! die Flammen dringen aus den verschlossenen Häusern; das Feuer muß von Innen angelegt seyn.

Napoleon. Angelegt? Von einem Plünderer, der jeden Winkel nach Gold durchstöbert! Rasch, Hülfe! Hülfe!

Murat (hereineilend). Sire, die Feuerspritzen sind zertrümmert; es ist ein Komplot; die Russen verbrennen uns; ganz Moskau ist eine Höllenmaschine!

Napoleon. Wie reißend das Feuer um sich greift! auch der Wind ist mit ihnen gegen uns im Bunde!

Spion (hereinstürzend). Sire, Sire; Alles brennt, Alles steht im Feuer!

Napoleon. Wer that's aber?

Spion. Die Russen.

Napoleon. Unmöglich!

Spion. Sehen Sie hinab, Sire, sehen Sie, wie sie in dieser Gluthhölle hin und her schlüpfen!

Napoleon. Man feure auf sie, schieße sie, gleich wilden Thieren, nieder! Ist denn aber diese Stadt ganz aus Kien und Harz gebaut?

(Geschrei von Außen.)

Feuer im Kreml! Feuer!

Murat. Fort, Sire, fort!

Napoleon. Bleibt, bleibt, Ihr Herrn! Bangt Ihr, dieser Pallast stürze uns über dem Kopf zusammen? bleibt und hört: Beim Leuchten dieser Flammen des von den Russen eingeäscherten Moskaus, diesen Russen ewigen Vernichtungskrieg! Sie vertreiben uns aus ihrer ersten Hauptstadt — verfolgen wir sie in ihre zweite. Lassen Sie es brennen und hören mich.

Soldaten (von Außen). Der Kaiser! Der Kaiser!

Napoleon (am Fenster). Da bin ich, Kinder, fürchtet nichts. Ich wache über Euch, Gott über mich! — (Fortfahrend.) Laßt es brennen und höret mich. Was das Feuer etwa verschont, vernichten wir. Von dieser Stunde an verschwinde Moskau von der Weltkarte; Rußland hat jezt nur noch eine Hauptstadt: Sanct Petersburg, und in zwölf Tagen sind wir dort.

Alle. Petersburg!

Ein Marschall. Sire, bedenken Sie: Sanct Petersburg? Unmöglich!

Napoleon. Und Euch, Soldaten der Glücksgöttin, Söhne des Kriegs, Euch befremdet ein so großer Entschluß? Seht Ihr nicht, daß wir, gehen wir zurück, Alle verloren sind? Rußlands furchtbarer Winter wird uns auf halbem Heimwege überraschen . . .

Ein anderer Marschall. Das Feuer, Sire, das Feuer!

Napoleon. Und was dann? Meine Soldaten, meine Kinder, was sollen sie beginnen, wenn Eure und ihre Hände am Säbelgefäß und Flintenlaufe festfrieren; wenn sie bei jedem Schritte niederstürzen und nicht wieder aufstehen können; wenn sie mitten im Winter auf den durch ihren Hinmarsch verheerten Straßen zurückkehren müssen? Unsere Macht ist mehr eine moralische als eine materielle; ein Zauber umgibt uns. Bis jezt noch sind wir die Unbesiegbaren; ein Schritt zurück, und der Zauber ist dahin. Moskau, Paris, Petersburg: wählt, Ihr Herrn!

Die Marschälle. Paris!

Napoleon. Freilich, Paris! Dort erwarten Euch Eure prächtigen Hotels, Eure Karrossen mit Sechsen, Eure fast königlichen Landsitze. — Paris! Paris! Werdet Ihr's aber auch erreichen, dieß Paris, das Euch zu Feigen und Verräthern stempelt?

Ein Marschall. Das Feuer, Sire, das Feuer! Hier läßt sich nicht länger bleiben!

Napoleon (mit dem Fuße stampfend). Ich bleibe, ich! Eher soll mich dieser Pallast zerschmettern, als daß ich ihn verlasse, um nach Frankreich zurückzukehren! Nach Petersburg! Dort winkt uns Friede, Ruhm, die Bewunderung, Vergötterung der Welt! — Ihr wollt nicht? Wohlan, fahr' hin, größter aller Plane, die je einem Menschenschädel entsprungen! Ihr meint, nur Moskau mir zu nehmen, und raubt mir die Welt. (Er zerreißt seine Karte.) Ihr wollt den Rückzug? Es sey! Aber auf Euer Haupt falle alles Unheil in seinem Geleite! Ordnet Alles an und laßt mich! — Laßt mich, sag' ich, ich will es, befehle es!

Zehnte Scene.

Napoleon, später der Spion.

Napoleon. Ein Feuermeer! Menschenschwäche! Nur Gottes Hauch allein vermöchte diese Flammengluth zu löschen! — Napoleon, weil du den halben Erdkreis mit deinen Zelten und Soldaten bedecktest, weil du mit einem Worte Könige und Throne stürztest, wähntest du dich über die Menschheit erhaben! Dieser Hölle gegenüber, wie schwach bist du, wie machtlos! Jeder Fußbreit, den diese Brunst verzehrt, verschlingt dir ein Reich. Napoleon! Versuche deine Macht; befiehl dem Feuer, zu erlöschen, diesem Brande, zu weichen; dann bist du mehr als Mensch, bist ein Halbgott. — Ha, für dieß Moskau meine herrlichsten Provinzen: Rom, Neapel, Florenz, mein ganzes Italien! Das Alles läßt sich wieder erobern; Moskau aber, Moskau nie!

Spion (hereinstürzend). Sire, um Gotteswillen, Sire! Der Kreml ist minirt, die Treppen krachen, die Thüren fangen Feuer. Ueber — unter Ihnen — rings um Sie ein Gluthmeer!

Napoleon (ohne auf ihn zu hören). Moskau! Moskau!

Spion (an der Thüre). Hieher, Grenadiere! Rettet den Kaiser! Herbei! Herbei! Er will nicht weichen; der Kreml ist minirt!

(Grenadiere treten hastig herein.)

Napoleon (sich fassend, mit Ruhe). Soldaten, man löse Iwans goldenes Kreuz ab; es soll die Kuppel der Invaliden zieren! (ab.)

(Verwandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Originalgedicht vom Reinhart Fuchs.

(Fortsetzung.)

Diesen Inhalt ahnte schon J. G. v. Eckhart vor 117 Jahren, der mit Recht den Reinhart für den Grafen Reginarius von Henegau erklärte, aber in der Person des Königs irrte, weil er keine andere Quelle hatte als die plattdeutsche Ueberarbeitung. Nach dieser war es auch unmöglich, sich von dem epischen Geiste des Originals eine Vorstellung zu

machen, daher Eckhart in seinen Nachweisungen nur historische Bruchstücke geben, aber den Zusammenhang der Geschichte und der Fabel nicht als Parallele aufstellen konnte. Das mag vielleicht der Grund seyn, warum seine Ansicht weniger Beifall fand, als sie in der That verdiente.

Mich überhebt der Dichter selbst eines mühsamen Beweises. Man darf ihm nur aufmerksam folgen, um selbst mit unserer geringen Kenntniß jenes Zeitraums seine Angaben großentheils zu verstehen. Einiges wird uns freilich dunkel bleiben, weil er die häuslichen und persönlichen Verhältnisse seiner Helden so genau kannte, daß keine Chronik uns bis in diese Einzelheiten hinab Auskunft gibt. Doch ist dasjenige, was wir verstehen, der Anführung werth, weil es die historische Grundlage außer Zweifel sezt.

Der König heißt zweimal Rufanus; das ist ein Anagramm für Arnufus, welches für Arnulfus zu erkennen, keine Schwierigkeit hat [1]). Die Verschleierung der Namen kommt durchgängig vor, und scheint anzudeuten, daß der Dichter auf das Königshaus noch Rücksicht nehmen mußte. Diese Klugheit war nach dem Tode Ludwigs des Kindes 911, mit dem die deutschen Karolinger ausstarben, nicht mehr nöthig, daher habe ich oben behauptet, daß der alte Dichter sein Werk vor dem Jahre 911 vollendet habe. Ebenso werden die Lebensverhältnisse hie und da leicht umstellt. Arnulfs Vater wird ein Ungar, seine Mutter eine Schwäbin genannt, aber sein Vater war Karlmann von Baiern und seine Mutter eine Wendin aus Kärnthen. Dafür steht allezeit Ungarn, und es heißt (lib. II. 387.), der König habe am liebsten ungrisch gesprochen, was auf den Arnulf vollkommen paßt, der durch Geburt und Erziehung das Wendische als Muttersprache lernte. Der Hoftag, auf welchem der Wolf und Fuchs mit ihrer Sippschaft erscheinen, ist im Jahr 897 zu Worms zwischen Zwentibolt und seinen Grafen vor dem Kaiser Arnulf gehalten worden, und Zwentibolt mußte sich fügen.

Isengrim ist nun Zwentibolt selbst. Er und Reinhart nennen sich stets Verwandte oder Vettern. Das waren sie auch; jener stammte von väterlicher Seite, dieser von mütterlicher von den Karolingern ab. Reinhards Mutter war nämlich Ermengart, Kaiser Lothars I. Tochter. Vom Isengrim heißt es, er habe zehn Ahnen; [2]) das ist vollkommen wahr, denn seine Väter waren rückwärts Arnulf, Karlmann, Ludwig der Deutsche, Ludwig der Fromme, Karl der Große, Pipin der König, Karl Martell, Pipin der Hausmeier, Ansegis und der h. Arnulf von Metz. Viele Andeutungen über Arnulfs

[1]) nomen ei Rufanus erat, matrisque Suevae
et patris Ungarici filius ipse fuit. lib. II, 53.

[2]) Et tribus a denis hinc sua claret avis. lib. II, 486, wo tribus so viel wie gens und a hinc abhinc heißt.

Alter, seine Gestalt u. s. w. will ich hier übergehen, denn sie lassen sich besser im Zusammenhang erkennen. Auch vom Reinhart brauche ich wenig zu sagen, da Eckhart schon Mehreres angeführt hat. Isengrim wirft ihm einmal vor, er sey ein rechter Brabanter gewesen, was schon in jener alten Zeit so viel wie Spitzbube heißt, und die Niederländer zwischen Maas und Schelde bezeichnet. Dazu gehörte auch Henegau, Reinhers Grafschaft, und dieser gebraucht den Namen Brabanter in derselben weitern Bedeutung, wo er zu den Ober-Lothringern sagt: „Straft den Wolf für die Sünden, die er bei euch begangen, die Brabanter werden ihm schon die Buße für die übrigen auferlegen.“ [1])

Der Esel Carcophas ist deutlich Graf Baldewin II. oder Kahle von Flandern. Sein Vater wird ohne Umschweif Baldvinus senior genannt (lib. IV, 369.), d. i. Baldewin I. mit dem Beinamen der eiserne. Reinhart sagt zum Esel: „Du bist reicher als dein Vater, er war ein Franke, deine Mutter aber aus Spanien; sie war jedoch reicher und von höherer Abkunft als dein Vater.“ [2]) Das ist ganz richtig, denn Baldewins I. Frau war Judith, die Tochter Kaiser Karls des Kahlen, der zuerst Aquitanien und die spanische Mark besaß, so daß der Dichter wohl seine Tochter eine iberische heißen durfte. Auch stimmt damit Baldewins II. Alter überein: er war im Jahr 899 ungefähr 31 Jahre alt, das Gedicht gibt ihm 33 und nähert sich dadurch der Geschichte. Der Name Carcophas scheint aus Cal-coph (Kahlkopf) und der Endung -as gebildet, die von Elephas entlehnt ist, weil Baldewin ein sehr großer und starker Mann war.

Der Gänserich heißt Gerardus und scheint der Graf Gerhard zu seyn, der Zwentibolts Wittwe zur Ehe nahm; der Hahn Sprotinus (Sprossenläufer) kommt auf den Grafen Otacar heraus, der Schöps Joseph deutet auf den Grafen Stephan, der Bock Berfridus verräth den Grafen Matfrit, die Ziege Bertiliana ist allem Anschein nach die Nonne Geisa aus dem Kloster S. Peter zu Metz und ihr Name verändert, statt Petriliana. Mit all diesen Leuten hatte Zwentibolt Händel, die ich hier nicht auseinander setzen, sondern nur auf die Anmerkungen zum Texte verweisen kann. Auch noch andere Personen lassen sich auf die Geschichte zurückführen; einige bleiben freilich unerklärt wegen unserer mangelhaften Kenntniß der Familienverhältnisse. Im Ganzen sieht man schon aus diesen Nachweisungen, daß die Grundlage wirklich Zwentibolts Geschichte ist, womit viele andere Aeußerungen im Gedichte zusammenhängen, die nur aus jener Grundlage verständlich sind. Ich will

[1]) Ha Reinarde illâ quam Brabas nocte fuisti. lib. I, 49.
Absolvatur ab his, Brabantes cetera gaudent
Corrigere, at nobis ista piare datum est. lib. III, 609.

[2]) Mater ibera quidem, genitor tibi francus, et ipso
Ditior atque ortu clarior illa fuit. lib. IV, 445.

nur ein Beispiel zur Probe hersetzen. Als Isengrim sich unberufen zum Arzte des Königs macht, so äußert Versrit lib. II. 404:

> artis adhuc medicae permanet ipse memor,
> sed desunt species; transscendere sueverat Alpem,
> mercari species more sagacis avi;
> nostra sed arva super gallae commércia vocis
> perdidit, idcirco stat vacua olla domi.

Man erinnert sich, daß der Sage nach mehrere der lezten Karolinger in Italien vergiftet wurden (z. B. Karl der Kahle, Karlmann, Arnulf), daher gedenkt der Wolf noch dieser Medicin, es fehlt ihm aber an Mitteln. Zwar ging er über die Alpen, um Spezereien zu kaufen, wie sein gescheiter Großvater, verlor aber unser Land aus den Augen über seinem Verkehr mit dem welschen Volke (oder verlor den welschen Verkehr auf unsern Fluren), daher steht der Topf jezt leer daheim.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 6. September.

(Beschluß.)

Volksaberglauben.

Was das Traurigste ist, und freilich außer Berechnung und der Schuld eines Einzelnen liegt, ist der kaum glaubliche Aberglaube des gemeinen Mannes, der überall, und so erst neulich in Stettin, den wohlthätigen öffentlichen Anstalten im Wege steht und zu empörenden Excessen führt. In Königsberg glaubte der Pöbel, die Ingenieure hätten vermittelst goldner Feldmeßketten die Cholera absichtlich aus Rußland herein manipulirt! In unserer nächsten Nähe, ja unter einigen Waschfrauen in Berlin selbst, existirt der feste Glaube, die Cholera komme von vergifteten Brunnen. Bei Werneuchen erzählt man sich von einem Juden, welcher auf der ordinären Post umherreise, sich beim Schirmeister erkundige, welches die gangbarsten Brunnen in jeder Stadt seyen, und in diese ein Pulver schütte, worauf die Cholera sogleich ausbreche. Die Logik dieses Köhlerglaubens ist folgende: die Regierung, der Staat, die Hidalgos (hijos d'algo), die gens de bien wollen das „Pack“ wegschaffen, weil es ihnen jezt zu viel werde. Da gebe es kein besseres Mittel, als die Brunnen zu vergiften; denn wer trinke aus den Brunnen, wer trinke Wasser, als die armen Leute! Die Reichen trinken Wein, also sey die Brunnenvergiftung ohne Gefahr für sie! — Beitrag zur Volksbildung im 19ten Jahrhundert! — Indessen versicherte mich eine Waschfrau, welche doch etwas mehr Vertrauen zur Regierung haben mußte, sie haben jezt den lezten dieser Brunnenvergifter in Potsdam arretirt, und von nun an werde es gut seyn. — Etwas menschlicher klingt die Ansicht, welche in Stettin den Aufstand veranlaßt und auch hier im Schwange ist: Alle von der Cholera Befallenen würden nämlich, sobald sie ins Lazareth gebracht, daselbst durch die Aerzte auf Befehl des Staates vergiftet, damit die Ansteckung nicht weiter um sich greife. Darum sind Häuser in Stettin zerstört worden und Blut ist geflossen. Es scheint unmöglich, dem Pöbel diesen Wahnsinn auszureden, und das Leben der Aerzte ist wirklich gefährdet. Eine andere schlimme Folge des Aberglaubens ist, daß jeder Befallene aus dem Stande, so lange er irgend kann, sein Unwohlseyn verheimlicht, bis dann jede Rettung zu spät kommt.

In Charlottenburg hat sich etwas wahrhaft Grauenhaftes ereignet. Der erste Cholerakranke war ein Schiffer, der übrigens schon sechs Wochen an der gewöhnlichen Brechruhr gelitten. Er starb in wenigen Stunden nach Eintritt der Symptome, welche man als die asiatische Cholera befunden angenommen. Die Absperrung erfolgt in aller Ordnung; aber zu seiner Beerdigung will sich aus Furcht Niemand verstehen. Endlich werden vier Menschen zu enormen Preisen gedungen. Im neuen Aberglauben, daß das allein sie vor Ansteckung schütze, betrinken sie sich, ehe sie ans Werk gehen. Sie laden in diesem Zustande den Kasten mit der Leiche in den Kahn, dieser schlägt aber über und drei von ihnen ertrinken. Der Kasten mit der Leiche schwimmt, die Spree hinab, in die Havel und wird von Fischern bei Pichelsdorf aufgefischt. Sie öffnen ihn und finden eine Leiche. Dem Gerüchte nach ist eine schwangere Frau vor Schreck darüber umgekommen, die Fischer aber müssen für ihren glücklichen Fang eine zwanzigtägige Quarantäne aushalten. — Seine Majestät der König, der Charlottenburg zu seinem abgesperrten Sitz während der Cholerazeit erwählt hatte, verließ dasselbe auf die Nachricht von diesem ersten Vorfall, ist aber jezt wieder zurückgekehrt.

Unsere Theater sind noch nicht geschlossen; im Gegentheil sind sie voller als zuvor. Die Ansicht, daß die Cholera durchaus nicht contagiös sey, nimmt mit jedem Tage zu. Eben meldet man den Tod eines namhaften Mannes, des Justizraths Wollanck, welcher sich als Komponist bekannt gemacht hat.

Auflösung des Räthsels in Nr. 217:
Flügel.

Charade.

1. 2.

Was du mit Lust zerbrichst,
　Wenn's kommt von Freundes Hand,
Wovor der Mund verstummt,
　Wann's knüpft der Liebe Band,
Was man als Zeugen schäzt,
　Ob's gleich nicht reden kann,
Was höher als sein Gold
　Gilt manchem Edelmann.

3.

Was manchem rauhen Stoff
　Sanft in die Furchen sinkt,
Und manchen rohen Stoff
　Mit feiner Farbe schminkt;
Was dir dein Angesicht
　In glattem Spiegel zeigt,
Was China's alte Kunst
　Mit großem Ruhm erzeugt.

Das Ganze.

Mir löst des Feuers Gluth
　Die starr gewordnen Glieder,
Wie milde fließ' ich dann
　Zu meinem Ziele nieder,
Wie wahr' ich Heimlichkeit,
　Als läge sie im Grab;
Doch schält mich böse Kunst
　Oft vom Geheimniß ab.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 224.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 19. September 1831.

Der Satiriker, welcher Individuen geisselt, ist desto glücklicher gewesen, je mehr seine Gemälde der unterrichteten Mitwelt personificirt, je mehr sie der ununterrichteten Nachwelt idealisirt erscheinen.

Lesage.

Ueber das Originalgedicht vom Reinhart Fuchs.

(Fortsetzung.)

Zwentibolt ging nach der Lombardei 889; sein Großvater Karlmann war mehrmals dort und holte sich den Tod, der Enkel erhielt dort auch die gehörigen Mittel, daher sein Haus in Lothringen leer stand. Zwentibolt hatte nämlich keine Kinder, und seines Vaters Haus war sichtbar am Aussterben. So verstehe ich die Stelle, und wenn ich nicht irre, so läßt sich keine genügendere Erklärung geben. Sie ist ein deutlicher Beweis, daß wir die Geschichte Zwentibolts vor uns haben, und stimmt daher mit den Nachweisungen über die Personen zusammen.

Ich lasse es bei diesen Andeutungen bewenden; es zeigt sich schon daraus, daß der erste Dichter einer ganz andern Richtung folgen mußte, als der zweite und die späteren Bearbeiter, welche die geschichtliche Grundlage des Werkes nicht mehr verstanden. Auch in Nebensachen zeigt sich dieser Unterschied. Der erste Dichter ist den angelsächsischen und irischen Mönchen abhold und spottet über sie und ihre obscuren Heiligen an mancher Stelle. Diese Ausländer hatten viele Klöster in Lothringen und schickten fortwährend Missionare, was bei den Eingebornen Mißfallen erregen mochte. Im zwölften Jahrhundert waren aber diese Verhältnisse und Rücksichten verschwunden, und Dichter dieser und späterer Zeit hatten keinen Grund mehr, sich darüber zu beklagen oder nur zu äußern.

Das Werk besteht aus vier Büchern, welche Eintheilung die plattdeutsche Bearbeitung beibehielt. Das erste Buch hat drei, das dritte sechs und das vierte fünf Abschnitte oder Fabeln, welche in den Heldenliedern Aventüren heißen. In der Abtheilung der einzelnen Erzählungen sind die Handschriften ungenau, doch ohne Schaden für das Ganze. Es scheint, daß die Bearbeiter, sobald sie die Eintheilung in Bücher verließen, für ihre Zudichtungen freien Spielraum hatten. Denn die Zahl der Bücher ist für den Inhalt wesentlich, es sind vier Handlungen, die streng zusammenhängen und die ihre Ordnung nicht verändern dürfen, ohne die epische Entwicklung der Fabel aufzulösen. Eine kurze Darlegung des Inhalts wird dieß am besten beweisen.

In der ersten Fabel überrascht der Wolf den Fuchs auf dem Wege und droht, ihn zu fressen. Reinhart rettet sich, indem er verspricht, einem Bauern, der vorbeigeht, sein geräuchertes Schwein abzujagen, wovon er nur den vierten Theil sich bedingt. Der Wolf aber frißt alles und läßt ihm nur den Stock, woran das Schwein geräuchert wurde. In der zweiten Fabel rächt sich der Fuchs, indem er den Wolf zum Fischfang einlädt. Während Isengrim auf dem Eise sizt und seinen Schwanz einfrieren läßt, stiehlt Reinhart in einem Bauernhofe öffentlich einen Hahn und flieht an den Weiher, wo er dem Isengrim zu schleuniger Flucht räth, der aber nicht fort kann. Die Bauern treffen den Wolf, prügeln ihn tüchtig durch und hauen ihm den Schweif ab, wodurch er

frei wird und entflieht. Er schwört, Rache am Fuchs zu nehmen, der ihn aber in der dritten Fabel noch übler mitnimmt. Er räth ihm nämlich, den Feldmesser zu spielen und eine Weide zwischen vier Widdern (Joseph, Berlin, Colvarian und Bernhart) zu theilen, die beständig im Streite lagen. Isengrim stellt sich in die Mitte, die Widder rennen von vier Enden zugleich auf ihn zu, stoßen ihn nieder, Reinhart zerfleischt ihn, und er bleibt halbtodt liegen. Hiermit schließt das erste Buch. Im zweiten beruft der kranke König seine Großen an den Hof; Reinhart erscheint nicht, der Wolf ergreift diesen Anlaß, ihn zu verklagen, und räth dem Löwen, als Arznei heute den Widder und morgen den Bock zu fressen. Das entrüstet die Großen, Reinhart wird geholt, der dem Löwen einen Wolfspelz verordnet, um darin zu schwitzen. Das wird angenommen und dem Isengrim nach vielem Weigern die Haut abgezogen, worin der König schwitzt und genest. Nun erkundigt er sich um die Mißverhältnisse zwischen Reinhart und Isengrim. Der Bär hatte darüber ein Gedicht gemacht, welches der Eber vorlas. Die in diesem Gedichte enthaltenen Erzählungen füllen das dritte Buch.

Die erste Fabel enthält Isengrims Wallfahrt. Die Ziege Bertiliana machte in Begleitung Reinharts und seiner Freunde eine Wallfahrt. Der Wolf gesellte sich in gleicher Absicht Abends zu ihnen in der Herberge; Reinhart lenkte die Sache so, daß Isengrim zuerst abgeprügelt wurde und aus Schrecken entfloh. Aus Rache kam er gegen Tag mit einer Heerde seiner Verwandten vor die Hütte, sie wurden aber mit derselben Kriegslist in die Flucht geschlagen. Zweite Fabel. Der Hahn Sprotin und der Gänserich Gerbert fürchteten jezt mehr wie sonst den listigen Reinhart und entfernten sich heimlich aus der Gesellschaft. Der Fuchs ging ihnen nach und traf den Hahn in einer Scheuer. Er wußte der Eitelkeit Sprotins zu schmeicheln, ergriff ihn und entfloh. Auf dem Wege kamen Bauern, welche den Fuchs einen Dieb schalten, wovon Sprotin Anlaß nahm, dem Reinhart seinen Adel zu Gemüth zu führen, der von den Bauern so geschmäht werde. Reinhart legte aus Stolz den Hahn ab, um den Pöbel zur Rede zu stellen, aber Sprotin flog auf hohes Gesträuch und lachte den Fuchs aus. Dieser konnte ihn nachher durch keine List wieder gewinnen, sondern mußte vor den Hunden entfliehen und irrte drei Tage ohne Nahrung umher. Dritte Fabel. Reinhart kam zu einem Koche, dessen Schafe er manchmal vor dem Wolfe gerettet. Aus Dankbarkeit warf er dem Hungrigen eine Stange mit Würsten zu, der sich daran erquickte und einige mitnahm. Er bat den Koch, ihm eine Tonsur zu scheeren. Im Walde begegnete Reinhart dem Isengrim und warf ihm zur Besänftigung die Würste zu. Sie schmeckten dem Wolfe vortrefflich, und auf die Frage, wo sie herkämen, zeigte ihm Reinhart seine Tonsur und sagte, das sey Klosterspeise. Isengrim wollte nun auch Mönch werden, worauf ihn Reinhart zu S. Pater nach Gent brachte. Vierte Fabel. Während Isengrim schlechte Fortschritte im Mönchthum machte, ging Reinhart in dessen Höhle und beschimpfte die jungen Wölfe. Die Mutter, die es rächen wollte, verfolgte den Reinhart, der sie in eine Burg mit engem Eingang lockte, worin sie stecken blieb und er ihr Gewalt anthat. Fünfte Fabel. Da Isengrim gar nichts im Kloster lernen wollte, so ließ der Abt den durstigen Bruder zulezt in den Keller. Er probirte aber den Wein so stark, daß er aus allen Fässern lief und der Wolf im Keller schwamm. Das ärgerte die Mönche am meisten; sie kamen mit allerlei Werkzeug, um dem Wolf die Priesterweihe zu geben. Er wurde furchtbar zerschlagen, entrann aber und fand seine Frau in der engen Höhle, zog sie heraus und beide schwuren schreckliche Rache. Dennoch wurden alle diese Unbilden durch das geräucherte Schwein (lib. I. fab. 1.) versöhnt. — Da Reinhart böse wurde, so unterdrückte der Bär die Vorlesung, der ganze Hof klatschte Beifall und der König ließ ein fröhliches Mahl bereiten. Sechste Fabel. Isengrim, der nach Verlust seiner Haut den Hof verlassen, kam auf der Haide zu dem Wallachen Corvigarus (eunuchus fortis et ingens). Das Pferd war durch die List eines Rohrdommels (ibis) aus dem Sumpfe gekommen und freute sich seiner Rettung auf dem Trockenen. Isengrim dachte es mit List zu bekommen, erhielt aber einen so starken Hufschlag, daß er besinnungslos liegen blieb und sich mit Mühe nachher in seine Höhle verkroch, die er nicht wieder verließ, bis er eine neue Haut hatte. Bis hieher das dritte Buch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Eilfte Scene.

Verfallene Hütte am Ufer der Beresina.

Spion, später ein Weib. Soldaten.

Spion (mit von Eis starrendem langen Barte). Eine Ruine! Nun, doch ein Obdach für Napoleon. Gräßlich! Gräßlich! Dort glimmt Feuer; kaum haben die Kosacken es verlassen; aber womit es wieder anzünden? (Einen Laden herabreißend.) Trefflich! Mein Mantel soll dich ersetzen.

(Er zündet das Feuer wieder an und hängt seinen Mantel vor die Fensteröffnung.)

Ein junger Soldat (sich bis zum Eingange schleppend). Feuer! Barmherzigkeit! Hülfe!

Spion (sein Gewehr ergreifend.) Fort! hier wohnt der Kaiser.

Soldat. Um Gotteswillen! Ich bin ein Weib!

Spion. Ein Weib? Komm' her und wärme dich.

Weib. Keine Labung?

Spion. Ein Paar Tropfen Wein. (Er reicht dem Weibe eine Feldflasche.) Der Rest ist für den Kaiser. — Er ist gerettet, nicht?

Soldat. Ja, es war die höchste Zeit, die Brücke senkt sich.

Spion. Ich weiß; leider! (Zu Soldaten, die herein wollen.) Zurück, hier wohnt der Kaiser!

Soldaten. Weiter also.

Soldat. Meinst du, der Kaiser werde diese Hütte finden?

Spion (einen flammenden Brand hoch über dem Eingange schwingend). Der Kaiser! Der Kaiser!

Soldaten (in der Ferne). Der Kaiser!

Andere Soldaten (zum Spion). Feuer, Kamerad, gieb uns Feuer!

Spion. Nehmt!

(Soldaten nehmen Feuer und entfernen sich.)

Andere Soldaten. Kamerad, hast du Holz? Wo gibt's Holz?

Napoleon (im Eingange der Hütte.) Nehmt den Rest des Strohdachs, Kinder; macht euch Feuer; wärmt euch, Kinder.

Soldaten. Und Sie, Majestät?

Napoleon (seinen Handschuh abziehend und den Soldaten seine Hand reichend). Mir ist warm; fühlt her, Kinder!

Ein Soldat. Nein, Sire, lieber erfrieren!

Napoleon. Kinder!

Spion. Zurück!

Napoleon. Laß die Adlerwache herein; sie müssen ihre Hände wärmen, die Fahne festzuhalten.

(Die Adlerwache mit der Fahne tritt ein.)

Lothringer (zum Spion). Kamerad, wenn's beliebt, ein kleines Plätzchen beim Feuer. Sacré coquin, wie steif sind meine Hände! Sag' mir, Kamerad, ohne Vorwitz, was hast du erfroren?

Spion. Nichts.

Lothringer. Kannst von Glück sagen. Sey so gut und sage mir, ob ich meine Nase noch habe? Seit Smolensk fühle ich sie gar nicht mehr. Und einen Hunger, einen Hunger! Nun, den Schmachtriemen fester geschnallt, dann geht's.

Napoleon. Kanonen! Kanonen! Kutusoffs und Wittgensteins Avantgarde hat meine Arrieregarde erreicht! — Ney, der Brave der Braven, ist ja dort! — Karl XII.! Karl XII.! — Der Kanonendonner hat seine Richtung geändert. (Zu einem eintretenden Adjutanten) Was gibt's?

Adjutant. Tschitschakoff greift uns mit 30,000 Mann in der Flanke an.

Napoleon. Und die Armee, die Armee — passirt sie die Beresina?

Adjutant. Ein Drittel etwa ist herüber; aber die Brücke senkt sich.

Napoleon. Ich weiß.

Adjutant. Und jeden Augenblick . . .

Napoleon. Still! Tschitschakoff also?

Adjutant. Sein Kanonendonner kommt näher.

Napoleon. Wie stark ist noch das heilige Bataillon?

Adjutant. Noch etwa fünfhundert.

Napoleon. Soll Tschitschakoff mit seinen 30,000 Mann aufhalten, damit die Armee zum Uebergange Zeit gewinne. — Die Brücke, die Brücke! — Ich habe es Eblé gesagt, sie sey nicht stark genug. Jeden Augenblick zittre ich, das Jammergeschrei versinkender Tausende zu hören; großer Gott! — Hat Jemand Wein!

Spion. Hier ein kleiner Rest, Sire.

Napoleon. Dank! (Er will die Feldflasche eben ansetzen, erblickt einen verscheidenden Grenadier, der die Hand darnach ausstreckt, und reicht ihm die Flasche) Trink', mein Sohn!

(Jammergeschrei, Hurrah! der Kosacken.)

Allmächtiger Gott, die Brücke!

Stimmen. Der Feind! Kosacken!

Napoleon. Auf, Kinder, Marsch! Die halbe Armee ist verschlungen; retten wir den Rest.

Weib (zum Spion). Um Gotteswillen, laßt mich nicht hier; ich kann nicht weiter!

Spion (wickelt sie in seinen Mantel und trägt sie auf den Armen fort). Komm, noch habe ich ein wenig Kraft!

(Alle ab.)

(Verwandlung.)

Die Beresina.

Zwölfte Scene.

Napoleon, auf einen Stock gestützt, mit einigen Soldaten.

(Die Musikbande des ersten Armeekorps ruft, ihn erblickend:)

Der Kaiser! Der Kaiser!

(Sie spielen: Ou peut-on être mieux?)

Napoleon. Spielt lieber, Kinder: Veillons au salut de l'empire!

(Wie die Musik sich allmählig entfernt, werden die Soldaten immer seltener; sie stürzen nieder; dichtes Schneegestöber bedeckt sie.)

(Schluß der dritten Abtheilung.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

(Verspätet.)

Der neue Polizeipräsident im Voigtlande. Mangel an Oeffentlichkeit. Censur.

Man spricht wenig von unserm neuen Polizeipräsidenten, und das will man für ein gutes Zeichen nehmen. Eine gute

Polizei in der Zeit, die über uns hereinbricht, kann viel abwenden; nicht die Pest selbst, wie man der Meinung bisher gewesen, doch von den Folgen. Es hatten sich auch hier schon Spuren von Unzufriedenheit gezeigt, in der Art, wie die von Petersburg, Pesth, Königsberg. Hausbesitzer und Bürger in dem sogenannten Voigtlande, dem dürftigsten Theile unserer Stadt, hatten in nicht ehrerbietigen Ausdrücken eine Protestation dagegen unterschrieben, daß ein in ihrem Viertel gelegenes Haus zum Choleralazareth eingerichtet werde. Es waren sogar Drohungen hinzugefügt gewesen. Statt, wie ein guter preußischer Normalbeamte zu thun verpflichtet ist, sofort davon Anzeige zu machen und die injuriösen Protestanten zur fiskalischen Untersuchung ziehen zu lassen, begab sich Herr v. Arnim privatim in die Versammlung der Unzufriedenen. Durch eine kräftig einfache Darstellung der Sache überzeugte er die Bürger, daß die von ihm ergriffene Maaßregel nothwendig, und statt zu ihrem Nachtheil auszuschlagen, nur zu ihrem Vortheil sey. Er machte die Sache mit ihnen wie ein guter Bekannter mit guten Bekannten ab, bewog sie zur Zurücknahme der Schrift, ja zur Unterstützung seiner Maaßregeln, und am Schluß der Unterhaltung erklärte er ihnen, freundschaftlich warnend, welche Unannehmlichkeiten der Schritt für jeden Einzelnen hätte haben können, wenn er der Strenge der Gesetze gemäß ihre Eingabe den Gerichten überreicht hätte. Zur Bekräftigung, daß ihm das nicht in den Sinn komme und er die Sache für abgemacht halte, zerriß er in ihrer Gegenwart das Papier. Sein offenes Benehmen hatte eine solche Theilnahme bei den Bürgern erregt, daß sie ihn mit einem Vivat zum Wagen geleiteten. Dies friedensrichterliche Benehmen des Präsidenten war durchaus unnormal für einen preußischen Beamten; es kann auch nicht von jedem erwartet werden, da es nicht jedem gegeben ist, so zu handeln. Der Vorfall beweist indessen, wie auch bei uns ein populäres Benehmen der Behörden, statt die Autorität zu schwächen, sie stärken möchte. Unsere Administration ist fast in allen Zweigen vortrefflich, aber der gemeine Mann, der keine Gelegenheit gehabt, durch Reisen sie mit denen anderer Länder zu vergleichen, der nur die strengen Herrn schweigsam an den grünen Tischen sitzen sieht, in keiner andern Kommunikation mit ihnen steht, als durch herbe Normaledikte, oft grobe Unterbeamte, unerbittliche Exekutoren u. s. w. — der gemeine Mann sieht nur Behörden, die da sind, ihn zu quälen. Herr von Arnim hat als Landrath mit Bauern und Bürgern von Mund zu Munde umgehen gelernt; aber wo lernt sonst ein preußischer Beamter die Popularität? Weder auf der Universität, noch in den Bureaus. Es ist darin jetzt schon Vieles besser, als vor Jahren, namentlich seit Nagler, der Reformator des Postwesens, ex officio seinen Beamten befohlen, höflich zu seyn; aber in andern Fächern ist noch viel zu thun, und mit der Höflichkeit ist es noch nicht abgethan. Die Sprache gegenseitigen Verständnisses zwischen Bildung und Unbildung lernt sich nicht so leicht. Hier fehlt es uns, weil unsere Institutionen jeder Oeffentlichkeit entbehren. Bis dahin ging es, weil Vertrauen und Glaube da war; jetzt will man sehen und überzeugt werden, und wenn die wenigen, die des allgemeinen Vertrauens genießen, todt sind, wird sich das Bedürfniß immer dringender darstellen. Es leben in unserm Staate vielleicht nicht zehn, welche bei einem etwaigen Volksauflaufe einige beruhigende Worte improvisiren könnten. Man hielt dies für ganz überflüssig, und die freien Reden, wo sie einmal durchaus nöthig waren, kamen kläglich genug heraus, z. B. manche Militäranrede aus neuester Zeit, die durch die schlechte Logik etwas ganz conträres wirkte, als sie sollte. Auch erinnert man sich noch der Anfeuerung eines grundtapfern und in seinem Fache auch geschickten Generals, der vor dem Sturme zu den Freiwilligen sagte: „Meine Herren, Sie müssen hier nicht allein unverzagt seyn, sondern auch sind!“

Noch sehen unsere Behörden dies Bedürfniß nicht ein. Im Gegentheil geschieht gerade jetzt mit einer bornirten Aengstlichkeit alles, was nur geschehen kann, die öffentliche Meinung zu unterdrücken und ihr eine Richtung zu geben, von der die Herren selbst nicht wissen, ob sie zu ihrem Heile ausschlägt. Väterliche Gesinnungen hat man gewiß dabei; daß aber dies Bevormunden ganz außer der Zeit sey, daß die gut erzogenen Kinder längst an Intelligenz herangewachsen sind, kann man sich nun einmal nicht überwinden anzunehmen. Man will sie noch immer in allem am Gängelband zu ihrem Heile leiten. Das Verbot der fremden Zeitschriften und auswärts gedruckten Bücher steigt mit jedem Tage bis zum Unglaublichen. Wir werden bald einen index librorum prohibitorum haben, wie nur in Rom und Wien. Unsere Censorischen Catonen erwägen nicht, daß man hier durch Vorstudien weit genug vorgerückt ist, um über die Heineschen und andern „Völkerfrühlingsbücher“ von Herzen zu lachen, statt uns von ihnen, wie unsere Perrückenweisheit meint, zu revolutionären Gedanken verleiten zu lassen. Die einstimmige Meinung in Altpreußen ist: wir wollen nichts von diesem ungewissen Frühlinge, weil wir schon im Sommer waren, wir wollen uns aber nicht zum Winter zurückführen lassen, der längst hinter uns liegt. Augenscheinlich läßt sich oft nachweisen, welchen Nachtheil der Mangel an Oeffentlichkeit, diese geschärfte Censur selbst denen bringt, die davon Vortheil ziehen wollen. Die Bittschrift der Königsberger an Seine Majestät, wie sie in der Allgemeinen Zeitung steht, wird hier verschlungen; natürlich dürfen die hiesigen Blätter nichts davon aufnehmen, da die Bittschrift gegen die Behörde gerichtet ist; aber so erfährt man, da es nicht verborgen bleibt, nur das unserer Verwaltung Nachtheilige. Was darauf erfolgt ist, was den Gerechtigkeitssinn unsers Monarchen ins schönste Licht stellt, kann nun nicht gesagt werden, da die Prämisse fehlt. Die Beschwerden sind nämlich als begründet angenommen worden und es ist alles geschehen, was die Königsberger als dienlich angegeben, ihren Beschwerden abzuhelfen. So verbirgt der Mangel an Oeffentlichkeit in hundert Fällen nicht die Schwächen unserer Regierung, sondern ihre wohlthätigen Gesinnungen. Es fehlt durchaus an Organen, die überwiegend gute Seite der Verwaltung ins Licht zu stellen; es ist zwar ein Organ da, die Staatszeitung, aber der Ununterrichtete glaubt ihr nicht, oder nur halb, weil es ihr und jeder andern inländischen Zeitung untersagt ist, die Schattenseiten vorher zu geben. Die Art, wie man auswärtige Vorfälle verschweigt, trägt auch nicht dazu bei, den Glauben zu stärken. Es hat Jemand vor, die Geschichte unserer Censur zu schreiben; es wird ein spaßhaftes Buch werden. Das Spaßhafteste, wenigstens das Neueste darin könnte seyn, daß man nach dem Tode des vielgenannten Censors Grano der Familie desselben das Censoramt, als Beneficium im Feudalsinne, als Lehn, als Fideicommiß übertragen hat; entweder aus Misericordia oder wegen der paterna virtus, vermuthlich aber nur einstweilen; denn das will man doch nicht, die Aemter erblich machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 225.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. September 1831.

Wer ist hier außer schlechtem Wetter? —
Ein Mann, unruhevoll wie dieses Wetter.

Shakespeare.

Heidebilder.

Von N. Lenau *).

Die Heideschenke.

Ich zog durch's weite Ungerland;
Mein Herz fand seine Freude,
Als Dorf und Busch und Baum verschwand
Auf einer stillen Heide.

Die Heide war so still, so leer,
Am Abendhimmel zogen
Die Wolken hin, gewitterschwer,
Und leise Blitze flogen.

Da hört' ich in der Ferne was,
In dunkler, meilenweiter;
Ich legte 's Ohr an's knappe Gras:
Mir war, als kämen Reiter.

Und als sie kamen näherwärts,
Begann der Grund zu zittern,
Stets bänger, wie ein zages Herz
Bei nahenden Gewittern.

Hertobte nun ein Pferdehauf,
Von Hirten angetrieben
Zu rastlos wildem Sturmeslauf,
Mit lauten Geißelhieben.

Der Rappe peitscht den Grund geschwind
Zurück mit starken Hufen,
Wirft aus dem Wege sich den Wind,
Hört nicht sein scheltend Rufen.

Gezwungen ist in strenge Haft
Des Wildfangs tolles Jagen,
Denn klammernd herrscht des Reiters Kraft
Um seinen Bauch geschlagen.

Sie flogen hin, woher mit Macht
Das Wetter kam gedrungen,
Verschwanden, ob die Wolkennacht
Mit einmal sie verschlungen.

Die Wolken schienen Rosse mir,
Die eilend sich vermengten,
Des Himmels hallendes Revier
Im Donnerlauf durchsprengten;

Der Sturm, ein wackrer Roßeknecht,
Sein munt'res Liedel singend,
Daß sich die Heerde tummle recht,
Des Blitzes Geißel schwingend.

Schon rannten sich die Rosse heiß,
Matt ward der Hufe Klopfen,
Und auf die Heide sank ihr Schweiß
In schweren Regentropfen.

*) Von diesem Dichter erscheint nächstens ein Bändchen gesammelter Poesien in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. D. Red.

Die Dämmerung brach nun herein;
Da winkt' von fernen Hügeln
Mir zu schneeweißer Wände Schein,
Die Schritte zu beflügeln.

Es schwieg der Sturm, das Wetter schwand,
Froh, daß es fortgezogen,
Sprang über's ganze Heideland
Der junge Regenbogen.

Die Hügel nahten allgemach,
Die Sonne wies im Sinken
Mir noch von Rohr das braune Dach,
Ließ hell die Fenster blinken.

Am Giebel tanzte wie berauscht
Des Weines grüner Zeiger,
Und als ich freudig hingelauscht,
Hört' ich Gesang und Geiger.

Bald kehrt' ich ein und setzte mich
Allein mit meinem Kruge;
An mir vorüber drehte sich
Der Tanz in raschem Fluge.

Die Dirnen waren frisch und jung,
Und hatten schlanke Leiber,
Gar flink im Drehen, leicht im Sprung;
Die Bursche — waren Räuber.

Die Hände klatschten und im Takt
Hell klirrt' des Spornes Eisen,
Das Lied frohlocket und es klagt
Schwermüthig kühne Weisen.

Ein Räuber singt: „Wir sind so frei,
„So selig, meine Brüder!"
Am Jubeln seines Mund's vorbei
Schleicht eine Thräne nieder.

Der Hauptmann sitzt, auf seinen Arm
Das braune Antlitz senkend,
Er scheint entrückt dem lauten Schwarm,
Wie an sein Schicksal denkend.

Das Feuer seiner Augen bricht
Hindurch die finstern Brauen,
Wie Nachts im Wald der Flamme Licht
Durch Büsche ist zu schauen.

Wächst aber Sang und Sporngeklirr
Nun kühner den Genossen,
Seh' ich das leere Weingeschirr
Ihn kräftig niederstoßen.

Ein Mägdlein sitzt an seiner Seit',
Scheint ihn als Kind zu ehren,
Und gerne hier der Fröhlichkeit
Des Tanzes zu entbehren.

Auf ihren Reizen ruht sein Blick
Mit innigem Behagen,
Zugleich auf seines Kind's Geschick
Mit heimlichem Beklagen. —

Stets wilder in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude süßes Rasen steigt
Laut auf zum höchsten Brande,

Und selbst des Hauptmanns Angesicht
Hat Freude überkommen:
Da dacht' ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen. —

Die Heide war so still, so leer,
Am Himmel nur war Leben,
Ich sah der Sterne strahlend Heer,
Des Mondes Bölle schweben.

Der Hauptmann auch entschlich dem Haus:
Mit wachsamer Geberde
Rings horcht' er in die Nacht hinaus,
Dann horcht' er in die Erde.

Ob er nicht höre schon den Tritt
Ereilender Gefahren,
Ob leise nicht der Grund verrieth'
Ansprengende Husaren:

Er hörte nichts; — da blieb er steh'n,
Um in die hellen Sterne,
Um in den hellen Mond zu seh'n,
Als möcht' er sagen gerne:

„O Mond im weißen Unschuldskleid!
Ihr Sterne dort, unzählig!
In eurer stillen Sicherheit,
Wie wandert ihr so selig!"

Er lauschte wieder: und er sprang
Und rief hinein zum Hause,
Und seiner Stimme Macht verschlang
Urplötzlich das Gebrause.

Und eh' das Herz mir dreimal schlug,
So saßen sie zu Pferde,
Und auf und davon im schnellen Flug,
Daß rings erbebte die Erde.

Doch die Zigeuner blieben hier,
Die feurigen Gesellen,
Und spielten alte Lieder mir
Rakoczy's, des Rebellen.

Ueber das Originalgedicht vom Reinhart Fuchs.

(Fortsetzung.)

Als Reinhart sah, daß Isengrim wider alles Vermuthen noch lebte, so kam er in große Gefahr, denn an Verzeihung oder Versöhnung war nicht mehr zu denken. Der Wolf mußte untergehen, wenn Reinhart durchkommen sollte. Das vierte Buch beschreibt Reinharts Fallstricke, wodurch Isengrim zu Grunde ging. Erste Fabel. Der Fuchs hatte mit einigen Großen auf dem Hoftage abgeredet, den Wolf durch neue Schlingen zu verderben. Er rieth daher dem Isengrim, den Widder Joseph Nachts in seiner Hütte anzugreifen. Isengrim that es und ging Josephs Vorschlag ein, der dem Wolfe ganz und lebendig in den Rachen springen wollte. Bei diesem Experimente ward aber Isengrim jämmerlich zugerichtet. Zweite Fabel. Reinhart sagte zum König, Isengrim habe schon längst gewünscht, ihn einmal zu bewirthen. Da den König hungerte, so gingen sie sogleich vor Isengrims Thüre. Diesen traf es wie ein Donnerschlag, daß der König sein Gast werden wollte, aber Reinhart zog ihn aus der Verlegenheit, indem er eine Kuh in der Nähe zeigte, die Isengrim erlegen und welche dann vertheilt werden sollte. Der Wolf drängte sich als Vertheiler vor, machte drei gleiche Haufen, einen für jeden. Darob ergrimmte der König so sehr, daß er mit einem Griffe dem Isengrim die Haut vom Rücken streifte. Reinhart machte auch drei Haufen, einen für den König, den andern für die Königin, den dritten für die Jungen, für sich selbst legte er nur einen Fuß zurück. Der König billigte vollkommen diese Theilung. Dritte Fabel. Der Fuchs bewies nun dem Isengrim, daß mit den Königen nichts anzufangen sey, und rieth ihm, ihr Leben mit ihres Gleichen durchzuschlagen. So sey z. B. der Esel Carcophas schon dem Vater Isengrims die Haut schuldig gewesen. Isengrim wußte auch davon, aber Carcophas läugnete die Schuld, und der Wolf erbot sich zum Eide. Allein der Reliquienkasten war eine Wolfsfalle, und als Isengrim den Fuß darauf sezte, um zu schwören, fuhr die Falle zu und der Fuß blieb stecken, so daß er ihn abbeißen mußte, um davon zu kommen. Vierte Fabel. So verstümmelt schlich Isengrim zur Aebtissin Salaura, die ihm jedoch selbst in diesem Zustande nicht traute, um den angebotenen Friedenskuß anzunehmen. Sie rief mit gellender Stimme ihre Schwestern und ihre ganze Verwandtschaft — eine Heerde Schweine — zusammen, von welchen der erschrockene Wolf zerrissen und aufgefressen wurde, so daß nichts von ihm übrig blieb. Die fünfte Fabel ist reine Zudichtung des zweiten Verfassers und enthält nichts als die Klage der Salaura über des Wolfs Ende und die Ruchlosigkeit der Welt, worüber sie vom Reinhart Verweise und Belehrungen empfängt.

Ein Blick auf den Inhalt des Werkes genügt, um es von den andern Gedichten zu unterscheiden. In der Behandlungsart ist der Unterschied noch viel größer; in unserm kurzen Auszuge war es aber nicht möglich, davon auch nur die geringste Probe zu geben. Die Ironie waltet so sehr, daß in den Gesprächen beinahe kein Vers im Ernste genommen ist, wodurch die komischen Beziehungen unendlich vervielfältigt und darum manchmal schwer zu verstehen sind. Diese Häufung der komischen Elemente ist mir ein Beweis, daß der Grund des Werkes ganz auf geschichtlicher Wahrheit beruht; denn es kommt mir fast unmöglich vor, ein so beziehungsreiches Witzspiel ganz aus der Einbildung herzunehmen, weil ich überzeugt bin, daß bei solchem Ursprung die Anlage und Ausführung der einzelnen Theile bei weitem nicht so treffend wären, was ja die französischen und deutschen Zudichtungen hinlänglich beweisen. Da beide Dichter ihrem Witze freien Lauf lassen und sich weder vor Staat, Kirche, noch Religion scheuen (denn die Satire wird zuweilen gottlos), so muß natürlich Alles dem komischen Zuge folgen, weshalb ich glaube, daß man das Werk nach den gewöhnlichen Rücksichten der Aesthetik nicht beurtheilen dürfe. Gelingt es, die Arbeit der zwei Dichter schärfer zu sondern, als ich im Kommentar gethan habe, so läßt sich eher ein Urtheil begründen, weil dann das Eigenthümliche eines jeden hervortritt. Man treibt aber gern diese kritischen Forschungen zu weit, wenn man zu konsequent seyn will. Ich habe mich bei manchen Stellen zurückgehalten, bei andern dagegen war ich vielleicht zu streng. In große Verlegenheit mag auch der Beurtheiler kommen, der den Maßstab seiner heutigen Welt auf das Werk anwendet, das bald tausend Jahre hinter unserer Zeit liegt.

Um das Gesagte einigermaßen zu belegen, will ich ein eigenthümliches und merkwürdiges Beispiel aus dem Texte des alten Dichters ausheben: Isengrims Tod durch die Schweine. Schon lange voraus (I, 1609) wird auf die Schande eines solchen Endes hingewiesen:

> debita sed magnae servantur fata Salaurae,
> egregiamque manent tanta trophaea suem.

Die Beschreibung rechtfertigt allerdings die Voraussage, denn Salaura, die grausame Urenkelin des Reingrim, war 60 Jahre alt, gefräßig, schlau schon durch eigene Erfahrung und boshafter, als neun Aebte und Bischöfe zusammen. Sie nennt sich die Großmeisterin der Schweins-

religion der Aebtissinnen,[1]) eine Aebtissin, die 300 Nonnen vorstehe, deren keine schreien könne, wie sie. Man sieht aus diesen Zügen die Stärke der Satire; sie nimmt nicht ab im Gespräche der Salaura mit dem Wolfe und steigt, wo der Dichter das Bild ausmalt und die Schweine herbeikommen läßt. Es sind sämmtlich Nonnen und ihre Kinder, ein zahlreiches Geschlecht, deren einige, wie das Ferkel Cono und der Eber Baltero, würdige Proben ihres Schweinverstandes ablegen. Es zeigt sich im Verfolge, daß unreinliche Haushaltung und vielleicht unmoralisches Leben der Nonnen den Dichter zu solchen Vergleichungen bewogen. Mit einer trefflichen Onomatopoïe beschreibt er, wie die Schweine heranstürmen, und versezt dem frommen Glauben seiner Zeit einen furchtbaren Streich, indem er beifügt, „so werden einst Gog und Magog mit Geschrei und Sturm auf die zitternde Welt hereinstürzen.“[2]) Es ist arg, wenn man im Jahr 900 den biblischen Glauben an den Weltuntergang so verspottet. Es ist aber nicht Bosheit des Dichters, sondern überströmender Witz, der in der Wahl seiner Bilder keck und rasch zugreift, daher auch die ganze Marterscene des Wolfes fortlaufend mit der Messe verglichen wird.

(Der Beschluß folgt.)

[1]) summa magistra suillae
abbatissarum relligionis ego. lib. IV, 590.

[2]) non aliter trepidum clamore ac turbine mundum
proculcare ruent Gog comitante Magog. lib. IV, 690.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende August.

(Beschluß.)

Das Normalprinzip der Cholera. Gneisenau. Cholerawitz.

Auch in den Choleraangelegenheiten spukt auf neckische Weise unser Censurprinzip. Die berufenen Aerzte hatten nun einmal angenommen, daß die Cholera ansteckend sey; also ist die Annahme normal. Man muß als guter, wenigstens als „angestellter“ Preuße glauben, daß sie ansteckt. Daher die Verordnung an alle Zeitungsredakteurs, nichts über die Krankheit zu drucken, was nicht conform mit der Staatszeitung ist. Nun aber zeigten sich neuerdings wieder bedeutende Zweifel gegen die Annahme, und es dauerte lange, ehe es einer medizinischen Stimme erlaubt war, sich durch den Druck Luft zu machen. Ein Brief aus Dünaburg von Gräfe, voll trefflicher Bemerkungen und praktischer Anweisungen für alle, welche die Cholera zu fürchten haben, mußte vierzehn Tage liegen, ehe er das imprimatur für die Vossische Zeitung erhielt, wo er jezt abgedruckt und der Trost vieler tausend furchtsamer Seelen geworden ist. — Was die Choleraanstalten betrifft, so hat es sich neuerdings gezeigt, daß man nicht so zufrieden seyn kann, als man nach dem unendlichen Gerede darüber erwartet. Vertrauend jenem Normalsatze, hat man Millionen über Millionen verwendet, die Cholera abzuhalten, und fast nichts gethan, um sie zu empfangen. Man wollte den Fall nicht gern als möglich setzen, weil er der Autorität des Normalprinzips schaden könnte, daß sie ansteckt, also abgehalten werden kann, also von einer guten Verwaltung abgehalten werden muß, wird. — Nun hat sie sehr plözlich unser leztes Bollwerk, vermuthlich auch das lezte europäische, den Oderkordon, übersprungen, sie kann in Berlin seyn, ehe wir es wissen, und nun wird Allarm geschlagen. Die Kommission mit dem hochklingenden Titel: „zur Abwendung der Cholera,“ wird ihn nur zu bald demüthig einziehen müssen und sich nach einem andern umsehen, der, wenn sie ihn früher angenommen, auch wohlthätiger gewirkt hätte. Indessen rüstet man eifrig; statt des einen Lazareths mit 50 Betten für die 250,000 Einwohner, werden jezt, in jedem Revier deren bereitet, Wärter, Leichenträger werden eingeschworen, Pfeffermünze, Kampher, rother Wein und Senft steigen im Preise, wie alle Lebensmittel; denn man proviantirt sich für die Theurung; Dampfbäderbettstellen, Badewannen werden angefertigt. Universalmittel werden ausgeboten und die Cholerawalzer sind verboten. — Derer, die plözlich eine unwiderstehliche Reiselust nach dem Süden bekommen, sind Viele. Die Andern trösten sich in diesem Augenblick mit der süßen Hoffnung, die Cholera werde in unserm Sandboden einen so milden Charakter annehmen, daß man sich nicht vor ihr zu fürchten brauche. Und doch sind die Intelligenzblätter und Zeitungen jezt schon voll von Todesanzeigen bekannter Männer, welche die Pest hingerafft. — Feldmarschall Gneisenaus Tod in Posen hat, wie auf jeden Preußen, auf die Furchtsamen den tiefsten Eindruck gemacht. Was er für Preußen in den Befreiungskriegen gewesen, zu wiederholen, wäre unnüz. Er war aber neben dem genialen Feldherrn auch einer der liebenswürdigsten, unterrichtetsten Männer, troz seines hohen Alters ein eifriger Freund von Kunst, Wissenschaft und Poesie. „Wenn ein solcher Mann sich nicht schützen kann, was schüzt dann?“ ruft die Menge. Indessen soll auch er durch Unvorsichtigkeit und Diätfehler dem Uebel wenigstens geholfen haben. Man fand den 71jährigen Greis am Morgen entkleidet auf den Boden gefallen. Doch lebte er noch mit Geisteskräften. Als man ihm auf seine Frage, was das für Medizin sey? geantwortet: „Kampher,“ entgegnete er ruhig lächelnd: „Schon gut, so kenne ich auch mein Uebel. Es ist die Feldmarschallskrankheit, von der genest man nicht.“ (Dibitsch, Stutterheim.)

Troz der Furcht fehlt es nicht an Cholerawitzen, die die Polizei nicht verbieten kann. Sie werden täglich fortgesezt. „Wer kommt eher in den Himmel, Alopeus (der verstorbene russische Gesandte hier) oder Dibitsch?“ — „Alopeus, denn Dibitsch muß erst 21 Tage Quarantäne halten.“ — Der intensive Witz ist nur für den, der die Berliner Ansicht über beide Gestorbene kennt. — Ein Eckensteher monologisirt: „Ik soll mir hüten vor zweerlei, daß ik nich die Cholera kriege, erstens Schnaps, zweitens Aerger. — Gut! — Aber denn krieg ich se doch. — Posito ik zwinge mir und trinke kenen Schnaps. Gut, dann ärgere ik mir aber und kriege se doch. Also will ik lieber Schnaps und die Cholera, und nicht Aerger und die Cholera.“

Ein sehr wohlthätiger höchster Beschluß wird eben bekannt. Im Augenblick, wo die Cholera kommt und die Fabriken geschlossen werden, läßt der König alle eingestellten Chausseebauten fortführen, den brodlosen Arbeitern Beschäftigung und Brod zu verschaffen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 75.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 226.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 21. September 1831.

Wann doch erschien zahlloser des Lasters Verschlimmerung? wann stand
Offener je der Seckel der Habsucht? wann so in Unmaaß
Herrschte das Spiel?

Juvenal.

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

Schon Leibnitz war der tiefe sittliche Verfall aller neuern Völker nicht entgangen, und in einem hinterlassenen Werke, das man als das Testament des großen Mannes betrachten kann, prophezeiht er Europa eine unvermeidliche Umwälzung. Leibnitz starb ein Jahr nach dem großen Ludwig, der durch seine Laster und durch seine Frömmigkeit jenen Verfall gleich stark befördert hatte. Aber erst unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans entwickelte sich vollends jener Zustand moralischer Auflösung, aus dem sich Frankreich in einer großen Revolution, unter Zuckungen emporgerissen, und durch Rückwirkung etwas sanfter auch uns emporgezogen hat, jene Sittenlosigkeit, deren Reste einen Theil des Gährungsstoffes bilden, der gegenwärtig die Welt in Aufruhr sezt. Lemontey entwirft in seiner noch nicht erschienenen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, aus der wir schon Einiges mitgetheilt haben, ein Gemälde des sittlichen Zustandes Frankreichs unter der Regentschaft, das in seiner Kürze sehr treffend ist. Diese Schilderung ist auch für uns entworfen, denn Deutschland hat ja durch freiwillige Nachahmung an den Phasen des sittlichen Zustandes in Frankreich weit mehr Antheil genommen, als sich bei dem natürlichen Verkehr zwischen beiden Völkern von selbst versteht.

* * *

Die Frömmigkeit war in Ludwig XIV. lezter Zeit am Hofe Mode geworden; diese Mode zog sich auch in die Regentschaft herüber und bildete mit der übrigen sittlichen Verfassung ein ganz sonderbares Amalgam. Auch der gräßliche Aberglauben, gegen welchen die Religion nicht immer ein Heilmittel ist, war unter der Regentschaft noch stark im Schwange. Indessen traten jezt im Gefolge der Magie und Wahrsagerei nicht mehr jene Hexereien und Giftmischereien auf, wegen welcher unter Ludwig XIV. ein peinliches Gericht hatte niedergesezt werden müssen. Sie waren hinfort nicht sowohl ein Laster, als eine Verirrung des menschlichen Geistes. Der Herzog von Orleans citirte mit seinem Freunde, dem Marquis von Mirepoix, mehrere Nächte hintereinander den Teufel in den Steinbrüchen von Vanvres und Vaugirard. Der Herzog von Richelieu kompromittirte sich während seines Aufenthalts in Wien durch eine ähnliche Tollheit. Der berühmte Graf von Boulainvilliers beschloß um diese Zeit seine Laufbahn als Prophet. Er hatte das alte Hofamt eines Astrologen faktisch bekleidet, und seine Prophezeihungen und seine Systeme über den Tiersetat fanden am Hofe gleich großen Beifall. Er hatte prophezeit, die Marschallin von Grammont und der Kardinal von Noailles werden in einem Aufstande umkommen, der Regent werde Kaiser werden und in der Gefangenschaft sterben; seinen eigenen und seines Sohnes Tod aber sagte er vollkommen richtig voraus. Das Volk konnte natürlich nicht vernünftiger seyn als die Großen. Nach Voltaires

Aussage war das Wahrsagen aus dem Glase außerordentlich verbreitet, und ganz unschuldige Kinder, an deren Haar noch nie eine Scheere gekommen war, besaßen die Eigenschaft, im Glase zu sehen. Jezt kam es auch auf, aus dem Kaffee wahrzusagen; diese Methode war aber gar zu wenig mystisch, daher die Zauberer von Profession sich bald nicht mehr damit abgaben. Diese Gaukeleien verschwanden vor dem Nordlicht, das im Jahr 1726 erschien. Dieses Meteor, das damals noch so wenig erklärt war als jezt, galt der Menge für ein Vorzeichen eines allgemeinen Untergangs. Ueber Stadt und Land verbreitete sich abergläubischer Schrecken, und die wahnsinnigen Auftritte, zu welchen die häufigen Prophezeiungen vom Ende der Welt in den finstersten Jahrhunderten Anlaß gegeben, wiederholten sich.

Unter der Regentschaft veranstaltete man auch zuweilen, wie früher, Lotterien, wobei der Einsatz sehr mäßig und die Anzahl der Nummern ungeheuer groß war. Jeder Spieler ließ auf seine Nummer eine selbstgewählte Devise setzen, und wenn die Ziehung vorbei war, machte man alle gewinnenden Nummern nebst den Mottos darauf bekannt, wie bei akademischen Konkursen. Man hätte denken sollen, in dieser Menge von Devisen, welche das Volk in einem Augenblicke moralischer Aufregung selbst angab, müßte sich, wenn auch in grobem Umrisse, etwas wie Nationalcharakter aussprechen. Diese Hoffnung machte mir Muth, diese ungeheuren Listen durchzugehen; ich muß aber gestehen, daß ich rein nichts darin gefunden habe, keinen Menschenverstand, keinen Witz, keinen Humor, ja nicht einmal Aberglauben. Mit Ausnahme einiger abgeschmackten Späße, meistens über den Polizeilieutenant, ist alles durchaus null.

Der Zwang, die Zurückhaltung, welche in der lezten Lebenszeit des Königs an der Tagesordnung gewesen waren, verschwanden bald, als er nicht mehr lebte. Es war, als ob die Petitsmaitres aus der Zeit der Fronde wieder erstanden wären. Ein Schriftsteller beschreibt im Jahr 1718 die jungen Modeherrn so: „ihr Rücken ist gewölbt, der Kopf steckt ihnen zwischen den Schultern, sie schlagen die Arme weit über der Brust zusammen und werfen links und rechts spöttische Blicke.“ Die Sitte, einen Degen zu tragen, wurde streng aufrecht erhalten, und nicht mit Unrecht konnte sich Frau v. Coulanges nicht genug wundern, als sie den alten Marschall Catinat in seinem Park zu St. Gratian ohne diese Waffe sich ergehen sah. Zehntausend Raufbolde, Bretteurs genannt, von den langen Degen, die sie trugen, besuchten die Fechtsäle der Hauptstadt. Troz dieses rennomistischen Ansehens, troz dem, daß der Regent im Ehrenpunkte sehr den Kitzlichen spielte, nahm die Sucht des Raufens zusehends ab, und daran war weit weniger die Strenge der Geseze Schuld, als die Verbreitung von Begriffen, welche den Standeshochmuth und die Rohheit und Schroffheit der individuellen Charaktere selbst allgemach untergruben. Als Ludwig XV. einmal äußerte, es habe seinen Urgroßvater viele Mühe gekostet, den Zweikampf abzuschaffen, soll der Marschall von Noailles geantwortet haben: Nicht soviel vielleicht, als es Ew. Majestät kosten würde, ihn wieder einzuführen.

Das Lieblingslaster zur Zeit der Regentschaft war das Spiel. Es war, als ob die schrecklichen Wechselfälle im Gefolge von Law's System dem Spielgeist in der Nation nur neue Nahrung gegeben hätten. Die Palläste dienten den Spielern als Freistätten gegen die Geseze. Die Pforten dieser Höhlen waren wie an Festtagen erleuchtet und gedruckte Einladungen wurden ganz offen in den Straßen vertheilt. Wie diese Pest auch in die Provinzen drang, verdient angeführt zu werden. Madame de Valois, des Regenten Tochter, reiste durch Frankreich, ihrem Bräutigam entgegen. Eine Menge Leute eilten ihr ins Nachtquartier voraus, und sie brachte jedesmal die Nacht im unsinnigsten Spiele zu. Die eine Hälfte des folgenden Tages wurde mit Schlafen zugebracht und in der andern ein Paar Meilen weiter gereist, wo sie dann sicher war, denselben schändlichen Zeitvertreib und neue Opfer zu finden. Um der Tochter des Regenten eine Ehre zu erweisen, fanden sich die angesehensten Personen der Provinz ein und gaben sich zu diesem gefährlichen Zeitvertreib her. Adeliche, Beamte, junge Leute verloren ungeheure Summen, und ein verderblicher Hang war bei Manchem die Folge dieses ersten Versuchs. Welch eine Rolle für eine Jungfrau aus königlichem Blute! Es brauchte wahrhaftig des vollen Maaßes französischen Leichtsinns, um zu solcher Schmach die Augen zuzudrücken. An jenes berüchtigte Schiff von Gold und Purpur, das eine buhlerische Königin in Mark Antons Arme führte, hing sich wahrlich nicht so viel Schande, als an den langsamen Reisezug, auf welchem eine achtzehnjährige, schon in der Blüthe verdorbene Prinzessin Gift in die Herzen goß, Familien in Jammer stürzte, und in Folge plözlichen Ruins Menschen zur Verzweiflung und zum Selbstmord brachte.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber das Originalgedicht vom Reinhart Fuchs.

(Beschluß.)

Man fand damals an Dingen der Art keinen Anstand; die Vergleichung ist hier eine satirische Parallele zu Isengrims Aufenthalt im Kloster, wo er so ungeschickt war, daß er den Gottesdienst nicht begreifen lernte. Das Versäumte will Salaura nachholen, damit er vor seinem Ende noch wo moglich seinem Mönchthum Ehre mache.

So wird auch mit dem Worte Friede Spott getrieben. Isengrim ist so frech, daß er die Salaura mit den Worten Christi begrüßt: „Friede sey mit Dir!“ und die Schweine nennen das Friede, daß sie den Wolf gliederweise zerreißen. Als der Wolf keine Gnade findet und sein Ende voraussieht, wird ihm eine kurze Zeit vergönnt, seinen lezten Willen zu eröffnen. Dieß ist eine Prophezeiung und Verwünschung des ganzen Geschlechts der Salaura in alle Ewigkeit, ein Stück, in welches der Charakter des Wolfes zusammengedrängt ist. Aberglauben, Gemeinheit und Wildheit wechseln mit bilderreicher Phantasie darin ab; Isengrim weiht das Geschlecht der Salaura der Rache des Teufels Agemunt, und der Dichter fügt als ein rechter Schalk bei, die Prophezeiung sey wahr geworden, und beschreibt darauf den Teufel mit furchtbaren Eigenschaften. Auch diese Drohung ist vergeblich, die Schweine stürzen zugleich auf den Wolf ein, zerreissen und fressen ihn schneller, als er sterben konnte [1]). „Jezt erst,“ sagen die Schweine, „ist der Friede vollkommen und dauerhaft.“ Sonoche fraß das Zwerchfell und Herz, und glaubte, sie habe die Friedensurkunde samt dem Siegel verschlungen. Cono hatte die Kehle verzehrt, und hielt sie für das Horn, womit der Friede verkündet wurde. „Und so starb,“ schließt der Dichter, „der unglückliche Isengrim; glaube mir, Leser, denn ich habe den Tod erzält, wie er bekannt ist. Du wirst mirs kaum glauben, wenn ich Dir sage, wie so ganz und gar Isengrim zu Grunde ging, und ich kann es kaum so ausdrücken, daß man mir glaube. Die Schweine ließen weniger von ihm übrig, als wenn man einen Floh in acht Theile zerlegt [2]).“

So bleibt der Dichter seiner Komik getreu bis zum lezten Worte, mischt Wahrheit und Dichtung harmlos durch einander, daß keines störend das andere verräth und über das Ganze ein heiterer Schein der Laune verbreitet ist. Es gehört überhaupt, und besonders in jener Zeit, ein hoher Grad von Bildung dazu, um diese Einkleidung des geschichtlichen Stoffes zu erfinden und standhaft durchzuführen. Das ist ihm selbst in der Sprache gelungen, die an Einfachheit und Gewandtheit in keinem Gedichte jener Zeit ihres Gleichen findet. Daher ist auch der gewöhnliche Wortverstand des Werkes nicht schwierig, nur die Beziehungen sind manchmal dunkel, weil die Zeit so fern von uns abliegt. Diese in den Anmerkungen so viel als möglich aufzuklären, habe ich für Pflicht gehalten, weil sonst nur wenige Leser den Geist und die Kraft des Gedichts begreifen würden. Einige Forschungen über die Volksansichten, die mit der Fabel zusammenhängen, sind auch beigegeben und dabei auf auswärtige Nationalliteratur Rücksicht genommen. Folgerungen, die sich aus diesem Werke für andere Zweige der alten Dichtung ergeben, habe ich weder in die Ausgabe gezogen, noch können sie hier eine Stelle finden. Der alte Reinhart Fuchs darf allein auftreten; er ist ja der Stammvater aller andern Gedichte, die man seit Jahrhunderten hochgeachtet hat.

[1]) discindunt miserum, citiusque vorata fuisse
frustula dicuntur, quam potuisse mori. lib. IV, 976.

[2]) parte minus minimâ porci superesse tulerunt,
quam fuerit partes sectus in octo pulex. lib. IV, 991.

Heidebilder.

Von N. Lenau.

An die Wolke.

Zieh' nicht so schnell vorüber
An dieser stillen Heide,
Zieh' nicht so scheu vorüber
An meinem tiefen Leide,
Du Wolke in der Höh',
Steh still bei meinem Weh!

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir durch ihren Trug
Die Ungetreue schlug.

Und kommst auf deinen Wegen
Du an vor ihrem Hause,
So stürze dich als Regen
Herunter mit Gebrause,
Daß sie bei dunkler Nacht
Aus ihrem Traum erwacht.

Schlag' an die Fensterscheibe,
Und schlag an ihre Thüre,
Und sey dem falschen Weibe
Ein Mahner an die Schwüre,
Die sie mir weinend sprach,
Und die sie lächelnd brach.

Und will sie das nicht hören,
So magst von deinem Sitze,
Du, Donner, dich empören;
Dann rüttelt, all' ihr Blitze,
Wenn ihr vorüberzieht,
An ihrem Augenlied!

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Juni.

Orientalisches Kostüm.

Wenn einerseits, um ein fremdes Land zu beschreiben, um die Sitten und Gebräuche der Bewohner zu schildern, ein längerer Aufenthalt daselbst erforderlich ist, so ist es andererseits nicht minder wahr. daß wenn man einmal mit allem, was einem beim ersten Anblicke so befremdend war. näher vertraut wird. man nicht mehr so leicht das Eigenthümliche zu unterscheiden vermag und nicht mehr so lebhaft den Kontrast zwischen dem fremden Lande und der Heimath zu fühlen und hervorzuheben im Stande ist. Obschon ich kaum sechs Monate im Orient zugebracht habe, wundere ich mich nicht mehr über die sonderbaren Kleider, die ich selbst trage, über die verbrannten und bärtigen Gesichter, deren Muster mir täglich mein Spiegel zeigt. Ganz bekannt scheinen mir diese häßlichen Kameele, mit ledernen Schläuchen beladen, diese gesattelten Esel. die im Gallop einen Reiter in Pantoffeln tragen, und jene Feengestalten, die, in ein weites Tuch gehüllt. blos zwei Weiberaugen erblicken lassen. Alles. selbst die kahlen Häupter, die nackten Füße, die engen Straßen, die platten Häuser, kommt mir so natürlich vor, als hätte ich stets diese Gegenstände vor Augen gehabt. Um nun nichts zu übergehen, was mir nicht mehr auffällt, Ihnen aber interessant seyn möchte, beschreibe ich wohl am besten, wie die orientalische Weise mir selbst nach und nach näher gerückt ist.

Eines meiner ersten Geschäfte in Kahira war, für ein orientalisches Kostüme zu sorgen; zwar kann man hier ohne die mindeste Gefahr in europäischer Tracht überall hingehen. und der größte Theil der hier ansäßigen Franzosen und Italiener. so wie die meisten Reisenden, selbst diejenigen, die bis nach Syene oder Assouan hinaufschiffen, behalten ihre europäische Kleidung bei; da man indessen doch den Arabern mehr Vertrauen einflößt, wenn man ihre Manieren annimmt, da man bei vielen, wenn man ihre Sprache spricht, als Mahomedaner angesehen wird und so sich leichter über alles. was ihnen eigenthümlich ist, unterrichten kann, so entschloß ich mich, der levantischen Mode zu folgen. Uebrigens schien mir auch die weite Kleidung bequemer als die unsrige. Ich ließ mich daher auf den Bazar führen. um das Nöthige einzukaufen. sah mich aber in der großen Erwartung, die ich nach verschiedenen Berichten von diesem Bazar gehegt, sehr getäuscht. Da ist nicht ein einziger Laden, nicht ein einziges Magazin, von dem man sagen könnte, es sey schön oder vollständig mit Waaren versehen. Ich mußte bei mehr als sechs Kaufleuten einkaufen, um endlich Alles, was ich brauchte. zusammenzubringen. Dies ist um so unangenehmer, da alle Waaren verpackt sind. so daß man bei jedem fragen muß, ob er dies oder jenes habe. Von selbst sagte mir nie einer: brauchen Sie nicht dieses? ꝛc. Ueberhaupt muß man diese Leute ordentlich bitten, um gegen baare Bezahlung Waaren zu erhalten; ferner haben sie die edle Gewohnheit, die sie vielleicht von Europäern gelernt, immer das Allerschlechteste zuerst zu zeigen. Wenn man dann das zuerst Gezeigte nicht will und Besseres verlangt, so dauert es wieder eine Viertelstunde. bis das Schlechte zusammengepackt und an seinen Ort gelegt ist, denn früher wird kein anderer Pack geöffnet. Ist man so unglücklich, eine brennende Pfeife anzutreffen, so muß man warten, bis sie ausgeraucht ist. Es dauert dann noch lange, bis man den Preis irgend einer Waare erfährt, weil sie zwanzigmal nach einander sagen: „Itkellem antir,“ sprich du. Ist endlich der Handel geschlossen, so wird, bevor die Waare überreicht und das Geld genommen wird, das „bism 'illah,“ im Namen Allahs, des Mitleidsvollen, des Barmherzigen, gesprochen. — Mein Kostüm besteht aus folgenden Kleidungsstücken: Zuerst kommen die weißen, kurzen, aber ungeheuer weiten Beinkleider, Lebas genannt, von Perkal. Sie können sich einen Begriff von ihrer Weite machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich 10½ Ellen Perkal zu einem Paar brauchte. Diese Beinkleider haben oben einen zwei Finger breiten Saum; durch diesen wird ein leinenes Tuch gezogen, das vorne zusammengeknüpft wird, um statt der Achselträger die Beinkleider festzuhalten. Dann kommt das Hemd oben darüber, etwa wie unsere Weiberhemden ausgeschnitten, ohne Kragen, mit sehr weiten Aermeln, und da diese allein gesehen werden, so macht man sie oft, wie bei uns die Kragen, von ganz feiner Leinwand oder Musselin. Nun kommt der Kaftan aus einem weißen, halbseidenen, grüngestreiften türkischen Zeuge; dieser gleicht fast unsern Schlafröcken. nur hat er einen zwei Finger breiten Kragen, der am Halse mitteist dreier Knöpfe schließt. Die Aermel sind unten in zwei getheilt und hängen eine halbe Elle weit über den Arm herunter; am Leib wird der Kaftan mit seidenen Schnüren über einander gezogen. Fast hätte ich den Maidan vergessen; dies ist ein weißes Unterbrusttuch. das vorne mit seidenen Knöpfen zusammengehalten wird, und nur wenn der Kaftan etwas auseinandergeht, unter diesem gesehen wird. Ueber dem Kaftan wird der Gürtel angelegt. Ich kaufte dazu einen französischen Schawl für zwei Louisd'or. Dieser wird eine starke Hand breit zusammengelegt, um den Leib fest gebunden und die beiden Enden vorne eingesteckt. Die Aermern tragen lederne Gürtel, die Großen hingegen die allerfeinsten Kaschemirs. Ueber den Kaftan kommt ein kurzes Kamisol, Salta, das nur bis zum Gürtel reicht, mit Aermeln bis zur Hälfte des Arms, einem Kragen wie der des Kaftan. aber ohne Knöpfe, vorne ganz offen. Dieses Kleidungsstück nahm ich. so wie die Djube, der es immer gleich seyn muß, von scharlachrothem Tuch. Die Djube ist der Ueberrock, der wie der Kaftan bis zum Boden herabschleppt und wie das Salta vorne überall offen ist, mit weiten Aermeln. die aber nicht viel länger als die des Salta sind, so daß das Hemd und der Kaftan weit darunter hervorgehen. Im Winter ziehen manche noch einen Ueberrock darüber an, obschon er hier so milde ist, daß der Thermometer nie unter 6° über 0 steht. Was den Kopfputz betrifft. so mußte ich mich entschließen, so schwer es mir auch fiel, meine schwarzen Haare abrasiren zu lassen; nur auf dem Scheitel ließ man mir einen kleinen Büschel Haare stehen. Ein weißes. baumwollenes. bestocbenes Käppchen bedeckt mein kahles Haupt (Takir), über diesem ein dunkelrothes. tuchenes rundes Käppchen (Feß), in der Barbarei fabrizirt, daher auch sehr theuer, aber ungemein dauerhaft. Darüber wird ein ganzes Stück weißer Musselin gewunden. um den Turban zu bilden. Ich brauchte zu dem meinigen 10 Ellen 1½ Ellen breiten Musselin, und damit erscheint der Turban noch gar nicht groß. so sehr wird der Zeug zusammengerollt. Was die Füße anlangt, so kann man zwar selbst den Pascha ohne Strümpfe besuchen, dagegen zieht man zwei Paar Pantoffeln an; zuerst ein Paar gelbe lederne, dann ein Paar rothe darüber; leztere zieht man aus. sobald man in ein mit Teppichen belegtes Zimmer tritt; mit erstern hingegen kann man, die Füße übereinander gekreuzt. auf dem allerschönsten Divan sitzen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 227.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. September 1831.

Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm,
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Goethe.

Der Fischer.

Was brauset durch des Meeres Blau
So dumpf und schwer?
Der Rabe krächzt und flattert im Sturm,
Aus der Tiefe taucht der schuppige Wurm,
Und siehst du dort die hohe Frau,
Wie sie schwebt daher?
Rother Korallen Gluth
Schmücket ihr Haupt,
Tief aus der salz'gen Fluth
Sind sie geraubt.
Wie sie nickt,
Wie sie blickt —
Feuriger Blitz aus den schwarzen Augen!
Wie's mich verlangt, in die Fluth zu tauchen! —

Hütte fahr wohl! Ihr greisen Eltern,
Wollt ihr die Hände so ängstlich falten?
Könnt ihr den Sohn denn ewig halten,
Wenn seines Stern's allmächt'ge Gewalten
Ihm statt der ärmlichen Fischernetze
Zeigen der Tiefe geheime Schätze,
Seliges Glück ihm lockend versprechen? —
Ach, ihr geliebten, greisen Eltern,
Soll euer Sohn das Herz euch brechen? —
Sieh! wie sie hoch auf bäumenden Wogen
Kommt durch die zischende Brandung gezogen —
Und der Perlen Pracht
Um die schöne Brust,
Und der Locken Nacht —
O qualvolle Lust!
Harren soll ich, ob des Schicksals Tücke
Ewig mich reiße vom zaubrischen Glücke?

Wie die Eichen am Ufer sich schütteln,
Wie die alten Wurzeln sich rütteln,
Wie des Gestades Felsen sich regen,
Streben dem Himmelsbild entgegen —
Dort unten ist Leben, hier das Grab,
Ihnen zuvor! hinab, hinab!

Wohl brauset das Meer so dumpf und schwer,
Es rollen die Wogen den Leichnam her
Und geben der Erde ihn wieder.

Es deckt ihn der Eichen vergelbtes Laub,
Es spielt um ihn tanzend, der Lüfte Raub,
Aus den Zweigen rauscht es hernieder:

Was die Erde versagt, die Fluth dir verheißt;
Es ist nur der eigene spuckende Geist,
Bringt nimmer die Ruhe dir wieder.

Der Erde Blüthen — sie reifen am Licht,
Doch die Erde selbst, sie spendet es nicht,
Von dem Himmel nur strahlet es nieder.

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Indessen stieg die Spielwuth zu einer so furchtbaren Höhe, daß die Regierung beschloß, ein Uebel, dessen Ausrottung sie sich nicht gewachsen fühlte, wenigstens zu beaufsichtigen. Den 16ten April 1722 wurden zu Paris acht Spielakademien, gegen eine Abgabe von 200,000 Livres zum Besten der Armen, privilegirt. Ein Edelmann, Namens Mornay de Montchevreuil hatte den Plan dazu entworfen und erhielt auch das Privilegium. Ich habe die ausnehmend lakonische Bittschrift gelesen, die er deßhalb dem Regenten vorlegte; als einziges Motiv seiner Unternehmung führt er an, daß schon die Alten Hazardspiele gehabt haben, die unter der Aufsicht eines öffentlichen Beamten gestanden, und citirt als Beweis einen Vers des Juvenal. Also dem Beispiele der Römer und den Versen des tugendhaftesten Dichters verdanken wir die Einführung der Spiele im Reich. Gleich seltsam, aber ungleich wichtiger war eine Folge dieser Neuerung. Bekanntlich hatten unter Ludwigs XIV. Regierung die Gesetze der Sittlichkeit auf das Spiel, so zu sagen, gar keine Anwendung gefunden, und Personen von Bedeutung trieben damals ganz offen, was wir jezt Betrügereien nennen. Unter der Regentschaft aber ergriff die Ehre die Zügel der Herrschaft über die Spiele, und von nun an galt in dieser wüsten Republik ihr kitzlichtes Zartgefühl als oberstes Gesetz. Die Sitten gewannen bei dieser Eroberung lediglich nichts; denn der Geist des Betrugs, der bisher über Karten und Würfel geherrscht hatte, nistete sich nun in den Handelskomptoirs ein. Seit man zuversichtlich spielen konnte, negozirte man mit Aengstlichkeit; betrügliche Heimzahlungen, Bankerotte als Repressalien untergruben die alte Zuverläßigkeit. Schlimme Anzeichen! Treu und Glauben kehrten beim Laster ein und der Standpunkt der Ehre wurde verrückt.

In nichts sprach sich die in Frankreich herrschende Vergnügungssucht auffallender aus, als in den Maskenbällen, die mit dem Jahr 1716 aufkamen und deren oft sieben in der Woche gehalten wurden. Dieser Zeitvertreib war indessen nicht ganz neu, und die Masques-portraits, welche schon zu Lebzeiten des verstorbenen Königs erfunden worden waren, standen noch in bösen Andenken. Der Gedanke, öffentliche Theater in Ballsäle umzuwandeln, gehört dem Chevalier v. Bouillon an und trug ihm eine Pension von 6000 Franks ein, ein Verdienst und eine Belohnung, die einen an einem Neffen des großen Turenne zum wenigsten überraschen. Diese Vergnügungen rießen bald Alles in ihren betäubenden Strudel. Die Verkleidung benahm nicht die Gelegenheit, mit reichem Kostüme und mit Brillanten zu prunken, und es fiel damit überdieß jede Schranke, welche noch ein gewisses Alter und gewisse Stände von den zügellosesten Ausschweifungen zurückhalten mochte. Die Regierung war dabei, daß sie diesen Unfug begünstigte, desto weniger zu entschuldigen, als man schon unter der vorigen Regierung mehr als einmal wohl hatte bemerken können, wie ungeduldig die Sittenlosigkeit an dem Joche rüttelte, das ihr der alte Monarch auferlegte. Was uns gleichzeitige Schriftsteller von den Bädern am Quai St. Bernhard erzählen, will sich mit der vorgeblichen Sittenstrenge des Jahrhunderts eben nicht vertragen. Im Jahr 1701 wurde eine medizinische Thesis, die im Lehrsaale ganz gleichgültig war, im Munde von Weltleuten aber höchst obscön wurde, der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Ja man mußte sie zur Bequemlichkeit der Frauen ins Französische übersetzen, und der Absatz war ungeheuer; sogar auch bei andern Fakultäten im Reiche kam sie zur Sprache, und zwar recht derb und plump, wie immer, wenn etwas in den Provinzen nachgebetet wird. Endlich kamen die sogenannten Petites-Maisons, Absteigequartiere in den Vorstädten zur Bequemlichkeit der ausschweifenden Reichen, in der lezten Zeit Ludwigs XIV. auf. Heuchelei ist nothwendig der Charakter einer Zeit, in der man das Bedürfniß zu heimlichen Schlupfwinkeln fühlt. Die ersten Häuser der Art gehörten dem Marschall von Urelles und dem Herzog von Noailles, und sie benützten dieselben sowohl für die Intriguen ihrer Ehrsucht, als zu den Lüsten eines epikuräischen Lebens. Diese Sitte breitete sich in der Folge immer weiter aus; die französischen Großen hielten sich in diesen Schlupfwinkeln für den Zwang der Repräsentation schadlos, den sie sich in ihren Hotels auferlegten, und machten es also gerade umgekehrt wie die italienischen Großen, die in ihren Casinos in Gesellschaft, in ihren Pallästen aber in Einsamkeit leben.

Die auf den Bällen herrschende Freiheit warf die Brandfackel in eine Masse zündbaren Stoffes, und es ist dieß der Brennpunkt, von dem aus sich das Verderbniß im leichten, schimmernden Gewande, welches gemeinhin die Sitten der Regentschaft heißt, über Frankreich verbreitete. Das Geheimnißvolle, worin eben der Reiz der maskirten Gesellschaften besteht, war, wenn nicht die einzige, doch die Hauptquelle der Sitte, wornach von nun an Ehegatten nicht mehr mit einander in der großen Welt erscheinen durften. Der Mann schämte sich seines häuslichen Glücks und suchte seinen Stolz darin, die Triumphe der Eigenliebe anderswo zur Schau zu tragen; die Frau, ihrer natürlichen Stütze beraubt, ja sogar des Scheinersatzes entbehrend, den das Weib in Italien im seltsamen Institut des Cicisbeats findet, sah sich auf die gefährliche Nothwendigkeit verwiesen, sich Freunde zu erwerben und zu erhalten. Dieser Umsturz der ehelichen Einheit erstarkte bald zu einem Vorurtheil, das auch die

gesunden Glieder der Nation ansteckte. Mit der Lockerung der Sitten wurde auch das Urtheil leichtfertiger, so daß Frauen, welche auf ihren Ruf hielten, fortan weniger Freiheit hatten als zuvor, und wir an Regeln des Anstandes gewannen, was wir an Tugenden einbüßten. In Folge dieser modernen Strenge kamen zwei Gebräuche, welche Sorge für Seelenwohl und einfache Sitte eingeführt, wieder ab. Der eine schreibt sich noch aus den Zeiten des Ritterthums her, wo eine Dame von untadelicher Aufführung an die Bildung eines Edelmanns die lezte Hand legte, seine Manieren abschliff und ihm edle, großherzige Gesinnungen einflößte. Diese Vormundschaft der Schönheit und Tugend hat sich länger erhalten, als man gewöhnlich glaubt, und noch im Jahrhundert Ludwigs XIV. zeigt sie sich in sehr achtungswürdigen Spuren. Unter der Regentschaft aber war der Glaube an Keuschheit in der öffentlichen Meinung zu sehr gesunken, als daß dieses liebenswürdige Lehramt davor hätte bestehen können, und nur noch in einem gewissen Alter durften Frauen durch guten Rath, der schlecht genug beachtet wurde, sich unseres heranwachsenden Geschlechts annehmen. Der zweite Gebrauch ist nicht so alt; er hat seine Quelle in den theologischen Streitigkeiten über die Gnade. Der Bann, womit die Bischöffe eine Menge anders denkender Priester belegten, veranlaßte fromme Seelen, diese Tyrannei zu illudiren. Der Beichtstuhl wurde zu einer Art von Amtsstube, wo Alles mit Formeln abgemacht ward, während die wahren Geständnisse der frommen Seele, die geistlichen Grübeleien und sämmtliche Fortschritte auf der Bahn des Heils dem sogenannten Gewissensrathe vorbehalten blieben. Diese Auserwählten fanden in großer Anzahl Zutritt in den Familien, und La Bruyère entwirft ein pikantes Gemälde von ihrem herrlichen Leben. Aber jezt, nach der Umwälzung in der sittlichen Welt, von der wir hier sprechen, wurde in verschiedenen Schriften allen Ernstes und mit Verstand ein Verhältniß angegriffen, das, troz seiner Reinheit, vor der Verläumdung nicht mehr sicher war. Wenn auch die Regentschaft diesen Gewissensräthen das Scepter nicht ganz aus den Händen wand, so riß sie doch die schönsten Provinzen von ihrer Herrschaft los. So sahen sich denn die Frauen ohne Schüler und ohne Lehrer, sie wurden damit dem häuslichen Leben immer mehr entfremdet, und es ist wirklich auffallend, wie sie während und seit der Regentschaft eine bis dahin unerhörte Thätigkeit entwickelt haben. Früher brachte eine Frau den größten Theil ihres Lebens ruhig im Bette zu; im Bette empfing sie die Besuche, im Alkoven und Bettgang (ruelle) fand sich die Gesellschaft zusammen, wie jezt im Salon und im Boudoir.

(Die Fortsezung folgt.)

Ueber die Gewinnung des Strohs zu den florentinischen Hüten.

Wenn unsere Damen lesen, mit welcher Umständlichkeit das Stroh zu den florentinischen Strohgeflechten gewonnen wird, so werden sie ihre feinen Hüte mit doppeltem Interesse betrachten und sich nicht mehr wundern, daß sie hoch im Preise stehen.

Die Getreideart, welche das Stroh gibt, woraus die sogenannten Florentiner Hüte verfertigt werden, heißt Grano Marzuolo, Märzkorn. Es gibt drei Varietäten davon, die sämmtlich in der Umgegend von Florenz gebaut und zur Fabrikation gebraucht werden.

Im leichtesten, steinigtsten, ja im magersten Boden geräth diese Pflanze am besten, wenn das Stroh zum Flechten der Hüte bestimmt ist. Man wählt dazu immer Felder, die hoch liegen und der Luft recht ausgesezt sind, also vorzugsweise Felder im hügligten Land. Ist der Boden mager, so säet man zwei Drittheile oder drei Viertheile mehr Korn aus, als man zu Gewinnung des Getreides selbst aussäet; ist der Boden fett und fest, so nimmt man das Sechsfache.

Das Saatkorn wird ausgeworfen, und man muß hie und da Furchen ziehen, damit das Regenwasser ablaufen kann; denn das Stroh fällt nur an trockenen Orten, wo die Feuchtigkeit blos vorübergehend ist, so fein aus, daß man es zum Hutflechten benutzen kann. Die beste Zeit zur Saat ist in der Gegend von Florenz zu Ende Decembers; man kann sie indessen bis zum März hinausschieben. In unfruchtbarem Boden säet man nicht tief, d. h. deckt man das Korn nur oberflächlich zu; zwei Finger hoch Erde reichen zum Keimen hin. Sieht man sich aber genöthigt, fetten, besonders nicht sehr hochgelegenen Boden zu wählen, so bedeckt man es mehr.

Geerndtet wird dieses Stroh gemeiniglich zu Ende Mais oder in den ersten Tagen des Juni, und zwar bei trockenem Wetter. Steht es in fettem Boden, muß man es etwas früher erndten, weil es sonst zu stark würde und dadurch an Güte verlöre. Das Stroh muß aus dem Boden gezogen werden: wollte man es schneiden, so liefe man Gefahr, den obern Theil des Halms über den Knoten — und diesen allein benuzt man zum Flechten — zu verlieren.

Die Hauptsache ist, wenn man ein gut genährtes und doch feines Stroh bekommen will, daß man es einheimst, wenn die Aehre sich erst halb entwickelt hat und das Korn gerade erst anfängt sich zu bilden. Der Stengel ist um diese Zeit voll Nahrungssaft, der sich später verliert, so daß der Halm leer bleibt und damit brüchig wird. Man zieht das Stroh sammt den Wurzeln aus, gerade wie den Flachs. Man macht kleine Garben, die man mit einer Hand umspannen kann, breitet sie an Ort und

Stelle selbst in der Sonne aus und läßt sie trocknen, bis das Stroh nicht mehr gähren und dadurch verderben kann, wenn man es nun in die Magazine bringt, wo es liegen bleibt.

Die Hauptzubereitung, worauf es dann verarbeitet werden kann, erhält das Stroh dadurch, daß man es in kleinen Garben an einem trockenen Orte der Sonne und dem Thau aussezt, wodurch es gebleicht wird. Es ist dies in vier bis fünf Tagen geschehen, ja noch früher, wenn der Thau reichlich fällt. Diese Bleichung kann nur bei sehr schönem Wetter vorgenommen werden; denn von jeder andern Feuchtigkeit als dem Thau bekommt das Stroh Flecken; man nimmt daher diese Operation im Mai, Juni und Juli vor. Es ist Brauch in Toskana, das Stroh erst dann zu bleichen, wenn man die Stücke, welche unmittelbar zur Hutfabrikation dienen, davon abnehmen will. Sobald nun das Stroh auf der Bleiche den gewünschten Grad von Weiße erlangt hat, reißt man von jedem Halm das Stück zwischen der Aehre und dem ersten Knoten ab; nur dieses wird zu Hüten geflochten. Die so abgesonderten obersten Stücke der Halme werden jezt geschwefelt; man macht kleine Bündel, taucht sie in Wasser, läßt sie abtropfen und schüttet sie in einem Zimmer rings herum auf; man zündet nun Schwefel mitten im Zimmer an und verschließt dieses fest. Dieses Schwefeln hat zum Zweck, das Stroh noch weißer zu machen, ihm Consistenz zu geben und die Insekten zu tödten, die sich etwa darin befinden möchten.

Nach dem Schwefeln werden die Halme nach ihrer Dicke ausgelesen und in dreißig bis vierzig Sorten abgetheilt. Nach diesen Sorten richtet sich die Feinheit und damit der Preis der daraus verfertigten Hüte. — Zu den Flechten wird im Allgemeinen das Stroh dreifach genommen, und diese Flechten fallen natürlich, je nachdem das Stroh mehr oder minder fein ist, schmäler oder breiter aus. Die Schönheit und Feinheit der Hüte hängt somit davon ab, ob die Flechte, aus der sie bestehen, mehr oder weniger Windungen macht.

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Juni.

(Beschluß.)

Der Empfang in einer Familie. Mittagessen.

Ich besuchte, sobald ich levantisch gekleidet war, eine morgenländische christliche Familie, wo ich in europäischer Tracht nicht so gut wäre aufgenommen worden. Es befanden sich in diesem Hause mehrere sehr hübsche Frauenzimmer, so blendend weiß, als ich sie je in Europa gesehen. Da sie, wie die Araberinnen, nie unverschleiert ausgehen, so darf man sich darüber nicht wundern; überhaupt aber findet man in Kahira auch unter den Türken sehr viele Mädchen, die unsere Europäerinnen im Allgemeinen an Schönheit weit übertreffen. Besonders reizend sind ihre feinen Züge und ihre herrlichen, klaren, schwarzen Augen. Auch ihre langen Haare tragen nicht wenig dazu bei, ihnen ein höchst interessantes Ansehen zu geben. Diese hängen in unzähligen, mit Goldflittern durchflochtenen Tressen über den Nacken hinunter. Die untere Hälfte des Kopfs bedeckt ein seidenes oder musselinenes Tuch, das mit allerlei Edelsteinen, vorzüglich mit kostbaren Stecknadeln geschmückt wird, den Scheitel ein kleines, rothes Käppchen. Die Brust ist halb entblößt, halb mit einem durchsichtigen Zeug umwunden; sie tragen einen Kaftan mit Aermeln wie die Männer, der aber vorne nur bis zur Brust hinaufreicht. So sieht man sie aber nur in ihrem Hause; auf der Straße umhüllt ein weiter schwarzseidener Mantel den ganzen Körper mit dem Kopf; das Gesicht wird dann mit einem weißen seidenen Tuche, in dem die Augen ausgeschnitten sind, verschleiert. Sobald man in das Zimmer tritt, kommen alle Hausleute dem Fremden entgegen, nehmen ihn bei der Hand und küssen sie; Frauenzimmer unter einander küssen sich das Gesicht, selbst wenn sie sich zum erstenmale sehen; beim Weggehen wird dieselbe Ceremonie wiederholt. Der Kaffee und die Pfeife bleiben nie aus, und zwar wird hierin großer Luxus getrieben. In einem vornehmen Hause überreicht man einem selten eine Pfeife, die nicht zwei- bis dreihundert Gulden kostet; der Kopf kommt zwar nie höher als ein paar Pfennige zu stehen; auch für das Rohr, wenn es noch so lang ist, gibt man selten mehr als 4 bis 6 Thaler; der ganze Aufwand besteht in dem bernsteinernen Mundstück, das recht lang und dick seyn muß. Was bei den Arabern und Türken die schwarzen Sklaven verrichten, versieht hier die Hausfrau oder eine der Töchter selbst; sie reichen daher auch den Kaffee und die Pfeifen.

Am folgenden Tage ward ich zum Mittagessen bei Herrn Linan eingeladen. Auch dies verdankte ich meinem orientalischen Kostüme. Linan ist ein geborner Franzose, der aber seit 1814 Europa verlassen hat. Er brachte einige Jahre auf dem Berge Sinai zu, wo er mit Beduinen ganz nach ihrer Weise lebte; dann unternahm er mehrere Reisen nach dem Innern Afrikas auf Kosten der afrikanischen Gesellschaft in London, und verheirathete sich endlich mit einer Abyssinierin, die ihm schon vier Kinder geboren hat. Jezt ist er als Oberingenieur von Oberegypten angestellt. Er fährt fort, ganz nach türkischer Weise seine Haushaltung zu führen. Die Frau ist nie sichtbar, sondern stets in ihrem Harem verschlossen. Es wird bei ihm auf folgende Weise gespeist. Zuerst wird ein rundes Tuch auf dem Boden ausgebreitet und darauf ein ganz niedriges Tischchen gestellt. Der Sklave bringt dann jedem eine Serviette und reicht die Waschkanne mit Seife von einem zum andern. Wie die Hebräer waschen sich die Araber vor und nach Tisch, und dies ist nicht ganz überflüssig, da man alles mit den Händen ißt, und aus einer Schüssel. Nachdem man gewaschen ist, wird eine große zinnerne Platte auf das Tischchen gestellt und auf dieselbe eine Schüssel nach der andern aufgetragen. Es wird selten Suppe bei den Arabern gegessen, daher sie auch der Löffel entbehren können; alle übrigen Speisen, sowohl Gemüse als Fleisch, werden mit den Händen, oder auf Brod geladen, aus der Schüssel genommen. Man sizt, die Beine übereinandergekreuzt, wozu die weiten Beinkleider höchst nöthig sind, auf dem Boden. Das Fleisch ist gewöhnlich so weich gekocht, daß man es ohne Mühe mit den Händen zerreißen kann. Ehe man zu essen anfängt, wird bism' illah ꝛc. gesagt, und der Hausherr vertheilt dann das Brod. Sehr oft ist im Evangelium von dieser Brodtheilung die Rede; auch die jezigen Hebräer essen vor allem ein Stückchen Brod, worüber sie den Segen sprechen. Sonst bietet der orientalische Tisch nichts Eigenthümliches dar, außer etwa, daß immer die Mahlzeit mit einer Schüssel Reis geschlossen wird, an welcher jeder seinen noch übrigen Appetit befriedigen kann.

Beilage: Kunstblatt Nr. 76.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 228.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. September 1831.

— Ich sah ihn, Sturmhut auf,
Wie der geflügelte Merkur vom Boden
So leicht gewandt in seinen Sitz sich schwingen,
Als schwebt ein Engel nieder aus den Wolken,
Den feurigen Pegasus zu tummeln und die Welt
Mit edlen Reiterkünsten zu bezaubern.

Shakespeare.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Vierte Abtheilung.
Die Tuilerien.

Erste Scene.

Napoleon, Sekretäre, Abgeordnete, später der Spion.

Napoleon (zu den Abgeordneten). Vor einem Jahre marschirte ganz Europa mit uns; heute marschirt ganz Europa gegen uns. Ich bedarf einer Aushebung von 300,000 Mann; sagen Sie in meinem Namen dem Senate, daß ich auf ihn zähle.

Abgeordneter. Der Senat, Sire, bittet Sie angelegentlichst um einen letzten Versuch, Friede zu schließen; Friede ist Frankreichs Bedürfniß. Auch verlangt das Volk Garantien; außerdem ist es unmöglich . . . .

Napoleon. Mit dieser Sprache, meine Herrn, kommen wir immer weiter auseinander, statt uns zu vereinigen. Wissen Sie nicht, daß in einer Monarchie der Thron und des Monarchen Person unzertrennlich sind? — Was ist der Thron? Ein mit Sammt überzogenes Stück Holz; in der monarchischen Sprache aber bin ich der Thron. Sie reden vom Volke? Wissen Sie denn nicht, daß ich, ich es repräsentire? Ohne Angriff auf die Nation selbst, kann man mich nicht antasten. Bestehen auch Mißbräuche — ist denn jetzt, wo 200,000 Kosacken unsere Gränzen zu überschreiten im Begriffe stehen, Zeit dazu, Vorstellungen zu machen? Sie verlangen, in Frankreichs Namen, Garantien gegen die Regierung? Hören Sie Frankreich: es verlangt welche nur gegen den Feind. Kennt Frankreich unter meinen Marschällen einen General, der tüchtiger ist, als ich, den Angriff der Fremden zurückzuweisen, so nenne es ihn, und ich selbst reiche ihm meinen Degen. Gehen Sie, meine Herrn, bringen Sie dem Senate meine Befehle! (Zu einem Sekretär:) Schreiben Sie: „Ingenieurs werden nach den Heerstraßen und festen Plätzen im Norden abgeordnet . .“ (Zu einem zweiten Sekretär:) „Die Waffenmanufakturen von Saint-Etienne, Lüttich und Maubeuge stellen zur Verfügung der Regierung . .“

Erster Sekretär (wiederholend). „Im Norden abgeordnet.“

Napoleon (zu ihm tretend). „Sie werden beauftragt, die alten Mauern . . .“ (Zu einem dritten Sekretär:) Schreiben Sie: „Die Armee von Deutschland ist über die Brücke von Mainz in unsere Gränzen zurückgekehrt . .“

Zweiter Sekretär (wiederholend:) „Der Regierung.“

Napoleon. „150,000 Gewehre und 30,000 Säbel binnen hier und vierzehn Tage spätestens.“ Geben Sie! (Er unterzeichnet.)

Dritter Sekretär (wiederholend:) „Zurückgekehrt.“

Napoleon. „Sie wird ihre Linie von Hüningen bis zu den Dünen von Holland ausdehnen.“ Geben Sie!

Erster Sekretär (wiederholend:) „Alten Mauern."

Napoleon (zum ersten Sekretär.) „Die Frankreich als Wälle dienen sollen, wieder herzustellen, und auf den im Falle eines Rückzugs zu Sammelplätzen geeigneten Höhen Redouten anzulegen . ." Siegeln und expediren Sie, meine Herrn.

Erster Sekretär. Ich bin noch zurück . . .

Napoleon (zu einem vierten Sekretär). Setzen Sie sich an mein Bureau und schreiben Sie an den Kriegsminister: „Der Kronschatzmeister wird an das Kriegsministerium . . . ."

Erster Sekretär (wiederholend:) „Redouten anzulegen . . ."

Napoleon. „Endlich Alles zu Zerstörung der im Nothfalle aufzugebenden Deiche und Brücken anzuordnen." (Er unterzeichnet.)

Vierter Sekretär (wiederholend:) „An das Kriegsministerium . . ."

Napoleon. „Die Summe von dreißig Millionen abliefern."

Minister. Euer Majestät ist bekannt, daß dem Großschatzmeister keine Gelder mehr zu Gebote stehen.

Napoleon. Zerreißen Sie also! (Schreibend.) Hier eine Anweisung auf meinen Privatschatz.

Minister. Aus Ihrem Privatschatz? Euer Majestät wissen aber, daß diese Fonds dazu bestimmt sind, die Zukunft Ihrer Familie im Falle unglücklicher Ereignisse zu sichern.

Napoleon (streng). Mein Herr, der Kaiser besitzt kein Privateigenthum; seine Fonds gehören Frankreich; im Falle eines Unglücks vermacht er Gemahlin und Sohn dem Volke. (Zu den Sekretärs.) Sie sind entlassen, meine Herrn. (Zum Minister.) Bleiben Sie; ich habe Ihnen Instruktionen zu ertheilen. — Drei große Armeen bedrohen unsere Gränzen. Schwarzenberg dringt durch die Schweiz vor; Kaiser Alexander und der König von Preußen folgen seiner 200,000 Mann starken Armee. Die zweite kommandirt Blücher; sie hat den Rheinübergang bei Mannheim forcirt und wirft sich nach Lothringen; ist 150,000 Mann stark. Die dritte, unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, durch die Russen unter Woronzoff und die Preußen unter Bülow verstärkt, hat, nachdem sie Hanover durchzogen und das Königreich Westphalen vernichtet, von den Engländern, unter Graham, unterstützt, Hollands und Belgiens sich bemächtigt; ihre Stärke beläuft sich auf 200,000 Mann. — Des Feindes gesammte Macht beträgt also 550,000 Mann, die, wenn sie ihre Reserven an sich zieht, auf 800,000 verstärkt werden können. — Welche Streitkräfte vermögen Sie zu meiner Disposition zu stellen.

Minister. 80,000 Mann beiläufig.

Napoleon. In Allem?

Minister. In Allem, Sire.

Napoleon. Wahrlich wenig; aber ich schlage sie einen um den andern. Ich werde suchen, daß ich sie nur drei gegen eins wider mich bekomme. Ich treffe sie in den Ebenen der Champagne, bei Chalons oder Brienne. Lassen Sie Marschall Victor abgehen; er soll den Truppen meine Ankunft verkündigen. — Diese Nacht reise ich ab. Adieu; sagen Sie der Kaiserin und ihrem Sohne: wenn ich die Chefs der Nationalgarde empfangen habe, bin ich bei ihnen.

Huissier. Sire, ein Mann ist mit der Parole eingetreten. Er sagt, er müsse Sie augenblicklich sprechen.

Napoleon. Vorgelassen. (Den Spion erkennend.) Du bist's! Nun, was gibt's?

Spion. Ihre gefährlichsten Feinde, Sire, befinden sich nicht an der Gränze.

Napoleon. Sprich, sprich!

Spion. Zu Paris ist eine royalistische Regentschaft organisirt.

Napoleon. Zu welchem Zwecke?

Spion. Die Bourbons zurückzuführen.

Napoleon. Woher weißt Du . . .?

Spion. Bin selbst Mitglied.

Napoleon. Wer sind die Chefs?

Spion. Hier die Liste.

Napoleon. Die Bourbons! Die Bourbons! Diese Thoren sollen sehen, ob sie den Thron je wieder besteigen! Feinde also im Innern wie Außen! Blut auf dem Schlachtfelde, Blut auf dem Greveplatz — zuviel auf einmal! Die Bourbons! Die Bourbons! Wüßten sie unter ihnen zu wählen, dann wollte ich nicht sagen — Einer von ihnen hat sich für — gegen Frankreich nie geschlagen; in der Legitimitätsfolge aber werden sie Ludwig XVIII., den Herzog von Angouleme, den Herzog von Berry, und wen Alles noch, ihm vorangehen lassen. Nur Sieg, Sieg kann uns retten, daß wir siegen, immer siegen müssen! (Schreibend.) Bring' Fouché diese Ordre; er soll sie bewachen, aber nicht verhaften; ich will es nicht. — Dort hinaus! Die Chefs der Nationalgarde.

(Die Chefs der Nationalgarde treten ein.)

Meine Herrn, ich gehe, im Vertrauen auf Sie, zur Armee ab; ich lasse mein Theuerstes, die Kaiserin und meinen Sohn, in ihren Händen; schwören Sie, sie zu beschützen?

Die Chefs. Wir schwören!

Napoleon. Ich habe der Kaiserin die Regentschaft übertragen, den Prinzen Joseph als Generalstatthalter des Reichs ihr beigegeben; werden Sie ihre Gewalt anerkennen und ihr Folge leisten?

Die Chefs. Wir schwören!

Napoleon. Berthier, ist zu meiner Abreise Alles bereit?

Berthier. Alles, Sire.

Napoleon. Zum Abschiede von Weib und Kind — vielleicht zum lezten Mal! (ab.)

(Verwandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Diese bequeme Sitte stammte noch von unsern Ureltern, den Franken her; denn bekanntlich ist ja bei armen, rohen Völkern der Müßiggang das natürliche Unterscheidungsmittel des Rangs und des Hochmuths. Die Spuren solcher ursprünglichen Züge erhalten sich besonders bei großen Vorfällen des bürgerlichen Lebens. Bis zur Regentschaft nahm eine Neuvermählte die Glückwünsche auf einem Paradebett in einem großen Saale an. Rings umher waren die Wappen, Trophäen, das Silbergeschirr, der kostbare Hausrath, ja die reichen Kleider der Familie mit ächt barbarischem Prunke ausgestellt.

Der Taumel von Sinnenlust und Ueberfluß, in welchen die Regentschaft und Laws System Alles versezt hatten, mußte nothwendig dem Luxus Thor und Thüre öffnen. Sein Umsichgreifen äußerte sich vorzüglich in der Menge von Equipagen, welche nun, in einem größern Strudel, ein neues Bedürfniß waren, und in der Verschwendung, womit man die Zimmer zu Buden voll Porzellain und indischen Seltenheiten aufpuzte. Die Zahl der Bedienten nahm in erschreckendem Verhältniß zu; man ließ sie Federn und Scharlachkleider tragen, und darin sahen Manche Anfangs eine Art von Profanation; die Frauen ließen sie bei sich Dienste verrichten, welche mit der alten Sittenstrenge unverträglich waren. Die Lakaien durften in freien Augenblicken nicht mehr auf der Violine spielen. Dieser Brauch, auf die Zucht berechnet, aber nichts weniger als angenehm, war in den großen Häusern zu Anfang des Jahrhunderts aufgekommen; die Herrn wollten sich auf Kosten ihrer Ohren überzeugen, daß ihre Leute die Zeit mit nichts Schlechterem zubrachten. Ich erwähne noch eines Brauchs aus dieser Zeit; die Sitten spiegeln sich ja besonders in solchen häuslichen Verhältnissen getreu ab. In den reichsten Hotels mußten die Kammerfrauen, ja Fräulein von Stande jene artigen Vögel aufziehen, welche die Spanier von den Kanarien eingeführt hatten, und die als neuer Modeartikel hoch im Preise standen. Eine Herzogin schickte eben so unbefangen ihre Hähne dem berühmten Vogelhändler auf dem Quai de la Megisserie zum Verkaufe, als Karl der Große das Gemüse aus seinem Garten zu Geld machte. Es versteht sich, daß die Regentschaft diese Hausindustrie in Mißkredit brachte, wie denn überhaupt von jezt an eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Geld und eine offene Hand bei einer Person von Rang zum Wohlstand gehörten. Je mehr die öffentliche Meinung Spekulationen der Habsucht im Großen adelte, desto tiefer sezte sie die kleinen Haushaltungsvortheile herab, und die Freigebigkeit, wovon der Thron das Beispiel gab, wurde unter einem Volke, das Alles nachäfft, zur Mode.

Ein großes Wunder müßte man es nennen, wäre die Erziehung bei ihren alten Grundsätzen geblieben. Um diese Zeit fing eine Sekte von Charlatans an zu spuken, welche, ein Paar Phrasen von Michel Montaigne mißbrauchend, auf den Sturz des Schulzwangs ausgingen und nichts Geringeres im Schilde führten, als das Wissen zu einem Gegenstande der Unterhaltung zu machen. Jede Sprache, jede Wissenschaft sollte nach ihrer Methode in vier Monaten erlernt oder vielmehr spielend erworben werden. Auch der Hof wurde von dieser Sucht angesteckt, und man ließ einen Mönch aus der Franche-Comté kommen, der den König (Ludwig XV.) in sechs Unterrichtsstunden schreiben lehren sollte. Die Urheber dieser Träumereien sind vergessen, aber mancher Abentheurer hat sich mit den Lappen aus ihrer Verlassenschaft aufgepuzt. Man muß indessen gestehen, daß man schon im siebzehnten Jahrhundert von der alten scholastischen Strenge bedeutend nachgelassen hatte. Dieses neue System war ein Werk der Jesuiten; sie bildeten im Schüler immer den Weltmann und hatten daher bei jedem Kolleg ein Theater, auf welchem die Schüler die von den Lehrern verfaßten Stücke aufführten. Dieser Brauch, von dem die Jansenisten nie anders als mit Abscheu sprachen, hat bei den Franzosen, sogar bei den größten Bücherwürmern, viel zu der Entwickelung der Leichtigkeit im Benehmen und des natürlichen Anstands beigetragen, welche sie vor allen kultivirten Völkern voraushaben. Auch der Geschmack an Gesellschaftstheatern ist eine Folge davon, und von diesen muß man nicht gar zu streng urtheilen, verdanken wir ihnen doch Molière und Lekain. Der von den Jesuiten gegebene Anstoß wirkte weiter. Wenn Ludwig XIV. von den Pensionnairs von St. Cyr geistliche Stücke spielen ließ, so hörte dagegen der Herzog von Orleans die Schwibbogen des Klosters von Chelles von Racines leidenschaftlichsten Versen widerhallen. Am 5. August 1716 gaben die Pariser Jesuiten nach der gebräuchlichen Tragödie Ballette, wobei Operntänzer und die Schüler der Gesellschaft Jesu in buntem Reigen tanzten. Der Ritter von Orleans, ein natürlicher Sohn des Regenten, zeichnete sich bei dieser Gelegenheit sehr aus; doch noch weit weniger, als später ein anderer Bastard des Regenten, der Abbé von St. Albin, der ihm öffentlich eine theologische Abhandlung zueignete. So seltsam dies war, so war es damit noch nicht genug; denn Madame, die Mutter des Regenten, eine Prinzessin, so tu-

gendhaft als herrisch, ließ es sich nicht nehmen, der Disputation ihres Enkelsohns beizuwohnen, obgleich das Reglement der Sorbonne die Frauenzimmer von jedem Aktus ausschloß. Nichts zeigt wohl anschaulicher, als solche kleine Thatsachen, in welchem Grade Ludwigs XIV. lange Herrschaft die öffentliche Meinung in Frankreich mit dem Aergerniß der außerehelichen Geburt vertraut gemacht hatte.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Umtriebe der katholischen Klerisei. Die St. Simonisten.

Es verhält sich sonderbar mit der Geistlichkeit in Paris seit der berühmten Julirevolution; die untere Klerisei thut ihre Pflicht wie zuvor, und wenn auch hie und da ein Pfarrer, der sich sonst etwas besser stand als jezt, das Gegenwärtige mißbilligt, so verhalten sich doch die übrigen passiv. Nicht so die höhere Geistlichkeit; diese hat ihren Einfluß auf die Staatsgeschäfte verloren, genießt keine Hofgunst mehr, und der sonst so reichlich für sie fließende Gnadenquell ist großentheils versiegt. Diese verbirgt daher ihren Unmuth nicht, und erhebt sich sogar zum Widerstand gegen die öffentliche Meinung und gegen den Willen der Regierung. Man wird sich noch aller der gehässigen Umtriebe des leider allzu rührigen Erzbischofs von Paris bei des berühmten Gregoires Tode erinnern, so wie auch des Unverstandes, den er bei der Gedächtnißfeier der Ermordung des Herzogs von Berry an den Tag legte und welcher die Folge hatte, daß die Kirche St. Germain l'Auxerrois zerstört und sein eigener Pallast fast über den Haufen geworfen wurde. Nun hat er wieder Saamen der Zwietracht ausgestreut, indem er einen kläglichen Brief an die Pfarrer erlassen hat, über die Verfolgungen, die er erdulden müsse, und über das Vorhaben der Regierung, seinen baufälligen Pallast niederzureißen und ihm in einem andern Stadttheile eine Wohnung anzuweisen. Er erbietet sich, seinen Pallast mittelst freiwilliger Beiträge wieder errichten zu lassen; die Regierung will aber die alte Kathedralkirche ganz frei stellen und deshalb den alten Pallast aus dem Wege räumen. Wahrscheinlich wird er doch nachgeben müssen, denn die Zeit, da die Erzbischöfe von Paris ihren Willen durchsezten und Könige zur Nachgiebigkeit zwangen, scheint vorüber zu seyn. Es nahmen sich zwar einige Ultrablätter seiner an; sie wollen auch sammeln zum Wiederaufbau des halb eingerissenen Pallastes; man will nun aber einmal keinen bischöflichen Pallast mehr auf diesem Flecke, wo die Volkswuth zweimal ihr Zerstörungswerk geübt hat, und wäre der Erzbischof nicht so leidenschaftlich befangen, als er ist, so müßte er selbst wünschen, diesen heillosen Ort auf immer zu verlassen. Nun ist es freilich bequem für ihn, wenn er aus seinem Pallaste sogleich in seine Kathedralkirche treten kann, da beide Gebäude zusammenstoßen. Allein Paris wäre doch der einzige Ort nicht, wo der Erzbischof nicht gerade an der Kirche wohnt. Man hat ihm im Moniteur bemerklich machen müssen, daß sein Pallast Staatseigenthum ist, seiner Baufälligkeit halber kostbare Reparatur verlangt, und er zufrieden seyn muß, wenn man ihm eine andere geräumige und bequeme Wohnung anweist. Er wird sich doch zulezt bequemen müssen, diese Wohnung anzunehmen, wenn er nicht lieber auf eigene Kosten anderswo wohnen will. Wie furchtbar rührig die Klerisei auch jezt noch ist, sieht man aus dem Umstande, daß der Abbé Guillon, welcher bekanntlich dem berühmten Gregoire in seinen lezten Augenblicken beistand und deswegen vom Erzbischofe verfolgt wurde, vom Könige aber zum Bischofe von Beauvais ernannt worden war, es nicht gewagt hat, diese Stelle anzunehmen, weil die Geistlichkeit wider ihn arbeitete, öffentlich und heimlich, und sogar in Rom ihn verkezerte. Wahrscheinlich zieht der Abbé seine Ruhe einer so gefährlichen Ehre vor. Seit der Julirevolution besteht in Paris eine Abart der katholischen Kirche; nämlich ein kleiner Theil der Geistlichkeit, welcher toleranter ist als der übrige, hält den Gottesdienst nicht lateinisch, sondern französisch. Dieser Umstand scheint dem übrigen Klerus so wichtig, daß er den kleinen Haufen als gefährliche Neuerer, Kezer, Sektirer verschreit, obschon im Grunde alle ihre Dogmen gerade dieselben sind. Bis jezt hat diese Separatkirche nur einen Saal zu ihrem Gottesdienste. Sie wird auch schwerlich Unterstüzung genug finden, um eine Kirche bauen zu können. Der Stifter ist der Abbé Chatel, der einzige Geistliche, welcher sogleich nach der Julirevolution zu dem Geschehenen öffentlich seine Zustimmung gab und mit dem Volk gemeinsame Sache machte. Auch die St. Simonisten halten ihre Zusammenkünfte noch in einem besondern Saale, und es scheint ihre Sekte seit einiger Zeit keine Fortschritte mehr zu machen. Wenn ihre Prediger gesagt haben, St. Simon sey ein großes Genie gewesen und in dieser Welt gehe es sehr schief her, indem so wenige nach ihren Verdiensten gestellt und belohnt werden und so viele ohne Verdienst und gerechten Anspruch Reichthum, Macht und Ehre besitzen, so ist all ihr Glaubensbekenntniß abgelegt. Was die St. Simonisten fühlen, ist richtig und gegründet, nämlich das Ungemach der bürgerlichen Gesellschaft; was sie vorschlagen, um diesem Ungemache abzuhelfen, ist unausführbar und abgeschmackt. Diese Reformisten mit geistlichem Anstriche haben eine Zeitlang die Aufmerksamkeit auf sich ziehen können; einige ihrer Redner haben durch eine beredtsame Darstellung der Ungerechtigkeiten der bürgerlichen Einrichtungen gebildete Menschen zum Nachdenken bringen können; allein ihre eigene Einrichtung taugt selbst nichts. Alles einzelne Vermögen zu einem Gemeingute machen und die Erbschaften abschaffen wollen, um das Vermögen nach dem Grade des Verdienstes unter die Staatsbürger zu vertheilen, ist etwas so Ungereimtes in einem großen Staate, in welchem seit vielen Jahrhunderten alles durch Geseze, Gewohnheiten und Sitten regiert wird, daß diejenigen, welche die Träume St. Simons ganz ernsthaft in Ausführung bringen wollen, selbst sehr stark träumen müssen. Sie haben Missionarien in die Provinzialstädte geschickt. Ein Beweis aber, daß die Zahl der St. Simonisten nicht anwächst, ist das, daß ihr Tageblatt, le Globe, welches jeden Montag die am Sonntage gehaltene Rede mittheilt, neulich gestand, es könne nicht fortgesezt werden, wenn es nicht durch freiwillige Beiträge unterstüzt werde. Englische Zeitschriften sprechen auch von einer Methodistensekte, die sich in Paris soll erhoben und bereits sehr vermehrt haben. Sogar mehrere katholische Geistliche sollen sich zu derselben bekennen. Ich weiß aber nicht, wo diese steckt. Niemand kennt hier eine solche Sekte, und wahrscheinlich ist dies eins von den Mährchen, die man zuweilen den leichtgläubigen Engländern aufbindet. Ist wirklich eine Methodistensekte in Paris vorhanden, so besteht sie wahrscheinlich aus Engländern oder aus Schweizern. Bei Franzosen wird der Methodistengeist schwerlich Eingang finden. Ueberhaupt ist das Sektenwesen gar nicht Sache der jezigen Franzosen. Die theologischen Angelegenheiten ziehen ihre Aufmerksamkeit sehr wenig an, denn die Politik hat sie schon ganz in Anspruch genommen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nro. 229.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. September 1831.

— Dampf und laues Wasser
Ist euer Ebenbild.

Shakespeare.
Timon.

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Nach den Veränderungen, die sich in den Sitten ergeben, kommen wir auf die Veränderungen in der Lebensart, der Diät der Nation, welche in so mannigfacher Beziehung zu den kommerziellen und Sanitätsverhältnissen stehen. Der Hang zum Wein war, man darf es wohl sagen, ganz allgemein. Bereits hatten mehrere Parlamente verordnet, daß die seit 1700 gepflanzten Reben ausgerissen werden sollten. Die Weinhäuser waren die Sammelplätze aller Stände; zu raffinirteren Ausschweifungen fand man Gelegenheit in den Badehäusern, wie früher im alten Rom bei den Salbenhändlern. Vom Hang zu starken Getränken waren selbst die Frauen nicht frei, und Damen vom höchsten Rang, Ludwigs XIV. Töchter vornean, suchten eine gewisse Ehre darin. Im Jahr 1718 schloß sich eine Prinzessin von Condé, Wittwe des Herzogs von Vendome, in ein Kabinet mit Liqueurflaschen ein und starb im vierzigsten Jahre an den Folgen beständiger Trunkenheit. Um diese Zeit, im Jahr 1715, entwöhnte die Einführung des grünen Thees in Großbritannien die englischen Damen von der Neigung zu gegohrenen Getränken, welche bei ihnen das Klima ihrer Insel noch entschuldigen mochte. In Frankreich machte das chinesische Gewächs kein so großes Glück; umsonst setzte der Regent den übermäßigen Zoll, welchen Ludwig XIV. auf dieses fremde Kraut gelegt hatte, auf zwanzig Sous für das Pfund herab; dieser heiße Aufguß fand zwar in den nördlichen Provinzen Liebhaber, in den südlichen aber war und blieb er unter den Arzneimitteln. Niemals hat Frankreichs Antheil an der Theeeinfuhr in Europa mehr als ein Neuntheil betragen.

Indessen wuchs ein furchtbarer Feind des Weins und der Schenken heran: es kamen nach und nach die öffentlichen Orte auf, wo man den Absud der Bohne vor Jemen trank. Das erste französische Kaffeehaus wurde zu Montpellier im Jahr 1671 errichtet; im folgenden Jahre eröffnete ein Armenier das zweite zu Paris auf dem Markte St. Germain, und andere Levantiner folgten diesem Beispiele. In diesen ersten Kaffeehäusern fanden sich, wie im Morgenlande, Schachspieler, Müßiggänger und Schwätzer zusammen, und welche Veränderungen der Geist der Nation durch diese neue Sitte erleiden mußte, ließ sich fortan vorhersehen. Schon unter der Regentschaft zählte Paris dreihundert solcher öffentlichen Orte, ungerechnet die Klöster und die Apotheken, wo auch Kaffee ganz fertig zu haben war. Man kann überall lesen, daß der Regent zwei Kaffeebäume, die aus Holland in den Pariser Pflanzengarten gekommen waren, nach Martinique schickte, und daß während der Ueberfahrt der Ritter de Clieur sich seine Wasserration entzog, um sie zu erhalten. Dieß ist wahr, aber weit nicht so wichtig, als man meint; denn es wurde damals bereits Kaffee in französischen Besitzungen gebaut. Imbert, der Agent der

morgenländischen Kompagnie, hatte von einem ihm befreundeten arabischen Scheik sechzig Kaffeepflanzen bekommen und dieselben aus dem persischen Meerbusen auf die Insel Bourbon gebracht; hier geriethen mehrere so gut, daß schon 1710 die Kompagnie vollkommen reife Früchte unter die Kolonisten vertheilte. Durch diese beiden Versuche wurde der Mokkabaum auf den französischen Inseln am Ende so einheimisch, daß Frankreich jährlich siebenmalhunderttausend Centner dieser aromatischen Bohne in den europäischen Handel brachte. Die Versuche der Regierung, den Kaffee zu einem Monopol zu machen, fielen weit nicht so glücklich aus als beim Tabak. Die seltsame Mode, eines scharfen, stinkenden Krautes sich zu bedienen, trug über Arzneikunst und Vorurtheil den Sieg davon. Das Tabakschnupfen verdrängte den lezten Rest von Bart aus den Gesichtern, die sogenannte moustache royale, welche Ludwig XIV. und seine Höflinge noch auf der Oberlippe trugen. Bedenkt man, daß der Pacht des Monopols unter der Regentschaft dreimal mehr eintrug als früher, so scheint es, daß der Tabak Anfangs nur Modesache war, und erst um diese Zeit sich ganz allgemein verbreitete. Die Consumtion des Tabaks und die Einnahme des Fiskus stiegen fortwährend bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, blieben sich aber fortan gleich. Der Ertrag des Monopols war von 500,000 Livres auf 30,000,000 Livres gekommen *).

Es ist wohl wirklich unerhört, daß vier ausländische Produkte, alle hitziger, reizender Natur — denn wir dürfen der Chokolade, die auch in dieser Zeit aufkam, nicht vergessen -- fast zu gleicher Zeit von einem Volke in seine Lebensweise aufgenommen werden. In wieweit die allgemeine Konstitution dadurch modificirt worden seyn mag, dieß zu untersuchen, ist Sache der Physiologen; das dürfen wir aber nicht unbemerkt lassen, daß epidemische Catarrhe, welche unter der Regierung Ludwigs XIV. sehr selten, früher noch seltener gewesen waren, im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts sehr häufig auftraten. Es war nicht anders, als ob sie die Hautkrankheiten abgelöst hätten. Die Schwitzbäder, die körperlichen Uebungen, die wollene Bekleidung im Alterthum, das rauhe Leben und der Schmutz im Mittelalter erhielten die Haut in beständiger Reizung, die nun mit unserer Weichlichkeit und weit getriebenen Sorgfalt für das Aeussere weggefallen ist. Von da an warfen sich die bösen Säfte, welche sonst der Körperfläche zuströmten, auf die Schleimhaut, welche die Eingeweide auskleidet. Sollte sich nun nicht mit einigem Grunde annehmen lassen, daß diese Veränderung zum Theil auch von dem Reize herrührt, den die Haut der Eingeweide vom Thee, Kaffee, Tabak, Cacao erleidet? Doch genug davon; wir machen nur noch auf die Beobachtung aufmerksam, daß Schlagflüsse unter der Regierung Ludwigs XIV. bedeutend häufiger waren als in der Zeit nach ihm, und dazu trugen wohl die ungeheuren Lasten, womit die Mode die Köpfe beider Geschlechter belud, das Meiste bei.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß ist zu Ende des vorigen Jahrhunderts geschrieben.

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Zweite Scene.

Montereau.

Höhe, auf der eine Batterie mit feuernden Kanonen.

Napoleon (auf einer Kanone sitzend, mit seiner Reitpeitsche spielend, im Selbstgespräch). Allons, allons, Bonaparte, rette Napoleon!

(Aufspringend und zu den Artilleristen eilend.)

In die Straßen, Freunde, in die Straßen! Die Würtemberger drängen sich darin! — Zu hoch, zu hoch! Ihr zielt zu hoch! (Er zielt selbst.) Feuer!

(Feindlicher Kanonendonner, einige Artilleristen stürzen.)

Kanonier. Sire, entfernen Sie sich, ich bitte.

Napoleon. Nicht eifersüchtig, Freunde, das ist mein altes Metier.

Kanonier. Ein Mordfeuer, Sire, ich beschwöre Sie . . .

Napoleon. Ruhig, Kinder, die mir bestimmte Kugel ist noch nicht gegossen! — Ah! dort debouchiren sie aus der Stadt! (Zu einem Adjutanten.) Schnell! General Pajol soll auf der Straße von Melun auf Montereau vorgehen. — Wo ist denn Bellunos Korps? — Sie sind mein, alle mein! — Sollen sie mir nochmals entschlüpfen? — Belluno! warum trifft er vom andern Seineufer nicht ein?

Ein Adjutant (herbeieilend). Sire, er kam zu spät, um zeitig genug die Seine zu passiren, war ermüdet. Er verfolgt den Feind.

Napoleon. Zu spät, ermüdet! Bin denn ich ermüdet? sind meine Soldaten müde? Wir verstehen uns dazu allzugut. Beordern Sie eiligst General Chateau, mit 2000 Mann Kavallerie dem Feinde den Rückzug abzuschneiden.

Adjutant. Er ist todt.

Napoleon. Chateau todt! Ein tapferer Degen! Belluno, Belluno! — Sie wollen nicht mehr, sind zu reich — Alle zu reich! — Mit Schätzen überhäufte ich sie; sie bedürfen Ruhe auf ihren Landsitzen, ihren Schlössern! (Zu einem Adjutanten.) Sagen sie General Gerard: er habe

das Kommando von General Victors Armeekorps zu übernehmen, und Victor, ich erlaube ihm, auf seine Güter sich zurückzuziehen. Wie viel Zeit verloren!

Ankommende Soldaten. Es lebe der Kaiser!

Napoleon (durch sein Fernrohr blickend). Was machen Sie denn dort? Warum seh' ich General Guyon mit seinen Chasseurs und seiner Artillerie nicht?

Adjutant. Der Feind hat ihn überrascht und seine Kanonen genommen.

Napoleon. Seine Kanonen! — Ließ sich seine Geschütze nehmen!

Ein Kanonier (im Vorbeireiten). Munition, Kameraden! Habt ihr Munition?

Napoleon. Wer schickt Dich?

Kanonier. General Digeon.

Napoleon. Digeon! Auch diesem Braven die Munition ausgegangen! — Warum nicht vorsichtiger? Meint er, meine Schlachten seyen Scharmützel, in denen nur etwa fünfhundert Kanonenschüsse fallen? — Digeon! Digeon! Er, einer meiner besten Artilleriegenerale! Alles, Alles zu spät: zum zehnten Male entrinnt mir der Feind, den ich zum zehnten Male in der Klemme hatte! Woher kömmst Du?

Staffette. Aus dem Walde von Fontainebleau.

Napoleon. Montbrun hält ihn noch immer, hoff' ich?

Staffette. Er mußte ihn den Kosacken überlassen.

Napoleon. Also wieder ein unnützer Sieg; nochmals verlorenes Blut! — Und das Alles, weil Belluno nicht rasch genug war! — Ermüdet, ermüdet! — Und ich, fahre ich denn etwa in bequemer Berline? — Digeon stell' ich vor ein Kriegsgericht, und — weh' ihm!

General Sorbier. Sire, Sie kennen Digeon als braven Soldaten.

Napoleon. Desto strafbarer ist er. — Welch Beispiel für die andern! — General, es gibt Beispiele, die gefährlicher sind als Verbrechen.

Sorbier. Gedenken Sie seines herrlichen Angriffs bei Champ-Aubert, seiner beiden zu Montmirail unter ihm erschossenen Pferde, seines von Kugeln zerfetzten Rocks bei Nangis!

Napoleon. Schon gut, schon gut! Nichts mehr davon.

(Eine Staffette überbringt ein Schreiben.)

Napoleon (nachdem er das Schreiben durchlaufen). Auch Murat! — Murat, dem ich heilig seyn mußte, mein eigener Schwager Murat — auch er erklärt sich gegen mich! — Allons, nun ist auch die Lyoner Armee fruchtlos!

Ein Adjutant. Ein Kourier.

Napoleon. Von wem?

Kourier. Vom Herzoge von Treviso.

Napoleon. Verfolgt den Feind nach Chateau-Thierry hin; nicht so? — Nimmt ihn zwischen sich und Soissons in die Mitte; nicht so?

Kourier. Soissons ist über.

Napoleon. Wer kommandirte dort?

Kourier. General Moreau.

Napoleon. Immer bringt der Name mir Unheil! — Also wieder ein Campagneplan vereitelt! Der Feind rückt über Villerscoterets und Nanteuil auf Paris vor . . . .

Kourier. Er ist zu Damartin.

Napoleon. Zehn Stunden von meiner Hauptstadt! — Zu ihrer Rettung ist kein Augenblick zu verlieren! — Auf, ihr Herrn; theuer soll der Feind seine Keckheit bezahlen! Er wagt sich mitten in unsere Provinzen und läßt uns in seinem Rücken! — Schon seit Beginn des Feldzugs sann ich auf dies Manövre. Fort, ihr Herrn, nach allen festen Plätzen; die Truppen sollen sie aufgeben und auf Paris marschiren. Hält meine Hauptstadt sich nur zwei Tage, so nehmen wir den Feind zwischen drei Feuer, und nicht ein Mann entkommt!

Alle. Ein Kourier von Paris, von Paris!

Napoleon. Was bringst du?

Kourier. Ein Schreiben von Hrn. v. Lavalette.

Napoleon (lesend). „Sire, Ihre Gegenwart ist zu Paris, auf das der Feind von allen Seiten vorgeht, unentbehrlich. Wollen Sie die Hauptstadt nicht in Feindeshand sehen, so ist kein Augenblick zu verlieren." — Recht! ich gelte in ihrer Mitte mehr als ein ganzes Heer; meine Gegenwart wird die braven Pariser befeuern. — Marschall, ich überlasse Ihnen das Kommando der Truppen. Marschiren Sie auf Fontainebleau; befehlen Sie Ragusa und Treviso: sie sollen eilen, sollen auf Paris marschiren. — Pferde an meinen Wagen! Vor heute Abend muß ich in der Hauptstadt seyn! Sie sollen ohne Rast mit dreifachen Etapen marschiren. — Unter den Kanonen von Montmartre finden wir uns Alle wieder.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Schlechte Geschäfte der Theaterunternehmer.

Man sollte glauben, die Schauspielunternehmungen seyen hier eine Lotterie; die Leute setzen auf gut Glück ein, ziehen Nieten und verlieren ihr Geld; sogleich erscheinen dafür andere und büßen ihr Geld nicht weniger ein; dessenungeachtet bessert die Lehre Niemand. Bei den jetzigen Zeitumständen hätte der gesunde Verstand den Unternehmern von Schauspie-

len begreiflich machen können, daß schon die ältern Schauspiele viele Mühe haben, sich aufrecht zu halten, und dennoch sind Wagehälse erschienen, haben neue Theater errichtet und sich, wie Kinder am Lichte, die Finger verbrannt. Das Théâtre Molière ist nur einige Wochen offen gewesen und die Unternehmer sind bereits bankerott geworden. Das kleine Theater im Palais royal hält sich noch aufrecht, da es einige gute oder doch amüsante Stücke hat, und die Eintrittspreise ziemlich niedrig angesezt sind. Dagegen ist die komische Oper oder das sogenannte Feydeautheater wieder geschlossen, obschon es eines der ältesten und angesehensten in Paris ist. Mit diesem Theater geht es schon jahrelang sehr schlecht; obgleich hier Boyeldieu seine vortrefflichen Operetten hervorgebracht hat, so sind diese ebensowenig wie die Auberschen im Stande gewesen, dem Theater fortzuhelfen. Dies ist jedoch nicht die Schuld der Operetten, sondern liegt in andern Umständen. Man hatte einen neuen und schönen Saal gebaut, zur Zeit, als das Bauen eine Art von Sucht in Paris geworden war, und mehr an Pracht gedacht, als an die Mittel, wodurch man sich abfinden könne. Die Regierung oder eine von der Regierung begünstigte Gesellschaft hatte ein bedeutendes Kapital zum Bau des herrlichen Saales vorgeschossen, und dieses Kapital wurde den Unternehmern zur Last gelegt. Auch waren Pensionen zu zahlen und dergleichen Kosten mehr; die Regierung hatte sich hineingemischt und, wie oft zu geschehen pflegt, die Sachen verdorben. Die neue Unternehmung wurde von der Last ihrer Auflagen erdrückt und konnte nicht vorwärts; bald nach der Eröffnung des neuen Saals mußte eine Veränderung vorgenommen werden, und nun kaufte Hr. Boursault die Schauspieldirektion an sich. Dieser Hr. Boursault hat eine Zeitlang die gehässigen Spielhäuser in Pacht gehabt und dabei einige Millionen gewonnen; an diesen Millionen kleben freilich die Thränen und der Fluch mancher verarmten Familien. Hr. Boursault ist jedoch kein bloßer Geldhaperer, um mich eines von Voß gebrauchten Wortes zu bedienen; er weiß das Geld auf eine würdige Art anzuwenden und sich edle Genüsse zu verschaffen. So besizt er eine schöne Gemäldesammlung, und seine Treibhäuser, worin sich viele seltene Pflanzen befinden, sind die schönsten von Paris. Dieser Mann nun kaufte mit grossem Aufwande die Direktion der Operette an sich und fand es sehr angenehm, ein Schauspiel leiten zu können; aber bald empfand er alle Bitterkeiten und Widerwärtigkeiten eines Impresario, besonders diejenige, sehr viel zahlen zu müssen und wenig einzunehmen. Er hoffte, daß es mit der Zeit besser gehen würde, allein es ging stets schlimmer; zulezt ist er des Dinges so müde geworden, daß er das Unternehmen an den Direktor des Odeontheaters, Hrn. Haral, nicht allein abgegeben, sondern auch noch 200,000 Franken zu zahlen versprochen hat, um von allen Ansprüchen des Theaters an ihn befreit zu seyn. Hrn. Boursault ist alle Lust vergangen, je wieder ein Theater dirigiren zu wollen; er überläßt es gern denjenigen, die so etwas besser verstehen als er. Nun ist von der Eröffnung dieses Theaters wieder die Rede, und die Tonsezer haben wieder einige Hoffnung, für die komische Oper neue Stücke schreiben zu können. Von der grossen Oper hat die Regierung zwar ihre Hand abgezogen, und dies ist eben kein Uebel; aber ihren Beutel hat sie doch nicht ganz abziehen können; denn ohne Beihülfe kann die große Oper nun einmal nicht bestehen, und da man überzeugt zu seyn scheint, daß die Oper zu den Erfordernissen einer großen Stadt gehört, so hält sich auch die Regierung für verpflichtet, dieselbe aufrecht zu halten. Nun kommt es nur noch darauf an, das Publikum herbeizuziehen. Scribe und Auber mußten das Beste dabei thun; da man nun aber doch nicht toujours perdrix genießen kann, sondern auch Abwechselung haben muß, so hat in diesen Tagen die Operndirektion ein altes Stück, das ehemals die Perle des Opernrepertoires war, nämlich Glucks Armida, wieder vorgenommen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da diese Oper mit einer wahren Ehrfurcht angehört wurde, als das Meisterstück des deutschen Ritters; aber seitdem Gluck wegen seiner Opern zum Ritter gemacht wurde, hat sich im musikalischen Geschmacke der Pariser eine merkwürdige Umwälzung begeben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 223:

Siegellack.

Charade.

1.

Wo ich den Tempel finster aufgeschlagen,
Da muß, was lebt und liebt, verzagen,
Da sieht man nie ein schönes Angesicht,
Da stirbt des Auges Licht.

Doch zünd' ich nur die schönen Kerzen an,
Wie freundlich wird er dann!
Viel Gözendienst, wobei man weint und lacht,
Wird in sein Pandämonion gebracht;
Doch ist's kein Heidentempel, Christen knien
Oft betend vor dem Himmelsvater drin.

Im Reich der Geister bin ich auch bekannt,
Und böse dort genannt,
Der Geist versiecht, wenn meine Luft ihn trifft,
Und stirbt an Gift.

2.

Wer Jene fürchtet, komme nur zu mir,
Wie schön ist's hier!
Ich zeig' euch Alles wie die Sonne klar,
Und rein und wahr.

Kaum bin ich Körper, bin vielleicht ein Geist,
Der nur den Schein des Körpers weis't,
Mich fürchtet nur, wer mischt das böse Gift,
Das Geister trifft.

Denn plözlich schwindet jenes Giftes Macht
Vor meiner Pracht;
Ich ziehe siegreich in die Geister ein,
Was ich bin, werden sie nun seyn.

Das Ganze.

Ein gar bescheiden Kind des Zweiten nur,
Verbreit' ich gern im Ersten seine Spur;
Ein kleiner Trost für den, der sich nach Jenem sehnt,
Und dem das Erste sich zu lange dehnt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 230.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 26. September 1831.

Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen,
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm. Doch innen
Im Marke lebt die schaffende Gewalt.

Schiller.

Napoleon, oder dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Fontainebleau.

Dritte Scene.

Napoleon, Marschälle, Rustan, ein Abgeordneter, Domestiken, Soldaten.

Napoleon (hastig eintretend). Pferde, Pferde!

Rustan. Eben wird angespannt, Sire.

Napoleon. Fünfzehn Stunden nach Paris — drei Stunden nur bedarf's! Wie schlagen sich meine braven Pariser?

Erster Domestik. Es ist angespannt, Sire.

Napoleon. Fort!

Zweiter Domestik. Ein Abgeordneter vom Herzoge von Vicenza.

Napoleon. Von Paris? (Zum Abgeordneten.) Was bringen Sie?

Abgeordneter. Paris, Sire, hat kapitulirt.

Napoleon. Paris? Unmöglich!

Abgeordneter. Um zwei Uhr diesen Morgen ward die Kapitulation unterzeichnet. — In diesem Augenblicke ziehen die Alliirten in der Hauptstadt ein.

Napoleon. Paris, Paris kapitulirt! Und eben jezt debouchiren die Kolonnen, die ich aus der Champagne zurückgeführt, auf der Straße von Sens! — Paris kapitulirt? Ist das sicher?

Abgeordneter. Fragen Sie, Sire, die Herzoge von Ragusa und Treviso...

Napoleon. Ragusa! Ragusa! Hätten Sie Paris in der That dem Feinde überliefert?

Ragusa. Eine Ordre des Prinzen Joseph befahl mir, zu unterhandeln.

Napoleon. Und die Kaiserin? mein Sohn? — Sie, Marschall, bürgen mir für Weib und Kind!

Ragusa. Ihre Majestäten haben mit den Ministern sich über die Loire zurückgezogen.

Napoleon. Wie viel Truppen, meine Herrn, bringen Sie mir zurück?

Ragusa. Ich 10,000 Mann.

Treviso. Ich 16,000.

Napoleon (zu Ney). Prinz, wo sind die von Ihnen befehligten Truppen?

Ney. Auf dem Marsche nach dem Hauptquartier.

Napoleon. Wie stark? — Paris kapitulirt!

Ney. 10,000 Mann.

Napoleon. Und Sie, meine Herrn?

Tarent und Neufchatel. 10,000 Mann beiläufig.

Napoleon. So habe ich also hier noch über mehr denn 40,000 Mann zu disponiren?

Ney. Allerdings, aber entmuthigt, erschöpft...

Napoleon. Meinen Sie, Ney? (Er tritt an's Fenster.)

Soldaten. Es lebe der Kaiser! Nach Paris, nach Paris! Fort nach Paris!

Napoleon (zurücktretend). Da hören Sie; die er-

schöpfen sich nicht, meine Herrn! Ragusa, Ihr Hauptquartier nach Essonne; Sie bilden meine Avantgarde.

Ragusa. Große Verantwortlichkeit, Sire!

Napoleon. Wüßt' ich, mein alter Kriegskamerad, einen Zuverläßigern als Dich, ich würde Deinen Kaiser ihm anvertrauen. — So lange Du, Marmont, für mich wachst, bin ich ruhig. — Treviso, Sie lagern sich zu Annecy; was von Paris kommt, sammelt sich hinter Ihrer Linie; was aus der Champagne eintrifft, nimmt eine intermediaire Stellung auf der Seite von Fontainebleau. Die Bagage und der Park werden nach Orleans dirigirt. — Ertheilen Sie Ihre Ordres.

Tarent (halblaut). Er läßt uns nach Paris marschiren, und unsere Frauen, unsere Kinder sind als Geißeln dort! wann soll das enden!

Napoleon (sich umkehrend). Sie haben mich verstanden, meine Herrn?

Stimmen im Vorzimmer. Der Herzog von Vicenza! Der Herzog von Vicenza!

Tarent. Caulaincourt!

Napoleon. Caulaincourt!

Tarent. Was Neues, Herr Herzog? Paris?...

Caulaincourt. Ueber!

Die Marschälle. Die Alliirten? ...

Caulaincourt. Sind diesen Morgen eingezogen.

Napoleon. Mir, meine Herrn, denk' ich, hat der Herzog zu rapportiren. — Geben Sie, ertheilen Sie Ihre Ordres. (Die Marschälle ab.) Was gibt's Caulaincourt? Reden Sie!

Caulaincourt. Der Senat, Sire, hat....

Napoleon. Hat....

Caulaincourt. Ihre Thronentsetzung ausgesprochen.

Napoleon. Mir das! — Der Senat! Ha! Mir das! — Haben Sie die Alliirten gesprochen?

Caulaincourt. Ja, Sire.

Napoleon. Alexandern?

Caulaincourt. Ja, Sire.

Napoleon. Was sagen sie? Welche Bedingungen? Reden Sie, reden Sie ...

Caulaincourt. Eine leidenschaftliche Parthei erklärt sich für die Bourbons.

Napoleon. Die Bourbons! die Bourbons! Ich bin Kaiser! — Alle erkannten sie mich an, nannten mich ihren Bruder! — Die Bourbons! Unmöglich, unmöglich!

Caulaincourt. Nur ein Mittel ist vielleicht noch übrig, Majestät, den Thron Ihrer Familie zu erhalten: Entsagung zu Gunsten des Königs von Rom, mit Regentschaft J. M. der Kaiserin ...

Napoleon. Aber, Herzog, ich gebiete hier noch über mehr denn 40,000 Mann; 12,000 Feinde sind vor Paris geblieben; ihre Generale sind in den Hotels zerstreut. — Binnen acht Tagen kann ich 100,000 Mann nach der Hauptstadt marschiren lassen.

Caulaincourt. Sire, man ist des Krieges müde.

Napoleon. Mein Kanonendonner weckt die Pariser!

Caulaincourt. Gestern schon, Sire, erscholl der Ruf: „Es lebe der König! Es leben die Bourbons!" in den Straßen; aus vielen Fenstern wehte die weiße Fahne. — Bei Gott, Sire, die Bitte fällt mir schwer: entsagen Sie, Sire, ich beschwöre Sie, zu Gunsten des Königs von Rom.

Napoleon. Was würden meine alten Generale dazu sagen? (Sich nach dem Hintergrunde wendend). Marschälle, herein, alle herein! — Wo ist Ragusa?

Ein Marschall. Zur Avantgarde.

Napoleon. Wissen Sie, was man mir vorschlägt? Verzichtung zu Gunsten des Königs von Rom!

Marschall. Und Sie glauben, die Alliirten werden sich damit begnügen?

Napoleon (bitter). Sich begnügen?

Marschall. Dann, Sire ...

Napoleon. Dann? ...

Marschall. Entsagen Sie! Würde aber auch der König von Rom nicht anerkannt, dann, Sire, sind wir Alle bereit ...

Napoleon. Das ist also auch Ihre Meinung? Ihr wollt Ruhe — soll Euch werden! — Ha, ihr wißt nicht, welcher Kummer, welche Gefahr auf Eurem weichen Pfühl Euer harren! — Ein Paar Jahre dieses so theuer zu erkaufenden Friedens raffen Eurer mehr hinweg, als der verzweifeltste Krieg! Allons! (Er schreibt.)

„Da die Mächte erklärt, daß Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt sich Kaiser Napoleon, seinem Schwure getreu, bereit, zum Wohl des Vaterlandes, welches von den Rechten seines Sohnes, von der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechthaltung der Reichsgesetze unzertrennlich ist, vom Throne herabzusteigen, von Frankreich und selbst vom Leben zu scheiden. Gegeben in Unserem Pallaste zu Fontainebleau, den 5ten April 1814."

Napoleon.

Hier, meine Herrn! es ist meine Unterschrift! Ihr kennt sie ja wohl noch von Euern Marschallspatenten und Euern Dotationen her. Bringen Sie, Herzog, ihnen dieß Papier. — Den schönsten Thron des Erdballs aufgegeben! — Hätt' ich mit ihnen, wie sie jezt mit mir verfahren! — Gebt, Ihr Herrn, und laßt mich! (Zu Caulaincourt.) Tarent und Treviso begleiten Sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Am Wechsel des Kostüms läßt sich ganz deutlich der Wechsel der Politik erkennen. An der weiten Kleidung der Hofleute Ludwigs XIV., am weibischen Luxus mit Schleifen, Fransen und Spitzen, mit denen sie vom Kopf bis auf die Füße bedeckt waren, erkennt man den italienischen und kastilischen Einfluß; unter der Regentschaft aber, die sich an die nordischen Mächte anschloß, schrumpften sämmtliche Theile unserer Kleidung auf das Maaß der Hyperboräer zusammen. Auch die Perrücken, welche Ludwig XIV. und sein Sohn eingeführt hatten, verloren ihren ungeheuern Umfang und bezeichneten durch bestimmte Formen die verschiedenen Stände und Gewerbe, wogegen den sonst so winzigen Hüten jetzt die Flügel gewaltig wuchsen. Wohlgerüche und Puder kamen wieder auf. Ludwig XIV. hatte die Parfümerien, aus persönlichem Widerwillen dagegen, von seinem Hofe verbannt; der Herzog von Orleans liebte sie leidenschaftlich; er roch beständig durchdringend stark und hatte Chemie studirt, um sich die feinsten Parfüms selbst bereiten zu können. Dieser orientalische Brauch, den er wieder einführte, hielt sich indessen doch in gewissen Schranken. Mazarin, wie er im Laufgraben vor Cambrai wohlriechende Handschuhe unter die Offiziere austheilte, wäre jetzt ausgelacht worden, und der Spanier Quevedo hätte von den damaligen Franzosen nicht sagen können, was er von seinen Landsleuten sagte: „Ihre Armeen sind schlecht angeführt, aber desto besser parfümirt." Der Puder, der die Züge sanfter und die Menschen im Alter scheinbar gleicher macht, war unter Heinrich IV. erfunden worden. Seine beiden Nachfolger nahmen ihn nicht an; ganz aber kam er deßhalb nicht ab. Nach den Memoiren aus jener Zeit behielten ihn die Petitsmaitres der Fronde und die Weltgeistlichen bei. Frau von Fontanges mäßigte damit das brennende Roth ihrer Haare; ja es gab Frauen, die sich zu dem Amazonenhabit puderten, dessen hermaphroditischer Schnitt von der Königin Christine von Schweden herrührte. Durch diese Modelaunen that das Kostüm des neuen Hofes, gegen das des alten, einen Sprung von einem Jahrhundert rückwärts, und die Revolution breitete sich bald in Europa überall dahin aus, wo die Franzosen durch das ansteckende Beispiel ihrer Moden herrschten. Der Regent hatte einen natürlichen Hang zur Pracht und führte reiche Kleider ein; die fremden Nachahmer wollten sie massiv haben, und ein holländischer Schriftsteller aus der damaligen Zeit hatte nicht Unrecht, wenn er seine Landsleute fragte, ob ihre Kleider aus der Schmiede oder aus den Händen des Schneiders kommen. Friedrich Wilhelm von Preußen kam, um dieser Sucht Einhalt zu thun, auf einen eigenen Einfall: er ließ bei einer Revue die Henkersknechtee ganz im schimmernden Kostüm der neuen französischen Höflinge erscheinen. Der französische Minister, der Graf von Rottemburg, mußte diesen beleidigenden Spott mit ansehen. Eine kleine Lehre der Art mochte ein guter König schon geben; aber der Spaß, wie er ausfiel, war ächt vandalisch.

Gleich groß war die Umwandlung, welche das Aeußere der Frauen erlitt. Ihr über einem eisernen Gerüste aufgebauter Kopfputz sank mit einemmale nieder, und an seine Stelle traten kurze, geringelte Haare. Was ein so natürlicher Putz Gefälliges hatte, wurde durch Wolken von Puder wieder verdorben. Milady Montaigu, die von Konstantinopel über Frankreich heimreiste, verglich deshalb boshafterweise den Kopf der Französinnen mit einem Lammsfell. Ihre Kleidung hatte beim Tode Ludwigs XIV. einen ganz seltsamen Zuschnitt; aber die Bleigewichte, die zahllosen Bauschen und Falten wurden jetzt von den Reifröcken verdrängt, welche ums Jahr 1718 aus England kamen. Sie sind aber wohl wahrscheinlich deutschen Ursprungs. Im königlichen Schlosse zu Berlin sieht man noch ein altes Gemälde, das den Hof König Friedrichs I. vorstellt. Die Königin und sämmtliche Damen tragen darauf große Reifröcke und zünden mit Papierstreifen ihren Männern die Pfeifen an. Diese Mode, wodurch die Frauen einen so ungeheuren, lästigen Umfang erhielten, herrschte so despotisch, daß sich sogar die frömmsten Seelen ihr unterwarfen. Sie fanden sich mit ihrem Gewissen dadurch ab, daß sie sich mit kleineren Reifen umgaben; dies hieß man jansenistische Reifröcke, und es war wohl der einzige Dienst, den die Sekte seit der Zerstörung von Port-royal der Sache der Vernunft geleistet hat. Die Nachfrage nach Fischbein im französischen Handel wurde so stark, daß um diese Zeit auf Frankreichs Kosten in Ostfriesland eine neue Kompagnie für den Wallfischfang errichtet wurde. Als Beitrag zur Geschichte des wunderlichen menschlichen Geistes, muß erwähnt werden, daß diese unbequeme Mode, welche gewisse Leute gegenwärtig als den Typus von Anstand und Hoheit zurückwünschen, siebzig Jahre lang geherrscht hat, und doch gleich Anfangs von Sittenpredigern in Schriften und auf der Kanzel, als eine Erfindung zu Beförderung der Sittenlosigkeit und zu Verheimlichung ihrer Folgen, heftig angegriffen worden ist.

Wann die kleinen Sammtmasken aus der Mode kamen, welche die Damen außer dem Hause trugen, habe ich nicht genau ermitteln können. Dieses Stück Putz, das man von den Italienerinnen entlehnt hatte, war ein Schild für die Schüchternheit, ein Versteck für die Intrigue und ein Schutzmittel für die Haut zugleich. Unter der Regentschaft sieht man es noch im Brauche. Bei

der Zuversicht, mit welcher jezt die Frauen im äußern Leben aufzutreten anfingen, mußte ihnen dieser Puz bald lästig werden; in den Provinzen aber war die Maske bei vornehmen Damen, wenn sie ausritten, noch unerläßlich. Eine schöne Holländerin, Namens Poter, die gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. am französischen Hofe ziemliches Aufsehen machte, war die lezte, welche die Maske gewöhnlich trug. Jezt tritt sie nur noch bei Schlittenparthien im Norden auf. — Was die Kinderkleidung betrifft, so führe ich nur Ein authentisches Beispiel an. Ludwig XV. wurde, als er sieben Jahre alt war, das Gängelband, und als er eilf ein halbes Jahr alt war, sein Schnürleib von Fischbein abgenommen; mit der großen Perrücke wurde er aber verschont; worauf der Marschall von Villeroi nicht ermangelte, den ottomanischen Gesandten aufmerksam zu machen *).

(Der Beschluß folgt.)

*) s. Nr. 210. dieser Blätter.

Heidebilder.

Von N. Lenau.

Himmelstrauer.

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.

Vom Himmel tönt ein schwermuthmattes Grollen,
Die dunkle Wimper blinzet manches Mal:
So blinzen Augen, wenn sie weinen wollen,
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl.

Schon schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel über's Heideland,
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne langsam fallen aus der Hand.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsezung.)

Glucks Armida. Dominique le possédé. Leontine.

In Deutschland, wo man mit den Rossinischen Opern nicht so vertraut ist, als in Frankreich, ist die Veränderung nicht so auffallend; auch ist überhaupt der Gluckſche Styl dem deutschen Geschmacke und Charakter verwandter als dem französischen; deshalb sind seine Opern in Deutschland noch nicht so sehr im Ansehen gesunken, wie es hier der Fall ist. Der Direktor der Oper hatte so etwas gefürchtet und die fünf Aufzüge der Armida in drei zusammenziehen lassen, damit man hernach ein Ballet aufführen und dem Schauspiel dadurch Abwechselung verschaffen könne. Dessenungeachtet ist die Darstellung der alten Gluckschen Armida nicht zum Besten ausgefallen. Das Publikum lächelte über die veralteten Wendungen und Ausdrücke, die unsern Vätern und Großvätern etwas ganz Neues seyn mochten, aber seitdem völlig abgenuzt worden und nicht mehr brauchbar sind. Einige Tageblätter geben sich die Mühe, zu erklären, wie es zugeht, daß diese Oper, welche vor einem halben Jahrhundert so erhaben schien, jezt zum Theile mitleidig belächelt wird; ich sage zum Theile: denn die wahrhaft schönen Stellen, die energischen und leidenschaftlichen Singstücke finden auch jezt noch Beifall und werden zu den besten Singstücken des Opernrepertoires gerechnet, obwohl man nur höchst selten einige derselben in den Konzerten hört. Für den jezigen Geschmack, der einen lebhaften und kurzen Genuß verlangt, sind diese Stücke auch allzu gedehnt und verlängert. Die Langeweile schleicht sich unvermerkt ein und verdirbt den Genuß. Ehemals gab es in Paris eine Gluckſche und eine Piccinische Partbei; die beiden musikalischen Sekten verkezerten sich einander in den Zeitschriften und in Gesellschaften, und dieser Streit war eine Zeitlang die wichtigste Begebenheit in Paris. Nun ist die Zeit über beide Partheien hergefahren und hat sie beide in Ruhe gesezt. Piccinische Opern werden gar nicht mehr aufgeführt und Gluckſche selten, und man lächelt jezt, wenn man hört, daß Gluck fürchtete, verdammt zu werden, weil er allzu wollüstige Musik für seine Armida gesezt habe. Jezt gibt es nur noch Rossinisten und man spottet über die Perrücken der alten Gluckisten. So hat alles seine Zeit und seinen Glückswechsel. Das Théâtre français, dem es seit einiger Zeit sehr übel erging und das seine bessern alten Schauspiele allmählig verloren hat, ohne sie ersezen zu können, hat sich mit Dominique le possédé wieder etwas aufgeholfen. Dieser Dominique ist eine possierliche Figur aus dem Ende des Mittelalters, da man noch an Hexen und Zauberer glaubte und gewaltig viel mit dem Teufel zu thun hatte, um den sich die Pariser jezt nicht sehr bekümmern. Dominique meint, er sey behext, und es treffen so unerwartete Dinge zusammen, und es stoßen ihm so wunderliche Abentheuer zu, daß ein Leichtgläubiger wohl meinen könnte, es habe der Teufel sein Spiel mit ihm. Dies lustige Stück erinnert an die Possen der Italiener zu der Zeit, als sie mehr politische Freiheit und folglich mehr Frohsinn besaßen als jezt und sich an Harlekin und Pulcinello ergözten. Solch ein Stück kommt gerade zur rechten Zeit unter den ernsthaften politischen Bewegungen, und dient den Parisern zur Aufheiterung. — Der Dichter Ancelot hat Trauerspiele fürs Théâtre français und fürs Odeon geschrieben und am Ende bemerkt, daß er doch nicht weit damit komme, denn diese beiden Haupttheater gehören jezt nicht zu den besuchtesten. Er hat sich deshalb zu den kleinern Theatern herabgelassen und für diese Stücke geschrieben, die ihm mehr eintragen, als Tragödien. Seine Dubarry am Vaudevilletheater hat über 50 Darstellungen erhalten. Seit Kurzem hat er für dasselbe Theater ein Schauspiel mit Gesängen gedichtet; es heißt Leontine und ist aus einer Erzählung Diderots entnommen. Dieser berühmte Schriftsteller erzählt nämlich, wie ein schlaues Weib, die er Mad. Pommereur nennt, um sich an einem Liebhaber zu rächen, welcher ihre Liebe verschmähte, weil sie für ihn in der bürgerlichen Gesellschaft nicht hoch genug stand, ein verworfenes Mädchen abrichtete, damit es durch den Anschein der Tugend das Herz des stolzen Liebhabers an sich ziehen und ihn zu einer Heirath bewegen möchte. Ancelot hat statt der Französin, Mad. Pommereur, eine Italienerin dargestellt, weil die Rachsucht, wie sie sich in diesem Schauspiel äußern sollte, von Seiten einer Italienerin leichter zu begreifen war. Die Figur der Lustdirne mußte noch viel mehr geändert werden, um dem Zartsinne des Pariser Publikums nicht zu mißfallen. Ancelot stellt das Mädchen daher als ein Opfer der Verführung dar, welche ins Elend versinkt, aus Hunger bei einem Bäcker ein Brod wegnimmt, von der Polizei aufgegriffen wird, aber entkommt und voll Reue und Schaam bei der italienischen Gräfin, welche sich ehemals ihrer angenommen hatte, eine Zuflucht sucht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 231.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. September 1831.

> Schon drängt Kleine, wie Große, die Herrschaft gleicher Begierde:
> Besser um nichts ist sie, die auf kothigem Pflaster zu Fuß trabt,
> Als die auf dem Genick einherschwebt stämmiger Syrer.
>
> Juvenal.

Die französischen Sitten zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

Aus der neuen Richtung, welche das Leben der weiblichen Welt gewonnen hatte, ging jezt eine Erfindung hervor, die man als das eigentliche Emblem der ganzen Regentschaftszeit betrachten kann. Es mußte ein eigenes Wort geschaffen werden, um ein Ding zu bezeichnen, das bisher gar nicht bestanden hatte. Negligé nannte man es, wenn sich jezt eine Frau in dem Zustand von Unordnung im Aeußern, die man sich natürlich im eigenen Zimmer erlaubt, außer dem Hause wagte. Die Kunst und die Grazien thaten alles Mögliche zur Ausbildung dieser indezenten Mode, und das Resultat war ein reizendes Gemische von Gewähltheit und Nachlässigkeit, von Luxus und Simplicität. Die Damen vom höchsten Rang versuchten diese freie Sitte zu allererst und trugen sie wohlgefällig an öffentlichen Orten zur Schau, um recht fühlen zu lassen, wie weit sie über gemeine Rücksichten erhaben seyen. Nicht lange aber, so emancipirte sich die ganze civilisirte Welt auf diese Weise, und es hatte dieß, so unbedeutend es auf den ersten Blick erscheinen mag, sehr wichtige Folgen. So lange sich die Moden nur um kostbare Stoffe gedreht hatten, waren nur die Reichen dabei betheiligt gewesen, und die Moden hatten sich zudem immer noch langsam verbreitet. Als der Abbé Dubois nach London reiste, um wegen der Quadrupelallianz zu unterhandeln, nahm er, als Geschenk für die Hofdamen König Georgs, Kleider à l'Andrienne mit, die durchaus mit Gold gestickt waren. Diese Mode war damals bereits vierzehn Jahre alt und rührte von der Schauspielerin her, die zuerst im Stück jenes Namens aufgetreten war. Nun aber, da das Negligé konventionell ein förmlicher Putz wurde, mußten dazu leichte Draperien und Modezeuge immer neu erfunden und rasch damit gewechselt werden. Damit wurden, zum großen Nachtheile der Sittlichkeit, die Mädchen aus den niedern Ständen in den Strudel der Mode hineingerissen, und der französische Handel vermochte mit diesem reißend schnellen Umschwung nicht mehr Schritt zu halten. Colbert hatte die französischen Fabriken in ihrer Kindheit durch weise, ins Einzelnste gehende Verordnungen geleitet, und seit ihm löste ein Handelsrath den andern ab, ohne daß einer die von Colbert vorgezeichnete Bahn verließ. Das wollte man nicht einsehen, daß eine unerwartete Wendung der Dinge neue Gesetze erforderte, und daß die Fesseln, welche den französischen Manufakturen in ihrer Kindheit Schutz verliehen, sie erdrücken mußten, wenn sie einmal erstarkt waren. Nur freien Ländern war es möglich, alle Launen eines neu eingerissenen, fantastischen Luxus zu befriedigen, und wirklich fiel auch die Fabrikation von Produkten, deren Vertrieb desto einträglicher seyn mußte, je vergänglicher sie waren, ganz in ihre Hände. Die Schweiz, Holland und England gelangten durch Frankreichs Mißgriff zu

beispiellosem Wohlstand, und ihre Industrie, der sich Frankreich thörichterweise zinsbar machte, ging ins Riesenhafte. Mit Erstaunen sah man aus dem Schooße phlegmatischer Völker, aus neblichten Himmelsstrichen Sendungen auf Sendungen jenes Flitterstaates fließen, den der Leichtsinn unserer Weiber unter der Regentschaft zum Bedürfniß erhoben hatte, und den allzu bewegliche Einbildungskraft und überfeiner Geschmack immer anders, immer neu haben wollte. Die plumpe, pedantische Republik Venedig kam erst spät auf den Gedanken, das Joch, das sie hinderte, an diesem Handel theilzunehmen, zum Theil abzuschütteln. Welches Sturmes es bedurfte, bis sich Frankreich endlich vom Gewerbszwang losriß, ist bekannt. Bürgerstolz, Trägheit und Eigennutz sehnen sich zurück nach dem bequemen Monopol und den burlesken Würden der Gewerbshierarchie. Ist man nicht auf der Hut, so wird diese Stimmung einst wieder zu den Gewerben und Innungen, und der ganzen alten Gesetzgebung in ihrem Gefolge, zurückführen, und da allerdings bei der Gewerbsverfassung große Uebel sich hinter einigen scheinbaren Vortheilen verstecken, so wird es nicht an Sophisten fehlen, die es verstehen, die Ketten derselben zu vergolden.

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Sechste Scene.

Napoleon, später Caulaincourt, Gourgaud, Sekretär, Huissier.

Napoleon (allein). Diese Menschen, die ich zu mir emporgehoben, die ich auf allen Näthen vergoldet..! Meine Soldaten nur blieben mir treu ergeben; ich muß ihnen danken. Sekretär!

Sekretär (eintretend). Sire ...

Napoleon. Schreiben Sie: „Der Kaiser dankt der Armee für die ihm bewiesene Anhänglichkeit; denn sie erkennt, daß Frankreich in ihm beruhe, nicht in jenem Haufen von Steinen, Straßen, Koth, die Hauptstadt genannt. Der Senat hat sich erlaubt, über Frankreichs Regierung zu verfügen; er vergaß, daß er dem Kaiser die Gewalt, die er jetzt mißbraucht, verdankt. — Hätte der Kaiser, wie man damals ihm vorwarf, jene Menschen verachtet, so würde die Welt jetzt anerkennen, daß er zu dieser Verachtung Grund hatte. Seine Würde hatte die Nation ihm verliehen; nur sie konnte derselben ihn entäußern." (Caulaincourt tritt ein.) Sie, Vicenza? Und warum nicht abgegangen?

Caulaincourt. Eben stieg ich in den Wagen, als ein Kourier mir diese neue Depesche überbrachte.

Napoleon (die Depesche durchlaufend.) Eine Verzichtungsformel für mich und meinen Sohn?! Für meinen Sohn? Nimmermehr!

Caulaincourt. Ludwig XVIII., Sire, ist zum Könige ausgerufen.

Napoleon. Gleichviel! Hörten Sie nicht so eben noch meine Marschälle mir erklären: verlange man Entsagung auch für meinen Sohn, so seyen sie bereit, nach Paris zu marschiren? Ha! haben sie für ihres Kaisers Verunglimpfung kein Gefühl mehr, so werden sie doch den alten Kameraden rächen! Die Marschälle, Herzog! In sechs Stunden stehen wir vor Paris.

Caulaincourt. Niemand im Vorzimmer.

Napoleon. Der Huissier soll sie rufen.

Caulaincourt (zum Huissier). Santini, die Marschälle! — Wie, nicht mehr da?

Napoleon (sich umkehrend). Wie? Was? — Ein Irrthum! — Meine Marschälle!

Santini. Eben, Sire, stiegen sie zu Pferde und ritten, einer nach dem andern, fort.

Napoleon. Fort? Und wohin?

Santini. Sie nahmen den Weg nach Paris.

Napoleon (nach einer Pause). Oh! Ich muß doch wohl ein recht böses Wesen seyn!

Caulaincourt. Sie sehen, Sire, auch die Marschälle verlassen Sie!

Napoleon. Gleichviel! Ragusa bleibt mir: Ragusa und ich, mehr braucht unsere Armee nicht, wir brauchen nicht mehr als diese Armee!

Gourgaud (eintretend). Sire, die ganze Straße von Fontainebleau ist verlassen. Ragusa ist mit seinen 10,000 Mann zum Feinde übergegangen.

Napoleon. Auch er! Der Undankbare! der Knabe, den ich unter meinem Zelte aufzog, er, zu dem ich sagte: wache, wenn ich schlafe — er verräth mich! Weh' ihm! ihn wird das Geschick einst bitterer treffen als mich! Laßt mich allein, Ihr Herrn!

Caulaincourt. Sire ....

Napoleon. Allein will ich seyn, allein!

Gourgaud. Fontainebleau, Sire, steht von Paris her dem Feinde offen; was befehlen Sie, Sire..?

Napoleon. Nichts! (Caulaincourt und Gourgaud ab.) Schändlicher Verrath! Die Alliirten fürchten mich so sehr als General meines Sohns, denn als Kaiser! Mein Sohn, mein armer Sohn, für den ich Kronen erstegte! Und ich, ich raube ihm die seine! So lang ich lebe, werden sie zittern! — Dafür gibts Rath! — Bin ich todt, so ist mein Sohn legitimer Erbe des Throns! — In der Gruft bin ich ja nicht mehr zu fürchten! Die Waise zu berauben, müßten die Souveräns sich schämen. Zum Glücke habe ich Cabanis Gift noch, dasselbe, das er einst für Condorcet bereitet! (Er löst eine kleine Phiole rasch vom Halse und gießt den Inhalt in ein Glas.) „Er hat, wird es heißen, nicht den Muth

gehabt, das Leben zu ertragen, sein Tod ist nichts als schimpfliche Flucht.“ Gleichviel! — Ich habe über mein Leben zu gebieten! (Haare abschneidend und sie in ein Papier wickelnd.) Meinem Sohne... Allons! Er lebe! (Er trinkt.) Lebewohl, mein Sohn! Lebewohl Frankreich! (Er läßt das Haupt in seine auf den Tisch gestützte Hände sinken.)

Spion (in der Thüre). Was macht er?

Napoleon. Es wirkt! Cabanis sagte mir ja: dieß Gift wirke blitzschnell wie ein Gedanke.. Ha! In den vier Jahren, seit ich es bei mir trage, mag es an Kraft verloren haben; es martert mich, ohne mich zu tödten. Ha!...

Spion (eintretend, bei Seite.) Kein Zweifel: Gift! (laut) Sire, Sire!

Napoleon. Schweig!

Spion. Hülfe! Hülfe! Der Kaiser stirbt! Rustan! Rustan! — Auch er hat ihn verlassen! — Constant! — Niemand, Niemand! (klingelnd.) Wäre Blut Gegengift! Hülfe! Hülfe!

Napoleon. Braucht es nicht! Gift wie Kugeln! Der Tod will mich nicht!

Caulaincourt (rasch eintretend). Was gibt's?

Spion. Herzog, wo ist der Arzt Ivan?

Caulaincourt. Eben weggeritten; aber was ist dem Kaiser?

Spion. Er hat sich...

Napoleon (zum Spion). Schweig! bei Deinem Kopfe! (Zu Caulaincourt.) Nichts, Herzog, eine leichte Unpäßlichkeit. (Bei Seite.) Gott will's nicht!

Caulaincourt. E. M. sind so blaß...

Napoleon. Herzog, welchen Aufenthalt gesteht man mir zu, wenn ich verzichte?

Caulaincourt. Corfu, Korsika, Elba.

Napoleon. Ich wähle die Insel Elba. — Wen darf ich dorthin mitnehmen?

Caulaincourt. Vierhundert Grenadiere und die von Ihnen zu bezeichnenden Personen Ihres Hauses. — Entschließen sich Eure Majestät, so bitten Bertrand, Drouot und Cambronne um die Gnade, Ihnen folgen zu dürfen.

Napoleon. Nie baten sie um etwas in den Tagen meines Glücks; meinen Unglücksgefährten wird einst die Nachwelt lohnen! (Er tritt langsam zum Tische und schreibt:)

„Da die verbündeten Mächte ausgesprochen, daß Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sey, so erklärt Kaiser Napoleon, seinem Schwure getreu, daß er für sich und seine Kinder auf die Throne Frankreichs und Italiens verzichte, und daß er Frankreichs Interessen jedes Opfer, selbst das seines Lebens, darzubringen bereit sey.

6. April 1814.“

Sind Sie zufrieden, Herzog?

Caulaincourt. Nur um eine Gnade noch habe ich Eure Majestät zu bitten.

Napoleon. Reden Sie.

Caulaincourt. Daß Eure Majestät mir vergönnen, Sie nach Elba zu begleiten.

Napoleon. Sie, Caulaincourt? — Unmöglich!

Caulaincourt. Sire...

Napoleon. Kehren Sie nach Paris zurück; man erwartet Sie dort mit Ungeduld. (Zum Huissier) Sagen Sie General Petit, er soll seine Soldaten im großen Hofe unter's Gewehr treten lassen. — Zum leztenmale will ich von meinen Braven Abschied nehmen. — Adieu, Caulaincourt; Frankreich wird mich vermissen, Allen, die an meinem Sturze Theil haben, einst fluchen. — Adieu, Caulaincourt, Adieu!

Caulaincourt (Napoleons Hand küssend). Adieu, Sire! (nach dem Hintergrunde ab. — Napoleon ergreift seinen Hut, verweilt einen Augenblick in Gedanken und geht dann nach der linken Seite ab.)

(Verwandlung.)

Der Schloßhof von Fontainebleau.

Siebente Scene.

General Petit, Lothringer, Soldaten; später Napoleon.

Lothringer. He da, alte Bursche! Es heißt, man schickt uns nach Hause. Das gefällt euch wohl nicht?

Alle. Nimmermehr!

Lothringer. Mir behagt's auch nicht. — Ferner heißt's, der Kaiser sey nicht mehr Kaiser. Erlogen, nicht wahr?

Alle. Erlogen!

Lothringer. Und so lange unser noch vier Mann zum Quarré für ihn übrig sind, soll man unsern Kaiser uns nicht nehmen.

Alle. Gut und Blut für ihn! Es lebe Napoleon!

Lothringer. Sacré coquin! Sie sollen uns nur kommen!

Petit. In's Gewehr!

Soldaten. Der Kaiser, der Kaiser!

(Napoleon erscheint im Hintergrunde auf der großen Treppe.)

Alle. Es lebe der Kaiser! Nach Paris! nach Paris!

(Napoleon winkt mit der Hand.

Soldaten. Still, still; er will sprechen!

Napoleon. Soldaten meiner alten Garde, ich sage euch Lebewohl! Seit zwanzig Jahren fand ich euch stets auf der Bahn der Ehre und des Ruhms; in den lezten Tagen, wie in den Tagen unserer Siege, bliebt ihr immer Muster von Tapferkeit und Treue. Mit Soldaten, wie ihr, war nichts verloren; aber des Krieges Ende ist nicht abzusehen — Bürgerkrieg, Frankreich noch tiefer ins Unglück gestürzt... Ich habe daher dem Interesse des Vaterlandes die meinen sämmtlich geopfert. Ich

scheide von euch, Freunde. Dient Frankreich auch ferner. Sein Wohl war mein einziger Gedanke, es wird stets das Ziel meiner Wünsche seyn. Beklagt mein Geschick nicht; wenn ich beschloß, mich selbst zu überleben, so geschah es, um euern Ruhm auch künftig noch zu verherrlichen; ich will die Geschichte unserer Thaten schreiben! Lebt wohl! Ich möchte euch Alle, Alle an dieß Herz drücken; laßt wenigstens eure Fahne mich zum Abschied küssen.

(Petit reicht Napoleon den Adler; er preßt ihn mit einem Kusse ans Herz.)

Noch einmal, lebt wohl, alte Kameraden! Nie vergesse euer Herz dieses Abschiedskusses!

(Beschluß der vierten Abtheilung.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Leontine. Parodie von Marion de l'Orme.

Die Gräfin nimmt das Mädchen mitleidig auf und faßt nun den Entschluß, es zum Werkzeuge ihrer Rachsucht zu gebrauchen. Es wird gekleidet, ernährt und muß ihr Gesellschaft leisten. Der stolze Liebhaber hat Gelegenheit, sich mit dieser vorgeblichen Waise zu unterhalten, und wird verliebt in sie; man macht ihm weiß, sie gehöre einer altadelichen Familie an, welche durch Unglücksfälle heruntergekommen sey. Das Mädchen faßt allmählig Zuneigung zu dem Manne, und steht mehrmals auf dem Punkte, ihm alles zu entdecken; allein die rachsüchtige Gräfin tritt hinzu und droht ihr heimlich, sie der Polizei zu übergeben, wenn sie nicht schweige. Das Mädchen steht in einem beständigen Kampfe zwischen der Furcht vor der gedrohten Schmach und ihrem Gewissen. Um den Ausgang zu beschleunigen, kündigt die Gräfin ihre baldige Abreise mit ihrer Gesellschafterin an. Der Liebhaber wird dringend, er kann ohne das Mädchen nicht leben, sie muß sein werden, er will sie heirathen. Die Trauung geht vor sich; jezt erst genießt die Gräfin der höllischen Freude des Gelingens ihrer Rache. Der Liebhaber erfährt, daß er die in der Hauptstadt unter dem Namen Leontine berüchtigte Lustdirne geheirathet habe. Er will seine junge Frau verstoßen. Sie wirft sich ihm zu Füßen und bezeigt so viel Reue, daß er gerührt wird. In diesem Augenblicke tritt die Gräfin ein, um sich an dem Anblicke des verzweifelnden Marquis zu weiden. Dieser aber ruft: Marquisin, stehen Sie auf und folgen mir in unser Hotel! Die Gräfin bleibt bei diesen nicht erwarteten Worten wie versteinert stehen und ruft in ohnmächtiger Verzweiflung: Sie sind also glücklich! Hiermit fällt der Vorhang. Dieses Stück ist sehr gut angelegt und vortrefflich geschrieben. Es wird gewiß auch auf fremden Bühnen Glück machen. Als ich der Vorstellung desselben beiwohnte, wurde nach dem Schauspiele eine Posse aufgeführt, Marionette, Parodie von Vict. Hugos Marion de l'Orme. Marionette ist ein gemeines Buhlweib und ihr Liebhaber ein Mouchard, das heißt ein Spion der geheimen Polizei. Schon daß ein Mouchard auf der Bühne erscheinen darf, beweist, daß er in Paris nicht mehr zu fürchten ist. Diese Parodie ist eine beißende Satire auf Vict. Hugos Originalstück, das freilich ein barockes Schauspiel ist, aber doch manche einzelne Schönheiten hat. Vict. Hugo, so wie einige andere Dichter der neuern Zeit meinen, wenn man nur recht bunte Scenen aus der Vorzeit den Augen des Publikums vorführe, so sey ein Stück gut. Sie begehen gerade den entgegengesezten Fehler wie ihre Vorgänger in Frankreich, die sich um die historische Treue der Darstellungen wenig kümmerten, und sich nur das Ausmalen der Charaktere oder der Personen angelegen seyn ließen. Lezteres vernachlässigen die Dichter aus der neuern Schule, und daher gewähren ihre Stücke eine schöne Augenweide, zumal da sie mit vieler Pracht dargestellt werden; es ist aber nicht möglich, durch diese bunten Bilder sehr gerührt zu werden. Wie geradezu die Parodie auf den Dichter Marions de l'Orme losfährt, kann man aus folgendem Zuge beurtheilen. In der Parodie wird unter Marionettens Fenster Abends gerufen: Diebe, Mörder! Ein Liebhaber, welcher bei ihr ist, will dem Bedrängten auf der Gasse zu Hülfe eilen. Marionette sucht ihn zurückzuhalten, indem sie ihm vorstellt, er habe ja keine Waffen. O, die brauche ich nicht, antwortet er; ich habe ein untrügliches Mittel, die Kerls in die Flucht zu schlagen. Nun öffnet er die Thüre und ruft aus Leibeskräften: Marion de l'Orme, Schauspiel in 4 Aufzügen von Victor Hugo! Bei diesen Worten lassen die Kerls ihre Beute fahren und rennen davon, als ob ihnen der Kopf brennte. Man hört sie hinter der Bühne davontraben.

D g.

Bologna, September.

Bürgergarde. Volksstimmung.

Hier geht es nun alltäglich her, ganz nach dem Kalender. Der Bratenrock, das Feierkleid werden nur am Sonntag angezogen und an solchen Tagen, wo irgend eine heilige Person gen Himmel gemalt worden ist. Außerordentliche Feste gibt es keine mehr; es gälte etwa die außerordentliche Freude dafür, welche die jungen Leute an der Uniform haben, an der Uniform der Bürgergarde nämlich. Diese organisirt sich, hat schon Hände und Füße, mit Zuversicht in die Zukunft schauende Augen, feine, der nicht feinen Roma verdächtig hinlauschende Ohren, und vielleicht auch Herz; daß sie Magen hat, versteht sich von selbst: wo wäre eine Bürgergarde ohne Magen, ohne Schmäuse, Toaste und Brindisi! Die unsrige entspricht übrigens vortrefflich ihrem natürlichen Berufe: sie hält die Diebe im Zaum. Auch dem römischen Hof will sie ins Gebiß greifen, steif und fest entschlossen, seine Schirmsoldaten zu bekriegen und zu zerstieben, sobald sie sich blicken lassen sollten. Sie hat in der That ein martialisches Aussehen, und ihr Tambourmajor, wenn er vor ihr einherstolzirt und ihr den Schritt vormißt, scheint mit seinem Scepter ein ausnehmend drolliger Schnippenschläger, der Sr. Heiligkeit oder vielmehr dem Kardinale Bernetti Hohn spricht. Wir werden sehen! sagen — sagten die Belgier. Indessen wissen wir eigentlich nicht recht, wer hier regiert, ob der Pabst, ob der Prolegat, ob zweihundert junge, ich will nicht sagen unbärtige Leute, denn sie tragen erschreckliche Bärte, ob mehr als zweihundert oder ob weniger als Einer, als der Pabst? Doch nach den Sentiis auf die Capita zu schließen, müssen es sehr viele seyn. Ueber Unordnung und Ungebühr in der Staatswirthschaft beklagen sich die meisten nur ein paarmal im Jahre, viele höchstens nur einmal täglich, wenige beständig; weswegen leztere, oft sogar bei ihren Klienten, für Narren gelten. Arme Narren! Ihr möchtet Blumen lesen, Kränze flechten, Guirlanden winden, und das egoistische, kaltlächelnde Menschthum hält euch den Schierling vor. Wohl bekomm's, Herr Sokrates! ruft die Legion der Gleichgültigen, und bekümmert sich nur um den Haushalt, um Frau und Kinder, als wenn das Haus nicht im Staate stände, als wenn Frau und Kinder nur an der Schwelle des Staates hockten! Ja, die Gleichgültigen sind es, die heutzutage, indem sie verderben lassen, alles verderben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 77.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 232.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. September 1831.

Timon geht in den Wald; das wildste Thier
Ist milder dort als diese Menschen hier.

Shakespeare.

Lethe.

Herz, vergiß die schwere Kunde
Von dem Kampf der Nationen,
Von den eingesunknen Thronen,
Jedes Wort aus Rednermunde!
Komm' hinab in jene Laube,
Wo der Lärm der Welt versiegt,
Wo die farbig-schöne Taube
Traut sich an den Gatten schmiegt!

Daß in Zeiten du geboren,
Wo die Hoffnung alle Tage
Weint und eine neue Plage —
Ach! vergiß, was du verloren!
Von den Wolken der Geschichte,
Die sich thürmen Grau in Grau,
Blick empor zum goldnen Lichte
An der Dichtung sanftem Blau!

Denk' nicht derer, die in Kammern,
Von dem holden Tag geflohen,
Zwischen Mauern, himmelhohen,
Ihrer Jugend Traum bejammern!
Tritt heraus in grüne Matten,
Wo der Vogel Freiheit singt;
Wo bemooster Eichen Schatten
Sich zum kühlen Dach verschlingt!

Denk' nicht, welches Blut geflossen,
Und nicht, welche Thränenbäche!
Sorge du nicht, wer es räche,
Und warum es ward vergossen!
Jeden Kummer, der dich kränket,
Reiß ihn von der Seele los!
Sey auf immer er versenket
In des Bechers Purpurschooß!

Laß sie kriegen, laß sie hassen!
Wolle helfend nicht vermitteln,
Nicht den Sand der Weltuhr rütteln;
Nur das Nächste mußt du fassen!
Hör' der Jungfrau liebend Schelten,
Die ob deinem Gram nur klagt,
Und ob nichts sie dir darf gelten?
Dich mit sanftem Vorwurf fragt!

Hier sey Tempe dir und Lethe!
Rufe rückwärts deine Sorgen!
Um ein allzeit fröhlich „Morgen“
Schick' zum Himmel die Gebete!
Schnell entflieht der Gram von Gestern,
Wölkchen nur am Himmelsrand,
Immer frisch die raschen Schwestern
Füllen dir mit Glück die Hand! —

Ach! umsonst, daß im Genusse
Ich die Seele will betäuben!
All die bunten Farben stäuben
Weg bei meinem ersten Kusse!
Saitenlos der Freude Zitter!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pokal so gallenbitter!
Der Geliebten Mund so kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde weh'n so traurig,
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mutter Brüste;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe
Ich der Menschheit Schicksal sähe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Mir der Völker Mißgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück!

Gustav Pfizer.

Neueste Beobachtungen am Planeten Mars.

Der Planet Mars ist der Zwillingsbruder unserer Erde, und zwar, um unpartheyisch Streit zu vermeiden, nach La Place der erstgeborne. Er ist zwar nicht so ausgezeichnet, wie seine entferntern Mitplaneten; doch wird er auch unter die drei Könige des Himmels gerechnet. Er ist dagegen in der Geschichte der astronomischen Wissenschaften und für die Erkenntniß der Gesetze unseres Planetensystems der berühmteste geworden. Mars ist der Himmelskörper, an welchem Kepler seine geometrischen Grundansichten von den Planetenbahnen bewahrheitete, von der elliptischen Gestalt derselben und von der Art ihres Laufs in denselben, wovon freilich Mars nichts weiß.

Diesem Planeten widmete Herschel frühe seine Aufmerksamkeit, noch ehe die Entdeckung des Uranus ihn als den Liebling der Sterne zu erkennen gab. Nach seinem Hinscheiden eröffnete sich die beschauende Astronomie, durch Fraunhofers Vervollkommnung der dioptrischen Werkzeuge, auf eine neue Weise eine Laufbahn. Herschel hielt die Superiorität der Spiegelteleskope; er war fast allein in ihrem Besitz, ihr Schöpfer oder doch Erneuerer *). Es entstand, nachdem Fraunhofer, gestützt auf entscheidende Versuche über das weiße und farbige Licht, und, wie Herschel, in langer Uebung mit der Praxis vertraut, einige Brillenteleskope von bedeutsamer Gewalt und Dimension gebaut hatte, sogar ein Streit über den Vorzug des Brillen- und des Spiegelteleskops, besonders nach den äußerst zarten Beobachtungen Struve's in Dorpat. Dieser entdeckte später ein fünftes Sternchen in dem kleinen Sternviereck, das in dem wunderbaren Orionnebel eingehüllt ist; die feinste Entdeckung neuerer Zeit.

*) Der Kürze halber will ich nach der Analogie die dioptrischen und achromatischen Teleskope Brillenteleskope nennen.

Doch weder der Streit, noch diese Beobachtungen sind unser Gegenstand. Uns gehen die Fragen an: wie sah Mars vor fünfzig Jahr aus, und wie sieht er jezt aus? Ich wähle eine Reihe von Beobachtungen, die den Mars betreffen und unmittelbar ähnlichen, von Herschel vor mehr als fünfzig Jahren angestellten, entsprechen. Sie sind in Berlin, zur Zeit der Opposition des Planeten, von den Herrn Beer und Mädler angestellt, mit einem vortrefflichen Fraunhoferschen Werkzeug, zwar nur von mittlerer Größe, aber hinlänglicher Kraft und Schärfe, daß drei bis vier hundertmal vergrößert werden konnte.

Die Kenntniß unseres Zwillingsplaneten muß unsere Selbstkenntniß erweitern. Er hat ungefähr gleiche Tageslänge mit uns, fast dasselbe Klima, dieselbe heiße und kalte Zonen; er genießt aber dadurch mehr Abwechslung als wir, daß seine Bahn mehr elliptisch ist als die unsrige, so daß wir uns der Gleichförmigkeit des Kreises mehr nähern; er hat ferner keinen Mond. Werden wir aus genauern Beobachtungen über seine physische Entwicklung, wenn wir je in ihren Besitz kommen, vielleicht darüber etwas erfahren, ob die Ausbildung eines Planeten von seinem getreuen Trabanten mit befördert wird, wie der Mann durch seine Frau sich ausbildet?

Wir wollen nun diese fünfzig Jahr auseinander liegenden Beobachtungen *) etwas genauer im Einzelnen uns vergegenwärtigen; ihre Uebereinstimmung kann uns nicht minder Stoff zu Betrachtungen geben, als ihre Nichtübereinstimmung; denn Irrthümer können uns nicht verleiten, da wir vortreffliche Beobachter und Instrumente vor uns haben.

Am Südpol des Mars gewahrt man eine merkwürdige Erscheinung. Sie ist schon lange beobachtet; denn die auffallendsten Dinge an den Planeten haben uns bald nach Erfindung des Brillenteleskops diejenigen gegeben, die sich zuerst im Besitz desselben befanden; sie waren gleichsam die ersten Eroberer in den neuentdeckten Welten. Diese Erscheinung wird gewöhnlich die Polarzone oder Schneezone oder auch der Südpolarfleck auf dem Mars genannt. Er ist rund, auffallend, glän-

*) S. Herschels Entdeckungen; Stuttgardt und Tübingen. 1828. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. S. 152. ff.

zend weiß, bald größer, bald kleiner, bald glänzender, bald matter. Damit stimmen die neuesten Berliner Beobachtungen vollkommen überein. Der Bericht sagt: „Vom Anfang der Beobachtungen, am 10ten September 1830, bis ans Ende, erschien am Südpol fortwährend mit großer Deutlichkeit ein weißer, hellglänzender, scharf abgerundeter Fleck, der auch fast von allen frühern Beobachtern wahrgenommen worden ist. Im Verlauf der Beobachtungen verminderte sich seine Größe allmählig bis zum 3ten Oktober, und nahm dann wieder unmerklich zu."

Darüber geben die neuesten Beobachtungen keine Auskunft, ob der Mittelpunkt dieses so scharf begränzten Flecks, dieser Polarzone, wirklich der Umdrehungspol des Mars selbst sey. Dagegen geht aus Herschels Beobachtungen vor fünfzig Jahren entschieden hervor, daß der Mittelpunkt dieser glänzenden Eis- oder Schneezone nicht im Pol selbst lag, sondern ungefähr acht Grad davon entfernt, obgleich der Fleck selbst, wie Herschel sagt, wohl bis auf fünf-und-zwanzig Grad vom Pol sich erstreckt. Diese Zone übertrifft also unsere Polarzonen ziemlich an Ausdehnung.

Daß der Zustand dieser Zone in der That von der Stellung des Pols gegen die Beleuchtung und Erwärmung durch die Sonne abhängt, das bestätigen abermals die neuesten Berliner Beobachtungen. Den 14ten April hatte — gemäß den Bestimmungen, welche Herschel nach seinen Beobachtungen für die Stellung der Marspole gegen den Himmel gegeben — der Südpol Frühlings-Tag und Nacht Gleiche; den 3ten September war sein längster Sommertag; sieben-und-zwanzig Tage nachher war der Polarfleck am kleinsten; eine Zeit, welche der lezten Julihälfte auf der nördlichen Halbkugel unserer Erde entspricht, in welcher gewöhnlich die größte Wärme herrscht. Die Wärme hatte demnach den Schnee oder das Eis des Polarflecks allmählig geschmolzen oder verdunstet, und er erschien deßwegen kleiner.

Sollte aber nun daraus, daß auf dem Mars die Achse der Wärme und Kälte nicht mit der Umdrehungsachse zusammenfällt (weil eben nach Herschels Beobachtungen der Mittelpunkt der Eiszone nicht im Marspol liegt) — sollte sich daraus eine neue Analogie zwischen den Zwillingsbrüdern Mars und Erde herleiten lassen? Wir haben auf unserer Erde neben der Umdrehungsachse noch eine magnetische Achse (oder vielleicht zwei). Wir kennen sie aus den Beobachtungen über die Magnetnadel. Diese magnetische Achse können wir nunmehr füglich, nach den Beobachtungen am Mars, die Achse der Wärme und Kälte nennen. Doch wir brauchen den Mars nicht dazu: der Galvanismus in seiner neuesten magnetischen Verklärung hat uns gelehrt, wie er mit Wärme und Kälte zusammenhängt. Sollten nicht die Beobachtungen Herschels über die Stellung des Mittelpunkts der Eiszone gegen den Pol fortgesezt werden? Ist dieser Mittelpunkt veränderlich, wie es der magnetische Pol der Erde ist, und haben darum die Berliner nichts darüber bemerken können, weil eben jezt auf dem Mars die magnetische Achse mit der Umdrehungsachse zusammenfiel?

Welch ein Netz von Erfahrungen und Folgerungen, die sich aneinander knüpfen, haben wir hier auseinandergelegt! Wenn ich sagte: Herschel hat den Magnetismus des Mars entdeckt, was müßte ich voraussetzen? Mit allen Astronomen zuvörderst, daß der helle Polarfleck, der seinen Mittelpunkt nicht im Pol des Mars hat, aus hellglänzendem Schnee und Eis besteht; daß dieser Fleck mit den Jahrszeiten sich ändert, für Wärme und Licht empfänglich ist, daß er auf unsern Planeten Licht reflektirt; daß über den Polen des Mars eine feine durchsichtige Atmosphäre sich lagert, mit trüben Wolken nicht vermischt, denn der glänzende Fleck zeigt sich immer in seiner Klarheit; daß wir den wechselnden Winter und Sommer seines Pols daran erblicken; ich müßte mit einem Wort durch das Planetensystem, durch das ganze Sonnengebiet bis zum Mars hinaus, eine Gleichförmigkeit der Gesetze für Licht, Wärme, Wasser, Luft, Starres und Flüßiges, Reflex des Lichts, Verbreitung der Wärme annehmen, und überdieß noch das Gesetz des Elektromagnetismus auf unsern Nachbar Mars ausdehnen. Und warum nicht? Ich sage, die Planeten haben einerlei Mutter, die Sonne, warum sollen sie einander nicht gleich sehen? Es läßt sich noch hinzusetzen: wie will man denn anders das so auffallende Phänomen, daß die Südpolarzone bei Mars, wie bei der Erde, einen andern Mittelpunkt hat, als den Umdrehungspol erklären? Ja, könnte man nicht aus den Berliner Beobachtungen sogar schließen, jener Mittelpunkt sey bei Mars veränderlich?

*

Die Uebereinstimmung der Berliner Beobachtungen mit den vor einem halben Jahrhundert angestellten von Herschel hat uns erfreuliche Resultate gegeben.

Dagegen welche Menge von Zweifeln, welche schweren Fragen, welche Gefahr für planetarische Theorien wären zu lösen, zu beantworten, abzutreiben, wenn wir die Beobachtungen über die Wolken oder landschaftartigen Erscheinungen auf der Scheibe des Mars, die neuesten und die ältern, scharf mit einander vergleichen wollten!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 18. September.

Neue Maaßregeln der Regierung hinsichtlich der Cholera.

Die Beschwerden gegen unsere Cholerapolizei haben eine schnelle und glückliche Erledigung, wenigstens zum Theil, ge-

funden. **Die Stimme des Publikums ist schneller**, als es hier zu geschehen pflegt, bis zu den höchsten Behörden gedrungen, und ein königliches Rescript aus Charlottenburg vom 6. dieses Monats hat denn wirklich anerkannt, daß die Verordnungen, entnommen uralten und veralteten Pestreglements, nicht mehr auf unsern geselligen Zustand und ebensowenig auf die ganz neue Krankheit anwendbar sind. Es ist in diesem Rescripte anerkannt, daß die Uebel, welche eine strenge Sperre im Innern für den Wohl-, ja Nährstand des Landes zur Folge hat, weit bedeutender sind als der Schaden, welcher durch die Krankheit an und für sich entstehen kann. Demzufolge sind durch eine neue Verordnung der Schutz-Immediatkommission (welche leider noch immer den Titel: zur Abwehrung der Cholera führt) solche Verfügungen und Deklarationen der frühern Verordnungen erlassen, welche die strengen ersten Edikte ganz aufheben, oder doch in einer Art mildern, daß sie als aufgehoben zu betrachten sind. So sind alle innern Kordons, mit Ausnahme desjenigen längs der Elbe, aufgelöst, die Schiffahrt ist freigegeben, das Desinfectionsverfahren ist auf gewisse Gegenstände beschränkt und die willkührlich auf zwanzig Tage angenommene Quarantäne auf fünf Tage herabgesezt u. s. w. Alle diese Ermäßigungen sind an sich vortrefflich; was uns daran mehr erfreut, ist indeß die Art und Weise, wie sie ins Leben getreten. Die Sprache des Königs an sein Volk in dem Charlottenburger Edikt erinnert wieder an die des Jahres 1813; der Vater seines Volkes ruft in einer schweren, bedrängnißvollen Zeit das Vertrauen und den Glauben an einen höhern Beistand auf und erklärt, sich nicht von seinem Volke trennen, sondern ihm in Leiden und Vertrauen muthig vorangehen zu wollen. Der König hat es durch die That bereits bewährt; denn wiewohl sein und seines Hofes Siz in Charlottenburg und Potsdam mit Rauch- und Dampfsäulen und Quarantäneanstalten sehr lästiger Art auf eine Weise barrikadirt gehalten wird, welche an die barbarischsten Pestzeiten erinnert, so trennt er sich doch, was seine Person betrifft, nicht von seinem Volke und besucht Kirche und Theater wie gewöhnlich. Man hatte nach dem bisher Geschehenen auf eine große Halsstarrigkeit der höchsten Behörden gerechnet und nicht geglaubt, daß der theoretisch angenommene Normalsaz: die Cholera ist ansteckend, so bereitwillig werde aufgegeben werden. Kein vernünftiger Mensch sieht darin eine Blöße, sondern jeder freut sich im Gegentheil, daß man der jüngst gewonnenen Erfahrung ihr Recht läßt und bekennt, daß man noch immer mehr lernen kann, und das selbst in und von einer Zeit, so revolutionär als die gegenwärtige. Die vortreffliche Anrede des Königs an sein Volk, welche so äußerst günstige Wirkung bereits gehabt, schreibt man der Feder Stägemanns, Schleiermachers oder des Bischofs Neander zu. Doch ist so viel gewiß, daß von dem König selbst Vieles davon herrührt.

Unsere Schutzkommissionen sind in den verschiedenen Armenbezirken in voller Thätigkeit. Die Wohlthätigkeit wird in Anspruch genommen und Damen sammeln Haus für Haus. Die Einnahme und die Vertheilung ist nur noch sehr ungleich. In den ärmern Bezirken, wo der meiste Bedarf ist, kommt natürlich sehr wenig ein; in den reichern, wo wenig Arme wohnen, sehr viel. An einen Austausch, an gegenseitige Aushülfe ist wenigstens vor der Hand nicht zu denken; es bildet sich allzuleicht auch darin ein Korpsgeist. Hat doch ein Sanitätsdistrikt seinem Nachbar nicht einmal mit dem Krankenwagen aushelfen wollen! — Unser neuer Polizeipräsident, Herr v. Arnim, zeigt sich auch in diesem Zweig so thätig und praktisch, daß alle Erwartungen, die man von ihm gehegt, erfüllt werden. Uebrigens spricht man wenig von ihm, und das ist das Beste. Seine Bekanntmachungen an das Publikum sind kurz, eindringend und nicht, wie so viele unserer Edikte, abstoßend durch den scharfen Controlleton. Es sind Belehrungen, die wirklich belehren und nicht erst erklärt zu werden brauchen.

(Der Beschluß folgt.)

Bologna, September.

(Fortsetzung.)

Stimmung des großen Haufens. Zustand der Künste.

Es wäre den Gleichgültigen zum Vortheil, wenn sie sich der bessern Parthei anschlössen, und durch ihre Unzahl würden sie der guten Sache den Ausschlag geben. Bei Leibe! das wäre gefährlich! Sie wogen ruhig, gleichsam als Zuschauer, auf dem Strome der Zeit, sehen, was er für schöne Gebilde spiegelt, hüten sich aber wohl, darnach zu schnappen, weil sie sich in ihrer häudischen Natur der Fabel des Hundes mit dem Bissen Fleisch erinnern. „Trachten wir,“ meinen sie, „das Bischen, das wir haben, in Frieden zu genießen. Es sieht gar nicht so übel aus, wie man behauptet. Zwar sieht wohl hübscher aus, was man uns vorspiegelt und vorgaukelt; wer versichert uns aber, ob auch Körper hat, was bis jezt nur scheint, ob auch fußen kann, was nur noch in der Luft schwebt! Flausen! troz den so oft gerügten Unordnungen und Ungebühren in unserm Lande, läßt es sich doch ziemlich gut darin leben.“ So meinen sie, und sie leben, sie vegetiren, tragen auch Blüthen — Blüthen? Ja wohl! schöne Kleider und Flitter. Daß ein solch pflanzenartiges Leben solche eben nicht duftlosen, aber unbefruchteten Blüthen treiben kann, sehe ich hier, wo fast Jedermann kümmerlich vegetirt und doch üppig im Flor zu stehen scheint. Der Kleiderluxus ist hier grenzenlos. Selbst vor elenden Fenstern, vor den papiernen sogar, kann man kostbare Kleider flattern sehen, wenigstens zuweilen, weil sie zuweilen gewaschen und zum Trocknen aufgehängt werden müssen. Aber die wahren Blüthen des geselligen Lebens, die duftvollen, farbenreichen, fruchtbaren, die welken hier, wenn sie nicht schon welk sind. Alle Zweige der Künste und Wissenschaften und der Industrie sind wie zerschlagen. Die Professoren der verkrüppelten Universität lassen nichts von sich hören und sehen; sie feiern ihre Ferien (vom 18. Juni bis 12. September) im ganzen Sinne des Worts. Die Belletristen unterhalten sich damit, Sonnette für Prozessionen, Hochzeiten ꝛc. zu machen, oder eine ganz eigene Art Gelegenheitsgedichte, d. i. Tagsbefehle, Proclami ꝛc. für den provisorischen Kommandanten der Bürgergarde; die Maler malen nach unbedeutenden Originalen nichtssagende Porträts; die Scultori arbeiten in Gips oder in Terra cotta, und erzeugen für irgend eine Nische eine Madonna oder für irgend ein Gartenmauer Zwerge, oder andere heilige und lächerliche Gestalten für andere Oerter; die Architekten bessern die fallenden Gebäude aus; die Kupferstecher üben ihre Kunst an Kleinigkeiten: sie haben Aufträge von Kirchen und Klöstern, um Santi zu äzen, von Herren und Damen, um — Visitenkarten zu stechen. Was die Industrie anbelangt, so stellt sie hier fast nichts als Schüsseln und Flaschen aus, die kein anderes Verdienst haben, als daß es sich daraus essen und trinken läßt. Spräche ich vom Handel, so würde ich nicht vergessen, der vortrefflichen Melonen und Angurien oder Coccomeri zu erwähnen, die jezt haufenweise zu Markte liegen, und gelegenheitlich vermelden, daß nunmehr auch die Kartoffeln Käufer finden, daß sie den Bolognesern zu schmeken anfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 233.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. September 1831.

— Von den Höh'n, sanft murmelnd durch die Auen,
Ergießen sich die Bäche, süß und klar;
Die Weste wehn, die Morgenwolken thauen,
Und Sommerhitze wird man kaum gewahr.
Hier wähnte man Elysiums Gefilde,
Der Sel'gen Aufenthalt in ew'ger Milde.

Tasso.

Mittheilungen über Angelo Poliziano und sein Gedicht.

Angelo Poliziano wurde den 14ten Julius des Jahres 1454 in der kleinen Stadt Monte Pulciano geboren. Sein Vater, Benedetto Ambrogini, Doktor der Rechte, hatte, noch während der Knabenjahre Angelos, das Unglück, durch Privatfeindschaft mit einem Mitbürger, Paolo Grancoso, umzukommen. Ein älterer Bruder des Dichters, Tomaso, rächte den Vater durch Erschlagen des Mörders, die Familie wurde verfolgt, und so kam es, daß Angelo seine erste Jugend in Gefahr und Ungemach zubrachte. Dieß hielt aber sein aufkeimendes Talent so wenig von gelehrten Studien ab, daß er durch seine Fortschritte in der Philosophie die Aufmerksamkeit eines zu jener Zeit berühmten Gelehrten, Pico della Mirandola, auf sich zog, der den Jüngling liebgewann und ihn an den Hof des Lorenz von Medicis, wohin er selbst einen Ruf erhalten hatte, mitnahm.

Hier schrieb Angelo in seinem fünfzehnten Jahre den Anfang eines Heldengedichtes, worin er den Sieg, den Julian von Medicis, ein Bruder des Lorenz, in einem Turnier erfochten hatte, besingen wollte. Er schrieb es in einer Versart, die zu seiner Zeit in Italien noch lange nicht zu der Eleganz, Schönheit und Reinheit gelangt war, zu der er sich erhob. Es ist die achtzeilige Stanze, die vor ihm nur Boccacio *) und vielleicht der unbekannte Verfasser der Spagna anwandten. Poliziano bewegt sich in ihr mit solcher Anmuth, daß ihm hierin vielleicht nur Tasso, der bei Beschreibung des Gartens der Armida sich ihn zum Muster nahm, gleich zu schätzen ist. Leider vollendete Angelo sein Gedicht nicht, sey's, daß er durch ernstere Arbeiten darin unterbrochen wurde, sey's, daß, wie Sismondi glaubt, Julian von Medicis, der frühe in der Verschwörung de' Pazzi in Florenz seinen Tod fand, ihm nicht genug Stoff zu einem Epos gewähren konnte. Lorenz von Medicis nahm den Dichter gänzlich in sein Haus auf; allein seine Muse verstummte nun beinahe ganz; er lebte fast nur philosophischen Studien und übersetzte viele griechische Dichter, namentlich den Homer ins Lateinische. Außerdem schrieb er lateinische Epigramme und in italienischer Sprache nur noch ein dramatisches Gedicht, Orfeo, nebst einigen lyrischen Gedichten.

Durch seine gelehrten Streitschriften zog sich Poliziano den Neid der Gelehrten, durch seine Epigramme den Haß mancher mächtigen Häupter zu. Lorenz entzog ihm zwar seinen Schutz nie und suchte die Angriffe seiner Feinde zu vereiteln, aber eine unbesiegbare Melancholie bemächtigte sich seiner, und er starb schon in seinem 38ten Jahre, im Jahr 1492.

*) Der Erfinder der Oktave ist Boccacio vielleicht nicht, indem schon ums Jahr 1235, nach Crescimbeni ein gewisser provenzalischer Dichter, Theobald, Graf von Sciampagna und König von Navarra, sich dieser Versart bediente.

Nachstehender Versuch einer Bearbeitung gibt eine Stelle, die für sich verständlich ist: eine Beschreibung des Gartens der Venus, die dem Tasso zum Muster diente.

Ein schöner Berg blickt über Cyprus Gauen,
Der von dem Nil die sieben Arme sieht,
Wenn früh beginnt das Morgenlicht zu grauen,
Zu welchem nie ein Fuß von Menschen zieht.
Auf dessen Haupt läßt sich ein Hügel schauen,
An dessen Fuß froh eine Wiese glüht,
Wo sich um Blüthen lose Lüfte regen,
Die lieblich, wellengleich das Gras bewegen.

Am Gipfel sieht man gold'ne Mauern ragen,
Von dunkeln, wald'gen Schluchten rings umgeben,
Wo Vögel singen ihrer Liebe Klagen,
Die auf den Aesten zwischen Blättern leben;
Die Wellen zweier Bäche hört man schlagen,
Die frisch und hell so sanften Klang erheben,
Ihr süßes Naß ergießend unermüdet
Dahin, wo Amor seine Pfeile schmiedet.

Auf dieses ew'gen Gartens Blätter streuten
Sich nie der feine Reif, der kalte Schnee;
Hier wagt der Winter niemals einzuschreiten,
Nie thut der Sturm dem Feld und Walde weh;
Nicht wechseln hier zwei Paare Jahreszeiten,
Stets ist es Frühling, und nicht fehlt er je,
Indem das blonde Haar er rings entfaltet,
Zu streu'n der Blüthen viel und vielgestaltet.

Entlang dem Bache schliffen Pfeile hier,
Um dem gemeinern Volk nur aufzupassen,
Viel schreiend, ganz nach kindischer Manier,
Cupidos Brüder; auf dem Ufer saßen
Die Nachstellung, die Lust, und die Begier,
Die von dem blut'gen Rad den Quirl erfassen,
Das trügerische Hoffen, eitle Bitten,
Die auf das Rad des Stromes Wasser schütten.

Hier: süße Angst, beklommenes Verlangen,
Der holde Streit, der süßre Friedenskuß,
Die Liebesthränen, die zur Brust gelangen,
Das Flüßchen schwellend mit so bitt'rem Guß;
Erstorb'ne Blässe bei besorgtem Bangen,
Die Magerkeit, der Schmerz und der Verdruß.
Nie schlafender Verdacht lauscht jedem Stege,
Die Freude tanzet mitten auf dem Wege.

Den Reigen schlingen Schönheit und Vergnügen,
Befried'gung flieht, Beklemmung sitzt und ruht;
Blind sieht man hin und her den Irrthum fliegen,
Mit eig'ner Hand zerfleischen sich die Wuth,
Die Reue, hingestürzt am Boden liegen:
Was einst geschah, das wünscht sie wieder gut;
Verzweiflung scheint auf eig'nen Mord zu denken,
Und Grausamkeit im Blut sich zu ertränken.

Geheuchelt Lachen, stummer Trug, gewandt
Mit list'gem Blick zu Herzen hinzudringen,
Mit frommer Mien', in Blicken unverwandt,
Dem Mann zu legen zwischen Blüthen Schlingen,
Die Klage sitzt, das Antlitz in der Hand,
Gefolgt von Schmerzen und vom Händeringen;
Bald hier, bald dorten schweifet schrittbeflügelt
Die Frechheit ohne Maaß und ungezügelt.

So, schöne Venus, läßt das Heer sich schauen,
Das deinen Söhnen folgt in Kampf und Streit. —
Der Wiese Plan strebt Zephyr zu bethauen,
Indem umher er tausend Düfte streut;
Wohin er fliegt, schenkt Rosen er den Gauen,
Violen, Lilien auch, ein buntes Kleid;
Das Land, von seinem wundervollen Wehen,
Ist weiß und himmelblau und roth zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Beobachtungen im Planeten Mars.

(Fortsetzung.)

Der gebildete Leser erlaubt, daß als Einleitung Einiges ihm wohl Bekannte zusammengestellt werde. Es geht bisweilen den Astronomen mit ihren künstlichen und gelehrten Beobachtungen, wie uns gemeinen Leuten auf der Erde. Wolken, die sich aufthürmen und weit hinstrecken, in verschiedener Beleuchtung glänzend, grau oder farbig, wer hat sie nicht schon oft für Berge gehalten, für Schluchten mit Thälern? Haben nicht Manche auf der Sonne in ihren glänzenden Flecken die schönsten Landschaften gewahrt, andere in ihren dunkeln ebenfalls, und wissen wir nicht jezt, daß es nur Erscheinungen in ihrer Atmosphäre sind? Mit solchen Schlüssen ist vorsichtig umzugehen. Es ist wahr, als der griechische Philosoph Simonides, vom Schiffbruch ans Land geworfen, mathematische Figuren im Sande sah, schloß er mit Recht auf das Daseyn von Bewohnern, wie Robinson auf Wilde schloß, als er Reste von Feuerstätten und Menschenknochen fand. Aus den regelmäßigen Figuren, die Gruithuisen auf dem Monde sah, glaubte er folgern zu können, daß sie von vernünftigen, den Menschen ähnlichen Wesen herrühren. Sollte man nicht vielmehr glauben, nach der Analogie auf Erden, eine immer wiederkehrende Zerstörung und Unordnung sey das Charakteristische des Menschen; wie dagegen das regelmäßige Bauen das Erbtheil der Thiere, des Bibers, der Thermiten, der Bienen ist?

Ob etwas eine **Wolke**, oder ein **Berg**, oder eine Landschaft sey, ist bei einem andern Planeten, z. B. unserem Mars, noch schwerer zu entscheiden, weil wir hier auf der Erde die Wolken von unten herauf nach oben sehen, vom Boden der Atmosphäre in die Höhe, während der Astronom umgekehrt von oben hinunter auf den Boden durch die Atmosphäre hindurch sieht; da mögen die Gestalten und Umrisse ganz anders seyn, als in jenem Fall; allerdings aber scheint auf die obere Fläche der Atmosphäre oder der in ihr schwebenden Wolken die Sonne auf dem Mars und bei uns auf gleiche Weise. Um gegen diese Täuschungen und unsichern Schlüsse sich zu wahren, haben die Astronomen mehrere Sätze zu Hülfe gerufen. **Der eine** ist gar einfach und schön klingend: wenn solche wolkige Flecken lange Zeit unverändert bleiben, oder eine gewisse constante Form, oder, wenn es erlaubt ist, so zu sagen, einen gewissen Typus, den sie hatten, beibehalten, so sind es keine **Wolken**, sondern **Berge**, d. h. beständige, zur festen Oberfläche gehörige Landschaften, Berggruppen, wohl auch ganze Welttheile. Wenn solch eine Gestalt nach langen Zwischenräumen, etwa nach Jahren wiederkehret, so ist desto sicherer, daß sie keine blos atmosphärische Erscheinung ist.

Es wäre ungereimte Zweifelsucht, diese Behauptung nicht anzuerkennen; aber doch mag es erlaubt seyn, einige beschränkende Bemerkungen dazu zu machen. Wir wissen ganz gewiß, daß es bei den Sonnenflecken sich nicht so verhält; sie behalten im Allgemeinen ihren Typus zum Theil Monatelang, und sind doch nur, nach Herschels Beobachtungen, Erscheinungen in der leuchtenden Sonnenatmosphäre. Dann muß man die **Wolken nicht allzurasch aus der Reihe gesetzmäßiger Naturerzeugnisse werfen**, und sie als Erzeugnisse des blinden Zufalls betrachten. Der Meteorologie liegt daran, auch in der **Wolkenbildung** Gesetze zu suchen. Wer weiß es nicht, daß die Wetterkundigen in neuer Zeit die Form der Wolken nach Klassen geordnet haben? wer hat nicht öfters dieselbe Wolkenform wieder gesehen? Manche Wolkenentwicklungen in unserer Atmosphäre kehren mit großer Regelmäßigkeit wieder. Zwei Beispiele sind zu auffallend, als daß ich sie nicht anführen sollte, da sie der Leser leicht zu eigener Anschauung bringen kann. Hätten wir aber erst eine Theorie der Wolkenbildung auf der Erde, so würden solche Einzelnheiten sich zu einem Ganzen reihen. Aus ganz klarem Himmel erzeugen sich Vormittags oder früh im Sommer sehr häufig allmählig viele tausend Wölkchen, fast von einerlei Typus, größer oder kleiner; sie lagern sich in dem ungeheuern Luftmeer Meilenweit hin; sie vergrößern, häufen sich, thürmen sich zusammen zu Gewittermassen, oder überziehen den ganzen Himmel, oder lösen sich ruhig wieder auf, und der Himmel erhält seine vorige Klarheit. Ein andersmal zieht von Westen her eine ins Ungeheure ausgebreitete Wolkendecke, eine Wolkensandbank, mit scharfer Begränzung; sie bedeckt halbe Länder, ihre Auflösung ist wie Ausdünstung an einzelnen Stellen und Verwandlung in Streifen. — **Die Unveränderlichkeit und die Veränderlichkeit der Wolken ist gleich wahr.**

Wieder ein anderer sicherer Ausspruch der Astronomen, welche die Oberflächen der Planeten beschauen, ist dieser: das ganz Dunkle kann keine Wolke seyn. Es ist richtig, wer auf einem Berge steht und unter sich tiefe Thäler voll Nebel oder sich bildenden Wolken gewahrt, dem erscheint die Wolke, da, wo sie eben die Sonne bescheint, glänzend weiß. Nur die Zusammendrängung und Uebereinanderlagerung der Wolken in vielen Schichten kann ihnen die dunkle und düstere Schattenseite geben, wie wir es häufig von unten nach oben sehen. Doch mag hier eigene Konstitution in andern Planetenatmosphären einen Unterschied machen. Sehen wir nur den mächtigen Jupiter an, wie er seinen hellen und dunkeln Wolkengürtel mit sich rasch herumführt.

Noch sind sie in anderm Streit über das Helle und Dunkle auf der Planetenscheibe. **Das Helle ist Meer, das Dunkle ist Land**, ist die gewöhnliche Meinung, und wir wollen sie beibehalten, bis die Seefahrer darüber entscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 18. September.

(Beschluß.)

Ansichten in Berlin über die Cholera und Zustand der Stadt.

Wider die Regel und gegen Erwarten hat sich die Seuche bei uns nicht mit dem Charakter als aristokratische Krankheit, welche die gebildeteren Klassen verschont und nur unter den geringeren wühlet, angekündigt. Schon sind mehrere namhafte Männer ihr Opfer geworden. Wenn dies auf der einen Seite viel Unruhe bei denen erregt, welche sich sicher glaubten, so trägt es doch im Allgemeinen zur Ruhe bei. Der gemeine Mann kommt von seinem fürchterlichen Wahne zurück, daß die Cholera eine veranstaltete, wenigstens von den Wohlhabenden nicht ungern gesehene Krankheit sey. Auch das ursprüngliche Entsetzen vor dem Lazarethe (die meisten unter den ersten Kranken starben schon auf dem Wege dahin) verschwindet allmählig, seit einige Kranken von dort genesen zu den Ihrigen zurückgekehrt sind. Doch grübelt der gemeine Mann noch immer über dem Verdachte; ein Tropfen scharfer Medizin, der auf Zeuch fällt und ein Loch frißt, steigert den Verdacht des Giftes, und die Lage der Aerzte ist noch immer nicht ohne Gefahr. In einzelne stark besezte Familienhäuser traut sich der Doktor nicht ohne militärische Begleitung. Bis jezt ist nur **ein** Arzt, der junge Doktor **Calow**, als Opfer seiner Anstrengungen gefallen. Mit mehreren andern jungen Aerzten hatte er, wie das wohl zu geschehen pflegt, vom Herzblute einer Choleraleiche zu wissenschaftlichem Zwecke gekostet.

Der Volksglaube ließ ihn daran sterben, außerdem aber die Leiche vergiftet seyn. Die Wahrheit ist, daß er, selbst längst krank, durch zu große Anstrengung bei der Pflege eines Kranken sich die Ansteckung zugezogen. Das Gräßliche ist, daß ihm schon 5 bis 7 Opfer in seinem Hause gefolgt sind. Die Vorstellung und die verpestete Luft mögen das Ihrige gethan haben. — Die sämmtlichen Aerzte Berlins versammeln sich täglich in der medico-chirurgischen Gesellschaft, es erscheint auch in diesem Augenblicke eine besondere Cholerazeitung, welche alle mit besondern Symptomen begleiteten Krankheitsfälle, versuchte Rettung, gelungene, in Vorschlag gebrachte Specifica u. s. w. dem Publikum mittheilt; noch aber sind über Quell und Sitz des Uebels unsere Hippokratesjünger so unerfahren, wie die andern Orts. Keine Erfahrung will passen, selten eine einmal gelungene Kurmethode auf andere Fälle sich anwenden lassen. Die Ansicht, daß die Cholera von Schaaren unsichtbarer Insekten oder Würmer herrühre, gewinnt Anhänger. Im Freimüthigen hat sich neuerdings ein Herr Bauhardt aus Naugardt ziemlich geistreich darüber vernehmen lassen. Ein Schreiben in demselben Blatte aus Elbing, welches von dem praktischen Unterschiede zwischen der wirklichen und der sogenannten Scheincholera spricht, wird hier als Specificum gegen die Choleraangst zum Besten der Choleraanstalten verkauft.

Im Aeußern ist Berlin das alte. Man merkt auf den Plätzen, Gassen, Spaziergängen, in Kirchen und selbst in den Theatern nichts davon, daß eine gräßliche Seuche in der Stadt grassirt. Nur die Traiteursäle sind etwas leerer, die Universität ist minder stark besezt und viele Eltern nehmen ihre Kinder aus den Schulen zurück. Man schrickt zusammen, wenn es heißt, der und der ist gestorben, man knöpft die Ueberröcke fester zu und hält die Tücher zum Schutz vor einer verpesteten Luft vor's Gesicht; dann aber klagt man über die Diät und fragt, wann die lästige Beschränkung aufhören werde! Die Armen schwelgen in Gurken, Aalen und den köstlichsten Melonen, die bisher nur auf den Tischen der Reichsten gesehen wurden; sie verlachen die Aerzte und sagen: Wir wollen nun auch einmal reiche Leute spielen. Auch fehlt es nicht mitten in der Angst an Cholerawitzen. Als es noch hieß, die Krankheit raffe nur Leute aus dem gemeinen Stande hin, erklärte Jemand: „dann kann ja der König seine Residenz mit einem Male vor der Pest bewahren: er braucht nur alle Einwohner zu Geheimen Hofräthen zu machen.“

In den Theatern gibt es wenig oder nichts Neues; aber sie dauern fort, nach wie vor. Man räuchert darin; das ist das Neue. Eine kleine Posse, „Demoiselle Bock,“ eine geschickte Parodie auf die zahllosen Schauspieler wider Willen, und andere Schubkastenstücke, von einer Namensmaske, welche sich J. C. Mand (Jemand?) nennt, hat gefallen, und mit Recht. — Goethes Geburtstag wurde von den hiesigen literarischen Gesellschaften und andern Individuen auf eine recht würdige Weise gefeiert. Das ist aber auch das Einzige, was außer der Cholera geschehen ist und besprochen wird. Selbst die Politik ist todt. Man hörte in dumpfer Ruhe Warschaus Fall an, man bedauert aufrichtig die Polen, und doch ruft man: so ist doch wenigstens Ruhe dort!

Bologna, September.

(Beschluß.)

Choleraangst. Zodiakallicht. Politik der Bologneser.

Das Ersprießlichste, jezt hierherum Herrschende, ist ohne Zweifel der ungeheure Gestank, den man Zechinduft zu nennen beliebt. Er kommt von den unzähligen Hanfmaceri des Weichbildes (Gruben, wo der Hanf eingeweicht wird) her, und ist oft unausstehlich. Die Bologneser beschweren sich aber nie darüber, weil sie dem Hanfe, dem reichsten Produkte ihres reichen Bodens, die schönsten Dukaten verdanken. Auch scheint dieser Gestank nicht ungesund zu seyn: Sterblichkeit und Krankheitsfälle bleiben im gewöhnlichen Verhältniß, wenn sie nicht von der Furcht vor der Cholera vermehrt werden. Vielen Personen schwindelt's schon, wenn sie an die immer größere Nähe dieser schrecklichen Seuche denken. Noch sind von der Obrigkeit keine Anstalten dagegen getroffen worden, und die öffentlichen Gebete, mit welchen sie der Erzbischof durch eine Pastorale beschwört wissen will, können in einem Lande, wo der gröbste Materialismus neben dem raffinirtesten Aberglauben herrscht, wenige Beruhigung gewähren. Die Luft hier ist reiner, klarer, die Gestirne scheinen näher zu wandeln: dennoch will sie Niemand den Schöpfer loben gehört haben, dennoch scheint der Himmel ferner zu stehen. Bei dem unlängst im Norden erschienenen Nordlichte drängten sich die armen Polen haufenweise in die Kirchen, und flehten und wehklagten in religiöser Bangigkeit. Dieser Tage sahen wir täglich nach Sonnenuntergang ein nicht minder glühendes, nicht minder ungewöhnliches Licht, ein Zodiakallicht. Nun, man bekümmerte sich vielleicht gar nicht darum? man sah nicht darauf? Das eben nicht. Das Volk gaffte es an und fragte lachend, ob sich denn kein blutiges Schwerdt darin produziren werde oder so was Kriegerisches, Blutiges? Ich zweifle, ob viele Astronomen auf die Specula liefen, um es zu beobachten. Die Aufgeklärten beschauten es als ein rares, doch bald ermüdendes Schauspiel, und belustigten sich endlich damit, in seinem Scheine die Zeitung zu lesen. Ja, die Zeitung! sie ist heuer die Bibel, das alte und neue Testament! Sie spricht von Schöpfung, Richtern, Propheten, Aposteln, von der Auferstehung des Fleisches, von einem Himmel und seinen Gestirnen — die französische Zeitung nämlich, denn Frankreich ist heuer das gelobte Land, wohin sich aus allen Wüsten alle Blicke richten, wovon alle Zungen sprechen. Weit weniger unterhält man sich von andern Ländern, und hier von den meisten gar nicht, weil man gar nicht einmal weiß, wo sie liegen. Hier spricht man von Portugal und Spanien nur so im Vorbeigehen, um Don Miguel und Ferdinanden einen Schimpfnamen mehr anzuhängen; von Frankreich, wie gesagt, wie von dem gelobten Lande; von England, weil man immer darauf kommen muß; von Deutschland wie von einem Bündel, der einem im Wege liegt, an dem man sich ärgert, an dem man sich stößt; von Rußland! — man bedauert selbst die italienischen Cantanti, welche hingehen, sich Geld zu verdienen; man sagt, es verderbe die schönen Stimmen; von der Türkei, um vom Sultan und insbesondere von seinem Harem zu träumen und auch Sr. Hoheit, wie allen Hoheiten, damit er wahrhaft glücklicher Herrscher seyn könne, eine gute Konstitution zu wünschen; von Griechenland, um die Achseln zu zucken; von Belgien spricht man nun nicht mehr, weil man nicht ausgelacht werden will. Allzu leidenschaftlich hatte man sich der Belgier angenommen, für eigene Sache die ihrige angesehen, hatte ihnen aufs Wort geglaubt, als sie es nicht nur mit Holland, sondern auch mit dem ganzen obengenannten Bündel aufnehmen wollten, als sie zuversichtsvoll riefen: „wir werden sehen —!“ Daß auch hier von Polen, und wie davon gesprochen wird, versteht sich wohl von selbst.

Beilage: Kunstblatt N. 78.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 234.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 30. September 1831.

Hamlet. Seht Ihr die Wolke dort, beinah in Gestalt eines Kameels? — *Polonius.* Beim Himmel! sie sieht auch wirklich aus wie ein Kameel. — *Ham.* Mich dünkt, sie sieht aus, wie ein Wiesel. — *Pol.* Sie hat einen Rüken wie ein Wiesel. *Ham.* Oder wie ein Wallfisch. — *Pol.* Ganz wie ein Wallfisch.

Shakespeare.

Neueste Beobachtungen am Planeten Mars.

(Beschluß.)

Wir kehren nach dieser kleinen Luftfahrt in die Regionen der Wolken wieder zu unsern Berliner Beobachtern und zu Herschel zurück. Die Berliner sahen einen entschieden und sonderbar gestalteten dunkeln Fleck, den sie den 10ten September bemerkt und während der ganzen vierzigtägigen Dauer ihrer Beobachtungen wieder mehrmals, und noch am lezten Tag beobachtet hatten. Sie verglichen ihn mit einer *Schlange* mit einem auffallend schwarzen *großen Kopf*, der auf dem Aequator aufruht; der Schwanz verliert sich in eine wolkenartige Figur, die schwer zu beschreiben ist, und sich auch während der Beobachtung, besonders gegen das Ende, ziemlich in verschiedener Gestalt zeigte. Am einfachsten würde ich sie einen *Vogel mit ausgebreiteten Flügeln* und gekrümmtem Schwanz nennen. Noch hat sich ihnen eine dritte Erscheinung während ihrer Beobachtungen gezeigt; sie zeichnet sich durch ihre Größe aus; am füglichsten möchte ich sie mit einem *Wallfisch* vergleichen. Endlich ist, außer einigen graulichen Flecken um den Pol herum und einem schwarzen *Tupf*, wie der Schlangenkopf, ein größerer *grauer Fleck*, der sich vom Aequator gegen Norden breit hinaufzieht, zu merken. Jenseits des Aequators, gegen den Nordpol zu, ist sonst fast nichts von dunkeln Erscheinungen zu sehen.

Herschel sah gleichfalls die *von ihm* beobachteten Flecken nach *Perioden von zwei Jahren* wiederkehren und erkannte sie noch. Eine *Beständigkeit der Bildung* ist also eine Uebereinstimmung, die unzweifelhaft zwischen den Berlinern und Herschel hervortritt.

Jezt ist aber die *wichtige Frage* zu beantworten: haben die Berliner dieselben Erscheinungen auf dem Mars gesehen, die Herschel vor einem halben Jahrhundert sah; oder kurz, haben sie einerlei Flecken gesehen? Die Beantwortung dieser Frage hat ihre Schwierigkeiten. Die zwei Beobachtungsreihen Herschels, die eine von 1777 bis 1779, die andere von 1781 bis 1783, hatten verschiedene Zwecke; die erstere war der Bestimmung des Marstags, oder seiner Umdrehungsperiode gewidmet; Herschel fand sie 24 Stunden 39 Minuten. Die andere Reihe beschäftigte sich vorzüglich mit dem Südpol und den mathematischen und physischen Erscheinungen an der in seiner Nähe befindlichen glänzenden Zone; die andern Flecken scheinen hiebei weniger beachtet worden zu seyn. Die Berliner Beobachter haben sich auch mit der Beantwortung dieser unserer Frage beschäftigt, ihr Resultat drücken sie aber ziemlich ungünstig in Folgendem aus: „Wir verglichen am Schlusse unserer Beobachtungen die meist sehr zerstreuten Bemerkungen anderer Astronomen, überzeugten uns jedoch bald, daß *keine deutliche Uebereinstimmung* mit unsern Wahrnehmungen aufzufinden war. Zeichnungen sind nur wenig vorhanden, und Schröters Marsfragmente,

die 221 Zeichnungen enthalten sollten, sind nie erschienen.“ Wenn man Herschels Zeichnungen in den philosophischen Transactionen der Londoner Gesellschaft betrachtet, so ergibt sich, daß er in der ersten Beobachtungsreihe mehrere sehr entschiedene Gestalten vor Augen hatte, um die Umdrehung des Mars zu bestimmen. Ich will sie, mit Berufung auf Hamlets Wolkenkameel, auf meine Weise übersetzen; die erste Gestalt ist ein weißlicher Gürtel durch einen dunkeln Wolkenschild; dieser ist trüb, unbestimmt, nach Norden größer. Die zweite ist ein schmälerer weißer Gürtel mit verwaschenen Massen nach Norden und einer viel dunklern auf seiner Südseite. Es kommen sechs Zeichnungen davon vor. Die erste Gestalt sah er nach zwei Jahren wieder. Die dritte Figur will ich kurz die Centralperrücke nennen; sie hat dieselbe dunkle Gestalt wie die erste, mit einem Schweif von dünnerem Schatten; sie kommt wieder nach 4 Jahren vor in der zweiten Beobachtungsreihe, wenn die Zeichnung ganz zuverlässig ist, und findet sich öfters gerade im Centrum der Scheibe. Die vierte nenne ich mit Herschels eigenen Worten einen Hacken. Sie ist vor 47 Jahren gerade auch im September, wo die Berliner beobachteten, beobachtet worden, wiewohl die Marsscheibe damals anders gegen uns stand. Dieser Hacken, dessen Ende Herschel viel dunkler zeichnet als den übrigen Theil, halte ich für die Schlange mit schwarzem Kopf, den die Berliner zehn Mal in ihren Zeichnungen aufführen. Die Aehnlichkeit ist mir wenigstens auf den ersten Blick aufgefallen. Dieß ist immerhin ein Anhaltspunkt. Herschel hat noch eine fünfte Gestalt, die ich die Wasserhose nennen möchte; sie zieht sich weit gegen Norden des Mars. Die Centralperrücke hat vielleicht Aehnlichkeit mit dem Wallfisch der Berliner. In Hinsicht der übrigen Gestalten hat es mir nicht gelingen wollen, eine Aehnlichkeit zu finden.

Wer wagt nun, aus dem Bisherigen unsere Frage zu beantworten? Legen wir sie noch ein halbes Jahrhundert zurück, denn eine noch größere Verlegenheit erwartet uns. Die Berliner haben aus vierzig Perioden den Marstag auf 24 Stunden 37 Minuten bestimmt, und Herschel aus einer Gesammtzahl von 786 Umdrehungen auf 24 Stunden 39 Minuten. Haben sie den Planeten sich umdrehen sehen, seinen festen Körper selbst, oder blos seine Atmosphäre die er mit sich herumführt? Sind die Flecken blos Wolken, die schneller und langsamer laufen? Um die Paar Minuten mögen unsere Nachkommen streiten und rechnen; wir kehren zurück, wovon wir ausgegangen: Mars ist unser Zwillingsbruder, aber ein gegen uns verkehrt gestellter. Sein Südpol gleicht unserem Nordpol, an jenem ist bei ihm das meiste Land, wie bei uns an diesem; seine nördliche Hälfte ist also, wie bei uns, ganz anders gebildet als die südliche.

J. W. Pfaff.

Mittheilungen über Angelo Poliziano und sein Gedicht.

(Beschluß.)

Das zarte Veilchen stehet scheu und blöde,
Gesenkten Blickes, wie von Schaam umgossen;
Doch froh und lachend, hat den Busen jede
Rose dem ersten Sonnenstrahl erschlossen;
Die zeigt sich hinter'm Blatte nur so spröde,
Die zeigt sich frei, von grünem Schmuck umflossen,
Die, deren süßes Feuer einst gefallen,
Entblättert sich und schmückt die Erd' im Fallen.

Eos aus liebem Heil'genscheine streut
Der Blumen gelbe, rothe, silberhelle;
Im Busen trägt der Hyacinth sein Leid,
Narziß beschaut sich in der klaren Welle;
Den purpurrothen Saum am weißen Kleid
Sonnt das Maaßliebchen sich an Lichtes Quelle;
Adonis macht vergeb'n, die ihn umschlungen,
Akantus lacht, und Krokus zeigt drei Zungen.

Nie wird für uns die Flur so ausgeschmückt
Vom jungen Lenz, der neues Leben bringt. —
Mehr oben wird ein stolzer Berg erblickt
Mit dunklem Wald, den nie ein Schein durchdringt,
Wo sich durch dichtes Laub, dem Aug' entrückt,
Des frischen, kühlen Quelles Wasser schlingt;
Das rinnt so klar und ruhig von den Höhen,
Daß leicht es ist, auf seinen Grund zu sehen.

Das Wasser springt vom Felsen, dessen Beugung
Des schönen Berges Haupte Stütze leiht,
Und durch des Baches Bett in sanfter Steigung
Zur Quelle sich erhebt, im blum'gen Kleid,
Von deren Rand in ewiger Erzeugung
Das Naß den schatt'gen Bäumen Nahrung beut,
Zum Dank für ihres kühlen Schattens Frische;
Gern labt sich jeder am freigeb'gen Tische.

Gerad sieht man empor die Fichte schießen,
Dem Nordwind trotzend, von der Fluth erquickt
Steineichen, ganz von Honig überfließen
Lorbeer', nach dessen Laub man wünschend blickt,
Cypressen, denen Thränen sich ergießen,
Bald weit und hell das Laub, bald eng, gedrückt;
Der Baum, der dem Herakles einst gefallen, *)
Umkränzt den Quell mit Platanus vor allen.

Stark ragt die Eiche, doch die Fichten streben,
Dort schlanke Weiden, knotigte Kornellen,
Hier stämm'ge Eschen, Ulmen, laubumgeben,
Und Pinien, rauschend in der Winde Wellen,

*) Der Oelbaum.

Nebst Erlen, die dem Mai die Kränze weben,
Ahorne, die vielfärbig sich umhellen,
Der Palme Laub, ein Preis den tapfern Leuten,
Und Epheuranken, die sich weit verbreiten.

Es zeigen schmuck sich hier die jungen Reben,
Die sich verschiedener Gestaltung freu'n,
Die sprengt der Knospe Rand mit neuem Leben,
Die sucht verlor'ne Zweige zu erneu'n,
Die strebt ein schattig Laubdach schon zu weben,
Vor ihrem Laube flieht der Sonne Schein,
Die läßt gestützt ihr thränend Haupt sich senken,
Jezt sprengt sie Wasser, um einst Wein zu schenken.

Hier krauser, dichter Buchs, vom Wind durchzückt,
Der schmuck von Grün die ganze Gegend macht;
Die Mirte, von der Göttin gern erblickt,
Der grünes Haupt von weißen Blüthen lacht. —
Hier wird von Liebe jedes Thier berückt,
Die Widder rüsten ihrer Hörner Macht;
Sie stoßen sich mit tapferer Geberde
Im Angesichte der geliebten Heerde.

Am Hügel sucht der Stier, indem er brüllt,
Zu rohem, grausem Kampf dem Feind zu nahn,
Obgleich an Brust und Hals das Blut ihm quillt,
Wirft mit dem Fuß die Erd' er himmelan.
Der Eber rast, mit schaum'gem Blut erfüllt,
Wühlt mit dem Rüßel und geweztem Zahn;
Er brüllt und reibt, zu stählen seine Kraft,
Den borst'gen Rücken an der Eiche Schaft.

Damhirsche kämpfen, sonst von Furcht beklommen,
Und stoßen für die Hindin muthig drein;
Die bunten Tieger geh'n, von Wuth entglommen,
In ungefügem Grimm sich zu bedräu'n;
Mit Schweifen schlagend, gräulich brüllend kommen
Mit glüh'ndem Blick zum Kampf heran die Leu'n;
Der Lindwurm kommt mit Geifern zu dem Drachen,
Der sich hier sonnt, drei Zungen in dem Rachen.

Dem Eber nach, wenn Weibchen sie gewahren,
Im seltsam kühnen Schritt die Hirsche geh'n;
Kaninchen geh'n zusammen dort in Paaren,
Dort, wo am dicht'sten die Gebüsche steh'n,
Die einfach schmucken Rehe geh'n in Schaaren,
Vor Hunden sicher, da sie Lieb' erspäh'n;
Amor macht, wenn er will, verjährtes Hassen,
Gewohntes Fürchten in der Brust erblassen.

Es schwimmt der Fische stumme Schaar im hellen,
Krystall'nen Naß, durchsichtig und voll Glanz;
Im Kreise reihen sie sich in den Wellen
Zu frohem und von Lust erfülltem Tanz,
Und über's Wasser nun empor sich schnellen
Bald der, bald jener, freudetrunken ganz;
Und was sie thun, ist nur zu Lust und Feier,
Nicht löscht der kühle Quell ihr süßes Feuer.

Die bunten Vögel machen in den Zweigen
Die Luft erklingen von so süßem Sang,
Und Harmonie ist ihren Stimmen eigen
Von hoch erhabenem und frohem Klang.
Nicht solches kann des Menschen Brust entsteigen,
Sey noch so mächtig auch des Herzens Drang.
Wo durch das Grün Cupido's Blicke dringen,
Sieht man von Ast zu Ast sie freudig springen.

Das Echo tönt vom Singen aus den Schatten
Des Walds, der weithin dunkel färbt das Land;
Hier plappert laut die Elster ohn' Ermatten,
Dort sonnt der Pfau den Schweif von Diamant,
Die junge Taube küßt den süßen Gatten,
Und weiße Schwäne singen an dem Strand;
Der kleinen Turteltaube nah', der schnellen,
Hört man des Papagais Geplauder gellen.

Vom Streit mit Menschen und mit Göttern eilen
Cupido's Brüder her zu diesem Hain
Auf schnellen Schwingen, um mit goldnen Pfeilen
Zu treffen alles Wild zu grauser Pein.
Oft gehet Cyprus Göttin, hier zu weilen
Mit ihren Amoretten im Verein,
Und senket zwischen Moosen, Blumen, Bäumen
Die schönen Frau'n zu leichtem Schlaf und Träumen.

F. Duttenhofer.

Vom Gebrauche des Glases bei den Alten.

Aus Gelegenheit eines Fensters im Gewölbe eines Bades zu Pompeji, bemerkt Sir William Gell in seinem Werke Pompejana, daß bei den Römern die Fenstergläser nicht immer aus gegossenem Glase bestanden, sondern oft auch aus Krystalltafeln, die auf einer Seite nur leicht polirt waren, damit man nicht von außen in die Zimmer sehen konnte. Diese in Kreuzesform geschnittenen Platten waren in kupferne Rahmen eingekittet. Das erste Glas, das man zu Rom kannte, kam wahrscheinlich aus Egypten. Das Krystallglas scheint vor dem Jahr 536 nach Erbauung der Stadt Rom den Alten so gut als unbekannt gewesen zu seyn. Hinsichtlich der Zeit, wo man es bearbeiten lernte, sind wohl die Gelehrten durchaus im Irrthum. Ohne davon zu sprechen, daß in den Wolken des Aristophanes die Beschreibung eines Brennglases vorkommt, beweist schon Dodwells römische Sammlung von Bruchstücken, daß alle jezt bekannten Marmorarten und sämmtliche Edelsteine von den Alten sehr gut in Glas nachgemacht wurden; sie ver-

fertigten Gefäße von allen Größen daraus. Zu Martials Zeit, d. h. hundert Jahre vor unserer Zeitrechnung, waren gläserne Becher sehr gewöhnlich, mit Ausnahme der Calices Allasontes, welche in allen Farben des Prisma spielten und aus Egypten kamen. Sie waren, nach Vossius, so selten, daß Kaiser Adrian, als er einige dem Servianus sandte, befahl, man solle nur in außerordentlichen Fällen Gebrauch davon machen. Die bei den Römern so gesuchten Myrrhynischen Gefäße kamen, wie es scheint, aus China. Properz schreibt ihre Erfindung den Parthern zu. So viel ist gewiß, daß das orientalische Porzellain noch gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Mirrana di Smyrna hieß. Die Menge von Flaschen und anderem Hausrath von Glas, die man in Pompeji gefunden hat, beweist übrigens hinlänglich, daß die Alten die Glasbereitung sehr gut verstanden; allerdings aber nahmen sie zu den Laternen häufig, wie ja auch bei uns geschieht, statt Glas, Platten von Horn; dies nennt Plautus „Vulkan in einen Kerker von Horn sperren.“ Man wandte zu diesem Zweck auch Leinwand an, wie man in jetziger Zeit Fenster aus geöltem Papier macht. Später wurde das Glas so gemein, daß ganze Säle mit Glasfenstern umgeben wurden. Die Trümmer eines solchen Gemachs sind im Jahr 1828 bei Ficulnea im römischen Gebiet aufgegraben worden. Zu Senecas Zeit bestanden die Mauern der Bäder aus dem schönsten Marmor, mit Fenstern von unten bis oben, und das Wasser lief in gläsernen Röhren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, September. *)

Schicksal des deutschen Genius in Straßburg.

Ihre Zeitschrift, die auch hier eine große Anzahl von Lesern besizt, enthält seit einiger Zeit Briefe aus Straßburg, die den Geist und die Gesinnungen der Straßburger dem Auslande in einem ganz falschen Lichte darstellen. Ihr Korrespondent scheint immer von dem Gesichtspunkt auszugehen, als bedauerten wir Straßburger fortwährend, nicht mehr zu Deutschland zu gehören, und unser Streben gehe somit dahin, so viel als möglich deutsche Sitten und Gebräuche aufrecht zu halten. Es gilt dieses höchstens für eine sehr unbedeutende Minderzahl. Straßburg hat sich in den beinahe 150 Jahren, seit es zu Frankreich gehört, und besonders seit 1789 wohl ganz umgestaltet. Damals war es eine durchaus protestantische Stadt, jezt verhalten sich die Katholiken zu den Nichtkatholiken wie 22½ zu 19. Die ganze katholische Bevölkerung besteht theils aus französischen Beamten und den Nachkommen von frühern Beamten — und unter diesen gibt es viele, die, in Straßburg geboren, den Münsterthurm nie aus den Augen verloren haben und doch der deutschen Sprache nicht mächtig sind — theils aus Franzosen, die seit hundert Jahren aus dem Innern gekommen sind und, durch unsere Lage angelockt, sich hier niedergelassen haben und Gewerbe treiben. Diesem großen Theil der Einwohnerschaft ist Deutschland durchaus fremd; höchstens wissen sie, daß Straßburg einst eine Reichsstadt war, verstehen vielleicht zum Theil unsern Provinzialdialekt, haben aber von dem geistigen Verkehr und Wirken der Deutschen keinen andern Begriff als den, welchen Pariser Blätter ihnen mittheilen, und unterscheiden sich in Hinsicht der Sitten und Gebräuche im Innern der Familien durchaus nicht von den Einwohnern jeder andern französischen Provinzialstadt. Es bleibt nun noch der protestantische Theil von Straßburgs Bevölkerung, und dieser zerfällt wieder in zwei Hälften. Die eine, bei weitem bedeutendere, kennt die Geschichte ihrer Vaterstadt, spricht und schäzt auch die deutsche Sprache, sieht aber, da sie nun einmal zu Frankreich gehört, ein, daß, um aller Vortheile zu genießen, die das Anschließen an ein großes Land gewährt, sie suchen muß, so viel als möglich französische Sitte und Denkungsweise anzunehmen; sieht ein, daß, wer in den Staatsdienst treten, die Rechte oder Medizin studiren will, nicht in dem protestantischen Gymnasium (école secondaire eclésiastique, eigentlich eine Anstalt für künftige Theologen), sondern in dem collège royal seine Bildung und Erziehung erhalten muß, weil das erste als eine Art Anomalie dasteht und der Schüler desselben Mühe hat, sich später auf der Universität zurecht zu finden, wo er sich auf einmal von lauter Franzosen und französischen Lehrern umgeben sieht. Billig ist es indessen, zu bemerken, daß das Gymnasium seit zehn Jahren unter des würdigen Matters Leitung viel gewonnen hat; aber im Kollege wird jezt das Deutsche und Englische ebenfalls gelehrt. Diese sehr zahlreiche Klasse neigt sich unwidersprechlich zu französischen Sitten und Gebräuchen hin, und wenn es so fortgeht, wird die zweite oder dritte Generation wenig mehr von ihrem deutschen Ursprunge aufzuweisen haben; in dieser Klasse scheint auch Ihr Korrespondent unsere Zierbengel zu finden; diese Menschenklasse findet sich aber überall, und in Berlin und Frankfurt wohl noch vollkommener als hier. Zu der lezten und bei weitem kleinern Hälfte endlich scheint Ihr Korrespondent zu gehören. Diese besteht aus protestantischen Theologen, aus Fremden und aus solchen Straßburgern, die den alten Glanz ihrer Vaterstadt nicht vergessen können und daher alles, was von den Franzosen kommt, als Fremdes, Aufgedrungenes hassen, obgleich auch diese in politischer Hinsicht auf die Deutschen nicht gut zu sprechen sind. Ich führe die Theologen besonders an, weil diese durch ihre Organisation und durch den Gottesdienst vielmehr Deutschland als Frankreich angehören. Die Studenten der Theologie haben Manches von den deutschen Universitäten entlehnt, aber leider nur das weniger Gute, Burschikose, während der tiefe, ernste Geist der deutschen Jugend ihnen fremd ist.

Aus dem Gesagten läßt sich wohl schließen, daß die große Mehrzahl der Straßburger in Ansichten, Sitten und Denkungsweise bei weitem französischer ist, als Ihr Korrespondent will glauben machen. Gewiß ist es, daß der Aufsaz über die Ankunft des Königs im Juni (Nr. 161. 162) Vielen hier lächerlich vorkam; denn Ihrem Korrespondenten nach wäre unser Hauptbestreben gewesen, uns als Deutsche darzustellen und Deutschland geltend zu machen, und wahrlich, daran dachte Niemand.

*) Deutschland hat sich schon längst entwöhnt, an die vom deutschen Reiche abgerissenen Länder auf dem linken Rheinufer politisch Ansprüche zu machen; es muß somit auch den deutschen Genius in jenen Ländern ganz seinem Schicksale überlassen. Seit einiger Zeit haben verschiedene Stimmen aus Straßburg in diesen Blättern die Mehrzahl der Elsässer als fortwährend geistig deutsch dargestellt. (s. Nr. 105. 147. 161. 162.) Wir wären keine Deutsche, wenn wir, eifersüchtig auf Nationalität, nicht auch die entgegengesezte Ansicht sich frei äußern ließen. Wir danken dem ungenannten Einsender des obigen Briefs nicht nur für seine Mittheilung, sondern auch dafür, daß er es für der Mühe werth gehalten hat, von seinem eigenen Deutschthum sich so viel zu erhalten, daß er im Stande ist, die Ansichten seiner deutsch gesinnten Mitbürger in so gutem Deutsch zu berichtigen. D. Red.

Auflösung der Charade in Nr. 229:
Nachtlicht.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 99 u. Monatsreg. Septbr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 1. Oktober 1831.

— Nett, schön geputzt,
Frisch wie ein Bräut'gam; sein gemähtes Kinn
Sah Stoppelfeldern nach der Erndte gleich;
Er war bebalsamt wie ein Modekrämer.

Shakespeare.

Der Fuchsberg.

Novelle.

Ein dunkler Novemberabend breitete seinen Schleier über die Linden des königlichen Berlins, in welchem die Häusermassen dieser prächtigen Straße und des daran stoßendes Platzes, ehemals Quarré genannt, um so tiefere Schatten warfen, als noch keine vervollkommte Erleuchtung dem Abenddunkel ihre eigenthümlichen Reize lieh. Schlechtgeformte Laternen sandten zu der Zeit, in welcher diese Erzählung den Leser in die genannte Hauptstadt einführt, ein trübes Licht von schiefstehenden, halb verwitterten Pfählen herunter, die längs den Häusern gereiht standen und, indem sie spärlich den nächsten Raum erhellten, aus einiger Ferne gesehen, dem Auge wie eine Reihe von Irrlichtern, aus tiefem Nachtdunkel auftauchend, erschienen.

Da wo jezt ein prachtvolles Thor dem Wanderer die edle Baukunst des Alterthums anschaulich macht, hielten zwei einfache Mauerpfeiler, mit einigen Trophäen geschmückt, die Thorflügel, und zwei niedrige Häuschen bewachten rechts und links, das Eine als Wacht- das andere als Zollhaus den Eingang in die Königsstadt, welche noch das Glanzgestirn des großen Friedrichs, obwohl bereits gegen das lezte Dezennium seiner Bahn sich bewegend, erhellte.

In einem jener zwei kleinen Häuser, nämlich dem Wachthause, ging es an jenem Abend sehr munter zu. Mehrere Offiziere der Garnison hatten sich, wie oft zu geschehen pflegte, bei dem Wachthabenden eingefunden, den Abend daselbst zu verbringen. Unterhaltungen über den Dienst, Ergüsse des Witzes und jugendlichen Frohsinns hatten die Stunden gekürzt, um später den gewohnten Zeitvertreiben müßiger junger Leute, dem Karten- und Würfelspiel, Platz zu machen, bis endlich, bei eingebrochener Nacht, der größte Theil der Besuchenden sich nach und nach entfernt hatte. Nur drei waren noch beisammen, welche wir etwas näher betrachten wollen.

Der Eine von ihnen, v. Gödern mit Namen, ist als der eigentliche Wachthabende leicht an dem Kostüm zu erkennen, in dem er im Zimmer auf und nieder schreitet. Eine sehr reich gestickte Uniform, zusamt der Schärpe und dem Ringkragen, bezeichnen ihn als einen solchen, obschon das buntseidne, mit möglichster Schonung der Frisur um den Kopf geschlungene Tuch und die nur noch durch ein Paar Knöpfe an dem wohlgeformten Bein befestigten Stiefeletten erkennen lassen, daß er den Dienst sich etwas bequem zu machen gesucht. Die feine, zierliche Gestalt, obgleich ein wenig unter der Mittelgröße, würde nicht unangenehm seyn; ein übermäßig hohes Toupet aber und zwei ungeheure Absätze unter den feinen Schuhen scheinen anzudeuten, wie gern ihr Inhaber ihr ein Paar Zolle zugesezt hätte. Ein schöner Brillantring, der an der stets beweglichen, zierlichen Hand funkelt, ein reichgekräuselter Busenstreif, der unter dem Ringkragen hervorschaut, und der Duft von starken Wohlgerüchen, den

selbst die Tabaksatmosphäre des Wachtzimmers nicht zu überwältigen vermocht, kündigen den Mann als einen militärischen Stutzer an; das wohlgefällige Lächeln aber, das fast unaufhörlich zwei Reihen schöner Zähne zeigt, und der verstohlene Blick, der im Vorbeigehen jedesmal in den kleinen Spiegel fällt, sagen zur Genüge, mit welchem Behagen er sich dieser persönlichen Annehmlichkeiten bewußt und sich zu betrachten gewohnt ist. Hinter dem Tisch, auf dem zwei tiefherabgebrannte Lichter stehen, sizt mit allen Zeichen der Schläfrigkeit ein zweiter Anwesender, der Rondeoffizier. Seine Rechte spielt mechanisch mit den vor ihm liegenden zerstreuten Kartenblättern, und indem er bald eins, bald das andere davon hervorzieht, und wieder wegwirft oder vor sich hinlegt, scheint ein Gedanke, oder ein geheimes Spiel ihn dabei zu beschäftigen.

An einer andern Seite des Gemachs, hinter einem kleinen Tischchen, sehen wir den Dritten dieser nächtlichen Genossen, welchen ebenfalls der Dienst hier noch festgehalten, ohne daß, wie es scheint, er an der allgemeinen Unterhaltung Theil genommen hätte, denn das Schachspiel, welches von der aufgehobenen Parthie noch vor ihm steht, scheint eine ernstere Richtung seines Geistes anzudeuten. Auch spricht dieser Ernst aus den edelgeformten Zügen, und spiegelt sich in dem ruhigen Blick des Auges, und in dem ganzen gehaltenen Wesen des Mannes, das jene stille Macht über seine Umgebungen ausübt, welche immer die Wirkung von der Herrschaft des Geistes über Erscheinung und Betragen ist. Zugleich auch tritt uns ein Zug von stolzer Unabhängigkeit entgegen, der über sein Wesen verbreitet ist und jede allzuvertrauliche Annäherung fern hält, indem er doch zugleich das Interesse an seiner Person steigert.

Schon eine gute Weile hatte das Schweigen der drei Kameraden gedauert, nur von dem Geräusch unterbrochen, womit Gödern, mit immer kürzern und unruhigern Schritten, mitunter tief seufzend im Zimmer umher ging. Immer wieder aber blieb er vor dem Tisch stehen, wo der andere mit den Karten beschäftigt war, und sah aufmerksam dem Spiele zu, welches der Offizier mit halbunterdrücktem Lächeln in seiner Gegenwart immer eifriger fortsezte, so oft aber Gödern den Rücken wandte, Geberden des Spottes hinter ihm, oder gegen Krohnstein (dieß war der Name des dritten Anwesenden) gewendet, machte, welche jedoch von diesem nur mit einem kalten, fast verächtlichen Lächeln beantwortet wurden. „Brüderchen," hob endlich Gödern an, nachdem er wieder eine lange Zeit vor dem Tisch gestanden und dem mystischen Spiel zugesehen hatte. „Brüderchen, leg mir die Karte!" — „Lächerlicher Mensch!" war die Antwort, „was fällt Dir ein!" — „Ich weiß, Du kannst es," fuhr jener dringend fort, „wenn Du nur willst! Hast Du nicht lezthin dem Polen, wie hieß er doch! das Unglück mit dem neugekauften Pferde vorhergesagt, und dem Rittmeister von Pelikan den Lotteriegewinnst? So sag mir denn, Bruderherz! sag mir, wird Luise noch m e i n werden?" — „Nun," lachte der andere mit kaum verhehltem Spott, „warum nicht, wenn sie Dich liebt!" — „L i e b t!" wiederholte Gödern mit Nachdruck, und indem ein bedeutsames Lächeln seine Züge erheiterte. „Nun, die Liebe eines Mädchens, das gesunde Augen hat, könnte, sollte ich meynen, einem Manne, der von der Natur nicht eben stiefmütterlich ist bedacht worden, zu gewinnen nicht unmöglich seyn. Aber der Vater! Du kennst seine wunderlichen Grillen!" — „Freilich," erwiederte der andere, „die sind seltsam, obwohl er für die einzige Erbin seines großen Vermögens auch schon etwas Apartes verlangen kann. Nur einem Manne, den der König kennt und schäzt, will er die Tochter geben, um gleichsam in der guten Meinung des Monarchen eine sichere Bürgschaft für den Werth des Schwiegersohns zu haben; war's nicht so? — Allerdings ein absonderlicher Einfall von dem alten Herrn, der überdieß schwerlich mit den Forderungen eines warmen Mädchenherzens zu vereinbaren seyn dürfte. Indeß, wer weiß, Herr Bruder, wozu Du es noch bringst!" — „Meynst Du, Brüderchen!" war Göderns Antwort, indem er mit verliebtem Blinzeln seine Blicke selbstgefällig an seiner Person herabgleiten ließ. „Meynst Du? Ja, der König, hoff' ich, wird mich endlich doch bemerken, und im Vertrauen! ich weiß sogar aus guter Quelle, daß man ihn aufmerksam auf mich gemacht. Nun, Leute von schöner Gestalt, aus einer alten Familie sind auch so häufig eben nicht; wie leicht kann es daher nicht kommen, daß er mich in die Garde versezt, und dann — d a n n kann mirs nicht fehlen!" — „Zuverläßig! Nichts ist sicherer!" klang die Antwort, von spottendem Lachen begleitet; „nicht wahr, Krohnstein?" Doch dem schien längst dieß Gespräch sehr unangenehm geworden zu seyn. Er war aufgestanden, und den Sprechenden den Rücken zukehrend, trommelte er an den Fensterscheiben, während sein Auge in die Nacht hinausstarrte, und schien die Frage gänzlich zu überhören.

Da schmetterte ein Posthorn durch die nächtliche Stille. Die Thorflügel öffneten sich knarrend und eine bepackte Reisekutsche rasselte herein, nahe am Wachthause haltend, um hier die damals üblichen Fragen und Untersuchungen zu erwarten. Die Offiziere traten ans Fenster, während aus der nahen Wachtstube einige Soldaten herauspolterten, und ein Unteroffizier mit Schreibtafel und Bleistift an den Wagen trat, um Namen, Stand und Charakter, samt dem Woher und Wohin der Reisenden zu erfragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.
(Fortsetzung.)

Fünfte Abtheilung.
Paris. 1815.

Kriegsministerium. Vorzimmer des Ministers. Audienztag. Zwei Huissiers. Sollicitanten im Hintergrunde.

Erste Scene.
Huissiers, Sollicitanten, Labredeche.

Huissier. Nummer vier!

Sollicitant (aufstehend). Meine Nummer!

Labredeche (eintretend). Bonjour, meine Freunde, Bonjour!

Huissier. Monsieur . . .?

Labredeche. Wie, Sie kennen mich nicht mehr?

Huissier. Ah, der Herr, dessen Vater erschossen wurde?

Labredeche. Ganz recht, Freund; seit acht Monaten schon sollicitirt und immer sollicitirt! Nun, Sie haben mir meine Nummer aufgehoben, nicht so?

Huissier. Wir haben immer welche für die Habitués.

Labredeche. Für Freunde, meinen Sie; darunter aber zählen Sie mich, nicht so? — Nummer 9. — Wie weit ist man?

Huissier. Eben ist Nummer 4 vorgelassen.

Labredeche. Bravo! An dem Tage, wo ich die mir von rechtswegen gebührende Pension erhalte, werde ich Sie, lieber Freund, gewiß bedenken.

Zweite Scene.
Die Vorigen, ein alter Offizier.

Offizier. Wollen Sie mir wohl eine Nummer geben?

Erster Huissier (zum zweiten Huissier). Hast du noch Nummern?

Zweiter Huissier. Hier, Nummer 18.

Offizier. Wird lange währen! — Hätten Sie, Freund, keine nähere Nummer? Sie sehen, wir sind nur noch sieben bis acht . . .

Zweiter Hussier. Nein.

Offizier. Nun schon zwei öffentliche Audienzen, ohne daß meine Nummer vorkommt! Vielleicht werden Seine Excellenz auch heute wieder . . .

Huissier. Nun, dann kommen Sie nächsten Dienstag wieder.

Offizier (sich setzend). Wenn ich da noch lebe!

Labredeche (zum Huissier). Das Gesicht habe ich sonst schon gesehen.

Huissier. Ein Sollicitant.

Labredeche. Die Antichambren wimmeln von dergleichen. — Was hat die Zeitung?

Huissier (lesend). „Der König hat die Messe in seinen Appartements gehört.“

Labredeche. Weiter, weiter!

Huissier. „Der Kriegsminister hat mit Sr. M. gearbeitet.“

Labredeche. Hat dem Sohne des h. Ludwig vielleicht meine Petition vorgelegt. (Die Stimme erhebend.) Ein großer Mann, der Minister! Ich sage das nicht, daß er's erfahre; ich bin kein Schmeichler.

Huissier. „Der Marquis v. Lafeuillade ist zum Obristen des dritten Regiments Chasseurs à cheval ernannt.“

Offizier. Obrist? Ein halbes Kind!

Labredeche. Ein reiner, goldtreuer Royalist, der, gleich mir, durch seine Aufopferung für die Sache der Legitimität sich Rechte erworben.

Huissier. Allerdings; sein Vater bekleidete unter Ludwig XVI. einen hohen Posten, in der Garderobe, glaube ich.

Labredeche. Richtig. Soll sein Regiment nicht den Namen „Lafeuillade“ führen?

Offizier (halblaut). Unter dem Kaiser hieß es „l'Intrépide!“

Zweiter Huissier. Nummer 6!

Labredeche. Rief er nicht 6? Bald kommt meine Nummer. — Was sagt die Zeitung sonst noch?

Erster Huissier (lesend). „Seine Majestät haben zu Rittern der Ehrenlegion ernannt: den Hrn. Grafen Formont, Capitaine des chasses Sr. k. H. Monsieurs; den Hrn. Marquis de Lartigues, Troisième valet de chambre Sr. k. H. Monseigneurs, des Herzogs von Berry; Herrn . . .“ Ach, das ist zu lang — noch etliche und zwanzig Ernennungen. (Weiterlesend) „Seine Majestät haben Seine Eminenz den Erzbischof von Toulouse in geheimer Audienz empfangen . . .“

Zweiter Huissier. Nummer 7!

Erster Huissier (zu Labredeche). Um Vergebung, ich muß Sie verlassen. (Ab.)

Dritte Scene.
Die Vorigen, ohne den ersten Huissier.

Labredeche (dem Abgehenden nachrufend). Genieren Sie sich nicht! (Zum alten Offizier tretend) Sie sollicitiren eine Stelle, eine Pension, mein Herr?

Offizier. Keins von Beiden; ich verlange nur in meinem Fache in Thätigkeit gesezt zu werden.

Labredeche. Schwierig im jetzigen Augenblicke, sehr schwierig.

Offizier. Ich zähle zwanzig Dienstjahre.

Labredeche. Eben darum; jezt ist die Reihe an Andern. — Sie waren . . .?

Offizier. Kapitän.

Labredeche. Kapitän? . . . Sie können sich denken, ein solcher Grad gebührt nur Familiensöhnen. Wir haben keinen Krieg mehr, brauchen junge Leute, die unsere alte Reputation von Galanterie in den Salons wieder retabliren, einen Ball zu eröffnen, eine Romanze zu singen, Tambour zu sticken verstehen. Und überdies dienten Sie ja dem Tyrannen.

Offizier. Dem Tyrannen?

Labredeche. Je nun, das alte Gouvernement hat mir Leid genug zugefügt, daß ich den damaligen Machthaber so nennen darf. Uebrigens habe ich ihm nie geschmeichelt. Selbst während der Ogre de Corse noch auf dem Throne saß, nannte ich ihn immer nur Bonaparte.

Zweiter Huissier. Nummer 9!

Labredeche. Das gilt mir, mir! (Er schlüpft zum Minister hinein.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Das Ministerium des Unterrichts. Zustand der Universität.

Seit einem Monate haben wir Preisvertheilungen aller Art, im Louvre, an der Universität, an der Académie française, am Musikkonservatorium, ohne mancher andern kleinen zu gedenken. Bei der Preisvertheilung an der Universität, das heißt an der Unterrichtsbehörde, hatte diesmal Montalivet, der jüngste der Minister, den Vorsitz. Die liebe Jugend hat die Freude, beinahe jedes Jahr einen andern Unterrichtsminister vor ihr eine Rede halten zu hören. In diesem Fache halten die Minister noch weit weniger Stich, als in den andern, und das perpetuum mobile scheint hier längst erfunden zu seyn und zu wirken. Das Ministerium des öffentlichen Unterrichts wird auch nur als eine Beilage zu den andern Ministerien betrachtet, und dient dem Premierminister blos, um Jemand dahin zu stellen, der mit ihm im Ministerrathe stimmt und keine erste Rolle darin spielen darf. Bei dem beständigen Wechsel der Oberhäupter des Unterrichts läßt sich schon an keine durchgreifende Verbesserung denken. Hat ein Minister die nöthigen Erkundigungen über den Zustand der Dinge eingeholt und will einen Plan zu einer gänzlichen Reform entwerfen, so muß er weg, weil das Ministerium unterdessen über den Haufen geworfen worden ist. Nun erscheint ein anderer Mann, meistens einer, der dem Unterrichtsfache fremd ist und daher sich erst in sein Ministerium hineinstudiren muß. Die frühern Forschungen und Vorschläge liegen nun oft unbeachtet, und es bleibt beim Alten, oder es wird von Neuem auf die Reformen losgearbeitet. Von Zeit zu Zeit geschieht jedoch etwas Gutes, und wer nur Geduld hat, kann in Zeit von 50 Jahren manche Verbesserung erleben. So hat man neulich Herrn Cousin nach Deutschland geschickt, um das Unterrichtswesen dort zu beobachten, ob das höhere oder den Elementarunterricht, wird nicht gesagt; wahrscheinlich waren es die Methoden und Studien in den höhern Schulanstalten, die er zu beobachten hatte. Cousin ging geradewegs nach Berlin, kam von da geradewegs wieder zurück und ließ einige Briefe in eine Pariser Zeitschrift einrücken, stattete wahrscheinlich einen Bericht an den Minister ab, und damit hatte die Sache ein Ende. Ob die Berliner Reise andere Früchte tragen werde, steht sehr zu bezweifeln. Uebrigens kann man nicht behaupten, daß die hiesigen Studien schlecht eingerichtet sind. Latein wird gut und thätig gelehrt, wiewohl nicht so gründlich als in Deutschland, Mathematik aber gewiß besser als irgendwo; griechisch nicht stark. Der Unterricht in fremden neuen Sprachen hat erst seit einiger Zeit begonnen und schreibt sich von dem Martignacschen Ministerium her. Zu einem guten Style werden die Pariser von Jugend auf durch Unterhaltung und durch so viele klassischen Schriften angehalten; daher ist man erstaunt, von den Studenten manche sehr gut geschriebene Aufsätze zu lesen. Auch Verse zu machen ist den Franzosen etwas Leichtes und Angebornes; freilich sind die guten Verse eben nicht häufiger, als anderswo in Ländern, wo die Verskunst schwerer ist. Die Revolution des Julimonates 1830 hat noch keine andere Wirkung für den Unterricht gehabt, als daß die Mitarbeiter an dem Tageblatte le Globe sammt und sonders Universitätsinspektoren oder Professoren geworden sind, und daß die Geistlichkeit nicht mehr beim Unterricht das erste Wort führt. Dies ist freilich schon viel; denn die Bigotterie verderbt die Jugend von Grund aus; allein damit ist noch nicht alles gethan. Man verlangt jezt freien Unterricht, das heißt das Recht, nach Belieben zu unterweisen, ohne der sogenannten Universität zinsbar zu seyn und ihrer Erlaubniß zu bedürfen. Dieses Recht ist unter der jezigen freien Regierung nicht mehr so wichtig, als unter der vorigen, da man beinahe ein politisches und ein religiöses Glaubensbekenntniß ablegen, oder von Geistlichen, besonders jesuitischen, empfohlen seyn mußte, um öffentlichen Unterricht ertheilen zu können. Jezt wird nicht leicht einem vernünftigen und moralisch gesinnten Manne die Erlaubniß, als Lehrer aufzutreten, abgeschlagen werden. Deßhalb wird der ganz freie Unterricht auch hauptsächlich von der Obskurantenpartei in Anspruch genommen, welche gern freie Hand bekommen möchte, um ihre abgeschmackten Lehren unter dem Volk zu verbreiten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

1.

Ein äffisch Wesen, trägt sich gern zur Schau,
Ist stolz auf seiner Glieder Bau,
Auf Kleides Schnitt, auf Stöckchen, Peitsche, Sporn,
Dem ächten Mann im Aug' ein Dorn.
Von Hunden, Pferden, Dirnen thut sein Mund
Euch manch erlogenes Geheimniß kund.

2.

Statt jener Zierden hat sein Ahnherr wohl
Mich einst gehandhabt, guter Säfte voll,
Nachdem er mich Kind guten Stammes jach
Mich starken Arm mit starkem Arme brach.

1. 2. 3.

Mich andern Enkel zählt sein alter Ahn.
Ich habe Narrheit angethan,
Als einen Rock, und wohn' in hohem Schloß
Mit wundersamem Troß.
Was nirgends ist, das ist allein mir wahr.
Und die's nicht sehen, haben all den Staar.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 236.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Montag, 3. Oktober 1831.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze deine Sohle
Flüchtig wie die Welle schwebt.

Schiller.

Der Tanz.

Feierlich prangten im Saale die Kränze,
Und zu dem Jubel der flüchtigen Tänze
Winkten die Kerzen mit goldenem Schein;
Hörner und Geigen und Flöten erklangen,
Rasch mit den feurigen Jünglingen schlangen
Blühende Mädchen den lustigen Reihn.

Nach dem melodischen Wirbel der Töne,
Stolz in dem Glanze der blendenden Schöne,
Duftige Blumen im seidenen Haar,
Schimmernd in lilienweißen Gewändern,
Lieblich umflattert von rosigen Bändern,
Tanzte die holde, die fröhliche Schaar.

Aber von allen den Schönen beglückte,
Unter den Wogen des Tanzes entzückte
Mich nur ein einziges himmlisches Bild;
In dem Gewimmel der Schönen war keine
Tänzerin zauberisch hold, wie die meine,
Keine, wie Emma, so lieblich und mild.

Ha! wie die Augen ihr zärtlicher glühten,
Heller die Rosen der Wangen erblühten,
Feuriger pochte die athmende Brust,
Als sie, vom Arm des Geliebten umschlungen,
Muthig im wirbelnden Reigen geschwungen,
Flog durch den Saal in unendlicher Lust.

Leicht, wie die Lüfte mit säuselndem Beben,
Anmuth in jeder Bewegung und Leben,
Schwebte die herrliche zarte Gestalt;
Wie sie im Fluge berührte den Boden,
Zu mir die Fülle der Locken ihr Oden
Wehte, da schwanden die Sinne mir bald.

Schwimmend, ein Trunkner, im Meere der Wonnen,
Sah ich im Raume des Himmels die Sonnen
Wandeln den gleichen, den ewigen Gang;
Sah sie, wie Blumen im Frühlinge, glänzen,
Hörte sie all' in harmonischen Tänzen
Tönen den vollen unsterblichen Klang.

K.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Vierte Scene.

Offizier. Sollicitanten.

Offizier. Gut, daß er gerufen ward! (Die Zeitung ergreifend.) „Nachrichten von der Insel Elba melden, daß der Souverän derselben allen Geschmack an militärischen Uebungen verloren zu haben scheint. Seit seiner Ankunft hat er über die 600 Mann, die ihm dahin gefolgt, noch keine Revue gehalten. Er beschäftigt sich beständig mit

Botanik. . Man behauptet, die Mehrzahl der Militärs, die ihn nach Elba begleitet, wünsche nach Frankreich zurückzukehren ..." Warum bin ich dagegen nicht bei ihm?

Fünfte Scene.

Die Vorigen, Marquis Lafeuillade in Obristenuniform.

Lafeuillade. Kann ich Seine Excellenz sprechen?

Huissier. Ich weiß nicht, ob S. E. in diesem Augenblicke . . .

Lafeuillade. Für mich ist er immer sichtbar; Marquis Lafeuillade, gestern zum Obristen ernannt.

Huissier. Ah! Pardon. Seine Excellenz . . .

Lafeuillade. Sind nicht allein?

Huissier. Hat nichts auf sich: ich melde den Herrn Marquis. (Die Thüre öffnend.) Herr Marquis v. Lafeuillade.

Minister (aus seinem Appartement zu Labredeche, der rückwärts herausschlüpft). Gut, gut; schreiben Sie an Seine Majestät; Sie haben Ansprüche auf Se. Majestät Gnade, auf die Civilliste nämlich. Suchen Sie die Certifikate, daß Ihre Mutter auf dem Blutgerüste geendet und Ihr Vater erschossen worden, sich zu verschaffen; wir werden dann schon sehen . . . .

Labredeche. Euer Excellenz geruhen, die Verfolgungen, deren Opfer ich unter dem Usurpator geworden, nicht zu vergessen . . .

Minister. Nein, nein!

Labredeche. Monseigneur werden die Gnade haben . . . (Die Thüre wird ihm vor der Nase zugeschlagen.) Excellenz hat Recht; ich werde beim Könige selbst sollicitiren; der allerdurchlauchtigste Sohn des heil. Ludwig wird dem lezten Sprößlinge einer Familie, die seiner Dynastie sich ganz aufgeopfert, Gerechtigkeit nicht versagen. (Zum Huissier.) Adieu, lieber Freund, bis nächsten Dienstag.

Huissier. Seiner Excellenz Wagen!

Offizier. Wieder acht Tage! — Ich muß ihn sprechen!

Sechste Scene.

Die Vorigen, Minister, Lafeuillade.

Minister. Ei, wie so! Nur Gerechtigkeit, junger Freund; enchantirt, für Sie gewirkt zu haben! Ich hätte Sie gerne gleich zum Maréchal de Camp ernannt gesehen; Sie begreifen aber, das hätte zu viel Aufsehen gemacht. Später, in drei Monaten etwa . . .

Offizier. Monseigneur . . . .

Minister (ihn über die Schulter anblickend). Was beliebt?

Offizier. Ich bin ein alter Soldat, zähle zwanzig Dienstjahre; man hat mich ohne Pension entlassen.

Minister. Die Audienzstunde ist vorüber. — Kommen Sie in acht Tagen wieder.

Offizier. Bereits seit zwei Monaten finde ich mich jeden Dienstag ein, und immer war es mir unmöglich, vor Euer Excellenz zu gelangen.

Minister. Nicht meine Schuld.

Offizier. Monseigneur, ich habe alle Feldzüge unter der Republik und der Kaiserregierung mitgemacht.

Minister. Und verlangen Dienste? Sie sind sehr glücklich, sich nicht exilirt zu sehen!

Offizier. Zum Lohn für meine, dem Vaterland geleisteten Dienste exilirt?

Minister. Dafür nicht; wohl aber, weil Sie den Jakobinern und dem Usurpator gedient.

Offizier. Damals, Monseigneur, gab es mindestens Gefahren zu bestehen, Ehre zu erndten . . .

Minister. Nun, so lassen Sie sich von ihnen, denen Sie gedient, auch belohnen!

Offizier. Sind dieß die Zusagen, die man bei des Königs Rückkehr uns ertheilt?

Minister. Müßten Se. Majestät über ihr Verfahren allen . . . .

Offizier. Reden Sie aus, Herr Minister!

Minister. Fort, ich habe keine Zeit, Sie anzuhören.

Offizier (den Minister aufhaltend). Sie sollen, müssen mich hören! (Zu Lafeuillade, der die Hand an den Degen legt.) Lassen Sie Ihren Degen in Ruhe, junger Mensch! (Zum Minister.) Hören sollen Sie mich! denn ich rede zu Ihnen im Namen von 60,000 Braven, die, gleich mir, Hungers sterben. Seit einem Jahre haben Sie Frankreich mehr geschadet, als unsere Feinde selbst nur zu wünschen wagen mochten; aber, nehmen Sie sich in Acht! Nicht ungestraft versucht man es, eine Nation zu erniedrigen. Sie haben es gewagt. An Kundschafter und Bediente haben Sie jenes Kreuz verschlendert, das wir, um nicht mit ihnen in Eine Klasse geworfen zu werden, nicht mehr tragen mögen! Weh' Ihnen! Sie haben unsere Triumphbogen umgestürzt, und an Klebers und Desaix Stelle Cadoudal und Pichegrü gesezt! — Weh' Ihnen, wehe! Doch, nicht fern ist die Zeit, wo . . .

Minister. Gensdarmen, diesen Menschen arretirt!

Offizier. So sterbe ich doch nicht Hunger.

(Verwandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Vielleicht war der Bericht weitläuftig, vielleicht auch mochte ein Mangel an Gewandtheit auf Seiten des Fragenden ihn verzögern; genug, es dauerte eine geraume Weile, bevor man damit fertig war, und der Reisewagen zur ungehinderten Einfahrt in die Stadt entlassen werden konnte. Endlich geschah auch dieß, die Kutsche bewegte sich weiter und der Unteroffizier rufte der außen-

stehenden Schildwache zu, die Thorflügel, welche indessen offen gestanden, zu schließen. Es geschah nicht. „Nun, wird's bald?" fuhr der Korporal den Läßigen an. Aber tiefe Stille, das Thor blieb unbeweglich. „Wie lange soll's dauern?" rief er zulezt unwillig, indem er selbst ins Thor trat, sich nach der Ursache der Zögerung umzusehen. Aber Niemand antwortete, die Schildwache fehlte, und auch die zweite, einige Schritte weiter entfernt stehende, war nicht zu erblicken. „Narren!" rief jezt zwischen Schreck und Lachen der Kriegsmann, dem Späße solcher Art eben nichts Neues waren; „wo steckt Ihr, kommt hervor!"

Wer aber beschreibt sein Entsetzen, als er, noch einige Schritte weiter vortretend, die Gewehre und Patrontaschen der beiden Soldaten am nächsten Busche liegen sah und ihm hiedurch die Ueberzeugung ward, sie seyen entsprungen, ja als, indem er eilig zurück lief, dem Offizier das Unheil zu melden, nun sich auch zeigte, daß selbst der Posten vor der Wache fehle.

Den Schreck der Offiziere bei dieser Kunde, die Verwirrung, welche nun eintrat, würde keine Darstellung dem anschaulich zu machen vermögen, der, nur mit den bessern Einrichtungen einer vorgeschrittenen Zeit vertraut, sich die ängstliche Sorgfalt nicht denken kann, womit man jene Miethlinge zu hüten pflegte, welche häufig Gewalt oder List unter die Fahnen gebracht, noch die Verantwortlichkeit, welche entstand, wenn es gleichwohl Einem oder dem Andern derselben gelang, sich in Freiheit zu setzen. Aber es sollte der Schreck noch gesteigert werden, als sich zeigte, daß noch einer von den an der äussern Mauer auf Posten gestandenen, wie auch Einige von den in der Wachstube gewesenen fehlten, zusammen sieben Mann.

Verzweiflungsvoll warf Gödern sich bei dem Bericht in einen Stuhl und rief, indem er schonungslos die wohlgeordnete Frisur zerwühlte:

„Sieben Mann zum Teufel! Von der Wache desertirt! Ich bin verloren! Ein unglücklicher, zu Grunde gerichteter Mensch! Dahin, auf immer dahin meine Aussichten, alle meine Hoffnungen vernichtet! Nie wird der König einen Menschen avanciren, dem das begegnen konnte! O helft, Herzensbrüder, steht mir bei! Die Lärmkanonen, das Nachsetzen! Eilt, es zu bewerkstelligen!"

„Dies geht mich an," rief jezt Krohnstein, schnell nach dem Hute greifend, während Gödern ihm noch die dringende Bitte um Eile nachsandte. Er aber weilte dennoch draußen und stellte Nachfrage an, wer alles fehle; denn es war zum Theil die Kompagnie, wobei er stand, welche heute auf der Wache gewesen. Man nannte Alle, zulezt einen Franzosen, Namens Challier. „Wie," rief Krohnstein, äußerst erschrocken, „auch Challier? — Unglücklicher!" seufzte er bei sich, als er die Bestätigung vernahm, „so war all mein Warnen vergeblich, und ich, dem dein Schicksal vor Allen zu Herzen ging, ich muß dein Verfolger seyn!" Doch gewohnt, den Geboten der Pflicht ohne alles Grübeln Folge zu leisten, entschlug er sich auch sofort diesen Gedanken und eilte seiner Wohnung zu, um zur Erfüllung des ihm obliegenden Dienstes das Nöthige zu veranstalten.

*

Es war eben kein vergnüglicher Ritt zu nennen, den der Lieutenant von Krohnstein machte, als er auf steifem Miethklepper in die düstere Novembernacht hinaustrabte, den Flüchtlingen bis zur sächsischen Grenze nachzuspüren. Der Nachtwind schüttelte mit naßkaltem Wehen die lezten verspäteten Blätter von den Bäumen, und ein eisiger Nebel erfüllte die Atmosphäre, alle Regsamkeit der Glieder allmählig lähmend. Kein Sternbild schimmerte durch die düstere Wolkenhülle, während stoßweise ein pfeifender Windzug die schweren Dünste bewegte, und mit wunderlichem Rauschen durch die Nadelhölzer fuhr. Kaum war es möglich, in der tiefen Dunkelheit Weg und Steg zu erkennen, und der Reiter sah sich genöthigt, zum Oeftern stille zu halten, um zu prüfen, ob er noch auf gangbarem Pfade sey, eine Unterhaltung, welche er endlich fast dem Instinkt seines Thieres allein zu überlassen sich genöthigt sah.

Dieß Alles war nun freilich nichts Neues, noch Ungewohntes für den Offizier, der gar oft in seinem Leben der Rauhigkeit des Wetters und der Jahreszeit Troz zu bieten gehabt, und den überhaupt von Jugend auf kein liebkosendes Geschick verweichlicht hatte. — Heute jedoch schien die Beschwerlichkeit der Dienstpflicht, welche ihm oblag, seinen Gleichmuth fast erschöpfen und ihn nach und nach in die übelste Stimmung versetzen zu wollen, oder vielmehr die Stimmung, welche schon in ihm vorgeherrscht, und mit welcher sein besseres Selbst auch heute und nicht zum ersten Mal gekämpft, begann, vom äußern Anlaß genährt, immer mehr und mehr sich seines ganzen Wesens zu bemächtigen, und das Leben und die Welt ihm fast so düster auszumalen, als das Nachtstück war, in welchem er sich so eben befand.

Vermochten nun gleich die unerfreulichen Betrachtungen, denen er sich überließ, nicht, seine Aufmerksamkeit auf das, was er zu thun hatte, zu unterdrücken, und horchte er mit scharf gespannten Sinnen auf jedes Geräusch, und spähete, wiewohl stets getäuscht, den Schattengestalten nach, welche Nebel und Dunkelheit im Walde zu bilden pflegen, ob irgend eine Spur von den Flüchtlingen sich zeige, so ward doch ein Widerstreben gegen solche Pflichterfüllung in ihm laut, wie er es noch nie so lebhaft empfunden, und so oft er in der Entfernung irgend einen dürren Baumstamm oder eine verkrüp

pelte Weide für einen Menschen angesehen und sein Roß darauf hingelenkt hatte, so war es auch jedesmal, als ob des armen Challier freundlich offenes Gesicht dahinter hervorgesehen und ihn um Schonung angefleht hätte.

Challier war ein Landmann aus der französischen Schweiz; einer jener harmlosen Sterblichen, auf deren bescheidenes Loos der Himmel mit Wohlgefallen zu blicken scheint. Ein artiges Gut mit ertragreichen Weinbergen in der reizendsten Umgebung einer lachenden und großartigen Natur, ein liebendes Weib, blühende Kinder, ein wohlgeordneter Hausstand, Thätigkeit und Muße in ersprießlichem Wechsel, das Alles hatte Challier zu einem beneidenswerthen Sterblichen gemacht; dazu kam ein frohes Herz und Jenes glückliche, leichte Blut, das die Mühen des Lebens spielend überwindet, und schwerlich möchte der beglückte Landmann Königskronen gegen sein beschränktes Besitzthum eingetauscht haben, wären sie ihm angeboten worden. Aber ihn ereilte ein tückisches Geschick. Der Ertrag seines Weinberges, der unter seiner geschickten und fleißigen Hand sich jährlich mehrte, veranlaßte ihn zu kleinen Reisen, die sich allmählig immer weiter ausdehnten und ihn zuweilen nach einer Grenzstadt führten, wo preußische Werber stationirt waren. Der große, schön gewachsene Mann, mit dem offenen, einnehmenden Gesicht und kräftigen Körperbau, konnte ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen, und sie schwuren, sich einen solchen Fang nicht aus den Händen schlüpfen zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Privatunterrichtsanstalten. Preisvertheilung an Künstler.

Da der Zweck der Revolution war, gesetzmäßige Freiheit in Allem zu erwerben, so wird zulezt auch wohl der Unterricht frei gegeben werden müssen, so sehr man sich nach und nach an die Oberherrschaft der sogenannten Universität gewöhnt hat. Was bisher noch gefehlt hat, sind besonders Realschulen; nur in Privatunterrichtsanstalten bereitet man die Jugend zu andern Ständen vor, als zu den gelehrten, und auch diese Anstalten erhalten sich mit Mühe aufrecht. So hat die hiesige Kommerzschule, eine gewiß sehr nützliche Anstalt, aufgegeben werden müssen. Nun hat zwar einer der Lehrer an derselben, der als Staatsökonomiker bekannte Adolph Blanqui, eine ähnliche Anstalt angelegt, die sich ebenfalls der Theilnahme der ausgezeichnetsten Handelsleute, als Lafitte, Ternaux u. a. erfreut; allein wenn die erstere in ruhigern Zeiten nicht hat blühen können, wie läßt sich der zweiten jezt großer Fortgang versprechen? Es kann jedoch auch seyn, daß erstere schlecht geleitet war, und daß die zweite, wie das immer geschieht, die von der Vorgängerin theuer bezahlte Erfahrung zu ihrem Vortheil benuzt.

Wir wollen nun zu einer andern Preisvertheilung übergehen. Es ist nun einmal so Sitte in Paris, daß bei jeder Kunstausstellung im Louvre der König die Ausstellung durch eine Künstlerjury beurtheilen läßt, und nach dem Gutachten derselben Belohnungen unter die Konkurrenten vertheilt. Diesmal war dieses Geschäft eine schwierige Aufgabe; denn wenn 3000 Stücke ausgestellt sind und beurtheilt werden müssen, so hat eine Jury außerordentlich viel zu thun, um nach Recht und Billigkeit zu belohnen. Nun steht freilich die Anzahl und die Art der Belohnungen ganz in der Willkühr der Regierung; allein dies hilft der Jury nicht viel; denn gerade weil den Belohnungen kein Ziel und Maaß gesezt ist, glaubt Jeder Anspruch auf eine derselben machen zu können. Diesmal waren der Konkurrenten über hundert. Die Zeitumstände sind den Künstlern so wenig günstig, als den Gelehrten; unter dem politischen Getümmel schweigen die Künste, oder, was schlimmer ist, werden vernachlässigt; die meisten Künstler aber treiben ihre Kunst um Brod, sie wollen davon leben, und da der Ertrag jezt gering ist, wenigstens im Vergleiche mit dem Ertrage in ruhigen Zeiten, so streben sie desto begieriger nach einer Aufmunterung von Seiten der öffentlichen Behörde. Das Ehrenkreuz aus den Händen des Königs zu empfangen, ist für jeden Pariser Künstler die ehrenvollste Belohnung und ihm lieber als eine Geldsumme; denn wer so belohnt wird, kann nun Anspruch auf Bestellungen von Kunstgegenständen von Seiten der Regierung machen, und so ist der Künstler geborgen. Schäzte sich nun jeder Künstler nach seinem Werthe oder nach dem Werthe dessen, was er geliefert hat, so würde er sich manchmal gestehen müssen, daß er eine solche Auszeichnung noch nicht verdient hat. Leider aber verfallen manche hiesige Künstler in den Fehler des Ueberschäzens ihres Verdienstes und bilden sich ein, keine Belohnung sey zu hoch für sie. Dadurch entsteht denn ein ungeheures, unbescheidenes Zudrängen zu den Preisen. Dieser läuft sich die Beine beinahe ab, um etwas zu bekommen, jener sezt einen Gönner in Bewegung oder läßt die Damen statt seiner agiren; ein dritter posaunt sein Lob in den Zeitungen aus; kurz alle möglichen Mittel werden angewendet, um zu einer Auszeichnung zu gelangen. Ich möchte um vieles nicht zu einer Künstlerjury gehören, oder ich ließe meine Thüre mit dreifachen Riegeln versehen, damit kein Künstler sich weder hineinstürzen, noch hineinschleichen könne, und gegen die Silberstimmen der sollizitirenden Damen ließe ich mir die Ohren verstopfen. Allein die Jurymänner sind nicht alle unbestechlich und unzugänglich. Meistens sind sie selbst Künstler von Profession, stehen mit diesem oder jenem Künstler in Verbindung, lassen sich auch wohl von Neid, Eifersucht, Eitelkeit und andern Leidenschaften vom rechten Wege etwas ablenken und fällen nicht immer ein gerechtes Urtheil. Mit den Ehrenkreuzen ist man diesmal sehr sparsam gewesen, indem nur drei ertheilt worden sind, das erste an den Maler Robert, das zweite an einen Kupferstecher und das dritte dem Medailleur Dupré, einen alten Mann, der wohl nicht mehr hoffte, in diesem Leben eine Belohnung zu erhalten, und sich 80 Jahre sehr gut ohne das rothe Band im Knopfloche beholfen hatte. Nebst diesen drei Kreuzen hatte man ungefähr siebenzig Künstlern eine Goldmedaille zuerkannt. Man hatte gehofft, auf diese Art alle oder die meisten zufrieden zu stellen; allein da hatte man fehlgeschossen; denn gerade weil so viele Medaillen ausgetheilt wurden, hielten es wenige für eine besondere Auszeichnung, eine derselben zu bekommen, und klagten, daß man mit den Ordensbändern so karg gewesen sey, da man sie doch mit vollen Händen an andere Stände ausgetheilt habe; weshalb auch ein Spaßvogel ein Karrikaturbild gezeichnet hat, das einen Regen von Ordensbändern darstellt; unten steht ein Nationalgardist und breitet seinen Regenschirm aus, damit sie ihm nicht aufs Haupt fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 4. Oktober 1831.

Still trauern selbst die edelsten Gemüther,
Der Himmel nur kennt ihren heil'gen Schmerz;
Denn größer als die Welt und ihre Güter
Ist ein gefühlvoll Menschenherz.

Mahlmann.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Challier war eben kein Feind geselliger Freude bei Kartenspiel, Musik und Tanz, und so fiel er denn bei einer Gelegenheit, die ihn zu fangen listigerweise veranstaltet war, jenen Räubern in die Klauen, und ward ihr bedauernwerthes Opfer. Vergebens bot er die Hälfte, ja zwei Drittheile seiner ganzen Habe für seine Freiheit; die Räuber konnten nicht wieder freigeben, was sie einmal erfaßt hatten, und so wanderte der Arme, zum Tode betrübt und unter Verwünschungen seines Schicksals, mit dem nächsten Rekrutentransport nach Preußens Hauptstadt, und die Verzweiflung würde ihn getödtet haben, hätte nicht die Hoffnung ihn aufrecht erhalten, dort, wofern anders Recht und Billigkeit noch nicht ganz verstummt waren, seine Freiheit bewirken zu können. Als er nach geraumer Zeit sich von der Nichtigkeit dieser Hoffnung völlig überzeugte, hatte bereits jene unerkannte Wohlthäterin des menschlichen Geschlechts, die Gewohnheit, ihm seine Lage in etwas erträglicher gemacht, und es hatte außerdem der Himmel ihm einen Engel der Milde und Standhaftigkeit zugesellt, den Lieutenant Krohnstein, dessen Kompagnie der neue Rekrut war zugetheilt worden. Das stille Leid des Unglücklichen, sein steter Trübsinn, verbunden mit seiner Wohlgestalt und der wackern und rechtlichen Gesinnung, welche sich jederzeit bei ihm zeigte, hatten die Theilnahme des menschenfreundlichen Offiziers ihm zugewendet. Krohnstein hatte sich seine Geschichte von ihm erzählen lassen, und die Mittheilung nicht, wie andere, mit herbem Spott, sondern mit bedauernder Theilnahme vernommen. Er hatte, da er nichts weiter für ihn thun konnte, Challier zur Ergebung und Geduld ermahnt, und es sogar zu vermitteln gewußt, daß dem quälendsten Verlangen des Armen, den Seinigen einige Nachricht von seiner Existenz zu ertheilen, Genüge geschehen konnte; kleine Fehler und Dienstvergehen des Unkundigen hatte der Lieutenant stets mit Nachsicht behandelt, ja sogar, so weit sichs mit der Pflicht vereinigen ließ, ihm mehrmals durchgeholfen, wo er in Strafe verfallen wäre. Challier war nicht unerkenntlich gegen diese milde Behandlung, er fühlte bald dankbare Anhänglichkeit für den Lieutenant, der seinerseits ihn immer lieber gewann und sich gern auf der Wache und bei ähnlichen Gelegenheiten von ihm bedienen ließ, wo er die langen Stunden ihm häufig durch Erzählungen von seiner Heimath kürzen mußte; und nicht selten lockten die naiven Schilderungen des Landmanns von dem stillen Glück, welches in jenen lieblichen Thälern wohnt, von dem idyllischen Leben genügsamer Hirten, damals noch nicht dem Bewohner nordischer Länder durch die Darstellungen unzähliger Romane und Reisebeschreibungen bekannt und geläufig, manchen verstohlnen Seufzer aus der Brust des Zuhörers.

Aber der Lieutenant wurde, je mehr Challier Gelegenheit hatte, sein Leben und Handeln kennen zu lernen,

für diesen ein Gegenstand hoher Verehrung und Bewunderung, und zugleich ein Beispiel männlicher Ergebung in unabänderliche Nothwendigkeit. Das Leben des Offiziers, welches unter dem steten Einerlei der Dienstbeschäftigungen ohne alle Abwechselung dahin floß, schien dem fröhlichen und freien Natursohn die freudenloseste Existenz zu seyn; denn keine Familien-, noch Freundschaftsverhältnisse, keine gesellige Erholung erheiterten es, und die Freuden und Ergötzlichkeiten der Hauptstadt, denen andere junge Männer nachjagten, wurden von Krohnstein verschmäht, dem seine gänzliche Vermögenslosigkeit wohl noch manche härtere Entbehrungen auferlegte, denen ein edler Stolz das Ansehen freier Wahl zu geben wußte, wollte er anders, wie es sein Grundsatz war, sich frei von Bedürfnissen und — Schulden erhalten. Aber Challier sah ihn mit männlichem, festem Muth diese unerfreulichen Verhältnisse beherrschen. Ein steter, obschon ernster Gleichmuth wich nie von ihm, und nie, obgleich er zuletzt ihn täglich bediente, sah er ihn verdrießlich oder übellaunig. Durch eine Sparsamkeit, die sich alles, was nur irgend für einen Genuß gelten konnte, wozu selbst Manches gehörte, was andere zu den täglichen Bedürfnissen zählten, und durch eine, man konnte wohl sagen dürftige Lebensweise, gelang es ihm, von dem geringen Gehalt so viel zu erübrigen, um zu jeder Ausgabe, welche die Ehre erheischte, im Verhältniß seiner Charge, und wenn es Nothleidenden galt, oft reichlicher als seine bemitteltern Kameraden beisteuern zu können; ja er konnte von Zeit zu Zeit seine Mutter mit kleinen Gaben erfreuen, und nie sah Challier den Lieutenant vergnügter, als wenn er das auf solche Weise Ersparte zur Unterstützung für die entfernt Wohnende zur Post tragen mußte, und oft nezte dann eine Thräne wehmüthiger Rührung, die ihn das eigene Weh vergessen ließ, das Auge des Fremdlings.

Mit dem Ernst des Lebens schon frühe vertraut geworden — denn er hatte, der Kindzeit kaum entwachsen, schon den Waffenrock getragen — schied seine Geistesrichtung, die in der Muße des Friedens ihn zu wissenschaftlichen Beschäftigungen antrieb, ihn von der Mehrzahl seiner Waffengefährten und ihrem müßigen Treiben. Er stand mit keinem von ihnen in vertrauten Verhältnissen; alle aber achteten ihn, alle erkannten die Ueberlegenheit seines Charakters an, und bekannt mit der Strenge seiner Grundsätze im Punkt der Kriegerehre, legten sie häufig in seine Hände die Entscheidung ihrer Streitigkeiten. Die Prahler aber und Händelmacher mieden ihn gern, denn sie scheuten seinen Muth, von welchem aus den Schlachten des siebenjährigen Krieges, die er fast noch im Knabenalter mitgemacht, manche Züge im Regiment bekannt waren, obgleich er nie davon sprach. Streng gegen sich selbst, war er doch stets voll Nachsicht gegen andere, und nicht selten war er es, welcher kleine Nachläßigkeiten und Dienstversäumnisse der Kameraden verdecken und vertreten half. Nur da, wo es auf die Ehre des Offizierstandes ankam, wo auch nur der leichteste Schatten diese zu verdunkeln drohte, da konnte man gewiß seyn, ihn unerbittlich zu finden; denn Ehre, wenn auch in diesem oft mißverstandenen, noch öfter gemißbrauchten Sinn, war, nebst der Liebe zu seinem König, das Grundelement seines Lebens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.
(Fortsetzung.)

Insel Elba.

Porto-Ferrajo. Sonntag, 26ten Februar 1815.
(Die Brigg L'Inconstant im Gesichte.)

Siebente Scene.

Napoleon, Lothringer (auf die Wache ziehend).

Napoleon. Nun, alter Bursche, du sagst nichts?

Lothringer. Unter'm Gewehr spricht man nicht.

Napoleon. Du hältst scharf auf die Consigne.

Lothringer. Vor zwei-und-zwanzig Jahren war's, wo — vor Toulon war's, da schickte mich der Herzog — seinen Namen weiß ich nicht mehr, kurz, Junot, weil ich auf dem Posten gesungen hatte, auf zwei Tage in Arrest. Damals waren Sie nur Artilleriekommandant, ich nur Rekrute; seitdem haben wir beide unsern Weg gemacht.

Napoleon. Nun gut; ich erlasse dir die Consigne. Hast du nicht Langeweile hier? Sprich!

Lothringer. Aber wie!

Napoleon. Möchtest du nach Frankreich zurück?

Lothringer. Mit Ihnen?

Napoleon. Mit mir? du weißt wohl, das ist unmöglich.

Lothringer. Ohne Sie? — Nein!

Napoleon. Denken deine Kameraden, wie du?

Lothringer. Alle.

Napoleon. Du hast aber ja doch in Frankreich Verwandte?

Lothringer. Ein Kind hat keinen nähern Verwandten, als seinen Vater, und, Sacré coquin! Sie sind unser aller Vater! Freilich hab' ich noch eine alte Mutter; vierzehn Jahre her sind's etwa, seit sie mir zulezt schrieb. Wir waren damals in Italien. Schönes Land, mille dieux! Nicht zu kalt, nicht zu heiß, und Siege zur Stärkung! Das hier ist meiner Mutter Brief; ich habe wohl zwanzig Mal mir ihn lesen lassen; denn ich selbst kann ja nicht lesen. — Seit Marengo hab' ich von der guten Alten nichts mehr erfahren; mag mir vielleicht poste restante nach Wien oder Moskau geschrieben haben; wir passirten aber immer so schnell, daß keine Zeit war, auf

der Post nachzufragen. Wo sie jezt ihren Bivouac aufgeschlagen haben mag, weiß ich nicht; schickt der liebe Gott ihr täglich nur ihre Ration Brod und ein Bischen Asche in ihr Wärmstübchen, dann wird's mit der guten Alten schon gehen. — Reden wir aber nicht mehr davon, reden wir nicht mehr davon . . .

Napoleon. Heute ist im Hafen große Revue.

Lothringer. Bravo, bravo! Endlich doch wieder! Wissen Sie wohl, Sire, daß ich mit Ihnen ganz und gar nicht zufrieden war?

Napoleon. Ei?

Lothringer. Immer im Garten, gegraben und gepropft! Sacré coquin! Kann man so vergessen, was man sich selbst schuldig ist, wenn man einmal soviel gewesen ist?

Napoleon. Meinst du? (sich umkehrend). Was kömmt da für eine Barke? Vielleicht aus Frankreich?

Lothringer. Hm! ein Schmuggler, ein Fischerboot von Spezzia! Aus Frankreich? o ja! . . . (zwischen den Zähnen brummend.) „Va t'en voie, s'ils viennent, Jean . . .“ (abbrechend.) Qui vive?

Napoleon. Ein Freund, glaube ich!

Achte Scene.

Die Vorigen, der Spion.

Spion. Toulon et Liberté!

Napoleon (zum Lothringer). Laß Niemand in die Nähe; ich habe mit dem Manne zu reden. (Zum Spion.) Du bist's?

Spion. Ich, Sire.

Napoleon. Woher?

Spion. Aus Frankreich.

Napoleon. Geradewegs?

Spion. Nein; über Mailand und Spezzia.

Napoleon. Wen hast du in Paris gesprochen?

Spion. Regnault und (er flüstert ihm leise Namen zu.)

Napoleon. Was bringst du von ihnen?

Spion. Nichts, sie besorgten, man möchte mich visitiren.

Napoleon. Sprich lieber, sie haben mich vergessen, wie die andern.

Spion. Sagen Sie vielmehr, Sire, so wenig als die andern!

Napoleon. Man gedenkt also in Frankreich meiner noch?

Spion. Immer, immer!

Napoleon (wärmer werdend). Man erzählt sich dort von mir viele Mährchen und Lügen. Bald soll ich toll, bald krank seyn. Man behauptet, man wolle mich nach Sankt Helena transportiren. Sie sollen sich wohl hüten! Ich habe auf sechs Monate Lebensmittel, Kanonen und meine Tapfern. — Die Könige werden sich doch nicht selbst beschimpfen wollen; sie wissen wohl, daß mich das Klima dort in zwei Jahren unter die Erde bringen würde. Wie behagen Frankreich die Bourbons?

Spion. Sie haben, Sire, der Franzosen Erwartung nicht entsprochen; mit jedem Tage mehrt sich die Zahl der Mißvergnügten.

Napoleon (mit steigender Lebendigkeit). Ich glaubte, als ich verzichtete, die Bourbons würden, durch Unglück gebessert und belehrt, nicht wieder in die Mißgriffe verfallen, welche 89 sie gestürzt; hoffte, der König werde aufrichtig und redlich regieren, das einzige Mittel, Frankreich die Kosacken vergessen zu lassen. — Aber seit diese Bourbons auf Frankreichs Erde wieder den Fuß gesezt haben, nichts als Albernheiten! Mit einem Federzuge Frankreich Belgien, den Rhein entrissen! Talleyrand, Talleyrand ist Schuld daran. — Unter so schmählichen Bedingungen ist es leicht, den Frieden zu kaufen. — Hätte ich, wie sie, Frankreichs Ruin oder Schmach gewollt, sie säßen nicht auf meinem Thron; lieber aber hätte ich die Hand mir abhauen lassen! Eher wollte ich den Thron verlieren, als auf Kosten meines Ruhms und der Ehre Frankreichs ihn behaupten. Eine entehrte Krone ist eine schauderhafte Bürde! — Meine Feinde behaupteten: ich habe den Frieden nicht gewollt, stellten als einen erbärmlichen, nach Blut dürstenden Thoren mich dar; die Wahrheit aber wird einst an den Tag kommen; die Nachwelt richte, wer nach Blut gedürstet hat! — Hätte die Kriegswuth mich besessen, so konnte ich mit meiner Armee mich jenseits der Loire ziehen und mich dem Gebirgskriege nach Herzenslust hingeben. Italien boten sie mir als Preis meiner Entsagung; ich schlug es aus; wer über Frankreich gebot, darf anderswo nicht herrschen. (Nach einer Pause) Besuchen meine Generale den Hof? Sie müssen dort eine traurige Rolle spielen.

Spion. Tief kränkt es sie, Emigranten, die nie Kanonendonner gehört, sich vorgezogen zu sehen.

Napoleon. Immer werden diese Emigranten dieselben bleiben. So lange sie nur in meiner Antichambre zu figuriren hatten, standen mir ihrer mehr zu Gebot, als ich wollte; galt's aber, den Mann zu zeigen, dann verkrochen sie sich, wie . . . — Ein großer Fehler von mir, daß ich diese antinationale Raçe zurückgerufen! Was sagen die Soldaten von mir?

Spion. Sie sagen, man werde den „Petit Caporal“ wiedersehen, und müssen sie rufen: „Es lebe der König!“ so setzen sie leise hinzu: „von Rom!“

Napoleon. Sie lieben mich also noch immer? — Was sagen sie von unsern Niederlagen — unsern Unfällen, wollte ich sagen.

Spion. Sie sagen, man habe Frankreich verkauft.

Napoleon. Haben Recht! — Ohne den Verrath des Herzogs — ich will ihm nicht die Ehre anthun, sei-

nen Namen zu nennen — waren die Alliirten insgesammt verloren; auch sie hätten ihr neunundzwanzigstes Bülletin erlebt! — Der Marschall ist ein Elender, hat sich auf ewig geschändet, Vaterland und Fürst verrathen! Ueber das Grab hinaus soll seine Strafe reichen, sein Andenken werde ich dem Fluch der Nachwelt weihen! (Nach einer Pause) Nach deinen Nachrichten sind meine Ansichten über Frankreich richtig. Die Dynastie der Bourbons ist nicht mehr im Stande, zu regieren; ihr Regiment taugt nur für Priester, Adel und alte Comtessen, für die gegenwärtige Generation durchaus nicht. — Durch die Revolution hat das Volk seinen Werth kennen gelernt; nie wird es wieder zum Lastthiere des Adels und der Kirche. Den Bourbons wird die Armee nun und nimmermehr ergeben seyn; unsere Siege und Unfälle haben sie durch unvergängliche Bande an mich gefesselt. Unter mir vermag sie Macht und Ruhm wieder zu erringen; unter den Bourbons wartet ihrer nur Schimpf. — Nur durch Liebe oder Furcht erhalten sich die Könige, und die Bourbons sind weder gefürchtet, noch geliebt. Sie werden ihren Thron selbst stürzen. — Auf Verschwörungen verstehen sich die Franzosen nicht; ich muß ihnen zu Hülfe kommen; mich nur erwarten sie. Volk und Armee sind für, nur einige alte Comtessen, deren Bologneser meinen Schatten nicht anzubellen wagen, wider mich. — Allons! Der erwartete Tag ist da, die Stunde ist gekommen, die Würfel fallen! — Großmarschall!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die Geschichtsmaler und die Genremaler.

Die Regierungen kennen die Eitelkeit der Menschen, daher sind die neuen Regierungen sehr freigebig mit dergleichen eiteln und wohlfeilen Prunke, um sich desto mehr Anhänger zu verschaffen. Die Bourbonsche Linie hat eine Menge Bänder verschwenkt oder vielmehr verschleudert, und die Orleansische ist auch eben nicht karg mit diesen nichtskostenden und unbedeutenden Läppchen. Es läßt sich daher nicht erklären, warum sie gegen die Künstler so sparsam damit gewesen ist. Vielleicht hatte sie sich zu Gemüthe geführt, was die Zeitungen über die Kunstausstellung geurtheilt hatten: das Gemälde des Malers Robert, die neapolitanischen Winzer, sey nämlich so über alle andern Gemälde bei der Ausstellung erhaben, daß es auch eine besondere Auszeichnung verdiene. Zufällig ist Robert kein Franzose, sondern ein Schweizer, so daß also diesmal kein französischer Maler ausgezeichnet worden ist. Ich hörte einen Geschichtmaler, welcher ein zehn Fuß hohes und acht Fuß breites Gemälde ausgestellt hatte, folgendermaßen murren: „Ist es billig, daß die einzige hohe Auszeichnung bei dieser Ausstellung einem Genregemälde zufällt, das doch nur zu einer Zwittergattung gehört, indeß die historischen Gemälde, die Gattung, welche die Regierung vorzüglich aufmuntern sollte, da sie die edelste von allen ist und nur in öffentlichen Gebäuden Eingang findet, leer ausgeht? Die Genremalerei bedarf solcher Aufmunterung nicht, denn sie ist, was der Roman in der Literatur ist, eine gäng und gäbe Waare, die Absatz genug findet und die Unterstützung der Regierung nicht bedarf. Wenn **uns** die Regierung verläßt, wer soll uns dann unterstützen? wer wird dann noch sein Leben einem so mühsamen und undankbaren Studium widmen? Genremaler gibt es ja in Ueberfluß; ihre Werke stehen bei allen Kunsthändlern feil; Privatleute zieren ihre Säle damit aus; ist die Darstellung leicht faßlich und anzüglich, so werden sie lithographirt oder in Kupfer gestochen, und bald werden sie in der ganzen Welt bekannt. Wir armen Geschichtsmaler aber, was haben **wir** zu erwarten? Wenn nicht etwa ein Stadtmagistrat oder eine Kirche ein großes Gemälde bei uns bestellt, so sitzen wir müßig da; denn wozu sollten wir mit großen Kosten eine Komposition entwerfen und mühsam ausführen, ohne zuvor zu wissen, wo hinaus damit? Also auf **uns** sollte die Regierung vorzüglich Rücksicht nehmen; denn wir allein erhalten die Kunst auf dem erhabenen Standpunkte, wo sie stehen muß, um die Bewunderung und Hochachtung der Welt zu erwecken." Die Klagen dieses Mannes sind sicher nicht ungegründet. Indessen ist es nicht genug, ein Geschichtmaler zu seyn, um auf eine Auszeichnung Anspruch zu machen; man soll ein großer Geschichtmaler seyn und verhältnißmäßig in seinem Fache so viel leisten, als der geschickte Genremaler in dem seinigen. Wäre dies geschehen, so würden Kunstrichter und Publikum nicht so blind und ungerecht gewesen seyn, um das handgreifliche Verdienst zu übersehen und unbelohnt zu lassen. Vielleicht aber verlangen die Geschichtmaler auch noch, daß man die großen Schwierigkeiten ihrer Kunst erwäge und ihnen ihre Fehler zu gute halte. Uebrigens sind einige große Geschichtmalereien nicht unbeachtet geblieben. Laroche und Lacroix haben ihren schon bei den vorigen Ausstellungen begründeten Ruf bewährt. Ueber Lacroix's Darstellung der Volksrevolution im Juli 1830 schreit jedoch die klassische Schule entsetzlich. Die Leute aus dem Volke seyen zu unedel und lumpig dargestellt, seine **Freiheit** sey eine gemeine Buhldirne, seine Leichname haben schon vierzehn Tage im Wasser gelegen, und dergleichen Kritiken mehr. Von Laroche rührt ein Cromwell her, der den Deckel des Sarges aufhebt, in welchem der Leichnam König Karls I. ruht. Der englische Protektor ist eine kräftige Figur und macht großen Effekt; wo aber der Maler gelesen hat, daß Cromwell Karls Leichnam im Sarge beschaut habe, weiß ich nicht. Nach der Beschreibung des Gemäldes will sich der argwöhnische, von Gewissensängsten geplagte Cromwell mit eigenen Augen überzeugen, ob der hingerichtete König auch wirklich todt sey. Das wäre läppisch, an dem Tode eines in Gegenwart der Londoner Bürger hingerichteten Königs zweifeln zu wollen! Freilich hat ihm der Dichter im Sarge eine Gesichtsfarbe gegeben, die noch einiges Leben in ihm hätte vermuthen lassen können; allein der wirkliche Karl I. sah wahrscheinlich im Sarge anders aus, als der Largwesche. Ueberhaupt war der Stoff dieses großen Gemäldes sonderbar gewählt. Ein Mann, der in einen halb geöffneten Sarg schaut, ist wahrlich eine seltsame Darstellung, und mit etwas mehr Mühe hätte der Maler hundert bessere Gegenstände malen können. Allein Lacroix und Laroche gehören zur neuen Malerschule, die an der Darstellung des Außerordentlichen und Auffallenden Vergnügen findet, und der es nicht an Kühnheit fehlt, einen sonderbaren Gegenstand aufzufassen und darzustellen. Zuweilen begünstigt das Glück diese kecken jungen Künstler, zuweilen fallen sie durch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 238.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 5. Oktober 1831.

Wohl auf denn, liebe Landsgenossen, laßt
In Gottes Hand uns geben unsre Macht,
Indem wir gleich sie zur Vollstreckung führen.
Fröhlich zur See! Die Fahnen fliegen schon!

Shakespeare.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Neunte Scene.

Die Vorigen, der Großmarschall.

Großmarschall. Sire!

Napoleon. Ist meine Armee bereit?

Großmarschall. Sie ist im Anmarsch zur Revue im Hafen. Sie hören den Trommelwirbel.

Napoleon. Haben Sie, Marschall, Ihrer Frau Lebewohl gesagt?

Großmarschall. Weßhalb, Sire? Ich hoffe, Sie senden mich nicht weg?

Napoleon. Das nicht; ich nehme Sie mit mir.

Großmarschall. Darf ich wissen, Sire...?

Napoleon. Sogleich.

(Die Soldaten marschiren auf. Die Hautboisten spielen: „Veillons au salut de l'Empire." Auf einen Wink Napoleons schweigt die Musik.)

Napoleon. Soldaten! Ihr habt, Eurem Kaiser im Unglücke zu folgen, Alles verlassen; darum liebt er Euch auch, wie seine Kinder. Soldaten! nochmals zähle ich auf Euch; es gilt noch einen lezten Feldzug. Seit einem Monate bereits liegen die Brigg L'Inconstant und drei Feluken bereit, sind ausgerüstet, auf acht Tage mit Proviant versehen. Mit mir werden meine vierhundert Grenadiere die Brigg besteigen; die 200 korsischen Chasseurs und die hundert polnischen Lanciers schiffen auf den Feluken über. Soldaten! nach Frankreich, nach Paris!

Soldaten. Nach Frankreich! Nach Paris! Vive la France! Vive l'Empereur!

Lothringer. Sacré coquin! die Brust will mir zerspringen!

(Kanonenschuß.)

Napoleon. Das Signal! Soldaten, das erste Land, das wir erblicken, ist Frankreich! Vorwärts, Grenadiere, Marsch!

(Die Hautboisten spielen: „Ah! ça ira! ça ira!" Indeß marschiren die Truppen nach den Booten hinab.)

Lothringer. He da, he! Mich löst man nicht ab? Mich läßt man hier! He!

Spion. Gieb mir dein Gewehr; ich halte deine Wache aus; mich mögen sie vergessen.

(Die Truppen schiffen sich ein.)

(Verwandlung.)

Salon im Faubourg Saint-Germain.

Zehnte Scene.

Marquise, Labredeche, Lafeuillade, Abbé, Cousin's, Cousinen.

(Eine der Cousinen reicht Labredeche den Arm.)

Bedienter (die Thüren des Speisesaals öffnend). Frau Marquise, es ist aufgetragen.

Marquise (zu Labredeche). Wie sehr, Chevalier, bin ich der Baronesse verpflichtet, daß sie mir das Vergnügen Ihres Besuches verschafft; Sie waren so gütig, dieß kleine Familiendiner anzunehmen.

Labredeche. Sehr verbunden, Madame.

Lafeuillade. Der Herr Chevalier hoffen, Ihre Wünsche erfüllt zu sehen?

Labredeche. Kein Zweifel; als Opfer jenes Tyrannen . . .

Cousin. Apropos! Wissen Sie wohl, Marquise? er hieß gar nicht Napoleon. Man hat es ganz bestimmt entdeckt.

Alte. Wie denn, wie denn?

Cousin. Nikolas hieß er, Nikolas.

Labredeche. In der That?

Cousin. Foi de Gentilhomme! Heute stand's in der Quotidienne.

Labredeche. Nikolas? Ha! Ha!

Cousin. Zum Glück ist der Despot gestürzt!

Labredeche. Ja wohl, zum Glück! Wohl uns Allen!

Cousin. Heil Frankreich!

Labredeche. Die guten Zeiten kommen nun wieder: Erstlich, Herr Obrist, hoffe ich, wird man im Winter sich nicht mehr schlagen; wird vom September oder Oktober bis zum Frühlinge Winterquartiere beziehen. Zweitens werden wir Ausgewanderte — ich, Madame, war einer der Ersten, die emigrirten — unsere Güter wieder erhalten, die der Usurpator . . .

Abbé. Und der Clerus, hoffe ich zu Gott...

Labredeche. Nichts gewisser, und das Herrenrecht . . .

Cousine. Herrenrecht, Tante, was ist das?

Marquise. Still doch, Kind; man muß nicht eben nach Allem fragen.

Labredeche. Jedem Bischof tausend Bauern, jedem Pfarrer seinen Zehnten, dem kleinsten Abbé sechstausend Franks jährlich . . .

Cousin. Ach, Chevalier, jene guten Zeiten sind, leider! noch sehr fern.

Labredeche. Ganz nahe, ganz nahe, Vicomte! Lesen Sie nur die treffliche Quotidienne, die Gazette: allmählig, ganz im Stillen die Revolution unterminirt; tagtäglich weiter, immer weiter! Die Titusse fangen an, außer Mode zu kommen; die Ailes de Pigeon heben sich immer mehr; Haarbeutel und Chapeaubas kommen stündlich mehr en vogue. — Unsere Damen blieben ohnedem immer in Opposition: sie haben dem Rouge noch nie entsagt.

Marquise (aufstehend). Messieurs, wenn es gefällig ist.

Labredeche. Frau Marquise . . .

Lafeuillade. Cousinchen . . . .

Marquise. Abbé, nehmen Sie Coco!

(Abbé nimmt den Papagai auf die Schulter und folgt.)

(Verwandlung.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre waren für Challier dahin gegangen, ohne daß die Sehnsucht nach der Heimath in ihm verstummt wäre, wenn schon er allmählig gelernt hatte, sie immer weniger und zulezt nur gegen den laut werden zu lassen, welcher allein ein nachsichtsvolles Ohr dafür hatte, gegen seinen Lieutenant. Auch kam der Gedanke an Befreiung ihm nie aus dem Sinn, und Krohnstein, dieses wohl ahnend, warnte ihn öfters vor dem gefährlichen Versuch der Entweichung, wenn gleich er sich innerlich fest überzeugt hielt, es werde doch wohl einmal in dem Armen der Drang nach Freiheit allzumächtig und irgend eine Versuchung zu lockend werden, als daß er nicht derselben zulezt unterliegen müßte.

Krohnstein war auf dem nächtlichen Ritte bis zu einem Dorfe gelangt, das etwa noch eine Stunde von dem Grenzort, den er erreichen mußte, entfernt war. Aber gerade verfinsterten dichte Regenwolken den Himmel, und er sah sich genöthigt, einen Bauer mit einer Leuchte als Wegweiser mitzunehmen, um mehrere über einen kleinen Fluß führende Brücken nicht zu verfehlen. So ging es langsam weiter, bis endlich das Ziel des Nachsetzens, das Grenzort, erreicht war, von wo der Offizier mit ausgestelltem Zeugniß der Ortsbehörde, daß er dort gewesen, sich wieder auf den Rückweg begeben konnte. Krohnstein legte ihn dießmal mit erleichtertem Herzen zurück, froher über das Verfehlen seines Zwecks, als das Gelingen desselben ihn hätte machen können, und mit dem lebhaften Wunsch, daß es Challier gelingen möchte, glücklich zu entkommen. Ach, er wußte ja, daß noch Jemand sich darüber herzlich freuen würde! Hatte er doch, als er einst an der Tafel des Generals Dupetit, bei Gelegenheit eines Gesprächs über die ausländische Werbung, Challiers Geschichte erzählte, in den schönsten Augen, welche es für ihn auf der Welt gab, eine Thräne glänzen sehen, und war doch mehr als einmal seitdem eine Frage nach dem Zustand dieses seines Schützlings an ihn ergangen, aus dem Munde, aus welchem jedes Wort den Weg zu seinem Herzen fand; Erinnerungen, welche, wie streng er sie auch wohl sonst zurückzuweisen pflegte, doch in der Einsamkeit dieser nächtlichen Wanderung sich nicht so leicht bannen ließen, und seine Seele mit den lieblichsten und zugleich schmerzlichsten Bildern umschwebten.

*

Ein Mädchenherz befand sich zu der Zeit, in welche diese Erzählung den Leser versezt, nicht minder enge von den Schranken blöder Scheu und strenger Zucht umschlossen, als von den Fischbeinstangen der steifen Schnürbrust, welche die Mode als ein unentbehrliches Erforderniß der Da-

mententoilette vorschrieb; weßhalb es denn geschah, daß Verhältnisse und Empfindungen, welche das heutige Geschlecht in wenigen Wochen, ja oft Tagen, zur Entwicklung bringt, nicht selten Jahre bedurften, sich zu bilden und zur Reife zu kommen. In den höhern Klassen der Gesellschaft hatte überdieß der glänzende Firniß französischer Bildung alles äußerlich so geebnet und abgeglättet, daß oft selbst der schwerste innere Kampf fast ohne äußere Spur vorübergehen, um wie viel leichter daher ein unausgesprochenes, kaum zum Bewußtseyn gekommenes Gefühl sich dahinter verbergen und im Stillen fortwachsen konnte.

Die schöne Luise, des Generals Dupetit einzige Tochter, galt bei den Männern, welche das Haus ihres Vaters besuchten, für unempfindlich. Der General, den Friedrichs Schlachten und Siege, früher als seine Jahre, dienstunfähig gemacht, und der gleichwohl mit ganzer Seele Soldat war, lebte als reicher Privatmann in der Hauptstadt und machte, nach der modischen Ausdrucksweise, ein anständiges Haus. Doch waren es meist nur Personen vom Militärstande, und mit wenigen Ausnahmen nur Männer, welche dasselbe besuchten. Die ehemaligen Waffengenossen des alten Kriegers, und vorzugsweise die Offiziere des Regiments, in welchem Krohnstein diente, und welches der General früher befehligt hatte, bildeten seinen Umgang, in welchem er, der Vergangenheit mehr als der Gegenwart lebend, die Beschwerden des Alters und der empfangenen Wunden vergaß. Täglich sah er eine Anzahl derselben an seiner Tafel, wozu er immer auch jüngere Männer gern zog, von dem Grundsatz ausgehend, daß der Umgang mit den Alten für die Sitten, wie für die Charakterbildung der Jugend ersprießlich sey. Krohnstein befand sich unter den am häufigsten Eingeladenen, denn der General kannte und schäzte dessen gediegenen Werth, wiewohl er als Abkömmling der frühsten französischen Eingewanderten, deren leichtes Blut sich auch in ihren späten Nachkommen nicht ganz verleugnete, ihm zuweilen etwas mehr sogenannte „Vivacität“ gewünscht hätte. Auch Södern, durch entfernte Verwandtschaftsverhältnisse eingeführt, hatte hier häufigen Zutritt, und wir wissen bereits, zu welchen Wünschen und Hoffnungen der öftere Anblick der anmuthsvollen Luise sein leicht erregtes Herz entzündet hatte, wobei er auch glaubte, sich mit einem günstigen Erfolg schmeicheln zu dürfen; denn er war reich, von altem Adel, und hatte eine zu hohe Meinung von seinen persönlichen Vorzügen, als daß er nicht hätte hoffen sollen, vermittelst derselben alle anderweitigen Hindernisse zu besiegen. Luise Dupetit, in einer französischen Erziehungsanstalt der Hauptstadt gebildet, stand jezt dem Hause ihres Vaters, unter Anleitung einer bejahrten unvermählten Verwandten, mit allem Anstand eines Frauenzimmers der großen Welt vor, das heißt mit strenger Beachtung aller Unterschiede und Abstufungen, welche die Sitte des Umgangs gegen Vornehme und Geringere, wie gegen Aeltere und Jüngere vorschrieb, gegen alle aber mit mädchenhafter, sich immer gleichbleibender Zurückhaltung.

Aber wie theilnahmlos sie auch bei den Männergesprächen an der Mittagstafel ihres Vaters vor sich niedersah, so war doch Einer unter den Gästen, auf den sie mit mehr Aufmerksamkeit hörte, als auf die Uebrigen, und wie wenig auch das, was dort gewöhnlich verhandelt wurde, in die Sphäre eines Mädchenkopfs gehören mochte, es entging ihr doch nicht, daß jener Eine häufig das Gespräch beherrschte, daß er mit einer höhern und edlern Ansicht des Gegenstandes, oder einer überraschend neuen Seite davon die Gegner, und das war häufig die Mehrzahl der Gäste, fast immer zum Verstummen brachte; betraf es Dinge gewöhnlicher Art, dann traf das Urtheil des Sprechenden nicht selten mit ihrer innersten Meinung zusammen, und sie hörte zu ihrem Erstaunen dann oftmals klar und bestimmt ausgesprochen, was sie dunkel gedacht und empfunden hatte, ohne es sich ganz deutlich machen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Der poetische Preis. Die Montyonschen Preise.

Die Académie française hat am Jahrestage der Einsetzung des jetzigen Königs ihre öffentliche Sitzung gehalten, die sie unter der Regierung der ältern Bourbonschen Linie am St. Ludwigstage hielt, und auch hier war das Preisvertheilen eine Hauptsache. Zur Aufgabe für den Preis der Dichtkunst hatte die Akademie den literarischen Ruhm Frankreichs gemacht; eine Aufgabe, worüber sich die Schüler in der Rhetorik allenfalls üben können, die aber schwerlich ein gutes Gedicht, wie es die Akademie verlangt, in zwei- bis dreihundert Versen hervorbringen wird. Junge Dichter versuchen sich jedoch gern an solchen akademischen Aufgaben, die einen Preis von 1500 Franken verschaffen können. Obschon nun jedes Jahr einer von ihnen belohnt wird, so sinken doch die belohnten Stücke bald in Vergessenheit, und selten kommt eines derselben auf die Nachwelt. Ich wüßte nicht, wozu dieser Preis dient, es sey denn, um die jungen Dichter aufzumuntern. Zuweilen aber bläht er sie auf und macht, daß sie sich einbilden, sie seyen nun große Dichter, da ihnen ja die Académie française eine Belohnung feierlich zuerkannt habe. Diesmal bekam ein Dichter Namens Bignon den Preis, der bereits Homer's Iliade übersezt und schon mehrere akademische Preise davon getragen hat, dessen Dichterberuf aber immer noch sehr zweifelhaft ist. Da ihm der literarische Ruhm Frankreichs wahrscheinlich noch kein hinlänglich weites Thema schien, so hatte er auch den kriegerischen

Ruhm mit hineingezogen und die Siegessäule auf dem Vendomeplatze besungen, was ihm denn zu einer schnurrenden Tirade Anlaß gegeben hatte. Diese wurde, als das Gedicht in der öffentlichen Sitzung verlesen ward, lebhaft beklatscht. Allein eben weil sich der Dichter aus Geistesarmuth in einen fremden Stoff geworfen hatte, hätte man ihm den Preis versagen sollen. Nach diesem Preise kamen die aus der Montyonschen Stiftung. Bekanntlich hatte Montyon der Akademie eine sehr bedeutende Summe Geldes unter der Bedingung hinterlassen, daß sie jährlich drei Preise für die besten moralischen, im Laufe des Jahrs erschienenen Werke vertheilen solle. Diese Preise sind beträchtlicher als die, welche jährlich auf Kosten des Staats vertheilt werden und setzen die Akademie zuweilen nicht wenig in Verlegenheit; denn die Literatur der eigentlichen moralischen Schriften ist in Frankreich nicht sehr reich; die Akademie muß daher den Kreis erweitern und auch diejenigen Schriften mit hineinziehen, die zwar nicht geradewegs von der Sittlichkeit handeln, aber doch dieselbe mittelbar bezwecken; sogar Werke der Phantasie, als Romane und andere dergleichen Schriften, sind von dem Konkurse nicht ausgeschlossen. Hier geht es also, wie oben bei den Genremalern: Produkte, deren Popularität schon hinreichenden Absatz verbürgt, werden noch obendrein belohnt, wogegen in andern Fächern der Literatur die mühsam zusammengetragenen Werke sich gar keiner Auszeichnung, noch Aufmunterung zu erfreuen haben; es bewährt sich hier also das alte Sprüchwort: wer hat, dem wird gegeben. So bekam diesmal Bouilly, der durch seine Schriftstellerei, besonders durch seine Schauspiele, sich bereichert hat, einen Preis von 2000 Franken wegen seiner sogenannten Contes populaires oder Erzählungen für das Volk, die wahrlich keiner Aufmunterung bedürften; denn solche Schriften in der dramatischen und lebhaften, obwohl etwas übertriebenen Manier Bouillys haben Absatz genug.

(Der Beschluß folgt.)

Straßburg, September.

Die St. Simonisten in Straßburg.

Aus dem Oberelsaß kamen die Apostel des St. Simonismus nach Straßburg. Auf einer kleinen Wanderung durch den Oberrhein fand ich Gelegenheit, den Eindruck, den ihr Evangelium im Volke zurückgelassen hatte, in der Nähe zu beobachten. In Colmar und Mülhausen und fast in allen umliegenden Dörfern, bis tief in den Thälern der Vogesen, war von den „neuen Propheten" die Rede. Das Volk hatte die meisten Punkte der Lehre ganz irrig aufgefaßt. Die dogmatischen Begriffe der St. Simonisten konnten gar nicht verdaut werden und brachten nur Verwirrung in die Köpfe; auch hielten sich die meisten Spießbürger und Bauern an die materiellen Neuerungen, die in Vorschlag gebracht wurden. Mit besonderm Beifall nahmen sie die Predigt von der Abschaffung des Erbrechtes und dem Zusammenfluß aller Gelder in eine gemeinsame Kasse auf. An vielen Orten sprach man aber mit Geringschätzung und Spott von der neuen Lehre. In einer Schenke hörte ich einen halbtrunkenen Schneider mit heiserer Stimme schreien: „So haben alle Religionen angefangen; diese Narren kommen aber zu spät: unser einer ist nicht mehr so dumm wie vor zweitausend Jahren; heutzutage läßt man sich solches Zeug nicht mehr vorschwatzen." Und ein gellendes Bauerngelächter stimmte dem Freigeist mit den verklärten Branntweinaugen bei. Ich wandte mich mit Ekel ab und verwünschte die Apostel, die ein solches Evangelium predigten. Ich hörte, daß sie in Colmar und Mülhausen unter den höhern Ständen einige Proselyten gemacht hätten; man sprach von einigen angesehenen Aerzten und Advokaten, die zuvor weder an Gott, noch Unsterblichkeit geglaubt, und denen die St. Simonisten auf einmal diesen Glauben beigebracht haben sollten. Man muß aber wissen, in welchem Sinne diese Herren an Gott und Fortdauer nach dem Tode glauben.

Als ich nach Straßburg zurückkam, vernahm ich, daß die Herren Jul. Lechevalier und Emil Capella bereits im Gasthofe zum Geist ihre Predigten begonnen hatten; indessen trat nur der erstere hier als Redner auf. Mit einer Eintrittskarte versehen, begab ich mich Abends in den Hörsaal. Zwei große Leuchter erhellten das geräumige Zimmer, in welches die Menge der Neugierigen sich drängte. An den Wänden sah man Anschlagzettel, auf welchen die wesentlichen Punkte der Lehre in großmächtigen Lettern verzeichnet standen. Schmucke Damen wurden von galanten Kavalieren eingeführt und mit Grazie, wie auf dem Balle, zu ihren Sitzen geleitet. Christen und Juden, katholische und protestantische Theologen, Bürger und Offiziere, Kinder und Greise, alle saßen einmüthig beisammen; man lachte, plauderte, beschaute sich, bis die beiden Apostel eintraten und auf ihre mit rothem Sammt überzogene Kanzel stiegen. Lechevalier erklärte, daß er das Publikum nicht mit der gewöhnlichen Formel: „Meine Herren und Damen" anrede, weil die St. Simonisten keine Herren anerkennen und auch keine mittelalterlichen Ritter seyen, die sich vor Damen verbeugen. Seine Haltung und sein Geberdenspiel war auch, während der ganzen, zwei Stunden langen Vorlesung, gar nachlässig, seine Betonung nicht selten gezwungen und pedantisch. Er sprach mit großer Leichtigkeit über das Eigenthum. Wenn man diesen Vorträgen zum erstenmale zuhört, so kann man ihnen wohl einigen Geschmack abgewinnen, wohnt man aber mehreren Vorlesungen bei, so kann man sich bald die Oberflächlichkeit und das Uebertriebene dieser Deklamationen nicht länger verbergen. Besonders die Geschichte wird von diesen Herren gar erbaulich behandelt. In einem Athemzuge kommen sie von der frühesten Vorzeit bis auf unsere Tage; mit imponirender Autoritätsmiene wird die Weltgeschichte in drei, vier große Perioden getheilt, deren letzte mit dem Auftreten St. Simons beginnt. So werden, in Bezug auf die Veränderungen, welche das Schicksal der zahlreichsten und ärmsten Klasse erlitten hat, vier Zeitabschnitte unterschieden: 1) das Alterthum bis auf Christus, das Zeitalter der Sklaverei; 2) von Christus bis zur französischen Revolution, das Zeitalter der Leibeigenschaft (denn mehr hat das Christenthum nicht gethan, als die Sklaverei durch die Leibeigenschaft ersetzt); 3) von der französischen Revolution bis auf St. Simon, das Zeitalter des Dienstsoldes (salaire), und endlich ist 4) mit der Erscheinung St. Simons die goldene Zeit der allgemeinen Association im Anbruch. Solche Albernheiten kann man höchstens Schulknaben aufbürden, und doch nahm sie Mancher für baare Münze, und doch sah ich kluge Damen mit kluger Miene Beifall nicken. Freilich wurde hin und wieder auch auf ganz andere Weise Beifall genickt; so saß dicht neben mir ein ehrlicher alter Herr, der über der zwei Stunden langen Predigt sänftlich eingeschlafen war und von Zeit zu Zeit durch ein tiefes Kopfnicken seinen Beifall an den Tag legte, bis er durch das Lachen der Umstehenden aufgeweckt wurde. Es braucht in der That einen festen Entschluß, um zwei lange Stunden aufmerksam zuzuhören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 6. Oktober 1831.

Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; es beschneidet der fernhin flatternden Phantasie die Flügel; die Wünsche aber, die es in seiner Einsamkeit ausbrütet, werden um so gewisser erfreuliche Boten der Zukunft.

Herder.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Wie hätte es Luise wohl anstellen sollen, auf diesen Einen nicht mit besonderer Aufmerksamkeit zu hören, und, da er außerdem ein wohlgebildeter, noch jugendlicher Mann war, ihn nicht zuletzt unter den Tafelgenossen ihres Vaters lieber zu sehen, als manchen andern? Hatte doch selbst ihr Vater mehrmals geäußert, der Lieutenant Krohnstein sey ein kenntnißreicher, höchst achtbarer Offizier, obschon in etwas ein Sonderling und für seine Jahre ein wenig allzuernst. Sie nahm auch gern, wenn sich's thun ließ, ihren Platz so viel als möglich in seiner Nähe, um den Sonderling, der ihr doch gar nicht mißfiel, zu beobachten, und hiedurch, wie sie sich selbst sagte, in der ewigen Langeweile, welche die Mittagsgesellschafter ihres Vaters ihr verursachten, einige Abwechslung zu haben.

Uebrigens kam es Luisen durchaus nicht in den Sinn, auf diese Empfindungen, die, sie wußte selbst nicht wie, in ihr entstanden waren, viel Gewicht zu legen, noch weniger an ein näheres Verhältniß dabei zu denken. Vertraute Verhältnisse mit einem Manne, außer demjenigen, dem sie dereinst vermählt werden würde, wären nach den strengen Begriffen, worin sie erzogen, etwas Unerhörtes gewesen. Zu vermählen aber wünschte Luise sich noch lange nicht, denn sie war gewöhnt, die Ehe als einen sehr ernsten, hoch bedenklichen Schritt zu betrachten, der, sollte er einmal gethan werden, reiflich überlegt und berathen seyn wollte, und sie konnte nicht ohne Bangen daran denken, daß ihr Mädchenkopf sich einst mit einer solchen Berathung würde zu befassen haben. — Und was die Liebe anlangt — nun, sie hatte wohl in der Pension und auch sonst davon reden hören, als von einer gewaltigen, meistens unheilbringenden Leidenschaft; wie aber hätte eine solche den Zugang zu ihrem harmlosen, ruhigen Herzen finden sollen!

Krohnstein hatte indessen nicht ungestraft in die schönen Augen geschaut, aus denen ihm zuweilen ein Strahl des Beifalls geglänzt, und bald war dieser ihm der Silberblick seines ganzen Lebens geworden. Aber wie dem Scheidekünstler dieß herrliche Aufglühen des edlen Metalles genügt, so strebte auch er nach keinem höhern Glücke, als welches diese stillen Zeichen geheimer Sympathie ihm gewährten, und ihm dünkte Pflicht der Ehre und Selbstbeherrschung, sich das Verlangen darnach streng zu versagen. Oder hätte er versuchen sollen, diese herrliche und glänzende Erscheinung herabzulocken von der Höhe ihres heitern Glücks, um sie an das unscheinbare Loos zu ketten, welches der arme Offizier ohne alle Aussichten ihr bieten konnte? — Er hätte sich selbst verachten müssen, wäre er das fähig gewesen, denn ihm dünkte es unverträglich mit der Würde des Mannes, Glück, Ansehen und Wohlstand aus den Händen der Gattin zu empfangen, und kein wahrhaftes Eheglück schien ihm in einem solchen Falle denkbar. Aber hätte er auch, was doch zu vermeiden sein fester Vorsatz war, der

Leidenschaft jemals so viel Gewalt über sich einräumen können, um dieß alles zu vergessen, so konnte er ja nimmer die väterliche Zustimmung zu einem Bündniß mit Luisen hoffen.

Er hatte ja aus des Vaters eigenem Munde vernommen, welch ein Bild er sich von dem künftigen Eidam entworfen, und wußte, daß er der Mann dazu war, sich in der Wirklichkeit nicht allzuweit von jenem Ideal zu entfernen; von sich selbst aber hegte er eine viel zu bescheidene Meinung, als daß er sich mit der Hoffnung hätte schmeicheln können, demselben jemals nahe zu kommen.

Denn als einstens bei einem glänzenden Diné, welches der General Dupetit einem Jugendfreund aus einer entfernten Garnison zu Ehren gab, dieser in fröhlicher Weinlaune ihm zu der mannbaren Tochter Glück gewünscht und gefragt hatte, ob er sich nicht bereits einen Schwiegersohn erwählt, hatte jener geantwortet: wie er sich nur auf Soldaten, nicht aber auf Menschen verstehe; da aber ein künftiger Eidam ihm den leiblichen Sohn, der ihm versagt geblieben, ersetzen solle, so sey es, um hierin sicher zu gehen und bei einer so schwierigen Wahl keinen Mißgriff zu thun, sein fester Vorsatz, nur einen Mann zu wählen, den sein König, der ja der größte Menschenkenner sey, kenne und schätze. Nur einem solchen meinte er das Glück des einzigen Kindes mit Sicherheit anvertrauen zu können, indem die gute Meinung des Monarchen ihm die beste Bürgschaft für des Eidams Würdigkeit seyn werde. Unter herzlichem Lachen hatte hierauf der alte Herr das Fräulein gefragt, was denn sie hiezu meine? worauf Luise erröthend und mit schalkhaftem Lächeln geantwortet: „Sie sey eine gehorsame Tochter!"

War nun gleich solche Aeußerung zum Theil wohl nur scherzhaft gemeint gewesen, so war dem General, bei seiner enthusiastischen Liebe für den großen König, doch allenfalls zuzutrauen, daß er sie einigermaßen zu verwirklichen suchen werde, und zum wenigsten konnte daraus hervorgehen, welche Forderungen in Hinsicht auf Ruf und Würdigkeit, so wie auf äußere Verhältnisse, er an den Mann machen werde, welcher sich um Luisens Herz und Hand bewärbe. Sie verfehlte daher auch nicht, auf alle junge Männer unter den Anwesenden einen tiefen Eindruck zu machen, und das freundliche Gebiet der Hoffnungen ihnen wie ein Schlagbaum vor den Augen zu verschließen. Auch Krohnstein fühlte Aehnliches dabei, so wenig er auch der Mann war, träumerische Wünsche und Hoffnungen zu hegen. Ein zärtliches Verhältniß aber, wider Wissen und Willen des Vaters, mit der Tochter anzuspinnen, das dünkte ihm unredlich und unvereinbar mit den Grundsätzen wahrer Ehre und ächter Männerwürde.

So verschloß er denn, was er empfand, in die Tiefen der Brust, die mit ihrem festen Schilde das Klopfen des verlangenden Herzens unterdrückte, wenn ein freundliches Wort Luisens sein Ohr traf, oder ihr Blick auf ihm ruhte, wenn, was er gesprochen, ihre Seele bewegt hatte. Nur dem Auge vermochte er nicht immer zu gebieten, daß es nicht aus dem entferntesten Winkel des Gesellschaftssaales, wohin er sich gern zurückzog, zu ihr hinüberschweife und ihr so lange folge, bis ein begegnender Blick des ihrigen ihn erinnerte, sich bescheiden zurückzuziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Schiffsverdeck.

Eilfte Scene.

Napoleon, Bertrand, Lothringer, Sekretär, Offiziere, Matrosen.

Napoleon. Großmarschall!

Bertrand. Sire ....

Napoleon. Vor unserem Abgang von Elba übergab ich Ihnen ein versiegeltes Paket ...

Bertrand. Hier, Sire.

Napoleon. Es enthält zwei im Voraus verfaßte Proklamationen. Setzen Sie sich mit meinem Sekretär an diesen Tisch und fertigen Sie Abschriften.

(Sekretär und Bertrand setzen sich.)

Lothringer (den Kopf aus der Lucke streckend). Pardon, Sire; entschuldigen Sie, Sire; wir sind unser vierhundert im Zwischendeck, das nur 150 faßt; es geht ein Bischen enge her.

Napoleon. Courage, Kinder; es währt nicht mehr lange.

Lothringer. Wenn ich ein Bischen sage, so ist das nur so eine Redensart; wir sind entsetzlich in der Klemme! Alle möchten wir nur ein ganz klein wenig Luft auf dem Verdeck schöpfen, denn wir ersticken da unten. Sehen Sie, Sire, da strecken ein Paar, die's nicht mehr aushalten können, den Kopf heraus.

Napoleon (bei Seite). Die armen Bursche! (laut.) Das Wichtigste, Kinder, ist für uns, daß man unsere Brigg für ein Handelsschiff halte; wäret ihr aber Alle auf dem Verdeck, so könnte das nicht seyn; die Hälfte indeß mag einen Augenblick heraufkommen, die andern später.

Soldaten. Vive l'Empereur! (steigen herauf).

Matrose (im Mastkorb). Ein Segel, ein Segel!

Napoleon. Auf uns zu?

Matrose. Ja, eine Brigg.

Napoleon. Bewaffnet?

Matrose. Ja.

Napoleon. Flagge?

Matrose. Französisch.

Napoleon. Erkennst du die Brigg?

Matrose. Der „Zephyr," Kapitän Andrieux.

Napolon. Kanoniere, fertig! (Zu den Soldaten) Alle auf's Deck; legt euch, Gewehr in Arm, platt nieder und seyd bereit! Attaquirt er uns nicht, so lassen wir ihn passiren; attaquirt er, so bringen wir ihn auf. Wahrhaftig, er fliegt wie ein Wettrenner auf uns los. Sechsunddreißig Geschütze, und wir nur vierundzwanzig; was sagen Sie, Kapitän?

Kapitän. Eure Majestät haben das Kommando.

Napoleon. Seeoffizier also? Sey's. — Ihr Sprachrohr. — Still, er ruft uns an.

Kapitän des Zephyr (durch das Sprachrohr). Nach welchem Hafen?

Napoleon (antwortend). Nach Golf-Juan.

Kapitän. Woher?

Napoleon. Von Elba.

Kapitän. Wie geht's dem Kaiser?

Napoleon. Gut.

Kapitän. Glückliche Reise!

Napoleon (dem Kapitän seiner Brigg mit größter Ruhe das Sprachrohr zurückgebend). Merci! — Nun, Bertrand, wie weit sind Sie mit Ihrer Proklamation?

Bertrand. Sire, das Original läßt sich unmöglich lesen.

Napoleon. Geben Sie! (Er versucht zu lesen). Verwünschte Schrift! (Er zerknittert das Papier und wirft es ins Meer.) Schreiben Sie!

„Proklamation Se. Majestät des Kaisers an die Armee.

Golf-Juan 1ten März 1815.

„Napoleon, durch die Konstitutionen des Reichs Kaiser der Franzosen, König von Italien.

„Soldaten!

„Wir wurden nicht besiegt. Zwei aus unsern Reihen hervorgegangene Männer wurden an unsern Lorbeeren, ihrem Vaterland, ihrem Wohlthäter zu Verräthern. In meinem Exil, Soldaten, vernahm ich eure Stimme; ich bin, trotz aller Hindernisse und Gefahren, wieder da. — Euer durch des Volkes Wahl zum Thron berufener, auf euern Schilden erhobener General ist euch wiedergegeben. Schließt euch an ihn an; herab mit der von der Nation geächteten Farbe, die seit fünfundzwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs zur Losung gedient! Pflanzt die dreifarbige Kokarde auf; ihr trugt sie in den Tagen eurer Größe. Daß wir über die Nationen geboten, müssen wir vergessen, dürfen jedoch nicht dulden, daß sie in unsere Angelegenheiten sich mischen. — Wer dürfte sich anmaassen, bei uns den Herrn und Meister zu spielen; wer besäße dazu die Macht? Ergreift jene Adler wieder, die bei Ulm, Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, Tudela, Eckmühl, Essling, Wagram, Smolensk, an der Moskwa, bei Lützen und Montmirail euch zum Siege geführt. Glaubt ihr, jene Handvoll übermüthiger Franzosen vermöge deren Anblick nur zu ertragen? Mögen sie zurück, kehren, woher sie gekommen, und, wollen sie es, so, wie sie seit neunzehn Jahren geherrscht zu haben behaupten, auch ferner regieren. — Reiht euch, Soldaten, um die Fahnen eures Oberhaupts; seine Existenz beruht nur in eurer, sein Interesse, seine Ehre, sein Ruhm sind nur euer Interesse, eure Ehre, euer Ruhm. — Im Sturmschritte wird der Sieg vor euch einherschreiten, und der kaiserliche Adler mit den Nationalfarben von Thurm zu Thurm sich schwingen, um auf den Thürmen von Notre-Dame zu rasten. — In eurem Alter werden eure Mitbürger den Erzählungen eurer Waffenthaten in staunender Bewunderung lauschen; mit Stolz könnt ihr dann sagen: „Auch ich war bei jener großen Armee, die zweimal in den Mauern von Wien, die in Rom, Berlin, Madrid, Moskau einzog, die Paris von dem durch des Feindes Anwesenheit ihm aufgedrückten Brandmal des Verrathes wieder reinigte." — Ehre euch, ihr Braven, dem Stolz und Ruhm des Vaterlandes; ewige Schmach aber jenen verbrecherischen Franzosen, auf welche Stufe sie das Schicksal gestellt haben mag, die, den Schooß des eigenen Vaterlandes zu zerfleischen, fünfundzwanzig Jahre lang mit den Fremden gefochten haben!

Unterz. Napoleon."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, September.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten in Straßburg.

Mit vorzüglichem Talente sezte der junge Prediger die Mängel und Mißbräuche der heutigen Gesellschaft auseinander. Sein Gemälde war an einzelnen Stellen freilich bittere Wahrheit und hätte wohl ergreifen und tiefen Schmerz erregen können; aber ich wenigstens konnte mich nicht in ernster Stimmung erhalten, diesem Deklamator gegenüber, der zuerst seine glatten Pariser Finger in die Wunden unsers Staatskörpers eindrückte und sodann mit gellender Marktschreierstimme seine Heilmittel feil bot. Die Wunderkur ist erfunden, der Arzt ist St. Simon! Und welche sind diese Heilsmittel? Abschaffung des Erbrechtes und Errichtung einer gemeinsamen Kasse; Untergang aller Nationalität, alles Familienlebens im Schooße der großen Menschengesellschaft! Jedem nach seinen Fähigkeiten, jeder Fähigkeit nach ihren Leistungen! So müssen alle Geburtsvorrechte verschwinden, so nur kann das Reich der wahren Freiheit Raum gewinnen. — Sind aber die angebornen Fähigkeiten nicht zulezt auch Privilegien? ist die Aristokratie des Talentes nicht auch eine Aristokratie? Und lehrt uns die Geschichte nicht zur Genüge, wie leicht geniale Männer Despoten werden, zumal wenn sie auf blinden Gehorsam zählen können? Und eine solche unumschränkte Gewalt soll dem Pabste der St. Simonisten be-

willigt werden; er soll über das Verdienst jedes einzelnen Gliedes der Gesellschaft entscheiden, sein Ausspruch soll unfehlbar seyn! Man sieht, wohin diese Grundsäze führen.

In einem der folgenden Vorträge sprach Lechevalier über Religion und Philosophie. Gegenstand der Religion ist ihm alles, was wir lieben und ersehnen. Nachdem er mit grellen Farben die ewige Feindschaft der Philosophen und Priester geschildert hatte, ging er zur Kritik des Christenthums über. Unerträglich war die Oberflächlichkeit und Unkenntniß, die er hier an den Tag legte. „Wer nicht an die Gottheit Christi und an die Transsubstantiation beim Abendmahl glaubt, ist kein Christ; denn ausdrücklich werden diese Dogmen im neuen Testamente gelehrt: also wehe dem Katholiken oder Protestanten, der nicht daran glaubt und sich doch Christ zu nennen wagt.“ So donnerte der St. Simonist mit zornsprühenden Blicken. In schriftlichen und mündlichen Einwürfen sagte man ihm, er verstehe das neue Testament nicht; er aber nahm dies übel und entgegnete sehr empfindlich: „Gottlob, ich habe zur Zeit auch mein neues Testament griechisch gelesen und im Collège Exegese darüber gehört.“ In der That eine Collègeexegese, wie sie „zur Zeit“ von den Jesuiten vorgetragen wurde! Der Redner griff alsdann das christliche Dogma „Gott ist ein Geist“ und die Lehre von der Schöpfung an und entwickelte seine Theologie, welche auf den großen Anschlagzetteln als ein Gemisch von Pantheismus, Monotheismus, Polytheismus und sogar Fetischismus angekündigt wird. Ihr zufolge, wäre Gott sowohl Materie, als Geist, und trüge Alles, was lebt und webt, in seinem Schooße. Ueber das künftige Leben ist wenig und nur in dunkeln Ausdrücken gesagt worden; Erinnerung und Fortdauer der Persönlichkeit nach dem Tode werden aber geläugnet, und so löset der Unsterblichkeitsbegriff, seiner wesentlichen Bestandtheile beraubt, sich in nichts auf. Dem Christenthum wird übrigens die Ehre angethan, Alles, was der St. Simonismus wirklich gibt, verheißen zu haben; ja das Gebet des Herrn ist sogar eine ausdrückliche Bitte um das, was jezt in Erfüllung gehen soll. Hier legte der Prediger das Vaterunser auf eine gar ergözliche Weise aus. Dein Wille geschehe auf Erden, wie im Himmel — diesem Wunsche leistet die neue gesellschaftliche Ordnung vollkommen Genüge, denn der Wille Gottes wird durch den unfehlbaren Pabst den Menschen kund gemacht und als Lebensregel vorgeschrieben. Unser tägliches Brod gib uns heute — dies eben soll das Hauptgeschäft der St. Simonisten seyn; sie werden Allen, auch der zahlreichsten und ärmsten Klasse, Arbeit und tägliches Brod geben. Führe uns nicht in Versuchung — die neue Gesellschaft wird so beschaffen seyn, daß keines ihrer Glieder, von außen zur Sünde gereizt, in Versuchung gebracht werden kann. Ueberhaupt soll von Anfechtung, Opfer und Kampf gar nicht mehr die Rede seyn; der Geist soll nicht, wie im Christenthum, mit der Sinnlichkeit in Gegensaz treten, sondern beide sollen sich versöhnen und befreunden, die Begierden sollen nicht zurückgedrängt, sondern naturgemäß entwickelt werden. Der Redner bat, diesen Saz wohl zu beherzigen, denn hierin weiche die neue Religion wesentlich von der christlichen ab, welche den Körper als ein Gefängniß der Seele betrachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Montyonsche Preise. Musikkonservatorium. Der Vicomte von la Rochefoucauld.

Ein Preis von 6000 Franken wurde dem Professor Thurot wegen einer Einleitung in die Geschichte der Philosophie zuerkannt. Was die Philosophie mit den Montyonschen Preisen zu thun hat, läßt sich nicht wohl einsehen; aber bereits in den vorigen Jahren hatte die Akademie angefangen, mit dem Montyonschen Gelde Schriften philosophischen und politischen Inhalts stattlich zu belohnen; denn was sollte sie sonst mit dem Gelde machen? Es ist schade, daß den deutschen Professoren nicht auch dergleichen Preise vor Augen schweben; wie viele gute Kompendien bleiben unbelohnt, wie manche nüzliche Anleitungen, die dem Verfasser jahrelange Arbeit gekostet haben, müssen, vom Publikum und vom Staate unbeachtet, liegen bleiben? Ein Preis aus der Montyonschen Stiftung auf die beste Schrift über den Einfluß der Sitten auf die Gesezgebung und der Gesezgebung auf die Sitten, ist bereits einigemal von Neuem ausgesezt worden. Es ist ein Preis von 10.000 Franken und kann allerdings zu einem wichtigen Werke Anlaß geben. Sollte die Montyonsche Stiftung einen zweiten Montesquieu in Frankreich schaffen, so wäre sicher die Nation dem Stifter auf ewig verpflichtet. Bis jezt haben die andern Preise noch keinen ausgezeichneten Moralisten hervorgebracht. Der 10.000 Franken starke Preis wird vielleicht wirksamer seyn. — Zulezt hatte auch das Musikkonservatorium seine Preisvertheilung; Jünglinge und Mädchen, die sich bestreben, ihren Meistern in der Tonkunst gleichzukommen, und wovon es einige schon zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit gebracht haben, legen an dem Vertheilungstage Proben ihrer Fertigkeit ab und beweisen, daß sie Aufmunterung verdienen. Es wurden dieses Jahr in den Zeitungen darüber Klagen geführt, daß man am Musikkonservatorium mehrere Lehrer abgeschafft habe, um einige tausend Franken zu sparen. Wie weit diese Klagen gegründet sind und ob die vorgenommenen Ersparnisse wirklich der Anstalt geschadet haben, kann ich nicht entscheiden.

Eine andere Reform, die das Haumesser der Julirevolution hervorgebracht hat, ist die Entfernung des bekannten Vicomte Sosthène de la Rochefoucauld. Wer erinnert sich nicht des großen Einflusses, den dieser Hofherr auf Theater und Tonkünstler ausübte, der vielen Späße, welche sich die kleinern Tageblätter über ihn erlaubten; der Geldsumme, die er einmal dem Mercure de France schickte, damit diese Zeitschrift ein ganzes Jahr lang nicht von ihm reden solle; und seiner sittsamen Verordnung, wornach die Röckchen der Operntänzerinnen verlängert werden sollten, und dergleichen mehr? Jahrelang hatte der einflußreiche Vicomte den Parisern Stoff zum Lachen und zum Wizeln gegeben. Die Julirevolution ist darüber hergekommen und hat ihn, wie so manche andere rührige Hofleute, in Ruhe gesezt. Seine Vermögensumstände, die auf solch eine plözliche Staatsumwälzung nicht vorbereitet waren, sind ganz zerrüttet worden; er hat noch dazu mißliche Spekulationen gemacht, und jezt soll dieser Mann, der vor zwei Jahren das ganze Departement der beaux arts zu leiten hatte, und von dem Künstler und Künstlerinnen Gnadenbezeugungen erwarteten, selbst der Hülfe bedürftig seyn. Dies ist wieder eines der vielen Beispiele von Glückswechsel, wovon man seit der Julirevolution in Paris Zeuge ist. Nirgends haben wohl die Mächtigen mehr Ursache, als in Frankreich, bescheiden und demüthig zu bleiben; denn manche Erfahrung hat sie belehrt, daß, wenn sie heute auf dem Gipfel des Glücksthurmes stehen, sie morgen tief herabfallen und wie die übrigen Menschen am Fuße des Thurmes umherirren. Daher ist auch weit mehr Stolz und Aufgeblasenheit in Ländern, wo dergleichen Lehren vom Schicksal nicht oft gegeben werden.

D g.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 7. Oktober 1831.

Des Schmerzes Erben ihr, ihr Opfer dieses Lebens!
Es schläft das Weh nicht ein — o hoffet nicht vergebens —
Wenn satt ist seine Wuth.
Nicht schläft es, bis der Tod die Riesenschwing' entfaltet,
Und bis an seiner Brust der ew'ge Schmerz erkaltet,
In ew'gem Schweigen ruht.

Lamartine.

Heidebilder.

Von N. Lenau.

Robert und der Invalide.

Robert.

Siehst unser Hüttlein du im Abend schimmern?
Es lacht hinaus in's öde Heideland,
Als wohnt' in ihm das Glück, das uns entschwand,
Und nicht ein finstres Paar von Menschentrümmern.
Aus einer andern Zeit, der guten, alten,
Als noch das Glück geruht in Hüttleins Schooß,
Und reicher Segen das Gefild umfloß,
Hat es die heit're Miene sich erhalten.
Hier sah man einst in schönen Sommertagen
Die frohen Lämmer auf der Weide springen,
Hier hörte man die Hirtenflöte klingen,
Und im Getreide hell die Wachtel schlagen.
Hier zog der Pfad durch frische Wiesengründe,
Daß Abends er dem fröhlichen Gesellen
Den schnellsten Weg zu seinem Liebchen künde.
Nun wiegt kein Saatfeld seine goldnen Wellen,
Und Alles schläft in tiefer Heideruh;
Der Pfad, der nichts der Liebe mehr zu künden,
Schloß trauernd seine grünen Lippen zu;
Und rings umher Vergessen und Verschwinden —
Das Hüttlein nur mit seinem Lindenbaume
Ist nicht erwacht aus seinem süßen Traume.
— Ihm gleicht die Erde jenseits unsrer Heide:
Ob längst das Glück aus ihren Armen floh,
Die Erde thut, wie einst, noch immer froh,
Und schmückt sich gerne mit dem Blüthenkleide;
Getreu der alten, schon gedankenlosen
Gewohnheit, trägt sie jährlich ihre Rosen. —
Hab' meine Lust, im Hüttlein dort zu hausen;
Es ist so leicht gezimmert, leicht bedacht;
Da hören recht wir's, wenn die Winde brausen
Und unser Schätzel kommt, die Wetternacht.
Bin gerne dort in heitern Abendstunden,
Wenn schon der lezte Sonnenstrahl geschwunden,
Wenn hell zu Sternen Sterne sich gesellen,
Und unsre Hunde auf zum Monde bellen,
Wenn sich der stille, blasse, schleicht heran,
Als wollt' er diebisch unsrer Hütte nahn,
Und uns mit seinen leisen Silberhänden
Den leichten Schlaf durch's Fensterlein entwenden. —
Freund! höre doch! wo wandert deine Seele,
Derweil ich hier vom Hüttchen dir erzähle?

Der Invalide.

Es bellen, sagtest du, zum Mondenschein
Die Hunde; — ja — den Hunden hätt' ich sollen,
Als einst der laute Ruf zur Schlacht erschollen,
Zum Futter werfen lieber vor mein Bein,
Als daß ich's im berauschten Sturmesflug
Zum blutgetränkten Opferheerde trug.

Zum Opferheerde trug ich's? — Heerd der Küche
War jenes Leipzigfeld voll Flamm' und Rauch!
Zerrißne Glieder, Leichen, Donnerflüche,
Gebrochne Waisen-, Mutterherzen auch,
Das Schlachtgeflügel auch, — vom bösen Wetter
Napoleon gejagt aus Frankreichs Auen:
Das Alles ward vom Chor der Freiheitsretter
In ein Gericht zusammen dort gehauen,
Woran das Glück nun der Aristokraten
Sich schwelgend mästet, da zu ihrer Schmach
Im Lande ziehn verstümmelte Soldaten,
Und betteln müssen um ein mildes Dach.
Man hat ein Glied vom Leibe mir gerissen,
Den schlechten Rest dem Hunger vorgeschmissen.
Das sind die Menschen ohne Dank nicht werth,
Daß ich für sie gezogen einst mein Schwert,
Daß ich ein Bettelkrüppel auf der Heide
Umhinke, deinen Bissen trag' im Magen,
Und decke meinen Leib mit deinem Kleide,
Bis diese dumpfe Trommel ausgeschlagen
Den Trauermarsch: das Herz da stille steht,
Und den vergeßnen Staub der Wind verweht!

Robert.

Dich trösten wollen mag ein bittrer Spötter.
Was einmal tief und wahrhaft dich getränkt,
Das bleibt auf ewig dir in's Mark gesenkt:
Hier steht das Unglück höher als die Götter.
Der Himmel mag vor deinem Gram sich lagern,
All seine Götterkräfte laß erglühn,
Daß er die Seele dir von ihren Nagern
Rein schaffe und sie wieder mache blühn:
Wird er den Seelenwurm hinaus beschwören,
Will er nicht Seel' und Wurm zugleich zerstören?
Daß einen treuen Freund an mir du hast,
Bis sie mir einst im Dorfe drüben läuten,
Wenn sie mich tragen zur ersehnten Rast:
Das ist wohl wahr, doch hier kann's nichts bedeuten.
Die Sonn' ist unter; — wie die Nebel flattern,
Vom Herbstwind aufgejagt aus dunklem Moor!
So war der Abend, als mir Laura schwor.
Hörst du die Wildgans in den Lüften schnattern?
Das kündet Frost, mein Freund, und trübe Zeit! —
Schon wieder gaukelt da die böse Sippe
Von Nachtgestalten der Vergangenheit;
Nun mag ich fliehn durch Gräser und Gestrüppe,
Sie folgt mir stets, sie spottet stets mir nach:
„Du Thor, mit deinem fabelhaftem Sehnen!
„Hast du's noch nicht ersäuft in deinen Thränen?"
Und alle meine Wunden werden wach.
Wie Buben einen Narren durch die Straßen
Nicht ungeneckt hingehn und träumen lassen,
So folgt es höhnend mir durch diese Heide,
Und läßt nicht ruhen mich von meinem Leide.

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Lothringer. Parole d'honneur; das Wasser tritt mir in die Augen! Und doch habe ich nur ein einzigesmal in meinem Leben geweint; es war, als ich von meiner Mutter Abschied nahm. Die gute Alte!

Matrose (im Mastkorb) Land! Land!

Alle. Land! Land!

Napoleon. Auf die Knie nieder, Soldaten, und Sie, meine Herrn, die Hüte ab! Es ist Frankreich! (tiefe feierliche Stille.) Jetzt dürfen wir uns zeigen. Die dreifarbige Flagge aufgezogen und durch einen Kanonenschuß angekündigt!

(Soldaten schwenken ihre Grenadiermützen auf den Bajonetten und rufen: Vive la France!

Napoleon (zum General). General, nehmen Sie zehn Mann und zwei Offiziere und recognosciren mit der Feluke „Karoline" die Küste. Ja, Soldaten! Unser Frankreich, unser liebes Frankreich! Unser herrliches Paris mit den Brücken von Austerlitz und Jena, seinem Pantheon und seiner Siegessäule!

Lothringer. Sacré coquin! Sire, meinen Sie, die Lumpen von Kosacken haben das Alles nicht mit fortgeschleppt, um's in einem Raritätenkabinette aufzustellen? Meine Säule besonders . . . .

Napoleon. Sey unbesorgt, alter Bursche; hätten sie sie aber auch umgestürzt, wir nähmen ihnen zu einer neuen wieder Kanonen genug ab. Ans Land, ans Land! (Alles schifft sich in die Chaluppen ein. Napoleon steigt an's Land.) Sey mir gegrüßt, heil'ge Erde! geliebtes Frankreich! Gott sey mein Zeuge, glaubte ich nicht, für deiner Söhne Wohl, für das Wohl der Welt zu handeln, nie, nie hätte mein Fuß dein Gestade wieder betreten! Großmarschall, lassen Sie die Leute näher; es sind meine Kinder. — Kommt, Freunde, ich bin's, euer Vater, Napoleon.

Ein Landmann (seine Knie umfassend). Ich bin ein alter Soldat, Sire; nie glaubt' ich, Sie wiederzusehen; jetzt lasse ich Sie nicht mehr!

Napoleon (lächelnd). Eh bien, Bertrand, schon Zuwachs! Soldaten, wir haben in einem Oelbaumwäldchen gelandet; gute Vorbedeutung! Dein Gewehr, Lothringer: dieß sey der einzige Schuß von hier bis Paris. Vorwärts, Kinder, nach Paris!

Alle. Nach Paris!

(Verwandlung.)

Die Tuilerien.

Zwölfte Scene.

Ein Adjutant, Gardes du Corps.

Adjutant. Relais auf der ganzen Route; hier ein Paß. — Keinen Augenblick versäumt. — Was Neues, meine Herrn?

Erster Garde du Corps. Sie wissen es gewiß besser als wir; Monsieur soll gestern, von einem einzigen Gensdarmen begleitet, zurückgekommen seyn?

Adjutant. Wahr; Marschall Ney aber . . .?

Erster Garde. Wie, Sie wissen nicht . . .?

Adjutant. Und . . . .?

Zweiter Garde. Ward von allen seinen Soldaten verlassen und gezwungen, zu Bonaparte zu stoßen.

Erster Garde. Die Maires und Municipalbeamten eilen ihm entgegen; verweigert man ihm die Schlüssel, so sprengt das Volk die Thore und wirft sie ihm zu!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Der Winter neigte sich zum Ende; der König war während des Karnevals nach Berlin gekommen und hatte, wie er zu thun pflegte, den Exerzierübungen der Regimenter im Einzelnen beigewohnt. — Auch hier war wieder der Lieutenant von Gödern von ihm bemerkt worden, und er hatte, nachdem mehrmals sein scharfer Blick ihn fixirt, aufs Neue die Frage: „Wie heißt Er?" an ihn ergehen lassen; ein Umstand, der Jenen in Entzücken versezt und alle seine Hoffnungen neu belebt hatte. Zwar wollten Viele, die zugegen gewesen, behaupten, Gödern habe sich fast mit Gewalt und indem er seine kleine Figur so hoch als möglich empor zu recken gesucht, in die Nähe des Königs gedrängt; auch sey in dem Blick, welchen der Monarch auf ihn gerichtet, nichts von besonderm Wohlgefallen an der Person des Offiziers zu lesen gewesen, vielmehr habe sich ein Zug von Spott in seinen Mienen nicht verkennen lassen; Gödern aber, so oft er auch damit geneckt wurde, behauptete, das sey nur Neid, er wisse gewiß, daß der König ihn berücksichtigen und wahrscheinlich in Kurzem zur Garde versetzen werde. — Der Umstand, daß jenes Ereigniß der Desertion ohne erhebliche Folgen für ihn vorübergegangen war, hatte ihn in solchen Hoffnungen nur noch mehr bestärkt, indem er dies einer eifrigen Verwendung seiner Vorgesezten oder irgend einer besondern geheimen Protektion zuschreiben zu müssen glaubte.

Seine Liebesflammen waren durch alles dies nur um so stärker angefacht. Er wagte es jezt, sich Luisen mit unverkennbarer Huldigung zu nahen, und glaubte diese nicht ungünstig aufgenommen zu sehen. Wenigstens erhöhte das Lächeln, womit der General solchen Bestrebungen zusah, und die Unbefangenheit, womit Luise sie aufnahm, seinen Muth und seine Hoffnungen. Andere meinten zwar, Luise scheine sich über ihn lustig zu machen. Vielleicht war dem auch also; vielleicht aber auch glaubte sie, ohne es selbst einmal recht zu wissen, durch solche Nachsicht Einem, der immer fern stand, Muth zu machen, daß er es doch auch einmal wage, ihr zu nahen.

Aber Krohnstein nahete nicht. Er zog sich vielmehr in immer weitere Ferne zurück, und wußte selbst den Einladungen zur Mittagstafel des Generals sich mehr und mehr zu entziehen. Entging er nun zwar hiedurch der Qual, von Göderns Bewerbungen Zeuge zu seyn, so traf ihn doch die nicht minder herbe, es hören zu müssen, wie dieser mit dreister Stirn sich seiner Fortschritte rühmte, wie er bald die Blume im Knopfloch trug, die Tags zuvor neben Luisens Teller war liegen geblieben, bald diese oder jene kleinen Züge ihrer Freundlichkeit und wohlwollenden Gesinnung zu erzählen wußte. Zwar wußten die Kameraden ihn öfters dabei einiger Lügen und Prahlereien zu überführen; aber Krohnstein vermochte fast niemals so lange auszudauern, um hievon Zeuge zu seyn. — Unmuthig und doch voll Aerger über sich selbst, daß die Laune eines Mädchenherzens — denn also nannte er Luisens muthmaßliche Hinneigung zu Gödern — so viel Gewalt über seine Stimmung übe, eilte er jedesmal hinweg, so oft im Kreise der Kameraden das Gespräch diese Wendung zu nehmen begann. —

Um diese Zeit kam ein Kaufmann nach Berlin, welcher mit fremden Weinen handelte. Derselbe gab ein Fäßchen bei Krohnstein ab, nebst einem Briefe, dessen Inhalt in französischer Sprache folgender war:

„Lieber Herr Lieutenant.

„Daß ich glücklich wieder in meiner Heimath angelangt, werden Sie wohl vermuthet haben, und ich bin es von Ihrem guten Herzen überzeugt, daß Sie mir das Glück gönnen, das mir zu Theil wurde, als ich Weib und Kind wieder in die Arme schloß. — So werden Sie mir denn auch nicht zürnen ob des Schrittes, den ich gethan; denn daß ich ihn thun mußte, das, glaub' ich, hatten Sie längst schon eingesehen, obgleich Sie mich stets zur Geduld und Ausdauer ermahnten."

„Ich verdanke Ihnen viel, Herr Lieutenant. Denn daß ich nicht zu Grunde ging in der unglücklichen Lage, worin ich mich befand, daß mich Verzweiflung nicht ergriff, wem Anders verdank' ich es, als Ihnen, als Ihrer milden und selbst bei nöthiger Strenge noch nachsichtvollen Behandlung. So sind Sie während meines Unglücks mein guter Engel gewesen, und sollten es, obschon unbewußter Weise, auch noch in den lezten gefährlichsten Augenblicken seyn."

„Der Sachse Weiße, welcher sich auch vorgenommen, in die weite Welt zu gehen, hatte mich zuerst von dem Komplott benachrichtigt, das mit noch fünf andern von der Kompagnie verabredet war, bei erster günstiger Gelegenheit zu entwischen. Wir schlossen uns ihm an, doch ward ausgemacht, daß jeder auf eigene Hand, wären wir nur erst zum Thor hinaus, sich suchen solle durchzubringen, und Weiße gab mir sein Wort, mich nicht zu verlassen, denn er kannte Weg und Steg in der Gegend, in welcher ich ganz unbekannt war.

„Alles gelang ganz gut, und wir hatten uns bald von den Uebrigen getrennt, um unsern Weg allein fortzusetzen. Aber die tiefe Dunkelheit und der Schall der Lärmkanonen, die bald hinter uns her brummten, machten uns bange, und wir fürchteten, den rechten Weg zu verfehlen und den aufpassenden Bauern in die Hände zu fallen. — Da krochen wir denn unter eine Brücke, die, nach Weißens Versicherung, nicht mehr weit von der Grenze war, und beschlossen, das erste Grauen des Tages hier abzuwarten, bevor wir uns weiter wagten.

„Nicht lange, so hörten wir den Offizier, der das Nachsetzen hatte, über die Brücke reiten und sahen den Schein einer Laterne, womit er sich vorleuchten ließ. Da erkannte ich Sie an der Stimme, als Sie dem Wegweiser zuriefen; ich hielt das für ein gutes Zeichen und faßte neuen Muth, der mir fast vergangen; denn ob ich gleich wußte, daß im Fall der Entdeckung Sie mich nicht würden haben entwischen lassen, so glaubte ich doch nun mit Zuversicht, daß der Himmel meine Flucht werde gelingen lassen. Und so geschah es denn auch. Wir durften jezt nur von fern dem Schein Ihrer Leuchte folgen, und sahen bald die Grenze glücklich hinter uns.

„So leben Sie denn wohl, Herr Lieutenant! Nehmen Sie den Scherz mit dem beikommenden Fäßchen freundlich auf, und lassen sich den Inhalt als ein Erzeugniß meines Weinbergs, den mein Weib während meiner Abwesenheit gut bewirthschaftet hat, gefallen, als ein schwaches Zeichen der unauslöschlichen Dankbarkeit

Ihres treuen Challier."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, September.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten in Straßburg.

Sittlich gut ist alles, was die Entwickelung der Gesellschaft befördert. Also nur auf die äußere Folge der Handlung, nicht auf die Gesinnung kommt es an. Von Demuth vor Gott soll nicht mehr die Rede seyn; der St. Simonist wirft sich in seinem Tempel nicht auf die Kniee, er tritt mit stolz erhobenem Haupt vor seinen Gott und sagt: Ich bin überzeugt, daß du mir für meine Verdienste den schuldigen Lohn nicht versagen kannst. — Wahrscheinlich würden sich bald wieder Heilige finden, die so viel Verdienst hätten, daß sie den ihnen zukommenden Lohn nicht einmal ganz aufzehren könnten; den Ueberfluß ihres Verdienstes würde sodann der Pabst den Aermern feil bieten und die Ablaßbuden würden von Neuem aufgeschlagen. Die Bescheidenheit ist, wie es scheint, auch aus dem Kreise der St. Simonistischen Tugenden ausgeschlossen, denn anmaßender als Lechevalier kann man nicht wohl seyn: daß St. Simon ein Mann war, deß Gleichen auf Erden kaum alle zwei Jahrtausende aufstehen, läßt sich begreifen; aber auch alle seine jezt lebenden Schüler seyen in jeder Beziehung außerordentliche Menschen. Unser Prediger unterhielt das Publikum ziemlich lange von der ausgezeichnet guten Erziehung, die er genossen, von dem vielen Geld, das er seine Eltern gekostet, und endlich von den großen Opfern, die er und alle St. Simonisten der Menschheit brächten. Wer der neuen Gesellschaft beitrete, gebe sein Vermögen zum Wohle seiner Brüder, und zwar nicht als ein Almosen, sondern als eine Schuld; daher erhalte er auch keinen Empfangschein. — Ueber den Kultus der neuen Religion wurde nur so viel mitgetheilt, daß in den Tempeln Alles, was die Kunst Großes und Herrliches erzeugt, sich aufgestellt finde, und daß die Predigt nicht in der immer und immer wiederkehrenden Betrachtung eines einzigen Faktums, sondern in der Feier aller großen Momente der Weltgeschichte bestehen solle.

Ehe unser Apostel seine Predigt über die Religion schloß, fühlte er sich gedrungen, die Franzosen als das religiöseste Volk zu proklamiren; gerade weil sie gegen alle bestehenden Religionen gleichgültig seyen, zeige sich bei ihnen die lebendigste Sehnsucht, das dringendste Bedürfniß nach wahrer Religion. Nun freilich, diese begreift ja Alles, was wir lieben und ersehnen — und was in aller Welt liebt und ersehnt der Franzose nicht!

Jezt ging es zur Kritik der Philosophie. Die Philosophen aller Zeiten und aller Völker haben ganz und gar nichts aufgebaut; ihr Werk besteht einzig und allein darin, daß sie die Religionen, welche den Bedürfnissen der Menschheit nicht mehr entsprachen, mit allen Waffen des Verstandes und Spottes angegriffen und gestürzt haben. Daß die Franzosen übrigens die größten Philosophen der Erde sind, versteht sich von selbst; nur gegen die französischen Eklektiker erhob sich der Redner in heiligem Eifer, gerade weil diese in den Deutschen größere Philosophen, als in den Franzosen erblicken. Hört es, Deutsche! ihr habt unendlich mehr Bücher geschrieben; aber des genialen Tiefblicks, der logischen Schärfe, die bei den Franzosen zu finden sind, habt ihr euch nun und nimmermehr zu rühmen. — Die Franzosen sind also das religiöseste und philosophischste Volk. — Zulezt machte der Prediger unsern heutigen Philosophen den Vorwurf, daß noch keiner von ihnen über das neue Evangelium sich öffentlich ausgesprochen habe. „Sie wollen das Licht unter den Scheffel stellen," fuhr er mit Pathos fort, „aber das Licht wird so heftig brennen, daß es den Scheffel anzünden und in siegreichen Flammen durchlodern wird." Uebrigens ist seit einiger Zeit in den Kammern und Tagblättern so viel von Verbesserung der Lage der zahlreichsten und ärmsten Klasse die Rede — ein unzweideutiger Beweis von dem Einflusse des St. Simonismus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 8. Oktober 1831.

— Wem dein Schauspiel wohlgefällt,
Der ist ganz andern Sinns, als ich, o schnöde Welt!

Crebillon.

Einsames Leben.

Dürft' im Meeresgrund ich wohnen,
Hätte dort ein Muschelhaus!
Traun, ich blickte viel Aeonen
Nimmer in die Welt hinaus!

Nichts dann hätt' ich zu versäumen,
Könnte träumen Tag und Nacht;
Schliefe wieder, wenn den Träumen
Ich genugsam nachgedacht.

Wollt' ich einmal dann die Klause
Oeffnen und beschau'n die Welt:
Wie so falsch hätt' ich zu Hause
Ach! mir Alles vorgestellt!

Grob nur dünkten mich die Düfte,
Und nicht grün genug der Wald,
Grau der Himmel, und die Lüfte
Und die Herzen ach! zu kalt.

Würde wohl mit bittrer Reue
In die Klause wieder gehn;
Schwüre gern, die Welt auf's Neue
Tausend Jahre nicht zu sehn.

Gustav Pfizer.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Nicht ohne Freude und innere Genugthuung durchlief der Lieutenant dieses Schreiben. Die herzliche Anhänglichkeit der treuen Seele erfüllte ihn mit einer wohlthuenden Rührung, und er verweilte nicht ohne inneres Vergnügen bei der Vorstellung, daß er sie rein sich selbst, das heißt dem Menschlichen in ihm, zu verdanken habe. Die Gabe des ehrlichen Menschen, sein Weingeschenk, konnte er nun freilich nicht behalten; denn das Empfangen irgend einer Gabe aus fremder Hand, vollends aus der eines ehemaligen Untergebenen, hätte sich nicht mit seinen Begriffen von Offiziersehre vereinigen lassen. Aber da war ja leicht zu helfen: er wollte den guten Menschen nicht mit der Zurücksendung seines Geschenks kränken, sondern beschloß auf der Stelle, das Weinfaß sammt dem Briefe dem Regimentschef zu übergeben, mit der Bitte, erstern unter den Offizieren des Regiments versteigern und den Erlös unter dessen ehemalige Kameraden vertheilen zu dürfen, und machte auch gleich darauf zur Ausführung dieses Vorsatzes Anstalt.

Der Chef billigte dieses Verfahren, lachte herzlich über den Umstand mit dem Nachsetzen, und bestimmte einen Tag, an welchem der Verkauf vor sich gehen sollte.

*

An einem Vormittage, nach abgemachtem Dienst, begab sich die Mehrzahl der Offiziere vom Regiment in die Wohnung des Kommandeurs, wo der Weinverkauf stattfinden sollte. Auch von andern Regimentern der Garnison hatten sich mehrere eingefunden, denn man fand den Vorfall sonderbar und belustigend, und begab sich, wo nicht wegen des Kaufs, doch aus Neugierde und der Unterhaltung wegen hin, die man sich davon versprach.

In der Mitte des großen Zimmers lag das Weinfaß auf einem Tisch, Challiers offenes Schreiben daneben, welches, indem es zu solchem Zweck hingelegt war, bald aus einer Hand in die andere ging. Nur wenige von den Anwesenden waren der fremden Sprache mächtig, manche nur mangelhaft. Daher entstand ein Deuten des Inhalts, das dessen Sinn verdrehend, dem klaren Verständniß der Sache nachtheilig zu werden drohte.

Der Kommandeur, dieß wahrnehmend, ließ einen der Sprache kundigen Offizier den Inhalt laut und wörtlich übersetzen, was aber unaufmerksame Zuhörer fand, indem die Meisten schon aus eigener Ansicht oder den Mittheilungen der Kameraden so viel von dem Inhalt gefaßt zu haben meinten, als ihnen zu wissen nöthig schien.

„Enfin," rief mit schmetternder Stimme ein dicker Staabsoffizier von einem andern Regiment, indem er seinem Nebenmann einen derben Schlag auf den Arm gab, „es bleibt doch immer heillos, daß so eine Kanaille, die eigentlich den Galgen verdient, sich noch herausnimmt, an einen Offizier zu schreiben, und sich nun gar unterstehen will, ihn zu beschenken. — Uns, Herr Bruder, hätte das in unsern Subalternenjahren nicht passiren dürfen!" — „Auf Ehre nein! Herr Bruder!" versezte der andere, ein großer dürrer Mann, mit scharf ausgeprägten, unfreundlichen Zügen. „Wahrhaftig, wir hielten die Kerls anders unter'm Stock, als jezt geschieht von unsern jüngern Offizieren, und von solchen Familiaritäten, wie da in dem Briefe stehen, hätte sich wohl Keiner etwas gegen Offiziere herausgenommen! Das ausländische Volk darf eigentlich gar nicht zur Besinnung kommen! Auch dächte ich, der Lieutenant Krohnstein, der Kluge, hätte beim Nachsetzen wohl unter die Brücke leuchten sollen, wo die beiden Spitzbuben ihm in die Hände gefallen wären." — „Du hast Recht, Herr Bruder," schmetterte der Erste. „Es ist kein Diensteifer mehr unter unsern Offizieren! Doch wer weiß," sezte er leiser hinzu, „was das auch sonst noch für einen Zusammenhang hat! — Zulezt — enfin! der Krohnstein ist ein Günstling des Kommandeurs, es geht ihm Manches durch, was andern nicht so passiren dürfte. Aber, denkst Du den Wein zu kaufen?" — „Bewahre, Herr Bruder," war die Antwort; „bin nur aus Neugier gekommen, der wunderlichen Sache wegen, zum Zeitvertreib! Was sollt' ich auch damit? Ich trinke meine Flasche Kottbußer in der neuen Welt *), das ist mir das liebste Getränk." — „Du guter Wirth!" lachte der andere, „doch mach' ich, ehrlich gesagt, wenn's nicht rother Stettiner ist, mir auch nicht viel daraus. Ein schwerer Pontak aber, das ist mein Wein! — Nun, wir wollen doch sehen, wie der Handel hier abläuft."

Indem öffnete sich die Thüre, und ein hohes, weißgepudertes Toupet, so wie ein durchdringender Duft von Pomade à la fleur d'orange, ließen sofort den Lieutenant von Gödern erkennen, bevor er noch ganz hereingetreten war. „Ah sieh da, Lieutenant Gödern!" rief der dicke Major; „Sie wollen gewiß den Wein kaufen, um auf die Gesundheit der Deserteurs von der Wache am Brandenburger Thor zu trinken!" Gödern erröthete, verbeugte sich und sagte: „Der Herr Oberstwachtmeister scherzen gütigst. Aber ich kann nicht leugnen, ich hätte wohl die Absicht, wofern es was Gutes ist, was aber bei einem Cadeau, welches unserm lieben Krohnstein gemacht wird, nicht zu bezweifeln steht."

Er hatte sich bei diesen Worten einer Gruppe von jüngern Offizieren zugewendet, neben welchen Krohnstein stand. „Aber sagt mir in aller Welt, Freundchen," redete er mit erzwungener Vertraulichkeit leztern an, „warum behieltet Ihr die Gottesgabe nicht für Euch selbst, und fandet die Kompagnie mit einem Douceur ab?" — „Ich bin kein Weintrinker!" entgegnete kurz Lieutenant Krohnstein. „Ich weiß, ich weiß," wizelte Gödern, „Ihr ahmt jener alten Völkerschaft nach, von denen mein Hofmeister viel zu erzählen wußte, wie heißen sie doch! die Sparteraner — Spartenser." — „Spartaner!" verbesserte ein Fähnrich. „Richtig, Spartaner. Ich habe ein so schlechtes Gedächtniß für Namen! Nun, die guten Leute sezten ordentlich einen Ruhm darein, recht schlecht zu essen, und vom Trinken mögen sie wohl noch weniger gehalten haben. Nun, meine Sache wär's auf Ehre nicht! ha ha ha! Auf Ehre!" — „Aber Mensch," fragte einer der Offiziere, „was willst Du mit dem Wein? willst Du uns eine Fete geben?" — „Gewiß," fiel ein anderer ein, „hatte er es doch längst versprochen, sobald er das Jawort — —" — „St! — nicht so laut!" schmunzelte vergnügt der Geneckte. „Wer wird so etwas so laut ausschreien!" — „Wirklich! ist es so weit?" nahm der Erste wieder das Wort, „kann man gratuliren?" — „Brüderchen!" wisperte Gödern, die Hände reibend, „ein schlechter Mensch, der mit der Gunst einer Dame prahlt! — Man fühlt sein Glück im Stillen! Freilich, aber unter uns — wenn ich mich auf Mädchenblicke verstehe, und Ihr werdet zugeben, daß ich mich darauf verstehe, so dürft' ich hoffen — hoffen, daß — drum auf Ehre, muß ich auch den Wein kaufen, und wir wollen einmal recht vergnügt zusammen seyn!" — „Und die

*) Ein Vergnügungsort bei Berlin.

schöne Luise hoch leben lassen,“ entgegnete der andere. Gödern aber, indem er mit verzückter Miene zur Decke empor sah, drückte einen schallenden Kuß auf die Fingerspitzen der rechten Hand und lispelte, wie in Erinnerungen schwelgend: „Der Engel!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Dreizehnte Scene.

Die Vorigen. Lafeuillade, Regnier, Labredeche.

Lafeuillade. Bonjour, mes amis.

Alle. Was Neues? Was Neues?

Lafeuillade. Der Kaiser naht im Sturmschritt!

Erster Garde. Wo ist er beiläufig?

Lafeuillade. Weiß man's! Es ist, als ob er Flügel hätte!

Adjutant. Herr Obrist, der König will Sie sprechen; treten Sie ein.

Lafeuillade. Adieu, meine Herrn.

Adjutant. Meine Herrn, bleiben Sie in Uniform! Sie können jeden Augenblick aufsitzen müssen.

Zweiter Garde. Da geht Regnier vorbei. (Am Fenster.) Was Neues?

Regnier (in der Straße). Man sagt, der Kaiser sey fast ermordet worden; der Mörder aber arretirt.

Zweiter Garde. Schändlich! Auf seinen Kopf wie auf einen rasenden Hund einen Preis zu setzen!

Erster Garde. Eines so gefährlichen Mannes sich zu entledigen, sind alle Mittel erlaubt.

Zweiter Garde. Das heißt also: auch Sie würden ihn ermorden?

Erster Garde. Wahrhaftig, lieber noch würde ich zum Mörder als — zum Verräther!

Zweiter Garde. Herr, das fordert Blut!

Erster Garde. Sie wissen, daß wir hier bleiben müssen..

Zweiter Garde. Gut, hier denn!

Andere Garden. Hier im Schlosse, meine Herren! wenn der König unser bedarf!

Erster Garde. Wohin so eilig, Herr Grand-Maitre?

Grand-Maitre. Eine Ordre Sr. Maj. zu überbringen. Sie dienen zur Eskorte, meine Herren. (Zu seinem Bedienten) Geschwind nach Hause, und halte mein altes Senatorenkostüme bereit. Ich werde suchen, in einer Stunde zu Hause zu seyn. Beruhige meine Frau; sag' ihr, sie soll ruhig seyn, ich werde mich nicht kompromittiren. (Großer Lärm draußen.) Was bedeutet das?

Dritter Garde. Ein Auflauf.

Erster Garde (am Fenster). Was gibt's?

Stimmen von unten. Man hat einen Menschen mit der dreifarbigen Fahne arretirt.

Labredeche (von unten). Ich, ich habe ihn arretirt!

Alle Gardes du Corps. Bravo! Bravo!

Livreebedienter (eilig durch den Saal). Die Equipagen von Madame, der Frau Herzogin von Angouleme!

Alle. Wie? Was?

Labredeche (mit einer dreifarbigen Fahne eintretend). Hier bin ich mit meiner Trophäe.

Erster Garde. Geben Sie, geben Sie!

Zweiter Garde. Madame reisen also?

Labredeche. Alles also? Als ich durch den Pavillon Marsan kam, hätten sie mich fast bei lebendigem Leibe eingepackt. — Die Fahne, die Fahne laß' ich nicht; mit Lebensgefahr habe ich sie erbeutet und lasse sie nicht. (Bei Seite) Ist zu brauchen; der Andere, sagt man, hat schon zu Fontainebleau übernachtet.

Kapitän. Aufgesessen, ihr Herrn, aufgesessen!

(Alle Garden ab.)

Bedienter. Die Equipagen des Herrn Grafen von Artois sind bereit.

Adjutant (zum Großceremonienmeister). Entschuldigen Sie mich gefälligst beim Könige. Eben meldet man mir meiner Frau Entbindung. (Bei Seite) Wenn doch der Kaiser Pathe werden wollte!

Labredeche (versteckt seine Fahne hinter einem Sopha). Herr Grand-Maitre, einen Augenblick, einen Augenblick: meine Petition, meine Petition! Ich wollte Ihre Gesinnungen, Ihre Denkart nur kennen lernen; eine Falle habe ich Ihnen gelegt: einen Brigand, einen Ogre haben Sie ihn genannt, Napoleon den Großen, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbunds et caetera, et caetera! Meine Petition!

Grand-Maitre. Unmöglich, durchaus unmöglich! Ich habe sie dem Könige vorgelegt und Seine Majestät haben Ihnen, in Berücksichtigung Ihrer Dienste und des Unglücks Ihrer Familie, eine Pension von 1200 Franks zugestanden.

Labredeche. Ich will nichts von den Bourbons, ich bin nicht eigennützig; ich liebe und bewundere den Kaiser; behaltet Eure Pension.

Adjutant. Schildwache, Niemand hinausgelassen!

Labredeche. Eingesperrt also? Mit der königlichen Familie kompromittirt? (Zu den Höflingen) Empörend!

Schildwache. Nicht passirt!

Mehrere Stimmen. Wie so? Warum?

Ein Höfling. Findet der Kaiser mich hier, so bin ich kompromittirt!

Graf. Hätte ich mich wenigstens umkleiden können!

Labredeche. Herr Graf!.. (Bei Seite) Teufel!

Sein Kleid ist wenigstens zwölfhundert Franks, ein ganzes Jahr meiner Pension, werth! — Wollen Sie das meinige, Herr Graf, so können Sie sich unerkannt unter die Menge mischen.

Graf. Ah, theurer Freund, welcher Liebesdienst! (Sie wechseln die Kleider.) Hier mein Hut; her mit dem Ihrigen!

Stimmen. Der König stürzt uns Alle ins Verderben!

Andere. Die Kammer, die Kammer!

Andere. Hätte er nicht solche Gesetze vorgeschlagen!

Lafeuillade. Der König, meine Herrn; stille! was auch Ihre Ansichten seyn mögen; Royalisten, vergeßt nicht: er ist der Sprosse des h. Ludwigs; Liberale, bedenkt, ihm verdankt ihr die Charte: Ehrfurcht dem Unglück und einem Greisenhaupte!

(Ludwig XVIII. geht vorüber. Tiefe Stille. Die Höflinge folgen ihm und reden im Weggehen durcheinander.)

Erster Höfling. Gehst Du mit nach Gent?

Zweiter Höfling. Nein.

Dritter Höfling. Und Sie, Herr Graf?

Vierter Höfling. Ich begleite Seine Majestät.

Fünfter Höfling. Ich bleibe hier; der Kaiser weiß von mir.

Labredeche (eine dreifarbige Kokarde aus der Tasche ziehend). Pflanzen wir die Nationalfarben auf! nun mag der Andere kommen!

Erster Höfling. Wie sind Sie zu der Kokarde gekommen? Könnte ich doch auch einer habhaft werden!

Zweiter Höfling. Ich auch, ich auch!

Dritter Höfling. Auch ich, auch ich!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, September.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten in Straßburg.

In einer folgenden Vorlesung gab der Prediger das Verhältniß des neuen Systems zu allen bestehenden religiösen und politischen Partheien an. Ihm stehen am nächsten, in politischer Hinsicht: die Liberalen, dann die Doktrinärs und endlich die Carlisten oder Absolutisten; in religiöser Beziehung: zuerst die Skeptiker, sodann die Deisten, die Protestanten, die Katholiken, die Juden (die in St. Simon ihren erwarteten Messias finden) u. s. w. Alle diese Partheien finden im neuen System ihre Grundsäze wieder, denn es ist Alles in Allem. Der St. Simonist rechtfertigte sich und seine Brüder gegen die Anklage, sie hätten in den Julitagen nicht mitgefochten, indem er sagte: „Wenn einer von uns gefallen wäre, so hätte die Menschheit unendlich mehr an ihm verloren, als an vielen Andern. Wenn es übrigens Noth thut, so werden wir zeigen, ob wir Muth haben oder nicht. Wir Priester haben uns geweigert, den Dienst der Nationalgarde zu versehen, denn sind wir auch nicht gesezmäßig anerkannt, so ist unser Recht nichtsdestoweniger eben so wohl begründet, als das aller übrigen Priester. Dieses Recht werden wir zu behaupten wissen und von Gerichtshof zu Gerichtshof gehen, bis es anerkannt ist, und wenn man uns Gewalt entgegensezt, so wird das Beispiel der christlichen Märtyrer für uns nicht verloren seyn. Auch haben wir uns vorgenommen, vor den König zu treten und ihn zur Annahme unserer Grundsäze aufzufordern."

Ehe die Missionäre Straßburg verließen, beriefen sie eine Versammlung aller Männer und Frauen (nicht Herren und Damen), welche geneigt wären, der neuen Lehre Beifall zu geben. Die Zahl der Proselyten soll nicht sehr groß geworden seyn und meistens aus jungen Leuten, besonders Studenten, bestehen, welche bisher gar keinen religiösen Glauben hatten und welchen auf einmal, wie durch Marktschreierkünste, ein Gott in die Tasche gespielt worden ist. Am 15ten September sezten die Apostel ihre Missionsreise weiter fort. Ihre Lehre hat aber den Geist noch nicht aufgegeben; in demselben Saale wird ein Artilleriehauptmann die Predigt des neuen Evangeliums fortsetzen und mit dem Belagerungsgeschüz seiner Polemik die alte baufällige Kirche Christi angreifen, bis sie, unter dem Siegesjubel der St. Simonisten, einstürzt und dem neuen Bau der allgemeinen Menschengesellschaft die Stätte räumt. Wir indessen erlauben uns, die Ueberzeugung auszusprechen, daß die Plane der St. Simonisten, wenn sie auch in Frankreich einige Zeit Aufsehen erregen, doch nie sich verwirklichen werden. Was vollends die Ausführung ihrer Ideen unmöglich macht, ist, daß sie es verschmähen, Anknüpfungspunkte an das Bestehende zu suchen. Sie glauben, den Grundriß ihres neuen Baues auf eine *tabula rasa* zeichnen zu können, und so wird er auch ein bloßer Grundriß bleiben. Jedenfalls kann ihre Lehre nur in Frankreich einiges Aufsehen machen. Das ganze Benehmen der jungen Missionäre, ihre flachen Deklamationen über Religion und Philosophie sind durchaus französisch. In Deutschland werden sie gewiß die allerwenigsten Anhänger finden.

Auflösung der Charade in Nr. 235:

Fantast. *)

Charade.

1. 2.

Auf dunkeln Grunde steht ein schönes Licht,
Das freundlich durch die Nacht des Lebens bricht,
Das helle Flammen plözlich oft entzündet,
Oft Flammen löscht, Verborgnes oft verkündet,
Das sich zuweilen selbst mit Nacht bedeckt,
Das, wenn es aufflammt, wie ein Bliz erschreckt.

3. 4.

Aus glatten Wänden bricht ein Laut hervor,
Der fein, wie rauh berührt des Lauschers Ohr,
Der, wenn die Liebe sein Organ entlehnet,
Dem Hörer wie Musik der Sphären tönet,
Der donnert, lispelt, schmeichelt, fließt und rauscht,
Und seinen Geist mit Lust um fremden tauscht.

Das Ganze.

Und darf das Zweite, was es gerne will,
Nicht laut verkünden, bleibt's mit Schmerzen still,
So tritt an seine Statt das klare Ganze
Und sagt dem Kundigen mit feinem Glanze,
Was ihn bald schmerzt, bald tröstet, bald entzückt,
Und ihn der Erde schwerer Lust entrückt.

J. G. M.

*) Berichtigung. Die dritte Strophe der Charade in Nr. 235 hätte mit: (1. 2. (das Ganze), nicht mit: 1. 2. 3, bezeichnet werden sollen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 10. Oktober 1831.

Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten!
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eigner Fülle muß es sich entfalten.

Schiller.

Die alte gallische Muse.

Ausgesprizte Glanzmatrone, schreitest du mit wicht'gen Schritten,
Spitzen sind dir wohl gestrecket und der Reifrock wohl geschnitten;
Die Perrücke, hochfrisiret, wallt in stattlichen Gelocken,
Düfte weben draus entgegen, als von tausend Blüthenflocken.
Und jezt öffnest du die heil'gen, verögelenk'gen Götterlippen,
Daß umher, fast wie bezaubert, alle Geister hastig nippen;
Grüßest dann von deinen hohen, überschwankend kühnen Stelzen
Gnädiglich antike Straßen, meidend die romant'schen Felsen.
Aristoteles den Großen trägst du in Minervas Schilde,
Die Dreieinheitentragödie zeigst du mahnend im Gebilde.
Aber jüngst ein loser Knabe, mit gar hellen Waldhorntönen,
Hat dich also baß erschrecket, daß du sprichst wie Todesstöhnen.
Staub von deiner Siegsperrücke, sammt den Lorbeern, kömmt geflogen,
Reifrock hat ein Wind erfasset, schüttelt drin mit Sturmeswogen;
Und dein Schloß zerfließt in Nebel, mit den glatten Marmorbogen,
Hofmännlein und Damen, bange, sind in Thränen fortgezogen.
Viktor Hugo! loser Knabe, mit dem wilden, tollen Sinnen!
Bringst in Aufruhr alle Geister, durch dein frevelhaft Beginnen!
Dort schon tauchen morgenröthlich junge Sänger aus den Tiefen;
Wecktest sie, zur guten Stunde, da sie erst noch müßig schliefen.
Frischer Klang durch Galliens Fluren schwebt in wundersamen Weisen;
Troubadoure wieder, süße, in vielwonn'gen Liedern kreisen.
Unterging das alt' verscholl'ne Reich, mit seinem stolzen Prangen,
Lenzesfröhlich, durch die Auen, kömmt das neue hergegangen.

Straßburg. August Stöber.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Krohnstein war ein stummer Zuhörer dieser Unterhaltung gewesen, die sein Herz wie mit Dolchstichen verwundete. Und wenn gleich die prahlerische Weise Göderns ihm zur Genüge bekannt war, um sein Geschwätz gehörig zu würdigen, so dünkte ihm doch, er habe ihn noch nie mit solcher Zuversicht von seiner Liebe schwatzen und seine Hoffnungen so gleichsam triumphirend zu Tage legen hören. Auch hatte in dieser Stunde ihn schon Anderes empfindlich berührt, denn sein scharfes Ohr hatte ihn die Glossen vernehmen lassen, welche mehrere von den Offizieren über das Weingeschenk und Challiers Brief, den nur

Wenige richtig verstanden hatten, gemacht, namentlich war von dem Gespräch der beiden Staabsoffiziere ihm kein Wort entgangen, und er glaubte, niemals drückender die Strenge der Subordination empfunden zu haben, die ihm die Zunge band.

In dieser gereizten Stimmung schien ihm am besten, dem ganzen Vorgang so bald als möglich eine Ende zu machen, und er bat sich daher aus, daß der Verkauf sofort seinen Anfang nehmen möge; dieß geschah auch, und da Gödern mit fast leidenschaftlicher Heftigkeit die andern alle überbot, so ward auch bald das Fäßchen ihm als Käufer zugeschlagen.

Er zog nicht ohne Ostentation eine strotzende Geldbörse und zählte den Betrag auf den Tisch, während Krohnstein und die andern sich zum Fortgehen anschickten. Aber Gödern rief: „Nein, so ist es nicht gemeint, meine Herrn! Ich bitte, Sie bleiben und helfen mir kosten, was ich gekauft! Auch Ihr, Krohnstein, dürft nicht fort. Wir müssen doch ein Gläschen zusammen trinken! Man schaffe einen Zapfen und Gläser. Für einen Imbiß sorgte ich bereits, denn ich hätte ja den Wein mir nicht entgehen lassen, wäre er auch noch dreimal höher gekommen." Krohnstein mußte bleiben. Man brachte alles Nöthige herbei, und einer der Anwesenden begann das Fäßchen anzuzapfen.

Aber man bohrte und zapfte, es wollte nichts in die Gläser fließen. „Dacht' ich's doch," schrie der dicke Major, „daß eine Malice dahinter stecke; hat der Hallunke zuletzt uns alle noch zum besten mit einem leeren Faß!" — „Auf Ehre, es ist leer!" rief entsetzt Gödern nach nochmals wiederholtem Versuche, dem Faße irgend etwas zu entlocken. „Krohnstein, was sagt Ihr dazu?" — „Und doch zu schwer, um leer zu seyn," meinte ein anderer, der daran rüttelte. „Enfin, man öffne es," ließ der Dicke sich vernehmen. „Wir müssen der Sache auf den Grund kommen!" — „Sand und Steine werden darin seyn," brummte der Dürre, seinen Gewohnheitsfluch hervorstoßend. „Der Herr Lieutenant sind angeführt!"

Krohnstein ließ sofort Anstalt treffen, das Faß zu öffnen; man brach den Boden heraus, und es zeigte sich ein formloser Pack, mit grober Leinwand umwickelt. Man zog ihn hervor, alle drängten sich neugierig umher, und als die Leinwand heruntergezogen war, zeigte sich ein alter, sehr abgetragener Soldatenrock von dem Regiment, dem Challier angehört hatte. „Frechheit ohne Gleichen!" ertönte es von allen Seiten. „Seine alte Montirung! — Hat man je Aehnliches erlebt!" Aber der alte Rock war nur die Hülle um einen edlern Kern, nämlich ein zweites Weinfäßchen, obschon beträchtlich kleiner als das erste, und aus der Tasche des Rocks schaute ein zusammengefaltetes Papier hervor, mit der Aufschrift an Krohnstein. Als er es öffnete, fiel ein Päckchen in seine Hand, das Schreiben aber lautete wie folgt:

„Vergeben Sie mir, werther Herr Lieutenant, wenn ich mir anscheinend einen Scherz zu erlauben gewagt, der, wie ich wohl fühle, sehr unziemlich erscheinen muß. Was ich aber dabei zu meiner Entschuldigung, und auch zur Erklärung meines Verfahrens zu sagen habe — lassen Sie es bei Ihrer großmüthigen und edlen Gesinnung eine freundliche Aufnahme finden! So gern möchte ich meine Liebe zu Ihnen recht lebhaft zeigen, und die Dankbarkeit, wovon ich ganz durchdrungen bin, für alles, was Sie mir Gutes erzeigt haben, und was ich nicht weiter erwähnen darf. Was aber vermöcht' ich Ihnen zu geben, das Sie wahrhaft erfreuen könnte! Ich sann recht lange darüber nach, und recht schmerzlich, denn ich fühlte wohl, daß ich doch nicht im Stande sey, Ihnen, wie ich doch gerne wollte, eine wirkliche Freude zu machen. — Da fiel mir endlich ein, daß ich doch Eins wisse, was Ihnen werth und wichtig ist und stets am Herzen liegt, Ihre würdige Mutter. Denn so oft bin ich ja Zeuge Ihrer Sorge um sie gewesen, und wie Sie als ein treuer Sohn sich jede Lebensfreude versagten, um von Ihrem kleinen Einkommen eine Unterstützung für die Verehrte zu erübrigen. So werden Sie mir es ja hoffentlich nicht abschlagen, wenn ich Sie herzlich bitte, das kleine Sümmchen, so hierbei folgt, Ihrer Frau Mutter zu senden, auf daß sie sich irgend ein Vergnügen mache, einen Lieblingswunsch damit erfülle. Auch das Fäßchen senden Sie Ihrer Frau Mutter, als einen rechten Labetrunk für das Alter, denn es ist von dem besten Erzeugnisse unserer Weinberge. Und so hoffe ich, werden Sie die Gaben eines treumeinenden Herzens, wie unbedeutend sie auch sind, nicht zurückzuweisen.

Was aber den alten Rock betrifft, so hat es damit folgende Bewandtniß. Als ich mich zum ersten Mal wieder mit meiner alten ländlichen Tracht bekleidet hatte, wollte ich den Soldatenrock, als eine Erinnerung an die Vergangenheit und an Sie, lieber Herr Lieutenant, aufbewahren. Meine Frau aber konnte ihn nie ohne Thränen ansehen, und sie bestand darauf, ihn zu vernichten. Da zeigte sich's wunderbarer Weise, daß während meines unfreiwilligen Soldatenstandes unter des großen Friedrichs Fahnen, doch so viel vom Soldatengeist in mich gefahren war, daß ich den Rock nicht mochte beschimpfen lassen, den ich doch nicht in Unehren getragen, denn ich diente als ein braver Schweizer, und so beschloß ich kurz und gut, Ihnen den Rock zurückzugeben, den Sie besser, als irgend einer in Ihres Königs Heer, wissen in Ehren zu halten.

Ihr getreuer Challier."

Der nämliche Offizier, welcher den ersten Brief verdeutscht, hatte auch diesen aus Krohnsteins Hand, welcher ihn still gelesen, genommen und seinen Inhalt übersezt. — Krohnstein hatte es fast bewußtlos geschehen lassen.

Er stand stumm, bleich und regungslos dabei. Das Geldgeschenk, die Erwähnung seiner dürftigen Lage, die jezt laut berührt wurde, so wie seiner, unter Aufopferungen geübten Kindespflicht; das alles drang so verletzend auf sein reizbares Ehrgefühl ein, daß er sich wie vernichtet davon fühlte; eine Lage, die durch ihre Neuheit dem sonst so Gesammelten fast alle Besinnung zu rauben schien.

Das Erste, was er that, war, das Geldpäckchen, welches er mechanisch noch in der Hand gehalten, auf den Tisch fallen zu lassen, als ob es ihn brenne. — Ein anderer öffnete es und zählte zwanzig blanke Friedrichsd'or auf den Tisch. Alle schwiegen, als aber Krohnstein aufschaute, sah er alle Blicke auf sich gerichtet, und meinte, Schadenfreude und Spott nicht weniger als Erstaunen und Neugier darin zu lesen.

Er sagte jezt mit ziemlicher Ruhe: „Seine Anhänglichkeit hat den guten Menschen zu einem Irrthum verleitet. Ich bin wohl arm, aber nicht dürftig, und bedarf seines Geldes nicht. Auch meine Mutter bedarf keiner fremden Unterstützung, und somit bitt' ich Sie, Herr Obrist, das Geld der Militärwaisenanstalt zu überantworten. Ob mit oder ohne Bekanntmachung des Anlasses, bleibt Ihrem Gutbefinden anheim gestellt." — „Ich wollte," nahm der dürre Major das Wort, „doch zum Leztern rathen, denn es könnte, falls der Vorgang bekannt würde — ich meine — es könnte Mancher Veranlassung darin finden — bekanntlich denkt nicht alle Welt so billig —" Krohnsteins starr auf ihn gerichteter Blick hatte ihn verstummen gemacht. Aber der Dicke fiel rasch ein und sagte: „Enfin, es bleibt immer eine närrische Geschichte, von welcher sich allerlei denken läßt. Zwanzig Louisdor sind überdieß kein Pappenstiel, man schenkt sie wohl so leicht nicht weg aus bloßem Attachement!" — „So will ich denn lieber," sagte Krohnstein, „um völlige Veröffentlichung des ganzen Vorfalls bitten, auf daß mir bekannt werde, was man davon denkt, meint und spricht; ich bin bereit, darauf zu antworten." Der Kommandeur trat jezt vor; indem er Geld und Briefe in seinen Verschluß nahm, gab er die Andeutung, daß er den Auftritt wünsche beendet zu sehen. Auch Gödern strich sein Geld wieder ein, denn das zweite Fäßchen sollte nach Anordnung des Kommandeurs vorerst aufgehoben bleiben. Bald entfernten sich Alle. Aber Gödern, der ein Frühstück bestellt hatte, lud die jüngern Kameraden ein, ihm nach der Hauptwache zu folgen, wohin er es bringen ließ, indem er, wie er versicherte, sich's nun einmal vorgenommen habe, mit seinen Freunden heute vergnügt zu seyn. — So zog er die jüngern mit sich fort. Auch Krohnstein begab sich hinweg. Es trieb ihn hinaus in das Freie, und nach einer Stunde rastlosen Umherschweifens fand er sich, wie er meinte, wieder beruhigt genug, um nach Hause zurückzukehren. Sein Weg führte ihn an der Hauptwache vorüber; er hatte noch ein Dienstgeschäft hier zu besorgen, und trat herein, es abzumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Labredeche. Meine Herrn, ich habe dreifarbige Kokarden genug für uns Alle. Längst schon hatte ich konspirirt, führte Korrespondenz mit Elba. — Seit drei Monaten wußte ich bereits, daß der große Kaiser zurückkehren werde. Welch ein Mann!

Erster Höfling. Ihn nannte man einen Tyrannen!

Labredeche. Er ein Tyrann! Er, der gütige, gnädige Monarch! — Welch Getümmel!

Mehrere Eintretende. Eben ist der Kaiser in Paris eingetroffen.

Labredeche (zu einem Huissier). Da, Freund, fünf Franks, eilen Sie in meine Wohnung, Rue la Harpe, au cinquième; vier Lampen an mein Fenster: Vive l'Empereur!

Jubel in der Ferne. Da ist er, da ist er! Vive l'Empereur!

Labredeche. Hören Sie, meine Herrn? Er kommt, er kommt, der größte Mann der Welt; er naht; wir werden ihn von Angesicht zu Angesicht schauen!

Jubel, näher. Vive l'Empereur! Vive l'Empereur!

(Generale treten ein.)

Labredeche. Willkommen, willkommen, meine Herrn! Wir erwarten Sie, erwarten den Kaiser.

General. Er folgt uns auf dem Fuße.

Stimmen. Da ist er! Vive l'Empereur! Sire! Wir tragen Sie auf unsern Händen! In unsern Armen müssen E. M. in Ihr Palais zurückkehren!

Napoleon (eintretend). Kinder, ich danke euch! — Ja, ich bin euer Vater, euer Kaiser. — Eure Freude bewegt mich tief. — Ihr wißt, Freunde, bei des Kaisers Rückkehr pflanzt man die Fahne auf.

Stimmen. Eine Fahne, eine Fahne!

Labredeche. Eine Fahne? Hier eine, die ich unter tausend Gefahren erbeutet, die ich seit acht Monaten bewahrt, für diesen denkwürdigen Tag bewahrt! Hier ist sie, Sire; wie glücklich preise ich mich, Euer Majestät diesen Zoll meiner treuen Ergebenheit darbringen zu können!

Stimmen. Aufgepflanzt, aufgepflanzt!

Napoleon (zu Labredeche). Ich habe Sie sonst schon gesehen.

Labredeche. Eure Majestät hatten mir eine Pension von zwölfhundert Franks allergnädigst zu bewilligen geruht.

Höflinge. Geruhen Eure Majestät unsere Glückwünsche zu empfangen.

Alle. Sire, Eure Majestät . . .

Napoleon. Ich danke Ihnen, meine Herrn; vergessen wir aber nicht, daß ich dem Volke, dem Volke Alles verdanke!

Huissier. Sire, die Abgeordneten der Deputirtenkammer.

Napoleon. Sollen eintreten.

Huissier. Sire, eine Deputation der Pairskammer.

Napoleon. Meine Herrn Abgeordneten der Deputirtenkammer, die Kammer hat, indem sie das Volk Schulden bezahlen ließ, die im Auslande kontrahirt waren, um französisches Blut in Strömen fließen zu lassen, sich des Vertrauens der Nation unwürdig gemacht. — Die Deputirtenkammer ist aufgelöst. — Meine Herrn Abgeordneten der Pairskammer, Ihre Kammer besteht zum Theil aus Männern, welche die Waffen gegen das Vaterland getragen; in ihrem Interesse liegt die Wiedereinführung der Feudalrechte und die Annullirung des Verkaufs der Nationalgüter. — Ich kassire die Pairskammer.

Ich werde die Wahlmänner zum Maifelde berufen, werde dort die Rechte des Volkes heiligen; denn der Thron ist für die Nation, sie nicht für den Thron geschaffen. Ich hoffe Frieden, fürchte den Krieg nicht; meine Adler regen stets die Schwingen, und meine Devise ist die der Paladins: „Thue, was du sollst, komm's, wie's wolle!"

Alle. Vive l'Empereur!

Bertrand. Sire, Sie sind größer als jemals.

Napoleon (bei Seite). Möge ich mich einst nicht nach Elba zurückwünschen!

(Beschluß der fünften Abtheilung.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, September.

Forsters Luftfahrt.

Das philosophische Magazin enthält eine Beschreibung der von Dr. Forster am 30. April d. J. angestellten Luftfahrt, aus der ich Ihnen einiges Interessante mittheile.

Schon längst wünschte Forster seine Beobachtungen über die Wolken in bedeutenden Höhen fortzusetzen, und entschloß sich endlich zu einer Luftfahrt am 30. April 1831. Zu Moulsham bei Chelmsford bestieg er mit Green um drei Viertel auf sechs Uhr, bei schönem ruhigem Wetter und 63 Grad Fahrenheit Temperatur, den Ballon und flog unter dem Zuruf von vielen Hundert Zuschauern auf. Der Ballon war 48 Fuß hoch, maaß 32 im Durchmesser und war mit Kohlenwasserstoffgas gefüllt. Er erhob sich sehr langsam bis zur Höhe von ungefähr 4000 Fuß; die Luftschiffer warfen etwas Ballast aus, und nun stieg er rasch, wobei er eine unregelmäßige Spirallinie beschrieb; die Bewegung war indessen so sanft, daß man sie kaum bemerkte. In der Höhe von 6000 Fuß stieg er nicht mehr und blieb etwa eine Viertelstunde lang ganz unbeweglich. Forster beschreibt seine Gefühle in dieser Lage als eigentlich entzückend: sich wiegend im weiten Raume, unter einer mit Luft gefüllten Kugel, in völliger Ruhe und Stille, umgeben von grotesken Wolkengestalten, tief unter ihnen ein ungeheures Panorama, das ihnen concav vorkam, an einer Seite das Meer, das Land besäet mit Städten und Dörfern, bunt von den mannigfachen Arten des Anbaus — so genossen die Luftschiffer hoch über dem Lärm und Treiben der Welt einer Ruhe, wie man sie auf der Erde selten schmeckt. Sie warfen wieder Ballast aus und der Ballon stieg aufs Neue; dies verursachte aber Forster eine unangenehme Empfindung, nämlich einen Druck auf das Trommelfell, wie ihn auch schon Garnerin, Charles und Robert beschrieben; sie entschlossen sich daher, die Klappe zu öffnen, und kamen rasch wieder in eine untere Luftströmung, die sie nach Broomfield trieb, wo sie 20 Minuten vor 7 Uhr ausstiegen.

Wir führen vorläufig einige von Forsters Beobachtungen während dieser Luftreise an; die Schrift, die er über diesen Gegenstand verspricht, dürfte sehr interessant werden und wir daher auf seine Beobachtungen zurückkommen. 1) Wenn der Ballon sanft stieg, so drehte er sich in derselben Richtung, in der die Erde und die Planeten sich umwälzen, nämlich von rechts nach links. Diese Bewegung war indessen so sanft, daß man sie nur inne wurde, wenn man die Gegenstände auf der Erde beobachtete; beim Niedersinken oscillirte der Ballon in derselben Richtung. 2) Die wellenförmigen Wolken, welche man cirrocumulus nennt, liegen weit über der Höhe, welche man mit Ballons erreichen kann; von den höchsten Höhen betrachtet, erscheinen diese Wolken noch so hoch über den gewöhnlichen Wolken, als über der Erde. 3) Hinsichtlich des Schwindels, vergleicht Forster seine Luftfahrt mit seinen Reisen auf die hohen Schweizerberge und erklärt den Umstand, daß man im Ballon weit weniger, er aber so gut als gar nicht schwindlicht wird, aus der Vorstellung, daß man im Ballon völlig isolirt ist; denn die Menschen werden am Rande eines Abgrundes oder auf hohen Thürmen gemeiniglich dadurch schwindlicht, daß sie das Gefühl überkommt, die Gegenstände, welche sie umgeben, stehen nicht fest. Forster war gewöhnt, bedeutende Höhen zu ersteigen, und fühlte daher im Ballon gar keinen Schwindel. Er sagt indessen doch, wenn er gerade nach unten den an der Gondel befestigten Anker oder die Gegend unmittelbar unter dem Ballon angesehen habe, sey ihm unangenehm zu Muth geworden, und Personen, die an beträchtliche Höhen nicht gewöhnt sind, möchten wohl unter diesen Umständen wirklich schwindlicht werden. Er empfiehlt also den Luftschiffern, die Augen immer mehr gegen den Horizont, als auf das Land zu ihren Füßen zu richten, besonders wenn die Gondel so groß ist, daß sie hiebei die Wahl haben. — Interessant ist die Beobachtung, daß die Schwerhörigkeit, welche man immer beim Herabsteigen von hohen Bergen empfindet, beständig mit dem Gefühl begleitet ist, als ob die Ohren voll wären, während man beim Fallen des Ballons davon lediglich nichts empfindet, sondern blos einfach schwerer hört.

Beilage: Literaturblatt Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 243.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 11. Oktober 1831.

Eine giftige Pflanze, Beleidigung, wächst auf der Erde.

Herder.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Verworrenes Geräusch und Gelächter scholl Krohnstein, als er in die Hauptwache eintrat, entgegen, und er glaubte, indem er die Thür öffnete, seinen Namen unter Lachen nennen zu hören. Kaum aber ward Gödern seiner gewahr, als er mit einer widerwärtigen Beschützermiene ihm entgegen rief: „Ey sieh da, unser lieber Krohnstein! Nun das ist schön, daß Ihr kommt und nicht, wie gewöhnlich, die Gesellschaft der Kameraden verschmäht! Nun, sezt Euch zu uns und trinkt ein Glas!“ — „Ich danke!“ entgegnete Krohnstein ruhig; „mich führte,“ indem er sich zu dem Wachthabenden wandte, „ein Dienstgeschäft her.“ — „Was Dienst! was Geschäfte! die müssen jezt ruhen!“ schrie Gödern dem sich Abwendenden nach, indem er mit leiserer Stimme dem Nachbar zuzischelte: „Wir wissen es besser!“ und die Glosse belachte. Aber Krohnstein hatte sie gleichwohl gehört; er wandte sich gelassen zurück und sagte kalt: „Ich danke! Ich habe keine Zeit.“ — „Ey was,“ fuhr Gödern immer zudringlicher fort, „trinkt und schlagt Euch den Verdruß aus dem Sinn!“ — „Ich wüßte von keinem,“ war die Antwort. „Nicht?“ lachte jener, „nun, desto besser! Was ist's auch am Ende mit dem dummen Geschwätz? Gesezt auch wirklich, Ihr hättet gewußt, daß der Franzose unter der Brücke steckte, und hättet — es ignorirt, wer kann es Euch beweisen!“ — „Das denkt ein Nichtswürdiger von mir, und nur ein Ehrloser wagt es zu sagen!“ fuhr der schwer Gereizte zornerglühend auf, und dieser Ausruf, das Signal der Herausforderung, machte schnell den ganzen lauten Kreis verstummen. — Was jezt noch folgte, gehört mehr oder minder jedem ähnlichen Vorgang an; als Krohnstein nach wenigen Minuten in seine Wohnung zurück kam, warf er sich verstört und voll bittern Unmuths in den Feldstuhl und suchte lange vergebens seine Gedanken zu ordnen, und den wogenden Sturm widerstreitender Gefühle zu besänftigen. „Armer Challier!“ sprach er endlich bei sich; „Du wolltest mich erfreuen, und Dein herzliches Gutmeinen gibt mir den Tod, denn was anders als Tod ist ein Leben mit beflecktem Ruf und verdunkelter Ehre! Was anders, als ein zehnfacher Tod! Und wird das Blut dieses Armseligen, das ich vergießen werde, sie rein waschen? Nimmermehr! Er wagte in seiner Albernheit zu sagen, was Alle denken, und was mit unverkennbarer Schrift in allen Zügen zu lesen war; Das höhnende Schicksal aber wirft, statt eines würdigen Gegners, mit dem ich mich zu messen dürstete, diesen Thoren in meinen Weg, damit ich an ihm zum Mörder werde, und — ach — nur allzugewiß! ein schönes Leben, für dessen Glück ich tausendmal das meinige geopfert hätte, mit Schmerz erfülle!“

Unter solchen Gedanken und Empfindungen entflohen Stunden. Die Nacht fand den Ruhelosen noch in der nämlichen Bewegung, und als der Morgen dämmerte,

war es zwar stiller geworden in seiner Brust, aber auch kalt und verödet, wie noch nie in seinem Leben.

Was er nimmer für möglich gehalten, zu erfahren, war durch ein seltsames Zusammentreffen an sich unbedeutender Umstände über ihn hereingebrochen: das Unglück eines befleckten Rufs, einer zweideutigen Nachrede! — Aber je schmerzlicher und tiefer er dieses empfand, um so klarer stieg auch eine Ueberzeugung in ihm auf, die ihm bisher fast fremd geblieben, nämlich die, daß es doch noch etwas Höheres gebe, als die Ehre des Kriegerstandes — ein reines Bewußtseyn, und er fühlte, daß dieß hinreiche, einem stillen, unbemerkten Leben noch Werth und Würde zu verleihen, wenn schon ihm immer gewisser ward, daß in seinen jetzigen Verhältnissen zu bleiben, unmöglich sey.

Zu deutlich hatte er in den spöttischen Mienen so mancher seiner Kameraden, und selbst älterer Offiziere, die Vermuthung gelesen, und aus ihrem heimlichen Flüstern und Winken entnommen, daß er Challiers Entweichung begünstigt habe und dafür von ihm beschenkt worden sey, als daß noch ein Zweifel darüber ihm hätte übrig bleiben können; er fühlte, daß er mit einem solchen Verdacht beladen, von dem er sich nicht zu reinigen vermochte, nie mehr unter den Genossen würde stehen können, ohne ein von stetem Argwohn vergiftetes, in seinem eigenthümlichsten Streben vernichtetes Daseyn dahin zu schleppen, und es reifte in ihm der Entschluß, lieber den Verhältnissen, die bis dahin sein Haltpunkt im Leben gewesen waren, freiwillig zu entsagen und nach abgemachter Ehrensache seinen Abschied zu nehmen.

Krohnstein war der beste Schütze in der Residenz. Man hatte ihn häufig den Stockknopf oder ein Geldstück treffen sehen, und Niemand mochte im Schießen nach dem Ziel mit ihm in die Schranken treten. Ueberdieß war seine bekannte Kaltblütigkeit, die sich seit jenem Vorfall noch gesteigert zu haben schien, für den Gegner von der drohendsten Bedeutung. — Auch schienen dieß Alle zu fühlen, indem sie dem Ausgang der Sache mit gespannter Erwartung entgegen sahen. Niemand neckte Gödern, der sonst die Zielscheibe des Witzes der Kameraden war, während er selbst mit erzwungener Lustigkeit umher ging, aber scheu und verstohlen des Feindes Miene und Bewegungen von fern hütete. Man hatte das Duell etwas aufgeschoben, was Gödern gewünscht hatte, angeblich um seine Angelegenheiten zu ordnen, eigentlich aber, um es noch im Pistolenschießen zu einiger Fertigkeit zu bringen, worin er sich mit einigen Freunden an entlegenen Orten übte. Aber es ging immer schlechter damit, und je näher der Termin heranrückte, je mehr mußte er die Hoffnung aufgeben, sich darin noch einige Sicherheit zu erwerben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon,

oder

dreißig Jahre Frankreichs.

(Fortsetzung.)

Sechste Abtheilung.

St. Helena 1821.

Napoleons Schlafzimmer zu Longwood. Im Hintergrunde links seine eiserne Bettstelle. Rechts ein Kamin; über demselben die Bildnisse der Kaiserin und des Königs von Rom. Auf der Kaminrüstung eine kleine Marmorbüste des leztern. An derselben Seite ein mit Büchern bedecktes Sopha; hinter demselben eine Thüre. Darüber Friedrichs des Großen schwere silberne Uhr, ihr zur Seite die Uhr Napoleons. Links die Kabinetsthüre des Kaisers. In der Mitte ein kleiner Gueridon.

Erste Scene.

Napoleon, Las Cases, Marchand, Lowe, Santini.

Lowe (in der Coulisse). French dog!

Santini. Birbone!

Napoleon. Oho! ein Disput zwischen Santini und dem Gouverneur!

Marchand (in der Thüre). Nicht vorgelassen!

Lowe. Ich muß mit ihm reden.

Napoleon (zu Marchand). Lassen Sie ihn. Ich höre Sie, Sir Hudson; reden Sie aber dort von der Thürschwelle mit mir.

Lowe. General Bonaparte . . .

Napoleon. Vor allen Dingen bin ich für Sie nicht General Bonaparte, sondern Kaiser Napoleon. — Nennen Sie mich bei dem mir zuständigen Titel, oder gar nicht!

Lowe. Nach meiner Regierung Befehlen . . . .

Napoleon. Castlereagh, Bathurst! . . . Nennen Sie mich, wie Sie wollen; Sie können mich nicht hindern, ich selbst zu seyn und zu bleiben. Nun reden Sie; was beliebt?

Lowe. Auslieferung des Korsen Santini.

Napoleon. Und was hat er verbrochen?

Lowe. Einen der Soldaten geschlagen, welche die Bäume am Wege von Plantationhouse umhauen.

Las Cases. Und warum diese Bäume umhauen?

Napoleon. Warum, mein guter Las Cases, warum? Weil Napoleon unter ihrem Schatten gerne ruhte, der allein die Gluth dieser tropischen Sonne brach! Könnten sie die Erde in einen Gluthofen verwandeln, sie thäten es!

Lowe. Die Regiernng wußte nicht . . . .

Napoleon. Sie aber wußten es, Sie, der mich in jenem Schatten, der mich an meine Buchen Europas erinnerte, so oft ruhen sah.

Lowe. Es sollen andere gepflanzt werden.

Napoleon (sich erhebend). Jämmerlich! — Und was wollen Sie mit Santini?

Lowe. Ihn nach Frankreich zurücksenden.

Napoleon. Von Herzen gern liefere ich ihn in diesem Falle aus. Nur verlange ich, Abschied von ihm zu nehmen. Bei seinem Weggehen visitiren Sie ihn nach Belieben. — Ist dieß Alles, was Sie mir zu sagen hatten, so verlassen Sie mich.

Lowe. Ich habe Weisung von meinem Gouvernement erhalten, die Ausgaben Ihrer Tafel zu beschränken.

Napoleon. Dieß, meinte ich, sey nicht wohl mehr möglich. — Und was gesteht man mir zu?

Lowe. Von heute an nur eine Tafel von vier Personen; auf den Kopf eine Flasche Wein und wöchentlich ein Gastdiner.

Napoleon. Ganz wohl; Sie können allenfalls noch mehr abbrechen, und hungert mich dann allzusehr, so setze ich mich an den Tisch des Drei-und-fünfzigsten. Diese Braven haben die Feuertaufe empfangen; sie werden Europas ältesten Soldaten nicht abweisen. — Ist dieß nun Alles?

Lowe. Noch habe ich mir die Gründe zu erbitten, warum Sie die Hülfe meines Arztes ausgeschlagen haben. Die Ihrigen könnten sterben, oder nach Frankreich zurückkehren müssen; wer soll dann Ihrer Gesundheit wahrnehmen?

Napoleon. Ihren Arzt habe ich mir deßhalb verbeten, weil er — der Ihrige ist, und wir Sie zu Allem fähig halten.

Lowe. Sie haben sehr Unrecht. War ich es nicht, der einen Holzpallast und Meubeln aus England für Sie verlangte?

Napoleon. Ich bedarf weder Meubeln noch Pallast; ich verlange nur einen Henker und ein Leichentuch! Meine Stiefeln, Marchand; ich will ausreiten!

Marchand. Hier, Sire!

Napoleon. Sind sie neu?

Marchand. Ja, Sire.

Napoleon. Woher hast du sie?

Marchand. Sire . . .

Napoleon. Woher? frage ich. Hoffentlich hast du dich nicht so weit erniedrigt, von diesem Gouverneur welche zu verlangen?

Marchand. Nein, Sire, nein! Aber schon lange — ich sagte Eurer Majestät nichts davon — versuche, probire ich — kurz, ich selbst habe sie gemacht.

Napoleon (ihm die Hand drückend). Freund! — Merken Sie sich dies, Sir Hudson Lowe, und berichten es Ihrem Gouvernement.

Lowe. Sie wollen also ausreiten?

Napoleon. Ja! Was soll die Frage?

Lowe. Ich werde den zu Ihrer Eskorte bestimmten Offizier beordern.

Napoleon. Ah, einen Kerkermeister zu Pferde also? — Ziehen Sie mir die Stiefeln aus, Marchand, ich werde nicht ausreiten; ich will ein Bad nehmen.

Lowe. Sie haben diesen Morgen bereits eins genommen, und das Wasser ist auf der Insel selten.

Napoleon (nach einer Pause). Schreiben Sie, Las Cases. (Zum Gouverneur) Bleiben Sie, mein Herr! (Diktirend) „Was der englischen Regierung zu ewiger Schmach gereichen wird, ist nicht, mich nach St. Helena gesandt, sondern das dortige Kommando einem Hudson Lowe übertragen zu haben. — Seinen Namen treffe von heute an der Abscheu und der Fluch aller Völker; will man künftig etwas mehr als Kerkermeister, etwas weniger als Büttel bezeichnen, so wird man — Hudson Lowe sagen!“ (Er schlägt hinter dem zurücktretenden Gouverneur mit Heftigkeit die Thüre zu.) Sie beklagten sich, Las Cases, über den braven Admiral Cockburn? Er war etwas massiv, etwas barsch; der aber übertrifft alle Qualen dieses schauderhaften Felsens.

Las Cases. Aber, Sire, Sie hätten dennoch ausreiten sollen; Doktor O'Meara hat Ihnen diese Leibesbewegung so sehr angerathen.

Napoleon. Allerdings, allerdings; ich fühle das nur zu sehr; wie kann aber ein Ritt, wobei man wie in eine Reitbahn gesperrt ist, zuträglich seyn? — Marchand, meine Sporen! (Zu Las Cases) Hier, Las Cases, die Sporen, die ich bei Dresden und Champ-Aubert getragen; ich schenke sie Ihnen, Freund; ich reite nicht mehr aus.

Las Cases (auf ein Knie sich niederlassend). Sire, Sie erheben mich, ohne daß ich es verdiene, zum Ritter.

Napoleon. Nehmen Sie; diese Sporen bleiben immer merkwürdig, und ich weiß, Sie halten viel auf Merkwürdigkeiten.

Santini. Im Vorzimmer wartet ein englischer Offizier; Sie müssen ihn sprechen.

Napoleon. Nimmermehr!

Santini. Er trug mir nur zwei Worte auf: Toulon et Liberté.

Napoleon (erbebend). Gut, gut; ich will ihn sprechen. Geht, schickt ihn herein.

(Der Spion tritt ein.)

Du bist's? Es befremdete mich, daß ich dich nicht früher wiedergesehen habe.

Spion. Danke, schon diese Aeußerung ist ein herrlicher Lohn. — Ich konnte nicht, Sire. Als der Kongreß im Jahre 1815 Sie deportiren ließ, wollte ich Sie begleiten. Auf dem Bellerophon, auf dem Northumberland wies man mich zurück; ich bot mich als Soldaten, Matrosen, Bedienten an — Alles umsonst. Seit damals verging kein Tag, keine Stunde, keine Minute — stets trieb mich der Gedanke umher, Ihr Entkommen zu bewirken. — Ich ließ mich als Engländer naturalisiren, nahm Dienste, ging nach Isle de France, nach Indien. Endlich schiffte man mich nach

St. Helena ein, und seit vier Wochen bereits bin ich in Ihrer Nähe, ohne daß Sie nur ahnen konnten, unter diesem rothen Rock schlage ein dem Kaiser und Frankreich ergebenes Herz.

Napoleon. Und...?

Spion. Vielleicht, Sire, bemerkten Sie in weitester Ferne ein Schiff vor Anker?

Napoleon. Allerdings, und sah mit Befremden es immer regungslos an seiner Stelle.

Spion. Sire, es erwartet Sie!

Napoleon. Wie aber hinkommen?

Spion. Auf einem, am entgegengesezten Ende der Insel verborgenen Boote.

Napoleon. Begleitet mich denn aber nicht stets ein englischer Offizier?

Spion. Seit heute bin ich dieser Offizier.

Napoleon. Wann kann ich reisen?

Spion. Jeden Augenblick, da Sie befehlen. Das Schiff wartet, bis ich von jener Felsenspitze ein Feuersignal gebe; es ist das Zeichen, daß das Unternehmen gescheitert ist; dann lichtet das Schiff die Anker. Aber die Augenblicke sind kostbar, Sire; ich brauchte fünf Jahre, um diese Minute zu erringen; lassen Sie, ich beschwöre Sie, diesen Moment nicht verloren seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Der Protestantismus in Frankreich.

Unverkennbar ist im Schiffbruche der jezigen Zeit das instinktmäßige Streben der Völker nach einem höhern, moralischen Haltpunkte, unverkennbar sehnen sie sich, die Widersprüche der Außenwelt im Frieden einer innern Welt durch Religion zu versöhnen. In Deutschland mag solche geistige Wiedergeburt, aus bekannten Gründen, sich ruhig entwickeln; in Frankreich aber, wo das Missionskreuz des ultramontanischen Glaubens auf dem Fußgestelle der Göttin der Vernunft steht, wo neben dem durch den Bliz der Revokation des Edikts von Nantes zerschlagenen Baume des Protestantismus eine neue abentheuerliche Lehre ihre Bühne aufgeschlagen hat, in Frankreich kann sie nur unter convulsivischen Bewegungen erfolgen. Abgesehen von den katholischen Controversen, greift die religiöse Gährung in diesem Lande tiefer in die politischen Fragen ein, als die Franzosen wohl selbst ahnen, und diese Erscheinungen sind daher der größten Beachtung werth. Während sich die Philosophie der direkten Angriffe auf das Christenthum größtentheils begeben hat, ja häufig sogar in die religiöse Bahn einlenkt, während das Pabstthum zu seiner Selbsterhaltung, freilich oft in seltsamem Dialekte, die Sprache des Jahrhunderts spricht, während der St. Simonist im Namen der ewigen Liebe keck an den Grundpfeilern der gesellschaftlichen Ordnung rüttelt, erhebt auch der Protestantismus seine Stirne und sieht seinen Triumph in naher oder fernerer Zukunft. Seit dem Monat August gibt zu Paris eine Gesellschaft von reformirten Geistlichen wöchentlich dreimal eine Zeitschrift heraus, unter dem Titel: **le Protestant.** In der der ersten Nummer vorangeschickten Einleitung erklären die Herausgeber, alle Fragen in Politik, Philosophie und Literatur aus dem Gesichtspunkte des Protestantismus besprechen zu wollen: die Politik mit „der Mäßigung, welche die Religion als einen Schleier um die Freiheit wirft;“ die Philosophie, ohne den einen Gotteslängner zu schelten, der nicht denke, wie sie, ohne den einen Christen zu nennen, der vor Bibel und Christenthum so die gewöhnliche Achtung habe; die Philosophie, wie Baco sie aufgefaßt, als einen Pfad, der zum Glauben führt. Sie fordern besonders die protestantischen Geistlichen in Frankreich und dem Ausland und die Kolonien von Refugiés zur Unterstüzung auf. — Hält die Zeitschrift, was sie verspricht, und hält sie sich überhaupt, so könnte sie immer von einiger Bedeutung werden. Wir heben aus der genannten Einleitung einige Hauptstellen aus, die an sich nicht uninteressant sind, und zugleich dazu dienen mögen, die deutschen Geistlichen auf eine Zeitschrift aufmerksam zu machen, die, wenn sie sich auch in Deutschland nicht verbreiten sollte, doch vom deutschen literarischen Fleiße beachtet werden wird.

„Es mag Freunde der Religion geben, welche meinen, die periodische Presse sey keine christliche Waffe; sie fragen, ob das ewige Evangelium Tag für Tag verkündigt, vertheidigt zu werden brauche? ob Christenthum und Zeitungswesen zusammenpassen? Allerdings, antworten wir; denn Frankreich liest nichts als Zeitungen. Von den Schlachtfeldern des Kaiserreichs hat sich Frankreich in die Lesekabinette geflüchtet, und hier wird es lange verweilen. Das Zeitalter der repräsentativen Verfassungen beginnt erst in Europa, und wenn in dieser Regierungsform die Nationen sich selbst regieren, so ist die periodische Presse die Haupttriebfeder der Regierung. Ein konstitutioneller König kann nur über ein Volk von Lesern herrschen. — Liest nun die unendliche Mehrzahl der Bürger so gut wie nichts als Zeitungen, so muß nothwendig auch das Christenthum, will es sich anders im laufenden Jahrhundert Gehör verschaffen, sich in die einzige Form fügen, welche beachtet wird.

„Wenn wir versuchen, den Lehren des Christenthums in dieser Form, der einzigen, welche dem jezigen Geschlechte behagt, Eingang zu verschaffen, so thun wir nur, was seit Anbeginn der Christuslehre alle ihre Vertheidiger thaten. Die ganze Kirchengeschichte spricht hierin für uns. Die ersten Schüler der Apostel, Clemens, Ignatius, Polycarpus haben nach dem Beispiel ihrer Lehrer Briefe an verschiedene Kirchen geschrieben, in welchen die großen christlichen Wahrheiten neben Gegenständen von weniger mächtigem und allgemeinem Interesse verhandelt werden. Als der Gottesdienst immer mehr Abschriften des Evangeliums heischte und der Text in seiner Reinheit gefährdet werden konnte, als zu derselben Zeit der Kampf zwischen Heidenthum und Christenthum heftig entbrannte, erschienen merkwürdigerweise aller Orten fast zumal Uebersezungen, Polyglotten, Kommentare, Apologien, zum Beweise, wie allgemein das Bedürfniß solcher Werke gefühlt wurde. Nun konstituirte sich das Christenthum als Wissenschaft mit Pomp in den ökumenischen Koncilien. Später, im allgemeinen hizigen Controversstreite, erschien jene Unzahl von einzelnen Traktaten und besondern Homilien; es sind dies eigentlich die Zeitungen der damaligen Welt, und sie sind erst in neuerer Zeit in dickleibigen Bänden gesammelt worden. Noch später, als der Polytheismus endlich völlig gestürzt war, erscheint das Christenthum als förmliche Dogmatik, wie im großen Werke des Johannes Damascenus.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 12. Oktober 1831.

— Großes Herz, leb wohl! —
Leb wohl und nimm den Lohn mit dir zum Himmel,
Es schlaf' im Grabe deine Schmach mit dir,
Und sey in deiner Grabschrift nicht erwähnt.

Shakespeare.

Napoleon,
oder
dreißig Jahre Frankreichs.

(Beschluß.)

Napoleon (zum Spion). Treue Seele! (Ihm seine Tabatiere reichend.) Nimm dieß zum Andenken.

Spion. Ihr Namenszug, Sire? Sie belohnen mich wahrhaft kaiserlich!

Napoleon. Fort nun nach deinem Boote; geh'!

Spion. Ohne Sie?

Napolon. Ohne mich.

Spion. Nicht ohne Sie; Sie muß ich Frankreich —, der Welt muß ich Sie zurückgeben. — Ich faßte diesen großen Gedanken, ich muß ihn ausführen: Napoleon befreien oder enden! — In beiden Fällen lebt mein Name ewig!

Napoleon. Ehrgeiz also! Ich glaubte dich nur unbedingt mir ergeben? Ich irrte.

Spion. Vor Toulon begann meine Hingebung; zu Saint-Cloud fand sie ihr Ziel. Sie schenkten mir das Leben; ich rettete das Ihre; wir waren quitt. Seit jenem Tage war ich Ihnen nicht mehr verpflichtet, ward aber Ihr leidenschaftlichster Bewunderer. — Gedenken Sie an Elba, Sire; dort empfingen Sie mich besser, und kehrten nach Frankreich zurück ....

Napoleon. Eben deßhalb; ich würde nur Geschehenes wiederholen, und wozu?

Spion. Sie setzen Ihre Geschichte fort.

Napoleon. Und was für ein Kapitel ist ihr noch hinzuzufügen? — Meine Laufbahn ist schon allzureich. Verlasse ich diese Insel, kann ich stürzen; bleibe ich hier, noch höher steigen.

Spion. Ich errathe dich, lausche knieend deinen Worten; o sprich!

Napoleon. Was nur gemeine Bewunderung war, wird dann zur Verehrung. Ohne seine Passion hätte Christus seinen Glauben nie begründet; meine Passion, mein Kreuz sey Sankt-Helena, ich will, ich muß es tragen!

Spion. Kleber hatte Recht: Du bist groß, wie die Welt!

Napoleon. Entrinnen, fliehen? um einige Lebenstage mir zu fristen? Denn, Freund, ich fühle ihn, den Todesengel, ich fühle ihn in meiner Brust. Wo ein imposanteres Grabmahl finden? Ist nicht diese steile Felsenmasse das herrlichste Piedestal zum kolossalen Standbilde, das die Völker mir einst errichten werden?

Spion. Ihr Sohn aber, Sire, Ihr Sohn?

Napoleon. Ist mein Name nicht das glänzendste, reichste Erbe für ihn?

Spion. Alles aus! Das große Spiel geht zu Ende!

Napoleon. Wohin?

Spion. Ich komme wieder. (ab.)

Napoleon. Treue, treue Seele! (Nach einer Pause.) Was bedeutet das? Feuer!

Spion (wieder eintretend). Mein Signal.

Napoleon. Das Schiff lichtet die Anker?

Spion. Ja.

Napoleon. Und du?

Spion. Ich bleibe.

Napoleon. Unglücklicher, was thatest du? Der Gouverneur — wehe dir!

Lowe (in der Thüre). Was soll jenes Feuer? Ein Signal?

Spion. Ja.

Lowe. Wozu?

Spion. Für das in der Ferne vor Anker liegende Schiff.

Lowe. Welchen Zweck hatte jenes Schiff?

Spion. Es erwartete den Kaiser, wenn er zur Flucht sich entschließen sollte.

Lowe. Und . . .?

Spion. Er wollte nicht.

Lowe (überrascht). Er wollte nicht?

Spion. Nein; das freilich vermögen Sie nicht zu begreifen!

Lowe. Und von wem rührt dieß Komplot?

Spion. Von mir!

Lowe. Sie? — Ein Engländer . . .?

Spion. Kein Engländer, Franzose!

Lowe (nach einer Pause). Sie kennen die Bill?

Spion. Ja.

Lowe. Die Strafe?

Spion. Ja.

Lowe. Sind Sie bereit?

Spion. Ja.

Lowe. Ihr Prozeß ist kurz.

Spion. Weiß es. — Adieu, Sire; der Galgen wartet meiner; es ist dieß einigermaßen Ihre Schuld: Sie konnten vor Toulon mich erschießen lassen. Adieu! (Mit dem Gouverneur ab.)

Napoleon. Auf Wiedersehen! Bald, bald, ich fühle es. Ha! — Mein Gott! (Er sinkt bewußtlos auf sein Sopha).

Marchand (in der Thüre). Ist's erlaubt, Sire? Großer Gott! Bleich, ohne Sprache! Geschwind, Doktor, schnell!

Antomarchi. Eine Ohnmacht! — Zu Bette! — Die Abendluft wird ihm wohlthun.

(Man bringt den Kaiser weg. — Verwandlung.)

Zweite Scene.

(Napoleons Schlafgemach.)

Napoleon, Marchand, Las Cases, Bertrand, Antomarchi, Lowe.

Las Cases (eintretend). Wie befindet sich der Kaiser?

Marchand. Er wird jeden Augenblick schwächer.

Las Cases. Heute wird der Unglückliche gerichtet; sein Urtheil hat sich um acht Tage verzögert, weil er im Besitze eines englischen Offiziers patentes war.

Marchand. Der Vorfall hat dem Kaiser mehr geschadet als ein ganzes Leidensjahr.

Napoleon (von Innen). Laßt mich, laßt mich!

Antomarchi. Sire . . . .

Napoleon. Zurück!

Las Cases. Wie todtenbleich!

Napoleon. Hört, hört Alle meinen lezten Willen! Möchte die ganze Welt ihn vernehmen! Ew'ge Schande über Englands regierendes Haus! Mit der Welt bin ich im Reinen; herbei nun, Freunde, Kinder! ich bin nicht mehr Kaiser, bin nur ein Sterbender. Welche Qualen! Tausend Messer wühlen in meinen Eingeweiden! Gräßlich! Schließt dieß Fenster! — So, guter Marchand; dank! Laßt mich diesen glühenden Himmel nicht mehr sehen; dieser Himmel tödtet mich! — O, Freunde! wo sind Charlerois Wolken! O! mein Kind!

Antomarchi. Tragen wir den Kaiser zu Bette.

Napoleon. Nein, nein; ich leide zu furchtbar. — Diesen Mantel, bedeckt mich mit diesem Mantel. Ich trug ihn bei Marengo; er sey mein Leichentuch!

Antomarchi. Wie fühlen Sie sich, Sire?

Napoleon. Ich bete! — Es ist nicht Jedermanns Sache, Atheist oder Arzt zu seyn, Doktor! — Meinen Sohn, meinen Sohn möchte ich jezt bei mir sehen! Mein Kind, wüßtest du, daß dein Vater, von Unmenschen eingekerkert, hier stirbt! — Er weiß nichts, spielt, ist glücklich, der arme Kleine! — Einst aber wird er durch Euch, Freunde, erfahren, was ich gelitten, durch den guten Las Cases, durch meine Memoiren, wenn England sie nicht vernichtet. — Ha! wenn jene Oesterreicher ihm Haß gegen mich einflößten! Mein Sohn mich hassen! Großer Gott! Nicht wahr, Freunde, er wird — wird mich nicht hassen? (Der Gouverneur tritt ein.) Was will dieser Mensch noch?

Las Cases (zum Gouverneur). Hinaus, Herr, hinaus!

Lowe. Ich habe von meiner Regierung Befehl, von dem Augenblicke an, wo für General Bonapartes Leben Besorgnisse eintreten möchten, ihn nicht mehr zu verlassen.

Las Cases (eine Reitpeitsche schwingend). Mensch!

Napoleon. Laß ihn, Las Cases, laß diesen Menschen! Ich sehe ihn nicht; mein Sohn allein fesselt meinen Blick. Oeffnet das Fenster; vielleicht erquickt mich die Abendluft. — Die Sonne geht unter, erlischt — auch ich! Eine Wolke, eine Wolke! Sie kömmt aus Frankreich, meinem Frankreich! — Mein Kind! Gebt mir seine Büste; ich kann sie nicht mehr sehen, berühre sie mit meinen Händen. — Dank! — Ach! wäre er hier! fühlte ich seine kleinen Hände, sähe sein blondes Haar! Ganz, ganz verlassen! Zweitausend Stunden entfernt! Ha! meine Brust! Gleich glühenden Zangen wühlt's in ihr . . . Diese Könige! sähen sie ihr Opfer! — Dieser rothe Rock! Weg! Weg! Meinen Degen! — Marengo, Austerlitz, Jena! . . . . Waterloo! Ha! Waterloo! (Er sinkt bewußtlos auf sein Bette.)

Bertrand. Hülfe, Doktor, Hülfe! Er stirbt!

Napoleon. Meinem Sohne meinen Namen . . . meinen Namen nur . . .! (Pause.) Tête armée! — Mein Gott, mein Gott! Frankreich! (Er stirbt.)

Antomarchi (die Hand auf des Kaisers Herz legend). Der Kaiser ist verschieden! (Alles läßt sich auf die Knie nieder.)

Lowe (auf seine Uhr blickend). Zehn Minuten vor sechs.

(Kanonenschuß.)

Antomarchi (sich umkehrend). Was gibt's?

Lowe (kalt). Nichts; eben ward ein Spion gehenkt.

(Tableau.)

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Am Tage vor dem Zweikampf trat Krohnsteins Sekundant, der einer seiner nächsten Bekannten im Regiment war, zu ihm ein. Auch dieser spottete anfänglich über Göderns muthmaßliche Furcht, wovon doch Manches bekannt geworden, sezte aber hinzu: „In seiner Lage ist freilich wohl einiges Bangen vor einer solchen Entscheidung in etwas zu entschuldigen; denn wie mir gestern sein Busenfreund und Sekundant, Hauptmann M... vertraute, ist Gödern so gut als versprochen mit Luise Düpetit, und ohne diesen Vorfall würde wahrscheinlich die Verbindung schon publizirt worden seyn. Man hat auch das Fräulein in den lezten Tagen nicht an der Mittagstafel gesehen, und auch der General sieht verstimmt und nachdenkend aus.“ Aber der Freund hätte noch viel hinzusetzen können, Krohnstein blickte in Gedanken verloren vor sich hin. Endlich sich besinnend, rief er: „Gödern hat nichts zu fürchten, und auch das Fräulein nicht! Nicht eine unruhige Minute darf sie sich machen, auch nicht Eine! Eilen Sie, lieber Freund, sagen Sie das dem Hauptmann M..., damit das Fräulein es so bald als möglich erfahre.“ — „Wie?“ entgegnete der Freund erstaunt, „Sie wollten —“ — „Gödern hat den ersten Schuß!“ rief Krohnstein, ohne ihn ausreden zu lassen. „Nicht möglich,“ fiel jener ein; „Sie sind ja auf's Aeußerste von ihm beleidigt!“ — „Lassen Sie das,“ war Krohnsteins Antwort; „ich bin zu sehr im Vortheil gegen ihn als ein weit besserer Schütze. Es wäre unedel, wollte ich von meiner großen Ueberlegenheit in diesem Stücke Gebrauch machen. Es bleibt dabei, Gödern hat den ersten Schuß und wird mich hoffentlich nicht fehlen, denn die Kugeln dieser Ungeübten liegen bekanntlich in des Fatums Hand. Ich sage **hoffentlich**, denn Sie begreifen, so wie Sie mich kennen, wie wenig Werth jezt für mich das Leben hat. Sie aber bitt' ich dringend, machen Sie, daß Gödern — das Fräulein wollt ich sagen, dieß erfahre und sich keine Sorge mache!“ — „Ich begreife Sie nicht!“ erwiederte der Freund und wollte noch allerlei einwenden, doch Krohnstein trieb ihn fort und rief, sobald er sich allein befand, aus voller Brust: „O wie wünschenswerth erscheint mir jezt der Tod — wenn schon ich mir sonst einen schönern träumte, als von der Hand dieses Thoren!“ — „Und war sie,“ fuhr er nach einigem Nachdenken in diesem Selbstgespräch fort, „denn nicht ohnehin für dich verloren?“ — „Nur zu gewiß!“ mußte er sich darauf antworten. „Doch nun,“ rief es in ihm, „nun ist sie es zwiefach! Ich konnte den Gedanken ertragen, sie als das Weib eines Edeln, Würdigen zu sehen, und dennoch still und schweigend fortzulieben; aber — an **diesen** gekettet, der selbst für meine Verachtung fast zu erbärmlich ist — wie vermöchte ich es, sie zu solchem Loos entwürdigt zu sehen, und zu leben! Elendes Schicksal!“ rief er im tiefsten Unmuth, „das die Güter des Lebens Unwürdigen zuwirft und den Bessern nur Dornen finden läßt! Doch wie?“ so kämpfte er die bittere Regung nieder, „ist nicht die Kraft, sich über die Zufälligkeiten des Lebens zu erheben, auch ein Gut? Ist es nicht auch **die** Liebe, die, nur dem Trefflichsten und Schönsten zugewendet, nichts will, als es lieben? Und ward nicht **mir** der Gewinn, für Ihr Glück — ach wäre es nur ein würdiges! — mein Leben opfern zu können?“

Doch wie erhebend auch Gedanken solcher Art seyn mochten, so hatte doch sein besseres Selbst noch manchen schweren Kampf mit den Regungen des Herzens zu bestehen, und manche Stunde herben Mißmuths schlich an dem Einsamen vorüber, bevor es ihm gelang, seinen Gleichmuth wieder zu gewinnen. Die Nacht war hereingebrochen; er hatte seine Angelegenheiten geordnet und einen Brief an seine Mutter beendet, den ein Freund nach Ausgang der Sache bestellen sollte. Es war das schwerste Geschäft für ihn gewesen, denn alle Weichheit seines Herzens war in der Liebe für die treffliche Mutter zusammengedrängt, und tief bewegt drückte er eben das Siegel auf den Brief, als die hölzerne Wanduhr Mitternacht schlug. Das Schwirren der langsamen Töne drang ihm bedeutungsvoller als sonst ins Ohr; denn wiewohl öfter schon Stunden wichtiger Entscheidung an ihm vorübergegangen waren, so war dies doch in Stimmungen und Umgebungen gewesen, sehr verschieden von denen, worin er sich jezt befand. Unter tiefem Sinnen blieb sein Blick auf die Bewegung der Uhr gerichtet, und die Gedanken, die aus dem bewegten Innern sich losrangen, wurden, ihm selber unbewußt, zu Worten. „Armes Loos des Menschen,“ rief es in ihm, „dem dies zerbrechliche Werkzeug so viel von der unendlichen Zeit, in die kleinsten Bröckchen zertheilt, zuzählt, als er sein Leben nennt!“

Er versank in Nachdenken, das ihn den Flug der Stunden vergessen ließ; aber je länger er sann, um so leuchtender verklärte sich in seiner Seele ein tröstlicher Gedanke, der ernste Stunden braucht, den Menschen recht zu erwärmen: der **einer bessern Bestimmung**; und als der Morgen tagte, nahm Krohnstein so gleichmüthig und ruhig als gewöhnlich, nur etwas freundli-

cher, seine Kleider und Waffen, sich an den Ort des Zweikampfs zu begeben.

Ein dicht umbüschter Waldplatz, vom heitersten Morgenblau beschienen, nahe an der sächsischen Grenze, war zur Zusammenkunft erkohren. Krohnstein sammt seinem Sekundanten langte zuerst an, und wiewohl ihre Miethgäule die Beiden nicht allzurasch dahin getragen, so mußten sie doch ein gutes Weilchen auf die Ankunft der Gegner warten. Endlich erschien ein Wagen, und Gödern, von zwei Freunden begleitet, stieg heraus. Er schritt mit Zuversicht dem Platze zu, aber der weite Schritt und das helle Roth der etwas eingesunkenen Wangen schienen auf eine andere Quelle seiner Fassung, als die einer gleichmüthigen Stimmung zu deuten.

Die Sekundanten besprachen sich, die Waffen wurden geprüft, die Entfernungen gemessen, und bald war Alles bereit, den Akt zu beginnen, durch den auf dem Altar der Göttin Ehre ein Blutopfer dargebracht werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der Protestantismus in Frankreich.

„Im Mittelalter, als die ganze Christenheit ein Blutgefilde war, als jeder Morgen Ackerlandes jeden Tag zum Schlachtfelde werden konnte, als die Behausungen der Menschen entweder Hütten waren, die in der Fehde im Rauche aufgingen, oder bethürmte Schlösser, welche nach Gefallen Tod und Verheerung in die Ferne trugen, oder Städte, wo der Handwerker mit der einen Hand arbeitete, mit der andern das Schwerdt faßte, jeden Augenblick bereit, es für die Freiheiten der Gemeine zu ziehen — in dieser langen Zeit, die wie ein stinkender, blutiger Nebel über Europa brütete, hatte auch die Religion ihre Burgen, und in Abteien und Klöstern fertigte frommer Sinn neue und immer wieder neue Abschriften der alten Werke. In der Periode der Wiederherstellung der Wissenschaften kam die christliche Gelehrsamkeit, die bis jezt kaum die Schwellen der Klöster überschritten hatte, eine Zeitlang von ihrem Wege ab; die Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur rissen die Völker zur Bewunderung hin, und auch christliche Männer unterlagen dem Zauber. Es wäre vom höchsten Interesse, wenn man einmal genau ausmittelte, in wie weit von den Griechen und Römern hergenommene Begriffe sich mit der christlichen Literatur jener Zeit vermischt haben. Das auffallendste Beispiel dieses Gemisches, das wir jezt kaum begreifen können, ist, daß sich Dante, in seinem Gedicht, von Virgil durch die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies geleiten läßt; und sicher that der Florentiner dabei nichts Auffallendes, denn noch im fünfzehnten Jahrhundert wurde in Mantua am St. Paulstage beim Hochamt eine Hymne zu Ehren Virgils abgesungen. Aber nicht lange, so brach, vorausverkündet durch einzelne helle Strahlen heiligen Lichtes, das Morgenroth der Reformation an, und das reformirte Christenthum wurde, wie das Christenthum an seiner Wiege, gegründet, vertheidigt und laut verkündet. Durch den unermeßlichen Umfang ihrer Leistungen, die Unzahl ihrer Predigten und Briefe erinnerten die Reformatoren an die Kirchenväter. Calvin legte die Schrift mit dem edlen Freimuthe des Origines aus, und Luther übersezte sie wie der h. Hieronymus. Die katholischen und protestantischen Controversen, später die Polemik gegen die Philosophie förderten in der Kirche, ganz wie in den ersten Jahrhunderten, Apologien des Christenthums in Menge zu Tage. Endlich that man, womit man vielleicht hätte anfangen sollen: scheinbar gegründete, heftige Angriffe auf die eigentliche Grundlage der christlichen Wahrheiten machten das Bedürfniß fühlbar, ein für allemal die Reinheit der Quelle, aus der sie fließen, darzuthun: es bildete sich die wahre Kritik der heiligen Schrift. Die englische und noch weit mehr die deutsche Schule haben endlich den Urtext gegen jeden Angriff, der ein frommes Gemüth beunruhigen könnte, sichergestellt und dargethan, daß von 130,000 Varianten, die in den Handschriften vorkommen, es sich nur bei sechs oder sieben um Hauptlehren handelt; ein Resultat, das den Ungläubigen wundervoll erscheinen muß, das aber uns, die wir überzeugt sind, daß Gott über das Wort wacht und daß sein Wort die Wahrheit ist, ganz natürlich dünkt. So weit sind wir also jezt. — Schon diese flüchtige Uebersicht beweist, daß das Christenthum sich nie etwas zu vergeben glaubte, wenn es die Sprache des Jahrhunderts redete. Je nach dem Bedürfniß ließ es Handschriften abschreiben, vergleichen, Traktate fertigen, Kommentarien, Homilien, Katechismen, Gedichte; jezt muß es Zeitungen haben. . .

Wie hochwichtig ist es gerade in einem Zeitpunkte, wo eine ungeheure Bewegung in der politischen, sittlichen und religiösen Welt die ganze Gesellschaft in ihren Strudel und, Gott allein weiß wohin, reißt, die Religion den Völkern in ihrer Kraft und Reinheit vor Augen zu stellen! Wer anders soll diese ungeheure Gährung stillen, als die Religion? Welche andere Stimme, als Gottes Stimme, soll diesem Ungewitter zurufen: bis hieher und nicht weiter? Blickt um euch: zu Paris wird viermal in der Woche vor Hunderten von Zuhörern, die den sinnreichen Sophismen lauschen, das Eigenthum systematisch angegriffen, die väterlichen Rechte werden mit blühender Beredtsamkeit in Zweifel gestellt. Zu Paris verwirft die Philosophie alle Offenbarung, und zwar nicht im Munde von ein Paar Ungläubigen, den lezten Repräsentanten des achtzehnten Jahrhunderts, die sterben, wie sie gelebt haben; nein, im Munde unserer Altersgenossen, im Munde von Männern voll Talent, voll Gewissenhaftigkeit, voll Eifer für das Gute und Schöne. Neben uns beginnt die römische Kirche französisch zu sprechen, und wir thun den Mund nicht auf, oder sprechen nur unter uns und so, daß Niemand anders uns zuhört. Und doch ist kein Mensch in Frankreich, wenn er anders lesen kann, der nicht den Glauben suchte; man ist es müde, nichts zu glauben; längst ist man vom Atheismus zurückgekommen — er gilt für eine lächerliche Abgeschmacktheit — vom Unglauben — er bietet keinen Trost mehr — von der Gleichgültigkeit — man kann bei ihr nicht mehr schlummern. Was nur von weitem aussieht, wie eine Religion, zieht an; was nur lautet, wie Ueberzeugung, findet offene Ohren, und wir schweigen! —

„Es ist Zeit, daß der Protestantismus in Frankreich aus seinen Tempeln tritt, daß er sich Frankreich offenbart und die großen Fragen des Jahrhunderts bespricht. Es ist Zeit, daß er Hand anlegt, die Bewegung zu leiten, statt den müßigen Zuschauer zu machen. Die Zukunft gehört ihm an, Gott legt sie in seine Hand; verschmäht er sie, so wird er gerichtet werden. . . Es ist unsere innige Ueberzeugung, daß nach einer, zwei Generationen Frankreich zum zweitenmal zu einer Göttin der Vernunft beten, oder, der großen Mehrzahl nach, protestantisch seyn wird.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 13. Oktober 1831.

— Versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

Schiller.

Einheit und Vielheit der Welten.

Die Gelehrten erzählen, wie Newton, in Nachdenken über das System der Bewegungen in der Planetenwelt versunken, in seinem Garten sich befand, als von hohem Baum herab, durch die Blätter und Aeste hindurchrauschend — sonst wäre Newton nicht aus seinen Träumen erwacht — ein Apfel hernieder fiel. Dieser Apfel schloß den Kern der unter uns herrschenden und hochverehrten Ansicht von der Bewegung der Weltkörper in sich; oder eigentlich, er war das Modell aller Himmelskörper. Wie! wenn der goldene Apfel, den wir Mond nennen, auch zu uns hernieder fiele, und nur durch die beständige Flucht ins Weite seine Freiheit behaupten könnte? fragte sich der große Mann. Und er sprach endlich — nach unserer Weise zu reden — den Satz aus: die Einheit der Welt ist mechanisch nothwendig; der Mechanismus ist Einerleiheit durchs Ganze; das Planetensystem ist das Miniaturbild der Gesammtheit aller Bildungen in der Natur des ganzen Universums und seiner Maschinerie. Dieser glückliche Gedanke, den Träumen der alten Astronomen zu entsagen und das Leben der Himmelskörper in ihrer Gemeinschaft als ein Rechenexempel zu betrachten, ward mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Der reife Apfel fiel in ein reifes Zeitalter. Die Eifersucht der Nationalität war bald verschwunden, und Theologen, Philosophen und Poeten sahen wenigstens in dem Gedanken einen Befreier von Verwirrung. Das System wurde in alle Gestalten eingekleidet, und selbst die größten Dichter hielten es ihrer nicht unwürdig, diese Lehre dem schönen Geschlecht — unter Rosen, welche die Dornen bedeckten — in ihrer einfachen Größe vorzulegen. Kurz zu sagen, die Lehre von der Einheit der Welt hat alles erobert. Ptolemäus hat auf eherne Tafeln nur seine erdichteten Scheingestalten geschrieben. Jezt aber ist die Lehre dem Menschengeist auf ewig eingeboren, er kommt mit auf die Welt, er kann sich nicht mehr davon losreißen. Die Lehre von der mechanischen Sympathie der Himmelskörper, die durch alle Räume — wiewohl, wie das Licht, mit abnehmender Kraft — dringt, und von dem Schwung, das Unendliche zu suchen, um seine Freiheit gegen jenen Drang der Sympathie — die der Apfel verlor, als er sich fallend mit der Erde vereinigte — zu behaupten, ist keine Erfahrung mehr, sondern die Philosophen haben sie in den königlichen Stand der Ideen erhoben.

Alte Ansichten. Aber zu reich ist der Himmel, die Nacht gießt Gedanken in die Seele, unzählig, wie die Sterne, und so fühlen sich die Verehrer der Sterne glücklich, den Mechanismus zu vergessen und Genuß zu suchen in mancherlei alten Ansichten. Welche Naivität und Einfalt bei den Alten in ihren Ansichten vom gestirnten Himmel und den Sternbildern und der Milchstraße, in welcher die Geister der Seligen wohnten, in reinerem, dem Unkörperlichen näher verwandten Schimmer! Wer möchte hier nach dem Mechanismus fragen,

und dadurch gleichsam die Ruhe der zur Lichtsphäre emporgestiegenen Seelen stören? Ist es erlaubt, an die astrologische Einheit der Welt zu denken, oder daran zu erinnern, welche Keppler sentimental gegen die Mechaniker vertheidigte? War er nicht in seinem symbolischen Glauben, der ihn eine erhabenere Ordnung in unserem Sonnensystem suchen, unermüdet suchen hieß, den egyptischen Hierophanten verwandt, wie ein Nachhall der alten Mysterien? Wenn im Wassertropfen die Willkühr der Organisationen sich noch ergötzen darf, so wird gewiß der Geist des Menschen im Lichttropfen des Alls, wie das Licht selbst, sich ausbreiten und Willkühr und Freiheit mit seinen Gedanken in dasselbe tragen dürfen. — Ptolemäus hielt die Welt der Planeten für eine Anmahnung oder erregende Andeutung zu einem geometrischen Spiel mit Figuren. Doch hatte er einen besonnenen Geist, und war, wenn man seine Kraft und sein Streben bedenkt, kein Kind, war Mathematiker, Beobachter, Zeichner, Musiker. Er war der Abgott der Welt in Ost und West, bis Keppler, ein ganzes Jahrtausend lang. Und doch war all seine bewunderte Weisheit nichts als ein Druidenfuß für die himmlische Bewegung. Er ließ Cirkel auf Cirkel laufen um das Centrum, und wieder nicht um das Centrum, und in den äußersten Cirkel bannte er seine Planeten. Der Anblick solcher Zauberfiguren erschreckt selbst den Menschen, wie der Druidenfuß die bösen Geister; wie sollte es da ein Planet wagen, aus seinem Gleise zu schreiten?

Spitzfindige Fragen. Immer kehren alte Fragen wieder, und neue kommen hinzu und streiten gegen die Einheit des Weltmechanismus. Es giebt viele solcher spitzfindigen Fragen, womit die Menschen Freud und Leid in der Welt ihrer Phantasie suchten. Dem gebildeten Leser sind sie mit einigen Andeutungen leicht zurückgeführt. Die Frage über die beste Welt läßt sich nicht mehr hören; da Zufälliges und Nothwendiges hier ihr Spiel treiben, so ließ sich viel Menschenfreundliches sagen; sie war aber tiefsinnig und zugleich trostlos, denn wenn es auch nicht die beste Welt wäre, so könnten wir uns doch keine andere auswählen. Die Frage: bringen die Kometen Verderben? ist ein Ueberbleibsel aus der alten astrologischen Zeit, wo man an Geister in der Natur glaubte; und in der That sieht ein Komet manchmal aus, wie ein Gespenst der Seherin von Prevorst. Jezt ist die Sache fast abgethan, denn die Natur selbst ist wirklich nur ein maskirter Geist. Troz dem Newtonischen System, das ein so höchst einfaches und klares Weltprinzip aufstellte, blieb doch die Angst vor den Kometen in den Menschen eingewurzelt. Mußten nicht die aufgeklärten Franzosen noch im Jahr 1789 getröstet werden durch ihren La Lande, der ihnen unter Mitwirkung der Polizei die Versicherung gab, daß der Komet sie nicht ersäufen werde. Aber so wie, troz aller künstlichen Einimpfung, die natürlichen Pocken wieder bisweilen zum Vorschein kommen, so stellt sich jene Furcht wieder ein, und was die Gelehrten mit großer Gelehrsamkeit darüber sagen, ist weiter nichts, als was der gemeine Verstand sich sagt: es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich; dieß leztere will so viel sagen: es regiert der Zufall oder die Nothwendigkeit; die Möglichkeit bleibt dieselbe. In dieser Sphäre ist die Einheit der mechanischen Welt ganz ohne Trost und ohne Hülfe für uns. Die Frage über den Stern der Weisen ist ein Erbstück aus den Kirchenvätern. Kepplers Zeit nahm sie wieder auf, als neue Sterne erschienen, erglänzten und wieder verschwanden. Dieß waren kranke Sterne, denn der Streit des Zufälligen und Nothwendigen ist die Krankheit. — Dagegen ist die Frage über die Centralsonne der Welt eine ganz neue, und eigentlich der Triumph der Lehre von der Einerleiheit der Welt. Diesen wunderbaren Körper, der, wenn wir nach der Denkweise der Alten unsere Ansichten richteten, wirklich das Herz der Welt und der Siz Gottes seyn würde, kann man sich leicht vergegenwärtigen. Man schreibt Cirkel und Bilder unseres Planetensystems — denn das ist ja, wie wir oben gesehen haben, das Miniaturbild des ganzen Universums — immer ineinander, und kommt dadurch dem in unendlicher Ferne liegenden Centrum immer und immer näher. Es ist ein Spiel, das weiter geht als des Ptolemäus Cirkel auf Cirkel. Der Leser darf sich nur, um einen kleinen Anfang zu machen, wie man die Centralburg des Weltalls erobern könnte, vorstellen, unsere Sonne sey ein Uranustrabant einer zweiten Sonne, die als Planet mit vielen andern ihres Gleichen um eine dritte weit eminentere oder auch gleiche Sonne, oder irgend einen mechanischen Klumpen läuft, und so weiter. Ich möchte solch ein Unthier wohl sehen, wenn es anders keine dunkle Sonne ist, die solch eine ungeheure Sympathie zu anderer Materie hat, wie diese zu ihr, daß sie ihr eigenes Licht nicht von sich läßt, wie die Erde die Aepfel, die auf ihren Bäumen wachsen, behält. Einige Astronomen waren allerdings der Meinung, daß die Erde, als derjenige Planet, welcher das wahre System der Welt entdeckt, der Ursonne im Centrum sehr nahe seyn müsse, und glaubten, der herrliche Orionsnebel oder ein anderer der Art sey dieses räthselhafte Wesen.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Fuchsberg.

(Fortsezung.)

„Sie haben," nahm Krohnstein, zu Gödern gewendet, das Wort, „den ersten Schuß. Ich begebe mich, aus Gründen, die nur mir angehören, und wie ich schon

gestern gegen Lieutenant von A., meinen Sekundanten, erklärt, des Rechts, welches, nach den Gesetzen des Herkommens, denselben mir zuerkennt. – So lassen Sie uns denn beginnen!" Gödern schwieg und sah verlegen zu Boden. Die Sekundanten wollten noch einiges einwenden, was aber Krohnsteins feste Erklärung: so sey es sein unwiderruflicher Wille, entkräftete. So standen denn nach einigen Augenblicken beide einander gegenüber, und Göderns Beistand reichte ihm die Waffe. Er suchte fest auszusehen und den unstäten Blick zu fixiren. Immer aber prallte dieser von Krohnsteins ruhigen Augensternen, die fest auf ihn gerichtet waren, wieder ab, und das Beben des faltigen Jabots auf seiner Brust glich der Bewegung des Espenlaubs. Zweimal sezte er ab; doch endlich schien ihm die rechte Fassung zu kommen, er zielte, drückte los — und die Kugel sauste ins Weite, den Gegner gänzlich fehlend. — Ein leichtes, fast bitteres Lächeln spielte um Krohnsteins Lippen, während Göderns Züge, wie nach ungeheurer Anstrengung, erschlafften. — Aber er blieb, obschon erbleichend, mit starr zu Boden geheftetem Blick auf seiner Stelle, indem sein Gegner die Waffe ergriff. Eine Unmuthswolke verdüsterte Krohnsteins Blick, er zielte kurz, schoß, indem er sagte: „Empfangen Sie denn wenigstens eine kleine Lehre!" und Gödern stürzte mit einem Schrei zu Boden. Die Beistände sprangen herzu, man hob ihn auf und rieb die Stirn des Ohnmächtigen mit kräftigen Essenzen, verwundert, keine schwerere Verletzung zu entdecken, als eine leichte Streifwunde am linken Arm, dessen Außenseite die Kugel im Vorüberfliegen berührt hatte. Er selbst schaute furchtsam umher, und schien kaum für möglich zu halten, daß er lebe.

„Ich bin bereit, dem zweiten Schuß zu stehen!" rief Krohnstein, der dem Allem mit untergeschlagenen Armen und lächelnder Miene zugesehen. „Gott bewahre," rief Gödern, „um des Himmelswillen nicht! Wer wird den Groll so weit treiben! — Der Ehre ist genug geschehen, und ich biete von Herzen die Hand zur Versöhnung." — „Gut denn," erwiederte Krohnstein, „so sind wir fertig," und wandte sich, nach seinem Pferd zu gehen. Aber Gödern lief ihm mit offenen Armen nach und rief: „Seyd mein Freund, trefflicher Krohnstein, und Vergessenheit alles Vergangenen!" Er aber zog sich kalt aus der Umarmung und sagte: „Lassen wir das! Ich hege keinen Groll, und bleibe mit Ihnen auf dem alten Fuße." Er ging, und kein Bitten Göderns, noch seiner Sekundanten, vermochten ihn zurückzuhalten. Diese aber griffen zu dem Rest der mitgenommenen Flaschen, und als Krohnstein mit seinem Freunde um die ferne Waldecke bog, glaubte er im lauten Jubel den Namen Luise ertönen zu hören.

Vier Wochen waren verstrichen. Krohnstein hatte sie in tiefer Einsamkeit verlebt, denn er hatte sich krank melden lassen und war um den Abschied eingekommen, ein Vorhaben, von welchem nichts ihn abzubringen vermochte, obschon von Seiten des Regimentschefs Manches geschah, seinen Entschluß zu ändern, was freilich keinen andern Erfolg hatte, als ihn noch mehr darin zu bestärken, indem er es aufnahm, als habe er sich als einen blos Geduldeten zu betrachten, den man wegen sonstiger Brauchbarkeit nicht gern missen wolle. Der verlangte Abschied wurde bewilligt, seine Angelegenheiten waren bald geordnet und der Tag bestimmt, wo er nach der Provinz, in welcher er künftig seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte, abreisen wollte. Da ließ der General Dupetit ihn ersuchen, bevor er reise, ihm das längst gegebene Versprechen zu erfüllen, seine Büchersammlung von militärischen Werken zu ordnen und in ein Verzeichniß zu bringen. Krohnstein entzog sich der Aufforderung nicht, denn ihm ging die Hoffnung auf, hiedurch einem Verlangen Genüge leisten zu können, das er im tiefsten Herzen hegte, und das er mit aller Kraft der Selbstbeherrschung nicht ganz niederzukämpfen vermocht hatte. Er wünschte die Stillgeliebte nur noch einmal, jedoch ihr unbewußt, zu sehen, und hatte sich überredet, er werde eher seine Ruhe wiederfinden, wenn er sie mit der Gewißheit gesehen, sie sey die Verlobte eines Andern. Nur Göderns prahlerische Nähe, seine Anwesenheit neben der glücklichen Braut dünkte ihm fürchterlich, und er hatte es sich daher erbeten, sein Geschäft ganz ungestört verrichten und von der Mittagstafel ausgeschlossen bleiben zu dürfen, indem sein Gesundheitszustand ihm jede lebhafte Unterhaltung zu melden vorschreibe. Aber er wußte, daß die Fenster des Bibliothekzimmers in den Garten sahen und daß Louise denselben gewöhnlich Vormittags oder nach dem Essen zu besuchen pflegte, und hoffte so, unbemerkt und von ihr selbst nicht gesehen, noch einmal ihres Anblicks theilhaftig werden zu können, bevor er sie meide auf immer.

Der General empfing ihn sehr herzlich. Er fragte theilnehmend nach seinem Befinden und nach seinen Planen für die Zukunft. „Ich billige," sprach er am Schlusse des Gesprächs, indem er vertraulich die Hand auf Krohnsteins Achsel legte, „im Ganzen Ihre Handlungsweise. Und wäre das auch nicht, ein Mann muß jedenfalls am besten wissen, was ihm frommt, und die Kraft haben, es zu thun. Vielleicht kommt einst eine Zeit, wo der König wackere Männer braucht, dann sind Sie hoffentlich gesund; und nun Gott befohlen." Er ging bei diesen Worten; doch in der Thüre noch einmal sich umwendend, sagte er: „Noch Eins. Sie gehen nach der Gegend von Cüstrin? Ich muß, wenn ich nach meinen Gütern reise, diese passiren, und eine Veränderung, welche meiner Tochter in Kurzem bevorsteht, wird mich vielleicht bestimmen, künftig mehr auf dem Lande zu le-

ben.; da rechne ich denn auf Ihre Gesellschaft.“ Krohnstein hatte nur eine stumme Verbeugung auf diese Worte. „So ist es nun gewiß!“ sprach er bei sich. Er ging an sein Geschäft, doch nicht ohne von den saubern Franzbänden hinüber nach den Laubengängen des Gartens zu schielen, ob eine theure Gestalt sich dort zeige. Aber sie erschien nicht. Die Stunde der Mittagstafel kam; er hörte die Gäste des Hausherrn, die Diener mit den Geräthschaften des Mahles über die Treppe und in den Speisesaal gehen, und vernahm, so oft die Thüre des leztern sich öffnete, das Geräusch der Speisenden. Er glaubte, deutlich Göderns schnarrende Stimme, sein fades Lachen zu vernehmen. Er sah ihn im Geist an der Seite der Braut, und wie sie mit freundlicher Miene auf ihn höre und seine Süßigkeiten belächle, und ihr heiteres Auge, strahlend vom schönsten Glücke, im Kreise umherschaue.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Juni.

(S. Nr. 222.)

Reise nach Chanke. Die Beduinen.

In meinem vorigen Briefe habe ich Ihnen das Mittagsmahl bei einem naturalisirten Europäer beschrieben. Ich fahre fort, die Schilderung des hiesigen Landes und seiner Bewohner an die Erzählung der kleinen Vorfälle meines Lebens zu knüpfen.

Nachdem die Mittagstafel bei Herrn Linan aufgehoben, der Kaffee getrunken und die obligate Pfeife geraucht war, legten wir uns nach unserer Bequemlichkeit auf den das ganze Zimmer umgebenden Divan; denn, Gott sey Dank, hier ist man nicht genöthigt, steif auf einem Stuhle oder auf einem Kanape mit hängenden Füßen zu sitzen. Die Divans sind sehr breit und niedrig; jeder sezt, legt und dehnt sich nach Belieben. Wir schliefen etwa eine Stunde lang, was ich in Europa nie gethan, woran ich mich aber hier, der unausstehlichen Mittagshitze wegen, bald gewöhnte. Gegen Asser*) entschlossen wir uns, nach Chanke und Abusabel zu reiten. Herr Linan bot mir seinen Dromedar an und bat mich, vorauszueilen, um ein Nachtessen zu bestellen, während er und ein englischer Freund zu Esel ritten. Obschon ich nie einen Dromedar geritten, konnte ich ihn doch galoppiren lassen, weil der Sattel so eingerichtet ist, daß man sich leicht daran festhalten kann. Er ist nämlich in der Mitte tief einwärts gebogen, während er vorne und hinten nur faustdick sehr hoch heraufgeht, so daß man einen Fuß darum schlingen kann. Mein Dromedar hatte übrigens einen so leichten Schritt, daß ich auch ohne dies wahrscheinlich nicht gefallen wäre. Von Kahira nach Chanke kann man recht gut 3½ Stunde rechnen, die ich in 48 Minuten zurücklegte. Ich habe seither oft diesen Weg auf einem guten Esel gemacht, und brauchte nie weniger als 3 Stunden. Die Straße ist ziemlich angenehm durch die öftere Abwechselung zwischen Wüste und bebautem Lande; Chanke liegt nämlich nordöstlich von Kahira, mitten in der Wüste, die nördlich nach Palästina und östlich nach Suez führt. Um Gaza zu erreichen, braucht es einen achttägigen Marsch, nach Suez hingegen reist man in drei Tagen. Zwischen Chanke und Kahira sind zwei Kaffeehäuser, wo man gewöhnlich ausruht, um Kaffee ohne Zucker zu nehmen und eine Narguilé (eine persische Pfeife, die den Rauch zuerst durch das Wasser leitet und so dem Tabak einen süßern Geschmack gibt) zu rauchen. Der ganze Weg ist mit Mädchen besäet, die irdene Wasserkrüge tragen und den Vorübergehenden bitten, ein wenig zu trinken, um ein Bakschisch (Geschenk) zu erhalten. Die Wasserkrüge in diesem Lande haben die Eigenschaft, das Wasser zu läutern und sehr frisch zu erhalten; auch findet man in allen Häusern die Fenster mit diesen Gefäßen besezt, und man sieht sich nicht lange nach einem Glas um, wenn man Lust hat, seinen Durst zu löschen. Manche dieser Mädchen sind noch gefälliger und bitten die Reisenden, mit ihnen im Dattelwald auszuruhen. Halbwegs, etwas westlich von der Straße, liegen die Ruinen von Heliopolis, von welchen sich nur noch ein Obelisk erhalten hat. Jezt liegt daselbst ein Dorf, Matarie, wo man den Europäern noch die Wohnung der heiligen Maria zeigt, als sie vor Herodes sich nach Egypten geflüchtet.

Eine halbe Stunde von Matarie sieht man in der Wüste ein Lager der Beduinen. Ihre Hütten sind aus Rohr gebaut und mit einem wollenen Tuche bespannt. Die meisten dieser Hütten sind in drei Abtheilungen getheilt, deren eine für die Männer, die andere für die Weiber und die dritte für das Vieh bestimmt ist. Unlängst besuchte ich einen dieser Beduinen, der einen meiner Freunde nach dem Berge Sinai geführt hatte und der der Vornehmste im Lager nach dem Schech (Oberster) war. Er nahm mich sehr freundlich auf und ließ mir sogleich Kaffee und Pfeife bringen. Er lud mich ein, die Nacht bei ihm zuzubringen; er wolle dann ein Lamm schlachten und einige seiner Freunde mit mir bewirthen. Ich werde wahrscheinlich nächstens einmal wieder in Gesellschaft ihn besuchen und bei ihm übernachten. Obschon ich das leztemal allein war, so hätte ich mich doch gar nicht gefürchtet, bei ihm zu bleiben; denn so roh, so wild, so räuberisch auch diese Leute draußen sind, so höflich und zuvorkommend sind sie in ihrem Hause, und während man auf der Straße sehr leicht von ihnen geplündert wird, kann man, mit Gold beladen, ohne die mindeste Gefahr ihr Haus betreten. Das Gastrecht ist bei ihnen so heilig, daß der ganze Stamm für die Sicherheit des Fremden bürgt. Ich fand in dieser Hütte vier Kameele, drei Ziegen, fünf Lämmer, ein Pferd, einige Hühner, zwei Pistolen, eine Flinte, einen krummen Säbel, eine kleine Mühle, eine eiserne Pfanne, einen ledernen Schlauch und eine Matte, aus Dattelblättern geflochten. Die Frau brachte den Kaffee und schenkte ihn ein, der Mann aber überreichte ihn mir; die Frau war mit einem schwarzen Tuche verschleiert, und sobald der Kaffee getrunken war, zog sie sich wieder in ihr Gemach zurück. Da ich noch sehr Vieles über die Beduinen, die mit den übrigen Arabern oder Ackersleuten gar nichts gemein haben, zu sagen hätte, so will ich, um nicht zu sehr von meiner Reisegesellschaft mich zu entfernen, später wieder darauf zurückkommen.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bekanntlich zählen die Araber ihre Tage von Sonnenuntergang an, wo sie immer 12 Uhr haben; die 24 Stunden werden aber auch in zwei Abschnitte getheilt, so daß Asser (10) etwa 2 Stunden vor Sonnenuntergang ist.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 14. Oktober 1831.

Sie ist's, sie steht vor mir. Welch ein Gefühl! —
— Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann.

Goethe.

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Krohnstein überkam ein bitteres und zugleich wehmüthiges Gefühl, und er glaubte nun erst recht zu fühlen, wie theuer die für ihn Verlorne ihm gewesen. Er schob die Bücher weit von sich zurück und sank, die heiße Stirn in beide Hände bergend, in trübes Nachdenken. Da öffnete sich leise eine Seitenthür und Luise trat herein. Sie nahete schüchtern, und dicht an den Tisch tretend, an dem er saß, sagte sie, um den Eingang verlegen: „Darf ich — Sie stören?“ Er aber verstummte vor ihrem Anblick, und hatten die vorigen Minuten ihn fühlen lassen, wie sehr er sie geliebt, so sollte er, dünkte es ihn, jezt erst erfahren, wie schön und liebenswerth sie sey. Der leichte häusliche Anzug von apfelgrünem Taft, der ohne Reifrock und Wülste die lieblichen Formen umfloß, erhöhte den Glanz der reinen Haut und des lichtbraunen Haars, das heute, noch unentstellt von dem modischen Aufbau, in seiner natürlichen Farbe prangte. Ein weißes Flortuch verhüllte mit zarten Falten Hals und Brust, und nur eine blaßrothe Schleife vollendete den kunstlosen Anzug. „Gnädiges Fräulein,“ hob er endlich, sich aus dem verlegenen Schweigen reißend, an: „was befehlen Sie?“ — „Gar nichts,“ erwiederte sie, einen scherzhaften Ton annehmend, „ich komme blos in einer Angelegenheit, die mich selbst betrifft, nämlich um Ihnen zu danken.“ Es fuhr ihm durchs Herz, denn er dachte an die Schonung, die er Gödern im Duell bewiesen, und ohne sie anzublicken, sprach er mit ungewisser Stimme: „Mein Fräulein — ich wüßte nicht —“ — „Gewiß!“ fiel sie treuherzig ein; „Sie können es nicht wissen, welch großen Dienst Sie mir erzeigt, indem durch Ihr Benehmen in einer gewissen Sache mir erst bekannt geworden, welch elende Prahlerei sich Jemand in Beziehung auf mich eigentlich schon lange erlaubt hat.“

Er blickte sie fragend an, sie aber fuhr fort: „Ihnen ist nun wohl sehr wenig daran gelegen, zu wissen, was an solchem Gerede ist; einem Mädchen ist es aber nicht gleichgültig, wenn man sie im Publikum Braut nennt, und von wem! Und da Sie, wie ich höre, nun fortgehen wollen aus Berlin, so wünschte ich doch, Sie möchten die Meinung nicht mitnehmen, ich sey Göderns Braut; denn ich weiß, er hat es Ihnen und andern einzubilden gesucht, vielleicht um — wie mein Vater meinte, in der Absicht, durch die Allgemeinheit des Gerüchts den Vater und mich seinen Wünschen geneigt zu machen. Da aber wohl Niemand den unbedeutenden Auftrag treu ausgerichtet haben würde, so entschloß ich mich, lieber es Ihnen selbst zu sagen, daß noch nie in meinem ganzen Leben etwas mir so widerwärtig gewesen, als das Gerede, ich sey mit Gödern versprochen.“

Sie schwieg. Auch Krohnstein verstummte, aber mit klopfendem Herzen, und indem er so vor ihr stand, der sonst so Ruhige und Feste, von einem überwältigenden Gefühl verwirrt, und die redlichen Augen so entzückt,

und doch auch schüchtern auf sie heftend, da fühlte sie zum erstenmal die Macht ihres Geschlechts, zugleich aber auch, daß sie selbst ein Herz habe, und plötzlich von der vorigen Unbefangenheit verlassen, sezte sie mit stockender Stimme hinzu: „Ich werde mich aber niemals vermählen, und werde in Kurzem die Hofdamenstelle bei der Königin antreten, welche schon lange für mich bestimmt war."

Er aber schaute sie jezt mit entzückten Blicken an und rief aus voller Brust: „Fräulein Luise, wie danke ich Ihnen für Ihr ehrendes Vertrauen, für diese Stunde, die mich erhebt, und einen trüben Schleier von meinem Daseyn zieht! Wie ergeben will ich nun in meine Einsamkeit ziehen! Ich nehme ja die schönste Erinnerung mit, und den süßesten Trost, wenn Sie meiner zuweilen gedenken wollen!" — „Ach ganz gewiß!" klang es von ihren Lippen, indem sie mit holder Verlegenheit an der Busenschleife spielte. „Ich gehe jezt auch recht gern aus dem Vaterhause, und habe schon seit einiger Zeit von den Mittagszirkeln mich zurückgezogen, da der Vater, wegen Familienrücksichten, Gödern nicht ganz entfernen kann, und überhaupt keinen Eclat von der Sache zu machen wünscht. Es ist überdieß jezt so langweilig für mich dabei geworden! Doch ich störe Sie schon zu lange; leben Sie denn wohl, Herr v. Krohnstein! Leben sie recht glücklich!"

Sie wandte bei diesen Worten ihr holdes Gesicht, um den feuchten Schimmer der Augen zu verbergen, und strebte, ihre Hand, die er gefaßt hatte, der seinigen zu entziehen. Er aber drückte sie, vom Schmerz der Trennung ergriffen und von ihrer Güte ermuthigt, an seine Lippen und seufzte aus tiefster Brust: „Theure, theure Luise, leben Sie wohl!" Und als er empor schaute, sah er die liebliche Gestalt aus der Tapetenthür schlüpfen, die blaßrothe Bandschleife aber, die ihr verlegenes Ziehen gelöst, lag zu seinen Füßen; er barg sie entzückt und betrübt, als ein Pfand seiner seligsten Erinnerung, an der entsagenden Brust, und fand erst nach langer Zeit so viel Ruhe wieder, um sein Geschäft vollenden zu können.

Krohnstein hatte mit aller Baarschaft, die er aufzubringen vermochte, und mit dem Rest seines geringen väterlichen Erbtheils, ein freies Bauerngütchen in der Gegend von Küstrin an sich gekauft, und lebte als Landmann in tiefster Abgeschiedenheit. Seine Mutter stand der Führung des kleinen Hauswesens vor, während er den Beschäftigungen des Landbaues nachging, die ihm freilich wenig Muße übrig ließen, da seine Lage ihm nicht gestattete, sich anderer Hülfe zu bedienen. — Geschichtliche und Sprachstudien waren dann die einzige Erholung des Einsamen, wozu der Geistliche des Orts, dem die Bibliothek der Gutsherrschaft zu Gebote stand, ihm behülflich war. Diese, eine verwittwete Gräfin Dähnau, die früher am Hofe gelebt, bewohnte ein Schloß in Krohnsteins Dorfe, welches den Mittelpunkt ihrer weitläuftigen, bedeutenden Besitzungen ausmachte. Einige Geschäfte, die Krohnstein beim Ankauf seines Grundstücks mit der Gräfin abzumachen gehabt, hatten sie mit demselben bekannt gemacht, und von dem Wesen des neuen Ansiedlers gewonnen, sah sie bald in ihm und seiner Mutter eine angenehme Erwerbung für ihre ländliche Einsamkeit, welche sie niemals verließ. Frau von Krohnstein war in gleichen Jahren mit der Gräfin. Sie hatte ihre Jugendzeit in der großen Welt und vornehmen Gesellschaft zugebracht, und die Gräfin fand in ihrem Umgang bei allem Zauber der Gemüthlichkeit jene Feinheit des Betragens und der Weltsitte wieder, welche ihre ländlichen Nachbarn sie wohl zuweilen hatten vermissen lassen; sie zog sie daher in Kurzem, so oft als möglich, in ihre Nähe, und Krohnstein, der Erheiterung froh, welche der Mutter hiedurch zu Theil wurde, sah es gern, obschon er selbst sich am liebsten allen Aufforderungen zur Geselligkeit entzog, und nur selten, und wenn die Gesetze der Höflichkeit es geboten, von den Einladungen der Gräfin Gebrauch machte.

Nächst jenen wissenschaftlichen Bestrebungen, mochte er in einsamen Stunden am liebsten seinen Erinnerungen nachhängen, zu denen die Umgebungen seines Wohnorts manche bedeutende Anregung gaben. Das Schlachtfeld von Zorndorf war in der Nähe, und hierhin lenkte er häufig seine Spaziergänge, um in das Andenken an eine große, denkwürdige Vergangenheit, deren Genosse er gewesen, sich zu versenken. Hier war der Boden, wo er als ein kaum fünfzehnjähriger Jüngling sich bereits Lorbeern erkämpft, welche freilich, gleich so vielen menschlichen Bestrebungen, im Strome einer thatenreichen Zeit untergegangen und vergessen waren, ohne ihm weitere Früchte zu tragen. Dorthin, zu jenen Hügeln trugen ihn seine Schritte, wo an jenem blutigen 25. August 1758 der Schlachtengott waltete und der Tod Erndte hielt, an den frisch grünenden Gräberreihen, wo die Söhne des Nordens, vom Vaterheerde fern, die Ruhestätte fanden. Da weilte er gern, alle jene Erinnerungen hervorrufend, und da fand er auch die Stelle wieder, wo er, die Fahne, die er zu tragen hatte, nicht lassend, mit zwei Wunden von den Russen gefangen, doch gleich darauf von den preußischen Garden wieder frei gemacht wurde, und auch jene, wo sein Vater, der Hauptmann in dem nämlichen Regiment gewesen, in welchem Krohnstein damals stand, die Todeswunde empfing, woran er nach einigen Tagen starb. Zwischen den Baumwipfeln erblickte man von hier die Hütten des Dorfes, in deren einer er den sterbenden Vater noch einmal gesehen und seinen Segen empfangen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einheit und Vielheit der Welten.

(Fortsetzung.)

Die Frage von den Mondbewohnern, eine spitzfindige, die in unsere Nähe reicht, gehört eigentlich

in die Zeiten des hochberühmten Aristoteles. Dieser war der Ptolemäus der Naturgeschichte und der menschlichen Seele; an Albernheiten stand er diesem auch nicht nach, und sein Reich dauerte länger als das seines astronomischen Mitherrschers. Derselbe glaubte, und die Welt mit ihm, bis auf Melanchton, an die vier Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer. Nun finden wir *Thiere auf der Erde*, Würmer, Schnecken, Casuare, Strauße, Löwen und dergleichen; eben so *Thiere im Wasser*, das ganze Heer der Fische, vom Wallfische bis zum Hering; *Thiere in der Luft*, vom Falken an, den die Egypter als das sichtbare Bild der Sonne und des Osiris verehrten, bis zur Biene und dem Schmetterling, dem Bilde der Seele. Wo bleiben aber die *Thiere des Feuers*? Sie sind mit dem leichtern Feuer nach oben gezogen, in den Mond. Aristoteles nahm also eine *organische Vielheit der Welten* an.

Dieß bringt uns der Aufschrift unserer Abhandlung näher, und dem alten Thema der Dichter und Zauberer, Astronomen und Philosophen über die Bewohner der Welt und die unendliche *Bevölkerungsvielheit der Welt*. Auch dieses Thema wird für uns, die wir mit den Bewohnern unserer eigenen Welt, der Erde, so viel zu thun haben, seit den Missions- und Dampfschiffahrtsgesellschaften, um so weniger Interesse haben, da wir überdieß jezt wieder vielfachen Besuch von unsern unsichtbaren Mitbewohnern, Schlafkameraden und Miethsleuten erhalten; ich meine von Gespenstern, Geistern und personificirten Träumen. — Dürfte es wohl schicklich seyn, gebildeter Leser, daß ich an den alten Philosophen Kant erinnere, der mit dem Geisterseher Schwedenborg Bücher wechselte, und dessen ich mich selbst kaum mehr entsinne, ob ich gleich in Königsberg selbst von einem seiner Verehrer ein Blatt Papier zum Andenken erhielt, das ich eben so verehrend aufbewahre? Dieser Philosoph ist der lezte in Deutschland, der uns von den Bewohnern der andern Planeten unterhielt. Er klassificirt und bestimmt ihr Naturell, wie ein Naturhistoriker, nach einem großartigen und einfachen Prinzip. Uns und unsern Nachbarn auf Mars und Venus weißt er den bescheidenen Mittelrang an. Je weiter von der Sonne entfernt der Planet ist, desto elastischer muß Geist und Körper auf ihm seyn, desto freier und unabhängiger, desto mehr über Trägheit und Tod erhaben. Auf der Erde leben die Affen, und dort oben auf dem Jupiter die Newtone. Andere vor ihm waren mit fast gleichem Witze der entgegengesezten Meinung.

Aber müssen denn die andern Planeten bewohnt seyn? Wohnt denn nicht der Mensch, getragen von seiner Phantasie, gehoben von seinem Geist mit seinen künstlichen Sinnen, er, der Herr des leeren Raums, und wahrhaftig zum Eroberer der Welt — *wenigstens* der Planetenwelt — bestimmt, wirklich auf den andern Planeten schon jezt? Können wir z. B. das Schauspiel der Natur auf dem Monde nicht so vollständig vor uns hinstellen, wie wenn wir selbst dort wären? Die französischen Optiker zeigen in der That in ihren Phantasmagorien einen Sonnenaufgang auf dem Mond. Man kann sich dabei eine Reise in einen Mondvulkan und zu dem in seiner Mitte heraufsteigenden Obelisk — dergleichen viele im Monde angetroffen werden — so deutlich vergegenwärtigen, als stünde man vor einer Schweizerlandschaft, oder hätte eine Beschreibung einer Reise nach dem Vesuv vor sich. Die Mondreise ist ohne Zweifel viel grandioser, ob es gleich kein Meer dort gibt. Es wäre allerdings Schade, wenn kein Centralmondbewohner existirte, d. h. kein Einwohner auf dem Mittelpunkt der uns immer unabänderlich zugekehrten Seite des Mondes. Diesem nämlich hängt *immer und unverrückt* über dem Scheitel, siebenmal größer, als wenn einem Central-Erdbewohner auf dem Aequator der Mond durch den Scheitel geht, die Erde; sie bleibt fest, geht ihm nicht auf, geht ihm nicht unter: ein drohender Himmelskörper für ihn; er sieht nur, daß sie sich in 24 Stunden um sich selbst wälzt, gleichsam als wollte sie endlich auch eine freie Bewegung sich erringen, und sie wechselt ihre Lichtgestalt, wie uns der Mond, von Monat zu Monat, und der ganze Sternenhimmel hat sich inzwischen auch umgedreht. Sonst aber würden die Bewohner auf den Planeten nicht viel mehr oder anders sehen als wir, sie sind also ganz unnöthig; denn was ihre Vernunft betrifft, so wird sie mit einem guten Theil Unvernunft gemischt seyn, wie bei uns; und eine größere Menge von unvollkommenen Wesen macht die Vollkommenheit der Welt nicht größer.

Fontenelle und die Markisin. Endlich bin ich so glücklich, auf dem Punkt angekommen zu seyn, nach dem ich schon lange hinblickte. Mir scheint diese Gelegenheit unvergleichlich, die Erneuerung der alten Bekanntschaft mit einem sehr gelehrten, witzigen und galanten Franzosen, einem weitbewunderten, vielseitig wirkenden Redner, dramatischen Dichter, Elogenschreiber, dem Präsidenten der französischen Akademie, Herrn v. *Fontenelle*, in Vorschlag zu bringen, um so mehr, da er gewissermaßen als Miturheber des Morgenblatts angesehen werden kann; denn er war einer der ersten in der Linie, welche die noch jezt sich unter den Franzosen fortbildende und blühende, mit Leichtigkeit und Feinheit gewürzte Kunst übten, die Dornen der Wissenschaft mit Blumen zu bedecken und ihre herbern Früchte zu versüßen. Wir werden dann auch die Bekanntschaft der vortrefflichen Freundin des Herrn von Fontenelle machen, der *Markisin* von L., deren Geist, Liebenswürdigkeit, Verstand und Sinn für jede Art großartiger Wis-

senschaftlichkeit er in seiner Schrift: la Pluralité des mondes, ein so schönes Denkmal gesezt hat.

In diesem Buch hat er vorzüglich jene oben gerühmte Kunst gezeigt. Die Frage von der Vielheit der Welt ist ihm zu einfach. Er legt uns die astronomischen Meinungen, die lange vor Newton herrschten, mit patriotischer Wärme und rednerischem Talente dar; er wirft ein helles Licht auf eine mit lebendigen Farben geschmückte Darstellung der Sternkunde selbst. Ihm steht die Leichtigkeit des Pinsels und die Unbefangenheit der Zusammenfügung zum Ganzen überall zu Gebot; mag er die bizarren Hypothesen des Philosophen, oder die Träume über die Bevölkerung der Welt anführen, oder das Ideal einer hochgebildeten Französin, der Markisin, deren Umgang die gelehrtesten Männer suchen, dem Leser zur Bewunderung aufstellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Juni.

(Beschluß.)

Der Chamsin. Die medizinische Schule in Abusabel.

Sobald ich nach Chanke kam, erkundigte ich mich nach Herrn König, einem jungen Manne aus Paris, der schon zehn Jahre sich im Oriente aufhält und jezt als Uebersezer im Dienste des Pascha ist. Chanke ist ein kleines Städtchen mit einem Bazar, das dadurch einige Bedeutung hat, daß hier in der Nähe einige Regimenter gelagert sind und daß hier die Schule des Generalstabs ist, wo meistens von Europäern Geometrie, Mathematik, Zeichenkunst 2c., nebst der persischen Sprache gelehrt werden. Hinter dem Lager der Soldaten ist ein zweites, das von ihren Weibern bewohnt wird; denn da die Araber ohne Umstände in jedem Alter von der Straße genommen und zu Soldaten gemacht werden, so sind sehr viele Soldaten verheirathet, und es bleibt der armen Frau mit ihren Kindern nichts übrig, als ihrem Manne zu folgen und seinen geringen Sold mit ihm zu theilen. Ich war kaum eine halbe Stunde in Chanke, als ein sehr heftiger Südwestwind sich erhob. Ich habe Ihnen schon in einem meiner frühern Briefe gesagt, daß dieser Wind Chamsin (50tägig) genannt wird, nicht weil er 50 Tage lang hinter einander herrscht — er würde in diesem Fall allem Leben ein Ende machen — sondern weil er von Ende Februars bis zu Mitte des April zuweilen, gewöhnlich drei Tage lang, bläst. Wehe dem armen Reisenden, der von diesem Winde in einer Sandwüste, wie die zwischen Kahira und Chanke, überrascht wird; man empfindet etwa dieselbe Hitze, als wenn man der Mündung eines geheizten Backofens entgegengeht. Der Himmel wird ganz trübe, die Sonne verbreitet keinen Glanz mehr, die ganze Atmosphäre ist mit einem dichten Staub angefüllt, so daß man nicht einen Schritt weit vor sich sehen kann; der Athem wird beengt, die Lunge trocknet aus, und nicht selten fallen sowohl Menschen als Thiere leblos zur Erde. Nun ist Gottlob diese Jahreszeit vorüber, und seit der zweiten Hälfte des Monat Mai haben wir stets Nordwinde, die die ungeheure Sonnenhitze mildern und erträglich machen. Sehr angenehm, aber auch der Gesundheit nachtheilig sind die frischen Abende; denn während des Tages kann man unmöglich ausgehen, da wir gewöhnlich 28 — 30, manchmal bis 32 Grad Hitze haben. Bald wird durch die Ueberschwemmung des Nils, der schon sehr gewachsen ist, das Klima bedeutend erfrischt; besonders dieses Jahr wird, wie man glaubt, die Ueberschwemmung sehr stark und beginnt einen Monat früher als gewöhnlich; dies ist für manche Gegenden, die noch bepflanzt sind, ein großes Unglück. Der Nil ist schon so groß, daß wahrscheinlich in einigen Tagen der Luxor hier anlangen wird, der zwischen 5 und 6 Schuh Wasser braucht, während sonst in dieser Jahreszeit gewöhnliche Nachen an manchen Stellen Mühe haben, nicht sizen zu bleiben.

Schon hatte die Nacht ihren dunkeln Schleier verbreitet, als Herr Linan und sein Freund endlich ganz ermattet ankamen. Sie hatten vom Chamsin außerordentlich gelitten, während ich, Dank sey meinem Dromedar, recht munter war. Nach Tisch aßen wir köstliche Trauben aus Herrn Königs Garten; es gibt deren schon seit dem Anfang des Monats Juni; schon früher hatte man reife Abrikosen, Pfirsiche und Wassermelonen (Batich). Nun fangen auch die Granaden, Datteln, Feigen und Mandeln an, reif zu werden. Am folgenden Morgen gingen wir nach Abusabel, einem Dorfe in der Wüste, eine Viertelstunde von Chanke. In der Nähe dieses Dorfes befindet sich ein großes Spital, mit dem eine medizinische Schule verbunden ist. Sie zählt 300 Studenten, die alle auf Kosten des Pascha unterrichtet, gekleidet und ernährt werden; außerdem erhalten sie noch ein kleines Monatgeld. Jeder Student bleibt drei Jahre in der Schule und erhält dann eine Anstellung. Als ich in Abusabel war, wurden eben 30 Schüler nach Alexandrien geschickt, um als Chirurgen auf Kriegsschiffen zu dienen. Alle Professoren sind entweder Franzosen oder Italiener. Leider aber versteht nicht ein einziger die arabische Sprache, so daß sie zu Dolmetschern ihre Zuflucht nehmen müssen. Selbst unter diesen verstehen manche blos die vulgäre Sprache und sind mit den wissenschaftlichen Ausdrücken ganz unbekannt; sie müssen daher selbst wieder sich an Araber wenden, um richtig zu übersezen; es sind deshalb einige Schech hier angestellt, um die Uebersezungen zu verbessern und den Vorträgen beizuwohnen. Natürlich aber verliert die Wissenschaft bei diesem öftern Uebertragen außerordentlich. Außerdem müssen viele Stunden versäumt werden, weil bald der Professor, bald der Uebersezer, bald der Schech Abhaltung hat. Außer den medizinischen und chirurgischen Kollegien wird über Physik, Chemie, Astronomie und Botanik gelesen; neben dem Spital befindet sich ein schöner botanischer Garten. Was die französische Sprache, die einen Haupttheil des Unterrichts ausmacht, betrifft, so läßt sich leicht denken, wie schwer es ist, eine fremde Sprache durch einen Dolmetscher, der sie nicht gründlich kennt, zu lehren. Zwar wenn Sie die egyptische Contemporaine lesen, so finden Sie junge Leute, die nach einem halben Jahre schon geläufig sprechen. Ich kann Sie aber versichern, daß selbst unter denjenigen, die schon vier Jahre diese Sprache studiren, sich kaum fünf oder sechs finden, die ein wenig stottern können. Man muß indessen nicht alles dem Lehrer zur Schuld legen, sondern besonders die Trägheit der Araber in Betracht ziehen, die ohne Prügel durchaus nichts arbeiten. Immerhin ist dieses Institut, troz seiner Mangelhaftigkeit, eine der besten Neuerungen des Pascha. Man spricht davon, diese Schule nach Alexandrien zu verlegen und sie in manchen Punkten zu verbessern. Jeden Freitag ist die Schule geschlossen, aber im ganzen Jahre werden nur während des Monats Ramadan (der halbe Februar und März) die Kollegien unterbrochen. Es herrscht eine strenge militärische Disziplin unter den Schülern; sie werden zu den Vorlesungen, wie zu Tisch 2c. mit Trommelschlag gerufen. Nachdem wir uns einige Stunden in Abusabel aufgehalten, kehrten wir nach Chanke zurück, und nach dem Frühstück beschlossen wir, nach den Pyramiden zu gehen. Die Beschreibung dieser Reise wird den Inhalt meines folgenden Briefs ausmachen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 247.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 15. Oktober 1831.

Voilà de l'érudition.
L'enveloppe est jolie et vaut un million.

Molière.
Les femmes savantes.

Einheit und Vielheit der Welten.

(Fortsetzung.)

Das Ganze ist ein Gespräch zwischen Herrn von Fontenelle und seiner Markisin. Damit der Leser vorbereitet werde, daß, obgleich von Astronomie die Rede sey, doch die Kunst der Konversation und der Feinheit, sich selbst als den Spiegel der Vortrefflichkeit des andern zu behandeln und in die gehörige Stellung zu bringen, hier auch walte, wird gleich in der Einleitung zur Charakteristik der Markisin gesagt: selbst die Weisheit, wenn sie mit Beifall unter den Menschen erscheinen wollte, würde wohl thun, unter der Gestalt der Markisin zu erscheinen; könnte sie in ihre Unterhaltung denselben Zauber legen, Jedermann würde ihr zueilen. Der galante Mann, voll Komplimenten, stellt die Markisin gewissermaßen feiner und scharfsinniger dar, als sich selbst. Manche fade Schmeichelei parirt sie künstlich, und er benuzt mit Gewandtheit viele ihrer Bemerkungen als Uebergänge auf neuen Stoff der Unterhaltung; sie ist ihm an Sentiment weit überlegen, gesteht ihm aber den Vorrang an Esprit zu. Diese Haltung ist fest und gleichmäßig im ganzen Buch. Freilich muß manches an die Zeit gepuderter Perrücken und Reifröcke am französischen Hofe erinnern. Er sagt einmal: Es gehört viel Zeit dazu, bis eine Welt untergeht; weiter nichts? replicirt sie; und indem er ein andermal das Beispiel gibt, die Philosophen gleichen den Elephanten: so wie diese den zweiten Fuß nicht setzen, bis der erste ganz fest stehe, so machen jene keinen Schluß, bis der erste Satz unerschütterlich gegründet sey, so bemerkt sie dagegen: ja, in der Häßlichkeit gleichen sie auch den Philosophen. Hätte die Markisin die Philosophen jenseits der Elbe gesehen! Die jetzigen könnte man füglich mit Dromedaren vergleichen, die in der Wüste umherschiffen und die Dürre vertragen, da sie so lange keines Wassers bedürfen, während die Egypter ihren Todten noch den Wunsch nachriefen: Osiris schenke dir das kühle Wasser! — Als die Markisin sich unglaubig zeigt, daß die Erde sich umdrehen soll, weil man nichts von dieser Bewegung spüre, so erinnert sie Herr von Fontenelle daran, daß die allernatürlichsten und gewöhnlichsten Bewegungen diejenigen seyen, die man am wenigsten gewahr werde, z. B. die der Eigenliebe, der Selbstentschuldigung, Selbsttäuschung. Kurz, Zweifel werden gehoben durch Witz oder durch Komplimente.

Wenn der gebildete Leser das Bisherige als schöne getrocknete Früchte aus jener feinen französischen Epoche aufgenommen hat, oder als Hieroglyphen einer uns unverständlichen Zeit, so soll das Nachfolgende ihn näher auf den Schauplatz führen.

Die Scene der Unterhaltung eröffnet sich im Garten der Markisin, am dritten Tag, nachdem Fontenelle auf ihrem Landgut angekommen war; denn die ersten Tage waren billigerweise nur den Neuigkeiten aus Paris gewidmet. Sie promeniren im Park, eine schöne heitere Mondnacht beginnt, von keinem Wölkchen getrübt, die Sterne

flimmern im reinsten Golde. Der Philosoph entreißt sich seinen Reveries, seinem stummen Nachdenken, denn die Gegenwart einer so aimablen Dame erlaubt ihm nicht, sich dem Mond und den Sternen zu überlassen. Er eröffnet das Gespräch, und somit das ganze astronomische Buch mit der Frage: Finden Sie nicht, daß der Tag nicht so schön ist, als eine schöne Nacht? Ja, antwortet sie, die Schönheit des Tages ist wie eine Blondine, die mehr Glänzendes, die Schönheit der Nacht eine Brünette, die mehr Rührendes hat. Die Markisin war selbst eine Blondine; Herr von Fontenelle ergreift daher die Gelegenheit, ihr über diese Generosité von ihrer Seite eine Artigkeit zu sagen. Es wird noch weiter über den Vorzug der Nacht und des Tags gesprochen, wo sich auch der Gedanke mit einschleicht, daß eine Blondine, wie die Markisin, einen Philosophen in weit angenehmere Reverien versetzen könne, als die schönste brünette Nacht. Dieß sind lauter einleitende Uebergänge, bis endlich der Philosoph herausplazt: ich kann's der Sonne nicht verzeihen, daß ich durch sie den Anblick aller dieser Welten verliere. Bei diesen Worten dreht sich die Markisin um, blickt ihn an und fragt: „Was nennen sie diese Welten?"

So ist man endlich aufs Thema von der Vielheit der Welten gekommen; nach langem Sträuben muß sich Herr Fontenelle bequemen, von der Umdrehung der Erde anzufangen, und allgemach auf die unendlich vielen Welten und Sonnen zu kommen, um welche in unermüdeten Wirbeln die Planeten, alle mit vernünftigen Bewohnern angefüllt, herumkreisen. Es war ihm nothwendig, etwas von Maschinerie oder Mechanismus der Welt voraus zuschicken; dabei benimmt er sich meisterhaft, indem er zuletzt immer wieder die Maschinerie der Komplimente spielen läßt. Wie ganz anders, sagt er, würden die Menschen urtheilen, wenn sie in der französischen Oper den Flug des von den Winden entführten Phaeton anschauen würden, ohne einen Begriff von dem Theater hinter den Kulissen zu haben, ohne die Stricke zu sehen. Albernes Zeug würden sie reden, wie wir schon genug von den alten Philosophen gehört haben, mit denen man uns so viel Lärmens vor den Ohren macht. Der eine würde sagen: vermöge einer geheimen Kraft hebt sich Phaeton; ein anderer, Phaeton ist aus gewissen Zahlenkräften zusammengesezt, kraft deren er steigt; oder er hat eine Freundschaft und Zuneigung zur Höhe des Theaters, es ist ihm unbehaglich, wenn er nicht dort ist; andere, Phaeton ist zwar nicht zum Fliegen gemacht, er will aber lieber fliegen, als den obern Theil des Theaters leer lassen. Jezt sagen die neuern Mechaniker, Phaeton steigt, weil er von Stricken in die Höhe gezogen wird, und ein schwereres Gewicht, als er, in die Tiefe fällt. Nachdem die Markisin, auf die Bemerkung ihres Freundes, daß, wer die Natur sehen könnte, wie sie ist, nur das Hintertheil eines Operntheaters sehen würde, sich geäußert, die Philosophie sey doch gar zu mechanisch geworden, das Bild einer Uhr aber, als einer Welt im Kleinen, ihr besser zu behagen schien, so lobt er den gesunden Sinn der Markisin, der am Mechanismus keinen Anstand nehme. Es gebe viele Leute, die ein falsches, mit Dunkelheit umgebenes Wunderbare im Kopf haben; sie bewundern die Natur nur darum, weil sie dieselbe für eine Art Magie halten, von der man nichts verstehet; und, sagt er, es ist sicher, daß eine Sache bei ihnen in Unehre kommt, so bald man sie begriffen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

„Du bist brav gewesen, mein Sohn," hatte der wackere Krieger gesprochen, indem er die segnende Hand auf des Jünglings wunden Scheitel legte; „bleib es ferner, und was Du auch verlieren magst im Leben, nur die Ehre bewahre!"

Er hatte sie bewahrt, rein und fleckenlos, wie nur wenige, und sie wohnte als ein unverlierbares Eigenthum in seiner Brust, davon konnte er sich Zeugniß geben, wenn gleich er ihren äußern Schimmer von sich abgestreift hatte. — Dieß Bewußtseyn hatte sein Leben erheitert und ihm jenen Gleichmuth erhalten, der ihm das Ansehen gab, als sey er völlig mit seinem Loos zufrieden, und nur dem scharfblickenden Auge der Mutter hatte sich die wunde Stelle im Gemüth des Sohnes offenbart, obschon sie es zartfühlend mied, sie zu berühren.

Frauen aber neigen immer zur Mittheilung hin. Die Gräfin Dähnau, sich warm für ihre neuen Freunde interessirend, hatte bald das Vertrauen der Mutter gewonnen und von Krohnsteins Schicksal so viel erfahren, als nöthig war, den lebhaften Wunsch in ihr anzuregen, eine bessere Wendung desselben herbeiführen zu können, und unvermuthet schien sich auch hierzu eine günstige Gelegenheit darzubieten.

Krohnstein war ein Jahr in seiner ländlichen Einsamkeit verstrichen, als der König von der Revue in Ostpreußen nach seiner Residenz zurückkehrend, diese Gegend berührte. Die Regimenter jener Provinz, welche, wie die Geschichte von Friedrichs Feldzügen erwähnt, in der Schlacht von Zorndorf ihm Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, hatten bei der dießmaligen Heerschau Gelegenheit gefunden, einen Theil jenes übeln Eindrucks zu verwischen, und vielleicht mochte dieß den Gedanken in Friedrich angeregt haben, das Schlachtfeld von Zorndorf, welches er seit jenem blutigen Tage nicht gesehen, zu besuchen. Auf dem Schlosse der Gräfin Dähnau,

welches ungefähr eine Stunde davon entfernt lag, wollte der König absteigen, von hier aus die Besichtigung vornehmen, und nach dem Ritt das Mittagessen bei der Besitzerin des Schlosses, die er persönlich kannte und schäzte, einnehmen. Die edle Matrone freute sich zweifach der seltenen Auszeichnung, denn sie hoffte einen passenden Augenblick zu finden, um etwas zu Krohnsteins Gunsten durch ihre Fürsprache beim König bewirken zu können. Alles war angeordnet und die Stunde bereits nahe, wo man die Ankunft des Monarchen, der sehr pünktlich war, auf dem Schlosse erwartete. Da traf eine Botschaft des Oberförsters ein, welcher bestimmt war, dem König bei dem beabsichtigten Ritt zum Führer zu dienen, mit der Nachricht, daß ein Sturz mit dem Pferde ihn außer Stand seze, dieser Pflicht zu genügen, daß er aber hiezu keinen Bessern als den Herrn von Krohnstein, der der Oertlichkeit und Gegend aufs Genaueste kundig sey, vorzuschlagen wisse. Die übrigen Beamten, denen nach Maßgabe ihrer amtlichen Stellung diese Pflicht hätte zufallen müssen, willigten sehr gern in den Vorschlag, da theils Neuheit in ihrem Beruf, theils andere Umstände sie fürchten ließen, derselben nicht zu des Königs Zufriedenheit Genüge leisten zu können; die Gräfin aber glaubte einen Wink des Himmels in der Fügung zu sehen, und sandte eiligst zu Krohnstein, ihn auf das Schleunigste zu der Dienstleistung nach dem Schlosse entbieten zu lassen.

Wohl schreckte ihn Anfangs die Vorstellung zurück, aus seiner Dunkelheit noch einmal hervorzutreten; der Mutter Bitten aber und die Rücksicht auf die im Falle seiner Weigerung eintretende Verlegenheit bestimmten ihn endlich, und als er in den Schloßhof trat, schwellte die nie gehoffte Freude, dem hochgeliebten König noch einmal im Leben nahe zu seyn und ihm einen, wenn auch höchst unbedeutenden Dienst leisten zu können, sein Herz.

Der König langte genau um die bestimmte Stunde an, begrüßte die Frau vom Schlosse und begab sich sofort in Begleitung eines Flügeladjutanten zu Pferde auf das Schlachtfeld. Krohnstein diente zum Führer. Etwa anderthalb Stunden vom Wohnort der Gräfin, Tamsel genaunt, windet der nächste Weg auf das Plateau des Schlachtfeldes von Zorndorf sich eine ziemlich steile Anhöhe hinan, mit einzelnen Eichen und Kieferbäumen bewachsen. Diesen Weg hatte Krohnstein eingeschlagen, aber er war nicht so bald angetreten, als der König scharf umherblickend dem Führer, den er im grauen Reitrock für einen Forstbedienten zu halten schien, zurief: „Ihr führt mich doch nicht nach Wilkersdorf?" — „Zu Befehl, Ew. Majestät, es ist der nächste Weg auf das Schlachtfeld," lautete die Antwort. Aber des Königs Miene verfinsterte sich. „Ich mag nicht nach Wilkersdorf!" rief er, „da sind nichts als unangenehme Reminiscenzen; zeigt mir den nächsten Weg nach Zorndorf; von da reiten wir nach Quartschen, die Position der Russen entlang nach Zicher und dann über Zorndorf zurück."

Es ward nun ein anderer Weg eingeschlagen, der Anfangs durch ein Wäldchen in der Nähe von Tamsel, dann über Haiden und tiefen Sand nach Zorndorf führte. Hier, eine weite Ebene betretend, auf welcher man jenes Wilkersdorf in einiger Entfernung liegen sah, sagte der König, zu dem Adjutanten gewendet: „Da, sieht Er, da liegt das famöse Wilkersdorf! Die miserable Conduite der Regimenter, die dort zweimal davonliefen, so wie sie nur in die Linie der russischen Kanonen kamen, ist mir noch heute unerklärlich. Hätten sie ihre Devoirs wie andere gethan, von den Mordbrennern wäre nichts davongekommen. — Hat Er Nachricht von Seidlitz?" sezte er nach einer Pause hinzu. „Ja, Ew. Majestät," lautete die Antwort. „Leider aber keine gute: sein Zustand scheint ohne Hoffnung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Oktober.

Der Baum von Trons in Graubündten.

Ein Brief an Professor Decandolle über den berühmten Baum von Trons, unter welchem der graue Bund geschlossen wurde, ist sowohl an sich, als vorzüglich in Bezug auf Decandolles Abhandlung über das Alter der Bäume, welche auch das Morgenblatt (s. Nr. 166 u. ff. d. J.) mitgetheilt hat, von Interesse und der Mittheilung werth.

Chur, 1831.

Ich muß Ihnen gestehen, daß es hier zu Land Leute gibt, welche in die Aechtheit der Platane, die von den graubündischen Patrioten hochgeachtet wird, Zweifel setzen; sie führen an, der Chronik zufolge sey der Eid unter einer Linde abgelegt worden, und diese Linde habe der Kapelle gegenüber gestanden; andere sagen, der alte Baum sey allerdings eine Platane gewesen, der jetzige Baum aber sey blos ein alter Schößling des uralten Baums, der im Jahr 1424 bestand. Aber diese Zweifel werden wohl beseitigt, wenn man bedenkt, daß dieser ehrwürdige Baum, der Zeuge eines Patriotismus, der dem, was auf dem Rütli geschah, wohl an die Seite gesezt werden darf, von jeher und fortwährend im Lande verehrt wurde. Wohl möglich, daß es noch mehrere gleichzeitige Bäume gegeben; aber am hohen Alter dieser Platane, welche das Volk in seiner Einfalt noch jezt eine Linde nennt, kann man nicht zweifeln. Ich nehme also als historisch gewiß an, daß im Jahr 1424 der graue Bund unter diesem Baume gestiftet wurde.

Durch die Einfälle der nördlichen Völkerschaften in die rhätischen Hochgebirge war die Bevölkerung in den leztern eine sehr gemischte geworden, was jezt noch bemerkbar ist; denn Dörfer, wo allein die romanische Sprache zu Hause ist, wechseln mit solchen, wo nur deutsch gesprochen wird. Diese Verschiedenheit nach Abkunft und Sprache that der Macht des Adels Vorschub, und sie artete bald in tyrannische Unterdrückung

aus. Noch sieht man in allen Thälern von Graubündten die Ruinen von mehr denn dreihundert ihrer Schlösser. Merkwürdig aber ist es, daß es Adeliche, aber wahrhaft patriotische Männer waren, welche den Aufstand leiteten, der die Eingebornen befreien sollte, welche Sitteneinfalt und Biederkeit der Freiheit so werth machte. Das bewiesen sie auch, denn nachdem sie mit ihrem Blut unveräußerliche Rechte wieder errungen, kauften sie die Leistungen, die sie ihren ehemaligen Herrn schuldeten, baar ab. An der Spitze dieser glorreichen Vaterlandsvertheidiger stand ein Priester, Peter von Puttingen, Abt von Dissentis, und er machte mit den drei Brüdern Johann, Heinrich und Ulrich Brun, mit dem Grafen Johann von Sax und dem Grafen Hugo von Werdenberg gemeine Sache. Diese Edle vereinigten ihre Hörigen mit den Männern von Flims, Fax und fast allen Bezirken, aus denen jezt Graubündten besteht, und beschworen im März (wahrscheinlich am 16.) 1424 den Bund, dessen Häupter waren: Peter von Puttingen, Johann Brun, Herr v. Razuns, und Johann, Graf v. Sax. Zwanzig Jahre darauf, 1444, wurde neben der Platane, unter welcher der Bund beschworen worden war, eine Kapelle zum Andenken an dieses glorreiche Ereigniß gebaut. An der Façade derselben sieht man den Schwur und die Fehden, welche zur Befreiung führten, dargestellt. Eine der Inschriften beginnt so:

Beglückt ist gewest dies Jahr,
Für uns zu wahrer Freud,
Indem es uns gebahr
Die Unabhängigkeit,
Wofür gewest besorgt
Sind unsre theure Ahnen,
Und haben keck geborgt
Gut, Ehr und Leben z'samen,
Um sich der Tyrannei
Vollkommen los zu werden.
Hier neben seht die trev,
Hier unter dieser Linden,
Wie sie mit Herz und Mund,
Mit ausgestreckter Hand,
Beschworen jenen Bund,
Der dr'obre wird genannt.

Auf dem Gemälde der Eidesleistung kommt die Platane vor, und zwar ganz mit dem Charakter des noch jezt stehenden Baums; darunter stehen die Namen der drei obengenannten Männer.

Im Mai 1824 feierte man das vierte Säcularfest des Bundes. Bei dieser rührenden patriotischen Feier wurde in der Kapelle hintereinander nach beiden christlichen Konfessionen Gottesdienst gehalten und, da es sich fand, daß die weit verbreiteten Wurzeln der Platane beschädigt waren, durch eine Subscription das Geld zu einer Umfassungsmauer und einem Gitter zusammengebracht.

Der Baum besteht aus zwei deutlich getrennten Theilen und mißt, 18 Zoll über dem Boden, 26 F. 6 Z. im Umfang. Die Wurzeln messen 35 F. im Umfang; wie mich ein alter Priester versicherte, sollen sie vor zwanzig Jahren 52 F. gemessen haben, und nach dem Zustand von Fäulniß, in dem sich jezt die Wurzel befindet, ist dies wohl möglich. Der Stamm ist fast durchaus hohl, nur an der nordöstlichen Seite noch gesund. Der ganze Baum ist 36 F., der Stamm 12, der einzige noch erhaltene alte Ast 24 F. hoch. Dieser Ast gehört wahrscheinlich noch dem ursprünglichen Baume an, ist zwar belaubt, aber ohne Früchte, und viele abgestorbene Zweige daran beweisen, daß der Saft nicht mehr kräftig ist. Der kräftigste Sproß des Baums, der auch noch Früchte trägt, ist ein 2 F. im Umfang messender Ast, der über dem hohlen Theil des Stammes aus einem Knoten, zwölf Fuß über dem Boden entspringt.

Der Baum ist der **Acer pseudo-platanus.** Sezt man voraus, er sey, als ihn die Verschwornen zum Sammelplatze wählten, hundert Jahre alt gewesen — und weniger darf man wohl nicht annehmen — so wäre der Baum von Trons jezt etwa 500 Jahre alt und sein jährliches Wachsthum betrüge 2¼ Linien, was mit den sonstigen Erfahrungen an dieser Baumart ziemlich übereinstimmt.

Auflösung der Charade in Nr. 241:

Augensprache.

Charade.

1.

Mich lockt der Sonne warmer Schein
An's Ufer aus dem Meer herein;
Auch wohn' ich in der Erde Schooß
Und baue da manch glänzend Schloß.
In Tropfen bin ich auch zu finden,
Die Unglück bald, bald Glück verkünden:
Die Apotheke, die sie machte,
Hat manchen um sein Herz gebracht.

So werth als Brod im Körperreich,
Auch hochgeschäzt im Geisterreich:
So war ich einst in Griechenland
Am feinsten in Athen bekannt;
Auch kennst du mich als edeln Dünger,
So lobte Christus seine Jünger,
Und wem es gar an mir gebricht,
Den zähle zu den Klugen nicht.

2.

Thron eines Gottes aus alter Zeit,
Der jezt noch verehrt wird weit und breit;
Wie knie'n sie täglich vor diesem Thron
Ohn' Unterschied der Religion.
Wie Viele leben von seinem Dienste,
Und opfern ihm des Tags Gewinnste;
Sie klopfen an diesem Thron wohl an,
Ob ihnen sein Gott noch zugethan,
Und aus dem Bauche des Thrones kommt
Des Gottes Gnadengeschenk — wem's frommt.

Das Ganze.

Mich Ganzes entbehrst du nicht gern bei Tisch;
Ich spende dir Würze zu Fleisch und Fisch;
Ich bin mit Füßen auch meist versehen,
Doch kann ich damit nicht gehn, nur stehen,
Und fall' ich, so gibt es große Noth,
Weil Aberglauben mit Unglück droht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 21.
Intelligenz-Blatt
1831.

[328] **Anzeige**

Von dem in Paris unter der Presse befindlichem, von 90 der ersten Schriftsteller (Jouy, Salvandy, Casimir De la vigne, Hugo Victor, Chateaubriand, Lamartine, Barthélémy, Béranger etc. etc.) herausgegebenem Werke „Le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs, telles qu'elles sont,, erscheint im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung gleichzeitig eine deutsche Uebersetzung mit Anmerkungen von dem Unterzeichneten

Th. v. Haupt.

---

[312] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Geognostischer Atlas vom nordwestlichen Deutschland,

von

Friedrich Hoffmann.

Preis 18 fl.

Dieser, dem Herrn A. v. Humboldt gewidmete Atlas ist dazu bestimmt, die Uebersicht, sowohl in der Verbreitung, als auch in den Lagerungsverhältnissen der Gebirgsarten zu erleichtern. Er bestehet aus einer geognostischen Generalkarte im Maßstabe von $^1/_{739000}$ und aus zwei Blättern Profilzeichnungen in einerlei Längen- und Höhen-Maßstab, ferner zwei Blättern Erläuterungen, mit passendem Umschlag.

Die Karte giebt ein genaues und sehr übersichtliches Bild der Gebirgsformationen des nordwestlichen Deutschlands und ihr Studium wird sehr dadurch erleichtert, daß den Farben Buchstaben beigefügt sind.

Einen eben so wesentlichen als vorzüglich schönen Theil des Atlasses bilden folgende geognostische Durchschnitte: 1) Profil durch den Thüringer Wald und durch den Harz, bis an die Magdeburger Ebene. — 2) Profil durch den Petersberg bei Halle, durch den Ramberg und den Brocken bis ins Leinethal bei Alefeld. — 3) Profil durch die nordöstliche Spitze des Niederrheinischen Schiefergebirges, über den Solling bis in die Ebene zwischen Braunschweig und Hildesheim. — 4) Profil durch das südliche Ende des Teutoburger Waldes über den Rheinhards-Wald und durch das Göttinger Thal bis in's Eichsfeld. — 5) Profil durch den nördlichen Abfall des Niederrheinischen Schiefergebirges und die Ebene von Münster, bis in's Hügelland nordwestlich von Osnabrück. — 6) Profil durch die Grafschaft Ravensberg und die Porta Westphalica, bis zum Steinhuder Meer. — 7) Profil des Landes zwischen Iburg, Osnabrück und Bramsche. — 8) Profil durch den Teutoburger Wald, durch das Pyrmonter Thal und die Weserkette bis in die Ebene bei Hannover. — 9) Profil durch das Driburger Thal und die Hochebene von Paderborn bis zum Solling. — 10) Allgemeiner Durchschnitt aller Schichten der norddeutschen Flözgebirge nach ihrer mittlern Mächtigkeit. Es ist dieß der erste Versuch einer graphischen Darstellung der normalen Verhältnisse der norddeutschen Flözgebirge, wie wir uns seine Schichten, als durch successiven Niederschlag ursprünglich horizontal auf einander gelegt, denken können; ein Versuch, wie ihn schon früher Hr. de la Beche in seiner tabular and proportional View of the superior, supermedial Rochs (2d edit. 1828), wagte, dabei aber England mehr als das Festland berücksichtigte.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[323] In der lit. artistischen Anstalt in München ist erschienen und ihn allen Buchhandlungen zu haben:

Beschreibung des Königreichs Hannover, von H. D. A. Sonne. Viertes Buch. Specielle Chorographie. Auch unter dem besondern Titel: Besondere Beschreibung des hannöverschen Landes und Staates. Erste Abtheilung. Chorographie. Von H. D. A. Sonne. München, 1830. Gr. 8. 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Das verdienstvolle Unternehmen des Verfassers, eine gründliche und allen Anforderungen der vorgeschrittenen Zeit entsprechende Beschreibung des Königreichs Hannover in geographischer, statistischer, historischer und politischer Hinsicht zu liefern — wahrlich kein geringes Unternehmen —, geht raschen Schrittes vorwärts. Die bis zu vorliegendem 4. Buche erschienenen Abtheilungen des in seiner Art bis jetzt noch einzigen Werkes verdienen alle Aufmerksamkeit und Würdigung. Mit Ueberzeugung kann versichert werden, daß der Verfasser seinen trefflichen Plan auch in diesem 4ten Bande, welcher die specielle Chorographie liefert, mit gleichmäßigem Eifer, mit unverminderter Gründlichkeit und Gediegenheit fortgeführt hat; es läßt sich daher bestimmt sagen, daß dieses vorzügliche Werk für das Königreich Hannover, dessen Staatsverfassung, in Folge der letzten Ereignisse, jedenfalls einer Verbesserung entgegengeht, ein wahres Nationalgut seyn und bleiben müsse, da es die räumlich feststehende Natur, in steter Verbindung mit den geschichtlich bewegten Epochen und Wandlungen dieses Reiches, mit größter Genauigkeit und mit wahrer Meisterhand vor unsern Blicken entfaltet.

In gegenwärtiger Chorographie werden die einzelnen größern Landstriche des Königreichs, und diese wieder nach den einzelnen Aemtern, Stadtbezirken, geschlossenen Gerichten und Herrlichkeiten u. s. w. in aller nur erdenklichen Hinsicht geschildert.

Geologie, Klimatologie und Geschichte machen jedesmal den Anfang, dann folgt das eigentlich Geographische und Statistische, mit Einschluß der Staatsverfassungs- und Jurisdictionsverhältnisse, den Beschluß macht bei jedem Abschnitte eine vollständige Literaturaufzählung unter der Ueberschrift: „Zur Literatur."

Dem Ganzen ist eine alphabetisches Verzeichniß der chorographischen Abtheilungen nach Aemtern, geschlossenen Gerichten und Herrlichkeiten u. s. w., mit Ausnahme der Städte, beigefügt. Dieser Abtheilungen sind 268, und auch hier ist genaue Orts- und Sachkenntniß, sowie der höchste Fleiß zu rühmen.

Demnächst wird die specielle Beschreibung des Königreichs Hannover folgen.

---

[322] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Miscellen von Karl Immermann.

1r Bd. 8. Preis 2 fl.

Wenn Herrn Immermann's großes Talent im dramatischen Fache und in verschiedenen Gattungen der lyrischen Poesie immer mehr und mehr die verdiente Anerkennung findet, so dürfen wir gewiß mit Recht auch für diese Erzeugnisse seiner schriftstellerischen Thätigkeit die Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nehmen.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[327] Stuttgart und Tübingen. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1830, 1stes Heft. Mit einer großen Tabelle. 8. Subscript.-Preis. broch. 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Chronik. I. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise im Jahre 1830. II. Besondere Denkwürdigkeiten. III. Staats-Verwaltung. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. Römische Alterthümer zu Rottenburg; neuere Entdeckungen. Von Herr Domdekan von Jaumann. — Das Kloster Hedingen im Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen. Von Herr Reg. Rath von Laßberg. — Das Dorf Riedhausen Oberamts Saulgau betreffend. — Drei Urkunden über die Erwerbung der Grafschaft Urach und der Herrschaft Wittlingen, als Beilage zu der Beschreibung des Oberamts Urach, nach den Originalien des K. Staats-Archives abgedruckt. Topographische Darstellung Schwabens nach seinen Gauen, aus Urkunden des Mittelalters. — Der Viehstand des Königreichs im December 1830, verglichen mit dem Stande in den Jahren 1816 und 1822 und mit Angabe seines Verhältnisses zu der Bodenfläche; mit einer Tabelle.

---

[334] Bei Georg Joachim Göschen in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

T. Lucretius Carus

von der Natur der Dinge.

Uebersetzt

von

Karl Ludwig von Knebel.

Zweite vermehrte und verbesserte, wohlfeilere Ausgabe 20½ Bogen gr. 8. auf Druckpapier 1⅓ Rthlr., auf Velinpapier 1⅔ Rthlr.

Schon die erste Ausgabe dieses klassischen Gedichts erfreute sich des allgemeinsten Beifalls, wovon außer allen in öffentlichen Blättern erschienenen Beurtheilungen auch schon der Umstand, daß bereits eine zweite Auflage nöthig wurde, das beste Zeugniß giebt. Diese neue Ausgabe ist wesentlich verbessert und bereichert. Die hauptsächlichsten Bereicherungen bestehen in „Einige Worte über Lukrez" in einer gediegenen Abhandlung „über das Leben und die Weisheit des Epikur", wovon Goethe selbst in einem beigedruckten, auch in anderer Hinsicht lesenswerthen Schreiben also urtheilt: „Der Aufsatz über das Leben und die Weisheit des Epikur ist anmuthig überzeugend, die Betrachtung gründlich und die Zeugnisse der Vorfahren am rechten Orte;" und in einer „Zeugniß" überschriebenen Ode zur Verherrlichung des Dichters.

Diese kurze Anzeige wird hinreichen Freunde der alten Literatur auf diese treffliche Uebersetzung aufmerksam zu machen.

---

[332] Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung ist so eben erschienen:

Die Canarischen Inseln nach ihrem gegenwärtigen Zustande und mit besonderer Beziehung auf Topographie und Statistik, Gewerbfleiß, Handel und Sitten, dargestellt von Francis Colemann Mac-Gregor Esqr., vormal. Königl. Großbrit. Consul auf den genannten Inseln. Mit Karten, Tabellen und illuminirten Kupfern. gr. 8. 1831. 2 Rthlr. 16 gGr.

---

[336] So eben erschien, und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Lieder von P. J. v. Béranger. (deutsch und französisch.) 1s Bändchen. Mit den vier neuesten Liedern von demselben Dichter, welche in Paris zum Vortheil der Polen erschienen, und dem General Lafayette gewidmet sind. — 8. 23 Bogen. Velinpapier. In Umschlag geheftet. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 6 gGr.

Wir hoffen, es werde keiner langen Empfehlung unsers heitern Bestrebens bedürfen, den Liebling Frank-

reichs, Béranger, dem lesenden Deutschlande in einem möglichst treuen Uebersetzungs-Versuche näher zu bringen. — Der Verfasser hat es an Fleiß und guter Laune nicht fehlen lassen; ebenso wenig wurde an typographischer Ausstattung gespart. — Das zweite Bändchen, durch den muthigen Kampf gegen das karlistische Regime noch interessanter, wird schnell folgen.

Stuttgart, im September 1831.

E. Schweizerbart's Verlagshandlung.

---

[335] Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Klopstocks Oden.

Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von

J. G. Grube.

Zwei Bände, 56 Bogen gr. 8. weiß Druckpapier 3½ Thlr.

Ueber die Vollkommenheit von Klopstocks Oden etwas zu sagen, wäre überflüssig; nur waren mehrere derselben für viele Leser und Verehrer Klopstocks, theils ganz, theils in einzelnen Stellen noch immer dunkel und unverständlich. Eine Ausgabe wie die vorliegende, war daher ein längst gefühltes Bedürfniß. Außer den Erläuterungen, welche sich der würdige Herausgeber Professor Gruber einst von Klopstock selbst erbeten und freundschaftlichst erhalten hatte, konnte er noch Cramer, Delbrück und Vetterlein benützen. Keineswegs ist er aber diesen Vorgängern gefolgt, nannte solche auch nur da, wo er ihnen beypflichtete, ungleich seltner wo er sie bestreiten zu müssen glaubte. Das Leben des Dichters voranzugeben zu lassen, war nothwendig. In gediegener Kürze findet man Alles darin, was zum Verständniß von Klopstocks lyrischen Gedichten dient, vermißt nichts was in den Umfang von dessen literarischer Thätigkeit gehört, und erhält zugleich ein getreues Bild von Klopstock dem Menschen.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

---

[339] In Ant. Doll's Universitäts-Buchhandlung in Wien hat so eben die Presse verlassen und ist an alle Buchhandlungen Deutschlands versendet:

Systematisches Handbuch der Zahnheilkunde

von

Dr. Georg Carabelli,

Edlen von Lunkaszprie,

Professor der Zahnheilkunde an der k. k. Hochschule zu Wien und ordentlichem Mitgliede der med. Facultät.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Ladenpreis (mit Einschluß einer Vorauszahlung auf die im Herbste erscheinende 2te Abtheilung) 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Name des Herrn Professors Carabelli, welcher die Zahnheilkunde mit so ausgezeichnetem Erfolge in Wien übt, und diesen Zweig der Heilkunde auch seit mehreren Jahren an der hohen Schule als Gegenstand eines besonderen Lehrfaches vorträgt, bürgt für den innern Gehalt des angekündigten Werkes. Dieses systematische Lehrbuch der Zahnheilkunde (zu welchem noch eine Vorrede nebst Einleitung mit der zweiten Abtheilung des ersten Bandes ausgegeben wird), beginnt mit der Geschichte und Literatur der Zahnheilkunde, und schließt den ersten Band mit der Anatomie und Physiologie des Mundes. Der zweite Band wird die Pathologie der festweichen und die Pathologie der festharten Theile des Mundes, dann die Operationslehre und Technik vortragen.

Ueber die bereits im Druck erschienene Abtheilung (die Geschichte und Literatur der Zahnheilkunde) läßt sich nur so viel sagen, daß sie mit einem großen Aufwand von bibliographischer Gelehrsamkeit ausgearbeitet ist, und sie an Vollständigkeit und Genauigkeit Alles übertrifft, was bisher für diesen Gegenstand geleistet worden ist.

---

[337] **Erklärung.**

Ich glaube sowol meinen mir günstigen Lesern als mir selbst die einfache Erklärung schuldig zu seyn, daß das sieben Bogen starke Büchelchen, betitelt „Meine Geschtante“, welches Herr Carl Hoffmann, Buchhändler in Stuttgart, als den in seinem Verlage herausgekommenen neuesten Roman von Johanna Schopenhauer, der Lesewelt, vor Allem aber den Leihbibliotheken, für einen Thaler anbietet, nichts anders ist, als ein ohne meine Einwilligung und ohne mein Vorwissen unternommener Seperatabdruck einer Erzählung, die ich für sein „Pantheon“, auf sein oft wiederholtes Anhalten darum, ihm gegeben, und die auch gleichzeitig mit jenem Abdruck im letzten Bande desselben erschienen ist.

Unkel am Rhein, den 7. August 1831.

Johanna Schopenhauer.

---

[338] In der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Rthlr. zu bekommen:

Beschreibung, nebst Abbildung eines einfachen und wohlfeilen Bettes und Zeltes für Dampfbäder in beliebigen Wärmegraden, als das zur Zeit bewährteste Vorbauungs- und Heilmittel gegen die orientalische Cholera, nebst einer kurzen Gebrauchsanweisung von Dr. C. F. Koch prakt. Arzte und Wundarzte.

---

[348] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Glyptothek treffender Bilder und Gemälde aus dem Leben für alle Stände. Herausgegeben von einem Verein für Kunst und Wahrheit begeisterter Freunde. Erster Band. Gr. 8. 18 Bogen auf gutem Druckpapier. Geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Ein geachtetes Blatt äußert über diese Schrift: „Der wahrhaft freisinnige Geist, welcher in diesen Novellen und Erzählungen weht, ist nur äußerst spaciam in den belletristischen Schriften unserer Literatur zu finden, und ein Buch, das gereiftere Lebensansichten darbietet, verdient daher mit vollem Rechte die Anerkennung der bessern Lesewelt. Führt die Redaktion auf dem glücklich begonnenen Wege fort, so verspricht dieses Werk mit der Zeit ein wahres Musterbuch für Deutschlands reifere

Jugend zu werden. Unter den sechs Novellen und Erzählungen, die der erste Band enthält, ist: „Der Pole und sein Sohn" unstreitig das schönste Denkmal, welches gegenwärtig dem Freiheitskampf dieser Heldennation errichtet werden kann. In rührenden Farben sind die gigantischen Leiden des unterjochten Volkes geschildert."

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[312] Neue zeitgemäße Schriften im Verlage der Arnoldischen Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

Dr. Frei, der Staat. Zeitgemäße Erörterungen. 8. br. 6 Gr.

— — die Kirche. Seitenstück zum Erstern. 8. br. 8 Gr.

— — Preußen, in seiner gegenwärtigen Stellung im Innern und nach Außen. Ein kurzer Ueberblick. 8. br. 4 Gr.

K. Speck, Grundzüge zu einem Regulativ für außerordentliche Einquartirung. gr. 8. br. 4 Gr.

Sammlung mehrer Schriften der Einwohner von Dresden an den Mitregenten Prinzen Friedrich August, Herzog zu Sachsen rc. gr. 8. br. 12 Gr.

Aktenstücke und Verordnungen über die Verhältnisse der katholischen Glaubensgenossen im Königreiche Sachsen, seit dem Posener Frieden. gr. 8. br. 18 Gr.

Was wünscht man im Königreiche Sachsen und was ist zu wünschen? br. 2 Gr.

Sendschreiben an die 127 abfälligen Katholiken in Dresden. Von Sirtus. br. 3 Gr.

Grundzüge der rein katholisch-christlichen Kirche, zunächst in Sachsen und Schlesien. br. 5 Gr.

---

[367] Bei F. Tendler Buchhändler in Wien ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Der Mensch als Kind

oder Darstellung einer auf naturgemäße Grundsätze gestützten physisch moralischen Pflege des Kindes, von der Geburt, bis zu den Jahren der Pubertät.

Für Eltern, Erzieher und Menschen im höhern Sinne des Wortes.

Von

R. F. Hussian

vormaligem Supplenten der theoretischen Geburtshülfe an der hohen Schule zu Wien rc. 2 Thle. 8. broch. 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Deutschlands

liebevollen Müttern

gewidmet.

Welch wichtigen Einfluß naturgemäße, physische und moralische Erziehung auf das Wohl einzelner Menschen und ganzer Staaten haben, ist wohl allgemein bekannt.

Der Verfasser bereits rühmlich bekannt durch frühere Schriften, hat sein möglichstes gethan um dieses auf das belehrendste und anschaulichste darzustellen, und hofft hiemit der ganzen Menschheit ein höchst nützliches und belehrendes Werk geliefert zu haben.

---

[214] Von

Michaud's

Geschichte der Kreuzzüge.

Nach der vierten französischen Original-Ausgabe übersetzt von

Dr. F. H. Ungewitter und L. G. Förster.

ist so eben der 4te Band (à 1 Thlr. 12 Gr.), mit 2 Bildnissen, erschienen. Der 5te und 6te Band erscheinen zu Ende dieses Jahres. Alle Buchhandlungen nehmen noch Bestellungen darauf an.

Die „Geschichte der Kreuzzüge" von Michaud ist das neueste, beste und ausführlichste Werk über diesen Gegenstand; Chateaubriand nennt es das historische Meisterwerk unsers Jahrhunderts. Wir dürfen daher dieses Werk, das hier in einer dem Original entsprechenden Uebersetzung erscheint, mit vollem Rechte allen Geschichtsfreunden als eine höchst interessante Lectüre empfehlen.

Basse'sche Buchhandlung.

---

[333] Lettres autographes de Voltaire.

Ich besitze eine Sammlung von 67, von Voltaire eigenhändig geschriebenen Briefen, die ich gesonnen bin, zusammen, für 300 Rthlr. Preuß. Ct. zu verkaufen und biete solche den zahlreichen Verehrern dieses berühmten Mannes, so wie Liebhabern und Sammlern von Handschriften ausgezeichneter Personen hiermit an, indem ich mir die dieserhalb an mich gefälligst zu richtenden Briefe franco erbitte.

Leipzig, den 29. August 1831.

W. Zirges, Buchhändler.

---

[340] In allen Buchhandlungen ist geheftet für 54 kr. zu erhalten:

Das Interdictum uti Possidetis und die Novi operis Nuntiatio.

Zwei civilistische Abhandlungen von L. G. Wiederhold, Obergerichts-Assessor.

(Hanau bei Friedrich König.)

---

[343] So eben ist bei Unterzeichnetem erschienen:

NOUVEAUTÉS

de la littérature française

Livr. 24 et 25. Prix à 18 kr. — 5 Gr., cont.

Marion de Lorme, par Victor Hugo.

Auf dieses neueste, höchst geistreiche Produkt des berühmten Verf. folgt

Le diable boiteux à Paris,

von Victor Hugo, Lamartine, Delavigne, Jouy, Barthelemy, Béranger, so wie überhaupt von den genialsten Köpfen Frankreichs, welche sich sämmtlich dazu vereinigt haben, herausgegeben. Es läßt sich also etwas ganz Ausgezeichnetes von diesem Werke erwarten.

Carl Hoffmann.

N°. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 17. Oktober 1831.

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

Schiller.

Neue Welten.

Von Gustav Pfizer.

Es brüllt der Sturm und weckt die See
Aus ihren leichten Träumen;
Sie zuckt empor in wildem Weh,
Mit ungestümem Schäumen.

Des Sturmes Braut, die Flamme, hört
Den Bräut'gam lärmen droben;
Hat aus dem Grunde schnell empört
Zum Aether sich gehoben.

So haben sie die ganze Nacht
Umarmt sich und umwunden;
Doch als das Morgenroth erwacht,
Da waren sie verschwunden.

Doch als die Sonne kam daher
Die rothe Bahn gegangen:
Da schaut ihr Aug' im grünen Meer
Ein herrlich Eiland prangen. —

Noch glänzender wohl sieht man oft,
Mit stürmisch wildem Wehen,
Sich neue Länder unverhofft
Im Meer der Dichtung heben.

Die Quellen rauschen wunderfrisch;
Viel neue Vögel singen,
Und Elfen schlüpfen durchs Gebüsch
Und winden Liebesschlingen.

Und die jungfräuliche Natur
Kann Glückliche nur dulden;
Kein Seufzer kränkt die heitre Flur,
Die Seelen kein Verschulden.

Den Jüngling lockt ein holdes Kind
Zum Pfad des Laubennetzes;
Und Aug' und Wang' und Busen sind
Die Tafeln des Gesetzes.

Sie dürfen nie des Frühlings Glanz
In Winters Gram betrauern;
Vor Räubern schützet sie ein Kranz
Von Alabastermauern.

Du Sänger nahst auf leichtem Kahn;
Doch wild die Wangen branden,
Der ungestüme Ocean
Vergönnt dir nicht zu landen.

Und Mauer=Wächter drohen dir
Den Eintritt zu verhindern;
Du mußt verarmt, wie König Lear,
Entfliehn — vor deinen Kindern!

Der Fuchsberg.

(Fortsetzung.)

Der König ritt still nachdenkend weiter, und befand sich jezt inmitten des Bezirks, wo ein eben so kühnes als schnell ausgeführtes Manöuver des genannten Helden die denkwürdige Schlacht entschieden und die bereits drohende Niederlage in einen Sieg umgewandelt hatte. Er feierte das Andenken an diese Heldenthat durch eine förmliche Erörterung, explizirte seinen damaligen Entwurf zur Schlacht, zeigte die Stellung der Heere, ja der einzelnen Regimenter, und erwähnte die Fehler, die dieser und jener von den Anführern, theils durch falsche Auffassung des Entwurfs, theils durch nachläßige Ausführung gemacht, und welches Unheil daraus entstanden.

Der König nannte hiebei einen jener denkwürdigen Hügel, zwischen denen damals die Schlacht sich bewegte und auf welchem er sich eben befand, den Fuchsberg. — Krohnstein, den diese Schilderung aus dem Munde des Heldenkönigs so lebhaft angezogen, daß er kein Wort davon zu verlieren wünschte, war so nahe heran geritten, als nur immer die Ehrfurcht erlaubte, und bei der Erwähnung des Fuchsbergs wagte er zu entgegnen: „Ew. Majestät verzeihen, der Fuchsberg ist jener zweite Hügel, tausend Schritte von hier; hier standen die zwanzig Kanonen des Generals von Manteufel.“ Aber der König blizte ihn mit scharfem Auge an und sagte: „Monsieur, davon weiß Er nichts, die Piecen standen weiter rechts.“ — „Entschuldigen Ew. Majestät,“ nahm jener gleichwohl das Wort, „das war die zweite Batterie des Generals von Manteufel. Jenes ist ganz bestimmt der Fuchsberg.“ — „Mein Freund,“ versezte der König, „Ihr seyd ein dummer Teufel. Inkommodirt Euch nicht, Ihr versteht davon nichts!“

Krohnstein zog sich tief verlezt in die Nähe der Reitknechte zurück, bei welchen des Königs herbes Wort ihm den Platz anzuweisen schien. Dieser aber sezte seinen Weg fort, erzählend, wie gerade im Augenblicke der Flucht des Fußvolkes Seidlitz, ohne Befehl abzuwarten, mit der ganzen Kavallerie des linken Flügels hervorgebrochen, alles vom Feinde bis an den Galgengrund über den Haufen geworfen und niedergehauen habe, so daß die Infanterie Zeit gehabt, sich wieder zu formiren. „Ohne ihn und seine Presençe d'esprit war die Bataille verloren.“ So schloß er die Schilderung.

Jezt war die Feldmark von Quartschen erreicht, an deren Grenze der Amtmann dieses Orts wartete, den König durch seinen Bezirk zu geleiten. Krohnstein war zu ihm geritten, mit der Bitte, von hier an die weitere Führung zu übernehmen, indem ein plötzliches Uebelbefinden ihn hindere, dieselbe fortzusetzen. Es geschah, er blieb zurück mit schmerzlicher Empfindung dem Zuge nachblickend, und schlug dann einen Seitenpfad ein. So hatte auch diese Freude sich ihm unter den Händen verkehrt, und statt der beifälligen Anerkennung, die er gehofft, war eine kränkende Zurechtweisung ihm zu Theil geworden, und was ein erhebendes Andenken für seine einsamen Tage zu werden den Anschein gehabt, hatte sein Unstern in eine wehethuende Erinnerung verwandelt. Er wandte sich in trüber Stimmung seiner Hütte wieder zu, indessen der König seinen Weg fortsezte. Dieser zog sich an wellenförmigen, dicht begrünten Vertiefungen hin, welche die Gräber der Russen bildeten. Der Amtmann machte darauf aufmerksam. „Opfer der Ignorance!“ sagte Friedrich und wandte sein Pferd in der Richtung nach Zorndorf. Aber je weiter er auf dem Schlachtfeld kam, um so mehr hatte er sich von seinem Irrthum in Beziehung auf den Fuchsberg überzeugt. Er blickte einigemal nach dem frühern Führer umher, vielleicht um ihn ins Gespräch zu ziehen. Der aber fehlte; der König dachte bald nicht mehr daran, und langte kurz darauf im Schlosse zu Tamsel wieder an, wo man sich sofort zum Diner begab, zu welchem die Frau vom Hause mit gezogen wurde. Diese hatte mit Befremden Krohnstein unter dem Gefolge des Königs bei der Zurückkunft vermißt; aber ihr blieb nicht Zeit, weiter nachzuforschen, und die heitere Stimmung Friedrichs während der Tafel, der, vergangener Zeiten sich erinnernd, die Gräfin häufig ins Gespräch zog, regte den Wunsch, solche für Krohnstein zu benutzen, immer lebhafter in ihr an. Sie nahm daher, als der König wieder des Schlachtfeldes erwähnte, die Veranlassung, zu fragen: „Wie sind Eure Majestät mit Ihrem Führer zufrieden gewesen?“ — „Apropos, Madame!“ rief der König lebhaft; „Sie erinnern mich an etwas. Wie heißt der Jäger?“

Die Gräfin nannte Krohnsteins Namen und jezige Verhältnisse, ohne der vorigen zu erwähnen, und der König befahl, ihn sofort her zu bescheiden, auf daß er gleich nach aufgehobener Tafel ihm vorgestellt werde; ein Auftrag, den Krohnsteins Gönnerin auf's Schleunigste auszurichten Sorge trug.

So stand er denn mit klopfendem Herzen im Vorzimmer, als ihm geboten ward, in das Gemach zu treten, wo Friedrich sich eben ganz allein befand. Dieser empfing ihn sehr freundlich, um seine Lippen spielte jenes bezaubernde Lächeln, das, wenn es seine Züge verklärte, ihm alle Herzen gewann. „Er hat Recht, Monsieur Fuchsberg!“ rief der König, fast scherzhaft, „und ich muß Ihm eine Reparation machen. Er war gut orientirt!“ — „Ew. Majestät,“ nahm Krohnstein das Wort, „ich war meiner Sache gewiß, denn ich war Anno 58 Fahnjunker im Regiment von Kamz, und die beiden Hügel werden mir unvergeßlich seyn.“ — „Er hat also die Schlacht

mitgemacht?" fragte der König, ihn schärfer ins Auge fassend. „Zu Befehl, Ew. Majestät," war die Antwort. „Ich hatte einen Hieb in den Kopf und einen in die Schulter bekommen, weil ich meine Fahne nicht loslassen wollte, und war eben von den russischen Dragonern gefangen, als die Gardes du Korps mich und die Fahne heraus hieben." — „Das hätte Er mir gleich sagen sollen!" entgegnete lebhaft der König; „warum aber hat Er quittirt?"

Krohnstein hatte nichts sehnlicher als diese Frage gewünscht. Er erzählte offen seine Geschichte und legte unverhohlen die Gesinnungen und Beweggründe dar, die ihn bestimmt hatten, den Abschied zu nehmen; auch bat er um Nichts. Aber er hatte die Freude, des Königs Billigung in seinen Zügen zu lesen; und als derselbe nach den Worten: „Er hat recht gehandelt; ich lobe Sein Point d'Honneur!" ihm Entlassung winkte, da hob er in stolzer Freudigkeit sein Haupt empor, und sein Herz schlug seit langer Zeit wieder frei und froh in der entlasteten Brust.

(Der Beschluß folgt.)

Einheit und Vielheit der Welten.

(Fortsetzung.)

Die Empfindungen, welche uns mitgetheilt werden, nachdem das große Thema von der Vielheit der Welten zur Reise gekommen, werden den Leser gewiß interessiren. Als es der galante Astronom und Philosoph endlich in der fünften Abendunterhaltung so weit gebracht hatte, daß sie seine folie: jeder Stern ist eine Sonne, welche mit vernünftigen Wesen bevölkerte Planeten erleuchtet, selbst aussprechen mußte, so antwortet er mit dem Verse der Phädra an ihre Vertraute: „Tu l'as dit!" Die Dame fühlt sich durch diese neue Ansicht von den unendlich vielen Weltbewohnern bestürzt, beunruhigt, ja erschreckt. Der Gelehrte dagegen ist à son aise, und erfreut sich des unendlichen Reichthums der Natur. Ihr dagegen erscheint die Erde nun so effroyablement klein, daß sie glaubt, hinfür für Nichts um sie herum sich mehr interessiren zu können; auch denkt sie, daß man von Vergrößerungssucht und Planmachen und dem vielen Abmühen befreit werde, wenn man an diese Unendlichkeit der Firsterne und ihrer Wirbel denke. Ob ein Alexander dadurch kurirt worden wäre, daran zweifelt ihr Freund, und gesteht zugleich, daß er von solchem Ehrgeiz und Unruhe frei sey. Ein Bischen Schwachheit für das Schöne sey sein Uebel, und er glaube nicht, daß die Planetenwirbel darüber etwas vermögen. Die andern Welten, fährt er fort, machen Ihnen diese hier klein, aber sie verderben Ihre schönen Augen, Ihren schönen Mund nicht; dieß behält immer seinen Werth, allen möglichen unendlichen Welten zum Troß. Die Liebe ist doch ein seltsames Ding, erwiedert die Markisin, sie macht sich aus allem los, und nichts kann ihr was anhaben! — Tauchen hier gepuderte Perrücken und Reifröcke auf? möchte ich den gebildeten Leser fragen; desto feiner und treffender dagegen sind die Bemerkungen über die Bewohner der verschiedenen Planeten; Heiterkeit, Sinn und Weltkenntniß machen sie höchst anziehend.

Nach der damaligen Weltastronomie war jede Sonne der Mittelpunkt eines unendlich feinen ätherischen Wirbels, der in immerwährender Bewegung begriffen, alles, was sich in ihm befand, also auch die Planeten, mit sich um seine Sonne herumführte. Die verschiedenen Wirbel der verschiedenen Sonnen sind größer, kleiner, schwächer, mächtiger; die Natur hat hierin die größte Mannigfaltigkeit und Abwechslung entwickelt, und wenn diese Wirbel zusammenstoßen, und wo sie sich berühren, da kommen noch allerlei Kuriositäten zum Vorschein, die wir aber bei Seite lassen. Auch dieß erklärt der Freund — wer sollte es glauben? — seiner geistreichen Schülerin. Am vierten Abend war die Unterhaltung auf den Jupiter und seine Trabanten gekommen; dabei äußert die Markisin die Meinung, es würde doch mehr Gleichförmigkeit und Regelmäßigkeit in der Welt seyn, wenn alle Planeten und Trabanten blos um die Sonne liefen. Ach, Madame, wenn Sie wüßten, was die Wirbel (les tourbillons) sind, die Wirbel, deren Name so schrecklich, deren Idee aber so anmuthig ist, Sie würden nicht so gesprochen haben. — Die Markisin kommt in eine Art von Extase; sollte mir der Kopf wirbeln, sagt sie lachend, es ist angenehm, zu wissen, was die Wirbel sind. Machen Sie mich vollends ganz närrisch, ich schone mich nicht mehr, ich habe keinen Rückhalt für die Philosophie mehr; lassen wir die Welt reden und geben wir uns den Wirbeln hin! Der erstaunte Gelehrte macht eine Bemerkung, die etwas satirisch ist, die wir aber, nach einem Jahrhundert, ganz getrost annehmen können: er habe nicht gewußt, daß Madame solche enthusiastische Launen habe; es sey aber schade, daß sie blos den Wirbeln gewidmet seyen. Ueberlassen wir das galante Paar seinen weitern Unterhaltungen, und bemerken nur noch, daß bei dem, was Herr von Fontenelle seine Freundin gelehrt, die Frage über die Ewigkeit der Welt stillschweigend übergangen worden zu seyn scheint, d. h. die Frage, ob die Wirbel nie zur Ruhe kommen.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberösterreich, September.

Das Gebirgsland von Oberösterreich.

Die nahende Seuche hat mich aus der Kaiserstadt vertrieben, und nun heile ich mich in dieser herrlichen Gebirgswelt, nicht sowohl von der Choleraangst, als von jenem fieberhaften Zustand, in welchen die tägliche tausendfache Wiederholung jenes fatalen Wortes in einer zunächst von der Epidemie bedrohten Stadt jeden versezt. Erwarten Sie hier von mir keine Berichte als „Nachklänge“ aus Wien; ich habe in meinem Ich einen förmlichen Sanitätskordon gegen alle Reminiscenzen von dorther gezogen; erwarten Sie auch nicht viel über die Menschenwelt in diesen Gebirgen; lassen Sie mich für diesmal bei der Natur bleiben. Der deutsche Leser ist gegenwärtig nicht in der Laune, sich von der idyllischen Ruhe des Hirtenlebens vorerzählen zu lassen, und was von den Elementen des hiesigen Volkslebens der Ruhe nicht angehört, würde mich alsbald von meinen Höhen in die neblichten Tiefen der Politik hinabziehen. Bleiben wir bei der Natur; ihre Ruhe und stille Größe beneidet Niemand, und noch keine der Partheien, in welche die Menschenwelt zerrissen ist, hat der Liebe zu ihr entsagt.

Wer die Schweiz bereist, betritt sie nicht leicht ohne die glänzendsten Erwartungen der Genüsse, die seiner harren; denn Hunderte von „malerischen Reisen“ und „Wegweisern,“ Tausende von Reisenden aus allen Ländern Europas verbreiten Lob und Kenntniß des Landes; es ist kaum eine Schlucht, ein Gletscher, ein Wasserfall, eine Fernsicht, wenigstens in den besuchteren Gegenden, die nicht ihren Beschreiber, ihren Sänger, ihren Maler gefunden hätte; im Lande selbst ist für die Bequemlichkeit des Fremden auch in den wildesten Gegenden gesorgt: sichere, meist bequeme Wege, gute Wirthshäuser, Führer, Reitpferde, Ruhesitze trifft man überall. Der Fußgänger durchwandert den höchsten Gebirgsstock Europas kreuz und queer ohne Führer, wenn er nur den Strich der englischen Züge und die Excremente ihrer Saumrosse nicht aus den Augen läßt. Auf der Höhe des 4400 Fuß hohen Rigi ißt, trinkt, schläft und zahlt man, wie in einer Residenz. Der wahre Freund der Natur und der, der nach Groschen, nicht nach Pfunden Sterling rechnet, würde freilich manche dieser Anstalten gerne vermissen; wenn er, um den Reichenbachfall im Haslithal zu besehen, in eine elegante Hütte treten muß, wo ein feingekleideter Herr, in der einen Hand das Fremdenbuch, die andere geöffnet zum Empfang eines „Beitrages nach Belieben,“ ihm höflich entgegenkommt, so wird ihm die Hälfte des Genusses entzogen; er würde gerne außerhalb der Hütte verweilen, wenn nicht diese zur Bequemlichkeit der Fremden gerade den Standpunkt ausfüllte, der der günstigste ist. Durch solche Erfahrungen wird der Naturgenuß, den die Schweiz gewährt, zuweilen getrübt; man denkt unwillkührlich an ein künstliches Zimmerpanorama, das man von einem bequemen Sessel aus um sein gutes Geld beschauen darf.

Wenn wir über die Schwärme von Reisenden staunen, die jährlich die Schweiz überziehen, ja den Sommer über zu Hunderten an den Ufern des Brienzer- und Thuner-, so wie des Genfersees sich niederlassen, so muß es auffallen, daß ein an den größten Naturscenen reiches, deutsches Gebirgsland, das sich in mancher Beziehung mit der Schweiz messen darf, ja in einzelnen eigenthümlichen Parthieen sie vielleicht übertrifft, höchst selten besucht wird, ja fast unbekannt ist: ich meine Oesterreich und das nördliche Steiermark. Die Urgebirgskette der Alpen, die bei Nizza am mittelländischen Meer beginnt, durch die Schweiz, Tyrol, Steiermark, Kärnthen bis gegen Ungarn sich fortsezt, ist zu beiden Seiten von Kalkgebirgszügen begleitet, die zwar weniger hoch als jene sind, aber durch ihren Reichthum an abentheuerlichen Formen, Felsschluchten, wilden Thälern, Höhlungen u. s. w. sich auszeichnen. Ein solches, meist aus dichtem Kalkstein bestehendes Gebirge ist es, das aus dem Salzburgischen, durch Oberösterreich, die nördliche Steiermark und Unterösterreich sich erstreckt; es läuft nördlich im Donauthal aus und endigt nach Osten an der Neustädter Ebene, die unmittelbar in die unermeßliche ungarische Ebene übergeht. Dieses östliche Ende liegt südwestlich von Wien und wird hauptsächlich durch den Stock des 6600' hohen Schneebergs gebildet. Die höchsten Punkte der Kette sind der 9000' hohe Dachstein und der 8000' hohe Priel. Der Wanderer trifft in der ganzen Kette eine ununterbrochene Reihe der mannigfaltigsten Naturscenen, und wenn ihr die Gletscher und großen Wasserfälle der Schweiz fehlen, so hat sie in der Bildung ihrer Thäler und Felsen Großartiges und Eigenthümliches genug, was sie einer Vergleichung werth macht. Der Schneeberg, den der Schnee nie ganz verläßt, ist durch seine Umgebungen und durch die herrliche Fernsicht von seinem Gipfel ausgezeichnet; leztere sucht ihres Gleichen in Europa: sie reicht von den Karpathen und Sudeten bis an die Tyroler Gebirge, von der unabsehbaren ungarischen Ebene und dem Neusiedlersee bis in die Schneegipfel Salzburgs; und diese Alpe gehört zu den Umgebungen Wiens; der Wiener besteigt sie und ist am Abend des zweiten Tages wieder innerhalb seiner Linie; welche Hauptstadt Europas kann sich eines solchen Nachbars rühmen! Und doch würdigt ihn die bequeme Kaiserstadt erst seit Kurzem ihrer Aufmerksamkeit. Um den Schneeberg lagert sich ein Labyrinth der anmuthigsten und wildesten Thäler, über die mächtige Felsmassen in den abentheuerlichsten Formen, wie sie kaum die Phantasie erzeugen kann, emporragen. Von dem Engthal und Wasserfall der Mira, die sich durch ein Meer von Felstrümmern Bahn bricht — von dem Felspaß bei Guttenstein — von dem Nachtthal, das, vor 40 Jahren noch undurchdringlicher Urwald, jezt einer protestantischen Gemeinde Nahrung und Obdach gibt, aber zugleich Bären und Luchse beherbergt — von der Schneealpe, dem Concentrationspunkt der steirischen Alpenwirthschaft — von den schauerlichen Klüften am todten Weib, von dem wilden Ring bei Weichselbaden, dem reichsten Gemsenrevier der Alpen — vom Gesäuse bei Admont, einer 6 Stunden langen, von starren Felskolossen gebildeten Thalenge, die die Ens in beständigen Wasserfällen durchtobt — von den malerischen Seen des Salzkammergutes — von den häufigen, oft 12fachen Echos und den tausend übrigen Bildern dieser reichen Gebirgswelt hat nicht nur der Ausländer, sondern selbst der Oesterreicher zum Theil nur mährchenhafte Notizen.

Welch reichen Stoff der Beobachtung findet zugleich der Freund der Industrie, der Staatswirthschaft, der Geschichte, des Volkslebens! Die Badeorte Baden und Ischel — die ehrwürdige Ruine Stahremberg im Piestingthal, größer als die Heidelberger — der berühmte Wallfahrtsort Mariazell — das kaiserliche Eisengußwerk in seiner Nähe — die weltberühmten Eisenbergwerke zu Eisenerz — die Alpenwirthschaft — die eben so sinnreichen, als riesenhaften Anstalten, um das Holz aus den unzugänglichsten Höhen in die Thäler, aus diesen in größere Flüsse, über Wasserscheiden, und endlich der Donau und der Residenz zuzuführen — das schöne Kloster zu Admont — die ungeheuren Salzwerke mit viele Meilen langen Soolenleitungen in Oberösterreich u. s. w. — sind lauter Gegenstände, die so interessant und zum Theil großartig, als in Deutschland fast unbekannt sind.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 18. Oktober 1831.

Ob Untergang der Welt wohl droht? —
Vermuthlich! Doch mir ist's nicht leid:
Denn bleibt nur Gott in Ewigkeit,
Wird's nie an Welten fehlen.

Goethe.

Einheit und Vielheit der Welten.

(Beschluß.)

Tod jedes Planetensystems. Die Newtonische Mechanik des Himmels gibt uns über das Ende eines Planetensystems keinen Aufschluß, ebensowenig eine Gewähr für seine Dauer. Sie kann den Anfang der Bewegungen uns nicht darlegen, sie schweigt darüber; nur die vorhandenen Bewegungen kann sie erklären. Der Uhrmacher kann sagen, wie lange die Uhr, die er verfertigt hat, dauern werde. Wenn die Räder an einander sich abgerieben, die Spindeln abgelaufen, die Federn ermattet sind, dann ist das Ende des Mechanismus da. Ob aber die wechselseitige Sympathie der Sonne und der Planeten je ermüden, ob sie sich gleich bleiben oder gar aufhören wird, wissen wir nicht. Hört sie einmal auf, dann fliegen die Planeten wie eine Heerde ohne Hirten aus einander, suchen sich fremde Sonnen oder wählen gar sich einen rebellischen Planeten zu ihrem Oberhaupt. — Da Fontenelles Markisin vom Untergang einer Welt sich ohne Schrecken unterhält, so werden gewiß auch die Leser dem künftigen Tod ihres Planetensystems muthig entgegensehen, und die Erzählung einiger Symptome desselben nicht mit Grauen von sich weisen. Es scheint mir, als hätten die Astronomen aus Schonung dieses nach ihrem System unvermeidliche Ereigniß verschwiegen, oder es zur Ehre desselben nicht so weltkundig machen wollen. Es ist aber unzweifelbar: jedes Planetensystem trägt den Keim seines Todes in sich, also auch das ganze Weltsystem, das nach dem Newtonischen Mechanismus selbst nur ein vergrößertes Planetensystem ist.

Damit verhält es sich aber also. Der alte Witz: es gibt keinen leeren Raum, ist nun eine Grundwahrheit geworden, und die Wirbel, welche wir eben verlassen haben, sind gewissermaßen vorhanden, nur in Ruhe, nicht durch sich selbst bewegt. Dieß ist die Grundwahrheit von dem Daseyn des Weltäthers. Es ist die Nothwendigkeit anerkannt, bei diesen unzähligen Ausstrahlungen von Körpern und Kräften, von Kometen und Meteorsteinen ein subtiles, eigentlich so zu nennendes unendliches Weltmeer anzunehmen, in welchem, so zu sagen, alle planetarischen Körper, überhaupt alle Weltkörper, schwimmen. Die Physiker haben auch erkannt, daß das Licht nicht durch unendliche Weiten seine Wirkung ausgieße, sondern eben vermittelst des Weltäthers, dessen unendlich viel feinern und schnellern Schwingungen das Auge sehend empfindet, wie das Ohr die viel gröbern der Luft hört.

Die Weltkörper des Sonnensystems bewegen sich also in einem über alle Maaßen feinen Meere. Ihre Geschwindigkeit und Körperlichkeit mag nun noch so groß seyn, das Flüssige noch so zart und fein, so leistet es ihnen doch, nach einem allgemeinen Naturgesetz, Widerstand; die kleinste Kraft, immer fortwirkend, bringt die größten Wirkungen hervor. Der Wassertropfen höhlt den Stein aus, die höchsten Granitfelsen verwittern, kraft dieses Naturgesetzes. Dieser Widerstand, sich immer wiederholend,

wird die Bahn des Planeten ändern, denselben immer näher zur Sonne drängen, seine Bahn kleiner machen, wie sich durch Rechnung als nothwendig zeigen läßt. Nach und nach immer näher rückend, stürzen endlich alle Planeten in die Sonne. Uranus wandelt alle Zustände der niedern Planetenbildungen durch; so geht die Erde durch die Stufe der Venus, des Merkurs, ehe sie die Sonne aufnimmt, und so die andern Planeten. Es wird lange, lange Zeit dauern. Aber das Menschengeschlecht wird doch einmal erforscht haben, wie lange es noch dauert, bis die Erde in die sonst angebetete Sonne, jezt ihr Grab, sinkt. Wir haben die Einheit der Welt bewundert, aber die Einheit des Grabes für jedes Planetensystem ist jezt ein um so schreckenerregenderer Gedanke. Ohne es zu ahnden, hat der so hoch gefeierte Newton, anstatt die einfachsten Gesetze für das Leben der Natur zu lehren, zugleich die Geschichte ihres Todes geschrieben. Doch wir wollen es heiterer ausdrücken: die Geschichte der allmähligen Veredlung und Umbildung der Planeten — und ihrer Bewohner? — bis zu ihrer Vereinigung mit der Sonne.

Das Prinzip der Wahrscheinlichkeit. Die Lehre von der Einheit des Weltmechanismus hat sich, verlassen von aller andern Auslegung der Natur, einem Prinzip in die Arme geworfen, womit sie sich ihre eigene Armuth täuschend verbirgt, dem Prinzip der Wahrscheinlichkeit, dieser Tochter des Zufalls und der Unwissenheit. Diese neue Pandora, deren Name schon zeigt, daß sie ein Schemen, ein Schatten- und Scheinbild ist, hat sich unter den Händen der Mathematiker gar stattlich herausgepuzt und unter allen Klassen von Menschen großen Anhang erhalten; ja sie beherrscht einige unwiderstehlich nicht blos am Spieltische, sondern auch an der Familientafel, am Gerichtstische. Wir laufen Gefahr, daß die Menschen ein das diesseits und jenseits nach Wahrscheinlichkeit berechnendes Geschlecht werden. Was sie im Reiche des Zufalls gefunden, das tragen sie über ins Reich der Freiheit oder der Natur, deren Begebenheiten wie die Resultate einer Lotteriezienung behandelt werden. Die Wahrheit muß erst bei der Wahrscheinlichkeit sich einen Paß holen, wenn sie sich Eingang und Zutritt verschaffen will. Kann man die reifen Früchte vom Baume der Wahrheit nicht haben, so begnügt man sich damit, taube Nüsse vom selbstgepflanzten Baum der Wahrscheinlichkeit zu schütteln. Diese Ansichten haben so sehr alles durchdrungen, daß ich, unbesorgt, dem Leser möchten die Haare zu Berge stehen, einige Beispiele aus dieser Astronomie, durch Wahrscheinlichkeit veredelt, anführen kann.

Es läßt sich eine Million und dreimalhunderttausend, ja noch etwas mehr, gegen eins wetten, daß die Sonne morgen wieder aufgeht, d. h. die Erde sich umzudrehen fortfährt, weil sie sich schon gar viele Jahre umgedreht hat. Die Erde wird dadurch weder als Glied des Sonnensystems, noch als irgend einem andern Naturgesetz unterthan erklärt. Der Satz ist so nichtssagend, daß ihn auch ein Hottentott aussprechen könnte. — Es lassen sich aber vier Billionen gegen eins wetten, daß die Bewegungen aller Planeten von Abend gegen Morgen, und ihre damit übereinstimmende Bewegung um ihre eigene Achse kein Zufall sey. Hier ist auf eine höchst komische Weise aus der Lehre vom Zufall bewiesen, daß es keinen Zufall gebe, und der Rechenmeister hat mit seiner Kunst die Vernunft todtgeschlagen. Ich wundere mich nur, daß sie nicht berechnen, wie wenig Wahrscheinlichkeit es habe, daß die Welt existire. — Wie vom Endlichen zum Unendlichen ewig eine nie zu überschreitende Kluft ist, so zwischen der Wahrheit und der Wahrscheinlichkeit. Wenn einer sagt, es lasse sich tausend gegen eins, eine Million, eine Trillon, eine Centillion und so ins Weite fort gegen eins wetten, daß ein gewisser Komet mit der Erde nicht zusammenpralle, und behauptet, dieß sey eine der Gewißheit und der Wahrheit eines Naturgesetzes sich stark nähernde Wahrscheinlichkeit, so täuscht er sich gerade so, wie die Kinder, welche glauben, sie können den Regenbogen mit Händen greifen und immer getrost auf ihn zulaufen. Wo die Möglichkeit, daß der Komet die Erde ersäuft, immer noch bleibt, was für Trost geben mir jene Zahlen? Und was wäre das für ein Trost für eine Gesellschaft von sechs Personen, wenn sechs Tassen Thee auf dem Tische stünden, worunter eine mit Gift gemischt wäre, und dieß diesen Personen, jeder einzeln, bekannt gemacht würde? Die Wahrscheinlichkeit, daß eine vergiftet wird, ist hier wie beim Spiel mit einem Würfel. Nun wird jeder der Gesellschaft Angehörige sich nach der tröstenden Kometentheorie sagen, mich trifft die Tasse nicht, warum soll sie gerade mich treffen? Nach dieser Hoffnung, die alle sechs haben, könnte gar keiner vergiftet werden. Ihre Hoffnung ist demnach gänzlich unvernünftig. Es treffen nicht alle Kugeln, sagen die Soldaten; die Todten stehen nicht mehr auf, und die Uebriggebliebenen breiten den Ruhm dieses Denkspruchs aus. Der Rechner hat seine Zahlen, diese sind aber für den Nachdenkenden keine Gründe, weil es unendlich viele Zahlen gibt. — So sind die Menschen verschieden: der eine ahnet ein Naturgesetz aus einigen harmonirenden Erscheinungen, und wirft sich blindlings in eine Reihe von Forschungen; der andere frägt vorher den Zufall, und rechnet lustig die günstigen und ungünstigen Fälle, dann waffnet er sich, ein Naturgesetz damit zu erobern.

Die neuen Welten. Herschel zog den Vorhang auf, er ließ uns in die Tiefe des Himmels blicken, und führte uns einen Reichthum von Erscheinungen und Bil-

bungen vor, welche selbst den Rechenmeistern des Universums Theilnahme abnöthigen und sie in Erstaunen setzen. Es war an sich interessant, aber das wichtigste war, daß die Kleinlichkeit der alten Idee von der nur in planetenweltartigen Systemen sich erschöpfenden Naturkraft vor diesen neuen Wesen verschwand. Nach der alten Ansicht gab es nichts Grandioses am Himmel, als den Maßstab. Die Milchstraße selbst, dieses räthselhafte Wesen, war nach der Art unseres Planetensystems gebaut; nur hatte noch Niemand die Centralsonne dieser Sternschicht gesehen. — Eine neue Welt hat eine neue Wahrheit aufgedeckt: es walten bildende Kräfte mannigfacher Art am Himmel, die von unserer und der alten Schwerkraft unabhängig sind, und früher als diese wirken; der Bildungstrieb geht dem Mechanismus voran.

Ich glaube fast, und viele der Leser mit mir, daß Herr von Fontenelle, der Präsident der französischen Akademie, mit seiner gepuderten Perrücke, und seine Freundin, die schöne blonde Markisin — welche über die Sonnenwirbel, in denen die Planeten umherschwammen, so entzückt war — sich sehr freuen würden, wenn sie einen Blick in diese neuen, von Herschel eröffneten Gegenden werfen könnten; würden sie nicht mit uns sagen: dieß ist die wahre Vielheit der Welten?

J. W. Pfaff.

Der Fuchsberg.

(Beschluß.)

Mehrere Monate waren vergangen und der Winter herangekommen. In Krohnsteins Lage hatte sich nichts verändert, aber er schien gleichwohl heiterer, lebensfroher zu seyn, als früher. Auch von der Gesellschaft der würdigen Gräfin schloß er sich nicht mehr so beharrlich aus, und nahm öfter als sonst an Einladungen Theil, welche diese häufig an ihn und seine Mutter ergehen ließ. — Da sagte einstens die Gräfin bei einer solchen Veranlassung: „Ich werde Gäste bekommen aus Berlin zum Weihnachtsfeste, und rechne da um so mehr auf Ihre Gesellschaft, da es, wenn ich nicht irre, alte Bekannte von Ihnen, lieber Krohnstein, sind: der General Dupetit nämlich, und seine Tochter, die Hofdame.“

Sie schien die Gluth nicht zu bemerken, die bei diesen Worten Krohnsteins Wangen färbte und ihn den forschenden Blick nicht gewahr werden ließ, welchen die Mutter auf ihn richtete, sondern fuhr fort: „Es ist zu verwundern, daß das junge lebhafte Fräulein sich so gut in den Umgang und die Lebensweise der ernsten, bejahrten Königin findet. Aber sie soll keine Veränderung ihrer Lage wünschen, und hat, wie man mir schreibt, mehrere bedeutende Heirathsanträge beharrlich ausgeschlagen.“

Krohnstein antwortete nichts, aber er vermochte seiner Bewegung kaum Herr zu werden, und in den nächsten Tagen sann er unaufhörlich, wie er es anstellen wolle, auf irgend eine schickliche Weise Luisen fern zu bleiben. Aber bevor er hierüber zu einer Entschließung gekommen, lief eine Kabinetsordre ein aus Potsdam, welche für ihn das Patent als Kapitän und Kompagniechef im Regiment des Königs enthielt. Er jubelte, weinte und lachte, und eilte mit Schritten, welche die Freude beflügelte, auf das Schloß, der edeln Gönnerin sein Glück zu verkünden. Im Schloßhof stand aber ein Reisewagen. Doch er ward es nicht gewahr, und als er in frohem Ungestüm ins Zimmer der Gräfin drang, stand neben dieser der General Dupetit und Luise.

Als die ersten Mittheilungen vorüber waren, würzte die Erinnerung an die Vergangenheit die Unterhaltung. Der General wußte Manches zu erzählen von Krohnsteins ehemaligen Kameraden, unter andern auch, daß Gödern bei dem lezten Herbstmanöver sich abermals in die Nähe des Königs gedrängt, worauf dieser, ihn von der Seite ansehend, gesagt habe: „Ich weiß jezt, wie Er heißt; bleib Er auf seinem Platze.“ Alles lachte. Der General aber fuhr fort: „Der Thor hat sich einmal auch allerlei in Beziehung auf meine Tochter eingebildet. Das aber wäre, wie mir Jemand — er blickte hiebei lächelnd nach Luisen — im Vertrauen gestanden, fehlgeschossen gewesen, auch wenn mir der Eidam recht gewesen wäre.“

Als aber nach einigen Tagen ein liebendes Paar um seinen Vatersegen bat, da legte er vergnügt Luisens Hand in die des glücklichen Krohnstein und sagte: „Ist mir doch so mein liebster Wunsch erfüllt, das Mädchen nur einem Manne zu geben, den mein König kennt als einen Ehrenmann.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberösterreich, September.

(Fortsetzung.)

Besteigung des Schaafbergs.

Ich beschränke mich heute darauf, eine der schönsten Parthien, die Besteigung des Schaafbergs, näher zu besprechen. In Ischl, das der vornehme Wiener gerne besucht, um Soolenbäder zu gebrauchen und Ausflüge in die Alpenwelt des Salzkammerguts zu machen, beschlossen wir, die nahen Seen, Mond-, Atter- und Abersee, und den Schaafsberg, um dessen Fuß sich jene legen, zu besuchen. Einige Badgäste verglichen diesen dem Rigi, was keine geringe Empfehlung war. Wir stiegen noch hinauf zum Paraplule, einem

der fünfzig Ruhe-, Erholungs-, Freundschafts-, Liebessitze und Plätze um Ischl, die meistens den Namen einer fürstlichen oder gräflichen Person führen (z. B. Fürst Metternichsrasen), und blickten hinab auf das am Zusammenfluß der Ischl und Traun gelegene Städtchen, das mit seinen grauen Schindeldächern und freundlichen weißen Häusern auf dem waldigen Hintergrund sich gut ausnimmt; das fruchtbare Thal, durchströmt von der reißenden Traun, zieht sich rückwärts gegen den Hallstädtersee und vorwärts gegen den Traunsee durch Reihen sanfter Laubwaldberge hin. Das Amphitheater, das diese um das Städtchen bilden, wird gegen Süd und Südost von Felshäuptern und Schneefeldern überragt. Das Ganze der eben so freundlichen, als großartigen Ansicht macht Ischl zu einem der anmuthigsten Badeorte. Wir zogen der Traun entlang, dann links ab über die Wasserscheide, hinunter an den Attersee; der Weg führt durch ein wildes Thal, von einem raschen Wildbach durchtobt. Das Wirthshaus zu Weißenbach, am See gelegen, bietet eine herrliche Aussicht auf den See und seine Umgebungen; eine Menge Karossen standen vor demselben; sie hatten eine Anzahl Ischler Badegäste hergebracht, die den schönen Nachmittag zu einer Lustparthie an den freundlichen See benuzt hatten. Der vier Stunden lange, eine Stunde breite See lag wie ein Metallguß zwischen den sanften Hügeln, die seine Ufer bilden und nach Norden allmählig ein ebenes Land übergehen. Kein Lüftchen kräuselte seine Oberfläche, nur zuweilen schnellte ein Fisch auf und bildete Kreise. Ein Posthorn ertönte vom See her und mehrere Nachen wurden sichtbar; weiße Kleider, rosenfarbene Hüte mit fliegenden Bändern, ein von Hand zu Hand gehender Tubus, Blumensträuße am Rand des Kahns, Baldachins, bunte Shawls an Stäbe gebunden, als Fahnen flatternd — Alles verrieth die Rückkunft der vornehmen Badgäste von der romantischen Wasserfahrt. Sie stießen an, die schönen Wienerinnen stiegen aus, unterstüzt von den derben Ruderknechten, und die Gesellschaften verloren sich in Haus und Garten. Die Sonne war am Untergehen. Wir ließen uns in einem Einbaum übersetzen nach Unterach, auf dem westlichen Ufer des Sees, von wo wir den andern Morgen unsere Wanderschaft auf den Schaafsberg antreten wollten. Todesstille war auf dem See, wir brachen sie durch einige Pistolenschüsse, die von den Bergen nach Süden zurückgeworfen wurden. Der hakenförmig gestaltete Drachenberg begrenzt den Blick nach Westen, nach Süden bildet der Schaafsberg und seine Vorhügel zunächst die Ufer des Sees. Sein nördliches Ende verschwamm allmählig in der Abenddämmerung, während der Felsrücken des Schaafsbergs im Glühroth der untergegangenen Sonne brannte und der dunkler gewordene See sein Bild aus der Tiefe zurückwarf. Von Unterach brachen wir frühzeitig auf. Wir zogen den geraden, aber höchst beschwerlichen Weg einem weitern, der einen Theil des Berges umgeht, vor. Der Pfad durch den Wald, häufig an Abgründen hin, war häufig sehr gefährlich, oft kaum Schuh breit; endlich aber war das Ende des Walds erreicht und mit Einem Schritt lag eine herrliche grüne Matte vor uns, aus deren Hintergrund der kolossale Felsrücken des Schaafsbergs aufstieg; sechs Hütten lagen zerstreut auf der Matte, kastanienbraunes, glänzendes Vieh weidete am Rand des Waldes und unter einzelnen riesenhaften Buchen; ein großer eingezäunter Raum diente zur Futterzucht. Wir wurden in die Hütte eines Schweizers gewiesen, der uns köstliche Buttermilch, Brod und Butter vorsezte. Diese Alme heißt die Eisenau; sie ist durch üppigen Graswuchs ausgezeichnet. Die Hütten sind groß, reinlich; ein großer Viehstall, zur Hälfte von Stein erbaut, zeigt den Wohlstand der Besitzer; der Schweizer (aus dem Kanton Zug gebürtig) bereitet Käse nach Schweizer Art, wozu er den Schwaigerinnen (es sind, wie auch auf den steirischen und unterösterreichischen Alpen, gewöhnlich nur Mädchen in den Alphütten) die Milch abkauft. Die Alpenwirthschaft ist überhaupt in Oberösterreich, und besonders auf dem Schaafsberg, vollkommener, als in Steiermark und Unterösterreich; das Vieh ist hier klein, mager, die Hütten ärmlich, unreinlich; von Käserzeugung ist keine Rede; es wird nur Butter und Zieger, meist zum eigenen Gebrauch der Familie, bereitet.

Wir verließen gestärkt die Eisenau und kamen nach einständigem Steigen an eine einsame Hütte, vor der die Schwaigerin auf einem Stein Wäsche klopfte. Die Hütte liegt auf felsigem, kahlem Terrain; eine halbkreisförmig gebogene, wohl 2000' hohe Felswand, den Gipfel des Schaafsbergs tragend, steigt hinter ihr empor aus einer kesselförmigen Tiefe, auf deren Grund ein kleiner dunkelgrüner See, der Mittersee, liegt. In dieser schauerlich wilden, einsamen Gegend, wo nur die Gemse pfeift und der Wolf heult, wohnt die junge Schwaigerin drei Monate des Jahrs, und sieht oft Wochen lang kein sterbliches Wesen, außer ihrem Vieh und sich selbst im Spiegel des Sees, aus dem sie Wasser schöpft. Wir versprachen ihr, vom Gipfel herabzurufen, und verfolgten unsern Weg weiter. Ein herrliches Echo hielt uns lange auf, das der obengenannte Felsenkreis zurückwarf: es tönte, wie lauter Akkorde, rein und feierlich, gleich dem Hallen einer Orgel in einem kolossalen Dome, und wiederholte ganze Zeilen unserer Lieder. Nach Ersteigung eines Grates lag plözlich der Mondsee mit seinen sanft aufsteigenden fruchtbaren Ufern zu unsern Füßen. Der Eindruck von Ernst und Wildheit, den der riesenhafte Felsenbau mit seinem geisterhaften Echo gemacht hatte, mußte dem des Friedens und der Heiterkeit Plaz machen, beim Anblick eines reichen, mit Dörfern und Höfen übersäten, niedrigen Hügellandes, das sich um den klaren, ruhigen See ausbreitete. Der Mondsee liegt westlich vom Attersee am Fuß des Schaafsbergs; er ist 2½ Stunde lang, ¾ Stunden breit. Eine senkrechte Wand steigt vom Gipfel des Schaafsbergs nach Norden herab und macht, daß er nur von Süd und Südwest erstiegen werden kann. Wir mußten den Fuß der Wand verfolgen, bis wir an einem Grat anlangten, der uns den Anblick des Wolfgangsees nach Süden eröffnete. Dieser, drei Stunden lang, eine Stunde breit, unterscheidet sich vom Mondsee durch wildere Umgebungen; er liegt noch mitten im Gebirge, während der Atter- und Mondsee schon dem hügligten Land angehören. Jenseits einer breiten Schlucht nach Südwest kamen die Hütten zum Vorschein, von welchen aus der Gipfel gewöhnlich erstiegen wird. Wir entschlossen uns, statt den bequemen, aber weiten Weg über diese Hütten zu machen, durch eine der vom Kamm des Gipfels absteigenden Schluchten hinaufzuklimmen; wir zogen uns von Strauch zu Strauch, von Stein zu Stein hinauf, schlüpften durch das verworrene Krummholz und erreichten den Kamm, von dem sich zu unserer Beruhigung eine flache, weite Haide bis zum Gipfel und der Triangulirungspyramide hinaufzog. Endlich standen wir auf dem höchsten Punkt des 5500' hohen Berges und weideten unsere trunkenen Blicke an dem unbeschreiblich schönen Panorama.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 250.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 19. Oktober 1831.

„Er stößt mich eben so sehr ab, als er mich anzieht, so zart, rührend, kräftig, ja groß er zu Zeiten seyn kann, so klein, widerwärtig und roh erscheint er dann wieder, und zwar aus Willkühr, um mit dem Enthusiasmus ein verhöhnendes Spiel, und mit dem Spiele selbst ein anderes, ganz außer der Poesie liegendes zu treiben, welches dieses und jede Poesie vernichtet."

L. Tieck Einleitung zu Lenz's Schriften.

Der Dichter Lenz.

Mittheilungen von August Stöber.

Den unglücklichen, fast bis auf den Namen verschollenen Dichter Lenz hat der Lebenserwecker so vieler herrlichen Blüthen, Ludwig Tieck, wieder zuerst unter die Auferstandenen gebracht *). Er hat das Zerstreute gesammelt und die in psychologischer und poetischer Hinsicht gleich wichtigen Blätter, in welchen der Dornen so viele sind als der Rosen, zu einem Strauße gewunden. Es ist ein merkwürdiges Denkmal jener Sprüh- und Glühperiode der deutschen Literatur, welche durch Goethes Erscheinen hereinbrach. In ihm zeigt sich die ganze Kraft und Unkraft derselben; ihr schönes, segenvolles, wie ihr verzerrtes, krampfhaftes Bild. Aber vor den vielen Bären, die mit ihren Tatzen in Goethes Leier schlugen, zeichnet sich der Lenzische Genius siegreich aus. Bei ihm war es nicht Unvermögen, Nachahmen aus Tölpelei, wohl aber allzuüppiges Geistesfunkeln, freudiges Ergreifen des Verwandten, des Eigenen, und durch Goethe in seinem Herzen Hervorgerufenen.

Folgende Mittheilungen mögen dem Psychologen und Literatoren vielleicht keine unwillkommene Gabe seyn; sie enthalten Notizen über des Dichters Leben und Ergänzungen zu Tiecks wenigen Angaben, besonders zu seinem Aufenthalte in den Rheingegenden, in welchen er des Erfreulichen und Unheilbringenden so Vieles genoß, in welchen sein poetisches Talent seine ganze Richtung bekam und sein Leben ein ganz umgestaltetes, neues ward.

Die Quellen, aus welchen ich schöpfe, sind Briefe von Lenz selbst, Aufsätze und mündliche Nachrichten von einigen wenigen noch lebenden Freunden und Bekannten, und ein, zum Theil von Lenz geführtes, Protokoll der Straßburger Gesellschaft für deutsche Sprache.

Jakob Michael Reinhold Lenz wurde zu Seßwigen in Liefland den 12ten Januar 1750 geboren. Er studirte 1768 in Königsberg, und begab sich von da aus nach Berlin, wo er einige literarische Verbindungen knüpfte. Im Jahr 1771 begleitete er einen jungen Edelmann, Herrn von Kleist, nach der damals weit berühmten alten Universität Straßburg. Hier verband er sich aufs Innigste mit seinem „guten Sokrates," dem freundlichen, gemüthreichen Aktuarius Salzmann *), von welchem Goethe und Jung-Stilling in ihren Selbstbiographien mit so vielem Entzücken sprechen. Sein Verhältniß zu diesem lieben Manne wird sich dem Leser am besten aus den nachfolgenden Briefen zeigen. — Salzmann hatte einen Kreis talentvoller Jünglinge um sich her versammelt, deren literarische Arbeiten er leitete. Die heiterste Lebensphilosophie, verbunden mit reichen,

*) Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz. Berlin bei Reimer, 1828. 3 Bde.

*) S. Salzmanns Nekrolog, von Moriz Engelhard, im Morgenblatt, Oktober 1812.

vielseitigen Kenntnissen, einem richtigen Blick und feinem Geschmacke, gewannen ihm bald alle Herzen. Besonders Lenz, dessen Geist sich in diesem Zirkel schwärmerisch allen Eindrücken des Schönen aufschloß, gewann ihn für das Leben lieb. Auch Herder, Stilling und Lerse lernte er hier kennen, und was von noch bedeutenderem Einfluß auf ihn war, in der lezten Zeit Goethe *). Jezt that sich ihm eine schöne Welt auf. Shakespeare wurde gemeinschaftlich studirt, übersezt und bearbeitet; und Lenz, welcher sich, wie Goethe sagt, bilderstürmerisch gegen alle Herkömmlichkeit des Theaters betrug, und überall Shakespeare hinstellen wollte, wurde von mancher Verirrung zurückgehalten. Goethes Abschied von Straßburg that ihm sehr wehe; er sezte ihm in folgenden Versen ein kleines Denkmal:

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach! käm' er ohngefähr
Hier, wo wir saßen, wieder her,
Könnt ihr von meinen Thränen schweigen?

Im Sommer 1772 verließ Lenz Straßburg, welches er jedoch zuweilen noch besuchte, und zog mit Herrn von Kleist nach Fort-Louis, einer ehemals beträchtlichen Inselfestung auf dem Rheine. In Sesenheim, nicht weit davon, machte er die Bekanntschaft der schönen Friederike Brion, der jüngsten Tochter des dortigen Pfarrers, von welcher ihr früherer Geliebter, Goethe, sagt: „Aus heitern blauen Augen blickt sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forscht so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte.“ Heiße, ewige Liebe schworen sich beide. Lenz trank einen vollen Kelch der süßesten Wonne, die sich leider in der Folge in den bittersten Schmerz auflöste und seinem ganzen Leben jene traurige Wendung gab, welche ihn verzehrte. Der Gedanke an seine Geliebte absorbirte ihn ganz; in ihm gingen alle andern Gedanken unter. Nur das Studium von Plautus und Shakespeare, seiner Lieblingsdichter, brachte ihn wieder zu sich selbst. Sein ganzer Gemüthszustand, in Licht und Schatten, ist aus allen Erscheinungen jener Periode erklärlich. Gegen das Spätjahr 1772 begab sich Lenz nach Landau, und kehrte hierauf, wie es scheint, mit erneuetem Lebensmuthe nach Straßburg zurück, wo er, einige Zwischenreisen ausgenommen, bis in den März 1776 blieb.

Salzmann hatte im Januar 1775, besonders auf seiner jugendlichen Freunde Antreiben, eine neue Gesellschaft „zur Ausbildung der deutschen Sprache“ gegründet. Aus diesem schönen zahlreichen Vereine gingen einige sehr ausgezeichnete Männer hervor. Die bekanntesten und merkwürdigsten, außer Salzmann und Lenz, sind: Magister Leppold, ein gründlicher Philolog, in der alten holländischen Schule gebildet, ein Mann, von dessen Originalitäten noch jezt tausend Anekdoten kreisen; er las interessante Notizen über Sebastian Brandt und dessen Narrenschiff vor; der edle Dr. Blessig, Professor der Theologie (gestorben 1816), dem das Elsaß den unsterblichen Namen: „Mann der Liebe“ gegeben hat; der gelehrte, geistreiche und witzige Dr. Haffner, zulezt Dekan der theologischen Fakultät zu Straßburg, (gest. 1831); Johannes von Türkheim, dessen Geschichte von Hessen, in drei Theilen, berühmt geworden; Otto, ein Gehülfe des Philologen Brunk, ein Mann von großem politischen Einflusse, zulezt französischer Gesandter in London; Schönfeld, ein Komponist, welcher die Gesellschaft mit launigen Knittelversen ergözte; Graf Ramond, aus Kolmar, gestorben als Staatsrath und Präfekt der obern Pyrenäen, bekannt durch seine guerre d'Alsace (Nachahmung von Götz von Berlichingen) und seine amours alsaciennes; er schloß sich besonders an Lenz an, dem er die leztere Schrift zueignete; Shakespeare und Goethe waren seine Vorbilder. Hofrath Schlosser in Emmendingen und Michaelis in Göttingen waren als Ehrenmitglieder aufgenommen. — Lenz war, wie aus den Protokollen der Gesellschaft hervorgeht, ihr eifrigstes Mitglied, und bis zu seiner Abreise von Straßburg ihr Sekretär. Er theilte mehrere Bearbeitungen von Plautus und Shakespeare mit, so wie seine Briefe über die Moralität der Leiden des jungen Werthers, Reden über die deutsche Sprache, vermischte Aufsätze und Gedichte, von welchen sich drei in Tiecks Ausgabe befinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Siehe das interessante Bild, welches Goethe von Lenz entwirft, in Wahrheit und Dichtung, 3ter Theil, 11tes Buch.

Zur Charakteristik der Chinesen.

Die Genfer Bibliothèque universelle theilt aus der Feder eines Mannes, der zehn Jahre in China gelebt hat, Notizen mit, die wir der Mittheilung würdig halten.

* * *

Urtheilt man blos nach dem äußern Ansehen, so könnte man meinen, die Chinesen seyen ein sittliches, ja strenges Volk; ihre Haltung hat etwas Ernstes, Gravitätisches; nie sieht man sie sich öffentlich belustigen; beständig führen sie die Vorschriften ihrer Philosophen, namentlich des Confucius, den sie als Heiligen verehren, im Munde; ihre Häuser und öffentlichen Gebäude sind mit moralischen Denksprüchen verziert. Aber diese auf der Straße so ernsten Menschen, die alle Bräuche, alle Formen der Höflichkeit, deren Erlernung einen wesentlichen Theil ihrer Erziehung ausmacht, so pünktlich erfüllen, überlassen sich in ihren Häusern Ausschweifungen jeder Art, und wenn man nur etwas vertraut mit ihnen

wird, erfährt man mit Erstaunen von ihnen selbst, wie sehr sie ihre Genüsse zu raffiniren wissen, und scandalisirt sich an der Beschreibung ihrer Orgien. In Folge der übermäßigen Ausschweifungen und der vielen gebrauchten Arzeneien altern sie häufig vor der Zeit; Taubheit, Blindheit und Hautkrankheiten sind in China, besonders unter Wohlhabenden, häufiger als sonst irgendwo. — Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, Ehrlichkeit sey eine in China völlig unbekannte Tugend; auch untereinander ist ihnen das Vertrauen völlig fremd; bei den einfachsten Händeln verlangen sie gegenseitig Sicherheit und Garantien, und leihen nie Geld, außer auf Pfänder. Der Diebstahl gilt für eine Kleinigkeit, und der auf der That ertappte Dieb fühlt keineswegs Beschämung, sondern nur Aerger, daß ihm seine Beute entgeht. Es gibt auf der Welt keine gewandtern, sinnreichern Diebe als die chinesischen Jauner. Eines Tags machten uns die Nachbarn darauf aufmerksam, daß in eine Wand unseres Hauses, die an ein leicht zu ersteigendes Dach stieß, ein Loch gebrochen war. Wir fanden bei näherer Untersuchung, daß die Diebe die äußern Ziegel geschickt abgenommen und nur den Gips, womit die Wand innen bekleidet war, stehen gelassen hatten, so daß im Hause selbst nichts zu merken war. Wir dachten uns, die Zeit sey ihnen zu kurz geworden, um ihren Plan ganz auszuführen, und sie werden in der folgenden Nacht wiederkommen. Wir beschlossen demnach, uns in dem Zimmer, in das sie hatten brechen wollen, zu verstecken und sodann über sie herzufallen. Um Mitternacht hörten wir den Gips herabfallen; wir meinten, die Diebe seyen herein, und einer von uns, der stark angestoßen wurde, gab das verabredete Zeichen. Man brachte Licht, und da zeigte sich, daß wir nichts gefangen hatten, als einen langen Bambus, mit welchem die Spitzbuben ihren Weg sondirt hatten, um sich zu versichern, daß Niemand im Zimmer sey. Ein andermal stahl man sechs Spiegel, vier bis fünf Fuß hoch, aus einem Saal neben meinem Schlafzimmer, ohne daß ich das Mindeste hörte, und doch war die Thüre offen und ich hatte einen Hund bei mir. Solche Wagstücke unternehmen aber die Diebe wohl nur dann, wenn sie mit der Dienerschaft im Hause, auf deren Treue man nie bauen kann, im Einverständniß stehen.

Der Betrügereien im gewöhnlichen Handel und Wandel gibt es eine Unzahl, und sie sind oft sehr sinnreich. Falsches Gewicht und Maaß, falsche Wagen sind so allgemein im Brauch, daß jeder seine eigenen mit sich führt, wenn er etwas einkaufen will. Kauft man ein Stück Zeug, so thut man gut, es ganz aufzurollen und zu betrachten, denn häufig sind blos ein Paar Ellen Zeug daran, das Uebrige ist Papier. Man mag aber so vorsichtig seyn als man will, es ist bei irgend beträchtlichen Einkäufen fast unmöglich, dem Betrug zu entgehen. Unter den 24 oder 25 Millionen Pfund Thee, welche die englische Kompagnie jährlich in China kauft, sind gemeiniglich ein Paar tausend Kisten, die ganz das Theegewicht haben, aber mit Kohlenpulver oder Sägespänen gefüllt sind. Was den Betrügereien aller Art Vorschub leistet, ist der Umstand, daß man sich außerordentlich schwer Recht verschafft; denn vor den Gerichten trägt List und Verschmitztheit fast immer den Sieg über das offenbare Recht davon.

Kein Volk ist leidenschaftlicher dem Spiel ergeben, als die Chinesen; alle Klassen der Gesellschaft treiben es mit eigentlicher Wuth, ja Bettler sogar spielen auf der Straße. Vor allem lieben sie das Würfelspiel; sie modificiren es auf tausenderlei Arten, um die Spannung, in welche die Ungewißheit des Gewinns und Verlusts versezt, und worin sie den höchsten Genuß finden, zu verlängern. Es ist nichts Seltenes, daß Leute, sogar aus den bemittelten Klassen, hinter einander alle ihre Habe verlieren, sodann um Weib und Kinder spielen, und endlich, wenn Alles dahin ist, ihrem Leben selbst ein Ende machen. Ein gleich verderblicher Hang ist das Opiumessen; doch ist es nicht so sehr allgemein, weil das Opium hoch im Preise steht. Man erkennt die habituellen Opiumesser sogleich an der Magerkeit, der bleichen Gesichtsfarbe, dem gekrümmten Rücken und dem schwankenden Gang. Wenn Chinesen zum Zeitvertreib zusammenkommen, geschieht es, um zu spielen, Schauspiele, die meist höchst obscön sind, anzusehen, oder bezahlten Erzählern zuzuhören; vom Vergnügen der Unterhaltung wissen sie nichts.

Man hat viel Aufhebens von der kindlichen Liebe der Chinesen gemacht; äußerlich ist dem allerdings so: die Kinder sind immer höchst unterwürfig vor den Eltern, nie erlauben sie sich, in ihrer Gegenwart sich zu setzen oder zu sprechen. Aber die Quelle dieser Achtung ist viel mehr Furcht, als wahre Zuneigung; das ganze Verhältniß kommt daher, daß das Gesetz dem Vater unumschränkte Gewalt einräumt, so weit, daß er seine Kinder als Sklaven verkaufen darf.

Geld zu erwerben, um sich die Genüsse zu verschaffen, nach denen ihn lüstet, oder um das Gesetz unwirksam zu machen, wenn er dagegen gefehlt hat, diesem Ziele streben alle Handlungen des Chinesen zu, und um es zu erreichen, sind ihm alle Mittel gut, wenn sie ihn nur in keinen schlimmen Handel verwickeln. Der Chinese ist furchtsam, ja feig, und so sezt er der Gefahr niemals Muth und Entschlossenheit entgegen; durch Schliche sucht er ihr zu entgehen, und sieht er, daß alle seine Mühe vergebens ist, so leidet er ohne Klage und geht ruhig zum Tode, den er weniger fürchtet, als den Schmerz. Im gewöhnlichen Umgang zeigt sich der Chinese gewandt und munter; es fehlt ihm nicht an Witz, Einbildungskraft und Takt, wohl aber an Verstand; dies gilt beson-

ders von den Regierten; die Regierenden oder die Mandarine aller Grade sind in der Regel kalt, finster, hart und hochmüthig.

Seit undenklicher Zeit theilen die Chinesen das Sonnenjahr in 365 Tage und sechs Stunden, und zählen alle vier Jahre ein Schaltjahr von 366 Tagen; sie haben eine Anzahl von Finsternissen beobachtet und besitzen auch sonst einige astronomische Kenntnisse; aber diese Kenntnisse beruhen lediglich auf keiner Theorie, die unbedeutendste Rechnung macht ihnen zu schaffen, sie müssen zur Verfertigung ihrer Kalender die Hülfe christlicher Missionäre ansprechen und glauben, die Finsternisse rühren daher, daß ein Ungeheuer, Hampha genannt, eine Art ungeheurer Kröte mit drei Tatzen, die Sonne oder den Mond anfalle; sie suchen es durch Abbrennen von Petarden und Gerassel mit dem Tam-tam zu verscheuchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Oberösterreich, September.

(Beschluß.)

Der Schaasberg und der Rigi.

Nicht wenig gewinnt das Bild durch das Großartige und Interessante der nächsten Umgebungen. In schreckliche Tiefe steigt nach Norden die wohl ½ Stunden breite Felswand hinab, auf deren Gipfel der Wanderer steht; der scharfe Rand des Kammes ist zum Theil beträchtlich überhängend; riesige Schatten wirft er über die Wälder, Klüfte und Seen. Desto freundlicher ist der Anblick der sonnigen Halde, die von demselben Rande sanft und gleichförmig nach Süden sich senkt; ein schöner Waldsaum und die zulezt genannten Schwalghütten, auf einem Bergvorsprung liegend, zieren ihren Fuß. In der Tiefe des nördlichen Abgrundes erkennt der schwindelnde Blick den dunkeln Mittersee und die einsame Schwaighütte in seiner Nähe. Wir schrieen hinab aus Leibeskräften; die Schwaigerin antwortete winkend und jodelnd. Nach Norden liegt rechts der Attersee lang hingestreckt; sein nördliches Ufer geht in eine unabsehbare Ebene über, welche die Donaugegenden umfaßt und den Blick weit nach Böhmen hineinträgt; ihr in Duft gehülltes Ende verschmilzt unmerklich mit dem Aether. Ein anmuthiges, mit gelben Fruchtfeldern, grünen Wiesen und schwarzen Waldpartien geschmücktes Hügelland, in dessen Mitte ein stark bevölkertes Thal sich hinzieht, trennt den See von seinem kleinern Nachbarn, dem Mondsee. Leztern umgeben liebliche, bunte Ufer, ein flaches Becken bildend. Die Menge Dörfer und Höfe, die ihn umkränzen, das freundliche Städtchen Mondsee an seinem nördlichen Ufer, die birnförmige, waldbedeckte Landzunge, die sich vom östlichen Ufer scheinbar bis in die Mitte des Sees erstreckt, sezen das lieblichste Bild zusammen. Die abentheuerliche Form des waldigen Drachenbergs mit seiner umgebogenen Felsspitze, der den See südwestlich begrenzt, ist eine besondere Zierde desselben. Die Mitte des westlichen Ufers wird von dem Thal des Achbaches gebildet, der aus dem sichtbaren Fuschsee kommt. Nördlich vom Mondsee blickt hinter einem Hügel der Zellersee hervor. Neben dem Drachenberg, gegen West und Nordwest, streift das Auge über die unendliche Ebene des flachen Salzburgs und Baierns, die wie die Fläche gegen Böhmen am Horizont verschmilzt; zwischen zwei Spitzen des Drachenbergs durch ist der Wallersee zu erkennen. Mit Hülfe eines guten Fernrohrs müßten sich Tausende von Städten und Dörfern in diesen weiten Fernen erkennen lassen. Man sieht den Schaasberg von der Brücke zu Regensburg, und er heißt dort, seiner sonderbaren Form wegen, der Sattelberg.

Nach Westen beginnt mit den Bergen um Salzburg und Berchtesgaden der Alpenzug, der den Schaasberg in einem Bogen zu umgeben scheint. Der schneebedeckte Wazmann streckt seine Zacken gen Himmel; weiter südlich bilden die Schneegebirge von Salzburg, von der Tyroler Grenze bis tief hinein nach Steiermark, die weiße Krone der Landschaft. In der Mitte ragt über alle die majestätische Masse des Dachsteins mit ihrem Gletscher und ihren schneeumgürteten Zinken empor, wie ein mächtiger Hüter des ehrwürdigen Kreises. Kuppe an Kuppe liegen die labyrinthischen Züge der österreichischen und obersteirischen Alpen ausgebreitet, wie plözlich erstarrte Wogen eines sturmbewegten Ozeans. Blendende Schneefelder, starre Felswände, schwarze Urwälder bilden die mannigfaltigsten Gruppen; während sie auf den fernern Bergen mehr verschwimmen, wechseln sie auf den nähern mit grünen Matten und malerischen Thaleingängen. Der Schneeberg, der Hochschwab, der Priel lassen sich als ausgezeichnete Punkte erkennen. Die Felsenpyramide des Traunsteins ragt über die Hügel des Attersees nach Osten empor. Die waldigen Vorberge dieses Alpenmeers spiegeln sich in der Tiefe des St. Wolfgangsees, der den Fuß des Schaasbergs nach Süden bespült.

Ermüdet von dem Anblicke der gigantischen Alpenwelt, wandten wir uns nochmals nach dem erquickenden Bilde des Mond- und Attersees, und schieden von dem theuergewordenen Gipfel.

Die Vergleichung des Schaasbergs mit dem Rigi rechtfertigt sich vollkommen: sie machen sich den Vorzug streitig. Ausgezeichnet ist jener durch den herrlichen Kontrast der wilden Gebirgslandschaft nach Süden und des sanften Bildes des Hügel- und Seenlandes nach Norden. Man sieht neun Seen vom Gipfel des Schaasbergs; die drei größten lagern sich zunächst um seinen Fuß. Die Schneegebirge des Berner Oberlands sind wohl imposanter, doch ist der ungeheure Dachstein mit seinen Nachbarn ein nicht zu verachtendes Gegenstück. Und dieser deutsche Rigi ist kaum dem Namen nach bekannt. Keine Gasthöfe auf seinem Gipfel nehmen den Wanderer auf, kein Fernrohr, kein Panorama, kein Cicerone erleichtert ihn die Erkennung der tausend Gegenstände, die sein Auge fesseln. Der Engländer verläßt sein Eiland, um die Sonne auf dem Rigi aufgehen zu sehen, und Tausende reisen jährlich zwischen Wien und München, ohne zu ahnen, daß sie auf wenige Stunden *) an einem Berge vorbeikommen, der jener Perle der Schweiz den Rang streitig macht. Und dieser Schaasberg ist nur Eine der herrlichen Parthien, die diese Gebirgswelt und namentlich auch Oberösterreich umfaßt. Hunderte deutscher Reisenden durchziehen den Harz, das sächsische Gebirgsland, das Fichtelgebirge, eine Schweiz sich erträumend: und doch sind dies nur Zwerge gegen diesen schönsten, aber unbekanntesten Theil der deutschen Gebirge. — Er liegt in Oesterreich!

*) Der Schaasberg ist acht Stunden von Salzburg, der Attersee sechs Stunden von der von München nach Wien führenden Straße entfernt.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 251.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 20. Oktober 1831.

Du denkst die Freude festzuhalten? —
O, laß die Tage mit dir schalten
Und thun, was ihnen wohlbehagt.

Platen.

Erwachen.

Die Sonne rief den Schläfer wach,
Doch klang ein Traum in mir noch nach,
Daß ich mich lang nicht konnt' besinnen:
Was für ein Tag jezt wird beginnen?
Ich mochte mich auch nicht beeilen
Die Ungewißheit rasch zu heilen;
Mir macht' es ein geheim Vergnügen,
Mir selbst ein Weilchen vorzulügen,
Und bei den sieben Wochentagen:
„Wer kommt von euch?" herumzufragen.
„Ist's Sonntag, wo in Lust und Freude
Die Erde prangt im Feierkleide,
Wo jeder Vogel früher singt
Und höher sich die Lerche schwingt?
Ist's Samstag, der von Freuden zehrt,
Die erst der nächste Tag gewährt?
Ist's Montag, wo die frischen Kräfte
Noch rüstig taugen zum Geschäfte,
Und wo des Sonntags goldner Schein
In's Herz noch scheidend grüßt hinein?
Ist's Donnerstag, der trübe Bruder,
Dem aus der Hand fast sinkt das Ruder,
Mit dem er längst zum Ueberdruß
Zur Sonntagsinsel steuern muß?
Was sind für Bahnen heut mir offen?
Was gibt's zu thun und was zu hoffen?
Mit welchem Wunsch entschlief ich gestern?
Wie schmeicheln heut mir die zwölf Schwestern?"
Da kam Besinnung mir zurück:
S' ist Donnerstag! o schlimmes Glück!
Es ruft das schaale Einerlei
Zum großen Schwarm auch mich herbei!
Mich spornt kein Vorsatz an zur Eile,
Denn ich entschlief aus Langeweile;
Es winkt mir keiner Hoffnung Würze,
Die mir den langen Tag verkürze;
Am besten ist's mit mir gethan,
Wenn ich noch einmal schlummern kann.
O wärst du, Nacht, schon wieder kommen
Und hättest mich in Arm genommen!
Du weißt mit lustigen Gestalten
Am besten mich zu unterhalten;
Du fragst nicht nach der Welt Geschick,
Nicht nach der Tage Zahl und Glück.
O Schattenbild geheimer Wonne!
Du Sonntag mit verdeckter Sonne!

G. Pfizer.

Der Dichter Lenz.

(Fortsetzung.)

Im Sommer 1776 verließ Lenz Straßburg und hielt sich in Weimar, wo er mit Goethe umging und Herder und Wieland näher kennen lernte, und in der

Umgegend auf. Wie von einem unvermeidlichen Schicksale erfaßt, kam er aber gegen das Ende des folgenden Jahres wieder in das Elsaß. Hier brach sein, oft in dumpfes Hinbrüten, in bange Schwermuth versunkenes Gemüth in vollen Wahnsinn aus, der zuweilen zur tollsten Raserei wurde. Er irrte im tiefen Winter durch Schnee und Wind in den Vogesen umher und kam so, im Jänner 1778, in seinem Aeußern auf's Höchste vernachläßigt, zu dem würdigen Pfarrer **Oberlin** *) nach Waldbach, im Steinthale, wo dieser und seine Gattin dem unbekannten kranken Jünglinge einige Wochen lang die liebevollste, ängstlichste Pflege angedeihen ließen. Hier nahm sein Wahnsinn die verschiedenartigsten, grellsten Gestalten an. Oberlin hat die geringsten Umstände dieser seltsam traurigen Scene mit psychologischer Treue in einem ziemlich großen Aufsatze niedergeschrieben; ich will hier das Merkwürdigste daraus mittheilen:

„Den 20sten Jänner 1778 kam er hierher. Ich kannte ihn nicht. Beim ersten Anblick sah ich ihn, den Haaren und hängenden Locken nach, für einen Schreinergesellen an. Seine freimüthige Manier aber zeigte mir bald, daß mich die Haare betrogen hatten.“ — „Seyn Sie mir willkommen, ob Sie mir schon unbekannt.“ — „Ich bin ein Freund **Kaufmanns** und bringe ein Kompliment von ihm.“ — „Den Namen, wenn's beliebt?“ — „Lenz.“ — „Ha, ha, ist er nicht gedruckt?“ (Ich erinnerte mich, einige Dramen gelesen zu haben, die einem Herrn dieses Namens zugeschrieben worden.) „Ja, ja, aber belieben Sie mich darnach nicht zu beurtheilen.“ Mit himmlischer Geduld ertrug Oberlin die Last, womit der Unglückliche ihn drückte. In seinen lichten Augenblicken, sagt er, wenn seine zerrissene Seele, unter Thränen lächelnd, zu ruhen schien, war er so ein herzliches Kind, zeigte ein so reiches, liebendes Gemüth, daß man ihn nur mit tiefem Schmerz anschauen konnte; in seinem kranken Zustande aber ward Leib und Seele krampfhaft und sein ganzes Wesen verwildert. Mehreremale suchte er sich mit einer Scheere zu erstechen, lief mitten in der Nacht, halb entblößt, im Schnee herum, stürzte sich aus dem Fenster hinab in den Hof, oder wälzte sich in dem eisigen Wasser des Brunnentroges. In diesen Augenblicken, welche aber nur von kurzer Dauer waren, rief er oft den Namen „Friederike“ aus. — Zuletzt mußte ihm Oberlin immer zwei oder drei handfeste Männer halten, die ihn bewachten, denn im Wahnsinn suchte er jedes Mittel, sich zu tödten. Eines Morgens, in Oberlins Abwesenheit, erfuhr er, daß in Boudai, bei Waldbach, ein Mädchen, Namens Friederike, gestorben war; sogleich suchte er einen alten Sack hervor, bestrich Gesicht und Haare mit Asche und machte sich auf, das Kind ins Leben zu rufen. Mit niederhängendem Kopfe trat er einst zu Oberlin, rang die Hände und rief: „Ach, ach! göttlicher Trost — ach — göttlich — o ich bete — ich bete an.“ Ruhiger sezte er dann hinzu: „Bester Herr Pfarrer, können Sie mir nicht sagen, was das Frauenzimmer macht, dessen Schicksal mir so zentnerschwer auf dem Herzen liegt?“ Oberlin antwortete ihm, er wisse von der ganzen Sache nichts. „Ach!“ rief Lenz, „ist sie todt? Lebt sie noch? — der Engel, sie liebte mich — ich liebte sie, sie war's würdig — o der Engel — verfluchte Eifersucht, ich habe sie aufgeopfert — sie liebte noch einen andern — aber sie liebte mich — ja herzlich — aufgeopfert — die Ehe hatte ich ihr versprochen — hernach verlassen — o verfluchte Eifersucht! — o gute Mutter — auch die liebte mich — ich bin euer Mörder!“ —

Einige Tage hierauf kam er mit ausnehmender Freundlichkeit und sagte: „liebster Herr Pfarrer, das Frauenzimmer, von dem ich Ihnen sagte, ist gestorben, ja gestorben — o der Engel!“ — „Woher wissen Sie das?“ — „Hieroglyphen! Hieroglyphen! ja gestorben!“ und hiemit blickte er stets gen Himmel.

Wenn er ruhig war, zeichnete er Schweizerlandschaften, russische Kleidungen, oder las sehr häufig in der Bibel und schrieb Predigten; er predigte sogar einmal, wie Oberlin sagt, sehr schön, nur etwas schüchtern. Da ihm das strenge Winterklima in dem einsamen Thale nicht wohl bekam, ließ ihn Oberlin, nachdem Lenz von ihm den zärtlichsten Abschied genommen, ihn, als seinen theuersten Freund und Wohlthäter, unter vielen Thränen umarmt hatte, unter sicherem Geleit nach Straßburg bringen. Dort blieb er einige Wochen und ging dann nach Emmendingen, wo er den Tod von Schlossers Gattin, Goethes Schwester, erfuhr, welcher ihn von Neuem sehr ergriff. „**Lenz** ist bei mir,“ schreibt **Schlosser** an **Oberlin**, „und drückt mich erstaunlich. Ich habe gefunden, daß seine Krankheit eine wahre Hypochondrie ist. Ich habe ihm heut eine Proposition gethan, wodurch ich ihn gewiß kuriren würde. Aber er ist wie ein Kind, keines Entschlusses fähig, ungläubig gegen Gott und Menschen. Zweimal hat er mir hier große Angst eingejagt; sonst ist er zwischen der Zeit ruhig. Ich würde Euch mit mehr Freiheit schreiben, wenn er nicht da wäre, aber er schlägt mich mit Fäusten und verengt mein armes Herz.“

Schlosser übergab den Unglücklichen einem Schuster zur Pflege, bei welchem er das Schusterhandwerk lernte und sich mit einem jungen Gesellen, Konrad, auf's Brüderlichste verband. Die rührenden Briefe an Sa-

*) Ueber diesen grossen Menschenfreund, den Begründer des Glücks von vielen Tausenden, dessen Namen jezt dankbar in ganz Europa erschallt, verweise ich, nebst den vielen englischen, französischen und deutschen Schriften, auf eine vollständige französische Biographie von seinem Zöglinge, **Ehrenfried Stöber**, verfaßt, wovon auch ein deutscher Auszug erscheinen wird. Beide sollen, mit Lithographien geschmückt, zu Ende dieses Jahrs (Straßburg bei Treuttel und Würz) herauskommen.

rasin in Basel, welche sich hierauf beziehen, theilt Tieck mit.

Lenz brachte auch einige Monate im obern Elsaße zu, besonders in Münster, wo er den gemüthlichen Patriarchen des Thals, Pfarrer Luke, so wie in Kolmar Pfeffel kennen lernte.

Verlassen und trostlos irrte der Arme noch einige Zeit am Oberrheine umher, war einige Male in Freiburg beim Dichter Jakobi, für dessen Iris er mehrere Fragmente aus Ossian übersezte, und in Basel bei Sarasin, bis ihn im Sommer 1779 sein älterer Bruder, Karl Heinrich Gottlieb Lenz abholte und in seine Heimath zurückführte.

Lenz starb in Moskau, nicht, wie Tieck sagt, bald nach 1780, sondern erst den 24sten Mai 1792 *). „Er starb," heißt es in der allgem. Lit. Zeit. (1792 Intelligenzblatt Nr. 99.) „von Wenigen betrauert und von Keinem vermißt. Dieser unglückliche Gelehrte, den in der Mitte der schönsten Geisteslaufbahn eine Gemüthskrankheit aufhielt, die seine Kraft lähmte und den Flug seines Genies hemmte, oder demselben wenigstens eine unordentliche Richtung gab, verlebte den besten Theil seines Lebens in nutzloser Geschäftigkeit, ohne eigentliche Bestimmung. Von allen verkannt, gegen Mangel und Dürftigkeit kämpfend, entfernt von allem, was ihm theuer war, verlor er doch nie das Gefühl seines Werthes; sein Stolz wurde durch unzählige Demüthigungen noch mehr gereizt, und artete endlich in jenen Trotz aus, der gewöhnlich der Gefährte der edeln Armuth ist. Er lebte von Allmosen, aber er nahm nicht von jedem Wohlthaten an, und wurde beleidigt, wenn man ihm ungefordert Geld oder Unterstützung anbot, da doch seine Gestalt und sein ganzes Aeußere die dringendste Aufforderung zur Wohlthätigkeit waren. Er wurde auf Kosten eines großmüthigen russischen Edelmanns, in dessen Hause er auch lange Zeit lebte, begraben."

Nachfolgende Briefe an Salzmann **) sind aus dessen literarischem Nachlasse, in welchem sich auch Briefe von Goethe an denselben befinden; er ist im Besitze der Straßburger Stadtbibliothek. Der Güte und Gefälligkeit des Herrn Bibliothekars Professor Jung verdanke ich die Erlaubniß, sie hier mittheilen zu dürfen. Sie mögen das so eben entworfene Bild des genialen unglücklichen Dichters noch vollenden helfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) S. Schlichtegrolls Nekrolog auf das Jahr 1792. Bd. 2. S. 218 — 220.

**) Wir werden von Zeit zu Zeit einen dieser Briefe mittheilen. D. R.

Zur Charakteristik der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Man behauptet, die Chinesen haben die Fernröhren vor den Europäern gekannt; das weiß ich nicht, aber folgende Anekdote beweist wenigstens, daß sie schon lange nicht mehr bei ihnen im Gebrauche seyn müssen. Im Jahr 1785 kam ein portugiesischer Bischof nach Peking und machte dem Kaiser unter Anderm ein großes Telescop zum Geschenk. Se. kais. Maj. konnte aus dem Instrument nicht klug werden, und beauftragte demnach die mathematische Akademie, über den Mechanismus und den Zweck dieses Werkzeugs Bericht abzustatten. Nach zweimonatlichen Debatten gab das Tribunal die pompöse Erklärung von sich, das Instrument bestehe aus Kupfer und Eisen, und habe augenscheinlich zum Zweck, entfernte Gegenstände näher erscheinen zu lassen.

Da die Chinesen nie selbst reisen und gegen die Berichte fremder Reisenden höchst mißtrauisch sind, so ist ihre Kenntniß der Geographie sehr mangelhaft. Sie glauben, die Erde sey viereckigt, und China, das gleichfalls viereckigt sey, liege in der Mitte. Um ihr Reich herum weisen sie ohne Ordnung und Proportion den Nachbarländern, von denen sie etwas wissen, ihre Stelle an; die Länder, welche sehr weit entfernt sind, machen ihnen viel zu schaffen, und sie deuten sie auf ihren Karten blos mit Punkten an. — Chemie und Physik sind noch ganz in der Kindheit, und dasselbe gilt von allen andern Wissenschaften. Das Wissen des chinesischen Gelehrten beschränkt sich also auf die Kenntniß der Gesetze, Gebräuche und Ceremonien, und darauf, daß er so viele Buchstaben als möglich auswendig weiß. Um den Titel eines Gelehrten oder Doktors zu erhalten, welcher Titel durchaus nothwendig ist, um Mitglied eines Tribunals zu werden, muß man vor kaiserlichen Kommissarien mehrere Prüfungen erstehen und Aufsätze ausarbeiten; die Aufgabe ist meistens, eine moralische Sentenz aus dem Tchouking zu paraphrasiren oder einen schwierigen Rechtsfall zu beleuchten. Jeder der sich meldenden Kandidaten wird einzeln mit Papier, Pinsel und Tusche in eine Zelle gesperrt, und darf sich durchaus keiner fremden Hülfe bedienen. Wem man beweisen kann, daß er sich durch List solche Hülfe verschafft hat, stirbt eines grausamen Todes. Die Konkurrenten, deren Arbeiten den Beifall der Examinatoren haben, werden mit dem goldenen Knopfe geschmückt und erhalten die nächsten vakanten Stellen in den Tribunalen. Partheilichkeit und Ränke üben großen Einfluß auf das Urtheil der Examinatoren, und der Kandidat, der die Gewandtheit hat, ein Paar Stellen aus den Schriften des regierenden Kaisers gut anzubringen, ist seiner Sache so gut als gewiß.

Auch die dramatische Kunst ist in China noch in der

Kindheit. Die Chinesen haben keine stehenden Theater; die Schauspielunternehmer ziehen mit ihrer Truppe, welche aus ihnen zugehörenden Sklaven besteht, von Ort zu Ort. Das Theater wird auf einem Platze oder einem Kreuzwege aufgeschlagen, und gewöhnlich erhält sich das Schauspiel nur aus dem Beutel der Einwohner des Stadtviertels, wenn nicht ein reicher Privatmann das Publikum auf seine Kosten belustigt. Man schlägt in aller Geschwindigkeit einen hölzernen Schuppen auf, der mit Bambusblättern gedeckt und in zwei Abtheilungen geschieden wird, die Scene und das Ankleidezimmer. Die fünftehalb Fuß über dem Boden erhöhte Scene ist von drei Seiten offen; die Zuschauer stehen im Freien herum, und von Coulissen, Dekorationen, Vorhang ist keine Rede. Ehe das Stück beginnt, kommt der Direktor mit einem Zettel heraus, auf welchem der Titel des Stücks steht, und während des Spiels schleppt er nacheinander Stühle, Tische, Schirme herbei, welche Städte, Festungen, Berge, Flüsse u. s. w. vorstellen sollen. Jeder Schauspieler verkündet beim Auftreten, was er vorstellt und was er zu thun hat; soll er z. B. im Laufe des Stücks eine Thüre aufmachen, so sagt er: „Hier ist die Thüre (sie ist aber nicht vorhanden), ich will sie aufmachen.“ Er thut, als machte er sie auf, und damit ist es genug; so geht es mit Allem, so daß von Täuschung gar nicht die Rede seyn kann.

Der Inhalt der chinesischen Dramen ist meistens historisch; so ist die Empörung eines Gouverneurs oder ein Volksaufstand, der nach vielen Gefechten, Hexereien, Vergiftungen, Gerichtsverhandlungen, Hinrichtungen glücklich gestillt wird, ein sehr gewöhnliches Sujet; das Wunderbare spielt dabei eine Hauptrolle, und die Regierung behält am Ende immer Recht. Zuweilen bringen die Poeten auch die Geschichte eines famösen Räubers auf die Bühne, der mit Hülfe böser Geister, denen er sich verschrieben hat, allen Gefahren entgeht. Diese Stücke dauern mehrere Tage, und doch wird vom Morgen bis zum Abend, fast ohne Unterbrechung, fortgespielt; jeder Akt, d. h. jeder Tag, schließt mit einem großen Gefecht. Die Schauspieler ringen, fechten mit dem Schwerdte, dem Stocke, der Lanze mit einer Gewandtheit und Kraft, die Alles, was man der Art in Europa sieht, weit hinter sich läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Temperatur des Nordpols und die Verhältnisse des Eises daselbst.

Ich habe Ihnen neulich vorläufig etwas über Forsters Luftfahrt mitgetheilt. In der Voraussetzung, daß es Sie interessirt, fahre ich fort, Sie über physikalische Gegenstände, wie sie in Großbritannien zur Sprache kommen, zu unterhalten.

Durch Alex. v. Humbolds Beobachtungen über die isothermen Linien und die zahlreichen Expeditionen an den Nordpol ist es möglich geworden, die mittlere Temperatur des Nordpols genauer, obgleich immer noch muthmaaßlich, anzugeben. Arago meint, man könne, in Erwartung genauerer Angaben, die mittlere Temperatur dieses Pols zu — 25° der hunderttheiligen Skale annehmen. Mehrere Physiker, namentlich der Engländer Leslin, wollen an eine so niedrige Temperatur nicht glauben und nehmen eine dem Frierpunkt weit nähere an, weil, wie sie behaupten, in Folge einer so strengen Kälte sich das Eis über den Polarzirkeln ins Unendliche anhäufen müßte, was doch gewiß nicht der Fall sey, da, wie Leslin richtig bemerkt, die Tageslänge dadurch hätte vermehrt werden müssen, da doch dieselbe erwiesenermaaßen sich seit 2000 Jahren durchaus gleich geblieben ist.

Forbes sucht nun in einem Edinburgher Journal zu beweisen, daß Anhäufung des Eises durchaus nicht die nothwendige Folge der so niedrigen Temperatur ist, welche man durch Induction annehmen zu müssen glaubt. Man hat, sagt er, als unbestreitbare Wahrheit angenommen, die mittlere Temperatur eines Landstrichs sey das einzige Kennzeichen, ob die Kraft, welche das Eis bildet, oder diejenige, welche es auflöst, vorschlage. Wenn vegetabilische Produkte in Klimaten, deren mittlere Temperaturen sehr verschieden sind, zu gleicher Reife kommen, so rührt dies von der verhältnißmäßigen Wärmekraft eines zwar kurzen Sommers her, der aber doch lang genug ist, um gewisse Früchte zur Reife zu bringen. Was aber die Wirkung des Winters und des Sommers auf das Eis anlangt, so ist dieselbe, wie man behauptet, diese Jahrszeiten mögen vertheilt seyn, wie sie wollen, ganz allein von der mittleren Temperatur abhängig, weil die Verwandlung des Wassers in Eis und die Rückwandlung des leztern in Wasser Temperaturen erfordern, die mit einander proportional sind. Dies ist Alles richtig; betrachten wir aber die Art der Bildung und Auflösung des Eises genauer, so finden wir, daß die Natur vortrefflich dafür gesorgt hat, daß die erste dieser Operationen nicht das Uebergewicht über die zweite bekomme. Setzen wir voraus, an der Oberfläche des Meeres herrsche eine Temperatur von 28° Fahrenheit (— 2°22 der hunderttheiligen Skale); vermindert sich die Temperatur der Atmosphäre plözlich, so wird sich sehr rasch Eis bilden und in einer Nacht mehrere Zolle dick werden. Was geschieht nun aber, wenn die Kälte andauert? An der dem erkältenden Einfluß zugekehrten, also an der äußern Seite kann das Eis nicht mehr dicker werden; der Stoff, welcher das Eis gibt, ist ja das Seewasser, und dieses befindet sich darunter. Die entsetzliche Kälte, welche die mittlere Temperatur so tief herabbringt, wie wir oben gesehen, kann also nur durch einen schlechten Leiter, nämlich durch die Masse des schon gebildeten Eises hindurch wirken. Die mittlere Temperatur der Luft mag also so niedrig seyn, als sie will, wo sich Eis und Wasser berühren, kann sie nie unter 28° F. fallen. — Sehen wir nun, was umgekehrt beim Aufthauen geschieht. Hiebei ist der Körper, auf welchen eingewirkt wird, das Eis nämlich, fortwährend dem Einfluß der Atmosphäre ausgesezt; hier schüzt kein nicht oder schlechtleitendes Medium den Körper vor der Gegenwirkung der Luft; ja, was noch mehr ist: das Aufthauen beginnt an der dem Wasser zugekehrten Fläche des Eises und geht an beiden Flächen fortwährend vor sich; die Ströme wärmeren Wassers, welche aus niedrigeren Breiten kommen, können sogar diese Eiswüsten zum Theil bereits zerstört haben, ehe die Sonnenstrahlen kräftig genug geworden sind, um mitzuwirken. Es sind dies aber nicht die einzigen Ursachen, welche zum endlichen Resultate zusammenwirken; der Regen und die Feuchtigkeit, welche in die Poren des Eises dringen, wirken mächtig mit.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 83.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 252.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 21. Oktober 1831.

Wie nenn' ich es, das über Menschenseelen,
Ein Siegel Gottes, schwebt
Und ihre Tiefen — Niemand kann sie zählen —
Zu Einem Bilde webt!

Herder.

Leben im Stein.

Scheidet, o Kinder der Menschen, zu streng nicht Leben vom Tode!
Tief in die Schöpfung hinein dehnet der Seele Gebiet.
Sucht den ermatteten Puls mit dem zärtlichen Tasten der Liebe!
Haschet den sterbenden Hauch mit dem empfindlichsten Glas!
Horcht in der Stille der Nacht auf die Töne der himmlischen Lyra,
Welche nur selten des Schwans Silbergefieder berührt!
Denket, daß selbst mit dem Stein das Geschlecht der Sterblichen angrenzt,
Leben dem Marmor entsprang und in den Marmor sich barg.
Durstige Liebe erzwang des geendeten Bildes Beseelung,
Und der gefesselte Geist hörte den rettenden Ruf.
Froh der geöffneten Bahn, umschlang die entbundene Seele
Glühend, mit sammtenem Arm, dankend den mächt'gen Gemahl,
Fürchtete nimmer, die Holde, des grausamen Todes Umschattung,
Nun sie doch einmal den Kuß athmender Liebe geschmeckt.
Aber als Niobe's Blick die getödteten Kinder gezählet,
Und der gealterte Leib nimmer Ersatz ihr versprach;
Als der unendliche Schmerz nicht konnte erdulden das Leben,
Und das gewaltige Weh hätte die Urne gesprengt:
Sieh, da erstarrte der Leib, der die Kinder, die schönsten, geboren,
Wurde der Busen zu Stein, der die Geliebten getränkt;
Noch dem versteinerten Auge der Mutter entrollten die Thränen,
Welche zu weinen, das Maß menschlicher Tage zu klein.
Wenn Pygmalions Gluth noch wärmte der Sterblichen Busen
Und die erlösende Hand träfe das bannende Schloß:
Drängten sich wohl aus Felsen die schönsten Gestalten, und mancher
Aus alabasternem Grab höbe die Braut sich empor.
Aber wenn Niobe's Leid die Geschlechter der Menschen bedrückte,
Statt des gemächlichen Weh's, das sie nur langsam verzehrt:
Würden in kältendem Schmerz mit den Felsen die Leiber verschmelzen,
Unter den Lebenden keck prangte des Todes Pallast.
Drum zu streng nicht scheidet die Marken des Lebens vom Tode,
Weil ihr die Zukunft nicht, noch das Vergangene kennt!
Aber verehret die heil'ge, die leiseste Flamme des Lebens,
Sey sie auch blaß wie die Luft, sey sie auch kühl wie der Stein!

G. Pfizer.

Zur Charakteristik der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die komischen Dichter wählen zu ihren Stoffen Begebenheiten aus dem gewöhnlichen Leben; ihren Komödien oder vielmehr Farçen fehlt es weder an Verstand, noch an Witz, und das Spiel der Schauspieler ist munter, verständig und natürlich; alle diese Stücke sind aber äußerst obscön; sie drehen sich sämmtlich um Liebesintriguen, und bei einem Volke, unter dem Polygamie herrscht, kann die Liebe nicht anders als grobsinnlicher Natur seyn. Die reichen Chinesen lassen häufig, zur Feier einer Heirath, der Geburt eines Sohns, oder des Jahrestags eines glücklichen Ereignisses, Komödie in ihrem Hause spielen; in diesem Falle schlägt man die Bühne im größten Saale des Hauses auf, beleuchtet und verziert ihn sorgfältig, und trifft die Einrichtung, daß die Frauen zusehen können, ohne selbst sichtbar zu seyn. Ehe man anfängt, überreicht einer der Schauspieler der vornehmsten Person in der Gesellschaft das Repertoire der Truppe, auf welchem selten weniger als ein Halbhundert Stücke stehen, und bittet dieselbe, das Stück, das gegeben werden soll, mit einem Pinsel zu bezeichnen. Kaum vergehen ein Paar Minuten, so treten die Schauspieler auf und spielen ohne Souffleur das ganze Stück mit solcher Sicherheit durch, daß man glauben sollte, sie haben es ganz frisch einstudirt. Es ist der Brauch, daß die Zuschauer ihren Beifall dadurch zu erkennen geben, daß sie Geld auf die Bühne werfen; und diese Weise, den Beifall zu äußern, ist allerdings weit chinesischer, als unser kahles Beifallklatschen. Auf den Straßen sieht man beständig Taschenspieler ihr Wesen treiben, und ihre Fertigkeit ist wirklich staunenerregend.

Die Wohnung eines reichen Chinesen besteht aus mehreren Gebäuden von Einem Stockwerk, welche durch Gänge, Gallerien und Höfe miteinander in Verbindung stehen, so daß das Ganze eine Art von Labyrinth bildet. Im Hauptgebäude befindet sich ein großer Saal, wo man die Staatsbesuche empfängt und die Feste gibt; die anstoßenden Gemächer sind von geringerem Umfang; es sind die Wohnzimmer des Herrn vom Hause, der nach den Tagesstunden oder den Jahrszeiten damit wechselt; hinter diesen Zimmern sind die Schlafgemächer, welche außer einer sehr schmalen Thüre keine Verbindung nach Außen haben. Die Zimmer, in denen man sich bei Tag aufhält, haben keine Fenster; drei Seiten sind völlig geschlossen, und die vierte, welche an den Garten oder den Hof stößt, ist im Sommer ganz offen; Winters schließt man sie mittelst eines Gitters aus Bambusrohr, in dessen Zwischenräume sehr dünn geschliffene Austerschaalen gefaßt sind, welche ein wenig Licht durchlassen, aber keineswegs vor der Kälte schützen. Hinten in jedem Zimmer steht ein ziemlich hoher, aber schmaler Tisch, in Gestalt eines Altars, und auf demselben das Bild irgend einer Gottheit, welcher der Hausherr Weihrauch, Blumen, Früchte u. s. w. opfert. Vor diesem Tisch oder Altar steht ein um eine Stufe erhöhtes Canapé, von schön polirtem Holz, mit Glas oder Marmor geschmückt; auf demselben liegen Kissen und ein Tabouret; auf das leztere legt man sein Buch oder stellt seine Tasse Thee, auf erstere lehnt man sich. Es haben nur zwei Personen Platz darauf, denn nur äußerst selten kommen drei Personen vom selben Rang zusammen, und man sizt, nach Art der Türken, mit untergeschlagenen Beinen. Rechts und links vom Canapé sind zwei Thüren; eine führt in das Schlafzimmer, die andere ins Innere des Hauses; sie sind gewöhnlich mit Schirmen oder großen Spiegeln auf einem Gestelle maskirt. Die Wände entlang stehen Lehnstühle von der Farbe des Canapés und der Schirme; in den Ecken sind Gueridons von verschiedener Form, und darauf Uhren, kostbare Gefäße, Blumen, musikalische Instrumente und dergleichen; endlich stehen in jedem Zimmer ein oder zwei Bündel sehr langer, dünner Pfeifen. Ein Luxusartikel, auf den die Chinesen sehr viel halten, sind die Lampen oder Laternen, die man nur an festlichen Tagen anzündet; sie haben deren sehr große kugelförmige aus Horn, andere sind aus bemalter Gaze und achteckig, noch andere aus Glas und Papier, mit Franzen, Quasten und kleinen Glaskugeln verziert. Die Wände sind mit Malereien, Inschriften und Sittensprüchen in goldenen Buchstaben geschmückt; an festlichen Tagen bedeckt man Canapé und Stühle mit Teppichen von Scharlachtuch, mit Gold gestickt. Der Weihrauch, den man fast in allen Zimmern vor Götzenbildern brennt, ist ein Teig aus Sägespähnen von wohlriechendem Holz, Gummi und verschiedenen Parfümerien, aus dem man spiralförmig gewundene Stäbe macht; diese Stäbe brennen sehr langsam und stetig fort, bis das Ganze verzehrt ist.

Der Haupteingang des Hauses, gegen die Straße, ist mit einem Verschlag versehen, in dem sich drei Thüren befinden; die mittlere wird nur bei feierlichen Gelegenheiten geöffnet und für die Personen, die im Tragsessel zum Besuch kommen, die beiden andern zur Seite bleiben immer offen und dienen zum gewöhnlichen Gebrauche. Die Hauptthüre führt in einen großen Saal, dessen Dach von bemalten hölzernen Säulen getragen wird, und vor welchem sich ein mit großen platten Steinen gepflasterter Hof befindet. In diesem Hofe steigen die vornehmen Besuche aus dem Palankin und lassen ihr Gefolge daselbst zurück, während man sie ins Innere des Hauses führt.

In den chinesischen Gärten ist Alles Kunst, und ihr Anblick ist nichts weniger als malerisch; indessen ist doch der Eindruck, den dieses seltsame Gemische von Wasser-

stücken und Baumgruppen, von Felsen und Gebüsche, von Pavillons, Brücken, Blumenbeeten u. s. w. hervorbringt, nicht unangenehm. Bei einem Volke, dessen natürliche Trägheit durch das heiße Klima noch gesteigert wird, ist Spazierengehen eine Strapatze, keine Erholung, und somit geht das Hauptbestreben der chinesischen Gartenkünstler dahin, recht viele Ruheplätze anzubringen und dieselben, nach dem Bedürfnisse der Tagesstunde und der Jahrszeit, recht mannigfaltig einzurichten; daher rührt es, daß man fast mit jedem Schritt auf ein neues Gebäude stößt. Die Alleen, welche von einem zum andern führen, sind nie gerade; weil der Boden sehr feucht ist, pflastert man sie gemeiniglich mit kleinen Steinen, Muscheln oder verschiedenfarbigen Ziegeln, welche mannigfaltige Zeichnungen bilden. Nach der Anlage ihrer Gärten zu schließen, machen sich die Chinesen aus einer schönen Aussicht nicht viel; doch findet man darin zuweilen Hügel oder Felsen, deren bizarre Formen Kunstprodukte verrathen, und von denen man das Land übersieht. Auf Blumen- und Baumzucht verstehen sich die chinesischen Gärtner sehr gut; so verstehen sie Eyhenbäume und Ulmen in Zwerchbäume umzuwandeln; ich sah welche, nicht mehr als einen Fuß hoch, welche übrigens vollkommen den Charakter eines hochgewachsenen Baumes hatten.

Es gibt berühmte Schriftsteller, welche die Behauptung aufstellen, die chinesische Regierung sey nichts weniger als despotisch; so viel ist indessen gewiß, daß der Herrscher dieses ungeheuern Reichs ganz unumschränkter Gewalt genießt, daß er außer seinem Willen keine Gesetze kennt, daß seine Verschwendung keine Grenze hat als sein Gutbefinden, kurz, daß Krieg und Frieden, Gnade und Verurtheilung ganz allein von seiner Laune abhängen. Als die Tartaren China unterjocht hatten, ließen sie, klug genug, die meisten bestehenden Gebräuche unangetastet, und diese Gebräuche allein, an welchen die Chinesen außerordentlich fest hängen, bilden gewissermaßen eine Schranke des Despotismus, weil er sie nicht verletzen kann, ohne allgemeines Murren und Aufstände zu erregen, die sich blos durch Ströme von Blut dämpfen ließen. Die Krone ist erblich in der regierenden Familie, dem Kaiser steht es aber frei, jeden seiner Söhne zum Nachfolger zu wählen. Gleich bei der Thronbesteigung legt er seine Entschließung über diesen Punkt in einem sorgfältig versiegelten Testament nieder, das man mit großen Ceremonien in einen eigens dazu bestimmten Saal des Pallastes bringt, der erst nach des Kaisers Tode wieder geöffnet wird. Stirbt einer seiner Söhne vor ihm, so macht er ein neues Testament, um alle Vermuthungen irre zu leiten; der Zweck bei diesem Systeme ist, jede Verbindung zwischen den Großen des Reichs und den kaiserlichen Söhnen abzuschneiden; leztere werden in so großer Abhängigkeit gehalten, daß es ihnen unmöglich ist, den Verfügungen ihres Vater, hinsichtlich der Erbfolge, etwas in den Weg zu legen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenz an Salzmann.

1.

Fort-Louis, den 3ten Juni 1772.

Mein theuerster Freund!

So nenne ich Sie, die Sprache des Herzens will ich mit Ihnen reden, nicht des Ceremoniels. Kurz aber wird mein Brief werden, denn sie ist lakonisch, lakonischer als Sallustius, lakonischer als der schnellste Gedanke eines Geistes ohne Körper. Darum hasse ich die Briefe. Die Empfindungen einer so geläuterten Freundschaft, als Sie mich kennen gelehrt, gleichen dem geistigen Spiritus, der, wenn er an die Luft kommt, verraucht. Ich liebe Sie — mehr verbietet mir mein Herz zu sagen, der plauderhafte Witz ist nie sein Dolmetscher gewesen.

Ich bin wieder in Fort-Louis, nach einigen kleinen Diversionen, die meine kleine Existenz hier auf dem Lande herum gemacht hat. Ob ich mein Herz auch spazieren geführt — — Ich habe die guten Mädchen *) von Ihnen gegrüßt; sie lassen Ihnen ihre ganze Hochachtung und Ergebenheit versichern. Es war ein Mädchen, das sich vorzüglich freute, daß ich so glücklich wäre, Ihre Freundschaft zu haben. — Mündlich mehr. . .

Was werden Sie von mir denken, mein theuerster Freund? was für Muthmaßungen — Aber bedenken Sie, daß dieses die Jahre der Leidenschaften und Thorheiten sind. Ich schiffe unter tausend Klippen auf dem Negropont, wo man mir mit Horaz zurufen sollte:

Interfusa nitentes
Vites aequora Cycladas.

Wenn ich auf einer dieser Inseln scheiterte, wäre es ein so großes Wunder? Und sollte mein Salzmann so strenge seyn, mich auf derselben, als einen zweiten Robinson Crusoe, ohne Hülfe zu lassen? Ich will es Ihnen gestehen (denn was sollte ich Ihnen nicht gestehen?), ich fürchte mich vor Ihrem Anblicke. Sie werden mir bis auf den Grund meines Herzens sehen, und ich werde wie ein armer Sünder vor Ihnen stehen und seufzen, anstatt mich zu rechtfertigen. Was ist der Mensch? Ich erinnere mich noch wohl, daß ich zu gewissen Zeiten stolz einen gewissen G. tadelte und mich mit meiner sittsamen Weisheit innerlich brüstete, wie ein welscher Hahn, als

*) Die Töchter des Pfarrers Brion von Sesenheim. S. Goethe Wahrh. u. Dicht. 2ter Th. 10tes B. u. ff.

D. H.

Sie mir etwas von seinen Thorheiten erzählten. Der Himmel und mein Gewissen strafen mich jezt dafür. Nun habe ich Ihnen schon zu viel gesagt, als daß ich Ihnen nicht noch mehr sagen sollte. Doch nein, ich will es bis auf unsere Zusammenkunft versparen. Ich befürchte, die Buchstaben möchten erröthen und das Papier anfangen zu reden. Verbergen Sie doch ja diesen Brief vor der ganzen Welt, vor sich selber und vor mir. Ich wünschte, daß ich Ihnen von Allem Nachricht geben könnte, ohne daß ich nöthig hätte, zu reden. Ich bin boshaft auf mich selber, ich bin melancholisch über mein Schicksal, ich wünschte von ganzem Herzen, zu sterben. Den Sonntag waren wir in Ses. *); den Montag frühe ging ich wieder hin und machte in Gesellschaft des guten Landpriesters und seiner Tochter eine Reise nach Lichtenau. Wir kamen den Abend um 10 Uhr nach S. zurück; diesen und den folgenden Tag blieb ich dort. Nun haben Sie genug. Es ist mir, als ob ich auf einer bezauberten Insel gewesen wäre; ich war dort ein anderer Mensch, als ich hier bin, alles, was ich geredt und gethan, habe ich im Traume gethan. Heute reiset Mad. Brion mit ihren beiden Töchtern nach Saarbrücken zu ihrem Bruder auf 14 Tage, und wird vielleicht ein Mädchen dalassen, das ich wünschte nie gesehen zu haben. Sie hat mir aber bei allen Mächten der L— geschworen, nicht da zu bleiben. Ich bin unglücklich, bester, bester Freund, und doch bin ich auch der glücklichste unter allen Menschen. An demselben Tage vielleicht, da sie von Saarbrücken zurückkommt, muß ich mit Hrn. v. Kleist nach Straßburg reisen. Also einen Monat getrennt, vielleicht mehr, vielleicht auf immer. Und doch haben wir uns geschworen, uns nie zu trennen. Verbrennen Sie diesen Brief, es reut mich, daß ich dies einem treulosen Papier anvertrauen muß. Entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht; es wäre grausam, mir sie jezt zu entziehen, da ich mir selbst am wenigsten genug bin, da ich mich selbst nicht leiden kann, da ich mich umbringen möchte, wenn das nichts Böses wäre. Ich bin nicht Schuld an allen diesen Begebenheiten; ich bin kein Verführer, aber auch kein Verführter, ich habe mich leidend verhalten; der Himmel ist Schuld daran, der mag sie auch zum Ende bringen. Ich werfe mich in Ihre Arme als

Ihr melancholischer Lenz.

Am Rande dieses Briefes steht noch:

Ums Himmels, um meines Mädchens und um meinetwillen, lassen Sie doch Alles dies ein Geheimniß bleiben. Von mir erfährt es Niemand als mein zweites Ich.

*) Sesenheim. S. die vorige Anmerkung.

D. H.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Das Schmelzen des Eises am Nordpol.

Ehe man über die Menge von Eis, welche unter einer bestimmten Breite und bei einer gegebenen mittleren Temperatur schmelzen muß, abspricht, muß man den großen, indeß noch sehr wenig bekannten Einfluß der Meeresströmungen in einer gewissen Tiefe in Rechnung bringen, denn, wie schon bemerkt, beginnt das Schmelzen an der untern Fläche des Eises. Nach den Gesezen der Hydrostatik müssen wir annehmen, daß Strömungen verschiedener Art, welche von einer Menge von Lokalverhältnissen modificirt werden, das Wasser des Oceans in Bewegung sezen und einen Austausch zwischen den Gewässern unter dem Aequator und denen unter dem Pol vermitteln. Von welcher Beschaffenheit und Ausdehnung solche Strömungen sind, können wir oft gar nicht bestimmen, besonders weil wir von den Ursachen, die in der Tiefe des Meeres wirken, gar keine Kenntniß haben, Ursachen, auf welche die Veränderungen im Volumen des Wassers in Folge von Temperaturwechsel großen Einfluß haben mögen; so muß das Wasser mit 10° Wärme ein ganz anderes spezifisches Gewicht haben, als das 2° 22' warme Wasser an der Oberfläche. Man kann sich leicht vorstellen, wie rasch und mächtig Strömungen im kritischen Momente des Eisbruchs wirken mögen, und wenn man es sich auch leichter vorstellen, als wissenschaftlich deduciren kann, so wird doch Niemand die Kräfte, welche hier der Natur zu Gebot stehen, deswegen, weil sie oft unsern Sinnen entgehen, in Abrede stellen.

Noch ist ein wichtiges Moment zu betrachten, nämlich der Einfluß der atmosphärischen Strömungen, d. h. der heftigen Stürme, welche zur Zeit des Eisbruchs in den Polargegenden von Nord her blasen. Lesen wir die Berichte der Seefahrer, so werden wir bald inne, daß in jenen Strichen Alles ganz anders zugeht, als die Gelehrten in ihren Kabinetten es sich ausdenken. Diese stellen sich einen See oder Sumpf vor, auf dem sich bei einer Temperatur etwas unter dem Frierpunkt eine Eisrinde, ein Paar Zoll dick, bildet; in diesem Falle ginge das Aufthauen allerdings ziemlich langsam vor sich. So geht es aber nicht mit dem Eise, das sich in jenen Zonen gebildet hat, wo das hunderttheilige Thermometer noch im März auf 40° sinkt. Im darauf folgenden Monate, wenn der Winter schnell der verhältnißmäßig starken Hize des kurzen Polarsommers Plaz macht, wird das Eis schnell und ungleichförmig ausgedehnt; die ungeheuren Eisfelder bersten mit gräßlicher Gewalt und reißen sich mit furchtbarem Krachen von den ewigen Gletschern los, an denen sie hingen. Nun wirkt Alles zusammen: die Ausdehnung an der Oberfläche, die schmelzende Kraft der immer wirksamer werdenden Sonnenstrahlen, das Eindringen des Regens; ist das Eis durch dieses Alles vorbereitet, so kommen die heftigen Nordstürme, und diese verändern, wie die Reisenden berichten, in wenigen Stunden den Anblick des Horizonts, so weit das Auge reicht, und treiben Tausende von Morgen Eisfelder gegen Süden. Der bei weitem größte Theil dieses Eises ist durch die vereinte Kraft der Sonne und einer höhern mittlern Temperatur des Oceans bald geschmolzen; aber manche Massen gelangen weit hinein in die gemäßigte Zone. — Es läßt sich nach diesem Allem wohl schwerlich verkennen, daß zwischen dem Prozeß des Frierens und dem des Aufthauens ein großer Unterschied stattfindet, und die in dieser flüchtigen Skizze angegebenen Gründe reichen wohl hin, diese scheinbare Anomalie zu erklären.

Beilage: Literaturblatt Nr. 107.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 22. Oktober 1831.

Seligen Erfolg zu schauen,
Einigest zu Mannes Kräften
Liebenswürdiges der Frauen.

Goethe.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Siehe Nr. 212.)

Zweiter Artikel.

Wir fahren fort, dem Leser aus einer sonderbaren Zeit eine Gallerie von Frauen vorzuführen, deren Geschlecht heutzutage so gut wie ausgestorben ist. Es ist im vorigen Artikel bereits von Mad. Houdetot die Rede gewesen; wir haben aber über diese interessante Frau noch Manches zu bemerken.

Frau von Houdetot hatte viel Verstand und eine seltene Geistesbildung. Dieß bemerkte man indessen nur bei näherem Umgang, und es kann also Jean-Jacques wohl nicht entgangen seyn. Sie schrieb besser als Frau von Epinay, ihre Schwägerin. Da sie aber auch viel Takt mit ruhigem Abwägen der Verhältnisse besaß, so zog sie häusliche Ruhe und Zufriedenheit dem Berühmtseyn vor. Darum verbarg sie ihr Talent, oder machte nur selten und versteckt Gebrauch davon. Hätte sie dieß nicht gethan, so wäre ihr gutes Vernehmen mit ihrer Schwägerin von keiner langen Dauer gewesen, denn die Epinay war entsetzlich neidisch. In ihren Memoiren spricht und wiederholt sie immer, daß die Houdetot gut, sehr gut sey. Diese Herzensgüte war zu bekannt und zu wiederholt erwiesen, um bestritten zu werden. Eine Frau, wie die Epinay, hielt übrigens Herzenseigenschaften unter ihrer Würde, wie viele Damen der damaligen großen Welt, und beneidete Niemanden darum. Die Houdetot machte nicht nur hübsche französische Verse, was sehr leicht ist, sondern dichtete auch mit Glück, was nicht leicht ist. Sie wollte aber nie eine Abschrift ihrer Gedichte geben. Daher kannten sie nur die Personen ihrer genauern Bekanntschaft, welche sie aus dem Gedächtniß niederschrieben. Davon führen wir nur Einiges an. Frau von Houdetot war in Fouqueur bei Marli, wo ein frischer Bach durch den Garten fließt, ihn bewässert und Alles in grüner Frische erhält. Er quillt am Fuß einer Eiche hervor. Hier hört man auch das Geräusch der Marli-Wassermaschine, ihr Knarren und Kreischen, was sehr unangenehm ist. Bei dieser Veranlassung machte die Houdetot folgendes niedliche Gedicht:

> Ces efforts redoublés et ces gémissemens,
> Cet appareil de fer et ces grands mouvemens
> Offrent partout aux sens la nature offensée.
> Elle semble gémir d'avoir été forcée;
> Et, cédant à regret aux entraves de l'art,
> Au caprice des rois se plaint d'avoir eu part.
> Ah! que j'aime bien mieux la modeste fontaine
> Qui, dans ces prés fleuris, s'enfuit du pied d'un chéne,
> Et qui, formant le cours d'un paisible ruisseau,
> Arrose des gazons aussi frais que son eau.

Saint-Lambert fand diese Verse so hübsch, daß er sie heimlich Voltaire nach Ferner schickte. Als dieser 1778 wieder nach Paris kam, besuchte ihn auch Frau von Houdetot, und als sie eintrat, sagte ihr der alte Mann, statt des gewöhnlichen Kompliments, ihre Verse her, worüber sie nicht wenig erstaunte, da indessen mehr denn zehn Jahre

verstrichen waren. Als die Dame schon ein bedeutendes Alter erreicht hatte, machte sie über das Alter folgende Verse:

Oh! le bon tems que la Vieillesse!
Ce qui fait plaisir est tristesse,
Ce qui fut rond, devient pointu;
L'esprit même est cogne-fétu.
On entend mal, on n'y voit guère,
On a cent moyens de déplaire,
Ce qui charma, nous semble laid;
On voit le monde comme il est.
Qui vous cherchait Vous abandonne:
Le bon sens, la froide vertu
Chez Vous n'attirent plus personne;
On se plaint d'avoir trop vécu.
Mais, dans ma retraite profonde,
Qu'un seul ami me reste au monde,
Je croirai n'avoir rien perdu.

Eine andere Schwägerin war Madame de la Briche, die ein Kätzchen zu haben wünschte; die Houdetot schickte ihr also eins mit folgenden Zeilen, die ich für ihre gelungensten halte:

Jeune Eglé, vous aimez les chats:
On les accuse d'être ingrats,
Très volages et peu sincères.
Mais des gens avec qui l'on vit,
On prend beaucoup, à ce qu'on dit.
Jeune Eglé, s'il peut vous plaire,
Ce chat, auprès de vous, gardera son esprit
Et changera de caractère.

Frau von Houdetot wurde drei-und-achtzig Jahr alt, und bis zu ihrem Lebensende war sie so gut, geistreich und liebenswürdig, daß sich Jedermann zu ihr drängte. Als der Herr von Sommariva das benachbarte Landgut Epinay gekauft hatte, machte er ihre Bekanntschaft und gefiel sich ausnehmend bei ihr. Darum bat er sie auch später um ihr Bild. Sie schickte es ihm auch endlich mit einigen Versen, die nicht mehr bekannt sind, deren Sinn aber ungefähr folgender war: „Bald wird das Original dieses Bildes nicht mehr leben; jedoch behalten Sie in diesem Bilde die Züge der Frau, die Sie wie eine Mutter liebte." Zu unserer Zeit kam eine Fremde, die dieß schöne Gefühl auf ihre bissige Art verdreht und bespöttelt hat. Ich meine Lady Morgan, in ihrem Werk über Frankreich. Sie hat die herzliche Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit der Houdetot in ihrem hohen Alter lächerlich gefunden, bedachte aber nicht, daß sie einem so seelenguten Wesen, wie sie, die sechzig Jahre hindurch dieselbe immer übte, zum Bedürfniß geworden war. Um dieß aber an einer Frau zu begreifen, muß eine Frau selbst solcher Anhänglichkeit und Herzlichkeit fähig seyn, und nicht ihr Höchstes darin suchen, ein schöner Geist zu seyn. Frau von Houdetot machte gar keinen Anspruch darauf, verbarg ihr Talent, sagte nie Böses von andern und verstand zu gefallen ohne Bissigkeit.

Saint-Lambert sagte, an ihr sey nichts häßlich gewesen, als das Gesicht. Ihre Gestalt war schön und voll Anmuth, auch galt sie für eine der besten Tänzerinnen ihrer Zeit. Einmal hatte sie — nach damaliger Sitte — in Pantoffeln einen Besuch bei dem Prinzen Conté gemacht. Seine Durchlaucht hätte sie gar zu gern tanzen sehen, da aber vorauszusehen war, daß sie sich mit ihrer Fußbekleidung entschuldigen würde, so schickte er nach Band und befestigte mit eigener hoher Hand damit ihre Pantoffeln an den niedlichen Fuß. Nun gab sie seinen Bitten nach und entzückte durch ihren Tanz eine große und glänzende Gesellschaft.

Als Jean-Jacques der Houdetot ihre Briefe zurückgeschickt hatte, forderte er auch die seinigen von ihr. Sie behauptete aber, sie habe sie verbrannt. Da sagte er zornig und mit beleidigtem Ehrgefühl: „Solche Briefe verbrennt man nicht! Man hat Juliens Briefe (in der neuen Heloise) glühend gefunden; du großer Gott, was würde man von diesen gesagt haben?" Madame Broutain, die in Cernay nahe bei Eaubonne wohnte, wollte hinter die Wahrheit kommen, sie wünschte auch wohl, daß Rousseaus Briefe nicht verbrannt worden seyen. Deßhalb erkundigte sie sich angelegentlich bei Madame Houdetot darum, erhielt aber von ihr die Antwort, daß sie dieselben wirklich verbrannt habe, bis auf Einen, den sie nicht den Muth gehabt hätte, ins Feuer zu werfen, „weil er ein Meisterstück von Beredtsamkeit und glühender Leidenschaft sey; sie habe ihn daher Saint-Lambert aufzubeben gegeben." Madame Broutain benutzte auch die erste Gelegenheit, um sich bei dem Poeten nach diesem Brief zu erkundigen, erhielt aber zur Antwort: „beim Ausziehen habe er ihn verlegt, und wisse nicht, wo er hingekommen." So viel ist gewiß, der Brief hätte in keine üblern Hände fallen können, denn Saint-Lambert war doppelt neidisch und eifersüchtig auf Jean-Jacques; zuerst als Freund der Houdetot und dann als mittelmäßiger Dichter. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Rousseau'schen Briefe verloren gegangen sind; es waren gewiß Meisterstücke. Schon eine fingirte Leidenschaft wußte Jean-Jacques bewundernswürdig in seiner neuen Heloise auszudrücken, wie muß er nicht aus eigenem Herzen gesprochen haben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Charakteristik der Chinesen.

(Fortsetzung.)

Die vornehmsten Organe des kaiserlichen Willens sind vier Minister, welche den Titel Ta San führen; der Kaiser wählt sie unter den Großen, denen er am meisten Anhänglichkeit an seine Person zutraut, oder, wie es die Chinesen ausdrücken, von denen er nicht fürchten darf, vergiftet zu werden. Keine Bittschrift kann dem

Monarchen vorgelegt, keine Sache überhaupt zu seiner Kenntniß gebracht werden, ohne zuvor durch die Hände der Minister zu gehen. Die Aufsicht über die verschiedenen Zweige der Verwaltung ist sechs Tribunalen oder Departements anvertraut, deren Präsidenten den Rang unmittelbar nach den Ministern haben; diese Departements sind: das der Reichsannalen, das Rechnungs- oder Finanzdepartement, die Departements der Gebräuche und Religionsceremonien, des Kriegs, der Justiz und der Künste und Wissenschaften; diese Tribunale besetzen sämmtliche Stellen in den Provinzen. Die Hauptbeamten in jeder Provinz sind der Vicekönig und sein Stellvertreter, welche in ihrem Bezirk das Recht über Leben und Tod haben; nur die Mandarine, der Rechnungsführer und Steuereinnehmer, die Verwalter des Salz- und Eisenregals, der Domänenverwalter und die Civilrichter sind davon ausgenommen; nach ihnen kommen dem Range nach die Richter in erster Instanz, die Polizeilieutenants, die Aufseher über die Lebensmittel, die Schulvorsteher u. s. w. Alle diese Stellen sind theils mit gelehrten, theils mit Kriegsmandarinen besezt; leztere sind die zahlreichsten und bekleiden oft Aemter, welche eigentlich ausschließlich den erstern zukommen sollten. Alle Grade und Würden in Civil und Militär erkennt man äußerlich an den Rockknöpfen, deren es von allen möglichen Farben und Formen gibt. Noch gibt es andere Auszeichnungen für öffentliche Beamte, wie Pfaufedern, Halsbänder von der Farbe der Knöpfe, Schilder, auf denen Thierfiguren gestickt sind, und die man auf Brust oder Rücken trägt, und es sind ihrer so viele, daß ein Mandarin erster Klasse im Gallaaufzug von Kopf bis zu den Füßen damit bedeckt ist.

Ein Hauptmittel der chinesischen Regierung, die Ordnung aufrecht und das Volk im Zaume zu halten, ist das Prinzip der Verantwortlichkeit, wornach sie sich nicht an den Schuldigen selbst hält, sondern an denjenigen, der irgendwie eine Autorität über ihn übt. So haftet z. B. jeder Hausherr für die Handlungen sämmtlicher Individuen, die unter seinem Dache wohnen; der angesehenste Privatmann in einer Straße bürgt für alle seine Nachbarn, der Beamte des Quartiers für das ganze Quartier, der Gouverneur für die ganze Stadt. Da diese Verantwortlichkeit an sich für die öffentliche Ruhe noch nicht hinlängliche Bürgschaft gewähren könnte, so vervollständigt die Regierung ihr System durch eine Menge von Soldaten, Spionen, Polizeiagenten, deren Ergebenheit sie damit erkauft, daß sie über die Mißhandlungen, welche sie sich gegen das Volk erlauben, die Augen zudrückt. Man hat keinen Begriff davon, wie weit bisweilen diese Mißhandlungen gehen: ich sah mit eigenen Augen das Gefolge eines Mandarins ein Haus, in welchem der Herr eine Untersuchung vorgenommen hatte, rein ausplündern; ich sah untergeordnete Beamte in Buden und Magazine treten und die Eigenthümer unter verschiedenen Vorwänden, allen Gesetzen zum Hohn, brandschatzen, ohne daß sie es wagen durften, eine Klage laut werden zu lassen. Die gerichtlichen Formen sind von einer Art, daß sie eher sklavische Furcht, als Achtung einflößen müssen. Wenn ein Mandarin zu Gerichte sizt, so spricht Jedermann, der vorgeladen ist, Angeklagte, Dolmetscher, öffentliche Schreiber u. s. w. nur auf den Knieen mit ihm, und so oft er eine Frage an einen richtet, beugt dieser das Haupt zur Erde nieder. In Kriminalfällen fängt der Richter damit an, daß er nicht allein den Angeklagten, sondern Alle, die mittelbar und unmittelbar in den Handel verflochten sind, auf die Folter bringen läßt, und zwar sogar dann, wenn er bereits alle Umstände weiß, die er zu wissen nöthig hat. Ueberhaupt ist die Folter das souveräne Mittel der Richter, nicht nur, um hinter die Wahrheit zu kommen, sondern auch, um mittelst falscher Aussagen zu verhüten, daß sie nicht offenkundig werde, wenn ihnen daran liegt, daß sie verborgen bleibe. Wenn Civilprozesse in China selten sind, so kommt dies keineswegs daher, daß die Gesetze selten übertreten werden, sondern blos daher, daß man zu den Gerichten gar kein Vertrauen hat. Ist der Chinese das Opfer des Betrugs oder der Wortbrüchigkeit geworden, so verschmerzt er lieber seinen Verlust, als daß er zum Gericht seine Zuflucht nimmt; denn klagt er, so sezt er sich Mißhandlungen aus, vor denen ihn die Gerechtigkeit seiner Sache durchaus nicht schüzt, und noch dazu müßte er oft den Richter einen Blick in seine Vermögensverhältnisse thun lassen, was ihm neue Plackereien auf den Hals laden könnte. Der Schuldige dagegen ist fast immer sicher, der Strafe zu entgehen, wenn er nur Geld hat und es gut anzuwenden weiß. Die Einrichtung der Gefängnisse steht mit dem übrigen Zustand der Justiz durchaus im Verhältniß; es sind niedrige, feuchte Häuser mit zugemauerten Fenstern, so beschränkt, daß die Gefangenen oft kaum Platz zum Liegen haben. Ehe man sie einsperrt, werden sie streng untersucht, und man läßt ihnen nur wenige Kleidungsstücke; die übrigen werden ein Raub der Polizei. Es hängt vom Gutdünken des Gefangenwärters ab, wie lang und schwer die Kette ist, die man dem Gefangenen anlegt; ihm müssen auch die Verwandten die Erlaubniß abdingen, den Gefangenen ernähren zu dürfen, denn die Regierung sorgt für gar nichts, und da der Kerkermeister keinen Gehalt bezieht, so kann man sich vorstellen, daß er sich so gut als möglich bedenkt.

Nun noch einige Worte von den Handelsverhältnissen zwischen den Chinesen und Europäern.

Das Betragen der chinesischen Regierung gegen die Europäer wird von zwei entgegengesezten Motiven be-

stimmt, einmal von dem Wunsch, einen sehr einträglichen Handel sich zu erhalten, und sodann von der Besorgniß, welche ihr die Unternehmungslust, der Forschungsgeist und die Unruhe der Tsiang=Gyin oder Menschen aus dem Abendlande einflößt. Ihr ganzes Bestreben geht daher dahin, leztere zu verhindern, daß sie auf die Unterthanen einen die Interessen der Regierung gefährdenden Einfluß ausüben, ohne sie jedoch dabei in allzu üble Laune zu versetzen. Aus diesem Grunde hat sie den Handel mit den Fremden auf die einzige Stadt Canton beschränkt; aus demselben verbietet sie den Europäern, Grundeigenthum zu erwerben und im Innern des Landes zu reisen, und erschwert den Verkehr derselben mit den Eingebornen durch eine Menge Formalitäten; eben darum verbietet sie aber auch ihren Unterthanen, die Europäer die chinesische Sprache zu lehren, mit ihnen umzugehen, chinesische Bücher an sie zu verkaufen, und nährt auf alle Weise die Vorurtheile des Volkes gegen die Fremden.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz=Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

Sind die Straßburger Deutsche?

Als Einsender der Korrespondenznachricht über den deutschen Sinn der Straßburger (Nr. 147) sey es mir erlaubt, dem Verfasser des Nr. 234 eingerückten, von Straßburg aus datirten Briefes ein ernstes Wort zu erwidern. Dieser fängt damit an, Ihren frühern Korrespondenten (denn er irrt, wenn er die Aufsäze in Nr. 103. 147. 161. 162. einem und demselben Verfasser zuschreibt) vorzuwerfen, daß sie „von dem Gesichtspunkt ausgehen, als bedauerten wir Straßburger fortwährend, nicht mehr zu Deutschland zu gehören.“ Was mich betrifft, so kann ich mich auf den Schluß meines Briefes berufen, welcher ausdrücklich sagt, daß „wir Elsässer gerne dem französischen Staate angehören.“ Es hätte dem Einsender des lezten Briefs aus Straßburg nicht entgehen sollen, daß in meiner Korrespondenznachricht (so wie in den Aufsätzen Nr. 103. 161. 162) von allen äußern, politischen Verhältnissen abstrahirt und nur der innere Volkscharakter der Elsässer ins Auge gefaßt wird. Ich weiß gar wohl, daß Straßburg seit 1789 die Bande, durch die es mit Frankreich zusammenhängt, viel enger geknüpft hat; daß die alte Reichsstadt gleich Anfangs der Revolution auf ihre Privilegien Verzicht geleistet und dem großen Grundsaze der Gleichheit aller Franzosen gehuldigt hat. Ich weiß auch, daß die Feldzüge seit der Revolution sehr viel dazu beigetragen haben, die Elsässer mit den eigentlichen Franzosen zu verflechten und sie zu gewöhnen, alle politischen Schicksale, Schmach und Ehre, Glück und Unglück, mit denselben zu theilen. Auch ist mir nicht entgangen, daß seit der Julirevolution die Elsässer noch stolzer auf ihr französisches Bürgerthum geworden sind. Dabei hat sich mir aber immer die Bemerkung aufgedrängt, daß die Mehrzahl der Elsässer, bei all ihrer Anhänglichkeit an den französischen Staat, nicht aufgehört hat, ein deutscher Volksstamm zu seyn, d. h. deutsch zu fühlen, zu denken und zu sprechen, an deutscher Art und Sitte festzuhalten und sich an der deutschen Literatur vorzugsweise zu erfreuen. Ich überzeugte mich, daß noch immer der Ernst und die Ruhe, und, wenn man will, auch die phlegmatische Behaglichkeit der Deutschen viel mehr bei uns zu Hause sind, als das leicht aufwallende Gefühl und die Raschheit der Franzosen. Diese Bemerkung gilt auch insbesondere von den Straßburgern, und hierin widerspricht mir nun der Verfasser des Briefs in Nr. 234. Zuerst muß ich ihn daran erinnern, daß die katholische Bevölkerung unserer Stadt größtentheils unter den ganz vornehmen Ständen oder unter der ganz armen Klasse zu finden ist. Die Vornehmen sind zum Theil französische Beamte, die aber oft keinen festen Wohnsiz bei uns haben, wenigstens in andere Städte versezt werden können und mithin nicht unter die eigentliche Einwohnerschaft zu zählen sind, oder sie gehören Familien französischen Ursprungs an, die sich schon in früherer Zeit bei uns angesiedelt hatten; unter diesen haben jezt Viele sich mit den Straßburgern verschmolzen und ihre Sitten und Lebensweise angenommen. Die ganz Armen können fast alle nur deutsch reden; bei diesen ist übrigens, hier wie überall, das Gefühl der Nationalität nicht eben zu suchen. Den Kern unserer Bürgerschaft bilden aber die Mittelklassen; diese bestehen fast ausschließlich aus alten Straßburger Familien, die meistens protestantisch und in ihrem Charakter deutsch sind.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 247:
Salzfaß.

Räthsel.

Die lezten Hexen sind verbrannt,
Und Hexenmeister längst verbannt,
Doch fällt mir einer ein zunächst,
Der euch noch oft genug behext.

Er macht euch satt und macht euch reich,
Macht Bettler oft Sultanen gleich. —
Ist's Amor? Nein, er soll's nicht seyn,
Der fällt euch allzufrüh doch ein.

Und ohne meinen Zaubrer wär'
Oft Amors Köcher, ach, wie leer!
Mein Zaubrer ist ein andrer Mann,
Der Alles, was er will, auch kann.

Braucht ihr ein Schloß, gefüllt mit Gold,
Ein Sklavenheer in eurem Sold,
Braucht ihr Vernunft, Verstand und Wiz?
Er winkt, da sind sie, gleich dem Bliz.

Seht ihr's nicht gern, daß Alles steht
Und Niemand auf dem Kopfe geht:
Er wälzt mit reicher Phantasie
Euch Staaten um, wie Kriege nie.

Sucht ihr, was heiß die Seele liebt
Und was die arme Welt nicht gibt:
Er gönnt es euch, er schafft's herbei,
Und ob es Gott nicht möglich sey.

Doch fällt mir jener Glaube schwer,
Die ganze Welt sey nichts, als er;
Denn zieh' ich ihn hervor an's Licht,
So ist er nur ein armer Wicht;

Es wäre denn, er träte schnell
In's Leben selbst mir sonnenhell:
Dann ließ ich Fürsten Fürsten seyn,
Und lebte selig ihm allein.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 24. Oktober 1831.

— Euer ganz Benehmen
Ist wölfisch, blutig, räuberisch und hungrig.

Shakespeare.

Zur Charakteristik der Chinesen.

(Beschluß.)

Die zu den verschiedenen chinesischen Handelskompagnien gehörenden Europäer haben etwas mehr Spielraum als andere; aber ihre Lage ist darum doch nichts weniger als angenehm, und auf die dringendsten Vorstellungen erfolgt nichts, als ewig die Antwort: „es ist Brauch so.“ Um jeder unmittelbaren Verhandlung mit den europäischen Kompagnien möglichst auszuweichen, hat die chinesische Regierung das ausschließliche Privilegium des ausländischen Handels einer Gesellschaft der reichsten Handelsleute in Canton verliehen; dieses Privilegium gibt ihnen ein großes Ansehen und ist äußerst einträglich für sie; es legt ihnen aber auch eine Verantwortlichkeit auf, die sie oft zu Grunde richtet. Jedes europäische Fahrzeug, das in China anlangt, muß sich unter den Mitgliedern des Kong-Hang, so heißt jene Gesellschaft, einen Fiador oder Bürgen wählen, der der Regierung für die Entrichtung der Ein- und Ausfuhrzölle, ja für das Thun und Treiben der ganzen Schiffsmannschaft verantwortlich ist. Zur Entschädigung dafür bekommt er einen Hauptteil an den Geschäften, welche das Schiff macht, sey es Verkauf oder Einkauf. Ist dieser Punkt im Reinen, so begibt sich der Houzon oder Douanenverwalter mit einem zahlreichen Gefolge an Bord, um das Schiff zu messen, d. h. das Hafengeld für die Regierung einzufordern und selbst ein Geschenk in Empfang zu nehmen, das er zwar nicht verlangen, das man ihm aber nicht vorenthalten darf. Man empfängt ihn auf's Feierlichste und bietet ihm eine Collation an; der Brauch will, daß er nichts davon anrührt; kaum hat er aber den Fuß auf die Schiffsleiter gesezt, so fällt sein Gefolge darüber her, und ist man nicht recht auf der Hut, so nehmen sie ohne Weiteres das Tafelgeschirr sammt dem Tischzeug mit. Nun ladet man die Waaren in große bedeckte Barken von dreißig Tonnen Gehalt; dabei führen zehn bis zwölf Zollschreiber die Aufsicht und schreiben alles, was ausgeladen wird, auf. Ein Paar Matrosen vom europäischen Schiff begleiten die Barken zur Faktorie, um, so viel möglich, Diebstähle zu verhüten. Ist man in der Faktorie angelangt, so werden die Waaren von andern Schreibern untersucht und sortirt, damit man nach dem Tarif die Zollgebühren berechnen kann. So wie die Kisten, Ballen, Fässer in die Magazine der Faktorie gebracht werden, läßt sie der Hauptzoller öffnen und die Waaren unter einem Titel, wie es ihm beliebt, in ein Verzeichniß bringen; so sah ich mehr als einmal, daß gemeine Wollenzeuge als Tücher, gewöhnliches Fensterglas als Spiegel, Flintensteine als Achat aufgeschrieben wurden, damit man höhere Zölle verlangen konnte. Sodann läßt der Hauptzoller die Waaren wägen, messen oder zählen; dabei wird wieder geprellt, denn dem Schreiber, der das Geschäft verrichtet, steht es frei, das doppelte Gewicht, die doppelte Ellenzahl anzunehmen. Die anwesenden Europäer merken den Betrug nicht, weil

sie die Sprache nicht verstehen, und was die Dolmetscher und den Agenten des Fiadors anlangt, auf dessen Unkosten die Sache größtentheils geht, so finden ihre Vorstellungen taube Ohren. Dieselben Formalitäten finden Statt, wenn die Rückfracht auf das europäische Schiff gebracht wird; da aber in diesem Fall Qualität, Maaß und Gewicht der Waaren bekannt sind, so hat hier die Willkühr weniger Spielraum. Ist endlich das Schiff segelfertig, so muß von der Regierung die Erlaubniß, unter Segel zu gehen, eingeholt werden; sie wird erst dann ertheilt, wenn der Fiador alle Abgaben bezahlt und das Zollamt alle Erpressungsmittel erschöpft hat; zuweilen muß man, zum größten Nachtheil der Rheder, wochenlang darauf warten. Man sieht, dieses System ist trefflich darauf berechnet, die Europäer vollkommen in Abhängigkeit von den Chinesen zu erhalten; andernseits sezt es die Eingebornen, welche zu Mittelspersonen zwischen ihren Landsleuten und den Europäern dienen, vom Fiador bis zum untersten Diener, tausend Plakereien aus. Wenn der Dolmetscher, den jedes Schiff haben muß und der die nöthige Erlaubniß zum Ausladen, zum Absegeln u. s. w. einholt, die geringste Förmlichkeit versäumt, so wird die abscheulichste körperliche Züchtigung über ihn verhängt. Macht sich ein Europäer eines Vergehens schuldig, so muß der Fiador des Schiffs, zu dem der Schuldige gehört, den Handel mit Geld gutmachen, und selten wird ihm seine Auslage ersezt, weil er über die Mannschaft, für die er bürgt, keinerlei Autorität ausübt. Ja zuweilen kommt er mit einem Geldopfer nicht einmal davon; so sah ich den Fiador eines europäischen Schiffes in das Gefängniß werfen, weil der Supercargo dieses Schiffes eine Kiste mit Flintensteinen hatte einschwärzen wollen; obgleich der Fiador am Betrug keinen Antheil hatte, ja nicht einmal etwas davon wußte, kam er nach sechswöchentlichem Gefängniß nur dadurch los, daß er die Mandarine mit zwanzigtausend Piastern bestach. Ueberhaupt lassen die Mandarine keine Gelegenheit entschlüpfen, den Fiadors Geld abzuzwacken oder von den Kostbarkeiten, welche ihnen durch die Hände gehen, etwas geschenkt zu bekommen. Da die Fiadors ihrer Seits recht wohl wissen, wie viel sie bei ihrer Verantwortlichkeit auf's Spiel setzen, so suchen sie sich auf Kosten der europäischen Kaufleute schadlos zu halten, und machen deßhalb gemeinschaftliche Sache mit einander, um den Preis der eingeführten Waaren herabzudrücken und den der ausgeführten hinaufzutreiben. Die europäischen Kaufleute endlich wissen oft, daß die Fiadors eine neue Waare brauchen, um den Mandarinen ein Geschenk damit zu machen; sie benutzen dieß und machen ungeheure Preise. So spinnt sich denn zwischen den Mandarinen, den Mitgliedern des Kong-hang und den europäischen Handelsleuten ein beständiger Kampf fort, in welchem der Pfiffigste im Vortheil bleibt, wobei aber Redlichkeit und Treu und Glauben selten eine Rolle spielen.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Am bezeichnendsten spricht sich die Vicomtesse Allard über die Houdetot aus, und ihr Urtheil über die seltene Frau ist um so wichtiger, da sie lange in ihrem Umgang gelebt hat. „Durch Jean-Jacques Konfessionen ist der Gräfin Houdetot Name unvergeßlich worden. Lady Morgan spricht in ihrem Buch über Frankreich ein Langes und ein Breites von ihr, beurtheilt sie aber sehr schief und ungerecht, wohl auch aus Neid. Durch die Memoiren der Frau von Epinay, die recht geistreich und gut geschrieben sind, ihrer Verfasserin aber eine traurige Celebrität geben, ist sie der Welt neuerdings ins Gedächtniß zurückgerufen worden. Niemand aber hat wahrer über die Houdetot gesprochen, denn er, wiewohl nicht Alles richtig ist, was er sagt. Madame Epinay irrt jedoch noch öfter. Ich habe die Frau genau gekannt, denn mein Vater wohnte drei Jahr im Haus der Markisin Verdelin, in der Zeit, wo die Gesellschaft der Frau von Epinay und ihrer Schwägerinnen zu der glänzendsten und gesuchtesten von Paris gehörte. Später lebte ich dreizehn Jahr auf dem Land, nahe bei Madame Houdetot, und wir sahen uns fast täglich. Sehr wahr ist, was Rousseau von ihrem Charakter und von ihrer Liebenswürdigkeit gesagt hat. Nur in Beziehung auf ihren Geist ist er nicht ganz gerecht. Er hatte freilich, mehr wie jeder andere, das Recht, sich nicht leicht zu begnügen, Ansprüche zu machen und nicht leicht zu bewundern. Hätte er aber die Houdetot mit andern Frauen ihrer Zeit verglichen, so hätte er doch mehr zu ihrem Lob sagen müssen. Wäre sie eitler und weniger träg gewesen, so hätte sie sich einen ausgezeichneten Namen in der Literatur machen können. Sie machte aber gar keine Ansprüche, und war für ihre Zeit viel zu bescheiden. Rousseau gesteht zwar, sie sey nicht schön gewesen, dieß ist aber nicht genug gesagt. Für häßliche Frauenzimmer ist es ein großer Trost, wenn sie erfahren, daß die Houdetot sehr häßlich war, und daß sie alles den ausgezeichneten und seltenen Eigenschaften des Geistes und Herzens verdankte; denn sie wurde leidenschaftlich und dauernd geliebt. Sie hatte nicht blos ein kurzes Gesicht und runde Augen, wie Rousseau sagt, sie schielte auch stark, und darum konnte ihre Seele dem so verunstalteten Gesicht keinen Ausdruck geben. Sie hatte eine sehr niedrige Stirn und eine dicke Nase. Ihre Blatternarben waren gelblich und sahen schmutzig aus. Vor den Blattern hatte sie aber eine schöne weiße Haut. Rousseau sagt sehr richtig, ihre Bewegungen seyen zuweilen linkisch, zuweilen voll Grazie gewesen. Da sie ein sehr

kurzes Gesicht hatte und nicht weit vor sich hinsehen konnte, so kam dadurch etwas Ungewisses und Linkisches in ihre Bewegungen. Da sie aber schön gewachsen war, und da sie bei dem zu seiner Zeit so berühmten Marcel tanzen gelernt hatte, so war sie auch voll Anstand und Grazie. Sie hatte eine schöne Brust, niedliche Arme, Hände und Füße."

Ihre Einbildungskraft war voll Leben und Farbe, ihr Herz voll Güte, Liebe und Zartheit. In ihrer Jugend hat sie gewiß oft ohne Ueberlegung gehandelt und eigentlich hat sie auch im Alter diesen Fehler nie ganz abgelegt. Ihr Gemüth war aber gerade und ihr Verstand scharf und durchdringend. Wenn in ihrer Gegenwart lange hin und her gestritten worden war, und sie, ohne ein Wort zu sagen, zugehört hatte, so faßte sie den ganzen Gegenstand wie ein geschickter Parlamentspräsident in wenigen klaren und scharfen Sätzen zusammen, und es wurde leicht, darüber zu entscheiden. Ich habe viele Männer gesehen, denen diese Kraft und Eigenschaft ihres Geistes gar nicht recht war. Sie bringt uns zum Stillschweigen, sagten sie.

Wiewohl sie entschieden häßlich war, so empfand sie doch nie den geringsten Neid gegen schöne Frauen. Sie lobte sie im Gegentheil herzlich und aufrichtig, und freute sich an ihrem Anblick.

In der Anhänglichkeit der Houdetot an Saint-Lambert hat sich Alles erhalten, was die Jugendliche auszeichnet: Täuschung, Vergessen, Hingebung und zarte Aufmerksamkeit. Für ihn machte sie im achtzigsten Jahr folgende hübsche Strophe:

> Jeune, j'aimai. Le temps de mon bel age,
> Ce temps si court, l'amour seul le remplit.
> Quand j'atteignis la saison d'être sage,
> Toujours j'aimai, la raison me le dit.
> Mais l'âge vient et le plaisir s'envole;
> Mais mon bonheur ne s'envole aujourd'hui,
> Car j'aime encor et l'amour me console;
> Rien n'aurait pu me consoler de lui.

Lady Morgan hat diese Zeilen auf ihre Weise persiflirt, indem sie behauptete, die Houdetot habe sie in ihrem Alter für einen ganz jungen Mann gemacht, in den sie verliebt gewesen wäre. Die bescheidene und anständige Houdetot hat freilich nie gestanden, daß sie die Verse auf ihre Liebe zu Saint-Lambert gemacht habe; sie sollten nur eine Nachahmung Marots seyn; ihre Vertrauten wußten aber die wahre Bewandtniß.

Ganz verschieden und der Houdetot entgegengesezt war die Gräfin **Boufflers**, gleich berühmt durch Schönheit, galante Sitten, Kenntnisse und Geist. Kaum war sie verheirathet, so trat sie in die große Welt. Zuerst wurde sie Hofdame der Herzogin von Orleans, Großmutter des jetzigen Königs. Es dauerte aber nicht lange, so überwarf sie sich mit dieser Fürstin und trat in gleicher Eigenschaft am Hofe des Prinzen Conti auf. Bald lebte sie mit diesem auf sehr vertraulichem Fuß. Dieser Hof vereinigte Alles, was die Boufflers wünschte und was durch ihren Einfluß noch zunahm. Es war der galanteste, liebenswürdigste und geistreichste Hof seiner Zeit. Schauspiel, Konzerte, Bälle und Spiel wechselten mit den raffinirtesten heimlichen Genüssen. Auch Literatur und Künste fanden hier einen sehr dankbaren Boden. Die Boufflers schrieb ein Trauerspiel in Prosa, das jedoch nie gedruckt und aufgeführt worden ist, von dem aber zu seiner Zeit viel gesprochen wurde. Der Graf Boufflers, ihr Mann, starb 1764, wodurch sie noch mehr Freiheit erhielt, als vorher. Sie legte es nun darauf an, Prinzessin Conti zu werden. Hume ging ihr Anfangs mit Rath und That an die Hand, später, als ihre Hoffnung vereitelt war, suchte er sie zu trösten, in so weit dies möglich war; denn es ging ihr sehr nahe. Um sich ungehinderter dem Schmerz und der Tröstung hingeben zu können, schickte sie ihren Sohn auf die Universität Leyden; später ließ sie ihn in Italien reisen. Horaz Walpole spricht sich folgendermaßen über sie aus:

„Frau v. Boufflers, die in England war, ist eine gelehrte Frau und dabei die Maitresse des Prinzen Conti, dessen Gemahlin sie gar zu gern geworden wäre. Sie ist eine Mischung von zweierlei Frauen, von einer obern und einer untern. Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß letztere sehr galant ist und noch Ansprüche macht. Die obere ist auch von [illegible] eine maaßhaltende und gefallende Beredtsamkeit kommt. Sie verdirbt jedoch Alles durch ihr Jagen nach Lob. Man sollte glauben, sie sitze immer, um von ihrem Biographen ihr Porträt machen zu lassen."

Später reiste sie abermals nach England und nahm ihre Tochter, die Gräfin Amalie von Boufflers, mit, die wegen ihres trefflichen Harfenspiels berühmt war. Die Frau du Deffand war der Boufflers schon aus Neid und Scheelsucht nicht gewogen, und nennt sie das „Tempelidol," das sich selbst über Alles liebt und bewundert und das in dieser Selbstbetrachtung nichts sieht und nichts hört, was nicht zur Erhöhung seines Ruhms dient. Sie behauptet, der Prinz Conti habe sie später nicht mehr ausstehen können, sie habe mit dem König von Schweden auf dem freundschaftlichsten Fuß gestanden und sey 1780 in den Bädern von Spaa mit ihm zusammengetroffen. Bei all diesen Aeußerungen muß man jedoch nicht vergessen, daß die Deffand und H. Walpole böse Zungen waren, die Niemanden Gutes nachsagten. In Beziehung auf Jean-Jacques hatte die Boufflers großes Verdienst; denn sie hob das Unrecht Humes gegen Rousseau recht heraus und brachte es ans Tageslicht. Ohne ihren trefflichen Brief an Hume über diesen Gegenstand würden wir in dieser Sache ganz im Dunkeln tappen und Rousseau Unrecht thun.

Von ihr gehen wir auf ihre Widersacherin, auf die Markise **du Deffand**, über, die aus einer burgundischen Familie stammt. Sie lebte in dem Cirkel der Marschallin von Luxemburg, wo sie Rousseau kennen lernte und umständlich in seinen Confessionen von ihr spricht. Er beschließt sein Urtheil mit den wahren und bezeichnenden Worten: „Ich will mich lieber der Geißel ihres Hasses, als der ihrer Freundschaft aussetzen.“ An der Art, wie sich die du Deffand über ihre Freunde aussprach, konnte Jean-Jacques abnehmen, was ihm selbst bevorstand, ihm, der nichts that, um ihren Haß von sich abzuwenden. Man braucht nur auf's Gerathewohl ihre Schriften aufzuschlagen, um ihren Charakter kennen zu lernen. So sagt sie einmal: „Die Beauveau's kommen wieder nach Paris. Es ist mir zwar nicht unlieb, aber doch auch nicht ganz recht. Ich kenne zwar die Leute, die mir mißfallen, ich kenne aber keine, die mir gefielen. Madame de Jousac mag ich jedoch wohl leiden, denn sie will immer, was ich will. Ich bin bei den Beauveau's, bei den Montmorency's, kurz bei allen meinen Freunden gewesen. All diese Leute verdienen die Gleichgültigkeit, mit denen man sie beehrt; ich hoffe, sie wird ihnen zu Theil, wie sie sie andern einflößen. Frau von Beauveau ist durch ihren Egoismus unausstehlich, ihr Mann unterwirft sich ihr blindlings, indessen doch mehr aus Trägheit, Indolenz und Gleichgültigkeit, denn aus großer Anhän-

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonnett nach Francisco Rioja.

Erblick ich dich, o Esche! so im kalten
Nordhauche mit entblößter Stirne stehen,
Und denk' ich, wie des Südens sanftes Wehen
Dir neuen Grünes Schmuck einst wird entfalten:

Dann seh' ich froh auf meines Unglücks Walten.
Stark kann mein liebekrankes Herz erflehen.
Muth! Muth! nicht ist der in den Himmelshöhen
Der Klagen müd, die ihm entgegen wallten.

Es kommt die Zeit, wo deine herbe Pein
Sich endet, wo du dich des Lichts wirst freuen,
Liegst du auch tief von Kälte rings umgeben.

Kann dieser Himmel dort in leisem Schweben
Dem stummen Stamm den grünen Schmuck erneuen,
Schenkt er auch dir des holden Lichtes Schein.

Fr. Duttenhofer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, Oktober.

(Beschluß.)

Sind die Straßburger Deutsche?

Der Einsender des Briefs in Nr. 234 meint, die zweite oder dritte Generation werde schon wenig mehr von ihrem deutschen Ursprung aufzuweisen haben; ich erlaube mir, den Anbruch dieser goldenen Zeit weiter hinaus, oder vielmehr ganz aus der Zukunft hinwegzurücken; denn, Gott sey Dank, ich sehe noch wenige meiner Mitbürger geneigt, sich des schönen Eigenthums der deutschen Sprache zu entäußern und ihre Sitten und behaglich deutschen Gewohnheiten gegen französische Gebräuche zu vertauschen. Freilich ist die Mehrzahl unserer vornehmen Jünglinge schwach genug, der Mode zu lieb nach französischen Formen zu ringen; aber selbst unter diesen kehren viele wieder zur alten Art und Weise zurück, sobald sie über die Jahre der jugendlichen Eitelkeit hinausgekommen sind; ein Beweis, daß die französischen Formen ihnen doch nicht natürlich, vielmehr künstlich angeschraubt und lästig waren. — In den Feldzügen seit der Revolution 1789 haben die Elsässer, hinsichtlich ihres deutschen Charakters, eine Feuerprobe bestanden, in der wohl selten ein Volksstamm sich zu bewähren hatte. Sie sind schaarenweise von ihrer Heimath entfernt, unter französische Heere zerstreut, in französische Städte geführt und zu französischer Lebensweise gezwungen worden. Kaum aber war das Kanonenfeuer der Schlacht erloschen, da kehrten sie in die Heimath zurück, die Meisten mit ihrem deutschen Charakter und ihren alten Gesinnungen. Wahr ist es, daß vielleicht die Gesammtheit der Elsässer um keinen Preis ihre politische Verbindung mit Frankreich aufgeben möchte, um etwa königlich preußisch oder großherzoglich badisch zu werden; aber solches hat uns ja noch kein deutscher Patriot zugemuthet; nur dann würden wir Deutschlands Fluch verdienen, wenn wir alle Liebe zu ihm, alle geschichtlichen Erinnerungen an dasselbe verloren, unsern deutschen Charakter verläugnet, deutsche Sprache und Literatur vergessen hätten. Und so weit ist es wahrlich noch nicht gekommen. Ich darf mich auf das Zeugniß der deutschen Reisenden berufen, [illegible] seit einiger Zeit recht häufig besuchen; diejenigen wenigstens, mit welchen ich sprach, erkannten, zu ihrer und meiner Freude, daß hier noch mehr deutscher Sinn, als in mancher deutschen Stadt zu finden sey. Ich darf auch eines Aufsatzes im Morgenblatt, 1830 Nr. 218 — 221, Ein Tag in Straßburg betitelt, erwähnen, der, unter andern sehr treffenden Bemerkungen, auch folgende enthält: „Daß das Elsaß wirklich noch immer ein ächt deutsches Land ist, davon überzeugt man sich nirgends besser, als an Ort und Stelle. Die Straßburger wiederholen zwar gar gern den Ausdruck: „Wir Franzosen;“ allein im nächsten Augenblick reden sie schon wieder von den Welschen, d. h. von den eigentlichen Franzosen jenseits der Vogesen, wie von einer ganz fremden Nation, und spotten nicht selten über kleine Gewohnheiten derselben, die den Elsässern noch immer fremd sind und es auch bleiben werden.“

Der Widerspruch, den unsere Korrespondenznachrichten von Seiten eines Straßburgers gefunden haben, muß den deutschen Leser mit Bitterkeit erfüllen. Ich will auch die traurige Controverse nicht länger fortsetzen und mit der Erklärung schließen: daß ich in meiner Ansicht über die Sinnesweise der Straßburger nicht allein durch viele meiner Mitbürger, sondern auch durch manchen hier anwesenden Deutschen bestärkt worden bin und mich mich forthin für berechtigt halte, Deutschland zu versichern, daß die Mehrzahl der Straßburger noch immer den deutschen Sinn bewahrt hat und dabei verharren wird, auch auf die Gefahr hin, einerseits von den Franzosen nicht verstanden, und andererseits von manchen Deutschthümlern des Zwitterwesens beschuldigt zu werden.

Beilage: Literaturblatt Nr. 108.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 255.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 25. Oktober 1831.

Es war auf heimischem Gefild,
An aller Ströme Borden,
Geworden warm und frühlingsmild
Bis hoch hinauf zum Norden;
Zur eignen Blüthe schön gedieh
Die Wunderblume Poesie.

Rückert.

Die Kunst und die musikalischen Instrumente der Troubadours.

Von J. J. Voß.

Wie ein jeder einzelne Mensch eine Periode der Blüthe in seinem Leben aufzuweisen hat, eine liebe- und gesangreiche Zeit, deren Spuren sich oft viele Jahre erhalten und das ganze Wesen eines Sterblichen verklären, so daß gleichsam seine Natur in der süßen Fülle der Töne aufgeht: so wird auch das Jugendleben der meisten Völker, selbst der rohesten, von einer Liebe zur Poesie, zum Gesange und zur Musik überhaupt verklärt, die einem solchen ganzen Zeitalter den unwiderstehlichsten Zauber gibt. Freilich ist unleugbar, daß Einzelne, wie ganze Völker, von Musen und Grazien verlassen, selbst in den glücklichsten Stunden und Zeiten, sich nicht zum Aetherglanz der himmlischen Schönheit aufzuschwingen vermögen, sondern wie der Nebel auf den Köpfen und Geistern der meeranwohnenden Völker beschwerend lasten soll, so hemmt und drückt eine angeborne Prosa jeden Anflug von höherm Streben nieder. Wer hätte aber wohl nicht einmal gedichtet? Wer nicht einmal seine von Liebe und Lust oder von tiefen Schmerzen durchstürmte Brust in Töne ausgehaucht? Und wer blickte nicht gerne auf diese schöne Zeit zurück? Und wer es nicht that, nicht thun konnte, bleibt er nicht zu bedauern? Daher nennt man ja die Zeit eines Volkes, wo die Reflexion und Spekulation den unverholnen, geraden Ausdruck des Empfundenen noch nicht hemmt, drückt, verflüchtigt oder zurückdrängt, wo die Tyrannei der angenommenen Sitte die poetischen Ausbrüche und Ergüsse noch nicht verflacht und verwässert, die Jugendzeit eines Volkes. Und je herrlicher und lebendiger diese gewesen, desto mehr Sagen und Lieder erhalten sich den spätesten Nachkommen, die dann, wie in ein verlornes Paradies, auf dieselbe sehnsüchtig zurückblicken.

Eine solche Periode zeigt die indische, egyptische, jüdische, griechische Geschichte, eine solche die neuern Völker, die allmählig aus den gewaltsamen Zerrüttungen der Völkerwanderung, aus diesem Chaos, in dem die herrlichsten und fruchtbarsten Keime verborgen lagen, sich herausbildeten. Nachdem die wilde Rohheit der germanischen Stämme sich an den Ueberresten der, alles innern Lebens entbehrenden Bildung der entnervten römischen Welt abgerieben hatte, wurden die Künste, die holden Genien einer bessern Zeit, in ihre frühern Rechte eingesezt. Die Baukunst wie die Musik wurden zunächst Dienerinnen der Kirche, und was wir noch übrig haben von diesem phantastisch-jugendlichen Streben, zeigt, wie die Völker riesenhaft gerungen, das lange Versäumte wieder nachzuholen. Aber auch das öffentliche Leben gewann jezt mehr Reiz. Die ewigen Kriege, die den Ritter sein Schwerdt nicht aus der Hand legen ließen, wurden jezt auf immer längere Zeit unterbrochen. Der Friede lächelte freundlich, und eine festere Gestaltung der Dinge gewährte Zeit und Gelegenheit, die Künste des Friedens

zu üben. Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Germanen durch einen engern Verkehr mit den orientalischen Völkern, in den Kreuzzügen sowohl, wie in den Kämpfen der spanischen Gothen mit den Arabern und Mauern um den Besitz des zauberreichen Spaniens, viel dazu beigetragen, daß mehr Schönheit, Pracht und Prunk in das öffentliche, und Kunstsinn in das häusliche Leben gebracht wurde. Die Zeit nun, welche unmittelbar aus diesem Konflikt in jugendlicher Schönheit hervorblühte, ist die romantische, von der wir hier reden. Wir sehen hier alle Bedingungen, die einem frohen Leben, einer poetischen Richtung das Daseyn geben und erhalten können und müssen. Kühner, unverholener Ausbruch aller Leidenschaften, die noch durch keine Moral, höchstens durch ein buntes Gemisch von Satzungen und dunkeln Begriffen von Ehre zurückgedrängt und gemäßigt wurden, ferner Sinnlichkeit und der feste Glaube an alles wunderbar Uebersinnliche, Zartheit und unbedingte Achtung für das schwächere Geschlecht, kraftvolles Ankämpfen gegen alle Schwierigkeiten, rücksichtslose Aufopferung für das einmal erkannte Wahre und Große: dieß sind die hervorstechendsten Züge dieser Zeit. Dazu kommt noch die Abgeschlossenheit und Beschränktheit des Gesichts- und Wirkungskreises, die die Völker mehr auf sich verwieß und ihnen Gelegenheit gab, sich energischer aus sich heraus zu entwickeln. Es ist also kein Wunder, wenn wir das ganze Abendland von Sängern fast überschwemmt sehen, wenn sogar die Ritter selber ihr Herz den Musen zuwenden und Meister in Gesang und Dichtung werden, ja dieser Liebhaberei sogar ihr Vermögen aufopfern. Bei festlichen Gelagen, wenn das Horn schwieg und die Schwerdter gesättigt an der Seite der frohen Ritter ruhten, so sehnte sich das wilde Herz nach dem Klang der Saiten. Da traten Sänger auf, welche die großen Thaten der Vor- oder Mitwelt erzählten, sangen und die Gemüther in Staunen und Verwunderung sezten, oder die Hörer zur Nacheiferung antrieben.

Spanier, Franzosen und Italiener haben die verwandte Benennung für solche Sänger: Trobador, Troubadour, Travator; die Engländer haben ihre Ministrels, die Deutschen ihre Minnesänger. So erschienen sie bald in so großer Anzahl, daß wir Klagen über die Mißbräuche, die durch ihre Vermehrung entstehen, meist von Mönchen vernehmen, die gewiß nicht ohne Neid auf diese Günstlinge der Großen blickten, welche die Freigebigkeit derselben den Kirchen und Klöstern entzogen. „Wer histriones, mimos und joculatores in sein Haus aufnimmt," sagt einer dieser scheelsüchtigen Mönche, „weiß nicht, welche Schaar unreiner Geister ihnen nachfolgt."

Die Provence war bekanntlich der Hauptsitz dieser Sänger, und ein eigener Zauber, ein romantisches Helldunkel ist über diese ganze Zeit der Grafen von der Provence ausgebreitet. Um sich einen Begriff von der Art des damaligen poetischen Lebens zu machen, darf man nur einige Schilderungen lesen, wie deren z. B. die cento novelle antiche eine enthalten. „An dem Hofe zu Puy Notre-Dame in Provence wurde ein edler Hoftag gehalten, als der Sohn des Grafen Raimond zum Ritter geschlagen, und alle Edlen zu diesem Ehrentage eingeladen wurden. Als Hauptfeierlichkeit war ein Sperber auf eine Stange gesteckt. Wer nun kam, und diesen Sperber auf seine Faust nahm, war verpflichtet, jenes ganze Jahr hindurch Hof zu halten. Die Ritter und Junker, welche aufgelegt waren, dichteten schöne Canzonen, den Vers sowohl wie die Melodie (e'l sacone, e'l motto) und vier Richter waren aufgestellt, welche diejenigen bemerkten, welche werthvoll erschienen, die übrigen aber, welche weniger ihren Beifall hatten, zu verbessern befahlen." Daraus sieht man, daß diese Künste, sowohl des Dichtens als des Komponirens, nicht der Willkühr und dem Ungefähr überlassen waren, sondern daß die Kritik, die bestimmter Gesetze sich bewußt war, die zum Theil schriftlich niedergelegt waren, schon als Richterin ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Es läßt sich leicht abnehmen, wie groß der Reiz gewesen seyn muß, den diese Künste für die Gemüther der Großen gehabt. Das leuchtet schon aus den eben angeführten Klagen der Mönche hervor, aber eben so sehr aus den eigenen Angaben der Troubadours. Sie erzählen selbst, welche Geschenke, welch' reiche Gaben von großmüthigen Gönnern ihnen zuflossen, und bieten Alles auf, dieselben durch ihren Rath bei dieser einträglichen Laune zu erhalten. Wie sehr sie ihre Rechnung bei der Großmuth der Grafen und Ritter fanden, sieht man daraus, daß viele durchaus von ihrer Kunst leben mußten. So gibt einer einem jungen Ritter den Rath, in einem Schlosse **ohne Thüren und Riegel** zu wohnen und auf die Verläumder nicht zu hören, die ihm Pförtner, Schildknappen und Wächter anzustellen rathen würden, um Spielleute und Landstreicher von der Schwelle mit dem Knittel zu treiben. Folgte der Ritter diesen Eingebungen, so ward er weit gepriesen; denn die fahrenden Sänger verkündeten weit und breit den Ruhm seiner unbeschränkten Freigebigkeit, und er brauchte nicht für Unterhaltung und Belustigung zu sorgen. Denn einem so schönen Sterne pilgerten viele Troubadours und Jongleurs zu, wie weiland die Weisen aus dem Morgenlande. Und gewiß mochten viele um diesen Preis manche Opfer bringen, und es fehlt nicht an Beispielen, daß ärmere Ritter ihr ganzes Vermögen ihrer Neigung aufopferten.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Da wo die Markisin du Deffand von dem Erzbischof von Toulouse spricht, sagt sie: „Er ist noch ziemlich gerade, weil er die Nothwendigkeit noch nicht fühlt, ungerade zu seyn.“ Ein andermal klagt sie: „In dieser abscheulichen Welt gibt es nur wenige tugendhafte Menschen; wenigstens scheinen sie's, bis man gegen ihre herrschende Leidenschaft angeht. Das sind noch die Besten und Rechtlichsten. Die andern sind von Interesse, Neid, Eifersucht, Grausamkeit, Bosheit und Treulosigkeit besessen. Es lebt kein menschliches Wesen, dem man sein Leid anvertrauen könnte, ohne ihm heimliche Freude zu machen und sich in seinen Augen zu erniedrigen. Erzählt man aber, was einem Angenehmes begegnet, was man für glückliche Erfolge hat, so regt sich gleich Scheelsucht und Haß bei den Leuten. Thut man ihnen Gutes, so ist ihnen die Dankbarkeit lästig, und sie suchen nach Gründen, um sich ihrer zu entschlagen. Begeht man aber gar einen Fehler, so verwischt er sich nie und man kann ihn mit nichts wieder gut machen. Lebt man mit geistreichen Leuten, so sind sie mit nichts beschäftigt, als mit ihrem lieben Selbst. Findet man wohl irgendwo Gefühl statt Geist? Nirgends. Ueberall fehlt Aufrichtigkeit oder Beständigkeit. Die Freundschaft ist ein Hirngespinnst und man duldet nichts als Liebe, aber was für eine Liebe! — So sehe ich nichts, was mich nicht in der tiefsten Verachtung der Menschen bestätigt. Die Vollkommenheit, wenn sie sich je irgendwo findet, ist ein größerer Fehler, als man denkt.“ — Um die Deffand ganz kennen zu lernen, muß man den über sie hören, den sie noch am meisten liebte, den sie verehrte und mit dem sie in genauem Verhältniß stand. H. Walpole schreibt ihr einmal: „Sie messen Freundschaft, Redlichkeit, Verstand, kurz Alles, nach der größern oder geringern Huldigung, die ihnen dargebracht werden. Dieß allein bestimmt Ihren Beifall und Ihr Urtheil, die sich deßhalb nie gleich bleiben. Legen Sie diesen rein persönlichen Maßstab ab, oder thun Sie wenigstens so. Ich habe es Ihnen oft gesagt: Sie sind über allen Begriff anmaßend und vielfordernd. Sie möchten, daß man lediglich für Sie lebte. Sie vergiften ihr Leben durch Mißtrauen und Verdacht und stoßen Ihre Freunde dadurch zurück, daß sie die Unmöglichkeit einsehen, Sie zufrieden zu stellen.“

Die Frau von Boufflers, von der wir oben sprachen, hatte eine schöne, liebenswürdige und geistreiche Tochter, die den Herzog von Lauzun heirathete und mit der die Boufflers ausstarben. Sie ward nicht von ihrer Mutter, sondern von der Marschallin von Luxemburg erzogen, und bei ihr lebte sie auch nach ihrer Heirath mit dem Herzog von Lauzun, der nach dem Tode seines Oheims Duc de Biron wurde. Später wurde sie von ihrem Manne getrennt, und machte mit ihrer Mutter zwei Reisen nach England. Als sie es wagte, 1793 von da nach Frankreich zurückzukehren, ergriffen sie die Henker, die weder Schönheit noch Tugend schonten, und schleppten sie aufs Schaffot. H. Walpole lobt ihren Charakter und ihre Liebenswürdigkeit. Die Deffand, die niemals lobt, ohne einige boshafte Worte beizufügen, äußert sich folgendermaßen über sie: „Die kleine Frau ist ein kleiner Vogel, der noch keins von den Stückchen kann, die man ihm vorpfeift. Sie läßt nur manchmal Töne hören, die aber zu nichts führen. Da aber die Federn des Vögleins schön sind, so bewundert man es und lobt es ohne Unterlaß. Seine Schüchternheit gefällt und sein erschrecktes Ansehen interessirt. Ich aber sehe an dem Vogel nichts Gutes voraus.“ Ihr Mann, der Herzog von Lauzun, starb auch auf der Guillotine, wiewohl er unter der gesetzgebenden Versammlung eine Armee kommandirt hatte. Er diente früher auch mit Auszeichnung im amerikanischen Freiheitskrieg. Nach Madame du Deffand soll seine Jugend toll und stürmisch gewesen seyn, denn sie sagt in einem ihrer Briefe: „Ich hätte beinahe vergessen, dem Herrn von Lauzun zu antworten. Ich weiß nicht, was es heißt, sich auf englische Weise zu ruiniren; nur so viel weiß ich, daß er sich auf diese Art um das Seinige gebracht hat. Er hat sein ganzes Vermögen verloren; darum ist er für's Vermögen von seiner Frau geschieden, die deshalb einige Jahre lang nur dreitausend fünfhundert, und erst in der Folge vierzehntausend Livres Einkommen haben wird. Er will nicht, daß sie jezt ihr Hotel verlasse; da er aber die Miethe nicht bezahlt, so sezt er sie der Gefahr aus, daß ihre Möbeln weggenommen werden. Dann wird er wohl einwilligen müssen, daß sie zu ihrer Großmutter, der Marschallin von Luxemburg, zieht, denn die wird sie nicht verlassen. Der Mann macht vermuthlich neue Schulden in England. Wer ihm Geld leiht, ist ein großer Narr; denn ich glaube, er wird sie nie bezahlen können.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schnurrer über die Cholera.

Wir halten es für nützlich und interessant, aus der zweiten vermehrten Auflage von Schnurrers Schrift über die Cholera *) einige Ansichten des Verfassers über das tellurische Verhältniß, die Verbreitungsart der Krankheit und die im Großen dagegen zu treffenden Maaßregeln zur Kenntniß des größern gebildeten Publikums zu bringen. Das Votum eines Mannes, der die Naturgeschichte der Krankheiten zum

*) Die Cholera morbus, 2te vermehrte Auflage von Dr. Fr. Schnurrer. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Studium seines Lebens gemacht hat, ist auf jeden Fall von Gewicht.

* * *

Entschiede wirklich am Ende die grössere Wahrscheinlichkeit für den tellurischen Ursprung der Cholera und dafür, daß sie an die Krankheiten, welche aus Malaria entstehen, sich anreihe, oder eigentlich die Krankheit par éminence und eine unserer Zeit aufbewahrte, in dieser Verbreitung höchste Steigerung eines Krankheitsprinzips sey, das von einer mächtigen tellurischen Periode zeugt, so wäre es ein beachtenswerthes Moment, daß die Krankheit im Jahre 1817 gerade in solchen Gegenden ausbrach, welche die Entstehung von Wechsel- und nachlassenden Fiebern hauptsächlich begünstigen, wo ferner auch bei diesen Fiebern die englischen Aerzte das plötzliche Sinken der Kräfte wie bei der Cholera nicht selten beobachten, und wo an einzelnen Stellen, wie in einzelnen Distrikten von Malwa und Chittagong, diese Krankheit als die höchste Steigerung jener Fieber früher schon endemisch war. Wie überhaupt die Krankheit auf einer Fläche vorkam, auf welcher zugleich in derselben Zeit Erdbeben besonders häufig und verheerend waren, wurde für die Inseln Java, Banda, die Provinz Kutsch, den nördlichen Theil von Hindostan und beinahe die ganze Ausdehnung des Himalayagebirges, und dann wieder für die nordwestlichen Theile Hindostans, ferner für Celebes, die Insel Réunion, die Küste Syriens und später Persiens nachgewiesen; dieser Aufzählung könnte neuerlichst noch hinzugefügt werden, daß die Provinzen China's, wo die Krankheit besonders verheerend sich äußerte, im vergangenen Jahre von mit dreitägigem Hagelwetter und Platzregen begleiteten Erdbeben heimgesucht wurden, daß am 4. December auch am schwarzen Meere, besonders auf der Insel Taman, Erderschütterungen empfunden wurden, und Vesuv und Aetna zum Beweise von einem vulkanischen Regen fast zugleich in Bewegung geriethen. In der Verbreitungs-Richtung, welche die Krankheit in neuern Zeiten nahm, lassen sich jedoch keine Erderschütterungen nachweisen. — So unläugbar es ist, daß Erdbeben sich nicht nach geraden Linien verbreiten, daß sie mit Veränderungen in der Atmosphäre jedesmal zugleich gegeben sind, wie dies auch die neueste Erderschütterung zu Passau, wenn sie sich wirklich bestätigt, erweisen würde, daß sie auf die Vegetation und wohl auch auf die Thiere und Menschen nicht nur vorübergehenden, sondern sogar bleibenden Einfluß hat, wie z. B. auf der Westküste Amerika's nach einzelnen Erdbeben gewisse Getreidearten nicht mehr gedeihen, und die Beschaffenheit des Bodens überhaupt auf das Leben in allen seinen Formen mächtig wirkt: so soll hier nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Cholera sich eben so wunderbar oder bis jezt unerklärlich verbreitete, wie man dies auch bei den Erderschütterungen sieht, indem sie den nächsten Ort überspringt und an dem entfernteren hervorbricht, überhaupt weit weniger den menschlichen Verhältnissen, als der natürlichen Beschaffenheit des Bodens, seinen Flußsystemen und Wasserscheiden in der Art folgt, daß sie, einmal an einem Flusse angelangt, sich an seinem Ursprunge und seinem Ausflusse, den Erdbeben gleich, hauptsächlich äußert, bis sie allmählig die ganze Länge einnimmt, in ihrer Verbreitung scheinbar stillsteht und dann auf Einmal, durch Flüsse und Meere als lionide Masse fortgeleitet, wieder neues Terrain gewinnt. Nach ihrer Verbreitungsweise längs der Salzteiche von Astrachan, den Salzflößereien in den Marmaros und ihrem Erscheinen in Bochnia und Wieliczka scheint auch diese Beschaffenheit des Bodens einen besondern Einfluß auf ihre Verbreitung auszuüben. — Wird nun ein Blick auf die Charte geworfen, so zeigt sich die Verbreitung der Krankheit so sehr den Flußsystemen folgend, daß in Persien sogar ein Verbreitungsstrich der Krankheit über eine Strecke hingeht, auf welcher man ein früheres Flußbett annehmen könnte, so daß sogar von der Anwesenheit der Cholera rückwärts auf das Vorhandenseyn von Flüssen geschlossen werden dürfte. Sieht man aber, wie im ostindischen Archipel, am persischen Meerbusen, dem Aralsee, dem kaspischen und schwarzen Meere, der Ostsee bis nach Archangel und an den großen Landseen Finnlands die Krankheit sich hinzieht, am arabischen Meerbusen und dem mittelländischen Meere dagegen bis jezt stillsteht,*) so zeigt sich, die Erscheinung der Krankheit auf den mascarenischen Inseln abgerechnet, welche immer noch zu wenig genau wissenschaftlich untersucht ist, ein beträchtliches Stück eines mehr als 50 Grad breiten größten Kreisbogens, welcher, wenn auch in einem verschiedenen Neigungsverhältnisse, die Erde gleich einem Saturnusringe umgibt, wobei die Vorstellung von einem tellurischen Grunde der Krankheit an Wahrscheinlichkeit nicht verliert. . .

Fragt man nun nach der äußern Ursache der Krankheit, so läßt sich schon daraus, daß sie mit derselben Intensität und Gefährlichkeit der Zufälle bei dem Einzelnen, gegen die Weise aller übrigen epidemischen Krankheiten, auf den Gewürzinseln, wie an der obern Wolga, und eben so auf den Extremen des Südens und Nordens sich äußert, annehmen, daß dieselbe von einer über die ganze Erde verbreiteten Ursache herkommen möge. Lägen die Ursachen im Klima oder in einem Contagium, so würden die Zufälle theils durch die Veränderung der äußern Einflüsse, theils durch die Verschiedenheit der Subjektivität noch eher Veränderungen erleiden, oder die Krankheit, wäre sie keiner Modifikation fähig, am Ende sich zu verbreiten aufhören. Da aber auch hierin die Krankheit so einzig ist, und fast nur mit der Influenza sich vergleichen läßt, so läßt sich die Ursache der Krankheit nur noch in der Luft oder in der Erde suchen.

* * *

Frühe machte man in Indien die Wahrnehmung, daß die Krankheit auf ihrem Zuge einzelne Orte scheinbar übersprang und nach einiger Zeit desto stärker heimsuchte; ferner daß da, wo die Krankheit herrschte, auch die nicht wirklich Erkrankten doch in ihrem Befinden eine unläugbare Umstimmung zeigten, wie dies auch wieder zu Moskau nach den Versicherungen von Loder und Barchewiz sich erwies, eben so auch zu Warschau, wo während der Zeit der Epidemie viele Tausende über einen eigenthümlichen Schmerz der Wadenmuskeln klagten; endlich, daß, wohin die Cholera gelangte, sie sich zwar für die nächsten Jahre in der Art festsezte, daß sie alljährlich um eine bestimmte Jahreszeit wiederkehrte, bei ihrem ersten Auftreten aber überall, es mochten polizeiliche Maaßregeln getroffen werden oder nicht, eine bestimmte Zeit der Zunahme und Abnahme behauptete. Schon aus diesen Gründen mußte überall, wo die Krankheit einkehrte, der Glaube an die Ansteckung schwinden, und wirklich entschied nicht nur bei weitem die Mehrzahl, sondern unter dieser gerade auch solche, die sich zugleich als die scharfsinnigsten Beobachter erwiesen, gegen die Verbreitung durch Ansteckung.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich hat die Krankheit in neuester Zeit den arabischen Meerbusen überschritten.

Beilage: Kunstblatt N. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 26. Oktober 1831.

Es ist nicht gut, wenn eine Frau, in Lob wie in Tadel, allzu viele Zungen in Bewegung sezt.

Lesage.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

Die du Deffand vergißt in ihrer Art weislich, die Ursache anzuführen, warum des Herzogs Vermögen zerrüttet war. Daran war lediglich seine grenzenlose Großmuth schuld. Lediglich auf seine Kosten machte er den amerikanischen Krieg mit. Ebenso stritt er 1792 in Frankreich, als es von Außen angegriffen wurde. Zum Dank schleppte man ihn und sein junges Weib auf's Schaffot. Er hatte, ungeachtet ihrer guten Eigenschaften, Talente und Schönheit, nicht glücklich mit ihr gelebt, denn er war gegen seinen Willen mit ihr verheirathet worden. So war ihr trauriges Loos. Jean-Jacques, dem sie viel Wohlwollen bewies, sagte von ihr: „ihre Gesichtszüge, ihre Sanftmuth und ihre Schüchternheit erinnerten an eine Madonna. Ich habe nie etwas Lieblicheres und Interessanteres gesehen, als ihr Gesicht, nie etwas Zarteres und Keuscheres, als ihr ganzes Wesen."

Ihre Großmutter, die Marschallin von Luxembourg, war die Schwester des Herzogs von Villeroy. Horace Walpole schreibt von ihr: „Sie war ehemals sehr schön, sehr galant und sehr boshaft. Jezt ist ihre Schönheit vorüber, sie hat keine Liebhaber mehr und fürchtet den Teufel über Alles. Diese Furcht hat sie sanfter und ihren Umgang angenehmer gemacht, denn es fehlt ihr nicht an Geist und angenehmen Manieren. Sieht man aber ihre stäte Angst und Unruhe, die sie nie verbergen kann, so sollte man glauben, sie habe einen Pakt mit dem bösen Geist gemacht, und dieser gehe in acht Tagen zu Ende." — Madame du Deffand sagt über sie, zu der Zeit, wo sie noch Herzogin von Boufflers war: „Sie herrscht überall, wo sie sich zeigt, und macht gewiß immer den Eindruck, den sie hervorbringen will. Diesen Vortheil benuzt sie fast wie der liebe Gott. Sie läßt Einen glauben, man habe seinen freien Willen, da sie doch Alles leitet, bestimmt und einrichtet, wie sie will. So macht sie auch in ihrer Machtvollkommenheit Auserwählte und Verdammte. Sie ist so durchdringend und scharfsichtig, daß sie Einen zittern macht, und daß sie mehr gefürchtet als geliebt wird. Sie weiß dieß auch und hält es nicht der Mühe werth, ihre Feinde durch Schonung und Rücksichtsnahme zu gewinnen. Beide wären auch der Wahrheit ihres stürmischen Charakters gerade entgegen." In erster Ehe war sie mit dem Herzog von Boufflers verheirathet. In ihrem vierzehnten Jahr wurde sie Pallastdame der Königin, und ihr Auftreten am Hof war sehr glänzend. Sie benuzte dieß auch, zumal dieser Hof nicht weniger frei und sittenlos war, als der des Regenten. Bald war die schöne Dame in aller Mund. Als der Herzog von Boufflers gestorben war, heirathete sie den Marschall von Luxembourg, der auch Wittwer war. Sie lebten aber nur vierzehn Jahre zusammen. In dieser Zeit gab sie seinem Sinn für Stille und Einfachheit nach. Als er aber todt war, trat sie wieder in die große Welt und versammelte alle ausgezeichnete Personen der dama-

ligen Zeit um sich. So interessirte sie sich auch für Jean-Jacques, und in dieser Stimmung ist sie sich bis zu seinem Tod gleich geblieben. Sie begünstigte wesentlich sein Entkommen und seine Flucht, als er arretirt und in die Bastille gesezt werden sollte. Sie begünstigte auch sehr den Druck Emile's in Frankreich, den Rousseau selbst nicht gewünscht hatte. Aus allen Zeugnissen und Memoiren jener Zeit, aus der Deffand und H. Walpoles Briefen geht hervor, daß die Marschallin von Luxembourg mehr gefürchtet als geliebt war. Daraus erklärt sich auch, warum sich Rousseau in ihrer Nähe immer unheimlich fühlte. Ihr Biograph sagt:

Quand Boufflers parut à la cour,
On crut voir la mère d'amour,

und gesteht dabei, ihr Leben sey lange mehr denn ausgelassen und leichtsinnig gewesen.

Wer sollte glauben, daß auch die verworfene Pompadour mit Rousseau in einiger Verbindung stand, und daß der Stolze Geschenke von ihr annahm? Und doch ist es so; die verworfenen Sitten der damaligen Zeit erklären es, und es läßt sich auch sonst noch ein Entschuldigungsgrund dafür finden. Bekanntlich war sie unter den Maitressen Ludwigs XV. die Vorgängerin der du Barry. Man hat sehr verschieden von ihr geurtheilt, und manche haben die Mittel und Wege getadelt, wodurch sie den König anzog, um sich zur Maitresse zu erheben. Als wenn einer Maitresse nicht alle möglichen Kokettenmittel erlaubt wären! Diese verstehen sich gleichsam von selbst und sind von einer solchen Person unzertrennlich. Hätte sie aber auch wirklich kein Maitressenverdienst gehabt, und hätte sie in ihrer Lage so viel Böses gethan, als sie hätte thun können und als andere wirklich gethan haben, so wäre sie gegen die du Barry immer lobenswerth erschienen, denn unter dieser konnte einmal keine ihres Gelichters stehen. Man thäte aber der Pompadour wirklich unrecht, wenn man sie mit ihrer Nachfolgerin vergleichen wollte. Sie hatte wirklich so gute Gesinnungen, als bei ihrem Handwerk nur immer möglich ist. So gab sie sich alle ersinnliche Mühe, ihrem königlichen Liebhaber das Gefühl seiner Würde zurückzugeben, ihm Geschmack an Staatsgeschäften beizubringen, woran aber die du Barry gar nicht dachte, sondern gerade das Gegentheil that. Königen, wie Ludwig XV., ist aber schwer die Langeweile zu vertreiben, wenn sie für sich selbst keinen Sinn für Arbeit und ernste, würdige Beschäftigung haben. So gelang auch der Pompadour ihr Streben keineswegs. Aus den Memoiren der Mammsel Duhausset, ihrer Gesellschaftsdame, geht hervor, wie viele Mühe sie sich gab und wie unglücklich sie sich dabei, mitten in Größe (!), Glanz und den Triumphen der Eitelkeit fühlte. Sie liebte Ludwig XV. und hätte ihn gern geachtet und dieser Achtung würdig sehen mögen. Dieß gelang ihr jedoch nicht und dieß machte sie unglücklich. Die Pompadour versuchte auch mehrmals, Rousseau zahm zu machen und anzuziehen. Er aber schlug stolz und verachtend ihre Wohlthaten aus. Eine andere an ihrer Stelle hätte sich dafür gerächt, sie hingegen ertrug Jean-Jacques harte Aeußerungen mit Ruhe, denn sie hielt sie nur für affektirte Originalität. Rousseau beleidigte sie hierauf in seinem Emile durch die Stelle: „Die Frau eines Köhlers ist achtungswürdiger als die Maitresse eines Königs.“ Auch dafür rächte sich die Pompadour nicht. Der Chevalier Lorenzi hatte von ihr den Auftrag, Jean-Jacques zu gewinnen, es war aber jeder Versuch umsonst. Indessen nahm Rousseau doch fünfzig Louisdor von ihr an, als sie in der Rolle der Colette auf dem Theater Bellevue gespielt hatte. Er betrachtete dieß Geld als dem Verfasser des Stücks gehörig, und meinte, er habe ein Recht darauf. Wir sind nicht dieser Meinung, denn die Pompadour war keine Schauspielerin und Bellevue kein öffentliches Theater. Privatbühnen bezahlten aber nie den Autor eines Stücks. Der edle Malesherbes gab sich alle ersinnliche Mühe, Rousseau zur Unterdrückung obiger beleidigender Stelle im Emile zu bewegen, aber umsonst. Deßhalb ließ er ein anderes Blatt in das der Pompadour bestimmte Exemplar einlegen und übersendete es ihr so. Sie erfuhr aber bald durch gefällige Zuträger den wahren Hergang.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Die Kunst und die musikalischen Instrumente der Troubadours.

(Fortsetzung.)

In den erhaltenen Werken der Troubadours finden sich die gefeierten Namen der Mäcenaten: der Grafen von Provence, von Toulouse; als vorzüglich gepriesen steht Richard Löwenherz da, ein Mann, dessen ganzes Leben die herrlichste Blüthe und das schlagendste Beispiel dieser Zeit ist, von dem wir selbst mehrere Gedichte und die ursprüngliche musikalische Begleitung dazu haben. Unter den italienischen Großen erscheint als Beschützer und Gönner der Trovatori der Graf Azzo von Este. In Spanien waren es die Könige von Navarra, Arragonien und sogar Castilien, von denen uns noch manche Gedichte erhalten sind, die eben ihre Erhaltung ihrer Berühmtheit und den hohen Verfassern verdanken.

Die Klage, daß in unserer Zeit die Künstler, namentlich Sänger und Musiker, so auffallend geschäzt, belohnt und bevorzugt werden, kann man aus dem eben Bemerkten näher würdigen. Wir sehen, daß in der damaligen Zeit ebendieselbe Schätzung stattgefunden, und daß dabei eine Verschwendung sichtbar wird, die schwerlich in unsern geldarmen Zeiten ihres Gleichen haben möchte. Nun kommt

noch dazu, daß die Geschichte der Troubadours so gut als keine Sängerinnen aufzuweisen hat. Gewiß wirkten die Sänger weniger auf die Augen und das weiche Herz alter und junger Narren, wie das heutzutage meist geschehen soll, und dennoch wurden sie so sehr geliebt. Das scheint die Wahrheit zu verbürgen, daß weniger sie selbst, als ihre Kunst und ihre Gaben bezauberten. Denn kommen zwar Beispiele vor, daß Sänger an dem Hofe, wo sie lebten, einen vertrauten, ja oft zu vertrauten Umgang mit der Herrin des Hauses unterhielten, so waren dieß mehr einzelne Fälle, die auf die Beurtheilung, wie hoch die Musik und Dichtung zu der damaligen Zeit in Achtung gestanden, nicht den mindesten Einfluß haben können.

Diese vorläufigen Bemerkungen mögen hinreichen, die Leser in den Stand zu setzen, über unsern Gegenstand näher zu urtheilen. Wir sprechen hier vorzüglich von den Troubadours, bemerken aber zum Voraus, daß die musikalischen Instrumente bei den verschiedenen Völkern der damaligen Zeit ziemlich dieselben waren, und also, was von dem einen gilt, auch mit ziemlicher Gewißheit von den übrigen behauptet werden kann.

Eine große Menge einzelner Gesänge sind uns, wie schon bemerkt, aufbewahrt worden. Lange lebten sie im Munde des Volkes, und oft zeigen sich noch Spuren davon in den Nationalliedern der einzelnen Völker. So war z. B. der chanson de Roland gewissermaßen an die Stelle der alten wilden Kriegsgesänge der deutschen Barden getreten, vor denen die Römer schon zu Tacitus Zeiten einen so bedeutenden Respekt empfanden. Er wurde vor den Schlachten von den Franzosen gesungen. Karl der Große liebte bekanntlich die Volkslieder, ließ sie sammeln, und dachte nicht daran, daß er mit seinen Paladinen Stoff zu einer neuen Fluth von Volksliedern geben würde, von denen man ganze Bibliotheken zusammenstellen könnte. Die Spanier allein haben schon eine große Anzahl Romanzen über diese Zeit, die allerdings aus dem Bestreben entstanden sind, die Ehre der spanischen Nation, die sie in der Schlacht von Roncesvalles erkämpfte, zu verkünden. Der chanson de Roland beginnt: **Soldats Francois, chantons Roland! de son pais il fut la gloire**, und die Melodie dieses Liedes, die einstimmig vom ganzen Heer gesungen wurde, bürgt für den Effekt, den es hervorgebracht haben muß. Es ist eilf Strophen lang.

Wir müssen hier noch auf den Unterschied aufmerksam machen, der zwischen den Funktionen und dem Wirkungskreis der Troubadours von der einen, und der Jongleurs, Joglares, von der andern Seite obwaltete. Erstere waren unstreitig in höherem Ansehen, und ihr Name bezeugt es, daß sie die eigentlichen Dichter waren. Wie es sich wohl noch häufig findet, daß der Dichter Musiker ist, daß er lyrische oder epische Gedichte selber in Töne setzt und selber singt, so war es auch damals der Fall. Die Troubadours, deren Name von trouver, trovare abgeleitet wird, waren außerdem, daß sie Gedichte erfanden, auch Komponisten und zugleich Sänger, so daß sie zugleich drei Funktionen oft aus dem Stegreife ausübten. Begeistert von dem Stoff, der ihnen vorlag, faßten sie ihre Handlung oder ihr Gefühl in Worte, die nach einer bestimmten Ordnung rhythmisch auf einander folgten, und eine Art Recitativ diente zum musikalischen Ausdruck des Ganzen. Es finden sich aber auch bestimmte Weisen, die zum Muster für spätere Gedichte dienten, die nach ihnen gesungen wurden. So sprechen die Verfasser öfters aus: das Gedicht sey nach dieser oder jener allgemein bekannten Weise zu singen. — Sehr häufig aber waren die Dichter nicht bei Stimme, und sie ließen ihre Lieder dann durch Andere vortragen, die von ihnen abhängig erscheinen. Diese scheinen die Jongleurs gewesen zu seyn, die, wohl meist aus geringern Ständen, der Bildung entbehrten, die die Kunst der Troubadours verlangte; denn nicht unbedeutend sind die Forderungen, welche an diese gemacht wurden. Sie mußten nämlich eine Menge Sagen und Legenden kennen und waren, weil sie zugleich erzählten (Comtaires werden sie als solche genannt), gewissermaßen ein Conversationslexion, eine Encyclopädie des Wissenswürdigsten. Verlangte man dies oder jenes Lied oder eine Erzählung, so mußten sie das Verlangte anstimmen. Außerdem hatte man eine Art Poetik, deren Gesetze streng befolgt werden mußten; auch gehörte eine nicht unbedeutende politische Kenntniß zu den sogenannten Tensonen, deren man sich zum Spott und zu Schmähungen der Gegenparthei bediente, und deren politische Wichtigkeit einleuchten wird; daher ein sapere, ein Wissen nöthig war, das von den Jongleurs nicht erwartet werden konnte. Diese leztern blieben also in der niedern Sphäre, indem sie das von den Troubadours Ueberkommene sangen und sich davon ernährten. Außerdem pflegten diese auch für's untere Publikum, d. h. für Knappen und Diener, zu singen und diese durch mancherlei andere Kunstfertigkeiten zu ergötzen; woher denn später der Name Jongleur seinen heutigen Begriff, als Gaukler, erhielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schnurrer über die Cholera.

(Fortsetzung.)

Unbegreiflich wäre es, wie überhaupt der Glaube an Ansteckung in dieser Allgemeinheit in Europa der Krankheit voranschreiten konnte, wenn es nicht in dem menschlichen Charakter läge, das zu glauben, was man wünscht, und die dem Menschen gegen gewisse Naturgewalten in die Hände gegebenen Mittel zu überschätzen.

Was die Verfechter der Ansteckung hauptsächlich anführen, ist: Erstens die progressive Verbreitung der Krankheit von Land zu Land, ost- und westwärts vom Gangesdelta aus.

Es fehlt nun aber in der Geschichte der Krankheiten gar nicht an solchen, welche in einzelnen Perioden ziemlich weit sich verbreiteten und doch nicht als ansteckend sich erwiesen; z. B. die Influenza, das Schweißfieber, die Petechien, in gewisser Beziehung auch das gelbe Fieber, ja man könnte auch sagen, die Kolik, welche vor mehr als hundert Jahren in Europa und Westindien sehr allgemein war und jezt an allen diesen Orten fast gar nicht mehr vorkommt, waren und sind Krankheiten, die sich bald sehr weit ausdehnen, und von denen man bald wieder gar nichts mehr hört und die man deshalb doch nicht für ansteckend hielt. Bei allen diesen Krankheiten fand man, daß man sie nur bekam, wenn man in die Gegenden gelangte, wo sie herrschten. Aehnlich verhält es sich mit der Cholera: aus Hindostan, wo die Krankheit seit dem Jahre 1817 herrscht und man nie polizeiliche Maßregeln gegen dieselbe ergriff, gelangte die Krankheit in dieser Periode nicht nach Neuholland, auf das Cap oder nach Brasilien; die mascarenischen Inseln ausgenommen, verbreitete sie sich immer nur nach einer bestimmten Richtung. Bei der Cholera kann man aber noch weiter anführen, daß die Krankheit meist da am stärksten vorkomme, wo viele Menschen durch Handel oder Kriege versammelt sind. Dieses könnte auch wieder im Allgemeinen für Ansteckung sprechen. Nun hört man aber wieder, daß an allen diesen Orten die Massen nie an Ansteckung glauben wollten, weil es dem gewöhnlichen Menschenverstande auffiel, daß in stark bewohnten Häusern bald nur Einzelne, bald wieder Mehrere befallen wurden, ungefähr wie in einzelnen Wohnungen der Fieberdistrikte Italiens oder Englands. Die Annahme der Ansteckung ist daher wenigstens sehr willkührlich, sie ist aber auch insofern überflüssig, weil die Orte, wo die Krankheit am stärksten sich äußerte, immer Küstenorte waren oder an Flüssen lagen, auch ein Flußsystem nach dem andern und überall die Menschen, welche an dem Wasser wohnen und an oder auf demselben arbeiten, zuerst befallen wurden. Das Einzige, was man daher aus dieser Art der Verbreitung nach logischen Gründen und nach dem über die Verbreitung der Wechselfieber bereits Bekannten abstrahiren darf, ist das: daß die äußere Ursache der Krankheit eine tellurische sey, welche durch Meere und Flüsse verbreitet werde, nicht insofern diese als Wasserstraßen den Verkehr vermitteln, sondern sofern sie als liquide Massen eine eigene Art von Conductoren bilden. Wäre es nur die Menschenkommunikation, so hätte schon im Jahre 1823 die Cholera von Syrien aus über das Mittelmeer sich verbreiten können.

Zweitens könnte für Contagiosität auch noch das sprechen, daß, wenn die Krankheit in ihrem Weiterschreiten einen Ort befällt, nicht, wie man es bei der Annahme eines tellurischen Grundes erwarten wird, der ganze Betrag der Kranken gleich von Anfang befallen wird, sondern zuerst nur einzelne und allmählig immer mehrere erkranken, bis die Zahl eine gewisse Höhe erreicht hat und nun wieder abnimmt. Diese Erscheinung gründet sich aber zunächst auf den Grad von Disposition, welche nicht bei allen die gleiche ist, und zuweilen auch nur allmählig sich ausbildet. Die von Lichtenstädt und in der allgemeinen preußischen Staatszeitung *) gegebenen Thatsachen beweisen, wenn sie auch wirklich alle historische Kritik ertragen, höchstens nur, daß in einem Orte, welcher bereits von der Krankheit heimgesucht wird, die Krankheit geholt werden kann, indem man sich daselbst auch den krankmachenden Einflüssen aussezt, eben so wie man einen günstigen oder nachtheiligen Einfluß durch Veränderung des Aufenthaltes auch sonst wohl in sich aufnimmt und bei der Rückkehr wohl auch erkrankt; oder sie beweisen in einigen Fällen auch das, daß, wenn ein Ort aufwärts an den Flüssen oder in dem Verbreitungsstriche der Krankheit überhaupt liegt, derjenige, welcher aus den von der Krankheit bereits ergriffenen Orten ankommt oder heimkehrt, sofern er zuerst befallen wird, die Krankheit, welche auch ohne ihn ausgebrochen wäre, zu verbreiten scheint. Um Ansteckung wirklich zu beweisen, müßte aber nachgewiesen werden, daß auch in Orten, die außer der Verbreitungslinie liegen, auf die Ankunft eines Kranken diejenigen, welche mit diesem zunächst in Berührung kamen, erkrankten, und überhaupt Niemand von der Krankheit erreicht wurde, außer diejenigen, bei welchen man irgend einen Verkehr mit dem Kranken nachweisen konnte; daß ferner eine vollkommene Abschließung und Isolirung vor der Krankheit schütze, und endlich, daß in inficirten Städten Gefängnisse, Klöster und ähnliche abgeschlossene Wohnungen frei blieben. Alles dieses kann man aber nicht nur nicht beweisen, sondern gegen die Behauptung von Scott, daß die Krankheit niemals auf Schiffen ausgelaufen, lassen sich manche Beispiele von Indien anführen; statt vieler soll aber nur erwähnt werden, daß nach den Berichten des Admirals Timofeyeff aus Sebastopol den 10. Dezember die Cholera unter mehreren Mannschaften der Flotte plözlich ausgebrochen, selbst auf einem Schiffe, das auf der Rhede schon seit 21 Tagen unter Beobachtung lag. Ja man bemerkte an den Küsten Lieflands zur Zeit der herrschenden Cholera ein starkes Sterben unter den Fischen und den Strand stellenweise mit den Leichen derselben bedeckt, ungefähr ebenso, wie man in Indien auf dem Lande an jenen Flüssen und Seen, wohin sich die Cholera ausdehnte, gewisse Rohrarten absterben sah. Weiter sind auch an einzelnen Orten, wie z. B. für Moskau, die Beweise für Nichtansteckung bis zur Evidenz geliefert, oder für Danzig, wo nach dem Ausbruche der Krankheit erst am andern Tage das erste Schiff aus Rußland einlief, und nach dem Ausweis von drei Kontrolen auch nur drei Schiffe die Weichsel herunter gekommen waren, welche Warschau noch vor Ausbruch der Seuche verlassen hatten, oder für Riga, wo das Mährchen von der Eröffnung eines Ballens Baumwolle bald genug widerlegt wurde, und die Aerzte einstimmig die Krankheit für nicht ansteckend erklärten.

Wo so Vieles sich vereinigt, die Krankheit für nicht ansteckend zu erweisen, da können einzelne Erscheinungen, da gegen 1000 die Krankheit einmal unmittelbar nach dem Verkehr mit einem Kranken ausbrach, kaum entscheiden, weil ja doch auch der Zufall einmal die vollendetste Disposition, wo die Krankheit von selbst ihrem Ausbruche ganz nahe ist, mit einem Kranken zusammenbringen kann.

Wenn endlich die Aerzte erklären, die Krankheit sey zwar ursprünglich nicht ansteckend, könne dieß aber durch die Menge der Kranken im Verlaufe werden, so läßt sich diesem die einfache Thatsache entgegenhalten, daß, wenn die Choleraspitäler nur irgend zweckmäßig gewählt sind, in denselben sich bis daher die Sterblichkeit relativ geringer zeigte als in den Privatwohnungen, da doch in erstere nur die bedeutender Erkrankten gebracht werden, und auch schon der Transport für die Kranken nachtheilig wirken kann. Für Aerzte und Krankenwärter zeigte sich auch der Dienst in solchen Spitälern nirgends so gefährlich, als in Spitälern, in welchen Typhuskranke sich befinden.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Nr. 155 und 177. 1831.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 22.

Intelligenz-Blatt

1831.

[384] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schnurrer, Dr. F., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendende Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungs-Bezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen im Oktober 1831.

---

[383] Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uhland, L., Gedichte. 5te vermehrte Aufl. 8. Preis 3 fl. 36 kr.

Wessenberg, J. H. v., Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings, Gedicht in sieben Gesängen. 8. Preis 2 fl. 24 kr.

---

[307] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die medizinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit,

insonderheit in Beziehung auf die Fragen:

ob die Heilkunst ihrer allgemeinen Natur nach einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig, in wiefern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip?

kritisch bearbeitet und dargestellt
von dem
Königl. Baier. Medizinal-Rath Dr. J. J. Reuss.

gr. 8. Preis 4 fl.

Inhalt.

Einleitung: Ausmittlung eines wissenschaftlichen Princips für die gesammte praktische Heilkunde.

1ste Abtheilung: kritische Darstellung des Brownischen und neuen französischen physiologischen Systems von Broussais.

2te Abtheilung: Grundsätze des contrastimulistischen Systems der italienischen Aerzte; Grundsätze des homöopathischen Systems von S. Hahnemann; jedes System mit kritischen Bemerkungen; Versuch eines, nach dem aufgestellten wissenschaftlichen Princip aufzustellenden nosologischen und therapeutischen System's vom Verfasser dieses Werkes.

Stuttgart und Tübingen im August 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[377] In unserm Verlage ist erschienen:

Almanach der neuesten Modetänze auf das Jahr 1832. Mit Figuren, Tanztouren, Musik, Engagements, Karten und Spiegel. Preis 2 Rthlr.

Der technische Theil ist vom Hrn. Universitätstanzlehrer Helmke aus Jena, der belletristische vom Hrn. Dr. Weidemann in Halle besorgt und werden alle Freunde des Schönen vollkommene Befriedigung finden.

Sonntagsche Buchhandlung
in Merseburg.

---

[343] Neuester Roman der beliebten Schriftstellerin Henriette Hanke, geb. Arndt.

Hannover, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung verließ so eben die Presse und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Schwester,
Seitenstück zur Schwiegermutter

von Henriette Hanke, geb. Arndt. In 2 Theilen. Erster Theil. gr. 8. 1831. geh. 1½ Rthlr. (Der 2te Theil folgt in 14 Tagen nach.)

Ferner sind daselbst von derselben Verfasserin erschienen:

Die Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. 8. geh. 2½ Rthlr.

Die Perlen. Roman in 2 Theilen. 8. geh. 2¾ Rthlr.

Der Blumenkranz für Freundinnen der Natur. Acht Erzählungen enthaltend. 2 Theile. 8. 3½ Rthlr.

Mit ungewöhnlichem aber verdientem Beifall sind diese eben so anziehenden und gehaltreichen als zugleich Geist und Herz veredelnden, das Gefühl für das Wahre und Schöne vielfach ansprechenden Dichtungen der Madame Hanke von allen Freunden und Freundinnen deutscher Original-Lektüre aufgenommen und eben so günstig auch öffentlich beurtheilt worden. Ganz besonders sind sie als reicher Bildungsstoff, als ein treuer Spiegel der Wirklichkeit des Lebens, der Welt wie der mensch-

lichen Schicksale und Charaktere für die weibliche Jugend und zu Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken geeignet, da sich anmuthige Unterhaltung und lehrreiche moralische Tendenz selten so wie in diesen Schriften vereinigen.

---

[341] Cholera.

Bei mir ist so eben erschienen:

Ansichten und Bemerkungen über die

Brechruhr und deren Behandlung

von

Joh. Friedr. Hoffmann

gr. 8. broch. 36 kr. oder 9 Gr.

Der Verfasser mehrerer rühmlichst bekannten Werke über Milzbrand-Carbunkel hat in diesem neuesten Werke, eine neue Theorie der Behandlung der Cholera aufgestellt, deren praktische Anwendung wahrscheinlich die günstigsten Resultate herbeiführen dürfte.

Stuttgart, im September 1831.

Carl Hoffmann.

---

[349] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Aus Jens Baggesen's Briefwechsel mit Karl Leonhard Reinhold und Friedrich Heinrich Jacobi. Mit 28 Beilagen. Zwei Theile. Gr. 8. 58¾ Bogen auf gutem Druckpapier. 5 Thlr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[309] Neue Unterrichtbücher zur Erlernung der französischen Sprache.

Die vierte verbesserte Auflage der

Gespräche für das gesellschaftliche Leben; zur Erlernung der Umgangsprache im Deutschen und Französischen, von Fr. Beauval,

ist so eben in Taschenformat erschienen und bis zur Michaelismesse für einen ungemein billigen Preis von 1 Thlr. für alle 3 Bändchen, welche Morgen-, Tag- und Abendgespräche enthalten, in allen Buchhandlungen zu bekommen. Der nachherige Ladenpreis ist 1 Thlr. 12 Gr. — Einzeln werden die Theile nicht verkauft.

Dresden und Leipzig, im Junius 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[379] So eben ist fertig geworden und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Benno, J. E., Novellen. 1ster Band 8. 1 Rthlr. Druck und Verlag von C. G. Hendeß.

Die Frommen aus Gottstadt, Taschenbüchlein für die Jugend. Zur moralischen Bildung des Geistes und Herzens. 16. In eleganten Umschlag geh. 11¼ Sgr. Druck und Verlag von C. G. Hendeß.

Kaulfuß, Dr., kurze Nachricht von dem jetzigen Zustande des Königl. Gymnasiums in Neu-Stettin. gr. 8. brosch. 15 Sgr. (In Commission bei C. G. Hendeß.)

Lindenblatt, Dr., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. 8. 25 Sgr. Druck und Verlag von C. G. Hendeß.

---

[368] Bei F. Tendler Buchhändler in Wien ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Huldigung der Frauen.

Ein Taschenbuch für das Jahr 1832.

Von

J. F. Castelli.

Mit 6 Kupfern.

Ihrer K. K. Hoheit der durchlauchtigsten Frau

Sophia, Friederika, Dorothea,

Kaiserl. Prinzessin und Erzherzogin von Oestreich, geborene Königl. Prinzessin von Baiern ehrfurchtsvoll gewidmet.

Enthält: 6 Sonnete zu den Kupfern von Castelli; Erzählungen: von Bauernfeld, Kruta, Graf Mailath, und Sterle Holzmeister.

Gedichte: von Braun von Braunthal, Castelli, C. F. von Ebert, von Hammer, von Maltitz, Baron von Schlechter und andern.

Taschenformat. Elegant gebunden mit Schuber und Goldschnitt. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

---

[311] Neue landwirthschaftliche Schriften, welche in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und durch alle Buchhandlungen zu bekommen sind:

Dr. A. G., Schweitzer, kurzer Abriß eines Unterrichts in der Landwirthschaft, zum Gebrauch bei Vorlesungen über dieselbe. Erste Abtheilung. Ackerbau. gr. 8. 1 Thlr.

J. C. L. Falke, das Auflaufen oder die Trommelsucht der Rinder und andern Pflanzenfressenden Hausthiere. Mit 1 Kupf. br. 6 Gr.

J. A. Blume, die artesischen Brunnen. br. 4 Gr.

Einige Worte über die K. Sächsischen Staatsforste und deren Administration. br. 4 Gr.

Fr. Müller, Kryptogamen Sachsens und der angränzenden Gegenden. Zweites Hundert. 3 Thlr.

---

[388] Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen:

Gutbier, Dr. H. R., Bibliothek der Elementar-Pädagogik, IIIten Bandes 1ste Abth. a. u. d. T. Sprech- und Denkübungen, verbunden mit dem ersten Religions-

unterricht oder Wegweiser durch das Gebiet der sinnlichen Anschauungen, 1ste Abth. gr. 8. Preis 12 Gr.

---

[342] Victor Hugo.
So eben ist erschienen:

Marion de Lorme.
Drame
par Victor Hugo
8. br. 48 kr. oder 12 Gr.
Stuttgart, im September 1831.
Carl Hoffmann.

---

[220] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Polterabend-Scherze mit und ohne Verlarvung.

Eine Sammlung von Gedichten, Anreden, Dialogen und andern Polterabend-Scenen, so wie einigen Strohkranzreden. Herausgegeben von P. F. Lembert. Quedlinburg, bei G. Basse. 2 Hefte. 12. Geh. Preis 20 Gr.

---

[345] Die Fortsetzung der Zeitschrift: Salina die Zweite, deren Erscheinen im preuß. Staate verboten war, zeigt hiermit an.

Merseburg am 10. Sept. 1831.
Die Sonntag'sche Buchhandlung.

---

[353] In allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz, ist vorräthig zu finden:

Schacht, Dr. Th., Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische- und Kulturgeschichte mit 2 Karten und 3 lithographirten Tafeln, die sehr sorgfältig ausgeführt sind. 32 enggedruckte Bogen in größtem Octavformat. Mit Königl. Würtembergischem Privilegium 2 fl. netto.

Die 4 Abschnitte dieses Buches enthalten:

I. Spricht über Grund, Boden, Höhen. Tiefen, Gebirgszweige, Flußgebiete, und giebt Anleitung zur Zeichnung der Heimatcharte.

II. Umfaßt Deutschland mit seinen Stromgebieten, die Alpen und diejenigen Stromgebiete, denen das Alpengebirg seine Wasser zusendet, mit Einschaltungen historischer und anderer Notizen, wie auch die Terreinkunde Mittel-Europas.

III. Begreift die allgemeine mathematische und physische Geographie in sich, nennt die einzelnen Meere, Continente, Inseln rc., und schließt nach Beendigung des physischen Theils mit Unterscheidung der Menschenstämme, Angaben über ihre Verbreitung, mannigfaltige Entwickelung und Epochen ihrer Kulturgeschich..

IV. Die Länder und Völker der Erde. Der Geschichte wegen eröffnet Asien die Reihe. Lage und Charakter dieses Welttheiles nach Höhe, Abdachung, Clima, Boden. Hierauf seine Geschichte und zuletzt die jetzige politische Geographie, bis zum Juli 1831. So sind Afrika und Europa behandelt, worin Deutschland zuerst nach den Wohnsitzen seiner ältesten Völker und als Kaiserreich im Mittelalter, dann nach heutiger Sprachgränze und in seinem Umfang als Staatenbund nebst den einzelnen Bundesstaaten abgehandelt ist. Bei der Beschreibung Amerika's und seiner Staaten geht eine Geschichte der Entdeckungen und Schicksale seiner Bewohner voraus. Australien macht den Beschluß.

Die Herren Lehrer an Gymnasien, Seminarien, Real-, Bürger- und Kriegsschulen, wie auch an andern Unterrichtsanstalten werden sich bei Durchsicht dieses neuen Lehrbuches der Geographie überzeugen daß es eine neue Methode in dieser Wissenschaft begründet, wodurch dieselbe an Werth und Bedeutung gewinnt, und ihr ein bisher nicht gekannter Reiz verliehen wird. Es enthält manches, was man sonst in andern geographischen Lehrbüchern vergebens sucht, und ist durch die Art seiner Bearbeitung allgemein brauchbar. Druck und Papier sind so schön, daß kein anderes Werk damit verglichen werden kann. Der sehr billige Preis ist auf dessen allgemeine Verbreitung berechnet.

Kirnberger, Dr. Th., historisch kritische und pathologisch therapeutische Abhandlung über Phimosis und Paraphimosis mit besonderer Würdigung der von Waltherschen Lehre über Pharaphimosis. Mit 1 lithogr. Tafel. gr. 4. Druckvelin 2 fl. 24 kr.

Mit dieser Schrift wird dem ärztlichen und wundärztlichen Publikum eine Arbeit übergeben, die eine gewisse Lücke in der speciellen Krankheits- und Heilungslehre auszufüllen bestimmt ist. Die im Allgemeinen noch mangelhafte Kenntniß der hier abgehandelten Krankheitszustände, sowohl in geschichtlicher als pathologisch therapeutischer Hinsicht, besonders aber die widersprechenden Ansichten welche selbst heute noch bei den ausgezeichnetsten Wundärzten gefunden werden, waren dem Verfasser Aufforderung und Veranlassung zu dieser Arbeit, womit er die betreffenden Lehrpunkte nicht allein zu berichtigen, sondern auch genau und vollständig darzulegen sich bestrebte. Es ist zu erwarten, daß dieses Werk den Herren Aerzten und Wundärzten willkommen seyn wird. Auch durch Druck und Papier empfiehlt es sich vortheilhaft.

Saint Real, die Geschichte des Don Karlos, nach welcher Friedr. von Schiller sein Drama dichtete. Aus dem Franz. von S. L. Schmidt 2te Aufl. Schreibpapier geh. 1 fl. 12 kr.

Die Critik sprach sich vortheilhaft über dieses Buch aus, und meint, es müsse allen Lesern der Schillerschen Drama's willkommen seyn. Durch seine Ausstattung in Druck und Papier empfiehlt es sich auch zur Anschaffung in Leihbibliotheken und Bücherlesezirkel.

Mainz, im Septbr. 1831.
C. G. Kunze.

---

[351] So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Raumer, (Friedrich von), Briefe aus Paris zur Erläuterung der Geschichte des sechzehnten

und siebzehnten Jahrhunderts. Zwei Theile. Mit acht lithographirten Tafeln. 44½ Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 4 Thlr. 12 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[320] **Atlas**

der Umgebungen der vorzüglichsten

Bäder Deutschland's,

entworfen und gezeichnet

von

Dr. C. W. Streit,

K. Preuß. Major a. D.

1ste Lieferung: Böhmische Bäder.

Teplitz, Pilin, Seidschitz und Sedlitz, Karlsbad, Franzensbrunnen, Marienbad, Bergießhübel nebst Schandau und der Sächsischen Schweiz.

Preis 2/3 Thlr. Verlag von Aug. Herbig in Berlin.

Für den Aufenthalt und die Reise dahin den Kurgästen und Reisenden zu empfehlen.

---

[357] **Anzeige für Prediger, Schullehrer und Bibelfreunde.**

Summarien, oder kurzer Inhalt, Erklärungen und erbauliche Betrachtungen über die heilige Schrift des neuen Testaments zum Gebrauch bei kirchlichen Vorlesungen, zur Vorbereitung für Prediger auf freie, erklärende und erbauliche Vorträge über ihre Vorlesungen, und zur häuslichen Erbauung für jeden fleißigen Bibelleser. Erster Theil, erste und zweite Abtheilung vom Anfange des Lebens Jesu bis zur letzten Pfingstfeier. Von F. A. P. Gutbier, Superintendent in Ohrdruff. gr. 8. Leipzig, Wienbrack. Preis 18 Gr.

Vorstehendes Werk ist an alle Buchhandlungen versandt, woselbst auch ausführliche Anzeigen darüber zu haben sind.

---

[356] Neue interessante Romane, die so eben an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt worden sind:

Harro-Harring, der Livornesermönch. Ein Roman nach Thatsachen. 8. 1⅓ Rthlr.

Hellmuth, P. Anselmus, oder die Früchte des Wahnes 2 Thle. 2⅓ Rthlr.

Lorenz, W. Bona von Lombarda. Ein historischer Roman a. d. 15te Jahrhundert. 2 Thle. 2¼ Rthlr.

Penseroso, die Hofdame und der Feind. 3 Thle. 3½ Rthlr.

Leipzig im September 1831.

A. Wienbrack.

---

[346] Bei C. B. Schwickert in Leipzig ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bemerkungen und Excurse über das in dem Königreich Sachsen gültige Civilrecht, nach Anleitung von Curtius Handbuch zusammengestellt (von P. H. Fr. Häusel.) 2te Abtheilung. gr. 8. 2 Rthlr. 6 Gr.

---

[362] Bei J. G. Müller in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Schmuggler, und die Rückreise aus dem Bade, 2 Novellen von L. Storch, Verfasser des Freiknechts u. a. 8. Druckvelinpap. 1 Rthlr. 4 Gr.

---

[361] **Blätter aus Prevorst.**

Originalien und Lesefrüchte für Freunde des innern Lebens mitgetheilt von dem Herausgeber der Seherin aus Prevorst. Erste Sammlung 1831. Karlsruhe, Braun geh. 1 fl. 12 kr. oder 18 gGr.

In gegenwärtiger Zeit, wo Alles in vollen Kämpfen nach Außen begriffen ist und einzig in freier bürgerlicher Bewegung das Heil des Lebens zu finden, wähnt, sind Anmahnungen an das innere, unvergängliche Leben ein wohl nicht ganz überflüssiges Versuchen. — Durchgehe o Mensch! die Geschichte der Erde mit der Chronik der Seuchen und Erdrevolutionen in der Hand, und erkennen wirst Du auch wie so oft über der Verständigsten Denken und Dafürhalten über stolzer Könige Schalten, über zügelloser Völker Beginnen, ein unabwendbares Schicksal dahinfährt. — Im Innern aber ist eine Freistätte eröffnet, der selbst die Elemente nichts anthun, ein sicherer unzerstörbarer Port dem, der aus ihm den gefährlichsten Tirannen, den Fürsten der Welt und des Bösen vertrieb. — Nach diesem letzten einzigen Zufluchtsorte schaut euch bei Zeiten im Getümmel der Welt um, den macht euch vor allem frei: denn hier nur ist euer wahres ewiges Vaterland! — Nach diesem Vaterlande, dieser Freiheit, möge auch den Leser der Inhalt dieser Blätter weisen; und sie sollen neben Erörterungen für das innere Leben überhaupt, auch noch Manches enthalten was zur Erläuterung und Bestätigung der Eröffnungen der Seherin von Prevorst über das innere Leben und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere dient. (Auszug aus der Vorrede).

---

[371] So eben ist erschienen und bei Unterzeichnetem so wie in allen Buchhandlungen zu haben:

Pauli, Dr. Fr., medizinische Statistik der Stadt und Bundesfestung Landau in Rheinbaiern. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Tobias Loeffler in Mannheim.

N°. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 27. Oktober 1831.

Sieh, was dein Werk für einen Eindruck macht,
Das du in deinen reinsten Stunden,
Aus deinem innern Selbst empfunden,
Mit Maaß und Weisheit durchgedacht,
Mit stillem treuem Fleiß vollbracht!

Goethe.

Gemäldeausstellung in Paris.

Von H. Heine.

Erster Artikel.

Geschrieben im September.

Der Salon von 1831 ist jezt geschlossen worden, nachdem die Gemälde desselben seit Anfang Mai ausgestellt gewesen. Man hat sie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beschäftigt und mit ängstlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieser Zeit zum ersten Male die Hauptstadt besuchte und von unzählig neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger als andere mit der erforderlichen Geistesruhe die Säle des Louvers durchwandeln können. Da standen sie neben einander, an die dreitausend, die hübschen Bilder, die armen Kinder der Kunst, denen die geschäftige Menge nur das Almosen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit stummen Schmerzen bettelten sie um ein bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber das war es eben, die Ausstellung glich einem Waisenhause, einer Sammlung zusammengeraffter Kinder, die sich selbst überlassen gewesen und wovon keins mit dem andern verwandt ist. Sie bewegte unsere Seele wie der Anblick unmündiger Hülflosigkeit und jugendlicher Zerrissenheit.

Welch verschiedenes Gefühl ergreift uns dagegen schon beim Eintritt in eine Gallerie jener italienischen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgesezt worden in die kalte Welt, sondern an den Brüsten einer großen gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache sprechen.

Die Kirche, die einst auch den übrigen Künsten eine solche Mutter war, ist jezt verarmt und selber hülflos. Jeder Maler malt jezt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens gibt ihm den Stoff, die Palette gibt ihm die glänzendsten Farben und die Leinwand ist geduldig. Dazu kommt noch, daß jezt bei den französischen Malern die mißverstandene Romantik grassirt, und, nach ihrem Hauptprinzip, jeder sich bestrebt, ganz anders als die andern zu malen, oder wie die kursirende Redensart heißt: seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen. Welche Bilder hierdurch manchmal zum Vorschein kommen, läßt sich leicht errathen.

Da die Franzosen jedenfalls viel gesunde Vernunft besitzen, so haben sie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht herausgefunden. Die Maler, deren Werke man am meisten besprach und als das Vorzüglichste pries, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Lessore, Schnetz, Delaroche und Robert. Ich darf mich

also darauf beschränken, die öffentliche Meinung zu referiren. Sie ist von der meinigen nicht sehr abweichend. Beurtheilung technischer Vorzüge oder Mängel will ich so viel als möglich vermeiden. Auch ist dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Gallerien der Betrachtung ausgestellt bleiben, und noch weniger nüzt es dem deutschen Berichtempfänger, der sie gar nicht gesehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der Gemälde mögen lezterem willkommen seyn. Als gewissenhafter Referent erwähne ich zuerst die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Faust und das Gretchen dieses Malers im ersten Monat der Ausstellung die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da die besten Werke von Delaroche und Robert erst späterhin aufgestellt wurden. Ueberdieß, wer nie etwas von Scheffer gesehen, wird gleich frappirt von seiner Manier, die sich besonders in der Farbengebung ausspricht. Seine Feinde sagen ihm nach, er male nur mit Schnupftabak und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit sie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten sind nicht selten sehr affektirt und verfehlen den in Rembrandtscher Weise beabsichtigten Lichteffekt. Seine Gesichter haben meistens jene fatale Couleur, die uns manchmal das eigene Gesicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäusern, wo der Postwagen des Morgens stille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffers Bilder etwas näher und länger, so befreundet man sich mit seiner Weise, man findet die Behandlung des Ganzen sehr poetisch, und man sieht, daß aus den trübsinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenstrahlen aus Nebelwolken. Jene mürrisch gefegte, gewischte Malerei, jene todtmüden Farben mit unheimlich vagen Umrissen, sind in den Bildern von Faust und Gretchen sogar von gutem Effekt. Beide sind lebensgroße Kniestücke. Faust sizt in einem mittelalterthümlichen rothen Sessel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tische, der seinem linken Arm, worin sein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, stemmt er gegen seine Hüfte. Gewand seifengrünlich blau. Das Gesicht fast Profil und schnupftabacklich fahl; die Züge desselben streng edel. Troz der kranken Mißfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerstörniß, trägt dieses Gesicht dennoch die Spuren seiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, sieht es aus wie eine schöne Ruine, die der Mond beleuchtet. Ja, dieser Mann ist eine schöne Menschenruine, in den Falten über diesen verwitterten Augbraunen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieser Stirne lauern böse Gespenster; um Mitternacht öffnen sich dort die Gräber verstorbener Wünsche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern schleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchens Geist. Das ist eben das Verdienst des Malers, daß er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daß der bloße Anblick desselben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die sich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum sichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephistopheles, des bösen Geistes, des Vaters der Lüge, des Fliegengotts, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen ist ein Seitenstück von gleichem Werthe. Sie sizt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Sessel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält sie ein aufgeschlagenes Gebetbuch, worin sie nicht liest und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröstet. Sie hält das Haupt gesenkt, so daß die größere Seite des Gesichtes, das ebenfalls fast Profil, gar seltsam beschattet wird. Es ist, als ob des Faustes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des stillen Mädchens. Die beiden Bilder hängen nahe neben einander, und es wird um so bemerkbarer, daß auf dem des Faustes aller Lichteffekt dem Gesichte gewidmet worden, daß hingegen auf Gretchens Bild weniger das Gesicht, und desto mehr dessen Umrisse beleuchtet sind. Lezteres erhielt dadurch noch etwas unbeschreibbar Magisches. Gretchens Mieder ist saftig grün, ein schwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz spärlich, und von beiden Seiten dringt ihr schlichtes, goldgelbes Haar um so glänzender hervor. Ihr Gesicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge desselben sind von einer Schönheit, die sich selbst verbergen möchte aus Bescheidenheit. Sie ist die Bescheidenheit selbst, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine stille Thräne über die schöne Wange, eine stumme Perle der Wehmuth. Sie ist zwar Wolfgang Goethes Gretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen, und sie ist viel mehr sentimental als naiv, und viel mehr schwer idealisch als leicht graziös. Vielleicht ist sie zu treu und zu ernsthaft, um graziös seyn zu können, denn die Grazie besteht in der Bewegung. Dabey hat sie etwas so Verläßliches, so Solides, so Reeles, wie ein baarer Louisd'or, den man noch in der Tasche hat. Mit einem Wort, sie ist ein deutsches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinschaut in die melancholischen Veilchen, so denkt man an Deutschland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den steinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Conrektor, an seine rosige Nichte, an das Forsthaus mit den Hirschgeweihen, an schlechten Taback und gute Gesellen, an Großmutters Kirchhofgeschichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundschaft, an erste Liebe,

und allerley andere süße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich Scheffers Gretchen kann nicht beschrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Gesicht. Sie ist eine gemalte Seele. Wenn ich bey ihr vorüberging, sagte ich immer unwillkührlich: Liebes Kind!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst und die musikalischen Instrumente der Troubadours.

(Fortsetzung.)

Die Jongleurs beschäftigten sich ausschließlich mit dem Gesang und den Instrumenten, und sie sind die eigentlichen Spielleute, deren Wirksamkeit viel weiter als die der Troubadours ging, weil sie, so zu sagen, Alles in Allem waren. Sie drängten sich, wie sich das erwarten läßt, hinauf, und daher die Klage der Troubadours, daß man ihren Namen dazu mißbrauche, auch Leute damit zu bezeichnen, die Seiltänzer, Lustigmacher und Taschenspieler seyen.

Der Gesang ward nun meistens mit irgend einem Instrumente von dem Sänger selbst begleitet, oder er führte Spielleute mit sich, oder, was noch häufiger seyn mochte, er selber spielte zum Gesange und ließ sich noch außerdem von mehreren andern Instrumenten begleiten. Es werden eine große Menge von Instrumenten erwähnt, deren man sich entweder zur Begleitung von Liedern, oder unabhängig zur Instrumentalmusik bediente. Allerdings mögen wohl zum Kirchengesang an hohen Festtagen am meisten musikalische Instrumente zur Begleitung großer Chöre gebraucht worden seyn. Wenigstens wird schon am Hofe Pipins, des Vaters Karls des Großen, ein Ministrel als Maestro di Capella erwähnt, ein Name, der längere Zeit für dieses Amt üblich gewesen zu seyn scheint. Da der Kirchengesang aber hier außer unserm Bereich liegt, so lassen wir denselben, um zu den Instrumenten dieser Zeit selbst überzugehen.

Eine merkwürdige Eintheilung finden wir hier. Es wird nämlich von h ö h e r n und n i e d e r e r n Instrumenten gesprochen. Es nennt sich Jemand rühmend einen joueur des instruments tant haut comme bas, und muß hiernach ein gewaltiger Virtuos gewesen seyn. Sehr schwierig ist es, zu entscheiden, ob diese Benennung sich auf die Eigenthümlichkeit und den Ton der Instrumente bezogen, oder auf die Achtung, in der sie, unter einander verglichen, bei den Musikern gestanden haben; denn wir werden gleich Gelegenheit finden, darauf aufmerksam zu machen, daß einzelne Instrumente vorzüglich geachtet und im Gebrauche gewesen; theils wohl deßhalb, weil sie wegen ihrer Eigenthümlichkeit zum vorzüglichern oder ausschließlichen Gebrauch sich eigneten, theils aber auch, weil sie die ältesten, ursprünglichsten waren, und als solche in der Achtung sich erhielten und befestigten. Dessen ungeachtet bleibt es unentschieden, ob nicht dennoch der natürliche Ton der musikalischen Werkzeuge zu der merkwürdigen Unterscheidung der instruments hauts und bas Veranlassung gegeben habe. Außerdem könnte auch die Meinung beachtungswerth scheinen, nach welcher dieser Unterschied durch diejenigen veranlaßt worden sey, die sich derselben bedienten, so daß die Würde der Instrumente von der der Spieler abgehangen habe. Es scheint nämlich, daß die Troubadours, die sich auf jede Weise vor den niedriger stehenden Jongleurs auszuzeichnen strebten, auch dadurch ihr Vorrecht geltend gemacht haben, daß sie sich der Harfe, der Viole und der Cither u. s. w. ausschließlich bedienten. So viel geht wenigstens aus dem berühmten Schreiben des Marquis von Santillana an den Condestable von Portugal Don Pedro, dem ältesten Denkmal einer critischen Literärgeschichte der Spanier, hervor, daß, wie die niedrigste Classe der Musiker regellos ihre Romanzen machten und das gemeine Volk damit erfreuten, sie auch die Instrumente anwendeten, die dazu am meisten paßten. Dazu kommt noch, daß die Instrumente höhern Ranges, (so wollen wir die instruments hauts übersetze,) an sich kostbarer waren, und deßhalb nur von denen gekauft werden konnten, die begüterter, also meist Edle waren. Denn die Jongleurs fristeten ihr oft sehr dürftiges Leben durch die Gaben der Großen, wie heut zu Tage viele Harfenisten, die in großen Städten und auf Jahrmärkten in kleinern ihre Klage über ihre bittere Armuth durch Töne verkünden. Raynouard sagt in seiner choix des poésies originales des Troubadours: Les jongleurs étaient le plus ordinairement attachés aux troubadours; ils les suivaient dans les chateaux et participaient aux succès de leur maitre. Hieraus erhellt hinlänglich ihre abhängige Stellung von den Troubadours. Wenn man nun bedenkt, wie sehr theuer die meisten Dinge bei dem Mangel an baarem Gelde im Mittelalter waren, wenn man sich erinnert, daß kleine Bibliotheken oft ungeheure Summen kosteten, so wird man sich leicht einen Begriff machen können von dem hohen Preise der musikalischen Instrumente. Außerdem läßt das Zunft- und Innungenwesen, für das sich unter den germanischen Völkerschaften in den mittlern Jahrhunderten eine so rege Theilnahme findet, mit Gewißheit erwarten, daß sich diese beiden Stände in jeder nur möglichen Beziehung in sich abzuschließen und von einander zu trennen strebten. Wir überlassen es den Lesern, einer von diesen verschiedenen Ansichten beizustimmen. Pulraut, ein berühmter Troubadour, nennt unter den Instrumenten, die ein Jongleur müsse spielen können: die Trommel, die Castagnetten, die Geige, die Sym-

phonie, das Psalterion, das Monocord, die Sackpfeife und mehrere andere, die alle darauf hindeuten, daß sie musikalische Werkzeuge zweiten Ranges seyn mußten, da sie theils sehr eintönig, ohne bedeutenden Umfang waren, theils sich weniger zur Begleitung des Gesanges eigneten.

Leider haben wir über die Beschaffenheit der einzelnen Instrumente keine bestimmte, ausführliche Nachrichten. Die Namen aber sowohl, als auch einige alte Abbildungen von Sängern und Musikern müssen uns hier leiten. Diese Bilder finden sich theils in alten Kunstwerken der Baukunst, theils in alten Handschriften, die bekanntlich nach der Sitte der damaligen Zeit mit Schildereien und Schnörkeln aller Art verziert zu werden pflegten. Unter den Aufführungen einzelner Instrumente verdient folgende bemerkt zu werden. Ein Jongleur rühmt von sich: Je sui juglere de Vielle, si sai de Muse et de Frestele et de Harpe et de Chiphonie, de la Gigue, de l'Armonie et de Salteire, et en la Rote sai je bien chanter une note etc. (Ich bin der Spieler der Vielle; ich kann die Muse, Frestele, Harfe, Symphonie, die Geige, Harmonie, das Psalterion und auf der Rote spielen ꝛc.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schnurrer über die Cholera.

(Fortsetzung.)

Nachdem vom Ganges her die Krankheit von einer Küste und einem Flußsysteme zu dem andern fortschreitend, zwar nicht so verheerend wie die Pest oder das gelbe Fieber, aber ihre Opfer doch gegen alles Bemühen der Kunst sicher treffend, sich an den Grenzen Europa's eingestellt hatte, konnte man schon mit Sicherheit annehmen, daß es menschlicher Gewalt nicht gegeben sey, dieser Krankheit ihr Ziel zu stecken. Denn wurden bis hieher derselben auch keine künstlichen Kordons und Quarantäneanstalten entgegenzusetzen versucht, so traf auf ihrem Zuge die Krankheit doch auf weit mächtigere natürliche Barrieren, und es wurde auf den langen Karavanenzügen von selbst eine strengere Quarantäne beobachtet, als nur irgend an Orten, wo durch Militär die Ordnung gehandhabt wird. Es sey hier nicht die Rede von der langen Dauer der Karavanenzüge durch Iran oder von Buchara und Chiwa; wie aber z. B. Dr. Lang erzählt, daß er mit Marinetruppen vom kaspischen Meere nach Archangel marschirt sey, und schon am dritten Tage nach dem Ausbruche von Sebastopol die Cholera sich zu äußern begonnen habe, aber nachdem sie sieben Opfer sich geholt, wieder verschwunden sey, so beobachtete dieses Kommando auf seinem sechs Monate dauernden Marsche nach Archangel eine Quarantäne, gegen welche sich nichts wird einwenden lassen, und doch brach nachher die Krankheit zu Archangel in einer sehr verheerenden Gestalt aus. Fragt man nach dem Nutzen, welchen Kordons und Absperrungsanstalten bis jezt geleistet haben, so wird man auf Simbirsk und Sarepta hingewiesen, wo es gelungen seyn soll, die Krankheit abzuhalten, während bei den mächtigsten Mitteln und dem ernstesten Wollen in einem dünn bevölkerten Reiche es doch nicht gelang, Moskau und Petersburg frei zu erhalten; wodurch schon genügend erwiesen wird, daß Kordons und Absperrung überhaupt nichts nützen, oder wenigstens, so wie man die Sache bis jezt behandelte, dem vorgesezten Zwecke nicht entsprochen wurde. Es behaupten sogar Marin Darbel und Lassis, daß auf das Ziehen des Kordons um Moskau die Krankheit daselbst erst ausgebrochen sey, indem mit der Isolirung und den damit gegebenen Entbehrungen der Schrecken unter den Einwohnern sich verbreitet habe und Tausende brodlos der Verzweiflung preisgegeben worden seyen. Auch wird in dem kaiserlich russischen Manifeste vom 28. Januar ausdrücklich gesagt, daß die Wirkungen der Krankheit besonders zerstörend gewesen seyen unter denjenigen Truppen, welche zu der Cernirung und auf der Beobachtungslinie verwendet worden seyen. Ebenso wurde in Preußen der Gesundheitskordon von Flußsystem zu Flußsystem zurückgedrängt, und vermochten auch in Ungarn und Gallizien die längst schon gegen die Pest errichteten Anstalten durchaus nichts. War es vor acht Monaten noch gestattet, zu prognosticiren, daß dieses Weltübel in Feldlagern und den durch die Gräuel des Kriegs bedrängten Städten am vernehmlichsten sich kund geben werde, so wurde solche Vorhersagung allerdings nicht erfüllt. Es äußerte sich zwar, nach häufig wiederholten Versicherungen, nach jedem Gefecht der Polen mit den Russen die Krankheit immer wieder auf's Neue; doch ihren eigenen Gesetzen folgend, wurde sie kaum da, wo der Krieg seine Bedrängnisse häufte, in höherem Grade verheerend oder in ihrer schlimmsten Beschaffenheit länger dauernd, und verhielt sich hier ganz verschieden von der Kriegspest, welche reines Produkt der Entbehrung und des Elends ist. Wo man aber von den Segnungen der Kultur und des Wohlstandes Milderung des Uebels hätte erwarten dürfen, da häufte der Schrecken und die Strenge der Vorsichtsmaßregeln die Bedrängnisse zu solcher Höhe, daß behauptet wurde, die Jahre der Belagerung und Ueberschwemmung, welche wohl noch mehr Menschen kosteten, und was man sonst Schreckliches kannte, noch hinzufügten, seyen weniger schauerlich gewesen, als die Drangsale, mit welchen diese Krankheit umgeben wurde, die doch menschliche Hülfleistung so sehr in Anspruch nimmt. Wenn aber die Prophezeiung darin irrte, daß sie sich auf den Glauben gründete, es werde da, wo die Erscheinungen so vernehmlich sprechen, solcher Sprache hauptsächlich Gehör gegeben werden, und wenn wirklich der Schrecken der Natur noch durch den, welchen die Menschen hinzufügten, überboten wurde, so kommen doch die Vertheidiger der Ansteckung darin überein, daß zur Erzeugung und dem Ausbruche der Krankheit es mehr auf die individuelle Disposition, als auf den Verkehr mit Kranken ankomme. Soll daher von Maßregeln der Regierungen die Rede seyn, um gegen die Cholera als Seuche, nicht als einzelne Krankheit zu wirken, die Zahl der dazu disponirten Individuen zu vermindern und somit die Stärke ihres Anfalls zu schwächen, so würde es zuerst darauf ankommen, auf die Disposition so zu wirken, daß das Krankheitsprinzip, wenn es seiner Zeit, unaufhaltsam vorwärtsschreitend, auch zu uns gelangte, hier so wenig als möglich disponirte Individuen anträfe.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 28. Oktober 1831.

— Ich hört' und sah,
Wie durch Europens Auen,
Als Wald und Garten, fern und nah
Sich hören ließ und schauen
Des Blühns und Klingens Doppelstreit,
Durch einen Geist zur Einigkeit
In allen Farb' und Zungen
Erblüht und auch erklungen.

Rükert.

Die Kunst und die musikalischen Instrumente der Troubadours.

(Fortsetzung.)

Was nun die Gestalt und die innere Einrichtung der erwähnten Instrumente betrifft, so soll die vielle die Viole seyn. Im Spanischen heißt sie viguela oder vihuela, wornach später die Violine viguela da arco heißt, wo durch den Zusatz: da arco auf die spätere Sitte, sich des Bogens zu bedienen, hingedeutet wird. Auf einem Gemälde des Paolo Veronese, die Hochzeit zu Cana darstellend, findet man im Vordergrunde die Spielleute, von denen einer die Viole mit dem Bogen spielt, aber so, daß er sie auf seinem Knie liegen hat, wie eine Cither, und sie so streicht. Nicht uninteressant möchte bei diesem Worte die Bemerkung seyn, daß dieß Wort viola durch die italienischen Vergrößerungs- und Verkleinerungssylben die Benennung mehrerer Instrumente veranlaßt hat, so daß sie gleichsam in der Mitte einer Familie ähnlicher Geschwister steht. Die Diminutivendung ino, die der italienischen Sprache eine so auffallende Fülle von neugebildeten Worten gibt, macht aus viola: violino. Dagegen die Vergrößerungssylbe one, bildet violone, und daraus wird wieder violoncello, durch die Anhängung der Diminutivsylbe cello.

Was den Ausdruck muse betrifft, so ist dieß ein nicht selten vorkommendes Instrument, wahrscheinlich niedern Ranges. Man hält es für ein Blasinstrument, die Spitze oder das Mundstück der Sackpfeife, ohne die Blasebälge, welches Instrument unter dem Namen cornmuse gemeint zu seyn scheint. Auch die Schalmei wird öfters erwähnt, und ein verwandtes Wort, chalumeau, bedeutet eine große Sackpfeife mit einem großen Brummeisen. Das Wort musette deutet schon durch seine Diminutivendung an, daß es dieß Instrument in verjüngtem Maßstabe sey. Ueber die Gestalt und die Größe der Chiponie, oder wie es sonst noch heißt, cyfoine, symphonie, ist nichts Bestimmtes bekannt. Du Cange in seinem Glossarium erklärt es für eine Art Trommel, die mit einzelnen Löchern nach Art eines Siebes durchstochen gewesen sey. Es ist aber unerklärlich, wie ein solches Instrument zu diesem Namen kommen mochte. Das Wort ist bekanntlich griechischen Ursprungs, und würde hiernach entweder ein zustimmendes, also begleitendes Werkzeug, oder ein zusammenstimmendes bedeuten können, so also, daß es entweder als Begleitung eines vollkommenern Instrumentes oder der Stimme selbst dienen mochte, was nach der unvollkommenen Beschaffenheit desselben wahrscheinlicher seyn möchte, als daß es an sich einen eigenen Wohllaut gebildet haben sollte. — Kein Instrument wird fast häufiger erwähnt als Rota. Noch zur Zeit des englischen Dichters Chaucer (lebte von 1328 — 1400) muß dasselbe häufig gebraucht worden seyn, denn er erwähnt es öfters, ebenso die provenzalischen Dichter. Der Name selber deutet auf ein rundes Instrument hin. Auch bei den nordfranzösischen Dichtern kommt es häufig vor. Burney er-

klärt es für gleichbedeutend mit Vielle. Wir werden später auf dieß Instrument wieder zurückzukommen wissen. — Alle diese Instrumente scheinen nur niedern Ranges gewesen zu seyn.

Wir haben nun noch von denen des ersten Ranges zu sprechen, und beginnen mit dem angesehensten unter Allen, der Harfe. Ueberall, wo von Troubadours die Rede ist, erscheinen sie mit ihrer geliebten Harfe, oder stützen sich auf sie, wenn sie ihr Töne entlocken, oder wenn dieselben verhallt sind, um den Effekt ihres Gesanges zu erwarten und sich an demselben zu weiden. Wo von ihr gesprochen wird, erscheint sie als das edelste Werkzeug, als die Königin der Instrumente. Daher eine Menge Romanzen und Balladen an die Harfe geknüpft sind. Ihre Schicksale, wie sie aus der Hand eines großen Meisters in die andere gekommen sey, werden erzählt und der Ruhm geschildert, den sie durch weltberühmte Sänger erhalten. Viele lyrische Ergüsse der Dichter an dieselbe, an dieß ihr köstlichstes Kleinod, sind hinlänglich Gewähr, in welch hohem Ansehen dieß liebliche zugleich und mächtige Instrument gestanden hat. Bis in die neueste Zeit hat es ja auch seinen poetischen Reiz erhalten, und der Zauber, den ihre Töne in die Herzen der Zuhörer gießen, wird ja von neuern Dichtern oft noch besungen. Bei den Troubadours und den Sängern der übrigen Völker, bei den nordischen Völkern wie bei den Südländern, in Deutschland wie jenseits der Pyrenäen, überall ertönte die Harfe. Sie erbte der Sohn oder Schüler des Sängers, wenn er nichts weiter erben konnte, und glücklich war er, wenn er den Ruhm des alten, durch Generationen hindurch gefeierten Werkzeuges preisen konnte. Als unzertrennliches Beiwerk, als zierendes Attribut erscheint es bei den meisten Sängern, wie die Ritter nicht ohne Schwert und Schild, die Könige nicht ohne Scepter und Krone dargestellt wurden. Große Helden erscheinen mit demselben, und in heidnischen und christlichen Sagen spielt es eine Hauptrolle. Wir machen hier auf einen interessanten Gebrauch aufmerksam, der bei diesem Instrumente stattfand, einen Gebrauch, der eben so sehr das Gepräge des Mittelalters trägt, als er einen Beweis gibt, wie die Sänger mit ihrem stäten Begleiter gleichsam verwachsen und verbunden waren. Man benannte nämlich die fünf-und-zwanzig Saiten mit symbolischen Namen, die meist in Beziehung auf die Eigenschaften der Geliebten standen, in deren Preise der Sänger sein liebereiches Leben verhauchte. Jede Saite mahnte ihn an sie, und ein voller Accord, in der Fülle der Begeisterung angeschlagen, zauberte ihm ihr ganzes Bild vor die Seele. Wer weiß, welch unbedingten Geschmack das Mittelalter am Symbolisiren und Allegorisiren fand, dem wird diese sinnige Art, selbst einzelne Saiten als Andeutungen auf den geliebten Gegenstand zu betrachten, nicht auffallen können. Wie schon erwähnt, wurde die Harfe selber oft besungen. So haben wir ein Lehrgedicht von der Harfe: le dict de la harp, von einem übrigens unbekannten Verfasser. Der Ausdruck le dict ist häufig für Gedicht, und beweißt, daß die Troubadours nicht, wie man wohl zuweilen angenommen hat, Improvisatoren gewesen, sondern daß sie längere Zeit auf die Ausarbeitung ihrer Gedichte verwandt haben. In diesem Gedichte wird nun gesagt: die Harfe stehe so hoch, daß es eine Sünde sey, sie zu profaniren. Darum sey es billig, daß nur edle Ritter und andere Personen höhern Standes sie spielen dürfen (Beiläufig eine Bemerkung, die für die Ansicht sprechen würde, daß die instrumens hauts ihre Benennung von denen erhalten, die ein gewisses Vorrecht gehabt hätten, sie zu spielen). Eben so dürfe sie nur von den Händen zarter Damen gespielt und von braven Leuten gehört werden. So weit ging also das Ansehen, dessen die Harfe genoß, daß sie schon das Ohr der Niedrigen, der Knechte und Knappen ꝛc. nach der Ansicht der damaligen Zeit entweihen konnte. Indessen sieht man wohl ein, daß diese Worte nicht als Norm gegolten haben, sondern als pium desiderium mögen ausgesprochen seyn, da eben die Erwähnung der Profanation darauf hindeutet, daß sie gewöhnlich, und ein Mißbrauch gewesen sey, der damals schon der Rüge bedurfte. — Ein eben so häufig vorkommendes Instrument ist die Viola, deren Form unverändert bis in die neuere Zeit dieselbe geblieben ist. Sie stritt gewissermaßen um den Vorrang mit der Harfe, die sie jedoch nie zu besiegen, kaum sie zu erreichen im Stande war. Dessen ungeachtet war sie fast mehr im Gebrauch, theils wegen ihrer bequemern Form, theils auch wegen des geringern Preises, der es auch Aermern, sogar den Jongleurs möglich machte, sich dieselbe anzuschaffen. So scheint denn dieß Instrument die Stelle der Harfe bei den Jongleurs vertreten zu haben, denn diese erscheinen meistens mit demselben abgebildet. Es hatte, wie heutzutage, vier Saiten, und pflegte entweder mit dem Bogen, oder mit einem kleinern Instrument, Rota, gespielt zu werden, dem seine radförmige Gestalt seinen Namen geben mochte. Daher hielt Burney die vielfach erwähnte Rota für eins und dasselbe mit Viole, welche so genannt worden wäre, weil sie mit dieser Rota gespielt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Leider finden wir Scheffers Manier in allen seinen Bildern, und wenn sie seinem Faust und Gretchen angemessen ist, so mißfällt sie uns gänzlich bei Gegenständen,

die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erfordert, z. B. bei einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit seinen gedämpften, freudenlosen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargestellt. Wie bedeutend auch sein Talent der Portraitirung ist, ja, wie sehr ich hier seine Originalität der Auffassung rühmen muß, so sehr widersteht mir auch hier seine Farbengebung. Es gab aber ein Portrait im Salon, wofür eben die Scheffersche Manier ganz geignet war. Nur mit diesen unbestimmten, gelogenen, gestorbenen, charakterlosen Farben konnte der Mann gemalt werden, dessen Ruhm darin besteht, daß man auf seinem Gesichte nie seine Gedanken lesen konnte, ja, daß man immer das Gegentheil darauf las. — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — er sagte es im Scherze und meinte es im Ernste. Es ist der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daß vorne das stereotype Lächeln von seinen Lippen schwände. Es ist der Mann, der vierzehn falsche Eide geschworen, und dessen Lügentalente von allen aufeinander folgenden Regierungen Frankreichs benutzt wurden, wenn irgend eine tödtliche Perfidie ausgeübt werden sollte, so daß er an jene alte Giftmischerin erinnert, an jene Lokusta, die, wie ein frevelhaftes Erbstück im Hause des Augustus lebte, und schweigend und sicher dem einen Cäsar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienste stand mit ihren diplomatischen Tränklein. Wenn ich vor dem Bilde des falschen Mannes stand, den Scheffer so treu gemalt, dem er mit seinen Schirlingsfarben sogar die vierzehn falschen Eide ins Gesicht hinein gemalt, dann durchfröstelte mich der Gedanke: wem gilt wohl seine neueste Mischung — —?

Scheffers Heinrich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergestalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine besondere Erwähnung. Ersterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daß er einen henry-quatre getragen, und ich kann nicht bestimmen, in wie weit er getroffen ist. Der andere, le roi des barricades, le roi par la grace du peuple souverain, ist mein Zeitgenosse, und ich kann urtheilen, ob sein Porträt ihm ähnlich sieht oder nicht. Ich sah lezteres, ehe ich das Vergnügen hatte, den König selbst zu sehen, und ich gestehe, ich erkannte ihn dennoch nicht im ersten Augenblick. Ich sah ihn vielleicht in einem allzu sehr erhöhten Seelenzustande, nämlich am ersten Festtage der jüngsten Revolutionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorirten, die alle wie wahnsinnig die Parisienne und die Marseiller Hymne brüllten, auch mitunter die Carmagnole tanzten; er saß hoch zu Roß, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwilliger Gefangener, der einen Triumphzug zieren soll; ein entthronter Kaiser ritt symbolisch oder auch prophetisch an seiner Seite, seine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und seine schwülstigen Wangen glühten hervor aus dem Walddunkel des großen Backenbarts, und seine süßlich grüßenden Augen glänzten vor Lust und Verlegenheit. Auf dem Schefferschen Bilde sieht er minder kurzweilig aus, ja fast trübe, als ritte er eben über die Place de la concorde, wo sein Vater geköpft worden; sein Pferd scheint zu straucheln. Ich glaube, auf dem Schefferschen Bilde ist auch der Kopf nicht oben so spitz zulaufend wie beim erlauchten Originale, wo diese eigenthümliche Bildung mich immer an das Volkslied erinnert:

> Es steht eine Tann im tiefen Thal,
> Ist unten breit und oben schmahl.

Sonst ist das Bild ziemlich getroffen, sehr ähnlich; doch diese Aehnlichkeit entdeckte ich erst, als ich den König selbst gesehen. Das scheint mir bedenklich, sehr bedenklich für den Werth der ganzen Schefferschen Portraitmalerei. Die Portraitmaler lassen sich nämlich in zwei Klassen eintheilen. Die einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufassen und hinzumalen, die auch dem fremden Beschauer eine Idee von dem darzustellenden Gesichte geben, so daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und lezteres, sobald er dessen ansichtig wird, gleich wieder erkennt. Bei den alten Meistern, vornämlich bei Holbein, Tizian und Vandyk, finden wir solche Weise, und in ihren Portraiten frappirt uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Aehnlichkeit derselben mit den längst verstorbenen Originalen so lebendig zusichert. „Wir möchten darauf schwören, daß diese Portraite getroffen sind!“ sagen wir dann unwillkührlich, wenn wir Gallerien durchwandeln.

Eine zweite Weise der Portraitmalerei finden wir namentlich bei englischen und französischen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabsichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Gesicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtniß zurückrufen.

Diese Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und sie sind überaus beliebt bei wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tische zeigen, und uns nicht genug versichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie sprechend ähnlich der Herr Gemahl ist, den wir noch nicht die Ehre haben zu kennen, und dessen Bekanntschaft uns noch bevorsteht, wenn er von der Braunschweiger Messe zurückkehrt.

Scheffers Leonore, die im vorbeiziehenden Heere ihren Wilhelm vermißt, verdient die wenigste Beachtung. Die Legende ist hier in die Zeit der Kreuzzüge verlegt,

und das Costum derselben ist dem Charakter des Stoffes nicht angemessen. Dies Stück hat dennoch vielen Beifall gewonnen, während manch besseres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meisters. Wenn Fürsten einen böhmischen Glasstein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen ächten Diamantring, so würde man doch meinen, es sey eitel Glas.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Schnurrer über die Cholera.

(Beschluß.)

Da es allgemeine Erfahrung ist, daß arme, schlecht genährte und logirte Individuen, ferner solche, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie am Wasser arbeiten, und endlich diejenigen, welche sich während der herrschenden Krankheit überhaupt großen Strapatzen und Fatiguen aussetzen müssen, die Krankheit am leichtesten bekommen, so ist auf diese Menschenklassen am meisten Rücksicht zu nehmen, und sind dieselben theils solchen Verhältnissen zu entziehen, theils, wo dies nicht möglich ist, denselben Mittel zu verschaffen, durch welche sie vor dem krankmachenden Einfluß geschüzt sind. Gute, wärmende Bekleidung, besonders Flanellunterkleider, mehrfach, damit nach Durchnässung ein Wechsel möglich ist, besonders aber gesunde Beschaffenheit der Nahrungsmittel. Vertheilung sorgfältig gekochter warmer Speisen, als Rumfordscher Suppe, genaue Aufsicht auf die Beschaffenheit des Biers, gesundes Salz. Reinlichkeit der Wohnungen durch Entfernung von Dungstätten, stagnirendem Wasser, Schlammreinigung der Keller, wo zufolge von Ueberschwemmungen Wasser eingedrungen ist, Translokation aus notorisch ungesunden Wohnungen, Schließung derselben, besonders von Schulen und Gefängnissen — wäre eben so nothwendig, als sorgfältige Aufsicht auf solche unglückliche Familien, für welche man in der Kürze der Zeit keine andere Wohnung auszumitteln vermochte. Solchen Familien wäre gesunde Nahrung und warme Bekleidung um so nöthiger, damit sie so wenig als möglich zu Hause sich aufzuhalten genöthigt wären, und ihre Wohnungen auch eher gelüftet werden könnten. Ebenso können auch einzelne Arten der Beschäftigung und Arbeit die Disposition zur Krankheit begründen. Alles, was entweder großer Erschöpfung oder nur Erhitzung und Abkühlung aussezt, oder die Menschen in die Nähe von Flüssen und Wasser überhaupt bringt, verdient daher vorzügliche Rücksicht.

Was die Kranken selbst betrifft, so lehrt die Erfahrung aller Länder, welche noch von der Krankheit heimgesucht wurden, daß jede Pflege ganz gefahrlos gewidmet werden kann. Man errichte daher Krankenhäuser, stelle aber in denselben nicht Sträflinge zum Krankendienste an, sondern wende sich an den Edelmuth und wahrhaften Bürgersinn frommer, treuer und zum Wohlthun bereiter Männer; da solcher Dienst sehr ermüdend ist, so machen sich solche, die sich demselben widmen wollen, nur für einzelne Tage in der Woche verbindlich, damit die Strapatzen des Dienstes nicht selbst wieder Veranlassung zur Krankheit werden. Solche Krankenhäuser müssen sehr gesund und trocken seyn, dürfen aber nicht zu entfernt von den übrigen Wohnungen liegen, weil jeder längere Transport der Erkrankten, so wie jede Erkältung die Krankheit leicht verschlimmern. Die Bestattung der Leichen bleibe anständig, werde aber so einfach als möglich, damit der Sinn nicht immer wieder für Trauer in Anspruch genommen werde; vielleicht bringt diese Krankheit eine Vereinfachung der Leichenbestattung da, wo diese wünschenswerth seyn muß, bleibend hervor, wie gewiß eine solche Weltkrankheit in Sitten und Gebräuchen manche Veränderung zurücklassen mag. Ueberhaupt zerstreue man sich, jedoch nicht durch Tafelgenüsse und laute Lustbarkeit, sondern durch reges Streben für Wissenschaft und Menschenwohl; wen aber der Ernst unter diesen Umständen nicht anspricht, der denke an Boccaccio und ergehe sich im Felde der Phantasie; aber keiner vergesse, daß zu keiner Zeit der Egoismus unmittelbarer sich selbst straft, und daß die, welche nur an ihre Abschließung denken, am leichtesten und häufigsten getroffen werden. Da vollends durchaus nichts dafür spricht, daß durch Waaren die Krankheit verbreitet werde, so hemme man den Handel nicht, und es seyen besonders die Regierungen darauf bedacht, alle Hände so viel als möglich zu beschäftigen. Wer aber nicht Herr über seine Furcht werden kann, der wandere aus, nicht vorwärts und nicht rückwärts, da, wo einmal die Krankheit aufgetreten ist, sie, wenn auch leichter, doch noch in den nächsten Jahren sich zu erkennen gibt, sondern seitwärts, um aus dem Verbreitungsstriche der Krankheit, wenn es einen solchen wirklich gibt, heraus zu gelangen: er wandere nach Italien oder in das Hospiz auf dem Gotthard. Medizinalkollegien und Fakultäten aber mögen beherzigen, was Villalba von der ersten Erscheinung der Lustseuche, die gleichen Schrecken verbreitete, erzählt. Als 1193 die vorher unbekannte Seuche zu Sevilla erschien, so befanden sich dort der König Don Fernando von Arragonien und Donna Isabella von Kastilien, und befahlen ihren Protomedicis, solche Kranke im Spitale San Salvador auf öffentliche Kosten zu heilen. Viele Protomedici und Professoren arbeiteten sieben bis acht Monate, beobachtend und eine Million von Mitteln ohne Nutzen und Erfolg verschwendend. Auch der famose Arzt Maestro Francisco de Gibralion und die angesehenen DD. Bodega, Aragonés und Infantes hielten Concilien, deren Resultat endlich war, die Krankheit sey eine Geißel des Himmels, die alle Complexionen, Alter, Städte und Dörfer gleich befalle und durch physische Mittel bis jezt nicht erreichbar sey; sie wollen zur Kur der Krankheit jeden zulassen, der größere Erfahrungen von derselben habe, und den König bitten, zu erlauben, daß auch Nicht-Graduirte dieselbe versuchen, worauf dann wirklich ein Weber mit einer Salbe noch die Meisten geheilt habe.

So lange noch die Hälfte der Befallenen stirbt, gestehe man, daß die so gerühmten Mittel Calomel und Aderlassen in dieser Krankheit nicht viel leisten, wie sie ja auch dort, wo sie zuerst so gerühmt wurden, wieder andern weichen mußten; da es aber so wichtig ist, auch aus dieser Krankheit Resultate für die Wissenschaft zu gewinnen, und es sehr wünschenswerth wäre, irgend ein Mittel gegen das Uebel zu erfahren, so wird doch solcher Zweck gewiß nicht dann erreicht, wenn von Oben herunter den Aerzten die Behandlungsweise befohlen wird und die Kranken an die Aerzte gebannt werden; belehrend wirke Jeder, der sich Erfahrung und Wissen zutraut, aber Keiner vergesse, daß im Reiche der Wissenschaft wirkliche Fortschritte nur dann gemacht werden, wenn freie Diskussion und Gleichheit der Rechte gelten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 259.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 29. Oktober 1831.

Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit ist bei Weitem nicht das erste, aber auch nicht das letzte Verdienst eines Künstlers.

Diderot.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Die oben angestellte Betrachtung leitet mich auf Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter ächten Steinen den dießjährigen Salon geschmückt. Das vorzüglichste seiner ausgestellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff ist, den Holophernes zu tödten. Sie hat sich eben vom Lager desselben erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu den Füßen hinab, oberhalb des Leibes ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe gestreift wird; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden Holophernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen — furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und die Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. In der That, dieser ist nicht sonderlich liebreitzend, aber im Grunde scheint er doch ein bon enfant zu seyn. Er schläft so gutmüthig in der Nachwonne seiner Beseligung, er schnarcht vielleicht, oder, wie Luise sagt, er schläft laut, seine Lippen bewegen sich noch, als wenn sie küßten, er lag noch eben im Schooße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in seinem Schooße, und trunken von Glück und gewiß auch von Wein, ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit, sendet ihn der Tod, durch seinen schönsten Engel, in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einst sterben soll, ihr Götter, laßt mich sterben wie Holophernes!

Ist es Ironie von Horace Vernet, daß die Strahlen der Frühsonne auf den Schlafenden, gleichsam verklärend, hereinbrechen, und daß eben die Nachtlampe erlischt?

Minder durch Geist als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt sich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Pabst vorstellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgestickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle sitzend, wird der Knecht der Knechte Gottes in der Peterskirche herumgetragen. Der Pabst selbst, obgleich rothwangig, sieht schwächlich aus, fast verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden.

Aber die Träger des päbstlichen Stuhles sind stämmige, charaktervolle Gestalten, in karmosinrothen Livreen, die schwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Gesichter. Es kommen nur drei davon zum Vorschein, aber sie sind vortrefflich gemalt. Dasselbe läßt sich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonsuren, im Vordergrunde sichtbar werden. Aber eben die verschwimmende Unbedeutenheit der Hauptperson und das bedeutende Hervortreten der Nebenpersonen ist ein Fehler des Bildes. Leztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit sie hingeworfen sind, und durch ihr Kolorit an den Paul Veronese erinnert. Nur der venezianische Zauber fehlt, jene Farbenpoesie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich ist, aber dennoch die Seele so wunderbar bewegt.

In Hinsicht der kühnen Darstellung und der Farbengebung, hat sich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es ist die Arretirung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz ist eine Treppe des Palais Royal, und die arretirten Prinzen steigen herab, nachdem sie eben, auf Befehl Annens von Oesterreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieses Herabsteigen behält fast jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé ist der erste, auf der untersten Stufe; er hält sinnend seinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der obersten Stufe der Treppe kommt ein Offizier herab, der die Degen der Prinzen unter'm Arme trägt. Es sind drei Gruppen, die natürlich entstanden und natürlich zusammengehören. Nur wer eine sehr hohe Stufe in der Kunst erstiegen, hat solche Treppenideen.

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais Royal auf eine Bank steigt und das Volk haranguirt. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Pistole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als diese Bank und da wolltest du stehen bleiben, und du schautest dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!“ ist aber das Zauberwort, das die Revolutionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben sie stehen und schauen sie sich um, dann sind sie verloren, wie Eurydice, als sie dem Saitenspiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückschaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Bursche! das waren die lustigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank sprangest und dem Despotismus die Fenster einwarfest und Laternenwitze rissest; der Spaß wurde nachher sehr trübe, die Füchse der Revolution wurden bemooste Häupter, denen die Haare zu Berge stiegen, und du hörtest schreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geisterstimmen der Gironde, und du schautest dich um.

In Hinsicht der Kostüme von 1789 war dieses Bild ziemlich interessant. Da sah man sie noch, die gepuderten Frisuren, die engen Frauenkleider, die erst bei den Hüften sich bauschten, die buntgestreiften Fräcke, die kutscherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroristischen Westen mit breitaufgeschlagenen Klappen, die bei der republikanischen Jugend in Paris jezt wieder in Mode gekommen sind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine sorgfältige Toilette und sein geschniegeltes Wesen. In der That, sein Aeußeres war immer schmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch sein Inneres, sein Herz, war uneigennützig, unbestechbar und konsequent wie das Beil einer Guillotine. Diese unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühllosigkeit, sondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unser Herz verdammt und die unsere Vernunft mit Entsetzen bewundert. Robespierre hatte sogar eine besondere Vorliebe für Desmoulins, seinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieser Fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und staatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camilles Blut auf der Grève floß, flossen vielleicht in einsamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dieß soll keine banale Redensart seyn. Unlängst sagte mir der junge Carnot, daß ihm Bourbon de Loise erzählt habe: er sey einst in das Arbeitszimmer des Comité du Salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in sich selbst versunken, über seinen Akten saß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielseitigsten Maler, der alles malt, Heiligenbilder, Schlachten, Stillleben, Bestien, Landschaften, Portraite, alles flüchtig, fast pamphletartig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kunst und die musikalischen Instrumente der Troubadours.

(Beschluß.)

Indessen scheint diese Ansicht schon deßhalb zu gewagt, weil die beiden Namen häufig neben einander vorkommen, und somit auf verschiedene Instrumente hinweisen. Saiteninstrumente waren beide, soviel steht fest. Abbildungen von Violas finden wir mehrere. So sehen wir z. B. an einem Portal der Kirche Notre-Dame zu Paris eine merkwürdige Statue. Sie stellt einen König dar, denn er trägt eine Krone. Statt sonstiger Attribute seiner königlichen Hoheit, finden wir eine Viola in seiner Hand, die der Form nach allen übrigen ähnlich ist, die wir sonst

ausgehauen oder gemalt finden. Er hält sie niedergesenkt mit der Linken, und aufwärts hält er in der Rechten ein nach unten zugespitztes Werkzeug, das aber durchaus kein Bogen ist, wie wir sie sonst häufig finden. Vielleicht wurde durch die Reibung mit demselben der Ton hervorgebracht, und später erst der Bogen mit Haaren bespannt erfunden. Da dieß Denkmal sich an dem Theile der Kirche befindet, der allem Anscheine nach der früheste ist, und das Standbild nach Montfaucon in seinen Monumens de la Monarchie française den König Chilperich, der als Gründer derselben angegeben wird, vorstellt, so sehen wir hier eins der ältesten Denkmale, die auf unsern Gegenstand Licht werfen. Aus dem sechsten Jahrhundert müßte dieses Denkmal seyn. Warum man gerade diesen König statt des Scepters mit einer Geige gebildet haben mag, dieß ist eine Frage, die zu erörtern, uns hier zu weit führen würde.

Wir kommen nun auf ein anderes, nicht minder wichtiges Denkmal; eine Platte, deren äußerer runder Rand mit Arabesken verziert ist, die zum Theil verwischt, doch an den deutlicheren Stellen Jongleurs mit Violen darzustellen scheinen. In der Mitte des Kreises, der besser erhalten ist, finden wir folgende interessante Darstellung, die sowohl auf die Art des Gesangs, als auf den Rang der Sänger und der Instrumente schließen läßt. In der Mitte ist eine nicht unbedeutende Erhöhung mit einem Sitz, auf dem wir einen Mann sehen mit einer Harfe im Schooße. Sie ist nicht so groß, daß sie zur Erde reichte und er auf derselben ruhen könnte, sondern wie eine Art Lyra hat er sie vor sich, so daß sie noch etwas über seinen Kopf hervorragt. Neben diesem Harfenspieler stehen zwei Figuren. Beide sind nur in allgemeinen Umrissen zu sehen; die eine, die der Hauptfigur zur Rechten steht, hat kein Instrument, sondern, wie es scheint, eine Pergamentrolle in der rechten Hand und scheint den Sänger zu bedeuten; die andere zur Linken hält eine Viole in der linken und einen Bogen in der rechten Hand. Sie scheinen also eine Art Terzett zu spielen. Ist die Figur zur Rechten wirklich ein Sänger, so haben wahrscheinlich die beiden andern blos begleitet. Da man voraussetzen kann, daß diese Platte ein Gebilde enthält, welches treu eine übliche Gruppe darstellt, so würde daraus erhellen, daß dieß eine häufige oder gewöhnliche Zusammenstellung gewesen; darnach möchte die Erhöhung, auf welcher der Harfner sitzt, seinen Vorrang andeuten, und das, was wir früher über die Stellung der Harfe zu den übrigen Instrumenten gesagt haben, bestätigt werden. Daraus, daß die zweite Figur eine Viola spielt, könnte man schließen, daß diese einen Jongleur andeute, welche, wie früher erwähnt, die Troubadours zu begleiten pflegten. Auch möchte in der stehenden Stellung der beiden Seitenfiguren die Abstufung ausgedrückt seyn.

Wir erwähnten früher, daß auch in einigen Handschriften von Gedichten der Troubadours sich Abbildungen von Musikern mit ihren Instrumenten finden. Dahin gehört eine Handschrift des poésies du Roi de Navarre Tom. I. p. 251 und seines Zeitgenossen de la Ravallière. Dort ist ein Jongleur dargestellt mit einer Viola, welche er mit einem Bogen spielt. Er sitzt erhaben, in einer Stellung, wie sie ein jetziger Violinlehrer kaum regelrechter anweisen könnte. Was den Bogen betrifft, dessen sich, außer dem obenerwähnten Standbild des Chilperich, alle Violinspieler bedienen, so sehen wir ihn auch bei den Abbildungen zweier hochberühmter Troubadours, des Jacques Gruve und des Hugues le Lorrain, welche am Hofe des Philipp von Valois in hohem Ansehen standen. Diese beiden, wahrscheinlich sehr begüterten Sänger gründeten eine Kapelle des St. Julien des Ministriers zu Paris 1331. Dieser Heilige war der der Sänger und Liebenden, und steht in mancher Beziehung dem Merkurius der alten Götterlehre gleich. Man pflegte ihn anzurufen, wenn man bedeutende Liebesabentheuer zu bestehen hatte. Daher auch im Italienischen die Ausdrücke voto und paternostro di San Giuliano. Diesem für die damalige Zeit so wichtigen Heiligen bauten also die beiden Troubadours eine Kapelle, in deren Gegend zu Paris die Ministrels zu wohnen pflegten. Es wird erwähnt, daß sie die besten Violenspieler gewesen seyen. Paris war also wohl der Sitz und die hohe Schule dieser Künstler, wie die Sorbonne für die Theologen. Bald aber müssen viele Mißbräuche sich eingeschlichen haben, die polizeiliche Gegenmaaßregeln nöthig machten, denn die Bischöfe gaben schon sehr früh Verordnungen gegen den häufigen Unfug der Sänger und Spielleute.

Schon früher sagten wir, wie bedeutend die Anzahl der Instrumente in der damaligen Zeit gewesen. Unter Philipp Valois, zu dessen Zeiten die Musik sehr geblüht haben muß, werden dreißig Instrumente als üblich angegeben. In der Bodlejanischen Bibliothek findet sich eine kostbare Kopie des Roman d'Alexandre. Jeder Abschnitt ist mit Instrumenten verziert, von denen sehr viele den unsrigen gleichen. Er wurde nach der eigenen Angabe 1344 vollendet, und sechs Jahre daran gearbeitet, woraus man sehen kann, mit welchem Fleiß das Ganze ausgeführt wurde. Da finden wir: Flöten, Harfen mit zehn Saiten, Hautbois, Bassons, Trompeten, Zinken, Pauken, von einem Knaben getragen und von einem Manne geschlagen, Cymbeln, Tambour de Basque, zwei Posaunen, zwei große Schellen, Guitarren, Sackpfeifen von verschiedenen Formen, Dulcimer, an der Brust gehalten und mit den Fingern geschlagen, Viellen, Violen, Stockgeigen mit drei Saiten und kurzen und dicken Bogen, Orgelregister und tragbare Orgeln.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Ludwig Philipp in den Tuilerien.

Nun hat das Tuilerienschloß endlich wieder königliche Bewohner; seit vierzehn Monaten stand es leer und verödet, jezt ist mehr Leben darin, als lange zuvor, und dagegen hat das Palais royal einen Theil seiner Lebhaftigkeit verloren. Es gefiel den Parisern sehr wohl, daß ihr König mitten unter ihnen wohnte und daß sie ständlich sehen konnten, was er trieb. Denn im Palais royal ist alles, mit Ausnahme der eigentlichen Wohngemächer, dem Publikum offen; es geht durch die Höfe, sieht von da in die Säle hinauf, und die Buden erstrecken sich bis unter die Zimmer der königlichen Familie. Zur Zeit des berüchtigten Regenten Philippe d'Orleans vor mehr als einem Jahrhunderte hat es schwerlich so lebhaft im Palais royal ausgesehen, wie seit dem lezten Jahre. Damals war auch das Palais royal noch kein öffentlicher Kaufhof mit glänzenden und reich ausgestatteten Buden für alle Luxusartikel, mit Kaffeehäusern, Restaurans, Spielhäusern, Theatern u. s. w., wie er es jezt ist. Dadurch entsteht aber auch die Unbequemlichkeit, daß bei jeder Veranlassung zum Auflaufe sogleich alle Zugänge zum Palais royal, die Höfe und Gänge mit Menschen angefüllt werden, und die königliche Familie im wahren Sinne des Worts blokirt wird. Nun ist zwar in den lezten Jahren die Vorkehrung getroffen worden, daß der große Hof geschlossen werden kann, ohne daß dieses dem Publikum seine Spaziergänge versperrt, indem es von allen Seiten längs der Buden einhergehen und durch das Gegitter in den Hof selbst hineinsehen kann. Von dieser Vorkehrung wurde daher auch bei dem neulichen Auflaufe auf eine behende Art Gebrauch gemacht. Es wurden Truppen hineingelassen, diese trieben den Auflauf hinaus, die Gitterthüren, deren eine Menge vorhanden sind, wurden in einem Augenblicke geschlossen, und nun mußten die Unzufriedenen sich mit den Gängen um den eigentlichen Kaufhof begnügen. Allein das Rufen, Drängen und Wogen derselben mochte dennoch dem weiblichen Theile der königlichen Familie nicht wenig Angst verursachen, und vermuthlich deshalb wurde plözlich beschlossen, die Tuilerien zu beziehen, obschon die Ausbesserungen an denselben noch nicht vollendet sind. Sie sind zwar viel größer als das Palais royal, wenigstens als der zur Wohnung der Orleansschen Familie bestimmte Theil des leztern Gebäudes, aber nach Art der alten Schlösser bei weitem nicht so bequem zur Wohnung einer Familie, die häuslich leben will, wie die Orleanssche. Bekanntlich bestehen die Tuilerien aus einem großen Gebäude, das zu beiden Seiten sehr lange Flügel hat, die aber keine Wohngemächer, sondern lauter Gallerien enthalten; in einer derselben ist die Gemäldesammlung aufgestellt. Das eigentliche Schloß hat drei große Pavillons, einen in der Mitte und zwei noch breitere an den beiden Enden. Kleinere Gallerien verbinden die drei Pavillons mit einander; in dem mittlern befindet sich der große und hohe Saal. Zum Wohnen bleibt also auf jeder Seite ein Pavillon übrig. Nach altem Brauche wohnte sonst der König in einem, die Königin im andern Pavillon; wenn sich König und Königin sehen wollten, mußten sie das lange Schloß durchschreiten. Solch eine Reise ließ sich nicht oft im Tage machen, oder sie hätten sich wie Ludwig XVIII. auf einem Rollwagen müssen umherschieben lassen. Dieses Getrenntleben ging nun in der damaligen Zeit wohl an, da jedes seinen eigenen Hofstaat, seine Kammerherrn und Hofdamen hatte, die Abbés und dergleichen nicht mitgerechnet. Es wimmelte im Schlosse von Hofschranzen und Schmarozern, und der König, wie z. B. Ludwig XV., hatte außerdem Ursache, die Königin nicht allzu sehr in seiner Nähe zu wünschen. Dies ist aber jezt nicht der Fall. Das königliche Paar lebt in bürgerlicher Eintracht; deshalb bewohnt es bis jezt auch nur eine Seite des Schlosses und die andere steht noch leer. Vielleicht auch mag die Königin nicht gern einen Pavillon bewohnen, welcher der Aufenthaltsort der unglücklichen, aber leichtsinnigen Königin Marie Antoinette, und vor Kurzem der jungen und ebenfalls etwas leichtsinnigen Herzogin von Berry, einer Nichte der jezigen Königin, gewesen ist. Uebrigens ist das ganze Schloß voll von historischen Erinnerungen. Zweimal seit 40 Jahren wurde es vom Volke erstürmt und eingenommen, zuerst im Jahre 1792, als die Schweizer es vertheidigten, und dann am 29. Juli 1830, als die Pariser die königliche Garde daraus vertrieben. Hier trugen sie einen ihrer tödtlich verwundeten Mitbürger auf den daselbst befindlichen Thron, und hier gab er seinen Geist auf. In den Sälen war es nämlich noch zum Gefechte gekommen; wenigstens fielen mehrere Flintenschüsse daselbst und es kamen dadurch mehrere Kämpfer beiderseits ums Leben. Man bedenke ferner, daß Napoleon hier zehn Jahre lang sein Kaiserreich regierte, daß zwei Kaiserinnen hier nach einander wohnten, daß Ludwig XVIII. hier von den fremden Mächten eingesezt wurde, im folgenden Jahre wieder daraus flüchten und seinem Feinde Napoleon weichen mußte, aber nach drei Monaten, hinter den fremden Heeren drein, sich wieder gleichsam hineinschlich und in diesem Schlosse ziemlich ruhig sein Leben endigen konnte, weil er doch wenigstens den Zeitgeist kannte und demselben etwas nachgab; daß nach dieser etwas stürmischen Regierung Karl X. in den Tuilerien seinen langweiligen Hof hielt, und von hier aus seine tägliche Beschäftigung, die Jagd, trieb, nachdem er zuvor jeden Morgen der Messe in der Kapelle beigewohnt hatte; daß endlich hier das Polignacsche Ministerium seine lezten Zusammenkünfte und Marmont sein Hauptquartier hielt, um von hier aus die Pariser zu beschießen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 253:

Der Traum.

Charade.

1. 2.

Zwei Herzen hat ein innig Band umwunden,
Ein drittes ward, und nach gezählten Stunden
Wird Warten Freude, fassen liebe Hände
Ein köstlich Kleinod, jenes Wartens Ende,
Und bieten's einem hochbeglückten Mann;
Mein Sylbenpaar gibt seinen Titel an.

3.

Mir hat ein Pflanzer einen Schaz vertrauet,
Und oft mit bangem Warten zugeschauet,
Ob Wucher ich mit solchem Schaze treibe,
Ob ihm von Zinsen auch was übrig bleibe.
Und wenn er selbst recht hilft und ich bin gut,
So wächst sein Schaz, und mit ihm wächst sein Muth.

Das Ganze.

Du bist mein Kind; ich habe deren viele
Und pflege meist sie bis zum Lebensziele;
Für Liebe kaum wirst du mich ganz verlassen,
Du würdest schlecht seyn, könntest du mich hassen.
Doch wenn dich Unglück drückt, so seh' ich gern,
Daß du mich suchst auf einem andern Stern.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 260.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 31. Oktober 1831.

Ach! des goldenen Traums Wonn' ist dahin,
Mich umschwebet nicht mehr sein Morgenglanz,
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz.

Klopstock.

An Gustav Schwab.

„O daß mit unserm ersten rothen Moste
Der Mund auch aus des Sieges Becher koste!"

Jezt klimmen an des Berges Stufen
Empor die Männer braun und frisch;
Jezt stürzt in die verlechzten Kufen
Der süßen Trauben bunt Gemisch.
Es thaute von der Sonne Strahle
Der böse Traum von Reif und Frost,
Und purpurn schäumet im Pokale,
Sich selbst ein Wunder, jezt der Most.

Doch ach! was hoffend du verschwistert
Mit dieser Tage Festeslust —
Es ist dahin — und nun verdüstert
Selbst die Erfüllung der Verlust!
Verloren ist, was wir uns freuten
Zu feiern mit dem jungen Wein;
Erlaubt mag nur ein Todtenläuten
Noch den gedämpften Gläsern seyn!

So oft uns dieß Gewächs wird tränken,
Laß uns, o Freund! auch jene Zeit,
Der Hoffnung freud'gen Stolz bedenken,
Und was ihn schwarz gekrönt, das Leid.
Mit jedem Becher, mild und labend,
Geh' uns ein Tropfen Wehmuth ein,
Und der von ihm verkürzte Abend
Soll Geistergästen offen seyn!

Doch bitt' ich dich, daß du im Keller
Des besten einen Krug versenkst;
Es kocht die Zeit ihn süßer, heller,
Indeß du seiner nicht mehr denkst,
Bis einst an einem großen Tage
Sich uns die Trauerbinde lös't,
Und deine Hand beim Lustgelage
Vom alten Krug den Deckel stößt,

Daß sich der Geist, gebannt im Leide,
Erlös't in Luft, zum Rande hebt;
Er trägt von Perlen ein Geschmeide,
Drauf unsichtbar die Blume schwebt.
Vielleicht daß er schon jezt im Dunkeln
Prophetisch von dem Retter singt,
Dem, wenn die neuen Sterne funkeln,
Hell der krystallne Chor erklingt.

Doch wenn wir stets vergebens warten,
Der Sehnsucht Hand in Nebel greift,
Wenn in der Menschheit ödem Garten
Nie die gewünschte Blume reift:
Dann, ungekostet, soll verderben
Im Krug der edle Hoffnungswein,
Und wer von uns zulezt wird sterben,
Zerschmettre ihn an einem Stein.

Gustav Pfizer.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen stehen sah, und das ich also zu denjenigen Gemälde zähle, denen die meiste Aufmerksamkeit zu Theil geworden. Die Heiligkeit des Sujets erlaubt keine strenge Kritik des Kolorits, welche vielleicht mißlich ausfallen könnte. Aber troz etwaiger Kunstmängel, athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen ist dargestellt, und in der Mitte, beinahe wie eine allegorische Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygischen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie schreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein schöner, ungestümer Leib, das Gesicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine seltsame Mischung von Phryne, Poissarde und Freiheitsgöttin. Daß sie eigentlich leztere bedeuten solle, ist nicht ganz bestimmt ausgedrückt, diese Figur scheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzustellen. Ich kann nicht umhin, zu gestehen: diese Figur erinnert mich an jene peripatetischen Philosophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe oder Schnellliebende, die des Abends auf den Boulevards umherschwärmen; ich gestehe, daß der kleine Schornsteinkupido, der, mit einer Pistole in jeder Hand, neben dieser Gassenvenus steht, vielleicht nicht allein von Ruß beschmuzt ist, daß der Pantheonskandidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarquen des Theaters gehandelt, daß der Held, der mit seinem Schießgewehr hinstürmt, in seinem Gesichte die Galeere und in seinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Assisenhofes trägt; — aber das ist es eben, ein großer Gedanke hat diese gemeinen Leute, diese Crapüle, geadelt und geheiligt und die entschlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt. Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menschen, der nie ganz zerstört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, sondern freudig glaubt er jezt an die Auferstehung der Völker. Heilige Julitage! wie schön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zusahen, jauchzten vor Bewunderung, und sie wären gerne aufgestanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgestiegen, um Bürger zu werden von Paris! Aber neidisch, ängstlich, wie sie sind, fürchteten sie am Ende, daß die Menschen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Priester suchten sie „das Glänzende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn,“ und sie stifteten die belgische Rebellion, das de Pottersche Viehstück. Es ist dafür gesorgt, daß die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachsen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons ist so sehr die Farbe eingeschlagen, wie auf Delacroix Julirevolution. Indessen eben diese Abwesenheit von Firniß und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das sonnengetrocknete Kolorit, das gleichsam nach einem Wassertropfen lechzt, alles dieses gibt dem Bilde eine Wahrheit, eine Wesenheit, eine Ursprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Physionomie der Julitage.

Unter den Beschauern waren so manche, die damals entweder mitgestritten oder doch wenigstens zugesehen hatten, und diese konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin!“ rief ein Epicier, „diese Gamins haben sich wie Riesen geschlagen!“ Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechnische Schüler, wie man ihn sehe auf allen andern Darstellungen der Julirevolution, deren sehr viele, über vierzig Gemälde, ausgestellt waren. Ein elsassischer Korporal sprach auf Deutsch zu seinem Kameraden: „Was ist doch die Malerei eine große Künstlichkeit! Wie treu ist das Alles abgebildet! Wie natürlich gemalt ist der Todte, der dort auf der Erde liegt! Man sollte drauf schwören, er lebt'!“

„Papa!“ rief eine kleine Karlistin, „wer ist die häßliche Frau mit der rothen Mütze?“ — „Nun, so gar häßlich ist sie nicht,“ spöttelte der noble Papa mit einem süßlich zerquetschten Lächeln; „sie sieht aus wie die schönste von den sieben Todsünden.“ — „Und sie ist so schmutzig.“ bemerkte die Kleine. — „Nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat sie nichts zu schaffen. Es ist die Freiheitsgöttin.“ — „Papa, sie hat auch nicht einmal ein Hemd an.“ — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und ist daher sehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäsche tragen.“

Bei diesen Worten zupfte der Mann seine Manschetten etwas tiefer über die langen müßigen Hände, und sagte zu seinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte St. Denis gelingt, daß eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeschossen wird, dann tragen sie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird rasend, und wir haben dann eine neue Revolution.“ — „Tant mieux!“ flüsterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Mensch, der sich in weltliche Tracht vermummt, wie jezt von allen Priestern in Paris geschieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des bösen Gewissens halber; „tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geschehen, damit das Maaß wieder voll wird! Die Revolution ver-

schluckt dann wieder ihre eignen Anstifter, besonders jene eitlen Bankiers, die sich Gottlob jezt schon ruinirt haben.“ — „Ja, Eminenz, sie wollten uns à tout prix vernichten, weil wir sie nicht in unsere Salons aufgenommen; das ist das Geheimniß der Julirevolution, und da wurde Geld vertheilt an die Vorstädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlassen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umsonst Wein schenkten und noch Pulver hineinmischten, um den Pöbel zu erhitzen, et du reste, c'était le soleil!“

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigsten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariser entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und sonnentrunken stürmte dann das Volk von Paris gegen die morschen Bastillen und Ordonnanzen der Knechtschaft. Sonne und Stadt verstehen sich wunderbar, und sie lieben sich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabsteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der schönen Stadt Paris, und mit ihren lezten Strahlen küßt sie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der schönen Stadt Paris. Mit Recht hatte Barthelemy, einer der tapfersten Dichter Frankreichs, den Vorschlag gemacht, das Julifest durch eine symbolische Vermählung zu feyern, und wie einst der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bukentauro bestiegen, um die herrschende Venezia mit dem adriatischen Meere zu vermählen, so solle alljährlich auf dem Bastillenplatze die Stadt Paris sich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksstern ihrer Freiheit. Casimir Perier hat diesen Vorschlag nicht goutirt, er fürchtet den Polterabend einer solchen Hochzeit, er fürchtet die allzustarke Hitze einer solchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchstens eine morganatische Verbindung mit der Sonne.

Doch ich vergesse, daß ich nur Berichterstatter einer Ausstellung bin. Als solcher gelange ich jezt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerksamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich selber so sehr ansprach, daß seine Bilder mir nur wie ein buntes Echo der eignen Herzensstimme erschienen, oder vielmehr, daß ihre wohlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen. Decamps heißt der Maler, der solchen Zauber übte. Von ihm morgen.

(Schluß des ersten Artikels.)

Lenz an Salzmann.

2.

Fort-Louis, den 10ten Junius 1772.

Guter Sokrates!

Schmerzhaft genug war der erste Verband, den Sie auf meine Wunde legten. Mich auszulachen — ich muß mitlachen, und doch fängt meine Wunde dabei nur heftiger an zu bluten. Nur fürchte ich — soll ich Ihnen auch noch diese Furcht gestehen? Ja, da Sie mein Herz einmal offen gesehen haben, so soll kein Winkel Ihnen verborgen bleiben. Ich fürchte, es ist zu spät, an eine Heilung zu denken. Es ist mir wie Pygmalion gegangen. Ich hatte mir zu einer gewissen Absicht in meiner Phantasie ein Mädchen geschaffen, ich sah mich um und die gütige Natur hatte mir mein Ideal lebendig an die Seite gestellt. Es ging uns beiden wie Cäsarn: veni, vidi, vici. Durch unmerkliche Grade wuchs unsere Vertraulichkeit, und jezt ist sie beschworen und unauflöslich. Aber sie ist fort, wir sind getrennt, und eben, da ich diesen Verlust am heftigsten fühle, kommen Briefe aus Straßburg und — Vergeben Sie mir meinen tollen Brief! Mein Verstand hat sich noch nicht wieder eingefunden. Wollte der Himmel, ich hätte nicht nöthig, ihn, mit Vetter Orlando, im Monde suchen zu lassen. Ich bin, um mich zu zerstreuen, die Feiertage über bei einem reichen und sehr gutmüthigen Amtsschulz in Lichtenau zu Gast gewesen. Ich habe mich an meinem Kummer durch eine ausschweifende Lustigkeit gerächt; aber er kehrt jezt nur desto heftiger zurück, wie die Dunkelheit der Nacht hinter einem Blitz. — Ich werde nach Straßburg kommen und mich in Ihre Kur begeben. Eins muß ich mir aber von Ihnen ausbitten: schonen Sie mich nicht, aber lassen Sie meine Freundin unangetastet. Den Tag nach meinem lezten Brief an Sie ging ich zu ihr. Wir haben den Abend allein in der Laube zugebracht; die bescheidene, englisch gütige Schwester unterbrach uns nur selten, und das allezeit mit einer so liebenswürdigen Schalkheit. Unser Gespräch waren Sie, ja Sie, und die freundschaftlichen Mädchen haben fast geweint für Verlangen, Sie kennen zu lernen. Und Sie wollten mit gewaffneter Hand auf sie losgehen, wie Herkules auf seine Ungeheuer? Nein, Sie müssen sie kennen lernen, und ihre Blicke allein werden Sie entwaffnen. Ich habe meiner Friederike gesagt, ich könnte für Sie nichts geheim halten. Sie zitterte, Sie würden zu wenig Freundschaft für eine Unbekannte haben. Machen Sie diese Furcht nicht wahr, mein guter Sokrates! Uebrigens thun Sie, was Ihnen die Weisheit räth. Ich will mich geduldig unterwerfen. Es ist gut, daß Sie meinen freundschaftlichen Ott nicht mit meiner Thorheit umständlich bekannt machen. Ich verbärge mich gern vor mir selbst, nur nicht vor Ihnen. Leben Sie wohl.

Gestern ist der Herr Landpriester bei mir zu Gast gewesen. Es ist ein Fielding'scher Charakter. Jeder andere würde in seiner Gesellschaft Langeweile gefunden haben, ich habe mich aber daran recht sehr amüsirt; denn ein Auge, womit ich ihn ansah, war poetisch, das andere verliebt. Er läßt sein Leben für mich und ich für seine Töchter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Der neue Hof. Don Pedro in Meudon.

Dies verhängnißvolle Schloß wird jezt wieder der Aufenthalt eines Hofes; aber eines Hofes, wie es sonst keinen in Europa gibt. Da erblickt man keine Kammerherrn, keine Oberhofmeister, Jägermeister, Küchenmeister, Kämmerer, keine Cent Suisses, keine Gardes de la manche und dergleichen Gefolge; kein Adel umgibt und umzingelt den König und bildet eine Mauer zwischen ihm und dem Volke. Im Gegentheil hat eine beständige Gemeinschaft zwischen König und Volk statt. Pairs und Deputirte, Beamte und andere Personen haben fortwährend Zutritt zu den Abendgesellschaften; bei der Tafel besteht die Gesellschaft aus denselben Klassen. Dies ist ein großer Vortheil für die Nation; denn der König erfährt nun besser ihre Wünsche und Gesinnungen, welche ihm überdies die freien Tageblätter auch beständig kund thun. Man wünscht allgemein, daß der Hof so bleiben und nicht in die läppische Etikette des alten Bourbonschen Hofes verfallen möge. Schon sind manche Personen emsig damit beschäftigt, die Nothwendigkeit eines glänzenden, sie mögen nicht sagen üppigen, Hofes dem Volke vorzudemonstriren. Ihrer Behauptung nach gehört ein prunkender Hofstaat zu dem Glücke einer Nation; wie und weßwegen, leuchtet aus ihren Beweisen nicht recht ein. Daher findet diese Meinung auch keineswegs allgemeinen Eingang, sondern man denkt ziemlich allgemein, es sey besser, einen ganz einfachen, mit dem Volke in beständiger Verbindung lebenden Hof zu haben, welcher den Staat weniger kostet, als der vorige, und eben dadurch zum Glücke der Nation beiträgt; denn je geringer die Staatsausgaben sind, desto geringer sind oder müssen auch die Auflagen seyn; desto leichter bringt sie das Volk auf, und desto [illegible] Für die Dauer der jezigen Dynastie ist es sehr wichtig, daß ihr Hof gar nicht demjenigen Karls X. gleiche, sondern stets daran erinnere, daß der jezige König ein Roi citoyen und von der Nation gewählt worden ist. Der sogenannte alte Adel läßt sich hier nicht viel blicken, sondern grollt noch in seinen Hotels und Landhäusern; dagegen fehlt es nicht an berühmten Namen am Hofe, und auch die alten werden nur allzu früh wieder erscheinen, besonders wenn sie sich überzeugen werden, daß von dem alten Hofe nichts mehr zu hoffen steht. Ueberdem ist der neue Hof ja weit lustiger als der alte; man sieht an demselben junge Prinzen und Prinzessinnen; unter den leztern eine, welche schon einem armen Griechen den Kopf verrückt hat, so daß der Tropf nun im Irrenhause sizt. Es werden Konzerte, Bälle gegeben, Lustparthien haben auf der Seine neben dem Privatschlosse des Königs zu Neuilly statt. Eine fremde Königsfamilie, die brasilianische, die oft bei Hofe erscheint, gibt demselben noch einen besondern Reiz. Es gewährt einen sonderbaren Anblick, zwei blühende und muntere Königsfamilien beisammen zu sehen, deren eine durch den Volkswillen ein-, die andere abgesezt worden ist, deren eine neulich den Thron bestiegen hat, während die andere vom Throne heruntergestiegen ist, und die doch beide zufrieden sind; deren eine einen Nebenbuhler abzuwehren, die andere einen zu stürzen hat. Noch sonderbarer sieht es aus, wenn man in der grossen Oper Don Pedro in einer Loge und den Dey von Algier in einer andern erblickt. Ein Gespräch zwischen diesen beiden abgesezten Herrschern müßte, dünkt mich, sehr unterhaltend seyn. Freilich sind die Ursachen ihrer Absezung ganz verschieden. Don Pedro ist von seinem Volke abgesezt worden, der Dey von Algier hat seinen Thron in einem Kampfe gegen die Franzosen verloren. Don Pedro hatte liberale Ansichten, obschon er zuweilen ein wenig rasch verfuhr, der Dey war nichts weiter als ein Barbar. Darin gleichen sich beide, daß sie den Wechsel ihres Glückes mit vielem Gleichmuth ertragen. Der Dey hat übrigens den Trost, daß der König, der ihn abgesezt, dasselbe Schicksal erlitten hat und wie er im Auslande umherwandert. Das Schloß Meudon, welches man Don Pedro und seiner Familie zur Wohnung abgetreten hat, ist zwar nicht groß, aber doch völlig hinreichend für eine königliche Familie, die keinen großen Hofstaat hält, und liegt überaus angenehm. Schon seit langer Zeit wurde es nur von einem Gouverneur bewohnt, dessen Amt eine wahre Sinecure war, denn er hatte weiter nichts zu thun, als das Schloß zu bewohnen. In Hinsicht der Lage läßt sich keines der königlichen Schlösser, St. Cloud ausgenommen, mit diesem vergleichen. Bei dem am Seineufer neben St. Cloud liegenden Dorfe Sèvres fährt man durch einen in Krümmungen zwischen Landhäusern sich hinaufschlängelnden Weg auf die Anhöhe, kommt dann in das aus lauter Landhäusern bestehende Dorf Bellevue, und von da durch eine über die Anhöhe hingehende schöne Allee bis zum Schlosse Meudon, das am Ende der Anhöhe liegt, so daß von da das Auge in einen tiefen Abgrund hinabsieht. Allein dieser Abgrund besteht aus schönen Wiesen, Weinbergen und Landhäusern; denn um ganz Paris herum haben die Pariser ihre Landhäuser gebaut. Bauern und Bürger wohnen hier durcheinander, aber freilich erstere besser, als leztere. Das Dorf Meudon liegt am Fuße der Anhöhe, worauf das Schloß gebaut ist. Ueber dieses Dorf hinaus sieht man vom Schlosse die große Ebene, durch welche sich die von Paris kommende Seine windet, um nach St. Cloud und von da weiter nach der Normandie zu fließen. Am Ende der Ebene erblickt man die Thürme von Paris. Es herrscht zu Meudon eine sehr gesunde Luft, weßhalb man ehemals im Sommer die Kinder der königlichen Familie hieher schickte. Im Winter aber ist es dort einsam, und wahrscheinlich wird sich daher Don Pedro für diese Jahrszeit nach einer Wohnung in der Stadt umsehen, wofern ihn nicht künftigen Winter große Unternehmungen anderswohin führen. Er will und muß seiner Tochter, der reizenden Donna Maria, den portugiesischen Thron wieder erobern und dem heillosen Wüthen Don Miguels ein Ende machen. Das ist wichtiger, als sich in Paris belustigen; dergleichen Unternehmungen sind aber stets mit Gefahren verknüpft, und ganz sicher ist der gute Ausgang jenes Unternehmens keineswegs. Auch ist die Jahrszeit schon zu weit vorgerückt, um auf die Ruhe der See, die bei dergleichen Kriegsexpeditionen sehr in Betracht kommt, rechnen zu können. Leider hat Don Pedro bis jezt nicht immer Beweise von der in der Politik erforderlichen Klugheit abgelegt, und diese ist hier nöthiger, als irgend anderswo. Daher mag es wohl kommen, daß man auf manche Schwierigkeit gestoßen ist und sich nicht sogleich Leute gefunden haben, die Lust gehabt hätten, ihr Geld oder ihr Leben zu wagen. Die Rüstung scheint aber nun im Gange zu seyn, und man wird bald auf gut Glück unter Segel gehen. Ob dies Don Pedro besser gelingt, als was er bisher unternommen, wird sich zeigen. Wiewohl sich ein beweglicher und unruhiger Geist, wie der seinige, schlecht mit der Stille von Meudon verträgt, so könnte er doch noch in eine Lage kommen, die ihm schmerzliche Sehnsucht nach der daselbst genossenen Ruhe einflößte.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 259:

Vaterland.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 110 u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 261.

Morgenblatt

für gebildete Stände.

Dienstag, 1. November 1831.

Wie Natur im Vielgebilde
Einen Gott nur offenbart,
So im weiten Kunstgefilde
Webt ein Sinn der ew'gen Art;
Dieses ist der Sinn der Wahrheit
Der sich nur mit Schönem schmückt.

Goethe.

Gemäldeausstellung in Paris.

Von H. Heine.

(Fortsetzung.)

Zweiter Artikel.

Decamps.

Leider habe ich eins der besten Werke von Decamps, das Hundehospital, gar nicht gesehen. Es war schon fortgenommen, als ich die Ausstellung besuchte. Einige andere gute Stücke von ihm entgingen mir, weil ich sie aus der großen Menge nicht herausfinden konnte, ehe sie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von selbst, daß Decamps ein großer Maler sey, als ich zuerst ein kleines Bild von ihm sah, dessen Kolorit und Einfachheit mich seltsam frappirten. Es stellte nur ein türkisches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fensterlücke, wo ein Türkengesicht hervorlauscht, unten ein stilles Wasser, worin sich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abspiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daß Decamps selbst in der Türkei gewesen, und daß es nicht blos sein originelles Kolorit war, was mich so sehr frappirt, sondern auch die Wahrheit, die sich mit getreuen und bescheidenen Farben in seinen Bildern des Orients ausspricht. Dieses geschieht ganz besonders in seiner „Patrouille.“ In diesem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bey, Oberhaupt der Polizey zu Smyrna, der mit seinen Myrmidonen durch diese Stadt die Runde macht. Er sizt schwammbauchig hoch zu Roß, in aller Majestät seiner Insolenz, ein beleidigend arrogantes, unwissend stockfinsteres Gesicht, das von einem weißen Turban überschildet wird; in den Händen hält er das Scepter des absoluten Bastonadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollstrecker seines Willens quand même, hastige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und fast thierischen Gesichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffisch, ja, eins derselben bildet eine Mosaik von Hundeschnauze, Schweinsaugen, Eselsohren, Kalbslächeln und Hasenangst. In den Händen tragen sie nachläßige Waffen, Picken, Flinten, die Kolbe nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusstöcke. Da die Häuser, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß sind und der Boden lehmig gelb ist, so macht es fast den Effekt eines chinesischen Schattenspiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen sieht. Es ist lichte Abenddämmerung, und die seltsamen Schatten der magern Menschen- und Pferdebeine verstärken die barock magische Wirkung. Auch rennen die Kerls mit so drolligen Kabriolen, mit so unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine so närrisch geschwinde, daß es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen scheint —: und das alles haben einige hiesige Kritiker am meisten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karrikatur verworfen.

Auch Frankreich hat seine stehenden Kunstrezensenten, die nach alten vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekriteln, seine Oberkenner, die in den Ateliers herumschnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kitzelt, und diese haben nicht ermangelt, über Decamps Bild ihr Urtheil zu fällen. Ein Herr Jal, der über jede Ausstellung eine Broschüre edirt, hat sogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu schmähen gesucht, und er meint, die Freunde desselbe zu persiffliren, wenn er scheinbar demüthigst gesteht: „er sey nur ein Mensch, der nach Verstandesbegriffen urtheile, und sein armer Verstand könne in dem Decamps'schen Bilde nicht das große Meisterwerk sehen, das von jenen Ueberschwenglichen, die nicht blos mit dem Verstande erkennen, darin erblickt wird." Der arme Schelm mit seinem armen Verstande! er weiß nicht, wie richtig er sich selbst gerichtet! Dem armen Verstande gebührt wirklich niemals die erste Stimme, wenn über Kunstwerke geurtheilt wird, eben so wenig als er bei der Schöpfung derselben jemals die erste Rolle gespielt hat. Die Idee des Kunstwerks steigt aus dem Gemüthe, und dieses verlangt bei der Phantasie die verwirklichende Hülfe. Die Phantasie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verschüttet fast die Idee, und würde sie eher tödten als beleben, wenn nicht der Verstand heranhinkte und die überflüßigen Blumen bei Seite schöbe oder mit seiner blanken Gartenscheere abmähte. Der Verstand übt nur Ordnung, so zu sagen die Polizei im Reiche der Kunst. Im Leben ist er meistens ein kalter Kalkulator, der unsere Thorheiten addirt; ach! manchmal ist er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Defizit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum besteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: was soll der Künstler? Viel richtiger wäre die Frage: was will der Künstler, oder gar, was muß der Künstler? Die Frage, was soll der Künstler? entstand durch jene Kunstphilosophen, die, ohne eigene Poesie, sich Merkmale der verschiedenen Kunstwerke abstrahirten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feststellten, und Gattungen schieden, und Definizionen und Regeln ersannen. Sie wußten nicht, daß alle solche Abstraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich sind, daß aber jeder Originalkünstler und gar jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Aesthetik beurtheilt werden muß. Regeln und sonstige alte Lehren sind bei solchen Geistern noch viel weniger anwendbar. Für junge Riesen, wie Menzel sagt, gibt es keine Fechtkunst, denn sie schlagen ja doch alle Paraden durch. Jeder Genius muß studirt und nur nach dem beurtheilt werden, was er selbst will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel, seine Idee auszuführen? hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier ist fester Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erscheinung nach unsern subjektiven Wünschen, sondern wir verständigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künstler zu Gebote stehen bei der Veranschaulichung seiner Idee. In den rezitirenden Künsten bestehen diese Mittel in Tönen und Worten. In den darstellenden Künsten bestehen sie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erscheinende überhaupt, sind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künstlers aufsteigen, wenn es der heilige Weltgeist bewegt, seine Kunstwerke sind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern seine eigenen Ideen mittheilt. Wer mit den wenigsten und einfachsten Symbolen das Meiste und Bedeutendste ausspricht, der ist der größte Künstler.

Es dünkt mir aber des höchsten Preises werth, wenn die Symbole, womit der Künstler seine Idee ausspricht, abgesehen von ihrer innern Bedeutsamkeit, noch außerdem an und für sich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Salems, die, abgesehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für sich blühend und lieblich sind und verbunden zu einem schönen Strauße. Ist aber solche Zusammenstimmung immer möglich? Ist der Künstler so ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung seiner geheimnißvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muß? Ich bejahe diese Frage einer mystischen Unfreiheit. Der Künstler gleicht jener schlafwandelnden Prinzessin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad, mit tiefer Liebesweisheit, die sonderbarsten Blumen pflückte und zu einem Salem verband, dessen Bedeutung sie selbst gar nicht mehr wußte, als sie erwachte. Da saß sie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß, und sann darüber nach, wie über einen vergessenen Traum, und schickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiste Eunuch, der ihn überbrachte, ergötzte sich sehr an den hübschen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alraschid aber, der Beherrscher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Besitzer des salomonischen Rings, dieser erkannte gleich den Sinn des schönen Straußes, sein Herz jauchzte vor Freude, und er küßte jede Blume, und er lachte, daß ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und besitze auch nicht den Ring Salomonis, und habe auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daß ich den schönen Salem, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer besser verstehe als alle Eunuchen mitsammt ihrem Kislar Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwischenläufer im Harem der Kunst. Das Geschwätze solcher verschnittenen Kennerschaft wird mir nachgerade unerträglich, besonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte

gute Rath für junge Künstler, und gar das leidige Verweisen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunst bin ich Supernaturalist. Ich glaube, daß der Künstler nicht alle seine Typen in der Natur auffinden kann, sondern daß ihm die bedeutendsten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborner Ideen, gleichsam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuerer Aesthetiker, welcher „italienische Forschungen" geschrieben, hat das alte Prinzip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen gesucht, indem er behauptete: der bildende Künstler müsse alle seine Typen in der Natur finden. Dieser Aesthetiker hat, indem er solchen obersten Grundsatz für die bildende Künste aufstellte, an eine der ursprünglichsten dieser Künste gar nicht gedacht, nämlich an die Architektur, deren Typen man jezt in Waldlauben und Felsengrotten nachträglich hineingefabelt, die man aber gewiß dort nicht zuerst gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, sondern in der menschlichen Seele.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenz an Salzmann.

3.

Gütigster Herr Aktuarius!

Ich bin noch zu sehr von der Reise ermüdet, als daß ich Ihnen jezt viel Vernünftiges schreiben könnte. Denn ich habe noch fast keine Minute gehabt, in der ich zu mir selbst hätte sagen können: „Nun ruhe ich." Eigene und fremde, vernünftige und leidenschaftliche, philosophische und poetische Sorgen und Geschäfte zertheilen mich. Mein Schlaf selber ist so kurz und unruhig, daß ich fast sagen möchte, ich wache des Nachts mit schlafenden Augen, so wie ich des Tages mit wachenden Augen schlafe. In Sesenheim bin ich gewesen. Ist es Trägheit oder Gewissensangst, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Scenen abschildern will, in denen ich und eine andere Person die einzigen Akteurs sind? So viel versichere ich Ihnen, daß Ihre weisen Lehren bei mir gefruchtet haben, und daß meine Leidenschaft sich dieses Mal so ziemlich vernünftig aufgeführt. Doch ist und bleibt es noch immer Leidenschaft; nur das nenne ich an ihr vernünftig, wenn sie mich zu Hause geruhig meinen gewöhnlichen centrischen und excentrischen Geschäften nachhängen läßt, und das thut sie. Die beiden guten Landnymphen lassen Sie mit einem tiefen Knicks grüßen. Mein Trauerspiel (ich muß den gebräuchlichen Namen nennen) nähert sich mit jedem Tage der Zeitigung. Ich habe von einem Schriftsteller aus Deutschland eine Nachricht erhalten, die ich nicht mit vielem Golde bezahlen wollte. Er schreibt mir, mein Verleger, von dem ich, durch ihn, ein unreifes Manuscript zurück verlangte, habe ihm gesagt, es wäre schon an mich abgeschickt. Noch sehe ich nichts; lieber aber ist mir dieß, als ob mir Einer einen Wechsel von tausend Thalern zurückschenkte.

*

4.

Mein theurer Sokrates!

Ich umarme Sie mit hüpfendem Herzen und heiterer Stirne, um Ihnen eine Art von Lebewohl zu sagen, das in der That nicht viel zu bedeuten hat. Einige Stunden näher oder ferner machen für den Liebhaber erschrecklich viel, für den Freund aber nichts. Der erste ist zu sinnlich, eine körperliche Trennung zu verschmerzen, der andere aber behält, was er hat, die geistige Gegenwart seines Freundes, und achtet die zwei Berge oder Flüsse mehr oder weniger nicht, die zwischen ihm und seinem Gegenstande stehen. Nur das thut mir wehe, daß ich nicht so oft werde nach Straßburg kommen können; indessen soll es dafür jedesmal auf desto längere Zeit geschehen. Ich denke, Sie werden mich nicht vergessen; meinerseits sind die Bande der Freundschaft so stark, daß sie noch hundert Stunden weiter gedehnt werden können, ohne zu reißen; bis in mein Vaterland hinein, bis ins Capo de Finisterre, wenn Sie wollen. — In Ihrem lezten Brief haben Sie mir Unrecht gethan. Wie, mein liebenswürdiger Führer, ich sollte wie ein ungezähmtes Roß allen Zaum und Zügel abstreifen, den man mir überwirft? Wofür halten Sie mich? Ach, jezt bekomme ich einen ganz andern Zuchtmeister. Entfernung, Einsamkeit, Noth und Kummer werden mir Moralen geben, die weit bitterer an Geschmack seyn werden, als die Ihrigen, mein sanfter, freundlicher Arzt. Wenn ich mit Ihnen zusammenkomme, werde ich Ihnen viel, sehr viel zu erzählen haben, das ich jezt nicht mehr der Feder anvertrauen kann, Auftritte zu schildern, die weit rührender sind, als alles, was ich jemals im Stande wäre, zu erdichten, Auftritte, die, wenn Sie ihnen zugesehen haben würden, Sie selbst noch (meinen Sokrates) zu weinen würden gemacht haben. Noch ist meine Seele krank davon. Sie sind mein bester Freund auf dem Erdboden, Ihnen, aber auch nur Ihnen, will ich alles erzählen, sobald ich Sie spreche. Zeigen Sie diese Stelle meines Briefes nicht meinem guten Ott; wenn er nicht noch Jüngling wäre, wenn er die Stufe der Weisheit erstiegen hätte, würde ich über diesen Punkt nicht gegen ihn zurückhaltend seyn.

Heute komme ich von Lichtenau, aus einer sehr vergnügten Gesellschaft, in welcher ich vielleicht allein die Larve war. Ich will meinen Brief an Sie zum Ende bringen, ich erwarte heute Abend noch einen Gnadenstoß. O lassen Sie mich mein beschwertes Herz an Ihrem Busen entladen. Es ist mir Wollust, zu denken, daß Sie

nicht ungerührt bei meinem Leiden sind, obschon es Ihnen noch unbekannt ist; denn Trennung ist nicht die einzige Ursache meines Schmerzens.

Ihr Sie ewig liebender Alcibiades
J. M. R. L.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

Die Krönung. Eröffnung des königlichen Kollegs.

Die Krönung hat nichts Merkwürdiges dargeboten, es wäre denn die Beschreibung davon in einer republikanischen Zeitschrift, unter dem Titel: Zug des Herrn und der Frau Welf nach der Westminster-Abtei, wovon aber die Behörden, wie von manchem Aehnlichen, wohlweislich keine Notiz genommen haben. Um der Nation 100,000 Pfund und Ihren Majestäten eine große Ermüdung zu ersparen, hatte man das große Essen in der Westminsterhalle und den Zug aus derselben nach der Abtei aufgegeben; in dieser selbst aber fanden alle die alterthümlichen und veralteten Feierlichkeiten, des Salbens und Krönens, Mantelumhängens und Mantelabnehmens, Knieens und Küssens statt, welche in dem Pomp und Symbole liebenden Mittelalter vorgeschrieben worden, und um dies zu sehen, bezahlte man von 3 bis 10 Guineen für einen Sitz, und zarte Damen hielten es nicht für zu viel, sich um 5 Uhr Morgens einzufinden und in der feuchten Kathedrale bis spät Nachmittags eingepreßt zu sitzen. Als man die Krönungsmedaillen unter die Menge warf, da führte sich der vornehme und geputzte Pöbel so pöbelhaft auf, als es der nicht vornehme und ungeputzte auf der Straße gethan haben würde: ohne Rücksicht auf den Nachbar oder die Nachbarin suchte jeder zu haschen, was er konnte, und manche Frisur ward zerstört, mancher Hofdegen zerbrochen und, wie man sagt, manche Nase blutig. Als die Feierlichkeit vorüber war, hatten Viele Stundenlang auf ihre Wagen zu warten, und manche, denen es an der Geduld hiezu fehlte, sah man in den Staatsröcken und Mänteln mit Regenschirmen über den Köpfen durch Koth und Regen waten. Der Zuschauer, welche den königlichen Zug vom Pallaste nach der Abtei und von da zurück gehen sahen, waren wohl 200,000, worunter sehr viele Frauenzimmer in den schönsten Anzügen, und obgleich es bei der Rückkehr des Zuges heftig regnete, so verließen doch nur wenige ihren Posten. Des Abends war es trocken und die Beleuchtung ziemlich allgemein, besonders in den Hauptstraßen; auch war das Volk, welches Straßen und Spaziergänge anfüllte, im besten Humor, und die Polizei hatte nichts anderes zu thun, als nach den Dieben zu sehen, die bei dergleichen Festlichkeiten immer ihre Erndte halten. Der Herzog von Wellington, welcher, seitdem ihm wegen der Reformbill die Fenster eingeschlagen worden, dieselben hat zunageln lassen, öffnete sie auch bei dieser Gelegenheit nicht. Nachmittags ließ der König einen Luftballon steigen, Abends Feuerwerke im Park abbrennen und in allen Schauspielhäusern, so wie im Vauxhall mit freiem Eintritt spielen, indem er jedem Unternehmer die höchste Summe bezahlen ließ, die in seinem Hause gelöst werden kann. Die Opposition brummte aber dennoch über Knickerei und nannte es eine halbe Krönung, ein Einfall, welchen die Karrikaturenzeichner denn auch zu benutzen wußten. Der König selbst soll gesagt haben, er fühle sich seinem Volke so gut vor, als nach der Krönung verpflichtet, und gewiß ist dies bei seinem Volke gegen ihn nicht minder der Fall. Eide vermögen den bösen Willen nicht zu fesseln, und der gute bedarf ihrer nicht, und was die religiöse Sanktion und das Hinweisen auf den göttlichen Ursprung der Königswürde betrifft, so fürchte ich, ist man in unsern Tagen auch hier zu politisch, um einen Werth darauf zu legen. Die Masse verehrt den König als den vornehmsten Mann im Lande, und er müßte sich sehr schlecht benehmen, wenn sie ihn verachten sollte. Den Denkenden ist er, was auch die Tories sagen mögen, der höchste Beamte der Nation, und deswegen verehrenswerth.

Am 8. Oktober ist das königliche Kolleg eröffnet worden. Es regnete den ganzen Tag in Strömen, und die ganze Stadt war wie in einen Trauerflor gehüllt, der recht gut zu der Stimmung der Gemüther paßte, denn am Morgen um 6 Uhr hatte sich das Oberhaus durch eine Mehrheit von 41 Stimmen gegen die Reformbill entschieden, von deren Annahme die Nation nun einmal ihr Heil erwartete. Beide Umstände machten, daß sich die vornehme Welt nicht so zahlreich versammelte, als sonst wahrscheinlich der Fall gewesen wäre. Dem Sinne gemäß, in welchem das Institut gestiftet wurde, war die Eröffnungsfeierlichkeit religiöser Art. Eine ziemliche Anzahl von Zuschauern versammelte sich in der Universitätskapelle, wo man den gewöhnlichen Gottesdienst der englischen Kirche feierte und dabei mit vieler Salbung den hundertsten Psalm sang. Der Bischof von London hielt darauf eine höchst erbauliche Predigt, worin er die Nothwendigkeit darthat, daß jede gute Erziehung auf religiösen Unterricht gegründet seyn müsse. Der Bischof (Dr. Bloomfield, welcher Matthiäs griechische Grammatik ins Englische übersetzt hat) ist ein vielseitig gebildeter Mann, ein strenger Vertheidiger der Kirche, doch ohne Fanatismus, beredtsam ohne Feuer, kräftig ohne Begeisterung; seine Sprache ist gebildet, aber ungesucht, und seine Gesinnungen so, wie sie einem christlichen Prälaten geziemen. Nach ihm hielt der Prinzipal des Kollegs eine Rede, die etwas zu geziert war und sich noch dazu um dieselben Gedanken drehte, wie die des Bischofs. — Morgen fängt die medizinische Fakultät ihren Kursus an, und nach und nach die übrigen Professoren, so daß in der zweiten Woche Novembers die Universität in vollem Gange seyn wird. Die erste deutsche Vorlesung findet am 1. November statt. Das Gebäude ist sehr hübsch und groß, auch seine Lage mitten in der Stadt sehr bequem.

So republikanisch auch manches an der englischen Verfassung ist, so war doch bisher das aristokratische das Hauptelement. Dies zeigt sich nirgends auffallender, als in den Titulaturen. Zwar nennt man hier die Leute bei weitem seltener bei ihrem Amtstitel, als in Deutschland; besonders weiß man nichts von der Sucht, mit jedem elenden Aemtchen zu prahlen und sich damit, ohne Auslassung eines einzigen Prädikats, immer und ewig die Ohren vollklingeln zu lassen. Man kann sich einen ganzen Abend in Gesellschaft von Geistlichen (wenn solche nicht etwa Doktoren wären), Notarien, Anwälten, ja selbst Geheimenräthen befinden, ohne auch nur zu ahnen, daß einer von ihnen in Amt und Würden stehe. Doch ist in Briefen sowohl, als im Umgang gar Manches hiebei zu beobachten, was dem Ausländer oft schwer wird und worin selbst deutsche Gelehrte, die sonst das Englische recht gut verstehen, in ihrer Korrespondenz und ihrem Umgang mit Engländern täglich Verstöße machen. So sah ich z. B. einen Brief an Scott Sir Walter Scott überschrieben, lange ehe derselbe auf den Titel Sir vor seinem Namen Anspruch machen konnte; sogar meiner Wenigkeit ist diese Ehre nicht selten widerfahren, und einer meiner hiesigen deutschen Freunde erhielt von einem vor Kurzem gestorbenen deutschen Fürsten einen Brief mit der lächerlichen Adresse: To the Right Honorable Mr. N. N. Esq.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 262.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. November 1831.

Lernt euern Frevel noch bereun!
Mein Arm ist wider euch erhoben,
Bald wird für euch kein Retter seyn!

Cramer.
50ste Psalm.

Herbstjubel.

1831.

Ich kam in jüngster Mondennacht
In eines Kirchhofs Mauern,
Kein Schläfer unter'm Hügel wacht,
Ringsum herrscht Tod und Schauern.

Doch plötzlich vom Gebirge schallt's,
Gleichwie bacchant'scher Reigen,
An hohlen Gräbern wiederhallt's
Und bricht ihr todtes Schweigen.

Ein lust'ger Chor von Zechern ruft
Ein Lebehoch den Schönen,
Raketen schwirren durch die Luft
Und die Gebirge dröhnen.

Der Hügel aber, wo ich steh',
Im Innersten erbebet
Und ein Gerippe sich zur Höh'
Aus seinen Tiefen hebet.

Im Mondenscheine schreitet's vor,
Schwingt halb sich auf die Mauer
Und ruft in den bacchant'schen Chor
Also hinaus, ein Schauer:

„Ihr dort im Fleische, störet nicht
Der Todten Ruhestätte!
Bricht neu die Blum' an's Sonnenlicht,
Schlaft ihr im gleichen Bette!“

Der Mond erlöscht am Himmelszelt,
Keinen Laut hör' ich mehr schallen.
Mir ist der Tod, der durch die Welt
Jetzt schreitet, beigefallen.

Justinus Kerner.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Dem Kritiker, der im Decamps'schen Bilde die Natur vermißt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bey die Füße wirft und wie seine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, dem kann der Künstler getrost antworten: daß er ganz mährchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanschauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen Grund gemalt werden, erhalten sie schon dadurch einen visionären Ausdruck, sie scheinen vom Boden abgelöst zu seyn, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Mischung des Thierischen mit dem Menschlichen in den Figuren auf dem Decamps'schen Bilde ist noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darstellung; in solcher Mischung selbst liegt jener uralte Humor, den schon die Griechen und Römer in unzähligen Mißgebilden auszusprechen wußten, wie wir mit Ergötzen sehen auf den Wänden von Herkulanum und bei den Statuen der Satyren, Centauren u. s. w. Gegen den Vorwurf der Karrikatur schützt aber den Künstler der Einklang

seines Werks, jene delizieuse Farbenmusik, die zwar komisch, aber doch harmonisch klingt, der Zauber seines Kolorits. Karrikaturmaler sind selten gute Koloristen, eben jener Gemüthszerrissenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karrikatur bedingt. Die Meisterschaft des Kolorits entspringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und ist abhängig von der Einheit seiner Gefühle. Auf Hogarths Originalgemälden in der Nationalgallerie zu London sah ich nichts als bunte Klekse, die gegen einander losschrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß auf dem Decampsschen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverschleierte Griechinnen, am Fenster sitzen und den drolligen Zug vorüberfliegen sehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demselben einen ungemein reizenden Kontrast. Sie lächeln nicht, diese Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorsam ist ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um so wahrhafter versezt in das Vaterland des Absolutismus.

Nur der Künstler, der zugleich Bürger des vollendetsten Freistaats ist, konnte mit heiterer Laune dieses Bild malen. Ein anderer als ein Franzose hätte stärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner Blau hineingemischt, oder wenigstens etwas grüne Galle, und der Grundton der Persiflage wäre verfehlt worden.

Ich fürchte, daß mich dieses Bild noch länger festhalte, und wende mich daher rasch zu einem Gemälde, worauf der Name

Lessore,

und das durch seine wunderbare Wahrheit und durch einen Luxus von Bescheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man stuzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder,“ ist es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachstube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein siecher Knabe und schaut mit flehenden Augen nach einem rohhölzernen Kruzifixe, das an der kahlen Wand befestigt ist. Zu seinen Füßen sizt ein anderer Knabe, niedergeschlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und seine Höschen sind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel als vielmehr der Mangel derselben zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpassend ist die Behandlung. Diese erinnert zumeist an die Bettlerbilder des Murillo. Scharfgeschnittene Schatten, gewaltige, feste, ernste Striche, die Farben nicht geschwinde hingefegt, sondern ruhigkühn aufgelegt, sonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakespeare mit den Worten: the modesty of nature. Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, mußte dieses Stück um so mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeschwärztem Golde war, ganz übereinstimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konsequent in seiner ganzen Erscheinung und kontrastirend mit seiner ganzen Umgebung, machte dieses Gemälde einen tiefen melancholischen Eindruck auf jeden Beschauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir aus dem erleuchteten Saal einer heitern Gesellschaft plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße und von einem zerlumpten Mitgeschöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieses Bild sagt viel mit wenigen Strichen und noch viel mehr erregt es in unserer Seele.

Schnetz

ist ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit so großem Vergnügen, wie den vorhergehenden, der bis jezt wenig in der Kunstwelt genannt worden. Vielleicht weil die Kunstfreunde schon bessere Werke von Schnetz gesehen, gewährten sie ihm viele Auszeichnung, und in Berücksichtigung derselben muß ich ihm auch in diesem Bericht einen Sperrsitz gönnen. Er malt gut, ist aber nach meinen Ansichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im dießjährigen Salon, italienische Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhülfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, besonders ein starrkrampfbehafteter Knabe ist vortrefflich gezeichnet, große Meisterschaft bekundet sich überall im Technischen; doch das ganze Bild ist mehr redigirt als gemalt, die Gestalten sind deklamatorisch in Scene gesezt, und es ermangelt innerer Anschauung, Ursprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüßig. Ein großer Künstler wird zuweilen, eben so wohl wie ein mittelmäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals gibt er etwas Ueberflüßiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bei einem mittelmäßigen Künstler immerhin achtungswerth seyn, in seiner Erscheinung kann es jedoch sehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns so sehr bei dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns seines hohen Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft seiner Flügel überzeugt sind, und vertrauungsvoll schwingt sich unsere Seele mit ihm hinauf in die reinste Sonnenhöhe der Kunst. Ganz anders ist uns zu Muthe bei jenen Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran sie hinaufgezogen werden, so daß wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entscheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz schwebt, zu dünn sind oder ob sein Genie zu schwer ist, nur so viel kann ich versichern, daß er meine Seele nicht erhoben hat, sondern herabgedrückt.

Aehnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deßhalb mit ihm zusammen genannt wird, der aber in der dießjährigen Ausstellung nicht blos ihn, sondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle seine Kunstgenossen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntniß, bei der Preisvertheilung das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieser Maler. Ist er ein Historienmaler oder ein Genremaler? höre ich die deutschen Zunftmeister fragen. Leider kann ich hier diese Frage nicht umgehen, ich muß mich über jene unverständigen Ausdrücke etwas verständigen, um den größten Mißverständnissen ein für allemal vorzubeugen. Jene Unterscheidung von Historie und Genre ist so sinnverwirrend, daß man glauben sollte, sie sey eine Erfindung der Künstler, die am babylonischen Thurme gearbeitet haben. Indessen ist sie von späterem Datum. In den ersten Perioden der Kunst gab es nur Historienmalerei, nämlich Darstellungen aus der heiligen Historie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht blos der Bibel, der Legende, sondern auch der profanen Zeitgeschichte und der heidnischen Götterfabel entnommen worden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Historienmalerei bezeichnet, und zwar im Gegensatze zu jenen Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der protestantische Geist die katholischen und mythologischen Stoffe ablehnte, wo für leztere vielleicht weder Modelle, noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch so viele ausgebildete Maler lebten, die Beschäftigung wünschten, und so viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verschiedenen Manifestationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verschiedene „Genres.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Menschenköpfe, ein neuer Handelsartikel.

Vielleicht vermuthet irgend ein schalkhafter Leser, es solle hier von den Friedensverträgen die Rede seyn, wodurch sogenannte Ländervergütungen ausgemacht, die Fürsten auf Kosten der Völker entschädigt, und die Menschenvereine getheilt werden. Ein anderer denkt vielleicht an den Seelenhandel, welcher von christlichen Seefahrern auch jezt noch auf der afrikanischen Küste getrieben wird.

Auf keines von beiden aber spielt der Titel dieses Aufsatzes an, sondern auf eine Waare, die man jezt in den Pariser und Londner Kaufläden bekommen kann, wie man daselbst schon lange alte verschrumpfte Egypter unter dem Namen von Mumien erhandeln konnte. Bei einem Naturalienhändler auf dem Kay de la Vallée in Paris sah ich neulich neben den ausgestellten Kuriositäten auch einen Zettel mit den Worten: Tête de Sauvage à vendre. Ich ließ mir diesen Kopf eines Wilden zeigen, und fand ein Exemplar, wie ich deren schon mehrere von den Naturforschern und Seeleuten, welche auf französischen Fregatten die Reise um die Welt gemacht, aus Neuseeland hatte mitbringen sehen. Ueberhaupt besuchen jezt wenig Seefahrer Neuseeland, ohne daß sie einige Köpfe erhandelten und mitnähmen. Nach England werden deren eine Menge gebracht *).

Bekanntlich liegen Neuseelands wilde Inselbewohner häufig mit einander im Kriege, und suchen bei ihrer Heimkehr als Trophäen die Köpfe der erschlagenen oder verwundeten Feinde mitzunehmen. Je mehr Köpfe, desto größer der Ruhm. Diese blutigen, gräßlichen Siegesdenkmale werden nun auf eine besondere Weise zugerichtet. Man höhlt sie nämlich ganz aus, so daß nichts als das Aeußere übrig bleibt; dann werden sie im Ofen gebacken; dadurch trocknet die Haut ganz aus und wird wie Pergament. Der Kopf wiegt dann nur noch einige Loth, hat wenigstens nichts Gräßliches mehr und kann sehr lange aufbewahrt werden. Für uns Europäer ist und bleibt aber ein solcher braungelber, oben und hinten mit struppichtem, dichtem Haare bewachsener Kopf eines ehemaligen Menschenfressers, dessen breite Backenknochen, platte Nase, blendendweiße Zähne, muskulöser Mund etwas Abstoßendes haben, immerhin ein abscheulicher Anblick. Das Mitleid, das man Anfangs mit solch einem Schlachtopfer roher Wildheit empfindet, wird jedoch einigermaaßen durch den Gedanken gemildert, daß der Wilde, dem dieser Kopf gehörte, es vielleicht mit zwanzigen seiner Mitmenschen nicht besser gemacht und er endlich den Lohn seiner Grausamkeit erhalten hat. Daß aber ein so gräßliches Siegesdenkmal sich in den Laden eines Pariser oder Londoner Kaufmanns verirren würde, daran hat wohl keiner jener Wilden gedacht.

Vielleicht mischt sich, wenn die sonderbare Waare Absatz findet, auch einmal der Betrug in den Handel, und es wäre möglich, daß man dereinst neuseeländische Köpfe nachmachte, wie die Araber in Egypten Mumien fabriziren und den Europäern als ächte Waare aufbinden.

Depping.

---

*) s. The New-Zealanders. London 1830. 12, mit Holzschnitten, eine von der Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse herausgegebene, vortrefflich geschriebene Kompilation.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Das englische Titelwesen.

Manche unserer Landsleute, welche seitdem in England gewesen, haben mir wohl für die Winke gedankt, die ich im

Morgenblatt hinsichtlich des Klopfens an den Hausthüren gegeben habe; vielleicht können auch die folgenden Bemerkungen über die Titulatur Manchem nützlich werden. Der höchste Titel in England ist der eines Herzogs, und an einen solchen adressirt man: To His Grace the Duke of etc. (an eine Herzogin Her Grace etc.), in der Anrede sagt man Your Grace. Die nächsten im Range sind die Marquise; an diese nebst ihren Gemahlinnen adressirt man: To the Most Noble the Marquis (Marchioness) of etc. Hiernächst folgen die Grafen (Earl, auch Viscount) und endlich die Barone (Lords, Ladys), an welche man adressirt: To the Right Honble (honorable) the Earl, Viscount, Countess, Lord oder Lady of etc., je nachdem der Titel ist, und in der Anrede nennt man alle solche Personen Mylord oder Mylady. Jedoch ist zu bemerken, daß man sich im Gespräch sehr selten solcher Anreden bedient, und meistens blos You sagt, es wäre denn, daß man sich als Untergebenen zu erkennen geben wollte; ja selbst die Prädikate Your Grace, The Most Noble, The Right Honble werden jezt häufig weggelassen, so daß man, ohne zu beleidigen, schreiben kann: To the Duke, To the Marquis, To the Earl u. s. w. Die Erzbischöfe von Canterbury und York sind wie die Herzoge zu dem Prädikat His Grace berechtigt; an die übrigen Bischöfe schreibt man: To the Most Reverend Father in God the Bishop of (Father in God kann auch ausgelassen werden), und in der Anrede Mylord. Geheimeräthe erhalten, wenn sie auch nicht adelig sind, das Prädikat Right Honble, in der Anrede aber, im lezten Falle, nur Sir. An Richter, die keine Pairs sind, adressirt man: His Honour, und in der Anrede sagt man Mylord. Der höchste Stand unter den Nichtadeligen ist der eines Baronet. Ein solcher erhält, so wie ein nichtadeliger Ritter, in der Adresse das Prädikat Sir, welches aber immer vor den Vornamen gesezt wird; z. B. Sir Walter Scott und nie Sir Scott; in der Anrede dagegen gebraucht man nur den Vornamen, und sagt z. B. zu dem genannten weltberühmten Baronet: Sir Walter. Nach den Baronets und Rittern kommen die Esquires. Ein solcher ist eigentlich nur der, welcher ein Einkommen von wenigstens 500 Pfund Sterl. von Landeigenthum genießt, während gesezlicher Weise nur derjenige auf den Titel Gentleman Anspruch machen kann, welcher ein solches Einkommen von wenigstens 300 Pfund hat, oder Land- oder Seeoffizier ist. Indessen bringt es jezt die Höflichkeit mit sich, daß man an jeden wohlhabenden oder gebildeten Mann Esquire schreibt, und zwar auf folgende Weise, z. B. Alexander Baring Esq., und wüßte man den Vornamen nicht: Baring Esq. Alle solche Personen nennt man in der Anrede Sir. An Frauen von Baronets und Rittern wird Lady (doch nicht mit Right Honble) geschrieben, und in der Anrede werden sie Mylady genannt; an alle Frauen unter diesen, an die Gattin eines Esquires, Arztes, Geistlichen oder eines Handwerkers schreibt man: Mrs. (Mistreß, das Wort wird nie ausgeschrieben). Alle Pairs, ausgenommen die Barone, haben einen zweiten geringeren Titel, welchen ihr ältester Sohn führt; so heißt z. B. der älteste Sohn des Herzogs von Wellington Marquis von Douro. An alle diese wird adressirt, als wären sie wirkliche Pairs. Die jüngeren Söhne jedoch nennt man Lords mit dem Familiennamen, z. B. Lord John Russell, der ein Sohn eines verstorbenen Herzogs von Bedford ist. Alle Edelfräulein, selbst die Töchter der Earls, nennt man Lady, mit dem Prädikat Right Honble. Die Söhne der Grafen jedoch, so wie die Söhne der Barone nennt man blos Honble, z. B. The Honble Charles Fox; in der Anrede Sir. An die Töchter der Barone adressirt man: The Honble Miss etc., und in der Anrede heißt es, bis zum gemeinsten Bürgermädchen herab, Miß, jedoch immer mit dem Namen. Doch ist es anständiger, vornehmere Frauenzimmer, die nicht auf Mylady Anspruch machen können, Madame zu tituliren. An Leute, die man nicht zum Esq. berechtigt glaubt, adressirt man Mr. (Mister), an junge Knaben Master.

So viel dürfte wohl hinreichen, um in der Korrespondenz vor allzu auffallenden Irrthümern zu bewahren. Im Umgang ist das Ceremoniel noch weit einfacher, und es ist dem vornehmen und gebildeten Engländer beinahe ein untrüglicher Beweis von der niedrigen Geburt eines Mannes oder davon, daß er kein Gentleman ist, wenn er im Umgange zu viele Bücklinge macht, sich verlegen lächelnd die Hände reibt, sich nur halb auf den Stuhl sezt, sich zu allem nöthigen läßt, und dann am Ende bescheidentlich immer das Schlechteste wählt, besonders aber, wenn er häufig mit Mylord oder Sir um sich wirft. Einige wenige Aemter erhalten auch im Gespräch den Vorsaz Mr., was der Aufmerksame bald inne werden wird; sonst sagt man ohne Umschweif Doktor, Professor, General, Colonel, Major u. s. w., und zu vielen Amtspersonen, wie schon oben erwähnt, blos Sir. Man muß auch nicht vergessen, daß J thank you (Ich danke Ihnen) nicht wie bei uns als eine ablehnende Antwort gilt, sondern als eine annehmende, so daß, wenn man sagt, ich werde Ihnen für dieses oder jenes danken, es so viel bedeutet, als ich werde Ihnen verbunden seyn, wenn Sie mir dieses oder jenes geben wollen. Wenn man etwas ablehnen will, heißt es: No, J thank you. Ein Freund von mir, der diese Unterscheidung nicht kannte, sonst aber recht artig englisch sprach, kam einmal dadurch in große Verlegenheit, daß er in einer Gesellschaft die Frage, ob er noch eine Tasse trinken wolle, immer mit J thank you beantwortete, und dann nach deutscher Art zu höflich war, den Thee, den man ihm hierauf jedesmal einschenkte, stehen zu lassen. Was einem Deutschen auch sehr schwer wird, ist, daß er *sich hier* abgewöhnen muß, Ihr H e r r Vater, Ihre F r a u Mutter zu sagen. Spricht man mit einem Manne von seiner Frau, so sagt man häufig your lady oder your good lady, scherzend auch wohl your better helf (bessere Hälfte). In allen nicht betitelten Familien wird nur die älteste Tochter nach dem Familiennamen genannt, alle übrigen Töchter aber blos mit dem Vornamen, z. B. Miß Baring, Miß Mary, Miß Fanny u. s. w., oder wo es zur Unterscheidung nöthig wäre, Miß Mary Baring, Miß Fanny Baring, ein Gebrauch, welcher viele Mißverständnisse verhindert. Die Söhne werden immer mit ihren Vornamen bezeichnet, und selbst in den Familien spricht man, ohne zu verstoßen, von den jüngern Söhnen als von Mr. John, Mr. William. Wenn Söhne noch jung sind, nennt man sie Master. Man merke sich auch wohl, daß ein blos mit Mr. und ohne Vornamen überschriebener Brief, der für einen Sohn bestimmt wäre, wenn der Vater ein Bürgerlicher ist, immer an d i e s e n, und ein mit Miß, ohne Vornamen überschriebener unfehlbar an die ä l t e s t e Tochter gelangen würde, ein Umstand, den sich besonders junge Männer ad notam zu nehmen haben. Bei all unserer übertriebenen Höflichkeit würde man indessen in Deutschland nicht leicht beleidigen, wenn man von einer Person als einem Mann, einer Frau, einem Mädchen u. s. w. spräche. Hier aber ist jeder Mann mit einem ganzen Rock nothwendig ein Gentleman, jeder junge Mensch ein young gentleman, jede Frau eine Lady und jedes Mädchen eine young lady, was ja nicht zu vergessen ist, sogar nicht, wenn von Kindern die Rede wäre.

B e i l a g e: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. C o t t a'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: H a u f f.

Nº. 263.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 3. November 1831.

In der Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.

Schiller.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

Baden in der Schweiz, 1820.

Frau von Seeburg an Karoline Liebenau.

Der Brief, welcher mir vor einigen Tagen aus der Heimath nachgeschickt wurde, hat mit seinen eben so geliebten als lange vermißten Zügen nicht nur mein Herz tief gerührt, sondern mich auf einen Grad erschüttert, der mir nur erst heute erlaubte, meine Antwort zu beginnen. Meine theure Karoline! was liegt alles zwischen der Stunde, in welcher ich Dein jüngstes Blatt, das Zeichen Deiner neu auflebenden Freundschaft für mich, erhielt, und jenem Augenblick, wo ich Deinen treuen Warnungen, Deinen liebenden Worten Ohr und Auge verschloß, und mit blinder Leidenschaft mich dem dunkeln Schicksal in die Arme warf, vor dessen Schrecken Du mich bewahren wolltest! Was habe ich getragen und geduldet, seit Deine Stimme verhallte, und Du Dich schweigend zurückzogst von der rettungslos Verlornen! Du edle Freundin meines Herzens! wäre ich fähig, noch an Glück für mich zu glauben, ich könnte mich einer frohen Ahnung hingeben und wähnen, Deine Wiedererscheinung auf meinem einsamen Lebenswege werde die trüben Geister des Schmerzens und der Reue beschwören und mir Bürge seyn für das Anbrechen einer neuen schönern Morgenröthe. Solche Hoffnungen aber müssen mir fremd bleiben; ich muß mein Herz stählen gegen jede allzuweiche Empfindung, selbst gegen jedes Verlangen nach einer bessern Zeit, das oft so unwillkührlich in der Brust auch der Unglücklichsten sich regt, damit ich auf meiner selbstgewählten, harten Bahn nicht erliege, damit ich Kraft behalte, das selbst verschuldete Unglück zu tragen. Aber ein helles Licht des Trostes und der innigsten Freude bleibt dennoch Deine Wiederannäherung an die Freundin Deiner Jugend. Du hast mit zarter Hand eine Menge Fäden aus einer seligen Vergangenheit an meine freudenlose Gegenwart geknüpft; es haben sich in meiner Seele längst verblichene Bilder aufgefrischt, die zwar unendlich wehmüthig, aber auch sehr freundlich in mein Leben herein schauen, und die Hoffnung, Dich nun nicht mehr zu verlieren, an Deiner Hand meine übrigen Tage friedlich hinzubringen, mich Deines Glückes zu freuen, da die Blüthen meines eigenen Daseyns alle verdorrt sind, belebt mit einem heitern Sonnenstrahle den grauen Nebel meiner Zukunft. Darum beginne ich heute schon, diese Blätter, die Du erst erhalten kannst, wenn Du mit Mann und Kindern Deine Reise beendiget und Dich als ehrbar waltende Pfarrfrau hoffentlich auf immer in meiner Nähe angesiedelt hast. Sieh, wie schwach ich bin! Meine Hand vermag es nicht, den Namen des Ortes hinzuschreiben, wo auch ich jezt glücklich leben würde, wenn das thörichte Kind nicht den vergänglichen, wärmelosen Schimmer der großen Welt dem wohlthätigen, aber schmucklosen Feuer auf dem bescheidenen Hausaltare vorgezogen hätte. Ich will sie aber besiegen diese Schwäche; ich muß es ja, wenn ich Deine Freundschaft genießen, wenn ich den einzigen Zweck meines Daseyns erfüllen und

meinen Angehörigen Mutter seyn will, und es soll mir um so eher gelingen, als ja Blandheim seit vielen Jahren nicht auf sein Stammgut zurückgekehrt ist und man versichert, er werde sich auf seinen Gütern in Böhmen auf immer niederlassen. Möge es ihm gut gehen, dem edlen Viktor! Möge er an der Hand der Braut, die er sich, wie ich höre, erwählt hat, glücklicher seyn, als er es früher mit mir hätte werden können, und in einem ungestörten häuslichen Frieden, für dessen Genuß sein Herz geschaffen ist, Ersatz finden für das Leid, das mein Leichtsinn ihm verursacht hat.

Meine Karoline! wie schonend Du auch des Vergangenen gedenken, wie leise Deine Hand über jene Zeit hinstreifen mochte, wo ich mit jugendlichem Uebermuth mein Geschick selbst bestimmte, Du hast dennoch die schlecht vernarbten Wunden meines Herzens wieder aufgerissen, denn mein Ankläger lebt in der eigenen Brust, und glaube nur! bei allem, was drückend auf mir lastet, ist das Bewußtseyn, mir nicht nur meinen Jammer selbst bereitet, sondern auch einem andern, des besten Glücks würdigen Wesen bittere Stunden gemacht zu haben, das Furchtbarste für mich. Nun, Er geht nun hoffentlich seinem Heile entgegen, und mir winkt ein Port, wo jeder Irrthum schwindet und jede Klage schweigt.

Zehn lange Jahre sind jetzt schwer an mir vorübergegangen, seit wir zum letzten Male Arm in Arm durch die reizenden Schattengänge von Palmewitz wandelten und uns nicht träumen ließen, daß die Stunde schon geschlagen habe, die uns auseinander reißen sollte. Du freundliches Eden meiner schuldlosen Kindheit, wie warst du so schön! Wie warteten und pflegten die holden Engel der Mutterliebe und der Freundschaft so emsig jede Blume, die ihm entsproßte, und räumten so sorgsam die Dornen und das Unkraut hinweg! Ich fühle es wohl, ich hätte viel — viel besser werden sollen, als ich geworden bin; denn nicht leicht werden einem weiblichen Geschöpfe solche Beispiele gegeben, noch weniger solche Liebe geschenkt. Aber wenn ich diese Wahrheit in der Tiefe meines Herzens empfinde, so bin ich auch eben so überzeugt und mir bewußt, daß ich niemals von gelobten Pflichten mich losgerissen, niemals dem Teufel der Welt und Vergnügungslust in diesem Grade mich übergeben und also auch nicht mein Elend selbst geschaffen haben würde, wenn nicht auf dem entscheidenden Punkte der Tod mir die Mutter geraubt und ein Zufall die treue, verständige Freundin ferne gehalten hätte. Wäre meiner edlen Mutter Leben gefristet worden, so würde ich mein stilles Palmewitz nie verlassen haben, nie in die Residenz gezogen, und, unbekannt mit der Welt, die zufriedene Gattin Blandheims geworden seyn. Hätte mein böser Genius Dich nicht von mir getrennt, wäre statt Deiner Briefe, die im Taumel der Zerstreuungen und befriedigter Eitelkeit kaum halb gelesen wurden, Deine liebe Gestalt warnend vor mich getreten, hätte Deine sanfte Stimme die Worte harten, wenn auch verdienten Vorwurfs gemildert, die auf dem Papiere mich empörten, hätte ich in Deinem Auge die Thräne der edlen Freundschaft gesehen, o gewiß! ich würde den Pfad verlassen haben, auf welchen fremde Schlechtigkeit und eigene Schwäche mich geleitet hatten, und ich müßte jetzt nicht meine verlorne Seligkeit beweinen. Aber — sollte wohl die Stimme mich nicht täuschen, die mir in ernsten Minuten leise zuflüstert, ich wäre, selbst unter den günstigsten Umständen, damals nicht im Stande gewesen, Blandheims und mein Glück zu gründen? Sollten die Keime, die in meiner Seele lagen, und die später so giftige Früchte brachten, sich nicht nach meiner Verbindung mit dem Verlobten eben so leicht bei der ersten Veranlassung haben entwickeln und ihn dann einem weit schmerzlicheren Unglück preisgeben können? Und bedurfte es nicht eine solche Reihe von Prüfungen aller Art, um meine Seele zu reinigen von den Schlacken, die meine guten Eigenschaften verdunkelten? Daß ich mir solche Fragen vorlegen kann, daß ich sie ohne Scheu vor mir selbst bejahend beantworte, daß ich weder Menschen, noch Vorsehung zu meiner Entschuldigung anklage, das meine Freundin, beweise Dir, daß ich wenigstens auf dem Wege bin, mich Deiner Freundschaft werth zu machen.

Du hast in der Ferne einen Theil *meines Unglücks* vernommen; Dir ist gesagt worden, ich habe mein einziges Kind an langwieriger Krankheit, und ein halbes Jahr später meinen Gemahl verloren, mit dessen Gläubigern ich mich erst mühsam habe auseinander setzen müssen, um nur mein Eigenthum zu retten. Das sind nun so die einfachen Thatsachen, ähnlich manchem Andern, das in der Welt geschieht; aber Niemand weiß, aus wie viel tausend einzelnen Schmerzen diese ganz gewöhnlichen Begebenheiten zusammengesetzt waren; es sind die bezeichnenden Meilensteine meines Lebens, zwischen denen sich ungekannt und ungeahnet eine ganze Reihe trüber Leiden und bittern Wehs bewegt, die in ihrer Vereinigung mir jetzt noch Tagelang den Muth raubt, den ich bedarf, um bis ans Ende meine Erinnerungen mit mir zu tragen.

Du sollst alles wissen, ja, eigene und fremde Schuld, den bangen Jammer meines Herzens und seine Verkehrtheit will ich vor Dir enthüllen, so freimüthig und vertrauend, wie in den schönen Tagen meiner Kindheit, wo ich vor der ältern und viel besonnenern Freundin so häufig meine reumüthige Beichte ablegte und nach verheißener Besserung die zärtlichste Absolution erhielt. Ich will mir seyn lassen, ich sitze noch auf den Rasenstufen an der Eremitage, unter dem Schatten der beiden großen Trauerweiden, meinen Kopf in Deinen Schooß gesenkt, von Deinem Arm umschlungen, traulich kosend von allem,

was Mädchenherzen erfreuen kann, und das Bewußtseyn dessen, was Du damals schon warst und seitdem noch in weit ausgezeichneterem Grade geworden bist, soll mir, wie in jener schönen Zeit, den Muth geben, unverholen zu bekennen, was Leichtsinn, Bedürfniß zu gefallen, Hang zu Belustigung und Scheu vor jeder alltäglichen Beschäftigung gesündigt haben. Um Dich aber in den Stand zu setzen, mit einem Blick meine ganze Vergangenheit umfassen und mich, nicht nur nach meinen Handlungen, sondern nach den allmählig sich entwickelnden Empfindungen beurtheilen zu können, mußt Du mir erlauben, Dir einiges aus unserer Jugendzeit zurückzurufen, das zwar wohl Deinem Gedächtnisse nicht entgangen seyn wird, das aber doch, um des Eindrucks willen, den es auf mein junges Gemüth machen mußte, in der Reihe meiner Begebenheiten zu meiner Entschuldigung dienen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutsam dargestellt, doch die technische Meisterschaft wurde leider die Hauptsache. Alle diese Bilder gewinnen aber für uns ein historisches Interesse; denn wenn wir die hübschen Gemälde des Mieris, des Netscher, des Jan Stehn, des Van Dow, des van der Werft u. s. w. betrachten, offenbart sich uns wunderbar der Geist ihrer Zeit, wir sehen so zu sagen dem sechszehnten Jahrhundert in die Fenster und erlauschen damalige Beschäftigungen und Kostüme. In Hinsicht der leztern waren die niederländischen Maler ziemlich begünstigt, die Bauerntracht war nicht unmalerisch und die Kleidung des Bürgerstandes war bei den Männern eine allerliebste Verbindung von niederländischer Behaglichkeit und spanischer Granbezza, bei den Frauen eine Mischung von bunten Allerweltsgrillen und einheimischem Phlegma; z. B. Myn heer mit dem burgundischen Sammtmantel und dem bunten Ritterbaret hatte eine irdene Pfeife im Munde, Mifrow trug schwere schillernde Schleppenkleider von venezianischem Atlas, brüsseler Kanten, afrikanische Straußfedern, russisches Pelzwerk, westöstliche Pantoffeln, im Arm eine andalusische Mandoline oder einen Muff oder ein braunzottiges Hondchen von saardamer Raçe; der aufwartende Mohrenknabe, der türkische Teppich, die bunten Papagaien, die fremdländischen Blumen, die großen Silber- und Goldgeschirre mit getriebenen Arabesken, dergleichen warf auf das holländische Käseleben sogar einen orientalischen Mährchenschimmer.

Als die Kunst, nachdem sie lange geschlafen, in unserer Zeit wieder erwachte, waren die Künstler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzustellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenstände der heiligen Historie und der Mythologie war in den meisten Ländern Europas gänzlich erloschen, sogar in katholischen Ländern, und doch schien das Kostüm der Zeitgenossen gar zu unmalerisch, um Darstellungen aus der Zeitgeschichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünstigen. Unser moderner Frack hat wirklich so etwas Grundprosaisches, daß er nur parodistisch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre. Noch unlängst stritt ich deshalb mit einem Philosophen aus Berlin, einer Stadt in Preußen, welcher mir die mystische Bedeutsamkeit des Fracks und die naturhistorische Poesie seiner Form erklären wollte. Er erzählte mir nämlich folgenden Mythos: Der erste Mensch sey nicht unanständig kleidlos, sondern ganz eingenäht in einem Schlafrock erschaffen worden, und als nachher aus seiner Rippe das Weib entstand, sey auch vorn aus seinem Schlafrock ein großes Stück geschnitten worden, welches dem Weibe als Schürze dienen mußte, so daß der Schlafrock durch jenen Ausschnitt ein Frack wurde und dieser in der weiblichen Schürze seine natürliche Ergänzung fand. Troß dieser schönen Entstehung des Fracks und seiner poetischen Bedeutung einer Ergänzung der Geschlechter, kann ich mich doch nicht mit seiner Form befreunden; auch die Maler theilen mit mir diese Abneigung, und sie haben sich nach malerischeren Kostümen umgesehen. Die Vorliebe für ältere geschichtliche Stoffe mag hierdurch besonders befördert worden seyn, und wir finden in Deutschland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unablässig bemüht ist, die heutigsten Menschen mit den heutigsten Gefühlen in die Garderobe des katholischen und feudalistischen Mittelalters, in Kutten und Harnische, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel versucht: zu ihren Darstellungen wählten sie Volksstämme, denen die herandrängende Civilisation noch nicht ihre Originalität und ihre Nationaltracht abgestreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler so oft sehen. Dieses Gebirge liegt ihnen so nahe und das Kostüm seiner Bewohner ist malerischer, als das unserer Dandys. Daher auch jene freudigen Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, das ebenfalls den meisten Malern, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, sehr nahe ist, und wo sie jene idealische Natur, uredle Menschenformen und malerische Kostüme finden, wonach ihr Künstlerherz sich sehnt.

Robert, Franzose von Geburt, in seiner Jugend Kupferstecher, hat späterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er ist also ein Genremaler, höre ich die Zunftmeister aussprechen, und ich kenne eine Frau Historienmalerin, die

jezt über ihn die Nase rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es, im alten Sinne, keine Historienmalerei mehr gibt. Es wäre gar zu vag, wenn man diesen Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken aussprechen, in Anspruch nehmen wollte, und sich dann bei jedem Gemälde herumstritte, ob ein Gedanke darin ist; ein Streit, wobei am Ende nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht wenn es in seiner natürlichsten Bedeutung, nämlich für Darstellungen aus der Weltgeschichte, gebraucht würde, wäre dieses Wort, Historienmalerei, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jezt so üppig emporwächst und deren Blüthe schon erkennbar ist in den Meisterwerken von Delaroche.

Doch, ehe ich lezteren besonders bespreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robertschen Gemälde. Es sind, wie ich schon angedeutet, lauter Darstellungen aus Italien, Darstellungen, die uns die Holdseligkeit dieses Landes aufs wunderbarste zur Anschauung bringen. Die Kunst, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jezt der Cicerone seiner Herrlichkeit, die sprechenden Farben des Malers offenbaren uns seine geheimsten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einst durch seine Waffen und später durch seine Worte unterjochte, unterjocht uns jezt durch seine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrschen, und Maler, wie Robert, fesseln uns wieder an Rom.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Cholera-Psychologie.

Einen Monat habe ich gewartet, um Ihnen was Angenehmes melden zu können, das Thema bleibt aber, dasselbe, das Ihnen binnen kurz oder lang, mögen Sie sich auch noch so sehr sperren, bevorsteht. Präpariren Sie sich lieber im Geist und im Gemüth, es zu empfangen (versteht sich, polizeilich daneben), das ist die beste Abwehr. Dennoch wahren Sie sich dadurch noch nicht vor einer peinlichen Ueberraschung. Wir glaubten auch, gewaffnet zu seyn mit Vernunft, Geduld und Apothekerwaaren; aber als es nun einschlug, da war es doch etwas ganz anderes, als wir erwartet, ein Gefüht, das den Muthigsten niederbeugte, den Vertrauenvollsten irre machte. Sie werden schon überzuviel von der Sache gehört haben, schließen Sie aber Ihre Ohren nicht zu, hören Sie lieber immer noch etwas, je früher abgethan, um so besser, und wir Alle müssen alle Stadien durchmachen: das Vorgefühl, das Daseyn und leider auch, wie uns jezt deutlich wird, die — Nachgeburten. Ehe sie kommt, streitet der Leichtsinn mit der Hypochondrie. „Wer weiß, ob sie wirklich gerade zu uns kommt, ob sie nicht unterwegs erlischt, uns überspringt, matt wird durch Morden, daß man sie fassen kann!“ das sind die Stimmen im Volke; man will so ungern vom guten Leben lassen. So haben die Wiener gebacht und Eis gegessen und Kirschkuchen und gewalzt, bis sie mitten unter ihnen war und mitwalzte. Sie kommt näher, man wird träger und spricht von ihr als von einer — Freundin, ungefähr wie die Griechen in ihrem Euphemismus den ungastlichen Pontus den ευξεινος nannten. Wer sich diät hält, heißt es, geht frei aus; man trozt auf seine Jugend. Nun ist sie plözlich da, nachdem man die ersten Fälle abgeläugnet hat. Heulen und Zähnklappern ist mit ihr eingezogen. Man wagt nicht zu athmen. Jeder Todesfall, den man nicht Gurken und Melonen unterschieben kann, zumal der eines Bekannten, erregt Entsezen, man fühlt den Tod in den eigenen Eingeweiden. Aber nun geht es langsam, gewöhnlich vorwärts. Die Sterbenden sind unbekannte Personen, es sterben auch gerade täglich nicht so viele, als man gedacht, die Sonne scheint dazu, und plözlich ist der Muth wieder da. Der Furchtsame lacht über die Furchtsamen. Man vergleicht die Sterbetabellen von sonst und jezt, und findet es ganz natürlich, daß Menschen sterben, da Niemand ewig leben kann. Einige gehen so weit, zu behaupten, die gefürchtete Krankheit sey gar nicht da; es sey eine Fiction der Aerzte, nichts Asiatisches darin, alles gewöhnlich, herkömmlich, europäisch; das Ganze ein Popanz, die Völker zu erschrecken. Mindert sich nun gar in den nächsten Wochen die Anzahl der Opfer, so ist der böse Gast schon auf der Retirade; man verachtet die Vorsicht, knöpft die Röcke auf, trinkt ein Glas Wein mehr, bleibt Abends länger aus und überläßt sich der Hoffnung. — Da schlägt es bei einem Bekannten, einem Freunde ein; wir sehen ihn heute wohl und munter, und morgen existirt er schon nicht mehr; sie haben ihn über Nacht still, heimlich hinausgetragen; es wüthet in einem Hause, drei — vier — fünf Mitglieder fallen schnell hintereinander als Opfer; es wird schlecht Wetter, die Aerzte schütteln den Kopf und — die erste Angst ist wieder da.

Auf dieser Stufe stehen wir jezt. Die erste Furcht war überwunden, wir glaubten, mit ihr die Gefahr; aber diese pocht wieder an den Thüren der Palläste und den Hütten aequo pede — denn es gibt bekanntlich im Verhältniß *mehr* Tagelöhner als Feldmarschälle, und drei Feldmarschälle haben schon daran glauben müssen — die Zahl der Erkrankenden wächst, die Kenntniß der Aerzte nicht in gleicher Progression; die Heilungen sind noch immer Werke des Zufalls, und hinter uns kommt der graue Nachzügler, der allen Muth rauben könnte. Denn das Beispiel von Odessa, Moskau, Riga lehrt wohl, daß wir sie nicht mit einem Besuche los werden. Noch immer, mitten unter uns, nachdem sie schon an tausend Opfer mit sich genommen, wandelt sie im Schleier des Geheimnisses. Kaum, daß wir so viel gewonnen haben: daß sie keine Pest ist, die durch Berührung ansteckt. Aber was ist sie? Hier ein Wechselfieber, dort eine Ruhr, hier ein Krampf; hier schnell tödtend, oder schnell überwunden, dort eine längere Krankheit, mit dem Tode oder einer Nachkrankheit endend. Nicht einmal der Tod ist das sicherste Zeichen.

Zur Kulturgeschichte unserer Zeit, und wie der Mensch ein übermächtiges Element, das er noch nicht kennt, anfaßt, dazu mag ihre Ankunft bei uns dereinst reichen Stoff hergeben. So viel ist gewiß, hier ist nicht der erste Schiffer aufgetreten. Es lassen sich Bücher, wo nicht Bibliotheken über die Mißgriffe schreiben. Verschwendete Millionen, das Leben von Tausenden liefern einen traurigen Beleg für die alte Wahrheit: daß kein Staat ein wissenschaftliches Prinzip, eine Theorie als alleinseligmachend adoptiren soll. Es ist die große Tragödie für die Statistiker, eine umgekehrte von der dramaturgischen; es zerschellt das vollkommenste Gesez an dem Uebermenschlichen, das uns zur Zeit noch wie Willkühr und Zufall dünkt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt N. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. November 1831.

Wie beherzt in Reim und Prose
Redner, Dichter sich ergehn,
Soll des Lebens heitre Rose
Frisch auf Malertafel stehn,
Mit Geschwistern reich umgeben,
Mit des Herbstes Frucht umlegt,
Daß sie von geheimem Leben
Offenbaren Sinn erregt.

Goethe.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Wenn ich nicht irre, kennt man schon durch Lithographie die Piferari von Robert, die jezt zur Ausstellung gekommen sind, und jene Pfeifer aus den albanischen Gebirgen vorstellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern musiziren und gleichsam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieses Stück ist besser gezeichnet als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bolognesisches, wie etwa ein kolorirter Kupferstich. Doch bewegt es die Seele, als hörte man die naivfromme Musik, die eben von den albanischen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefsinniger, ist ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche sieht, die unbedeckt, nach italienischer Sitte, von der barmherzigen Brüderschaft zu Grabe getragen wird. Leztere, ganz schwarz vermummt, in der schwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, schreitet dahin wie ein Gespensterzug. Auf einer Bank, im Vordergrunde, dem Beschauer entgegen, sizt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verstorbenen. Aermlich gekleidet, tiefbekümmert, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen sizt der alte Mann in der Mitte zwischen dem Weibe und dem Knaben. Er schweigt; denn es gibt keinen größeren Schmerz in dieser Welt, als den Vaterschmerz, wenn er, gegen die Sitte der Natur, sein Kind überlebt. Die gelbbleiche Mutter scheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Brod in den Händen, er will davon essen, aber kein Bissen will ihm munden ob des unbewußten Mitkummers, und um so trauriger ist seine Miene. Der Verstorbene scheint der älteste Sohn zu seyn, die Stütze und Zierde der Familie, korinthische Säule des Hauses, und jugendlich blühend, anmuthig und fast lächelnd liegt er auf der Bahre, so daß in diesem Gemälde das Leben trüb, häßlich und traurig, der Tod aber unendlich schön erscheint, ja anmuthig und fast lächelnd.

Der Maler, der so schön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzustellen gewußt: sein großes Meisterwerk, „die Schnitter,“ ist gleichsam die Apotheose des Lebens; bei dem Anblick desselben vergißt man, daß es ein Schattenreich gibt und man zweifelt, ob es irgendwo seliger und lichter sey, als auf dieser Erde. „Die Erde ist der Himmel und die Menschen sind heilig, durchgöttert,“ das ist die große Offenbarung, die mit seligen Farben aus diesem Bilde leuchtet. Das Pariser Publikum hat dieses gemalte Evangelium besser aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariser haben jezt gegen leztern sogar ein allzuungünstiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italienisch blühendsten Abendlichte erblicken wir auf dem Robertschen Ge-

mälde. Der Mittelpunkt desselben ist ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit schweren Ketten geschirrten Büffeln gezogen wird, und mit einer Familie von Landleuten beladen ist, die eben Halt machen will. Rechts sitzen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelsackpfeifer musizirt und ein lustiger Gesell zu diesen Tönen tanzt, seelenvergnügt, und es ist als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und schön, Blumen, belastet mit Aehren; auch kommen von derselben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüstig schmachtend mit zu Boden gesenktem Blick einherschwankt, der andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwischen den beiden Büffeln des Wagens steht ein stämmiger, braunbrustiger Bursche, der nur der Knecht zu seyn scheint und stehend Sieste hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt, weich gebettet, der Großvater, ein milder, erschöpfter Greis, der aber vielleicht geistig den Familienwagen lenkt; an der andern Seite erblickt man dessen Sohn; ein kühnruhiger, männlicher Mann, der mit untergeschlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels sizt und das sichtbare Zeichen des Herrschens, die Peitsche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, fast erhaben, steht das junge schöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Rose mit einer Knospe, und neben ihr steht eine eben so holdblühende Jünglingsgestalt, wahrscheinlich der Bruder, der gern beihülfe und die Leinwand der Zeltstange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jezt gestochen wird und vielleicht schon nächsten Monat als Kupferstich nach Deutschland reist, so erspare ich mir jede weitere Beschreibung. Aber ein Kupferstich wird eben so wenig wie irgend eine Beschreibung den eigentlichen Zauber des Bildes aussprechen können. Dieser besteht im Kolorit. Die Gestalten, die sämmtlich dunkler sind als der Hintergrund, werden durch den Widerschein des Himmels so himmlisch beleuchtet, so wunderbar, daß sie an und für sich in freudigst hellen Farben erglänzen und dennoch alle Conturen sich streng abzeichnen. Einige Figuren scheinen Porträt zu seyn. Doch der Maler hat nicht, in der dummehrlichen Weise mancher seiner Kollegen, die Natur treu nachgepinselt und die Gesichter diplomatisch genau abgeschrieben; sondern, wie ein geistreicher Freund bemerkte, Robert hat die Gestalten, die ihm die Natur geliefert, erst in sein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, sondern nur ihre irdischen Schlacken einbüßen, ehe sie selig hinaufsteigen in den Himmel, so wurden jene Gestalten in der glühenden Flammentiefe des Künstlergemüthes so fegfeurig gereinigt und geläutert, daß sie verklärt emporstiegen in den Himmel der Kunst, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrscht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer sterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigstens nicht älter wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Du erinnerst Dich doch wohl noch der Freude meines Vaters, als er die Nachricht erhielt, Herr von Blandheim, sein geliebtester Jugendfreund, werde seine Güter in Böhmen verlassen, um sich auf immer in seiner Nähe, auf Schloß Blandheim, anzusiedeln; wie der finstere, strenge Mann, der sonst Tagelang kein Wort sprach, und in dessen Gegenwart selbst meine edle Mutter beklommen schien, so geschäftig hin und her lief, als habe er wer weiß was alles auf die Ankunft des Freundes zu bereiten, wie er meine Mutter bat, doch ja alles recht förmlich einzurichten und es an nichts fehlen zu lassen, was dem alten Herrn, der ein Chevalier du Siècle de Louis XIV. sey, zeigen könne, welche Wichtigkeit man seiner Erscheinung beilege, und daß hier nichts von dem leichten Mobetande gefunden werde, den er verabscheue, und wie er aus zwei Zimmern die hübschen, erst von Paris gekommenen Geräthschaften fortschaffen und durch antike, schwerfällige Stücke ersetzen ließ, damit der Gast ja kein Aergerniß nehmen möge. Was Du aber nicht weißt, weil ich erst kindisch genug war, ein Geheimniß für mich allein haben zu wollen, und nachher mich schämte, Dir es zu gestehen, ist eine Aeußerung meines Vaters, die ihm augenscheinlich nur in der Freude seines Herzens entschlüpfte, die aber doch, um des voreiligen Eindrucks willen, den ich dadurch erhielt, den Grund zu allem legte, was späterhin Schlimmes in dieser Angelegenheit geschah. Er spazierte, wie er seit dem erhaltenen Briefe alle Tage that, am Ende unseres Parks, wo man die alterthümliche Burg Blandheim im Auge hat, die zwischen dichtem Gebüsch so düster ins Thal herunter schaut. Gegen seine Gewohnheit hatte er mich, die er im Blumengarten traf, an die Hand genommen, und suchte sich mit dem Mädchen zu befreunden, das er sonst wenig achtete, und das eben darum jezt verschüchtert und einsylbig ihm zur Seite ging. „In wenigen Tagen,“ sagte er, indem er plötzlich stille stand und nach Blandheim hinauf zeigte, „in wenigen Tagen ist dort alles lebendig und ich kann meinem alten Freunde einen guten Morgen

zu seinen gothischen Fenstern hinauf winken. Gieb Acht, Lorchen, das wird ein Leben seyn! Da kommt die zahlreichste Dienerschaft, eine Menge prachtvoller Equipagen, aber freilich alles alterthümlich eingerichtet; ganze Meuten der trefflichsten Jagdhunde, denn der alte Blandheim ist ein gewaltiger Jäger, so wie er auch ein Freund der Musik ist und eine halbe Kapelle mit sich führt. Aber Dir insbesondere bringt er etwas mit, das Dich freuen soll; einen Spielgefährten, mit dem Du durch Busch und Feld laufen kannst, so viel Du Lust hast. Auch Tanzen und Musiziren wird Viktor von Blandheim gelernt haben, und da hast Du denn mit einem Male den Gesellschafter, der Dir bei all' Deinen Künsten so Noth that. Ja, wer weiß, wer weiß, Lenore, fängst Du's geschickt an und verstehst Du dem alten Herrn zu gefallen, so wird er für Dich noch mehr als dieß, und Du gelangst in den Besitz eines fürstlichen Reichthums, wo Du dann leben kannst wie eine Prinzessin aus tausend und einer Nacht."

Ich war damals zehn Jahre alt und hatte, außer allem gewöhnlichen Umgang mit Kindern erzogen, keinen von den Begriffen, die leider heutzutage den Mädchen fast mit der Muttermilch eingegossen werden. Doch muß ich glauben, eine Art Instinkt helfe den Mädchen Dinge verstehen, über die sie niemals deutlich nachgedacht haben, und die ihnen noch weniger mit Klarheit gesagt worden sind. Ich errieth augenblicklich, daß der Vater von einer Heirath zwischen mir und dem jungen Blandheim spreche, und obschon ich mir dabei durchaus nichts dachte, als daß ich dann auf der Burg droben würde wohnen müssen, so bekam doch diese und ihr junger Gebieter eine Wichtigkeit bei mir, die nicht ermangelte, meine Einbildungskraft in gewaltige Aufregung zu versetzen. Zwar das alte Schloß gefiel mir keineswegs, denn gegen unser schönes, heiteres Landhaus gehalten, schien es ein Eulennest, und konnte meiner Meinung nach nur einem Alterthumsforscher behagen. Allein das setzte mich weiter in keine Verlegenheit. Ich las eben damals zur Uebung der französischen Sprache die Werke der Madame Beaumont, und wenn ich auch eben den Mährchen in denselben, die mir am besten gefielen, keinen bestimmten Glauben beimessen durfte, so meinte ich doch im Herzen, es würde sich wohl irgend eine Zauberruthe finden, welche die schwarzen bemoosten Mauern und die spitzen Thürme in ein schönes Gebäude mit breiten Terrassen und hübschen Gärten umzuwandeln vermöchte.

Viel weniger Sorge noch verursachte mir der junge Blandheim, von dem sich meine geschäftige Phantasie ein so reizendes Bild schuf, daß er, sollte er ihm gleichen, eher einem jugendlichen Halbgotte, als einem deutschen Baron ähnlich sehen mußte. Mit einem blonden Lockenkopfe und dunkelblauen Augen, aus denen ein heitrer Muthwille blickte, seine schöne leichte Gestalt auf das modischste und zierlichste geputzt, in allen ritterlichen und gesellschaftlichen Künsten erfahren, mit Gewandheit und Liebenswürdigkeit in Ton und Betragen: so stand derjenige vor mir, von dem mein Vater gesagt hatte: „Lenore, wenn Du klug bist, so kann er mehr für Dich werden, als ein Spielgefährte." Ich dachte mich mit ihm in alle die Beziehungen, die ein wahrhaft unschuldiges, aber sehr eitles Mädchen sich denken kann, sah, wie ich bei dem Feste, das der Vater zum Empfange des Freundes zu geben gesonnen war, die Gavotte vor dem versammelten Adel mit ihm würde tanzen müssen, wie laut schallender Beifall mich entzücken, wie aller Augen auf meinem Mittänzer und mir mit Bewunderung ruhen, wie dieser hingegen nur für mich besorgt seyn, und ein Paar Fräulein aus der Nachbarschaft, die ich nicht leiden mochte, mich um des Glückes willen, so sichtlich von dem Helden des Tages vorgezogen zu seyn, mit scheelen, neidischen Blicken verfolgen würden. Alle diese Träumereien eines kindischen Herzens — wahrlich, ich würde Dich nicht damit unterhalten, wenn sie Dir nicht Licht über Manches geben müßten, das auf den Grund meiner Seele gelegt wurde und in so unauslöschlichen Zügen eingeätzt blieb, daß nicht nur die Heftigkeit des Eindrucks, den ich durch die Wirklichkeit empfing, sondern auch die Möglichkeit Dir erklärlich werden wird, wie nach vielen Jahren diese ersten Bewegungen meiner Seele ungünstig nachwirkten.

Erinnere Dich jener Tage, wo mit dem Anfange des Frühlings die ersten Vorboten des Barons auf Blandheim anlangten; wie es uns belustigte, ganze Karavanen von beladenen Wagen die steile Schloßstraße hinan ziehen zu sehen, und die Förmlichkeit zu beobachten, mit welcher die Dienerschaft ihre verschiedenen Abstufungen behauptete, keiner in das Amt des andern griff und jeder mit der steifsten, wunderlichsten Gravität seine ihm zukommenden Geschäfte verrichtete, wobei freilich die altmodischen Kleidungen, die Zöpfe und frisirten Locken dieser alten Diener in eben so lebhaftem Kontraste mit allem standen, was ich bisher gesehen hatte, als ihr ganzes übriges Thun und Walten. Sonderbar aber ist es, daß mir niemal das Schrichwort einfiel: wie der Herr, so die Diener! und daß an dem schönen Gemälde, das ich im Herzen trug, um der seltsamen Erscheinungen willen auch nicht ein Strich verändert wurde.

Endlich hieß es, die Herrschaft auf Blandheim sey angekommen, und mein Vater eilte, den lang Ersehnten zu begrüßen. Du weißt gewiß noch, wie heiter und wohlgemuth er zurückkam, wie er versicherte, Blandheim sey noch ganz der Alte. „Ein sonderbarer Kauz ist und

bleibt er freilich," fügte er hinzu, indem er lächelnd das Zimmer auf und nieder schritt; „eine lebendige Reminiscenz des vergangenen Jahrhunderts, die in der Gegenwart äußerlich nirgends an ihrer rechten Stelle stehen kann. Aber auch nur äußerlich, denn das Innere seines Wesens muß sich an alles passen, was gut und tüchtig ist." Nie werde ich den halb besorgten, halb ernsten und strengen Blick vergessen, den er bei diesen Worten nach mir hinwarf. Als die Mutter mit Dir hinweggegangen war, um noch einiges auf den morgenden Tag vorzukehren, wo die Fremden bei uns speisen sollten, trat er auf mich zu und sprach in einem, gegen seine Gewohnheit fast bittenden Ton: „Leonore, benimm Dich morgen verständig, wie ich es von meiner Tochter erwarten kann, und laß keine kindischen Aufwallungen über Dich siegen, wenn Du auch Dinge sehen solltest, die Dir ungewöhnlich vorkommen und Deinen Muthwillen reizen könnten. An der morgenden Stunde und an Deinem Benehmen hängt manches, dessen Gelingen ich als meines Lebens höchstes Glück ansehe; mache, daß ich es nicht auf's Neue beklagen muß, nur eine Tochter und keinen Sohn zu haben." Diese Aeußerungen mußten mir damals dunkel und unverständlich vorkommen; aber meines Vaters Stirne hatte sich während dem Sprechen mit einer so finstern Strenge gefurcht, seine Augen schauten mich so drohend an, daß ich unwillkührlich zurückbebte und eine unbestimmte Aengstlichkeit mich den folgenden Tag mit Furcht und Besorgniß erwarten ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Fortsetzung.)

Widerstand und Rückzug der Contagionisten.

Es scheint uns hier entsetzlich schwer zu werden, diese Wahrheit zu fassen, und wir, die wir die Kuhpocken, Pestalozzi, das Turnen und leztlich noch Hegel als Staatskrankheiten, Staats-Erziehungsmethoden und Staatsphilosophien adoptirt hatten, konnten uns die Cholera für unsern Erziehungsleisten nicht entgehen lassen und erklärten sie officiell für contagiös. Etwas officiell Registrirtes für einen Irrthum anzuerkennen, darf in einem wohlregistrirten Staate nicht vorkommen. Wir haben sie einmal für ansteckend erklärt, wir dürfen nun nicht wieder davon abgehen. Die Gelehrtenwelt, die Erfahrung, der helle Sonnenschein sprachen nun evident dagegen, aber es stand geschrieben und gedruckt und untersiegelt: „sie steckt an;" also darf man sich kein Dementi geben! Oesterreich ist dießmal so kühn und freisinnig vorangegangen, es hat erklärt, wir haben uns geirrt, und mit einem Federstrich sind alle hemmenden Maasregeln aufgehoben. Bestehen konnten sie auch bei uns nicht bleiben, die Glieder arbeiteten nicht und der Magen verhungerte; aber man hat sich gedreht und gewendet und accordirt und Ausnahmen über Ausnahmen gemacht, um das Princip nur nicht zu verletzen. Ein ganzer künstlich organisirter, trefflich administrirter Staat muß sich aus seinen Gelenken und Geleisen rücken lassen, um den Ausspruch eines Arztes nicht zu Schanden werden zu lassen!" Ist das kein Wunder der Zeit, keine lebendige Satire?

Lange genug hat sich unser medicinischer Präsident, Dr. Rust, gewehrt. Wäre es nach ihm gegangen, so wäre Berlin jezt eine Wüste, wo Gras auf den Straßen wüchse und nur die Leichenträger frei umhergingen; man hörte nur die Todtenglocke und eine gute Parthie Häuser läge schon in Schutt niedergerissen. So aber hat die gesunde Vernunft ihm eines nach dem andern abdisputirt, offene Kirchen, Schulen, Theater. Lange Zeit schüzte ihn die Censur. Der Strom war aber zu mächtig, der Wall brach. Seit alle Zeitungen und Zeitschriften (und darunter die Staatszeitung die gediegensten) Aufsäze aufnahmen, welche evident das Gegentheil der officiellen Annahme beweisen, sind die Contagionisten mit ihrem Präsidenten als eine völlig geschlagene Parthei zu betrachten. Zwar geschieht noch das Mögliche, durch allerlei aufgesammelte Histörchen die Ansteckung glaublich zu machen; indessen werden diese Anekdoten jedesmal durch eben so viele, welche das Gegentheil beweisen, gehörig widerlegt. Dem Dr. Rust ist am Ende nichts übrig geblieben, als die Retraite zu blasen. Dieß ist durch einen langen Aufsaz in der Staatszeitung geschehen, wodurch er sein Verfahren zu rechtfertigen sucht. Dieß geschieht aber noch mit so sonderbaren Anmaßungen, z. B. mit der Behauptung, daß die Nüzlichkeit der Contumazirung und des Desinfections-Verfahrens immer mehr den Berlinern einleuchte, (!) daß Angst vor der Cholera gar nicht schädlich, vielmehr insofern heilsam sey, als sie zur Vorsicht und Mäßigkeit antreibe, überdieß mit Gründen, welche sich wohl für den Advokaten einer mißlichen Sache, aber für keinen Vorsteher einer Prüfungs-Commission eignen, dergestalt, daß Dr. Rust durch diesen Rückzug nicht den Ruhm eines Xenophon, Moreau und Dembinski einernten wird; noch dazu, da das Publikum mit König Bolingbroke von Percy sagen kann: „Er gibt ja die Gefangenen nicht heraus", denn es wird noch immer contumacirt, wenn auch nur fünf Tage, und desinficirt, daß es zum Spott wird.

Das Schloß von Charlottenburg ist auf diese Commissions-Vorstellung dergestalt contumacirt, cernirt und separirt, daß viele hunderte von Schloßangehörigen und wachthabenden Militairs von der übrigen Welt und ihren Angehörigen wie durch ein Weltmeer getrennt sind. Der Boden ist feucht, den Leuten fehlt die Bewegung, und gegen hundert von diesen Gesicherten und Sichernden lagen bereits an andern gefährlichen Krankheiten darnieder, als nun auch ein Weltmädchen von der entsezlichen Krankheit befallen wurde, und alle Kosten, alle Entbehrungen sind nun für nichts! — Seine Majestät der König allein zeigt sich, was seine Person betrifft, gern dem Publikum, und mag den Eigensinn der gebieterischen Aerzte wie sein Volk bedauern. Man geht aber von dem einmal Angenommenen nicht gern ab. Der Herzog Carl von Mecklenburg hat (zum Theil auch wohl Prinz August von Preußen) keine der Restrictivmaaßregeln angenommen und tritt öffentlich ohne alle Vorsicht auf, was nicht wenig hier zur Popularität beiträgt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 265.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 5. November 1831.

Dilu! qu'il est amusant! Mais c'est un vrai trésor;
Il a ressuscité les moeurs du siècle d'or,
Et j'ai cru voir marcher un portrait de famille.

Delavigne.
L'école des vieillards.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Soll ich Dir die Scene noch einmal malen, deren Einzelnheiten einen so tiefen Eindruck auf mich machten, daß ich nach langer Zeit in einer bösen bösen Stunde sie auf's Papier zu zeichnen im Stande war, ja, daß weder Jahre noch Alter sie aus meiner Erinnerung zu wischen vermögen werden? Die schönste Frühlingssonne sandte ihre erquickenden Strahlen auf die Erde herunter, die sich mit der buntesten Farbenpracht geschmückt hatte, und entlockte ihr Düfte und Klänge und Melodien, die Herz und Sinne mit süßem Zauber umfingen. Meine Mutter, die jede Gelegenheit ergriff, dem Vater gefällig zu seyn und mit stiller Anspruchslosigkeit alles zu thun, was er wünschte, hatte sich heute in den größten Staat geworfen und an ihrem Anzuge manches unmerklich verändert, so daß er die gewohnte Leichtigkeit und Anmuth fast ganz verloren hatte, und sie mir beinahe vorkam, wie eins der Bilder, die in dem großen Ahnensaale hingen. Du warst mit dem Bereiten des Frühstücks beschäftigt und ich hatte mich nach der wortlosen Verwunderung, die mir der Anblick der Mutter verursacht hatte, vor einem Rosenstrauche niedergelassen, als ein großes Geräusch mich aufmerksam machte und ich, mich wendend, noch eben den Moment des Einzugs der Blandheimschen Familie erhaschte. Wir haben beide späterhin den alten Baron herzlich lieben und achten gelernt und in ihm den gutmüthigsten, edelsten Mann, dessen einzige, unschädliche Grille durch eine Menge guter Eigenschaften beinahe ehrwürdig gemacht wurde; aber gestehen wirst Du gern, daß sein erster Anblick für ein junges, unbesonnenes, zum Spott geneigtes Mädchen etwas so Seltsames, rein Komisches haben mußte, daß es ihr zu verzeihen war, wenn sie dem heftigsten Lachreiz nur darum zu widerstehen vermochte, weil der Vater mit ernstem Gesicht, auf welchem drohende Gewitterwolken ruhten, an seiner Seite schritt. Die tiefen Verbeugungen, die dann zwischen meiner Mutter und dieser alterthümlichen Figur, die wie ein Gespenst aus grauer Vergangenheit in unsere schöne, geschmackvolle Gegenwart hereinfiel, gewechselt wurden, die Förmlichkeit, mit welcher die Spitzen der Finger geküßt und auf die Stühle hin komplimentirt wurde, waren ein neues, ganz unerwartetes Schauspiel für mich, das mir den Gedanken an den jungen Begleiter, der doch nothwendig mitkommen mußte, einige Minuten lang aus dem Sinne brachte; aber als die erste Neugierde befriedigt war und ich um mich herumschaute: hilf Himmel! wie zerstörte eine einzige Sekunde alle die reichen Zeichnungen meiner Phantasie! Nun, Du selbst, meine weise Freundin, welche als Gegensatz von mir die Bonne immer „Lady Sensée“ nannte, Du selbst konntest Dich damals des Lachens nicht enthalten; wie sollte ich ihm widerstehen, deren flüchtiger Leichtsinn ja unaufhörlich gerügt wurde. Aber auf die erste Anwandlung von Lachen folgte eine wenigstens eben so starke von Weinen; denn wie sollte ich meine freund-

lichen Bilder mit der wunderbaren Erscheinung vereinen, die auf einmal greller und unbehülflicher noch als der kleine Karl auf den Kupferstichen in Weißens Kinderfreund vor mir stand. Alle meine geträumten Triumphe sanken in einem Nu zusammen, denn dieser Mensch und sein hochfrisirtes Toupet nebst den steifen Seitenlocken — wie hätte ich, mit meinem frei herumfliegenden Haar, mit dem leichten, mit Blumen besezten Florkleide, neben ihm mich ausnehmen müssen? Und die Schöße dieser großblumigten Weste, die beinahe auf seine Knie herunter reichten, das ausgesteifte Kleid mit blaßgelbem Unterfutter, diese runden Schuhe mit großen Steinschnallen, wie hätten sie in einer Gavotte figuriren sollen? Der Knabe, der eine solche Kleidung trug, hatte in seinem Leben nicht Tanzen gelernt, oder war es geschehen, so konnte bestimmt nur die Menuet für ihn passen, und diese war mir ein Greuel. Was half es, daß der arme Viktor nach den ersten etwas steifen Verbeugungen mit unverkennbarer Gutmüthigkeit nach mir herüberblickte, daß er, sobald er sich nicht mehr unter der unmittelbaren Zucht seines pedantischen Hofmeisters befand, sich mit offener Freundlichkeit an mich wandte und mich nach seinen besten Kräften zu unterhalten strebte; was half es, daß der edle Knabe, der ungeachtet seiner ungewöhnlichen Aussenseite bald von allen, die ihn kennen lernten, herzlich geliebt wurde, mir alles zu Gefallen that, was er mir an den Augen absehen konnte. Viktor war mir einmal lächerlich geworden, ich konnte mich mit einem Aeußeren nicht versöhnen, das auch mich, wie ich meinte, lächerlich machen würde, sollte ich in Gesellschaft neben ihm erscheinen.

Du erinnerst Dich des Festes, das uns der alte Baron bald nach seiner Ankunft gab und das sich in allen Einzelnheiten eben so förmlich und steif gestaltete, als er selbst war? Mehr um der Langenweile zu entgehen, als weil es mich eigentlich gelüstete, äußerte ich den Wunsch, das Schloß zu besehen, und Viktor führte mich nun aus einer schauerlichen Halle in die andere, von Thurm zu Thurm, von Hof zu Hof, sogar in die Burgverließe mußte ich hinunter blicken. Das Grauen, das mir von überall her entgegen trat, das von den dunkeln Wänden der weiten Zimmer aus alten Gemälden zu mir herunter schaute, das mir in dem Widerhall unserer Schritte und Stimmen nachzueilen schien, war unbeschreiblich, und ich konnte es nicht verbergen. Hier zeigte sich zum ersten Mal recht deutlich, wie Ansicht und Bildung unserer Seelen einander schroff gegenüberstanden, denn was mir Schrecken und Furcht erregte, das war seine Freude, und was ich an seiner Stelle heute noch umgetauscht haben würde, darin fand er seinen Stolz, und er würde seine altersgrauen Mauern nicht für das schönste moderne Gebäude hingegeben haben. „Aber nicht wahr, Viktor,“ sagte ich in kindischer Unbefangenheit, „das alles muß neu und umgeändert werden? Die garstigen alten Mauern müssen neu getüncht, die Schießlöcher, die Niemand mehr braucht, müssen ausgebrochen und große helle Fenster hineingesezt, die braungetäfelten Zimmer, in denen man sich am hellen heitern Tage fürchtet, müssen mit hübschen Tapeten überzogen und vor allem die häßlichen Bilder weggenommen werden, die Einem nachschauen, man mag gehen wohin man will.“ Hättest Du da die Gestalt des funfzehnjährigen Knaben gesehen, wie sie sich emporrichtete, daß er ein bereits erwachsener Jüngling schien, und wie er mit sanftem Ernste zu mir sagte: „Lorchen, rede nicht einfältig; Tapeten und große Fensterscheiben und alle der neumodische Kram paßt nicht in diese Burg, so wenig die alten Möbeln und das dunkle Getäfel zu Eurem Hause taugen würden; und es ist nicht gut, wenn man flickt und leimt und bessert und auf das Alte einen neuen Fleck sezt. Ganz muß der Mensch seyn, was er seyn will, und auch die Wohnung hüten, daß nichts Gemischtes in ihr walte. Ich würde mich der Sünde schämen, wenn ich einen Stein von diesem ehrwürdigen Gebäude verrücken wollte, und meines Bleibens würde hier nicht mehr seyn, wären diese Wände mit Flitterstaat bekleidet, fände ich nicht in jedem Theile unserer Burg den alten Geist der Ritterlichkeit und Treue wieder, den auch ich in meiner Brust trage.“

Ich war damals noch ein sehr unverständiges Mädchen, liebe Karoline, aber dennoch flößte mir die Begeisterung, mit welcher Viktor sprach, eine Achtung ein, die mich unfähig gemacht hätte, auf irgend eine Weise seiner edlen Ansicht zu widersprechen, hätte ich sie auch ganz begreifen und in mich aufnehmen können. Er öffnete am Ende der langen Gallerie eine große Thüre und ich erblickte überrascht eine kleine, zierlich geschmückte Hauskapelle, deren Altar noch aus der Zeit herstammte, wo Blandheims Familie sich zu der katholischen Religion bekannte, jezt aber in einen einfachen Taufstein umgewandelt und mit einer schönen Abnahme vom Kreuze geziert war. „Hier ist mein liebster Aufenthalt,“ sagte Viktor, indem er mich zu dem mit Sammt bedeckten Stuhle der Gutsherrschaft führte und sich neben mich sezte; „hier ist es so heimlich und still, und wenn ich schon weiß, daß ich überall unter Gottes Augen wandle, so scheint es mir doch, ich sey hier in unmittelbarem näherem Verkehr mit ihm. Hast Du auch fleißig beten gelernt, Leonore?“ fragte er schnell und mit Bedeutung. Diese Frage, die wohl selten einem Mädchen meines Alters von einem Knaben des seinigen vorgelegt worden seyn mochte, war weit entfernt, mich zu befremden, denn Du weißt, daß die innige, ungekünstelte, heitere Frömmigkeit meiner Mutter und Deines guten Vaters mich früh zu Gott geleitet hatte, und daß ich gewöhnt war, mich dessen nicht zu schämen, was zu seinem Dienste gehörte. Deßhalb

sagte ich ohne die mindeste Scheu, was mir theils mein Herz eingab, theils mein Gedächtniß über diesen Gegenstand schon Gehörtes zurückrief. Er schien sehr zufrieden damit und drückte meine Hand freundlich an seine Brust. „Das ist gut, da denken wir Eins wie das Andere, und das muß auch so seyn, denn in acht bis neun Jahren wirst Du meine Frau, das habe ich dem Vater abgemerkt; dann kommen wir in schönem Zuge hieher, legen vor jenem Altare das Gelübde ab, uns zu lieben bis zum Grabe, und leben dann so bieder und einfach, wie die Ritter und Frauen es thaten, die vor uns auf diesem geweihten Boden Versprechungen ablegten und sie auch hielten.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

In der Farbengebung des Robertschen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An diesen erinnert mich ebenfalls die architektonische Schönheit der Gruppirung. Auch einzelne Gestalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus seiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die strengen Typen des Perugino, zwar sonderbar treu, aber doch holdselig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwischen Robert und dem größten Maler der katholischen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtschaft zu gestehen. Es ist indessen nur eine materielle Formenverwandtschaft, nicht eine geistige Wahlverwandtschaft. Raphael ist ganz getränkt von katholischem Christenthum, einer Religion, die den Kampf des Geistes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausspricht, eine Unterdrückung der Materie beabsichtigt, jeden Protest derselben eine Sünde nennt, und die Erde vergeistigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholizismus erloschen ist. Denn, beiläufig gesagt, der Ausdruck der Charte, daß der Katholizismus die Religion der Mehrheit des Volkes sey, ist nur eine französische Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerseits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich protestierte, als sie jüngst die Kirchen demolirte und die Heiligenbilder in der Seine schwimmen lehrte. Robert ist ein Franzose, und er, wie die meisten seiner Landsleute, huldigt unbewußt einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geistes mit der Materie nichts wissen will, die dem Menschen nicht die sicheren irdischen Genüsse verbietet und dagegen desto mehr himmlische Freuden ins Blaue hinein verspricht, die den Menschen vielmehr schon auf dieser Erde beseligen möchte und die sinnliche Welt eben so heilig achtet wie die geistige Welt; „denn Gott ist alles, was da ist.“ Roberts Schnitter sind daher nicht nur sündenlos, sondern sie kennen keine Sünde, ihr irdisches Tagwerk ist Andacht, sie beten beständig, ohne die Lippen zu bewegen, sie sind selig ohne Himmel, versöhnt ohne Opfer, rein ohne beständiges Abwaschen, ganz heilig. Daher, wenn auf katholischen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geistes, mit einem Heiligenschein umstrahlt sind und die Vergeistigung dadurch symbolisirt wird, so sehen wir dagegen auf dem Robertschen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Mensch, der Leib eben so gut wie der Kopf, vom himmlischen Lichte, wie von einer Glorie, umflossen ist.

Aber der Katholizismus ist im neuen Frankreich nicht blos erloschen, sondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluß auf die Kunst, wie in unserm protestantischen Deutschland, wo er durch die Poesie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es ist vielleicht bei den Franzosen ein stiller Nachgrimm, der ihnen die katholischen Traditionen verleidet, während für alle andere Erscheinungen der Geschichte ein gewaltiges Interesse bei ihnen auftaucht. Diese Bemerkung kann ich durch eine Thatsache beweisen, die sich eben wieder durch jene Bemerkung erklären läßt. Die Zahl der Gemälde, worauf christliche Geschichten, sowohl des alten Testaments als des neuen, sowohl der Tradition als der Legende, dargestellt sind, ist im diesjährigen Salon so gering, daß manche Unter-Unterabtheilung einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig bessere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitausend Nummern des Katalogs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein schon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scotts Romanen dargestellt sind, über dreißig gezählt werden. Ich kann also, wenn ich von französischer Malerei rede, gar nicht mißverstanden werden, wenn ich die Ausdrücke „historische Gemälde“ und „historische Schule“ in ihrer natürlichsten Bedeutung gebrauche. Delaroche ist der Chorführer einer solchen Schule; von ihm ein andermal.

(Schluß des zweiten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Herr v. Arnim. Choleraschriften. Literarische Notizen.

Besonders trefflich hat sich bei allen Choleramaaßregeln unser Polizeipräsident, Herr v. Arnim, benommen und das durch Vieles von dem wieder gut gemacht, was bis dahin durch die Monate langen Kommissionsberathungen versäumt worden. Es existiren doch jezt schnell errichtete Lazarethe in

allen Theilen der Stadt, die Schutzkommissionen sind, wenn auch noch mit etwas zu viel Geräusch, thätig. Ihm verdanken wir die Abwendung der Fleischtheurung, indem er die Schlächter auf eine Weise, die ihm durch keine Instruktion vorgeschrieben, billige Preise zu setzen nöthigte. Er hat nämlich sämmtliche Schlächtermeister zusammenkommen lassen, ihnen die Unbilligkeit, so hohe, für die Armen unerschwingliche Preise zu machen, vorgestellt, zumal da bei der freien Zufuhr keine Nothwendigkeit sie dazu treibe. „Wohl weiß ich," ist er dann hervorgetreten, „daß hier Gewerbefreiheit herrscht, und Niemand ist weiter als ich davon entfernt, durch ein improvisirtes Zwangsgesetz diese segensreiche Institution zu verkümmern, um einer augenblicklichen Noth abzuhelfen. Allein, meine Herren Meister, kein Gesetz hindert mich, mir selbst auch ein Schlächterpatent zu lösen, und ich gebe Ihnen mein Wort, wenn die Fleischpreise nicht innerhalb acht Tagen heruntergegangen, lege ich in jedem Viertel der Stadt einen Fleischscharren an, und ich versichere Sie, ich werde so billige Preise stellen, daß es Ihnen nachher schwer fallen soll, mit mir als Fleischer Konkurrenz zu halten." Dies argumentum ad hominem hat denn seine Wirkung nicht verfehlt. Die Schlächter bedankten sich für die Ehre, den Polizeipräsidenten in ihrer freien Zunft aufgenommen zu sehen, und die Armen konnten wieder anfangen Fleisch zu essen. — Indessen konnte der Präsident den Hühnern nicht verbieten, zu krepiren, dem Wildpret nicht, blau und mager auszusehen, (man meint von dem giftigen Thau) und auch den Aerzten nicht gebieten, manches wieder zu erlauben, was sie vorhin verboten. Daher noch immer verhältnißmäßiger Mangel und Theurung. — Wir haben zwei Cholerazeitungen, eine halb offizielle (von Dr. Caspar) und eine gar nicht offizielle (von Dr. A. Sachs redigirt), beide, obwohl jene mehr das russisch-offizielle Contagionssystem zu vertheidigen suchen muß, weichen doch nicht so von einander ab, als unsere (und die allgemeinen) Diätvorschriften von denen jüngst durch Hahnemann publizirten; und da unser Publikum sich bald noch nicht zu dieser laxeren Theorie zu bequemen gewagt, ist der Kreis des Eßbaren zum Leidwesen unserer Schmecker und Hausfrauen noch immer äußerst eng. Die glühenden Abendhimmel gegen Ende vorigen Monats, Anfangs für Nordlichter gehalten, hatten uns schöne, aber unnatürlich warme Herbsttage gebracht, die aber das Schreckenssystem nur genährt haben.

Die Cholerawitze und Anekdoten wachsen auf üppigem Boden. Furcht und Graus, die Todesnähe selbst, kann sie nicht zurückschrecken. Ein Buchhändler Cosmer gibt ganze Heftchen davon heraus. Ich will diese Zeilen nicht damit beschweren. Nur ein dokumentirtes Curiosum finde hier Platz: In den Lazarethen wird mit jedem Eingebrachten ein kurzes Verhör, wenn er noch sprechen kann, vorgenommen, über Namen, Stand, Wohnung. Alsdann wird über sein Bett eine Tafel mit diesen Angaben gehängt. Nuncius Freimund, ein behaglicher Trinker, wird in einem choleraartigen Zustande auf der Gasse aufgelesen, in den Korb gethan und ins Lazareth geschafft. Dort ist zu gleicher Zeit der Arbeitsmann Gottfried angekommen. Der Wärter verwechselt die Tafeln über ihren Betten, und über dem des Freimund hängt Gottfrieds, über dem des Gottfried Freimunds Name. Der rechte Gottfried stirbt kaum daß er ins Bette gekommen, und der Tod des Nuncius Freimund, denn Freimunds Name schwebt über des Todten Kopfe, wird seiner Behörde und seiner trauernden Wittwe gemeldet. Indessen wacht der ächte Freimund sanft aus seinem Rausche auf, springt aus seinem Cholerabette auf, erklärt sich für ganz gesund und will nach Hause. Man findet den offiziellen Gottfried auch wirklich gesund, allein einmal in ein Cholerahaus gebracht, muß er seine fünf Tage Contumaz aushalten, während welcher Zeit es ihm ganz gleichgültig ist, ob er als Freimund oder als Gottfried gepflegt wird, denn es geht ihm nichts ab. Also erscheint er am sechsten Tage unvorbereitet, ungemeldet als ächter Freimund bei seiner Wittwe, von der man nicht weiß, ob sie damals, oder jezt erst untröstlich geworden.

Ein in seinem Fache sehr bewanderter Gelehrter, der Universitätsprofessor Valentin Schmidt, ein gründlicher Kenner der Literatur des Mittelalters, besonders der romanischen, ist ein jüngstes Opfer der Seuche geworden. Weniger Diätfehler, als, wie man meint, allzu große Aengstlichkeit, sich zu behüten, waren ihm vorzuwerfen. Schmidt neigte mit stiller, schwärmerischer Ueberzeugung zum Katholizismus.

Die Literatur ist still, wie es sich denken läßt. Man spricht von einer royalistischen Zeitschrift, die Professor Jarke herausgeben soll. Der Gedanke wäre gut, wenn sie an einem Orte herauskäme, wo einigermaaßen Preßfreiheit herrscht. Es ist aber leicht, eine Meinung durchführen, wo Niemand widersprechen darf. — Daniel Leßmanns Tod, wie man jezt so ziemlich sicher weiß, durch eigene Hand erfolgt, ist mehr eine Zeitungs- als eine literarische Nachricht. Man kennt hier keine Motive, welche den jungen Schriftsteller zu der That bewogen haben. — Ihnen doch etwas Literarisches in dieser armen Zeit zu nennen, mache ich Sie aufmerksam auf C. Scävolas Novellen, die hier bei Schlesinger herauskommen. Es sind keine Novellen, auch keine eigentlichen Dichtungen im strengen Sinne, aber Erzählungen, die vermöge der Kraft in der Darstellung und der Phantasie in der Erfindung eine eigene Epoche in unserer Erzählungsliteratur machen dürften. Scävola (vermuthlich ein Pseudonym) hat sich schon durch eine Reihe von Novellen im Freimüthigen während zwei Jahren bemerklich gemacht, und sein Talent, besonders seine Gabe anschaulich zu machen und zu fesseln, sollten ihm bei unserem eigentlichen Lesepublikum einen Platz über Clauren und van der Velde anweisen. Seine Phantasie überflügelt beide bei weitem. Schade nur, daß die Behandlung noch oft zu roh ist, und vor den vielen Geistern der Geist nicht Platz genung findet.

Charade.

1. 2.

Ein langer Leib
Fast ohne Kopf,
Mit großem Bart
Von eigner Art,
Doch ohne Schopf.

3.

Umschneide mich,
Ich wachse nur;
Doch füllst du mich,
So schwinde ich
Bis auf die Spur.

Das Ganze.

Eins zwei in drei
Macht auf das Thor.
O Naseweis,
Vom Ganzen weiß
Dein Aug und Ohr.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. November 1831.

— Blutger Thau,
Die Sonne fleckig, und der feuchte Stern,
Deß Einfluß waltet in Neptunus Reich,
Krankt' an Verfinstrung wie am jüngsten Tag;
Und eben solche Zeichen grauser Dinge
Hat Erd' und Himmel insgemein gesandt
An unsern Himmelsstrich.

Shakespeare.

Der schwarze Tod.

In der allgemeinen Zeitung ist schon vor der Ankunft der Cholera in Europa auf die Aehnlichkeit der gleichzeitig mit ihr oder rasch nach derselben eingetretenen Naturerscheinungen mit denen aufmerksam gemacht worden, welche der mörderischsten Seuche in der neuern Geschichte, dem sogenannten schwarzen Tode von 1348, vorangingen, und zwar nach der Zusammenstellung des Staatsraths Bosse [1]) folgendermaßen: Deutschland erbebte in seinen Gründen [2]), die Thürme stürzten zusammen, und auf dem erhitzten Boden blühten um Weihnachten die Bäume; Regen und Kälte verdarb drei Jahr hindurch die Ernten, und giftig ward die Nahrung für Menschen und Vieh [3]). Der schwarze Tod ist von allen Seuchen, welche früher in unserem Vaterlande gewüthet haben, die einzige, die sich mit der Cholera vergleichen läßt, und gleicher Natur mit ihr gewesen seyn kann. Er kam von dort, woher die Cholera gekommen ist, von Indien, binnen Jahresfrist durch Asien nach Rußland und ans Mittelmeer, über welches er zu Schiffe nach Sicilien und Italien gebracht wurde, wo er dann an der Küste hinaufzog. Er überstieg dann zu gleicher Zeit die Alpen und die Pyrenäen 1349, und verbreitete sich über Deutschland und Spanien, über Frankreich und England u. s. w. Er fand die Völker hier in großer Aufregung. In Deutschland stritten zwei Kaiser um die Krone; vor den Ungarn floh die Königin Johanna von Neapel, Staatsmänner vom ersten Range begeisterten sich und andere in Italien für seine Freiheit, wie Petrarca und Macchiavelli, (der seinen Fürsten nicht für die Fürsten, sondern für ihre Vertreibung aus Italien geschrieben hat) und Rom selbst war durch die Schwindelei von neuer Weltherrschaft verwirrt; in Spanien arbeitete sich die königliche Gewalt aus der Volksgewalt eben wieder empor, und in den Niederlanden war Meuterei, während Franzosen und Engländer, seit der Blutarbeit bei Crequi, Ruhe unter sich, aber nicht in sich hatten. Der schwarze Tod übte seine fürchterliche Gewalt über Menschen, die theils von schlechter und spärlicher Nahrung matt und kränklich, theils leidenschaftlich bewegt, theils in den größten Massen in hochbefestigten, engen und schmutzigen Städten zusammengedrängt waren. Uebrigens ist hier wenigstens an die Einwirkung eines Kometen nicht zu glauben, da die Chronisten davon schweigen, welches sie gewiß nicht gethan hätten, wenn ein Komet um diese Zeit dem unbewaffneten Auge sichtbar gewesen wäre. Der schwarze Tod ging schnell, und weder von Gebirgen, noch Wäldern und gesperrten

[1]) Darstellung des staatswirthschaftlichen Zustandes in den deutschen Bundesstaaten rc. S. 185.

[2]) Eccard. Corp. hist. med. aevi p. 1924. im Jahr 1347. Die Erdstöße fingen, wie es scheint, 1346 in den Alpen an und dauerten bis 1349.

[3]) Schon im Jahr 1343 war die Getreidetheurung so groß, daß viele achtbare Leute (homines honesti), um ihr Leben zu fristen, Leibeigene wurden. Sie stieg noch kurz vor dem Erdbeben und hatte Seuchen zur Folge.

Städten [1]) und Lagern aufgehalten, durch die Länder und folgte, wie es scheint, dem Laufe der Gewässer abwärts und aufwärts, oder dem Luftzuge, welchen die Strömung veranlaßt, und dem Winde, der ihn zurücktreibt. Er faßte dort am ersten und mähte am meisten nieder, wo er große Menschenmassen traf. In Straßburg sollen 16,000 Menschen begraben worden seyn; viele vom Lande werden sich dorthin geflüchtet haben; in den verhältnißmäßig volkreichsten Schweizerstädten ging es auf ähnliche Weise, und wohin man am stärksten drängte, in den Hauptstädten und ihren Krankenhäusern, fielen die meisten Opfer. Nach Hume's Angabe von 50,000 Todten zu London, ist nicht unwahrscheinlich, daß zu Paris an einem Tage fünfhundert gestorben sind, wenn auch später erst seine ganze Bevölkerung auf 100,000 Einwohner geschätzt wird. Je blühender auch eine Handelsstadt war, desto heftiger ward sie getroffen, wie Augsburg, Lübeck, Danzig. Alle unsere Chronisten stimmen darin überein, daß die Sterblichkeit groß war, und einige lassen nur ein Drittel der Volksmenge übrig bleiben. Das mag in einigen Städten der Fall gewesen seyn, scheint aber im Ganzen mit ihren andern Angaben und den erwiesenen Thatsachen im Widerspruch zu stehen. Wären zwei Drittel der Bevölkerung plötzlich gestorben, so würden viele Geschlechter ausgestorben seyn: das geschah nicht, denn wir finden nach wie vor dieselben Personen auf den Fürstenstühlen und in den Geschäften; kaum wissen wir, daß ein Paar Gelehrte dem schwarzen Tode erlagen; die Geschlechter, welche die Ausschweifungen ein Jahrhundert früher, nach den Kreuzzügen, nicht verzehrt hatten, blühen fort; es würde ferner ein Stillstand in den Geschäften und in dem Verkehr eingetreten seyn, aber alles geht seinen Gang, und wird eher noch rascher als zuvor betrieben; es würden wenigstens die Reichs- und Hofversammlungen, das Tagen von Fürsten und Städten, die Fehden und die Kriege unterbrochen worden seyn; aber kaum erhielt der Pabst die Verlängerung des Waffenstillstandes zwischen Frankreich und England; die deutschen Fürsten zogen zum Reichstage und viele von dort an das kaiserliche Hoflager, und aus den Fehden ward Krieg von dem Main bis in die Schweiz. Der schwarze Tod nahm größtentheils nur die verkümmerte und abgehungerte Menge weg; die Chronisten sagen ausdrücklich, es seyen meist nur arme Leute und wenige Reiche [2]) gestorben; dadurch erklärt sich, daß der herrschende Stand sich in seinen Geschäften und Händeln nicht stören ließ, sondern wie bei einer gewöhnlichen Pest verfuhr, und nicht zagte, sondern noch fröhlicher lebte, und da er, der Edelmann und der Bürger, seine Sache selbst und mit wohlgenährten Lanzenknechten verfocht, so fehlte es auch an Mannschaft nicht. Hätte endlich der schwarze Tod zwei Drittel der Bevölkerung weggerafft, so hätte die Pest doch wohl schwerlich kurz darauf, 1357, schon wieder Nahrung finden können. Nach Erwägung von dem allen, scheint er nicht mörderischer als die Cholera gewesen zu seyn, (Sicilien ausgenommen, wo 530,000 Einwohner gestorben seyn sollen) da seine Opfer nur von einigen Städten mit bestimmten Zahlen angegeben sind und sich wohl denen der Cholera gleichstellen lassen, wenn man bedenkt, daß damals die Krankenhäuser der Städte die einzige ärztliche Hülfe gewährten, und daß weit und breit die Reichen Schutz- und Heilmittel bei ihnen und die Armen Heilung in ihnen suchten.

(Die Fortsetzung folgt.)

[1]) Die Städte waren mit Vorkehrungen wider die Pest bekannt und sorgten auch für Beschäftigung des großen Haufens innen oder außen.

[2]) Emori di tre persone le due, fuorche tiranni e grandi signori non mori nessuno. Script rer. ital. XI. p. 901.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Das Ende dieser Rede hatte den Enthusiasmus nicht wenig abgekühlt, den Viktors Denkungsart zuerst in mir erregt hatte; denn in dem Sinne der alten Ritterschaft, deren Eigenthümlichkeiten ich wohl aus Erzählungen kannte, zu leben und zu sterben, das konnte mir schwerlich einfallen. Ich wollte ein heiteres, modernes Leben führen; wollte tanzen und mich putzen, Feste geben und annehmen, hübsche Equipage halten und mich, wie ich das an den adelichen Frauen der Nachbarschaft sah, im sausenden Galopp spazieren führen lassen; kurz, meine Vorstellungen paßten keineswegs zu den Pflichten einer ehemaligen Rittersfrau. Mein Blick streifte schüchtern an Viktors Gestalt herunter, die leider auch nicht geeignet war, meine Plane zu unterstützen, wenn sich ihr Aeußeres nicht ganz umänderte, und merklich verstimmt schlich ich an meines Gefährten Hand aus der Kapelle in den Schloßgarten, der zwar trefflich unterhalten und mit den herrlichsten Blumen und Bäumen geschmückt war, aber dessen hohe Mauern mich schon wieder an die verhaßten Ritterzeiten mahnten und den ich mithin so schnell als möglich verließ, ohne von seinen Schönheiten, die Viktor mir aufzählen wollte, große Notiz zu nehmen. Von diesem Tage an waren Burg Blandheim, die nicht zum Feenschloß umgeschaffen werden durfte, und mein junger Bräutigam in Hoffnung, der sich seine abentheuerliche Kleidung so willig gefallen ließ und überhaupt so seltsame Begriffe und Grundsätze hatte, zwei Gegenstände, vor denen ich im Herzen fast zurückschauerte, wenn schon Viktors Gefälligkeit gegen mich, seine Güte und die Fülle seiner schon gewonnenen Kenntnisse mir unwillkührlich Bewunderung, ja zuweilen eine Art von Zu-

neigung abzwangen. Seine Entfernung aus der Heimath und sein lange dauernder Aufenthalt in großen Städten und auf Universitäten, unter der Aufsicht eines verständigen und gebildeten Mannes, brachte mir indessen bald die ganze Geschichte aus dem Sinne; ich verlebte froh und heiter meine jugendlichen Jahre, befreundete mich vollkommen mit dem alten Herrn auf Blandheim, der an mir allein die neuen Moden nicht tadelte, weil ich sein Liebling ward, und wenn ich einmal der Zukunft gedachte und ein kleines Grauen mich erfassen wollte, so stand der leichte Sinn dieser Jahre mir beruhigend zur Seite und tröstete mich mit den tausend Möglichkeiten, die in so langer Zeit noch die Plane der Menschen und ihre Ansichten umändern konnten.

Ich war ein glückliches Kind gewesen, glücklicher als Tausende meines Gleichen, und die allmählig heranblühende Jungfrau sollte es nicht minder seyn; denn die kleinen Stürme, die etwa des Vaters Heftigkeit über mich heran wehte, machten den nachfolgenden Sonnenschein nur um so erquickender, und wurden durch meiner Mutter englische Sanftmuth schnell an mir vorübergeführt. Fünf Jahre waren dahin geflogen, so schnell, so freundlich; ich weiß nicht, wo sie geblieben sind; und wenn ich jezt auf den schnell verdorrten Kranz meines Lebens blicke, wenn ich auf die schweren Leiden zurückschaue, die ich seitdem getragen habe, und mich fragen möchte: warum ich wohl habe leben müssen, wenn mein Daseyn für mich freudenlos und für andere ohne Nutzen hinzugehen bestimmt gewesen sey, dann richtet sich mein Auge auf jene Tage seligen Friedens; holde Erinnerungen werden lebendig und gestalten sich zu entzückenden Bildern, und ich sage mir: daß die nicht klagen dürfe, welcher aus ihrer Vergangenheit ein so schönes Leben entgegen lächle. Nein, sie sind nicht verloren für das leidende Herz die Rosen der Kinder- und Jugendzeit, wenn auch der Sturm sie verweht hat.

An die Jahre meines heitern Jugendlebens schloß sich, wie Du weißt, die Krone desselben, der umfassendere Religionsunterricht Deines theuren Vaters an. Karoline, seine Schuld war es nicht, wenn ich nicht immer so handelte, wie Pflicht und gegebenes Wort es von mir forderten, denn seine kunstlose Weisheit, sein frommer Sinn, die Lehren einer reinen Moral, die er in mich überzutragen sich bemühte, hätten mich vor jedem Irrthum, jedem Abweichen von dem rechten Pfade bewahren sollen, und dann wäre ein Glück mein geworden, wie diese Erde nur selten Eines bietet. Ich selbst glaubte mich zuweilen über den Einfluß menschlicher Schwachheit erhaben, wenn ich an Deiner Seite zu den Füßen des ehrwürdigen Greises seinen Worten lauschte und in augenblicklicher Begeisterung alles fest und innig in mich aufgenommen zu haben glaubte, was sein Mund mir verkündete. Kein Herz aber ist dem Fehlen und Straucheln so ausgesezt, als das, welches schnell und leicht alles Gute umfaßt, sich hingibt mit voller Kraft jedem anmuthigen Eindrucke und, des guten Willens sich bewußt, nicht zu ahnen vermag, daß ein flüchtiger Augenblick hinreicht, Jahrelang gehegte Vorsätze umzustürzen. Darum aber, weil Deines Vaters Lehren mich nicht vor Thorheit und Irrthum und all ihren schmerzlichen Folgen zu bewahren im Stande waren, mußt Du nicht glauben, daß jene Stunden einer heiligen Weihe umsonst gewesen seyen. Nein, wenn der Taumel der Welt und ihre gehaltlosen Freuden, wenn ein eitler Sinn und die verderblichen Einflüsse der Schmeichelei Ohr und Auge eine Zeitlang der Wahrheit verschlossen, wenn die Stimme verstummt war, welche die Pflichten der Christin und des Weibes mich einst so eindringend lehrte, wenn ich verzweifelte über betrogene Liebe und selbst geschaffenes furchtbares Weh, und mich in dem rauschenden Wirbel zu betäuben suchte vor dem Mahnen meines innern Richters und einer schrecklichen Wirklichkeit, so kamen doch bald Stunden, wo die milde Trösterin, die wir so oft durch Ungeduld und Widerspenstigkeit verschenchen, in ihrer Glorie aufs Neue zu mir trat und die Geprüfte, Ermattete sanft und tröstend in ihre Arme faßte.

Bis zu diesem Zeitpunkte hatte ich im eigentlichen Sinne auf Rosen gewandelt, und jedes Unglück, selbst jede Entbehrung war mir fremd geblieben. Jezt aber sollte ich allmählig lernen, daß dies Leben schwere Stunden hat, und daß unter seine furchtbarsten diejenigen gehören, in denen sich ein theures Daseyn von der Erde löst, das bisher in der innigsten Vereinigung mit uns gelebt hat. Der erste, der unserm schönen Kreis entrissen wurde, war der gute, alte Blandheim, der, von einer schnellen Entkräftung befallen, in so wenigen Tagen dahin starb, daß zwischen dem Einsehen naher Gefahr und seinen lezten Augenblicken kaum Zeit gewesen wäre, den Sohn zu benachrichtigen, nicht aber ihm den schmerzlichen Genuß zu verschaffen, seines Vaters lezten Athemzug empfangen zu dürfen. Ich kniete an dem Sterbelager des guten Mannes und schaute weinend und mit einer bis zum Zerspringen beklemmten, des Leidens ungewohnten Brust dem Kampfe des Todes mit dem Leben zu. Er segnete mich als seine Tochter mit zitternder, kalter Hand. Karoline, hätte nicht dieser Segen und die Erinnerung an diese Stunde mich vor jeder Verirrung schützen müssen? Viktor, auf einer Lustreise abwesend, hatte die Nachricht von des Vaters Erkranken erst erhalten, als er lange todt und begraben war, und der unerwartete Schlag warf seine kräftige Jugend so hart zu Boden, daß er nach Wochen erst von eigener schwerer Krankheit zu genesen begann. Mein Vater meinte, er werde nun zu uns zurückkommen und die Besorgung der Güter selbst übernehmen; aber er konnte sich nicht

entschließen, jezt schon den Ort wiederzusehen, wo er den lieben Verstorbenen nicht mehr finden sollte, und trug meinem Vater auf, alle Geschäfte zu leiten, die seinem Amtmann bei dieser Gelegenheit nicht übertragen werden konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Ueber die Cholera in Wien, aus den Briefen eines Arztes.

Wien, 27sten Oktober.

..... In einer herrlichen Mondnacht sahen wir hinab auf den vielarmigen, silbernen Inn, an dessen Ufer weithin die Kordonfeuer brannten. In diesem Augenblicke steigen im schönen Vaterlande im Herbstjubel tausend Raketen über die Rebberge am Rhein, Main und Neckar empor, die Echos werfen den bacchantischen Jubel und den Knall der Schüsse zurück, und Alles schwelgt und taumelt in der köstlichen Atmosphäre von jungem Wein und Pulverdampf. Und hier dagegen dieser stumme, taube Bivouak, wo es ein Menschenleben kostet, wenn ein Schuß fällt, und über kurz oder lang, unter dem Werda! der Wachen, der Feind, ein riesiges Gespenst, durch das gegen ihn geschlagene Lager schreitet. Oft wohl in meiner Jugend, die unter dem Kriegsgewitter in Europa verfloß, wenn im Herbste rings am Amphitheater der Berge die festlichen Fackelzüge durch den Abendnebel leuchteten, wenn Schuß auf Schuß knallte, träumte ich mich mitten unter die Wachfeuer eines ungeheuern lagernden Heeres — die Vorposten scharmutziren, morgen kommt es zur Schlacht — ja, jezt ziehe ich zur Schlacht, nicht mit Tourniket und Amputationsmesser, nein, als Combattant, und mehre um einen Mann das ruhmlose Heer, das auf dem Schlachtfelde an der Wien mit der Luft ficht . . .

Meine Gesellschaft im Eilwagen bestand aus zwei angstvollen Wiener Juden, einem Pariser Blutegelhändler, der aus allen Poren nach Kampher roch, und einem Norddeutschen, der zur Zeit der Cholera in Berlin gewesen, sodann weit umhergereist war, um den Contumazen zu entgehen, und nun in Gottes Namen nach Wien zog. In Braunau sahen wir die bairische Contumaz, aus einer Anzahl neuer, hölzerner Gebäude bestehend, aber ihrer Einrichtung nach schon in der Idee abschreckend. Lieber machte ich den größten Umweg, ehe ich 21 Tage in einem solchen Kerker zubrächte. Schon in München hatte ich den Ausbruch der Cholera in Wels erfahren; als wir auf der Landstraße die Höhe dieses Orts erreichten, schlug ich innerlich ein Kreuz, und mir flog, wie dem Soldaten mit dem ersten Kanonenschuß, eine Bürde von der Brust. Ich signalisirte der Gesellschaft unsere geographische Länge und diese meine Gefühle; da schraken die Juden zusammen, als würde der besprochene Schuß neben ihnen abgebrannt, und der Agent der französischen Therapie griff in den Busen nach seinem Kampheramulet.

Als endlich Wiens Kuppeln und Thürme immer höher aus den Donaunebeln tauchten, blickte ich mit regem Interesse auf die wohlbekannte Stadt, welche so manche schwere Belagerung, so manche Pest in ihren Annalen verzeichnet hat und jezt auch das Jahr 1831 schwarz in ihren Kalender schreibt. Ich mußte lächeln, wenn ich daran dachte, wie oft uns auf der Hochschule vom Katheder herab versichert wurde, daß die riesenmäßig gewachsene Kultur jene von der tropischen Sonne ausgebrüteten Harpyen, Aussatz, Pocken, Pest, aus Europas Garten auf ewig vertrieben habe, wie das gelbe Fieber höchstens noch einen schwarzgelben Küstenspanier abreiche, und für die hin und wieder aufflackernden Pockenflämmchen überall der Löschlappen bereit sey. Da erschien uns oft die europäische Krankheitsflora ordentlich armselig, niedriges Gestrüppe, farb- und kraftlose Blüthen, und wir blickten mit reger Neugier nach jenen pathologischen Aloen und Pisangs einer brütenderen Sonne; und siehe da, der Saame eines Prachtstücks fliegt jezt unsichtbar über Europa, und wird noch lange in den Apothekergärten unseres sich in seiner hohen Kultur spreizenden Welttheils wuchern. Wie es vor noch nicht sehr langer Zeit den Anschein hatte, als ob man das alte Europa zu einer ruhigen Schäferweide machen könnte, wo nur die Hirten musicirten und die Hunde bellten, wo der Finanzmann gemächlich das jährliche Deputat von Wolle berechnete — so hatten sich die Statistiker bereits fast daran gewöhnt, dem Tod sein Jahresbudjet zu berechnen; Meister Tod war ein Detailhändler geworden, dessen jährlichen Bedarf man auf das Stück berechnet. Aber Banquiers werden jezt Minister, und der große Kriegsminister der Natur will jezt einmal wieder Bankier werden und große Geschäfte machen.

So dachte ich, als ich das von der Cholera heimgesuchte Wien betrat; aber nicht lange, so wurde ich daran erinnert, daß diese Stadt zwar manches Unglück, aber auch viel Glück gehabt hat, und bemerkte, daß ihr Schutzengel diesmal zwar kein Sobieski war, aber doch kräftig mit dem Todesengel ringt: die üppige Stadt scheint — so viel menschliche Voraussicht ermessen kann — besser durchzukommen, als sie selbst erwartete und, nach dem Urtheile von Wienern selbst, verdiente . . .

Der erste Anblick der Cholera hat mich sehr überrascht, ja erschüttert, aber nichts weniger als Scheu oder Mißbehagen in mir erregt; ich habe nach und nach sehr viele Cholerakranke gesehen und berührt, ich halte mich Stundenlang in den Sälen auf, wohne vielen Sektionen bei, und habe nie die geringste Anwandlung von Krankheitsgefühl gehabt. Die Cholera ist ein Ens sui generis, das unter unsern Krankheiten kein Analogon hat; unwillkührlich drängt sich bei ihrem Anblick der Gedanke auf, sie sey ein fremdes Ding aus fernen Landen; sie ist hochpathetisch, tragisch, während unsere meisten Duodezübel höchstens weinerlich sind. Das aber hatte ich nicht erwartet, daß sich die Orientalin rar machen und es Mühe kosten würde, bei ihr vorgelassen zu werden. Die Krankheit nimmt seit einigen Tagen bedeutend ab, es kommen wenige sehr ausgesprochene Fälle vor, ich ärgere mich, daß ich so spät auf den Platz gekommen bin, und habe im Sinne, in Kurzem nach Brünn, oder wenn die Seuche in Grätz ausbrechen sollte, dahin zu reisen. Dazu kommt, daß hier die Beobachtung der Cholera in mancher Hinsicht erschwert ist: die Behörden weichen den Bitten um Mittheilung offizieller Urkunden aus, die Spitäler dürfen zum Theil nur während der Visite betreten werden, die Unzahl fremder Aerzte ist eher störend als fördernd, und endlich muß man die Kranken in den entferntesten Vorstädten zusammensuchen, da ihre Zahl gering ist. Aber die Gelegenheit, Aerzte aus allen Ländern von Europa, Repräsentanten aller Schulen kennen zu lernen, ist eine interessante und unterhaltende Zugabe. Die Sprachverwirrung ist in doppelter Hinsicht bedeutend, und der alte Stephan sieht ernst herab auf ein medizinisches Babel.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 267.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 8. November 1831.

Wenn die Eitelkeit auch nicht alle Tugenden vernichtet, so erschüttert sie doch alle.

Larochefoucault.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Meine Neugierde hatte sich zwar oft schon geregt, und ich hätte gerne sehen mögen, welche Verwandlung Jahre und Entfernung bei Viktor hervorgebracht haben mochten, da ich mir wohl bewußt war, wie sehr auch ich mich in einem langen Zwischenraume von sechs Jahren verändert hatte. Und dennoch war mir die Nachricht, daß er seine Heimkehr verzögern werde, nicht unwillkommen, weil ich wohl fühlte, daß an diese Heimkehr sich Erklärungen und Ereignisse knüpfen würden, vor denen ich eine heimliche, auf frühere Eindrücke sich stützende Abneigung hatte. Die Grundzüge meines Charakters hatten sich unmerklich entwickelt, und nur dem beschränkten Wirkungskreise, welchen sie fanden, hatte ich es zu danken, daß sie nicht dazumal schon die bessern Eigenschaften meiner Seele verdunkelten; indessen blieben selbst in meiner beschränkten Sphäre immer noch beachtenswerthe Gegenstände, an welchen ich meine Kunst üben und die Gewalt meiner Liebenswürdigkeit erproben konnte. Mein Vater stand zwar nicht im Rufe eines großen Reichthums, allein ich war doch das einzige Kind und sollte einmal das schöne Palmewitz erben. Daß mein Aeußeres nicht ungefällig sey, daß ich im Gegentheil einigen Anspruch auf Schönheit zu machen habe, sagte mir mein Spiegel, und daß mein Geist einen gewissen Grad von Ausbildung erhalten habe, daß mein Betragen anziehend sey, bewies mir die herzliche Liebe, die nicht nur meine Eltern und näheren Freunde, sondern auch unsere Untergebenen mir bezeigten. Diesen gesammten Vorzügen mochte ich es wohl zu danken haben, daß einige junge Herrn aus der Nachbarschaft mir fleißig und angelegentlich aufzuwarten begannen und ich bald das gefeiertste Fräulein in der ganzen Umgegend wurde. Die neuen Vergnügungen, die es da für mich gab, die fremdartigen und sehr mannigfaltigen Gefühle, die sich in mir regten, beschäftigten mich so angenehm, daß ich mit innerem Unmuth die Zeit heranrücken sah, wo durch Blandheims Ankunft das anmuthige Spiel gestört werden sollte, wo er wahrscheinlich seine Ansprüche geltend machen und damit alle andere Bewerber verscheuchen würde. Du kanntest von dem damaligen Zustande meines Herzens nur das Oberflächliche, denn mein Instinkt sagte mir, daß ich die edle Karoline, die einfach und bescheiden den Flitter des Lebens so richtig von dem ächten Golde desselben zu unterscheiden wußte, mit den Bewegungen nicht bekannt machen dürfe, die zuweilen in meinem Gemüthe entstanden, und die Ahnung, daß ich mit Angst und Kränkung an die Zeit gedachte, wo ich um eines Einzigen willen, den ich nicht einmal kannte, von dessen Liebe ich keine bestimmten Beweise hatte, die schönen Triumphe meiner Eitelkeit würde aufgeben müssen, lag weit von Deiner Seele.

Erinnerst Du Dich noch des Tages, an welchem Viktor zum ersten Mal vor uns trat? Wie solltest Du jene Stunde vergessen haben, Du, die von jeher seinen ganzen

Werth erkannt hat, die Du würdig warst, ihn zu lieben und freundschaftlich von ihm geliebt zu werden? Ich hatte ihn lange erwartet, wie lange sein Bild vorgemalt und es auf seltsame Weise aus einer früheren Wirklichkeit und meiner Phantasie zusammen getragen; aber ich war dennoch überrascht, betäubt, als der junge, hochgewachsene, kräftige Mann zur Thür hereinschritt, an dem auch nicht eine Spur dessen zu sehen war, was mir früher so widerwärtig geschienen hatte. Mein Vater empfing ihn mit offenen Armen, meine Mutter wie einen geliebten Sohn, Euch alle sprach er an, allen genügte er — aber ich war schon nicht mehr im Stande, mit unbefangenem Unschuldsinn über ihn zu urtheilen. Nichts verderbt leichter das beste Herz, nichts verdreht schneller Geist und Gemüth, als die leeren Tändeleien der Koketterie. Ich war gewöhnt, die Huldigungen der jungen Männerwelt als einen mir gebührenden Tribut zu empfangen, mich überall zuerst beachtet zu sehen, meine Vorzüge preisen, meinen Besitz als das höchste Glück auf Erden bezeichnen zu hören. Wie konnte ich es Blandheim verzeihen, daß er bei diesem ersten Besuch mich zwar ehrerbietig behandelte, aber sich fast nur mit meinen Eltern und einzig nur von dem Verluste unterhielt, der ihm die Heimath zur öden Wüste mache. Ach, ich hatte den zarten Sinn verloren, mit dem ich den seinigen hätte würdigen können! In der nächsten Zeit ging es nicht viel besser; zwar näherte sich mir Viktor allmählig, und ich sah wohl, daß mein Aeußeres und auch zum Theil meine Kunsttalente einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn machten; zwar verwickelte er mich täglich in Gespräche und suchte augenscheinlich die Art meines Denkens und meine Begriffe zu erforschen, und seine Seele, so rein und schön wie ein Thautropfen des Himmels, öffnete sich unverholen meinem Blicke; aber dabei blieb er ernst und still, von seinen Lippen fielen keine jener nichtssagenden Thorheiten, welche die Mehrzahl unseres Geschlechts so gerne hört, er verglich mich weder mit einer Göttin, noch mit einer Nymphe, lobte mich um keiner meiner Fertigkeiten willen übermäßig, und schien es am liebsten zu sehen, wenn ich bei feiner weißer Arbeit fleißig war, oder die Zweige des Hauswesens verwaltete, die mir übergeben waren. Nach einiger Zeit wurde seine Traulichkeit inniger, seine Blicke bezeugten, daß sein Herz dem Plane beistimmte, den andere gemacht, mit dessen Ausführung sein Vater sich noch in seinen lezten Stunden beschäftigt hatte; an einem Nachmittage, als wir ganz allein unter den Linden im Blumenparterre saßen, bat er mich, auch durch m e i n freudiges Einwilligen in unsere Verbindung sein Glück zu krönen.

Ich kannte meines Vaters festen Willen über diesen Punkt und wußte, daß ich seinem Befehle niemals würde widerstehen können; ich kannte meiner geliebten Mutter leise innige Wünsche und den Lebensgenuß, den ihr ihres Kindes auf immer gesicherte Nähe geben mußte; Viktors geistige und körperliche Vorzüge konnten von mir nicht unbeachtet bleiben, so wenig als die glänzende Lage, in welche mich diese Heirath versetzen sollte. Wenn ich auch bei weitem noch nicht geläutert, bei weitem noch nicht gebildet genug war, um ein solches Wesen, wie Er ist, nach Verdienst zu schätzen, so gebrach es mir doch nicht an der Beurtheilungskraft, der ich bedurfte, um einzusehen, daß eine Frau in dem ehelichen Verhältnisse mit einem Manne von so gediegenem Charakter besser bewahrt sey, als in der Verbindung mit einem jungen Springinsfeld, von dessen Vergötterung man weder bequem, noch angenehm leben kann, und mit einer tiefen Bewegung, die aber weit mehr von demjenigen, was ich aufgeben mußte, von der geringen Befriedigung, die mir Blandheim in mancher Hinsicht versprach, als von dem ernsten Schritte herrührte, den ich zu thun im Begriffe stand, reichte ich ihm zum ewigen Bunde meine Hand.

Wenige Wochen nur reihten sich an diesen Tag, bevor der Zeitpunkt heran rückte, wo Viktor die Heimath auf's Neue verlassen wollte, um noch während eines Jahres mehrere große Städte zu besuchen und dann sich auf immer auf Blandheim anzusiedeln. Dieser kurze Zwischenraum verfloß leicht und ziemlich freundlich; meines Verlobten Stimmung und seine noch nicht überstandene Trauer verboten jeden Gedanken an rauschende Ergötzlichkeit, bei welcher unsere Gesinnungen sich grell hätte einander gegenüber stehen können. Meine Eltern segneten meine Wahl, und was mich umgab, verhieß mir Glück. So konnte ich meine eigenen Empfindungen nicht untersuchen, wenn ich es auch gewollt hätte, und ihr alle wußtet um so weniger, daß nicht alles war, wie es seyn sollte, weil Blandheims Neigung zu mir sichtlich mit jedem Tage stieg und seinem sonst so ernsten Benehmen eine ganz eigene Heiterkeit und Liebenswürdigkeit gab.

Laß mich nun schnell über das verhängnißvolle Jahr hineilen, in dessen Laufe mich so unendliches Leid traf, an dessen Ende ich durch meine Schuld alles verlor, was mir das Schicksal noch übrig gelassen hatte. Laß mich nicht weitläufig wiederholen, wie meine gute Mutter zu kränkeln anfing, wie aus einer unbedeutend scheinenden Unpäßlichkeit schnell Gefahr sich entwickelte, und wir endlich ihren frühen Uebergang vom Glauben zum Schauen trostlos beweinten. Ihre stillen Tugenden hatten einen Einfluß über meines Vaters Seele ausgeübt, von dessen Umfang er selbst nichts ahnete. Jezt milderte ihre Sanftmuth seine Heftigkeit nicht mehr, ihre anspruchlose Güte trat nicht mehr versöhnend zwischen ihn und seine Umgebungen; ihr heller Verstand vermochte nicht mehr, seine unüberlegten Entschlüsse und Handlungen zu leiten und gut zu machen. Er fühlte die Lücke tief und schwer, tiefer

noch und schwerer empfanden sie alle diejenigen, für die sie nun nichts mehr zu thun vermochte, — es war eine trübe Zeit! Da wurdest Du Braut; Dein Bräutigam sollte Dich über fünfzig Meilen von mir wegführen und der nahende Verlust zeigte mir erst den vollen Werth des Glückes, das ich besessen hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Tod.

(Fortsetzung.)

Der schwarze Tod verweilte, nach vielen Angaben, nicht länger als sieben Monate an demselben Orte, nach einigen aber ins vierte Jahr. Beides scheint sich so vereinigen zu lassen, daß er wohl länger blieb, aber nach den ersten sieben Monaten das gewöhnliche Maaß der Sterblichkeit nicht mehr steigerte. Auch in dieser Zeit wechselte er schon die Gestalt. Seine ersten Opfer wurden matt und schwindlich, geriethen bald aufs fürchterlichste in Kälte und Schweiß, brachen Blut und starben schnell; die späteren, bei denen er vielleicht mehr Widerstand fand, oder gegen welche er wohl auch den Peststoff benuzte — und über die Verbindung mit lezterem wird nun die Gestaltung der Cholera in Egypten Ausweis geben, — die er später befiel, bekamen Fieber und Geschwüre, besonders an den weichsten Theilen, und für sie war nicht alle Hülfe vergeblich, wovon bald ein Beispiel angeführt werden soll, da das Gegentheil auch behauptet wird.

Die Meinung, daß die Seuche nicht allein durch Kranke, sondern auch durch den Luftzug in die Länder gebracht wurde, findet in ihrer örtlichen Verbreitung sich bestätigt. Wer mit den Kranken umging, ward oft, aber nicht immer angesteckt, und auch manche von denen erkrankten, die sich auf das Aenglichste schüzten. Welche Schutzmittel und welche Heilmittel man in Anwendung brachte, soll hier nicht in Untersuchung gezogen werden. Der, welcher am ersten und zuverläßigsten Nachricht darüber hätte hinterlassen können, der Leibarzt Guido de Cauliaco bei dem Pabste Clemens IV. *) zu Avignon, kennt keine Heilmittel, beschreibt aber die Krankheit und ihren Gang dort folgendermaßen: „Zu Avignon wüthete die Pest sieben Monate hindurch. Sie war zweifacher Art: die eine, welche in den ersten beiden Monaten herrschte, fing mit heftigem Fieber an und mit Blutbrechen; Niemand, welcher so ergriffen ward, blieb am Leben, sondern alle erlagen innerhalb zwei Tagen dem Geschicke. Die andere Art, welche der ersten folgte, äußerte sich durch beständiges Fiebern, durch Blutgeschwüre und durch Geschwülste, besonders in den Weichen und unter den Armen, und war in den ersten fünf Tagen tödtlich.“

*) Der Pabst hatte als Schutzmittel beständig Feuer in seiner Nähe und ließ Niemanden zu.

Er hatte sich, wie die übrigen Aerzte, sehr in Acht genommen, ward aber dennoch krank und verdankte seine Rettung der Natur, die sich durch ein Geschwür half. Der Florentiner Matteo Villani, der seinen Bruder an der Krankheit verlor, bezeugt auch, daß sie durch Bluterbrechen in zwei oder drei Tagen tödtete; auch geschah, fährt er fort, daß diejenigen, welche die mit solcher Krankheit Behafteten warteten, unverzüglich von derselben Seuche angesteckt und krank wurden, und auf gleiche Weise starben; mehreren schwollen die Weichen, vielen unten die Achsel des rechten oder linken Arms, andern ein anderer Theil, so daß fast allgemein irgend eine besondere Geschwulst an dem angesteckten Körper sich zeigte.

Wie es übrigens bei dem schwarzen Tode herging, hört sich am besten mit den schönen Worten von Macchiavelli. Wir wollen indeß hier nur noch von dem neuesten französischen Geschichtschreiber Sismondi hören, wie es nicht herging, und wie man nicht Geschichte schreiben soll. Er schweigt von den gleichzeitigen Naturereignissen, und ruft aus: „Ein Schweigen des Todes, ein Zustand von Erstarren hielt plötzlich den Ausbruch aller Leidenschaften zurück und ließ einen leeren Raum in der Geschichte (oben ist bereits das Gegentheil nachgewiesen). Es war die Wirkung einer fürchterlichen Pest, welche von der Levante nach Europa gebracht wurde, ein Land nach dem andern verwüstete, der Erbitterung die Stimme nahm, die Rache aufhielt, und alle Entwürfe des Ehrgeizes verwirrte in Gegenwart des Todes. Diese schreckliche Geissel, welche ganz Europa in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts traf, ist in der Geschichte unter dem Namen der Pest von Florenz bekannt, weil sie diesen blühenden Freistaat berührte, als er eine Anzahl von Gelehrten, Rednern, Dichtern besaß, die alle zum Fortschreiten des menschlichen Geistes beigetragen hatten, unserm Andenken theuer sind, und von denen die einen Zeugen, die andern Opfer dieses schauderhaften Unglücks waren, dessen Schilderung sie uns in ihren Schriften hinterlassen haben, und dafür noch jezt, nach 5 Jahrhunderten, von uns und ihren Mitbürgern den Tribut des Mitgefühls mit ihren Leiden empfangen. Zwar hielt die Pest ihre Erndte zu Florenz nur über Tausende, und erntete in Frankreich Millionen Opfer: aber diese lezten fielen, ohne von der Geschichte weiter genannt, ohne von der Nachwelt bedauert zu werden. Es war kein berühmter Name unter ihnen, es war von ihnen nichts für das menschliche Geschlecht zu erwarten, keine Anstrengung für einen nützlichen Zweck, kein Fortschritt. (Kann es etwas Verwirrteres, Gefühlloseres und sich selbst Widersprechenderes geben? Die Europäischen Leiden verschwinden vor den Florentinischen; neben der gezierten Wehmuth für ein Paar Gelehrte erscheint die kalte Verachtung eines sterbenden Volks; seine ganze Lebensar-

heit wird für nichtig erklärt, und das geschieht zu Gunsten der Civilisation und des Fortschreitens des menschlichen Geistes!) Unter denen, welche die Vernichtungsgeissel in wenigen Tagen niederschlug, hatte bei weitem die Mehrzahl in Furcht, Entbehrung und Erniedrigung gelebt; (nun kommt die Lieblingslehre, die sich nur als Ausnahme und nicht als Regel erweisen läßt) sie waren von habsüchtigen und grausamen Herren unterdrückt, welche sie kaum von den mit ihnen zugleich arbeitenden Ochsen unterschieden; einige aus diesem Herrenstande wurden gleichfalls getroffen, die Namen derselben waren historisch, aber sie waren es nur durch das Böse, was sie gethan hatten. Der vorzeitige Tod von einigen Schlachtopfern der Pest zu Florenz hielt vielleicht auf eine kurze Zeit die Fortschritte auf, welche das menschliche Geschlecht in der Kenntniß des Schönen, in der Moral und der Freiheit hätte machen können; der Tod von vier oder fünf Millionen Franzosen, welche gleichzeitig starben, verminderte nur die Zahl der Unterdrückten, die elend waren, und der Unterdrücker, die elend machten."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 27sten Oktober.

(Beschluß.)

Die Cholera.

Das Volk von Wien ist jezt gegen die Seuche höchst gleichgültig; aber Anfangs war die Angst groß und wurde durch die strengen Polizeimaaßregeln noch gesteigert. In den ersten Tagen wurde jeder Kranke in das Spital gebracht, und der Herr Baron starb neben dem Hausknecht. Mit Aufhebung der Sperre und allen Zwangs verschwand der Glaube an Ansteckung plözlich, und die Zahl der Krankheitsfälle nahm ab; sicher rührte lezteres mit daher, daß die größere Ruhe des Volks einer Hauptdisposition zur Krankheit, niederschlagenden Affekten, entgegenwirkte. Es erkrankten und starben Anfangs Viele beim Rollen des Todtenwagens, die Straßen waren verödet, und man hörte keinen Wagen als jenen und die fliegenden Kaleschen der Aerzte; unter diesen selbst soll es welche gegeben haben, die von der Schwelle der Krankenzimmer aus ordinirten. Jezt aber, wie gesagt, und schon seit mehreren Wochen ist die Sache anders. Ich habe in dem äußern Ansehen der Stadt und dem Treiben der Wiener kaum eine andere Veränderung bemerkt, als daß man weniger fremde Trachten sieht und daß in der innern Stadt geraucht wird. Die grünen Choleratragbetten, die hie und da in den Straßen erscheinen, die einzigen Signale der Seuche, verscheuchen die Begegnenden keineswegs, man weicht nicht einmal aus. Die Theater, die musikalischen Reunions, Soirées, wo die beliebten Orchester von Strauß und Lanner das Publikum fast täglich unterhalten, sind stark besucht. Schon auf der Herreise bemerkte ich, wie mit der Annäherung an Wien die Angst immer mehr abnahm. In Oberösterreich lagen in den Dörfern Weiber und Kinder in den Gassen auf den Knien und flehten mit gen Osten gewandtem Antliz zu der Mutter Gottes um Abwendung der Krankheit; in Linz, wiewohl es des Gastes täglich gewärtig ist, war schon die Besorgniß sehr gering, und in Wien hat jezt die Angst fast dem andern Extrem, dem Leichtsinn, Plaz gemacht.

Es kommen viele Fälle in den Privathäusern vor, wo der erste Anfall der Cholera durch Hausmittel unterdrückt wird, und dadurch stellt sich das Verhältniß zwischen Erkrankungs- und Sterbefällen noch günstiger, als es in den Zeitungen angegeben ist. Die Verbreitung auf die umliegenden Dörfer ist sehr unbedeutend, troz des täglichen starken Verkehrs. Troz der Abnahme der Seuche habe ich aber doch einige Fälle gesehen, die an Heftigkeit denen glichen, wie sie am Anfang vorkamen. Sehr häufig kommt der Uebergang in Nervenfieber vor, an denen noch Viele sterben, und die Reconvalescenz ist immer langsam, indem sich, wenn auch die Cholera leicht vorübergeht, in der Regel ein nervöser Zustand einstellt, und zwar in Folge der Congestionen gegen den Kopf, die mit dem Freiwerden des Blutumlaufs und der Rückkehr der äußern Wärme eintreten. Die Behandlung mit Ipecacuanha und Eis innerlich in Klystieren, und äußerlich — die Glieder werden einzeln mit Eis frottirt und dann in warme Tücher gehüllt — zählt sehr viele Anhänger und hat manche glückliche Kur aufzuweisen.

Sehr viel hat der gute Kaiser zur Beruhigung des Volks beigetragen, indem er mit seiner Familie sich immer im Theater einfand und in der härtesten Zeit täglich die Arbeiter auf dem Glacis besuchte. So lange ich lebe, werde ich mich dieser Scene, und brächte sie mir ein Nürnberger Conterfei in einer Wirthsstube ins Gedächtniß, mit Vergnügen erinnern. Der das Gewehr präsentirenden Grenadiere ehrlich kosende Blicke, seltsam kontrastirend mit den gegen die Augen aufstrebenden gewichsten Schnurrbärten, die ganze Haltung der Arbeiter, warmer Dank auf all den gutmüthigen Gesichtern, der gute Kaiser Franz im schlichten Rocke unter sie tretend, diesen und jenen anredend — es rührte mich; hinter Franz schwebten Maximilian und Joseph, Beifall lächelnd, und aus der Glorie, die sie umfloß, fuhr ein Bliz mir durch die Seele, bei dessen Scheine ich das Räthselwort des Hauses Habsburg las. — Schönbrunn wurde nicht abgesperrt, was Anfangs im Plan lag, und was besonders Fürst Metternich durchsezen wollte, der darüber mehrere Tage mit dem Kaiser disputirte. Das diplomatische Korps war schon in die Umgebung von Schönbrunn verlegt und angewiesen, sich auf drei Monate mit Proviant zu versehen; die Erzherzoge sollten in Schönbrunn, Metternich im Schwarzembergischen Palais, der Kaiser im Belvedere eingeschlossen werden. Doch Franzens guter und schöner Wille, gestüzt auf Stiffts anticontagiöse Ansicht, siegte: aller Zwang ward aufgehoben und auch die Kommunikation mit Schönbrunn und dem Hof blieb frei. Nur die Verordnung besteht noch, daß alle Leichen Nachts auf Einem Wagen ohne Feierlichkeit weggeführt und auf einem eigenen Cholerakirchhof begraben werden. Der Kaiser erklärte, er selbst wolle, wenn ihn die Seuche wegraffe, keine Ausnahme machen. Indessen bemerkt man seit einigen Tagen in den Spitälern wieder Leichenbegängnisse, und die Klerisei will es durchaus erzwingen, daß sie wieder allgemein erlaubt werden.

Tausende von Armen arbeiten auf dem Glacis am Fundament eines ungeheuern Gebäudes, das Stadtpolizei- und Strafhaus werden soll, und am Kanal an der Wien. Man sieht Manchen darunter, dem es recht sauer wird, und der vielleicht zum erstenmal in seinem Leben zu einer ordentlichen Arbeit angehalten ist. Kinder, Mädchen, Weiber, Männer bewegen sich in buntem Gemenge. Nächstens soll der Hof und das diplomatische Korps wieder in die Stadt ziehen.

Wie schon gesagt, vorzüglich die Seltenheit auffallender Fremden auf den Straßen ist es, was einem, der Wien kennt, verräth, daß der gewohnte Gang des Alltaglebens durch etwas Außerordentliches gestört ist. Die Kaffeehäuser an der Ferdinandsbrücke, vor denen sich sonst Haufen von Armeniern, Griechen und polnischen Juden langweilten, stehen leer, selbst die hausirenden Nomaden mit ihren weißen Wollmänteln und langen schwarzen Haaren, die sonst durch alle Straßen schrieen, bemerkt man weit seltener; aber der zweite Fremde, auf den man stößt, ist ein Doktor der Medicin.

Beilage: Kunstblatt N. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 9. November 1831.

Gewiß, die Zeit ist wunderbar gelaunt;
Doch Menschen deuten oft nach ihrer Weise
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn.

Shakespeare.

Der schwarze Tod.

(Beschluß.)

„Die gleichzeitigen Schriftsteller," fährt Sismondi fort, „scheinen selbst den geringen Werth des Lebens zu fühlen, welches diese Geißel vernichtete. Froissart, so weitläuftig in den Details, spricht von der Pest nicht einmal, außer in der einzigen Phrase: „denn in dieser Zeit lief eine Krankheit um, welche man Epidemie nennt, woran wohl ein Drittel der Volksmasse starb." Der Mönch von St. Denis, der die Chronik von Nangis fortsezte, ist beinah der einzige Franzose, welcher zu verstehen gibt, was Frankreich in diesem Jahr der Plagen litt. „Es war," sagt er, „in diesem Jahr 1348 und in dem folgenden zu Paris, in dem Königreich und auch in der übrigen Welt eine solche Sterblichkeit unter Männern und Frauen, und noch mehr unter jungen Leuten als unter alten, daß man sie kaum begraben konnte. Ihre Krankheit dauerte selten länger als zwei oder drei Tage, am häufigsten starben sie plözlich (das steht in der Chronik nicht, sondern et quasi sani moriebantur), während man sie noch gesund glaubte. Wer heute noch gesund war, den trug man morgen zur Gruft; eine Geschwulst zeigte sich plözlich an den Achseln oder Leisten, und ihr Hervortreten war ein sicheres Zeichen des Todes. Das Uebel schien aus der Einbildung und aus der Ansteckung zu entstehen (der Tod erfolgte aus der, entweder durch innere Empfänglichkeit oder durch den Umgang mit Kranken veranlaßten Ansteckung: veniebat praedicta mors ex imaginatione vel societate ad invicem et contagione); denn wenn ein Gesunder einen Kranken besuchte, so entging er selten der Gefahr; auch entfernten sich in vielen Städten und Dörfern die Priester, um den Sterbenden nicht beistehen zu müssen; an vielen Orten blieben von zwanzig Menschen nicht zwei am Leben. Im Hotel de Dieu zu Paris war solche Sterblichkeit, daß man lange Zeit täglich fünfhundert Todte nach dem Kirchhofe des Innocents fuhr." Die Krankheit hatte in der Provence (von Genua an der Küste hinauf, wie nach der Schweiz stromaufwärts) seit 1347 angefangen und sich von dort nach Languedoc verbreitet. Sie dauerte im Ganzen acht Monate in jeder Gegend, die sie heimsuchte. Die Ansteckung ging in einer Art von regelmäßigem Schritte von Provinz zu Provinz, und gelangte im August 1348 nach Paris und Rouen. Während des Jahrs 1347 herrschte sie besonders an den Küsten von Frankreich und Deutschland. Eine große Menge von erlauchten Personen starben um diese Zeit; wenige Geschichtschreiber haben zu sagen gewagt, daß es an der Pest geschehen sey. (Sie konnten es nicht sagen, weil es nicht der Fall war, und sie wußten auch, daß die herrschende Seuche nicht die Pest war; man nannte sie ja Epidemie.) Das wäre ein Verstoß gegen die Ehrerbietung gewesen, wenn vermuthet worden wäre, daß die Geißel, welche die Verödung in dem Königreich verbreitete, auch das königliche Blut erreicht habe. (Wie lächerlich! Die Chronisten geben uns Thatsachen und nicht ihre Vermuthungen, sie

nehmen es mit der Ehrerbietung überhaupt nicht genau, und ahndeten gewiß so wenig als wir, daß irgend Jemand die Erwähnung eines Pestfalls bei Kaisern und Königen für unschicklich halten könnte; wo sie ihn finden, erzählen sie ihn.) Wir haben indeß gesehen, daß Blanca, Schwester von (König) Philipp von Valois und Gemahlin von (Kaiser) Karl IV. eben gestorben war (aber unmöglich an dem schwarzen Tode, denn sie starb 1348 vor seiner Ankunft in Deutschland). Auch verlor Philipp im September 1349 seine Gemahlin, (als sie in die Jahre kam, worin die Frauen häufig sterben, und er selbst, hoch in den Fünfzigen, starb im folgenden Jahre, nicht an der Seuche, sondern an einer jungen Frau) und so werden in Allem fünf fürstliche Todesfälle zusammengesucht."

Doch die Todten und der Geschichtschreiber von der traurigen Gestalt mögen ruhen, damit noch Boccaccio seinen Rath ertheile, der sich in der That am besten bewährte. Er läßt eine lebensfrohe Gesellschaft sich vor dem schwarzen Tode auf ein reizendes Landhaus flüchten, und sich die Zeit recht angenehm und auch durch hübsche Geschichten vertreiben: Decamerone. Er meint, wenn man nach Herzenslust trinke und fröhlich sey, wenn man sich ergehe, singe und scherze, wenn man in allem seinen Trieben folge, so viel man nur könne, und über alles, was vorkomme, lache und spaße, so brauche man das beste Heilmittel gegen ein so großes Uebel.

Die Cholera ist zu uns von Indien, eben wie der schwarze Tod, gekommen. Sie ward dort 1817 aus einer hin und wieder, wie auch bei uns, erscheinenden heilbaren Krankheit zur jezt unheilbaren Seuche. Um diese Zeit traten dort Naturereignisse ein, die seitdem, gerade wie bei dem schwarzen Tode, sich in Europa wiederholten und noch verstärkten. Den Erdbeben folgten Erdfälle und endlich mitten im Meere ein neuer Feuerberg; Sturmfluthen wechselten mit Ueberschwemmungen, Nordlichter, nicht bloß die nahen Luftschichten sahen wir leuchten, Trockniß und Nässe erzeugten Mißwachs, der bis zur Hungersnoth und zu Seuchen führte. Die Cholera kam indeß zu uns erst durch Ansteckung, wie der schwarze Tod, aber bedeutungsvoll nicht, wie er, vermittelst des Handels, sondern des Krieges. Sie hielt ähnlichen Schritt, wie er, sie brauchte etwa sieben Monate, um von Warschau nach Berlin, und einen Monat, um von dort an die Elbe zu kommen. Sie tödtet eben so schnell, als er, und die ersten Tage sind entscheidend; auch schwächt sich ihre Gewalt, wie die seinige, bei längerem Verweilen an einem Orte. Sie äußert sich, wie er, hauptsächlich durch Erbrechen, und kein Heilmittel wirkt unbedingt wider sie, sowenig als wider ihn. Sie erschien in verschiedener Gestalt, und er gleichfalls; aber sie erzeugte bis jezt nicht, wie er, Geschwüre, und sie verweilt länger als er an einem Orte.

Das Volksgefühl erkannte jezt, wie damals, in den Gewässern die Leiter der Seuche, und ließ die dafür büßen, welche es haßte, damals die Juden, und jezt unter andern die Aerzte, die, nach der Pöbelmeinung, nur noch mehr schaden. An beschwornen Zeugnissen über die angebliche Schuld fehlte es weder damals noch jezt. Aber die Engländer scheint in der That der Vorwurf zu treffen, daß sie Zeit und Mittel genug hatten, um die Krankheit gründlich beobachten und erforschen, alle Heilarten versuchen und die entscheidenden entdecken zu lassen, und daß von ihnen nichts geschah, als was ein Paar Aerzte in Indien von selbst thaten.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Die Vorbereitungen zu Deiner Hochzeit wurden eilig getroffen, Du gehörtest schon nicht mehr mir, Du gehörtest den neuen Pflichten an, die Du auf Dich nehmen solltest; ich fühlte dieß schmerzlich und hatte eine Empfindung von Verlassenheit, die das weich gehaltene Kind des Glücks bis jezt nicht gekannt hatte. Mein Herz zog sich zusammen, Viktors Briefe gaben mir keinen Ersatz für das, was ich vermißte und doch nicht zu nennen wußte. Sie waren wohl *liebevoll und innig*, ja oft sprach sich in ihnen eine *tiefe Leidenschaft aus*; *aber* ich möchte beinahe sagen, sie waren zu gehaltreich für mich und enthielten überdieß zuweilen Andeutungen über unsere Zukunft, die meinen Ansichten völlig zuwiderliefen. So war mein Gemüth ein schwankendes Rohr geworden, das sich keine Stütze zu schaffen wußte, und mein künftiges Leben, so wie es vor mir stand, erschien mir öde und leer. Da stürzte den Tag nach Deiner Abreise mein Vater auf der Jagd, starb einige Wochen später unter furchtbaren Schmerzen in meinen Armen, und ich fand mich nach der ersten, an Besinnungslosigkeit gränzenden Betäubung, mit achtzehn Jahren als eine vater- und mutterlose Waise.

*

Bis hieher habe ich eigentlich blos in Dein Gedächtniß zurückgerufen, was wir mit einander verlebten, und nur Deinen Augen die innersten Empfindungen meines Herzens enthüllt, weil Du von diesen damals nichts wissen konntest; von nun an aber habe ich eine weit schwierigere Aufgabe, denn ich soll Dich mit demjenigen bekannt machen, was meinem Schicksal eine ganz andere Wendung gab, was Du nur unvollständig durch das allgemeine Gerücht erfahren hast, und darf Dir auch nicht einen einzigen der thörichten Schritte, der Verirrungen und Schwächen Deiner armen Lenore verschweigen.

Bei der Nachricht vom Unglück meines Vaters war seine Schwester, Frau von Plantau aus Mannheim herüber gekommen und übernahm nach seinem Tode an meiner Statt alle die tausend Besorgungen, die den trauernden Hinterlassenen ihren Verlust meistens noch fühlbarer machen. Wir waren im Anfange des Herbstes, als das Nothwendigste geschehen war, und nun wurde die Frage aufgeworfen, was aus mir werden solle. In Palmewitz konnte ich nicht allein gelassen werden, meine Tante war nicht die Frau, welche sich hätte dazu verstehen können, einen Winter hindurch im einsamen Landhause zuzubringen, und es wurde also beschlossen, ich solle sie nach Mannheim begleiten, Viktor, der sich in Neapel befand, dort erwarten und dann im künftigen Frühling, mit ihm vermählt, nach Blandheim und Palmewitz zurückkehren.

Ich hatte unsern stillen Landaufenthalt nie verlassen, und es war mir also wohl zu verzeihen, wenn die ganz veränderte Lebensweise mich überraschte und betäubte. Die Tante ist eine Frau, die ihr ganzes Leben in der großen Welt zugebracht hat, und nebst der Feinheit einer ausgezeichneten Bildung alle Tugenden ihrer Lage und ihres Standes besizt. Sie ist auch keineswegs ohne tiefere Empfindung; aber damals wenigstens konnte sie nicht begreifen, wie man einen Abend ohne Gesellschaft, einen Tag ohne Zerstreuung zuzubringen vermöge, wie man ohne Theater, Diners, Soupers oder überhaupt in einem beschränkten häuslichen Kreise leben könne. Sie hatte mich während der Zeit unsers Beisammenseyns liebgewonnen; sie fand mich, wie sie sagte, weit weniger als Landfräulein verbildet, als sie sich vorgestellt hatte, ja mein Anstand und meine Talente sezten sie in ein angenehmes Erstaunen, und sie fühlte eine Art von Stolz, mich als ihre Nichte in der Welt aufzuführen.

Zu dem lebendigen Treiben in ihrem Hause und zu der Annehmlichkeit meiner Existenz trugen ihre beiden Söhne nicht wenig bei, die, wie Du weißt, uns auf Palmewitz einige Mal besucht hatten und mit denen ich auf ganz vertrautem Fuße stand. Du hast selbst öfters Bemerkungen über Ludwigs Feinheit und Gewandtheit gemacht und Dich geäußert, wie er Dir als ein ächter Hofmann vorkomme; aber man mußte ihn in seinem wahren Elemente sehen, um seine Eigenschaften in dieser Hinsicht vollständig beurtheilen zu können. Als der munterste, geistreichste Gesellschafter, der beste Tänzer, der angenehmste Spieler und als ein Mann, der alles, was man etwa wünschte, zu veranstalten und einzurichten verstand, war er überall, in den verschiedenartigsten Zirkeln beliebt, und der Anstrich von unbefangener Gutmüthigkeit, von argloser Zutraulichkeit, den er sich kunstvoll zu geben wußte, hätte wahrlich ein weit erfahreneres Mädchen als mich täuschen können, obschon ein lauernder Zug um seinen Mund mich oft zurückschreckte und mich unter seinen wohlgemeinten Rathschlägen und Betheurungen die unter Rosen verborgene Schlange ahnen ließ. Daß sein jüngerer Bruder, der ehrliche, aufrichtige Georg keine versteckte Charakterseite hatte, daß er ganz war, was er zu seyn schien, das ist wohl nicht zu bezweifeln, und ich gestehe, daß ich mich in seiner Nähe behaglicher fühlte, als bei den geistreichsten Gesprächen mit seinem Bruder, und daß ich mich mit ganzem Herzen zu ihm hinneigte; aber freilich für die Bedürfnisse einer eleganten Dame, für eine geistreiche Salonsunterhaltung, für die Art, wie man die Vorzüge eines Mädchens heben und öffentlich ins rechte Licht setzen könne, dafür hatte der gute Mensch kein Geschick, und man mußte ihm, troz der heimlich warnenden Stimme im Busen, Ludwigen vorziehen.

Denke Dir nun Deine unbesonnene Freundin mit all ihren theils ausgebildeten, theils noch schlummernden Anlagen in diesen Verhältnissen! Denke sie Dir gefeiert und bewundert und bei jeder Gelegenheit hervorgezogen von Vetter Ludwig, der selbst das Orakel seiner Umgebungen und Bekannten war. Stelle Dir vor, wie man sich überall um die Gewogenheit der Nichte einer Frau von Plantau bewarb, die eines der ersten Häuser der Stadt machte; wie man meinen Vorzügen huldigte, wie sich, ungeachtet man wußte, ich sey Braut, bald öffentliche und heimliche Bewerber um mich sammelten und alle ihre Künste anwandten, den abwesenden, kühlen Verlobten, der ein solches Kleinod verlassen konnte, von seiner Stelle zu drängen, und Du wirst Dich nicht darüber wundern, daß Deine verblendete Lenore nach einigen Monaten nichts Herrlicheres kannte als ein Leben, wie es ihr jezt gegönnt wurde, daß Viktors Bild immer mehr in den Hintergrund zu stehen kam und daß ich vor dem Gedanken zurückschauerte, auf der alten Burg Blandheim ein einsames, von allen Genüssen der Geselligkeit entferntes, freudeloses Daseyn zu führen.

Unter den jungen Männern, welche sich an mich drängten, war bald Baron von Seeburg, den man mit Recht Ludwigs Nebenbuhler in gesellschaftlichen Vorzügen nennen konnte, derjenige, den ich auszeichnete und für den sich heimlich in meiner Brust ein ernsthafteres Gefühl zu regen begann. Er hatte schon vor meiner Ankunft mit Ludwig in einer sehr freundschaftlichen Verbindung gestanden, und niemals gab die Tante Gesellschaft, ohne daß er als eine Zierde derselben ihr beigewohnt hätte. Daß sich die Verbindung zwischen den beiden jungen Männern aber nicht blos auf äußerliche Berührungen erstreckte, daß es geheime Bande zwischen ihnen gab, die sie noch unauflöslicher zusammenknüpften, daß sie würdige Gesellen in jeder Art von Schlechtigkeit und Ausschweifung, Brüder am Pha-

rotische und bei Trinkgelagen, und in jeder verderblichen Tücke treue Verbündete waren, das wußte ich freilich damals noch nicht, sonst hätte ich vielleicht mich vor dem Verluste meines irdischen Glückes wahren können. Ich muß glauben, der Plan auf mich sey von meinem Eintritt an in der Tante Haus entworfen gewesen, und Ludwig habe mit all der Kunst, die ihm zu Gebote stand, die unsichtbaren Fäden geleitet und, meinen Charakter leicht durchschauend, mich als willkommene Beute dem Freunde zugeführt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die Volksopposition gegen Maschinen.

Es ist sonderbar, daß sich sogar das Pariser Volk, welches doch in manchen Stücken weit aufgeklärter denkt als das Volk in andern Hauptstädten, mit neuen Maschinen nicht befreunden kann, sondern sie als Feinde behandelt, gegen welche kein anderes, als das Kriegsrecht, das heißt das Recht des Stärkern und Mächtigern, gilt. Im vorigen Jahre, nach der großen Julirevolution, wollten die Buchdruckergehülfen die Druckmaschinen zerstören, und sezten wirklich einige derselben außer Thätigkeit, ehe man sie daran verhindern konnte. Ebenso wollte das Volk damals die große und kostbare Dampfmaschine in der königlichen Tabaksfabrik vernichten, welche die Blätter der Pflanze zu Staub zerreibt. Glücklicherweise war dies aber kein leichtes Unternehmen, denn hier ist alles von Eisen und überhaupt sehr fest und dauerhaft angelegt. Die blinde Volkswuth verursachte jedoch in jener Fabrik einen Schaden von mehr als 20,000 Franken. Im vorigen Winter hatten es auch die Schneidergesellen darauf abgesehen, wie ich damals berichtet habe, die neuerfundene Maschine, welche Soldatenuniformen zusammennäht, zu zerschlagen, was ihnen jedoch nicht gelang. Neulich hatten sich nun auch die in den großen Shawlfabriken arbeitenden Näherinnen, Mädchen von recht sanfter Miene, zusammengerottet, um eine neue, wahrscheinlich aus England gekommene Maschine, die sie ihrer Arbeit überhebt, aus dem Wege zu schaffen. Sie wurden jedoch daran gehindert und es blieb bei dem Zusammenrotten, das sich hernach in einen Auflauf, wobei die Maschinen vergessen wurden, auflöste. Einige der sanften Mädchen, welche einen so gewaltigen Groll gegen die Mechanik geäußert hatten, wurden eingezogen und werden wahrscheinlich vom Polizeigerichte zu einigem Verhafte verurtheilt werden. Gegenwärtig haben die Maschinen Ruhe in Paris; indessen möchte ich nicht gut dafür stehen, daß nicht einmal wieder eine Verschwörung gegen die mechanischen Vorrichtungen in den Fabriken angezettelt würde, besonders bei einer neuen Erfindung; denn hauptsächlich gegen die neu aufkommenden Erfindungen empört sich das Volk, gerade wie Despoten sich gegen neu verbreitete freisinnige Grundsäze empören. Hat eine Maschine sich einmal eingebürgert, so macht sich das Volk vertraut mit ihr und läßt sie ihr Werk verrichten. Es fällt Niemand ein, sich gegen den Strumpfwirkerstuhl oder gegen die Sägemühle aufzulehnen und diese zerstören zu wollen, obschon ersterer den Strumpfstrickerinnen und die zweite den vom Holzsägen Lebenden gewiß eben so viel Schaden zufügte, als ein Shawlweberstuhl den Arbeiterinnen, welche dergleichen Gewebe mit der Hand verferti-tiaten. So sind aber nun einmal die Menschen, von den Regenten an bis herunter; eine auffallende Idee oder Erfindung, welche eine Art von Revolution in der moralischen oder in der physischen Welt hervorbringt, empört Regierungen, Stände oder Klassen und reizt sie zur Verfolgung. Wollte man ihnen glauben, so wäre nichts gefährlicher, als dergleichen Ideen oder Erfindungen in Umlauf sezen zu lassen. Kirche, Staat, Thron, Gewerbfleiß, und Gott weiß was noch mehr, würde dadurch untergraben werden; die Völker würden zu Grunde gehen, ganze Volksklassen vor Hunger verschmachten. Eine Zeitlang gelingt es, mittelst der Verfolgung durch Censur, durch Zerschlagen der Maschinen, welches eine Art von Pöbelcensur ist, durch Dekrete und Verbote der Verbreitung solcher Grundsäze oder Erfindungen Einhalt zu thun und die Menschheit ein halbes Jahrhundert lang derselben zu berauben; allein sind jene Ideen oder Erfindungen gut, so sezen sie sich fest und verbreiten sich troz aller dagegen getroffenen Vorkehrungen, besonders wenn die Völker im Stande sind, die Vortheile derselben zu begreifen. Zulezt geben Fürsten und Völker nach und lassen Ideen und Erfindungen, gegen welche sie nichts mehr vermögen, ruhig gehen. Die Nachwelt vernimmt mit Staunen, daß Regierungen und Pöbel ehemals so unvernünftig gewesen sind, gegen Dinge zu eifern, die man jezt nicht mehr entbehren kann.

Mich wundert, daß der Pariser Pöbel ungehindert eine kleine Dampfmaschine hat einführen lassen, die man jezt bei den vornehmsten Chokolatefabrikanten in Thätigkeit erblickt. Wenn man sonst vor den Laden dieser Fabrikanten vorbeiging, sah man durch die großen Glasfenster, wie sie hier bei allen Laden üblich sind, Arbeiter, die vom Morgen bis zum Abend nichts anders thaten, als daß sie mit einer hölzernen Rolle über den Chokolatebrei auf einer Marmorplatte auf- und abfuhren und sich vorwärts und rücklings beugten. Ich glaube, die Leute mußten zulezt selbst zu Maschinen werden und ihre Arbeit so gut schlafend als wachend verrichten können. Jezt haben die Fabrikanten eine elegante, auf kleinen Säulen ruhende Maschine, welche ihrem Laden zur Zierde dient. Im Hintergrunde oder in einem kleinen Nebenzimmer steht ein kleiner Dampfofen; dieser treibt einen Hebel, welcher vermittelst eines Kammrades eine starke eiserne, geradestehende Stange umdreht, und mit dieser vier dicke, aber kurze hölzerne Walzen, die kreuzweise unten an der Stange befestigt sind und sich im Kreise über einer zirkelrunden Marmorplatte drehen, auf welcher der Kakaobrei ausgebreitet liegt. Die Arbeit geht vortrefflich von statten und bedarf kaum der Beihülfe eines Kindes. Die Maschine ist eben so einfach, als sinnreich, und es stehen immer Neugierige vor den Laden, welche sich am Anblicke des ruhigen, aber wirksamen Treibens dieser schön gearbeiteten Maschine ergözen. Da die Zahl der mit dem Zerreiben des Kakao beschäftigten Arbeiter eben nicht bedeutend war, so hat die Maschine wohl nur deswegen keinen Widerspruch gefunden. Auch hat durch das Einführen derselben die Handarbeit nichts verloren; denn wenn auch dadurch vielleicht einhundert Arbeiter ihrer langweiligen, maschinenartigen Beschäftigung überhoben worden sind, so hat dagegen das Verfertigen eiserner Maschinen, das eine wahre Fabrikarbeit ist, und der Bruch und Vertrieb von Steinkohlen gewonnen; was einerseits abgegangen ist, ersezt sich andernseits wieder, und so ist in die Länge alles Gewinn für die bürgerliche Gesellschaft, was Menschenhände entbehren macht.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 269.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 10. November 1831.

Ich war Augenzeuge, daß man in seinem Zimmer, neben seinem Bette spielte, bis zum Tage, wo ihm der päbstliche Nuntius den Ablaß ertheilte, worauf die Karten verschwanden.

Memoiren
des Grafen Loménie de Brienne.

Gemäldeausstellung in Paris.

Von H. Heine.

(Fortsetzung.)

Dritter Artikel.

Delaroche hat keine Vorliebe für die Vergangenheit selbst, sondern für ihre Darstellung, für die Veranschaulichung ihres Geistes, für Geschichtschreibung mit Farben. Diese Neigung zeigt sich jezt bei dem größten Theile der französischen Maler: der Salon war erfüllt mit Darstellungen aus der Geschichte, und die Namen Deveria, Steuben und Alfred Johannot verdienen hier die ausgezeichnetste Erwähnung. Auch in den Schwesterkünsten herrscht eine solche Neigung, zumal in der poetischen Literatur der Franzosen, wo Viktor Hugo ihr am glänzendsten huldigt. Die neuesten Fortschritte der Franzosen in der Wissenschaft der Geschichte und ihre großen Leistungen in der wirklichen Geschichtschreibung sind daher keine isolirten Erscheinungen.

Delaroche, der große Historienmaler, hat vier Stücke zur dießjährigen Ausstellung geliefert. Zwei derselben beziehen sich auf die französische, die zwei andern auf die englische Geschichte. Die beiden ersten sind gleich kleinen Umfangs, fast wie sogenannte Kabinetstücke, und sehr figurenreich und pittoresk. Das eine stellt den Kardinal Richelieu vor, „der sterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und selbst, in einem Kahne, der hinter seinem eigenen Kahne befestigt ist, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um sie dort köpfen zu lassen." Zwei Kähne, die hintereinander fahren, sind zwar eine unkünstlerische Konzeption; doch ist sie hier mit vielem Geschick behandelt. Die Farbengebung ist glänzend, ja blendend, und die Gestalten schwimmen fast im strahlenden Abendgold. Dieses kontrastirt um so wehmüthiger mit dem Geschick, dem die drei Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geschleppt, und zwar von einem sterbenden Greise. Wie buntgeschmückt auch diese Kähne sind, so schiffen sie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldstrahlen der Sonne sind nur Scheidegrüße, es ist Abendzeit, und sie muß ebenfalls untergehen; sie wird nur noch einen blutrothen Lichtstreif über die Erde werfen, und dann ist alles Nacht.

Eben so farbenglänzend und in seiner Bedeutung eben so tragisch ist das historische Seitenstück, das ebenfalls einen sterbenden Kardinal-Minister, den Mazarin, darstellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der buntesten Umgebung von lustigen Hofleuten und Dienerschaft, die mit einander schwatzen und Karten spielen und umherspazieren, lauter farbenschillernde, überflüßige Personen, am überflüßigsten für einen Mann, der auf dem Todbette liegt. Hübsche Kostüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtrobbeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig XIV. späterer Prachtzeit, wo die lezten Ritter sich in hoffähige Cavaliere verwandelten,

ganz in der Weise, wie auch das alte Schlachtschwert sich allmählig verfeinerte, bis es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich spreche, sind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das ursprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute sind noch keck und bewegen sich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter, und die Damen tragen die witzige Frisur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeß schon einen Uebergang in die langschleppende, weitaufgebauschte Abgeschmacktheit der späteren Periode. Die Korsets sind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quellen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es sind lauter hübsche Damen auf dem Bilde, lauter hübsche Hofmasken: auf den Gesichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübsinn im Herzen, die Lippen unschuldig, wie Blumen, und dahinter ein böses Zünglein, wie eine lauernde Schlange. Tändelnd und zischelnd sitzen drei dieser Damen, neben ihnen ein feinöhriger, spitzäugiger Priester mit lauschender Nase, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite sitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten spielen, wahrscheinlich Landsknecht, ein sehr gutes Spiel, das ich selbst in Göttingen gespielt und worin ich einmal sechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreuzten Sammetmantel steht in der Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigste Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen sich zwei Hofdamen und ein Abbé, welcher der einen ein Papier zu lesen gibt, vielleicht ein Sonnet von eigner Fabrik, während er nach der andern schielt. Diese spielt hastig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen sind allerliebste Geschöpfe, die eine morgenröthlich blühend wie eine Rose, die andere etwas dämmerungsüchtig, wie ein schmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes sizt ebenfalls schwatzendes Hofgesinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimnisse oder wettet vielleicht, daß der Mazarin in einer Stunde todt sey. Mit diesem scheint es wirklich zu Ende zu gehen: sein Gesicht ist leichenblaß, sein Auge gebrochen, seine Nase bedenklich spitz, in seiner Seele erlischt allmählig jene schmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelschlag des nächtlichen Engels berührt schon seine Stirne; in diesem Augenblick wendet sich zu ihm die spielende Dame und zeigt ihm ihre Karten und scheint ihn zu fragen, ob sie mit ihrem Coeur trumpfen soll?

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Die Verlassenschaft meiner Eltern war weit beträchtlicher gewesen, als man sie vermuthet hatte; besonders hatten sich bedeutende Summen an baarem Gelde vorgefunden, und Seeburg, dessen Güter verschuldet waren, der sich eben damals durch seinen Leichtsinn in eine große Verlegenheit gestürzt hatte, war, wie natürlich, geneigt, alles aufzubieten, um sich die Hand einer Erbin zu verschaffen, die ihn schnell der ganzen Last, welche ihn drückte, entledigen konnte. Sie hatten beide wohl erkannt, daß, ungeachtet meines großen Hanges zu Vergnügungen, ungeachtet der Gefallsucht und der Eitelkeit, die ihnen als Grundzüge meines Wesens bei ihrem Plane zu kräftigen Handhaben dienten, dennoch ein reges Pflichtgefühl in mir lebte, daß ich mich scheute, Unrecht zu thun, und daß von meiner Landerziehung mir noch gewisse Vorurtheile geblieben waren, die man mit Behutsamkeit wegräumen mußte, sollten sie nicht ihr feines Gewebe gewaltsam zerreißen. Sie sahen, daß ich mich zwar mit vollem Herzen dem Taumel hingab, der mich nie zum Bewußtseyn gelangen ließ, daß es mir Bedürfniß war, ausgezeichnet zu werden und die Huldigungen der Männer zu empfangen, aber daß ich doch mein Verhältniß mit Blandheim nicht so betrachtete, wie gewöhnlich in der großen Welt solche Verbindungen angesehen zu werden pflegen, sondern daß ich mich ernstlich zurückzog, sobald einer meiner Bewunderer sich näher zu drängen versuchte. Weit entfernt also, daß Seeburg sich öffentlich zu meinem Liebhaber aufgeworfen hätte, hielt er sich im Gegentheil in den Schranken der feinsten Courtoisie, die einzig nur den angenehmen und zu jedem Dienste bereitwilligen Freund, den unwillkührlichen Verehrer ungewöhnlicher Tugenden und Vorzüge bezeichnet. Wenn meine Unerfahrenheit in den Sitten großer Gesellschaften mich in augenblickliche Verlegenheiten stürzte, die, trotz ihrer Geringfügigkeit, oft peinlicher sind als die wichtigsten Unfälle, wenn ich, was besonders im Anfange meines Aufenthalts geschah, mit den mannigfaltigen Gesellschaftsspielen nicht zurecht kommen konnte, von denen die wenigsten mir bekannt waren, wenn die Gewissenhaftigkeit des Landfräuleins, wieder einmal sich rührend, mich in den Ton und die Urtheile meiner Umgebungen nicht hatte einstimmen lassen und ich damit einen Schein von Lächerlichkeit auf mich geladen hatte, dann wußte Seeburg, immer aufmerksam, immer in meiner Nähe sich haltend, mit einer Feinheit, die ich in diesem Grade nur an ihm gekannt habe, die Sache zu wenden, daß ich statt einer vollkommenen Niederlage jedesmal den Triumph hatte, meinen zarten Sinn, meine hohe Geistesbildung, meine Engelsgüte ins rechte Licht gestellt zu sehen und preisen

zu hören. Dabei hütete er sich vor jedem bedeutenden Worte, das mein Pflichtgefühl hätte aufschrecken können; aber er wußte sich in gelegenen Momenten den Anschein eines Mannes zu geben, der ein tiefes, unausgesprochenes Leid im Herzen trägt; seine Züge sprachen, wenn er sah, daß man ihn beobachte, einen zerstörenden Gram aus, sein Auge ruhte zuweilen aus der Ferne mit einem Ausdruck von Schwermuth und Hoffnungslosigkeit auf mir, der mich Unerfahrene, durch Eitelkeit Verblendete zum innigsten Mitleiden bewegte, und wenn ich durch dieses Mitleid geleitet, ihm mit freundlicher Theilnahme entgegen kam, dann schien er gewaltsam mit sich selbst zu kämpfen und sich nur mit verzweifelndem Herzen von derjenigen loszureißen, die das Eigenthum eines andern war.

Befragte man Ludwigen über seinen Freund, so waren seine Antworten dunkel und räthselhaft. Ausdrücke des Bedauerns, Hindeutungen auf einen nagenden Kummer, den Seeburg im Herzen trage, halbe Anklagen, gegen mich gerichtet, und Verwünschungen der allzu früh bestimmten Lebensverhältnisse, die dem Menschen Freiheit und Glück raubten, mußten mich überzeugen, daß meine Vermuthung gegründet gewesen sey, und daß eine heimliche Liebe zu mir den guten, edeln Mann verzehre. Sieh, meine Karoline, ich habe schon oft die leise Bemerkung gemacht, daß wir Frauen uns nicht wundern, nicht entrüsten sollten, wenn die Männer unser Geschlecht im Allgemeinen geringer achten, als dasselbe verdient. Handeln und fühlen wir nicht oft wie thörichte Kinder? Verdunkeln nicht die angebornen Fehler, die wir als Erbtheil unserer Mutter Eva mit uns durch das Leben tragen, und die in den meisten Fällen nur zu sehr entwickelt werden, die vielen guten Eigenschaften, die selbst unsere Feinde uns nicht abstreiten können? Und gehen wir nicht oft auf dem Meere des Lebens zu Grunde, während es so leicht gewesen wäre, die Klippen zu vermeiden, die uns den Untergang brachten, wenn nicht Eitelkeit, Eigenliebe, Durst nach Auszeichnung, Hang zu Vergnügungen und eine Schwäche des Herzens, die wir mit dem Schleier einer hohen Gutmüthigkeit decken, unsere Sinne blenden und unsere besseren Gefühle betäuben würde? Wie gerne möchte ich jedem Mädchen, das ich im Begriffe sehe, um der schönen Farben einer Seifenblase willen das ganze Glück seiner Zukunft dahinzugeben, warnend zurufen: laß Dich nicht durch Leichtgläubigkeit und das gesteigerte Gefühl Deines eigenen Werthes, laß Dich nicht durch Schmeichelei und das allzu große Vertrauen in die Macht Deiner Vorzüge verleiten, alles aufs Spiel zu setzen, was das Leben Haltbares und wirklich Wünschenswerthes hat. Was heute Deine bessere Ueberzeugung besticht, was Dich hinreißt zum Vergessen dessen, was Du einst als Deine Pflicht erkannt hast, das wird morgen Dir zum Fluch und zerstört mit grausamer Kälte nicht nur, was Du zu erringen hofftest, um was Du die Ruhe Deiner Seele hingäbest, sondern auch oft Dein besseres Selbst, wenn Du nicht Kraft genug hast, aus dem Sturme Deiner Gefühle es zu retten. — Karoline, diese Kraft wurde mir von oben gegeben; ich habe mich wieder gefunden, als ich alles verloren hatte, was die Menschen gewöhnlich Glück nennen, und es gibt Stunden, in denen ich es weiß, daß die höhere Entwickelung meines Wesens der Preis ist, um den ich gelebt und gelitten habe.

Meine Tante war von jeher der Verbindung mit Blandheim nicht geneigt gewesen. Ihr, als einer in der Welt gebornen, für die Welt erzogenen, in und mit der Welt nur lebenden Frau, mußte ein Daseyn, wie ich es auf dem alten Stammschlosse zu führen bestimmt war, als ein Unglück erscheinen, das weder durch Stand noch Reichthum aufgewogen werden konnte. Sie äußerte sich freilich niemals bestimmt darüber, weil sie wirklich im Grunde zu gut war, um ein Verhältniß stören oder aufheben zu wollen, von dem sie wußte, daß es meiner Eltern Wunsch gewesen und mit freier Zustimmung beider Parthieen geschlossen worden war; aber wenn ich bei vorkommenden Anläßen mit meinen Talenten schimmerte, wenn sie mich im fröhlichen Kreise eine der Heitersten und Gefeiertsten sah, dann konnte sie wohl zuweilen zu mir treten, mir liebkosend die Hand an die glühende Stirne legen und ein bedauerndes Wort sprechen, das, meine eigenen Gefühle aufregend, dann Tagelang in meiner Seele wiederhallte.

Mitten in diese innere und äußere Aufregung fiel die Zeit von Blandheims Heimkehr. Wir hatten, wie natürlich, einen Briefwechsel geführt, welcher von seiner Seite ganz das Gepräge des verständigen, kenntnißreichen, liebenswerthen Mannes trug, der sich mit der künftigen Gefährtin seines Lebens auch über ernste Dinge unterhalten und ihre Grundsätze, ihre Ansichten, ihre Gedanken erforschen mag, dem es aber keineswegs an jenem tiefen Gefühl gebricht, das auf den Weg zweier eng Verbundener den Schimmer eines bessern Daseyns fallen läßt. Hätte ich seine Briefe in Palmewitz erhalten, und sie fern von fremdem Einfluß und tobendem Geräusch gelesen, sie würden gewiß ihren Zweck erfüllt und dem edeln Verlobten mein ganzes Herz zugewendet haben. Aber wie konnte Viktors treue Liebe, wie konnte ihr bescheidener, natürlicher Ausdruck bei dem Mädchen Eingang finden, das gewöhnt war, sich bei jeder Gelegenheit einen Engel genannt zu hören und jede ihrer Leistungen in den Himmel erhoben zu sehen? Wie war es möglich, daß ich des Freundes sanfte Warnungen vor dem Uebermaß gesellschaftlicher Freuden und vor dem Einfluß jenes gehaltlosen Treibens auf m[illegible] Charakter und mein künftiges Lebensglück mit Freund-

lichkeit aufnehmen konnte, während ich mich von Lippen, die wohl auch ein Urtheil zu fällen befugt waren, als ein fehlerloses Wesen täglich preisen hörte? Wie konnte ich glauben, dieser Mann liebe mich wirklich, wie ich es verdiene, da doch seine Aeußerungen so ganz von den schüchternen, gegen den eigenen Willen entschlüpften Lauten eines heißen, verborgenen Gefühls verschieden waren, das mir jeden Augenblick entgegentrat und schon lange, leise zwar nur, aber immer mächtiger in meiner Brust einen Widerhall fand?

(Die Fortsetzung folgt.)

M y t h e.

Ein Mährchen gibt es, daß ein Menschenkind
Die Gabe der Unsterblichkeit besessen;
Doch, in des Wunsches Eifer allzublind,
Sich ew'ge Jugend zu erflehn vergessen,
Daß in der Flucht der raschen Stunden
Zum hagern Greis es eingeschwunden.

Der Zeit gewalt'ge Geier zehrten wild
An seinem Fleisch, die blut'gen, nimmersatten;
Bald schwankte das entsetzliche Gebild
Unsicher kaum noch zwischen Nichts und Schatten;
Die Stimme nur, so sagt die Sage,
Blieb ihm als Rest der Jugendtage.

Nie wird der Fabel tiefe Weisheit alt!
Es kommt der Tag, wo sich das Mährchen deutet:
Ein Wesen weiß ich — Fülle und Gestalt
Hat ihm der Troz der Feinde abgebeutet;
Vor seiner Räuber Geiz und Grimme
Ist nichts ihm blieben als die Stimme.

Doch diese Stimme wird nicht untergehn,
Sie wird in Städten, Dörfern, Wäldern wohnen,
Sie wird als Kriegsruf durch Europa wehn,
Und ihrem Donner stürzen ein die Thronen.
Und holden Leib und goldne Waffen
Wird neu sie aus dem Nichts sich schaffen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Katharina II. von Ancelot.

„Der Günstling Katharinens II., Schauspiel mit Gesang in 3 Aufzügen, von Ancelot.“ Es wäre lustig, wenn man in Petersburg dieses Stück eben jezt, ohne es vorher anzukündigen, plözlich aufführte. Welch Entsezen würde die Ober- und Untercensur, die Polizei, die Hofleute befallen! Alle würden glauben, das Ende der Welt nahe heran, da man solch ein gräuliches politisches Stück aufzuführen wage. Der Verfasser, wenn er ein russischer Unterthan wäre, würde ohne Zweifel in eine Kibitka geworfen und nach Sibirien geschickt werden. In Paris hat dies neue Stück nichts Auffallendes, außer daß es gut geschrieben und interessant ist. Was den Inhalt betrifft, so werden solcher Stücke politischen Inhalts eine Menge gegeben, ohne daß Jemand viel dabei zu erinnern fände. So wird Katharinens Privatleben jezt noch auf zwei andern Bühnen hier geschildert, und zwar auf eine weit ungünstigere Art, als es Ancelot gethan hat. Bekanntlich gab dieser Dichter schon vor mehreren Jahren ein Trauerspiel Olga, welches das Gehässige der russischen Leibeigenschaft in kräftigen und lebhaften Zügen schilderte. In seinem neuen Schauspiele sind wir wieder auf russischem Boden, und hier haben wir es mit russischer Herrschaft und polnischer Freiheit, oder vielmehr polnischem Streben nach Freiheit zu thun. Die Hauptpersonen des Stückes sind Katharine und Potemkin. Aus der eigenen Anschauung hat Ancelot, welcher, wie man weiß, zur Zeit der Krönung Nikolaus I. den französischen Botschafter nach Moskau begleitete, die Züge seines Gemäldes entnommen, das Uebrige hat ihm die Geschichte und besonders Graf v. Ségur in seinen Memoiren geliefert. Wie Ségur den Günstling Potimkin schildert, gerade so hat ihn Ancelot in seinem Schauspiele dargestellt: der Liebe Katharinens überdrüssig, aber gierig nach Herrschaft, gebieterisch und doch wieder herablassend, frivol und zugleich die größten Plane entwerfend. Schon in den ersten Scenen gerathen Katharine und Potemkin aneinander. Dazwischen erscheint der geistreiche Prinz de Ligne, dem der Dichter seine bekanntesten Bonsmots in den Mund gelegt hat; z. B. als Katharine ihm von ihrem neuangelegten Kanale spricht und ihn fragt, was er, aufrichtig gesagt, davon halte, antwortet er: „Recht gut, es fehlt ihm nur eins, nämlich Wasser.“ — „Erst gestern hat sich ja ein Arbeiter darin ersäuft.“ — „O der Schmeichler!“ ruft der Prinz de Ligne. Als sie ihn wegen der Uniform ihrer Hofbeamten im Rath fragt, antwortet er: „Belegen Sie das Kleid über und über mit goldenen Tressen. Wir Hofleute sind wie bittere Pillen; man muß uns übergolden, damit man nicht merkt, was darunter steckt u. s. w.“ Nun aber kommt die Politik. *Potemkin hat die Theilung Polens eingeleitet. Man erwartet die Ankunft des* preußischen und des österreichischen Gesandten, um die Sache in Ordnung zu bringen; unterdessen machen sich die Kaiserin und Prinz de Ligne über diese beiden Herren lustig. In der That hat der Dichter zwei steife, läppische Figuren aus ihnen gemacht, woraus hervorzugehen scheint, daß er dem corps diplomatique nicht sehr hold seyn muß. Ob er solche Figuren bei der Krönung Nikolaus I. oder sonst wo auf seinen Reisen gesehen hat, weiß ich nicht. Die beiden Herren erscheinen, es wird eine Landcharte von Polen aufgeschlagen und nun beginnen sie mit Potemkin ihre anatomische Operation. Unterdessen diktirt Katharine einen Brief an Voltaire, worin sie unter andern versichert, sie werde nimmer die Pflichten der Humanität und Gerechtigkeit außer Acht lassen. Bei diesen Worten wird sie durch den Streit der diplomatischen Herren unterbrochen, welche ihr von Polen nicht mehr als 800,000 Seelen zugestehen wollen. Sie fährt auf, besteht darauf, zwei Millionen Seelen haben zu wollen, will alle Unterhandlungen abbrechen und mit dem Säbel drein schlagen lassen, wenn ihr die zwei Millionen Seelen nicht zugestanden werden; und als endlich Preußen und Oesterreich 200,000 Seelen fahren lassen, besänftigt sie sich und fährt ganz gelassen fort, in dem Brief an Voltaire von ihrer Achtung gegen die Pflichten der Humanität und von ihrer Gerechtigkeitsliebe zu sprechen. Dies ist einer der wizigsten Züge in Ancelots Stück. Diesem Theilungsvertrage wohnt eine junge Polin bei, die Tochter eines ächt patriotisch gesinnten alten Magnaten, welcher auf seinem Sterbebette seiner Tochter anbefohlen hat, nach Petersburg zu gehen und so viel als möglich Polens Schicksal zu erleichtern zu suchen.

(Die Fortsezung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. November 1831.

— Nichts ist verloren und verschwunden,
Was die geheimnißvoll waltenden Stunden
In den dunkel schaffenden Schooß aufnahmen.

Schiller.

Die Lilie.

Eine Lilie blüht im Thale,
Jugendlich im Sonnenschein,
Blühet heut' zum ersten Male,
Wie die Unschuld weiß und rein.

Und es wecken ihre Düfte
Meiner Seele altes Glück.
Wie verjüngt durch Frühlingslüfte,
Kehr' ich in mich selbst zurück.

Welch ein eignes inn'res Leben,
Wunderbar und sehnsuchtsvoll!
Als ob erste Liebe eben
Knospend in der Seele schwoll! —

Wie du, Lilie, blühst im Lichte,
Hier im sonnigen Gebiet:
Wer erriethe die Geschichte,
Die sich durch dein Leben zieht?

Wer errieth jene Kunde,
Die da, abgekehrt vom Licht,
Deine Zwiebel birgt im Grunde,
Wunderbar wie ein Gedicht! —

Darum werde dem Gedichte
Anvertraut, was seltsam ist.
Wie ich wallt' im Abendlichte
An dem Nil vor Jahresfrist,

An dem mondbeglänzten Strande
Eine Mumie ich fand,
Unter aufgetrieb'nem Sande,
Eine Zwiebel in der Hand.

Ganz verdorret wie die Mumie,
War die Zwiebel in der Hand.
Wie sich nur die Pflanzenmumie
Zu der Menschenmumie fand!

Feierlich bot ich die Rechte
Dem uralten Bruder dar,
Daß sich Gegenwart verflechte
Mit der Urzeit wunderbar.

„Wie der Abschied mich wird kränken
Von dem Lande und von dir!
O so gieb zum Angedenken
Diese dürre Zwiebel mir!“

Die bewahrte ich im Glauben
Auf dem wildempörten Meer,
Und vergrub an diesen Lauben
Sie bei meiner Wiederkehr.

Und da fing sie an zu keimen,
Sie, die alt viel' tausend Jahr',
Unter wunderbaren Träumen
Von der Zeit, die vormals war;

Bis sie endlich aufgequollen,
Ganz erfrischt in Mark und Saft,
Zu der Lilie hier, der vollen,
Frisch erblüht aus alter Kraft. *)

D. A. Assing.

*) Nach dem Journal of the Royal Institution of Great-Britain Nr. I. soll man ebenfalls eine vielleicht zweitausend Jahre alte Zwiebel aus der Hand einer egyptischen Mumie noch zum Treiben gebracht haben.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Die zwei andern Gemälde von Delaroche geben Gestalten aus der englischen Geschichte. Sie sind in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läßt. Der junge König und sein jüngerer Bruder sitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängnisses läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen scheint. Der junge König, noch halb Knabe und halb schon Jüngling, ist eine überaus rührende Gestalt. Ein gefangener König, wie Sterne so richtig fühlt, ist schon an und für sich ein wehmüthiger Gedanke; und hier ist der gefangene König noch beinahe ein unschuldiger Knabe und hülflos preisgegeben einem tückischen Mörder. Trotz seines zarten Alters, scheint er schon viel gelitten zu haben; in seinem bleichen, kranken Antlitz liegt schon tragische Hoheit, und seine Füße, die mit ihren langen, blausammtnen Schnabelschuhen vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Ansehen, wie das einer geknickten Blume. Alles das ist, wie gesagt, sehr einfach, und wirkt desto mächtiger. Ach! es hat mich noch um so mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir so oft zugelächelt, und mit noch lieberen Augen so lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche stand, kam es mir immer in's Gedächtniß, wie ich einst, auf einem schönen Schlosse im theuren Polen, vor dem Bilde des Freundes stand und mit seiner holden Schwester von ihm sprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir sprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher gestorben, und wie die Menschen dahinsterben, einer nach dem andern — ach! der liebe Freund selbst ist jezt todt, erschossen bei Praga, die holden Lichter der schönen Schwester sind ebenfalls erloschen, ihr Schloß ist abgebrannt, und es wird mir einsam ängstlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht blos unsere Lieben so schnell aus der Welt verschwinden, sondern sogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte nichts davon existirt, als sey alles nur ein Traum.

Indessen noch weit schmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der englischen Geschichte darstellt. Es ist eine Scene aus jener entsetzlichen Tragödie, die auch in's Französische übersezt worden ist und so viele Thränen gekostet hat, diesseits und jenseits des Kanals, und die auch den deutschen Zuschauer so tief erschüttert. Auf dem Gemälde sehen wir die beiden Helden des Stücks, den einen als Leiche im Sarge, den andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder sind es etwa nicht die Helden selbst, sondern nur Schauspieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeschrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wissen, zwei kämpfende Prinzipien tragirten? Ich will sie hier nicht nennen, die beiden feindseligen Prinzipien, die zwei großen Gedanken, die sich vielleicht schon in der schaffenden Gottesbrust befehdeten, und die wir auf diesem Gemälde einander gegenüber sehen, das eine schmählig verwundet und verblutend, in der Person von Karl Stuart, das andere keck und siegreich, in der Person von Oliver Cromwel.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehalls, auf dunkelrothen Sammetstühlen, steht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor steht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann steht dort ganz allein, seine Figur ist breit untersezt, seine Haltung nachläßig, sein Gesicht bäurisch ehrenfest; seine Tracht ist die eines gewöhnlichen Kriegers, puritanisch schmucklos: eine langherabhängende dunkelbraune Sammetweste, darunter eine gelbe Lederjacke, Reiterstiefeln, die so hoch heraufgehen, daß die schwarze Hose kaum zum Vorschein kommt, quer über die Brust ein schmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff, auf den kurzgeschnittenen, dunkeln Haaren des Hauptes ein schwarzer, aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder, am Halse ein übergeschlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harnisch sichtbar wird, schmutzige gelblederne Handschuhe, in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, stützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Gesichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erscheint; denn sie übertreffen ihn immer an vornehmer Unabhängigkeit, vornehmer Leidenschaftlosigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menschen, und aus Respekt vor dem höheren Todenstande tritt die Wache ins Gewehr und präsentirt, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und sey es auch die Leiche des ärmsten Flickschneiders. Es ist daher leicht begreiflich, wie sehr Oliver Cromwel seine Stellung ungünstig ist bei jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieser, verklärt von dem eben erlittenen Martyrthume, geheiligt von der Majestät des Unglücks, mit dem kostbaren Purpur am Halse,

mit dem Kuß der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendsten Gegensatz zu der rohen, derblebendigen Puritanergestalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derselben kontrastiren tiefschneidend bedeutsam die lezten Prachtspuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünseidene Kissen im Sarge, die Zierlichkeit des blendendweißen Leichenhemds, garnirt mit Brabanter Spitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Ueberlege nun selbst, wie, nach diesem treu entworfenen Gemälde meines Innern und meiner Umgebung, Blandheims Auftreten in unserm Zirkel wirken mußte. Er hatte mir vor einem Jahre ein sehr schöner, in Haltung, Ton und Betragen untadelhafter Mann geschienen; aber freilich hatten sich seit jenem Zeitpunkte meine Ansichten über Männerwerth und Männerliebenswürdigkeit, wie meine Ansprüche an eine höhere Ausbildung, gewaltig verändert. Viktor hatte sich, obwohl ihm auf seinen Reisen und an seinen früheren Wohnorten die Gelegenheit dazu immer offen stand, theils aus Abneigung gegen Vereine, in welchen man nur nach der besten Art, die Zeit los zu werden, hascht, theils weil er mit seinen alterthümlichen Grundsätzen den Ansichten der Menge schroff gegenüber stand, sich nur selten in den glänzenden Kreisen der großen Welt herumgetrieben, sondern immer lieber sich in einzelnen achtungswerthen Häusern einheimisch gemacht, oder den Umgang mit gelehrten Männern aufgesucht. An all den kleinen Kunstfertigkeiten gebrach es ihm, die an sich so nichtsbedeutend sind und dennoch meistens über die reelleren Tugenden erhoben werden. Er tanzte nicht nur gar nicht, weil sein erster Tanzmeister ihm durch eine übertriebene Meinung von seiner Kunst dieselbe entleidet hatte, sondern so gerne er fröhliche Menschen nach dem Schall einer Geige oder einer Flöte herumhüpfen sah, so liebte er doch die Bälle nicht, wo man zu einer Zeit, in welcher vernünftige Leute zu Bette gehen, in dem ausgesuchtesten Putz sich zusammen findet, um die Nacht hindurch allem aufzubieten, was Leben und Gesundheit zerstören kann. Karten spielte er nie, weil er einst Zeuge gewesen war, wie sein bester Freund, von unseliger Spielwuth ergriffen, einer einzigen Karte das Glück seiner Familie und sein eigenes Heil geopfert hatte. Ueber nichtsbedeutende Kleinigkeiten eine witzige Konversation zu führen, verstand er nicht; denn alles, was er sagte, war gehaltvoll, und immer eher einem freundlichen Ernst, als brausender Fröhlichkeit entsprechend; mediſiren wollte er nicht; die kleinern und größern Begebenheiten, um die sich ganze Abende die Unterhaltung der Gesellschaft drehte, waren ihm also fremd und ließen ihn ohne Interesse, und zu den Aufmerksamkeiten gegen Damen, auf die wir einen so großen Werth legen, gebrach es ihm bei dem besten Willen an Gewandtheit. Stelle nun diesen Mann neben Ludwig und Seeburg und fühle, was in meiner damaligen Stimmung in mir vorgehen und wie unangenehm er selbst von mir, meiner Lage und meinen nächsten Verbindungen angesprochen seyn mußte. Ludwig bot alles auf, um Blandheims Betragen, seinen Mangel an unterwürfiger Liebe, die Foderungen, die er nach unverholenen Aeußerungen an seine Gattin machen werde, bei mir in das ungünstigste Licht zu stellen, und beschwor mich bei jeder Gelegenheit mit der ihm eigenen scheinbaren Gutmüthigkeit, mich doch nicht unter die Herrschaft dieses deutschen Bären, wie er in unserm Cirkel allgemein genannt wurde, zu beugen und ein Band lieber jezt noch zu zerreißen, das mir bei meinen körperlichen und geistigen Vorzügen, bei meinen ausgezeichneten gesellschaftlichen Talenten, bei der Bewunderung, die ich überall errege, nur Entbehrung und Jammer bringen könne. Er malte mich an Blandheims Seite in den gothischen Hallen seines Schlosses; wie ich Jahr aus Jahr ein nichts sehen würde, als die Pferde und Hunde meines Gemahls, und etwa an den Sonntagen den Herrn Verwalter und den Herrn Pfarrer bei Tische; wie an den langen Winterabenden mir mein Mann, als Würze unsers häuslichen Glücks, aus den alten Chroniken seines Hauses vorlesen, ich dabei stricken und ein unwiderstehliches Gähnen durch einen wehmüthigen Seufzer verbergen würde; wie ich, um den Pflichten einer wackern Hausfrau aus altadelichem Stamme zu genügen, nach Milchkammer, Hühnerhof und Küche selbst würde sehen, und diese Beschäftigungen als Ersatz für alle feinern Lebensgenüsse, an die ich so große Ansprüche zu machen habe, würde betrachten müssen. Er zeichnete mit den grellsten Farben, aber verhehlen konnte ich mir doch nicht, daß seine Schilderungen viel Wahrheit enthielten.

Seeburg hatte sich zurückgezogen; er wagte kein Wort über mein Verhältniß zu Blandheim und noch weniger über ihn selbst, aber seine Blicke schweiften traurig aus der Ferne zu mir herüber, als wollten sie mich fragen: „Und meine glühende Liebe, die Dich in Allem anerkennt, willst Du diesem kalten, von keinem ästhetischen Gefühle beseelten Menschen opfern?“ Befand er sich einmal in meiner Nähe, so hallten seine leisen Seufzer an mein Ohr, und es antwortete ihnen ein ähnlicher Laut, der sich aus meinem Herzen drängte, und an Winken über seine unbezwingliche Schwermuth, über seine zunehmende Bläſſe, über das Bedauern, das sein gefährlicher Zustand errege, fehlte es nicht. Daß Viktor seine Stellung und die meinige bald erkannte, daß er es lebhaft fühlte, welch' eine Scheidewand Erziehung, Neigungen, Charakter und Lebensansichten zwischen uns aufgebaut hatten, konnte ich mir nicht lange verbergen, und eben so we-

nig den schmerzlichen Eindruck, den das Bewußtseyn, sich in mir geirrt zu haben, auf ihn machte. Sein Benehmen wurde ungleich: bald behielt der Unwille über mich und meine Thorheit, bald seine Liebe zu mir wieder die Oberhand, und der Zustand seines Gemüthes äußerte sich, nach dem Maßstabe seiner Empfindungen, entweder durch ernste, mein Selbstgefühl sehr beleidigende Vorstellungen, oder durch eine wehmüthige Trauer. Wäre die leztere eine Zeitlang vorherrschend geblieben, so hätte sich vielleicht, bei dem regen Gefühl, das ich mitten in meinem Taumel bewahrt hatte, noch alles gewendet; aber unmöglich konnte ich, die jedermann lobte, vorzog, mit Schmeichelei überhäufte, ohne Ungeduld und Verstimmung den Tadel, die Vorwürfe, den Unmuth des Freundes hinnehmen, den ich bald nur noch als einen Störer meines Friedens und meiner Lebensfreuden anzusehen und daher seine Besuche zu fürchten begann. Mehr als alles Uebrige war es ihm zuwider, daß **jeden** Abend entweder in Gesellschaft gegangen oder zu Hause empfangen wurde; denn er behauptete, nichts sey angenehmer, nichts wohlthuender, als die Abendstunden traulich mit einander zuzubringen, entweder mit stiller Geschäftigkeit oder freundlichem Gespräche das Gemüth erheiternd. Ich hatte wohl auch in früherer Zeit etwas Aehnliches auf Palmewitz gefühlt; aber was damals mir Würze und Freude eines thätigen Lebens war, das hatte jezt seinen Reiz für mich verloren, und es legte sich jedesmal eine ängstliche Beklemmung auf meine Seele, wenn Viktor mich bat, doch nur ein paarmal in jeder Woche mich dem zerstreuten Leben zu e[illegible]ehen. „Wie soll denn," sprach er oft, „wie soll unsere Zukunft, die Bestimmung, welcher wir entgegen gehen, Dich beglücken können, wenn Du Dich so ganz dem nichtigen Zauber hingibst, der Dich umfängt, wenn Du Dich nicht gewöhnst, zuweilen für Dich selbst zu leben? Betrachte doch mit einem einzigen prüfenden Blicke das Daseyn, das jezt so zauberisch vor Dir steht, und erwäge mit ernstem Sinn seinen innern Gehalt. Glaubst Du wirklich, einem Wesen, das, wie Du, für Besseres erzogen und gebildet wurde, werde das leere Treiben, das nur die Zeit wegrafft, ohne eine schöne Erinnerung zurückzulassen, wo man am Ende des Tages niemals mit innerer Befriedigung auf die Werke desselben zurückschauen kann, meinst Du, ein solches Leben werde Dir auf immer genügen? Wünschest Du nicht, in jenen verhängnißvollen Augenblicken, die jedes Menschen warten, die Bilder auffassen zu können, die Dich als treue Hausfrau, als liebende Gattin, als verdienstvolle Mutter, als warme Freundin Deiner Angehörigen und aller Nothleidenden bezeichnen, oder wähnst Du, ein Leben, wie Du es jezt führst, vermöge dann der scheidenden Seele den Trost zu gewähren, dessen sie bedarf?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Katharina II. von Ancelot.

Katharine hat die junge, gefühlvolle Poleska liebgewonnen und sie zu ihrer Vertrauten gewählt. Poleska aber bemerkt mit innigem Schmerze, daß die russische Politik den Untergang Polens vorbereitet hat; noch schmerzlicher ist es ihr, zu sehen, wie ein junger Vetter, Lovinski, sich von Katharinens großen Eigenschaften blenden und hinreißen läßt, am Hofe zu Petersburg sein untergehendes Vaterland vergißt und sich sogar dem Dienste Katharinens weihen will. Dieses Unglück will die junge Heldin auf jeden Fall verhüten. Nun hat aber Katharine ihr Augenmerk auf diesen jungen polnischen Grafen geworfen; er soll ihr den wankelmüthigen Potemkin, für den sie nichts mehr als Freundschaft empfindet, ersetzen. Da Potemkin seiner Kaiserin ein großes Fest in seinen Gärten geben will, so bescheidet sie den jungen Grafen Lovinski durch ein Billet um 11 Uhr Nachts in den Garten. Solch ein Rendezvous ist leider in den Komödien ein abgenuztes Mittel, und hier nicht sehr wahrscheinlich. Darüber muß man aber hinwegsehen. Im zweiten Aufzuge haben wir das Fest, oder wenigstens einen Theil desselben vor Augen. Zuerst ertheilt Potemkin im Schlafrocke, auf einem Sopha ruhend, seine Befehle, große und kleine, ernsthafte und frivole. Dieser Auftritt ist aus Ségurs Memoiren genommen, welcher Augenzeuge eines ähnlichen war und, während er dem Fürsten die Wünsche der Marseiller Kaufleute vortrug, von Modehändlerinnen und andern Kaufleuten unterbrochen wurde, mit denen sich Potemkin unterhielt und doch kein Wort von Ségurs Vortrag verlor. Katharine erscheint und entwirft ihrer Freundin Poleska ein lebhaftes Bild des Zwanges in ihrer Stellung als Kaiserin: jedermann weiche ihr mit Ehrfurcht aus; habe jemand Zuneigung zu ihr, so wage er nicht, es zu gestehen; wolle sie seine Freundschaft erwerben, so müsse sie alle Schritte thun [illegible]. Sie beklagt sich sogar, man habe allzu viel Ehrfurcht vor ihr: ils me respecient trop. Nun kommt endlich das verabredete Rendezvous, und damit ein Imbroglio, wie in den alten italienischen Lustspielen. Statt ihren neuen und noch nicht erklärten Liebhaber Lovinski im dunkeln Gebüsche anzutreffen, stößt Katharine mit Potemkin zusammen, der sich aus einer andern Absicht hieher geschlichen hatte, um nämlich durch Poleska zu erfahren, was für Plane Katharine mit diesem Grafen Lovinski habe. Die beiden fürstlichen Liebhaber werden verdrießlich, brummen einander an, wissen sich aber doch zu verstellen und trennen sich als gute Freunde. Poleska trifft nun ihren Landsmann Lovinski an, spricht mit ihm von den Tagen ihrer Jugend, von der traurigen Lage ihres Vaterlandes, und feuert seinen Patriotismus wieder an. Bald darauf aber erscheint Katharine wieder. Der junge Pole wird von dem Zauber ihres Ruhmes, ihres Ranges eingenommen, vergißt Polen und Poleska und will sich mit Leib und Seele der russischen Kaiserin ergeben. Nun aber fliegt Poleska aus dem Hintergrunde hervor und ruft, Polen sey verloren, man habe seine Theilung beschlossen. Diese Worte bringen den berauschten Polen wieder zu sich selbst; das Schicksal seines Vaterlandes schwebt ihm lebhaft vor Augen. Er bricht in bittere Vorwürfe gegen Katharine aus, welche Polens Nationalität vernichten will. Mit diesem heftigen Auftritte schließt der zweite Aufzug.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 271.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. November 1831.

Man warf ihm Staub auf sein geweihtes Haupt:
Daß, hätte Gott zu hohen Zwecken nicht
Der Menschen Herz gestählt, sie mußten schmelzen
Und Mitleid fühlen selbst die Barbarei.
Doch diese Dinge lenkt die Hand des Herrn,
Und seinem Willen fügt sich unsrer gern.

Shakespeare.
Richard III.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau, und die entsezte Poesie floh den Boden, den sie mit ihren heitersten Farben geschmückt. Wie tief empfand ich dieses, als ich einst, um Mitternacht, an dem fatalen Fenster von Whitehall vorbeiging, und die jetzige kaltfeuchte Prosa von England mich durchfröstelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben so tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngst zum ersten Male über den entsetzlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. gestorben? Ich glaube, weil dieser, als er starb, kein König mehr war, weil er schon die Krone verloren hatte, als nachher sein Haupt fiel. König Karl verlor aber die Krone nur mit dem Haupte selbst. Er glaubte an diese Krone, an sein absolutes Recht, er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und schlank, er starb adlig stolz, protestirend gegen die Gesetzlichkeit seines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht diesen Ruhm, sein Haupt war schon durch eine Jakobinermütze entkönigt, er glaubte nicht mehr an sich selber, er glaubte fest an die Kompetenz seiner Richter, er betheuerte nur seine Unschuld, er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht sehr magerer Hausvater; sein Tod hat mehr einen sentimentalen als einen tragischen Charakter, er erinnert allzusehr an August Lafontaines Familienromane: — eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorbeer für Karl Stuart!

Un plagiat infâme d'un crime étranger, sind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einst am 21ten Januar auf der Place de la concorde stattfand. Er macht den Vorschlag, auf dieser Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Wasser aus einem großen Becken von schwarzem Marmor hervorsprudlen, um abzuwaschen — „ihr wißt wohl, was ich meine,“ sezt er pathetisch geheimnißvoll hinzu. Der Tod Ludwigs XVI. ist überhaupt das bessorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte sich beständig herumtummelt; seit Jahr und Tag exploitirt er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinirte Giftdürftigkeit, womit er dabei deklamirt, und seine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalsten ist es, wenn seine Worte wiederhallen aus den leeren Herzen des Faubourg St. Germain, wenn dort die alten Emigrantenkotterien mit heuchlerischen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären sie seine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären sie besonders bevorrechtet, seinen Tod zu betrauern. Und doch ist dieser Tod ein allgemeines Weltunglück gewesen, das den geringsten Tagelöhner eben so gut betraf, wie den höchsten Ceremonienmeister der Tuilerien, und das jedes

fühlende Menschenherz mit unendlichem Kummer erfüllen mußte. O, der feinen Sippschaft! seit sie nicht mehr unsere legitimsten Freuden usurpiren kann, usurpirt sie unsere legitimsten Schmerzen.

Es ist vielleicht an der Zeit, einerseits das allgemeine Volksrecht solcher Schmerzen zu vindiziren, damit sich das Volk nicht einreden lasse, nicht ihm gehörten die Könige, sondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Mißgeschick als ihr eigenes zu bejammern; anderer Seits ist es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszusprechen, da es jezt wieder einige eisfluge Staatsgrübler gibt, einige nüchterne Bacchanten der Vernunft, die, in ihrem logischen Wahnsinn, uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unserer Herzen herausdisputiren möchten. Indessen, die trübe Ursache jener Schmerzen nennen wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen und am allerwenigsten infam; wir nennen sie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menschen zu hoch stellen und zugleich zu tief herabsetzen, wenn wir ihnen so viel Riesenkraft und zugleich so viel Frevel zutrauten, daß sie aus eigener Willkühr jenes Blut vergossen hätten, dessen Spuren Chateaubriand mit dem Wasser seines schwarzen Waschbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zustände erwägt und die Bekenntnisse der überlebenden Zeugen einsammelt, so sieht man, wie wenig der freie Menschenwille bei dem Tode von Ludwig XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod stimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne bestiegen und von dem dunkeln Wahnsinn der politischen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondisten fühlten, daß sie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil aussprachen. Die Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbstbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeeckelt von dem widerwärtigen Geschwätze, stimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgestiegen, sagte er zu seinem Freunde: j'ai voté la mort sans phrase. Der böse Leumund aber mißbrauchte diese Privatäußerung; dem mildesten Menschen ward als parlamentarisch das Schreckenswort „la mort sans phrase" aufgebürdet, und es steht jezt in allen Schulbüchern und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein versichert, Bestürzung und Trauer herrschte am 21ten Jan. in ganz Paris, sogar die wüthendsten Jakobiner schienen von schmerzlichem Mißbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabrioletführer, ein alter Sansküllotte, erzählte mir, als er den König sterben sehen, sey ihm zu Muthe gewesen, „als würde ihm selber ein Glied abgesägt." Er sezte hinzu: „es hat mir im Magen weh gethan und ich hatte den ganzen Tag einen Abscheu vor Speisen." Auch meinte er, „der alte Veto" habe sehr unruhig ausgesehen, als wolle er sich zur Wehr setzen. So viel ist gewiß, er starb nicht so großartig wie Karl I., der erst ruhig seine lange protestirende Rede hielt, wobei er so besonnen blieb, daß er die umstehenden Edelleute einige Mal ersuchte, das Beil nicht zu betasten, damit es nicht stumpf werde. Der geheimnißvoll verlarvte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls schauerlich poetischer, als Sanson mit seinem nackten Gesichte. Hof und Henker hatten die lezte Maske fallen lassen, und es war ein prosaisches Schauspiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange christliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bey den ersten Worten schon so gerührt worden wäre, daß man kaum seine Unschuldberklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und seine Genossen beständig paraphrasiren: „fils de Saint Louis, monte au ciel!" diese Worte sind auf dem Schaffote gar nicht gesprochen worden, sie passen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgworth, dem sie in den Mund gelegt werden, und sie sind die Erfindung eines damaligen Journalisten, Namens Charles Hiß, der sie denselben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung ist freilich sehr unnütz: diese Worte stehen jezt ebenfalls in allen Compendien, sie sind schon längst auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müßte noch obendrein auswendig lernen, daß diese Worte nie gesprochen worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

So sprach Viktor, und ich fühlte in der Tiefe meines Herzens die Wahrheit seiner Worte. Ich versuchte auch dann und wann seinem Verlangen zu entsprechen, ja er erschien mir oft so edel und wahrhaft liebenswerth, der bessere Geist in mir, durch ihn angeregt, erwachte zuweilen so lebendig, daß ich beschloß, mich loszureißen und die Gelegenheiten zu fliehen, die mich auf's Neue verwickeln konnten; aber meine Schwäche war groß, der Reiz meines zerstreuten Lebens stand in so magischem Lichte vor mir, ich hatte die Fähigkeit, mich mit mir selbst zu beschäftigen, so ganz verloren, das Beispiel wirkte so verderblich auf mich, und ich war mit so festen Banden an diejenigen geknüpft, deren höchstes Interesse es war, mich nicht aus ihrem Zauberkreise zu entlassen, daß der Entschluß nicht nur jedesmal vor der Ausführung erstarb, sondern daß ich mich zugleich durch Schaam und geheime Furcht immer weiter von Blandheim geschieden fühlte.

So waren ein Paar Monate in wachsender Mißstimmung dahin gegangen; Seeburg, der jedes meiner Gefühle zu verstehen schien, drängte sich wieder näher an mich, und leise, zarte Andeutungen bewiesen mir das Mitleid, welches er mit meiner Lage fühlte, und die Hoffnung,

die sich allmählig wieder in seinem Herzen zu regen begann. Laß mich schweigen von dem Schauspiele, das man nun mit mir aufzuführen für gut hielt, und in welchem ich, ohne es zu wissen, die vornehmste Rolle übernommen hatte. Erlaube mir, die Kunst nicht näher zu zergliedern, mit welcher man die Mißverständnisse zu häufen und unheilbar zu machen strebte, die zwischen mir und Viktor entstanden; die Erinnerung, wie nun nach und nach eigene und fremde Gesinnung immer störender zwischen uns trat, wie man in seinem verdachtlosen Gemüthe die ersten Funken der Eifersucht und des Mißtrauens entwickelte und durch deren Folgen auf mich zurückzuwirken suchte, wie in entscheidenden Momenten, die mich meiner Pflicht hätten wiedergeben können, künstlich herbeigeführte Ereignisse mich bestimmten, gegen meine bessere Einsicht zu handeln, wie endlich gewaltsam jede Rückkehr mir verschlossen wurde — diese Erinnerung ist zu schmerzhaft für mich, als daß ich sie in ihrem ganzen Umfange wieder aufwecken möchte. Schon lange hatte sich Blandheim von dem Gewirre der Gesellschaften zurückgezogen, das mich umgab, und sah mich nur Vormittags, wenn er mich allein oder nur von meinen Hausgenossen umgeben finden konnte.

Der Winter nahte seinem Ende; ein großer Ball sammt Soupé in einem der reichsten Privathäuser sollte die Reihe der Lustbarkeiten jeder Art schließen, die man genossen hatte. Die Trauer um meine Eltern hatte mir bis jetzt nicht erlaubt, an den Bällen und Redouten Theil zu nehmen, und diese Entbehrung hatte mich manche bittere Thräne gekostet. Bei diesem Anlasse aber meinte die Tante, ich dürfe, ohne den Anstand zu verletzen, eine Ausnahme machen, und es wurden demnach nicht nur alle Zurüstungen gemacht, sondern auch unverholen von dem Genusse gesprochen, den ich haben würde. Viktor schien bei der ersten Erwähnung dieses Planes sichtbar betroffen, sein Auge ruhte fragend und mit ernstem Ausdruck auf mir und er strebte ängstlich, sich mir zu nähern und in ein trauliches Gespräch mit mir zu kommen; aber die Ueberzeugung, daß er auf's Neue zwischen mich und die ersehnte Freude würde treten wollen, bewog mich, ihm eben so sorgsam auszuweichen. So hatten wir es einige Tage getrieben, der Vorabend des Festes war angebrochen und ich befand mich eben, umgeben von dem Flitterstaate, der mich zieren sollte, in meinem Zimmer, als Viktor zu mir hereintrat. Sein Blick streifte trüb über die Spitzen, Blumen und Federn hin, die in buntem Gemisch um mich herumlagen. „Ist es möglich, Lenore," rief er, „daß Sie wirklich diese Trauerkleider entehren und in diesem Opernputz morgen dem Andenken Ihrer Eltern Hohn sprechen wollen? Noch kein Jahr ist verflossen, seit das Mutterherz erkaltete, kaum fünf Monate sind dahin, seit der Vater starb, und Sie scheuen sich nicht, der Sitte und dem Gefühle in Ihrer eigenen Brust zum Trotz, an einer Lustbarkeit Theil zu nehmen, von welcher Ihre Lage Sie ausschließt?" Der harte Ton seiner Rede, der Vorwurf, den ich selbst jetzt noch als allzustrenge ansehen muß, und vielleicht auch das fremdartige „Sie," das nicht mehr unter uns gebraucht worden, empörte meinen Sinn, statt ihn zu beugen, und ich antwortete mit trockener Kälte: „Ich denke, wenn Sie selbst tanzen gelernt hätten und alle die Vergnügungen liebten, welche das Vorrecht der Jugend sind, während der Ernst und die Schroffheit eines vorgerückten Alters ihr wenig geziemen, so würden Sie nachsichtiger gegen mich Arme seyn und mir erlauben, den Rath und den Willen meiner Tante zu befolgen." Gegenseitige bittere Aeußerungen, lange gehegter Groll, der nun zum erstenmale recht vernehmlich ausgesprochen wurde, und Vorwürfe der verletzendsten Art folgten diesem Eingang zu unserm Streite, und, es soll nicht zu meiner Entschuldigung gesagt werden, Viktor benahm sich in jener Stunde nicht so, wie sein Charakter es konnte erwarten lassen. Hätte er bittende und verzeihende Liebe, hätte er Milde und Freundlichkeit, statt Härte und übermäßiger Forderungen, walten lassen, so würde vielleicht jene wichtige Minute anders über unsere Zukunft entschieden haben; aber er war gereizt, sein innerer Unwille war bis auf den höchsten Punkt gesteigert, er glaubte mich schuldiger, als ich es war, und mußte nach den geheimen Einflüsterungen, die ihm gemacht wurden, dies glauben; er sah das Glück seines Lebens, alle seine Plane zerstört: wer möchte es ihm zum Verbrechen machen, daß auch er ein Mensch war?

Während der größten Heftigkeit unsers Wortwechsels kam die Tante herein, die, nachdem sie die Ursache desselben erfahren hatte, zum erstenmale zwischen mich und meinen Verlobten trat und diesem mit den höflichen Wendungen einer Weltdame zwar, aber auf sehr bittere Weise sein Unrecht vorhielt und ihm prophezeite, er werde mit solchen altväterischen Grundsätzen seiner jungen Gattin jeden frohen Lebensgenuß verkümmern; ja sie ließ ihn nicht undeutlich merken, wie sie nur mit Sorge und banger Ahnung eine Verbindung sich schließen sehe, die bei seinen seltsamen Ansichten schwerlich nach Wunsch ausfallen werde. Ludwigs Erscheinung vollendete die Unannehmlichkeit des Auftritts; der beißende Witz, mit welchem er für mich zu Felde zog, und den Viktor, der meiner Tante Vorwürfe mit Anstand angehört und mit Ehrerbietung widerlegt hatte, zu ertragen keine Verpflichtung in sich fühlte, gab dem Ganzen schnell eine entscheidende Wendung. Nachdem er Ludwigs Spott mit der ernsten Weisung beantwortet hatte, sich nicht in Dinge zu mischen, die ihn nichts angingen, kehrte er sich zu mir und erklärte mit einer Stimme, welcher der Zorn Festigkeit gab, daß meine Nachgiebigkeit, das morgende

Fest betreffend, der Maßstab meiner Gesinnungen für ihn seyn müße und daß er unser Verhältniß als aufgelöst anzusehen gezwungen sey, wenn ich, ungeachtet seiner bestimmten Erklärung, daran Antheil nehmen würde. Nach diesen wenigen Worten griff er nach seinem Hut, empfahl sich und ließ mich mit den verschiedenartigsten Gefühlen kämpfend zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Katharina II. von Ancelot.

Im dritten Aufzuge geht die Handlung wieder im Pallaste vor, wie im ersten. Katharine, welche alle großartigen Gesinnungen achtet, weil sie selbst großartig denkt, hat dem jungen Polen seinen politischen Enthusiasmus verziehen, und will ihn nichtsdestoweniger zu ihrem Günstling erheben. Dies paßt aber nicht zu den Planen Potemkins, der zwar gegen einen neuen Günstling keine Einwendungen macht, wohl aber gegen einen ehrgeizigen. Er will ihr selbst einen Günstling wählen, von dem er nichts zu befürchten habe, einen unbedeutenden Günstling, der Potemkin nicht hindern könne, einmal Herr von Konstantinopel zu werden. Ségur sagt, Potemkin habe bald Herzog von Kurland, bald Fürst von der Krimm werden wollen. Nun, die Grille, Kaiser zu werden, kann ja solch einem verwöhnten Günstling ebenfalls durch den Kopf gegangen seyn. Auch hat er bereits einen Gardeoffizier im Auge, der kein größeres Glück in der Welt kennt, als um Katharinen zu seyn, schöne Pferde, Wagen, Bediente zu haben, eine gute Tafel halten und köstliche Weine trinken zu können. Dies ist gerade der Mann, den Potemkin braucht. Dazu ist dieser Offizier solch eine dienstbare Seele, daß er einen Vetter, der etwas Ungebührliches begeht, verläugnet und selbst zur Strafe ziehen will. Dieser Vetter ist eine possierliche Figur: ein kleiner Kerl, der im Kaftan nach Petersburg kommt, weil sein Verwandter in der Garde ist; hier sucht er sich mit vieler Dreistigkeit und Naivität hinter seinem Verwandten vorzuschieben. Man steckt ihn unter die Garde, Katharine aber wirft ihn heraus, weil er zu klein und unansehnlich ist. Man schlägt ihm vor, in einer Bärenhaut den Bären zu spielen und sich zur Belustigung des Hofes zur Hetze herzugeben. Potemkin stellt ihm vor, es sey hohe Ehre für ihn, die Kaiserin ergötzen zu können; er aber findet gar keine Ehre darin, sich von Hunden hetzen zu lassen und seine Waden aufs Spiel zu setzen. Hernach spricht er von seinem Talente in der Verfertigung einer Sterletsuppe; dies ist gerade das Lieblingsgericht des Fürsten. Allein er verdirbt die Suppe und soll nun geprügelt werden. Aus besonderer Gnade wird ihm die Strafe erlassen und verstattet, sich wieder in sein Dorf zu begeben. Da Potemkin nun einmal sich des Grafen Lovinski, als eines gefährlichen Nebenbuhlers, entledigen will, so sucht er mit teuflischer List Poleska und ihren jungen Landsmann zusammenzubringen und sie durch Katharine überraschen zu lassen. Dies gelingt ihm. In dem Augenblicke, als Poleska es dahinbringt, den jungen Grafen für sein Vaterland wieder zu gewinnen und von Katharine abzuziehen, und da Lovinski, von Bewunderung des patriotischen Mädchens hingerissen, ihr seine Hand anbietet, erscheint die Kaiserin, wird wüthend und will sich an beiden rächen. Aber wie ein Deus ex machina tritt der Prinz de Ligne, der das neuerdings von Voltaire eingeschickte Trauerspiel l'Orphelin de la Chine hatte vorlesen sollen, mit den Gesandten hervor und macht der Kaiserin eine so pathetische Beschreibung von dem großmüthigen Zuge Gengiskans, welcher die Hauptperson des Stückes ist, und ebenfalls einem edeln Paare aus einem von ihm unterdrückten Lande dessen patriotischen Ausbrüche verzeiht, daß Katharine wieder Meisterin ihrer selbst wird und, sich ihrer angebornen Seelengröße überlassend, den beiden Liebenden nach Polen abzureisen erlaubt. Sie treten nun alle ab, Potemkin aber ruft ohne allen Zeitverlust den von ihm ausersehenen Offizier von der Garde herbei und sagt: „Ich mache dich zum Adjutanten.“ Mit diesem witzigen und originellen Zuge endigt das Stück, und jeder Zuschauer kann sich hinzudenken, was ihm beliebt. Auf eine ähnliche originelle Weise hat Ancelot, wie ich neulich bemerkte, sein Schauspiel Leontine geendigt. Die junge Poleska wird mit vielem Gefühle und Feuer von Mad. Albert und die Kaiserin von Mad. Duffer-Doche dargestellt. Es war eine schwere Aufgabe, den zweideutigen Charakter Katharinens dem delikaten Urtheile der Pariser preiszugeben; allein der Dichter hat die Klippen, die ihm auf seinem Wege aufstießen, sehr geschickt vermieden, und da nun die allgemeine Sympathie für Polen ebenfalls Befriedigung in diesem Stücke findet, so gewährt das Ganze einen angenehmen Eindruck. Es ist gewiß eines der besten Stücke Ancelots, und sollte dereinst auch das Mitleid für Polen erkalten, so wird des Dichters Günstling doch immerhin seinen Werth behalten, obschon sich freilich auch nicht verkennen läßt, daß Ancelot etwas flüchtig gearbeitet und zu manchen bekannten Schicksalswendungen seine Zuflucht genommen hat. Wer es sehen will, wird nach Paris kommen müssen, denn jenseits des Rheins wird es schwerlich aufgeführt werden, oder es müßte dort anders werden, als es jezt ist.

D g.

Auflösung der Charade in Nr. 265:
Schlüsselloch.

Räthsel.

Mich drückt ein Panzer von Stein,
Hemmt mir die lustige Regung,
Oft selbst die freie Bewegung,
Und hüllt in Nächte mich ein.

Mich sucht mein Herr mit Verstand,
Durchbohrt den Panzer gewaltig,
Dann spring' ich empor so gestaltig,
Dann dien' ich dem Herrn so gewandt.

Ich schaffe für Roß und Mann,
Ich füll' ihm seine Behälter,
Jung bin ich und werde nicht älter,
Nackt bin ich, er zieht mich nicht an.

Und schickt er mich lieber fort,
Er braucht mich nicht auszuzahlen,
Kann leicht mich verdingen zum Mahlen,
Zum Gerben, zur Wasch' und so fort.

Und schließ' ich an Brüder mich an,
So wandern zusammen wir heiter
Durch heimische Länder und weiter,
Und suchen zum Meere die Bahn.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 23.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[424] Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Tübingen sind erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Annalen, allg. politische, neueste Folge. Herausgegeben von C. v. Rotteck. 2ter Jahrgang 1831. 12 Hefte. gr. 8. brosch. 12 fl.

Ausland, das, ein Tageblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker mit besonderer Rücksicht auf verwandte Erscheinungen in Deutschland. Herausgegeben von Dr. Lautenbacher. 4ter Jahrgang 1831. gr. 4. 16 fl.

Correspondenzblatt des Würtemb. Landwirthschaftlichen Vereins. 10r Jahrg. 1831. 12 Hefte. 8. broch. 3 fl.

Denkschrift über Zollwesen und Zoll- und Handels-Vereine in Deutschland; dann über die Klagen und Wünsche mehrerer Handelsstände in Bayern und Baden. gr. 8. broch. 18 kr.

v. Freyberg, Sammlung historischer Urkunden, 3ter Bd. 4tes Heft. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Goethe, J. W. v., Versuch über die Metamorphose der Pflanzen. Uebersetzt von H. Soret, nebst geschichtlichen Nachträgen. Deutsch und französisch. gr 8. 2 fl.

Grossi, E. de, Opera medica posthuma. Curant. discipulis S. Fischer et F. Pruner. T. I. Pathologia generalis. 8. maj. 3 fl. 24 kr.

Herschel, J. F. W. Vom Licht. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. J. C. Ed. Schmidt. Mit 11 lithog. Tafeln. gr. 8. 5 fl.

Herz, M. J. Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. gr. 8. 48 kr

Hesperus. Encyklopädisches Nationalblatt für gebildete Leser. 1831. 10r Jahrg. gr. 4. 16 fl.

Jahrbücher, für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin. 1831. 5r Jahrg. gr. 4. 21 fl.

Jahrbücher, würtembergische, für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. G. D. Memminger. Jahrg. 1830. 2 Hefte. 8. 3 fl. 30 kr.

Journal, polytechnisches. Eine Zeitschrift zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse im Gebiet der Naturwissenschaft, der Chemie, der Pharmacie, der Mechanik, der Manufakturen, Fabriken, Künste, Gewerbe, der Handlung, der Haus- und Landwirthschaft rc. Herausgegeben von Dr. J. G. Dingler und Dr. E. M. Dingler. 1831. 12r Jahrgang. 24 Hefte. gr. 8. brosch. 16 fl.

Kunstblatt. Herausgegeben von Schorn. 1831. 12r Jahrg. gr. 4. 6 fl.

Lippold, J. F., neues Handbuch des verständigen Gärtners oder neue Umarbeitung des Taschenbuches des verständigen Gärtners von 1824. Aus dem Französischen des Almanach du bon jardinier von 1825 bis 1828 frei übersetzt und aus eigenen und fremden Erfahrungen ansehnlich vermehrt. Nebst bedeutenden Zusätzen und Verbesserungen, mitgetheilt von den Gebr. Baumann, den bekannten Kunst- und Handels-Gärtnern zu Bollweiler; von dem Ritter der Ehrenlegion, Soulange Bodin, Eigenthümer des großen Pflanzen-Instituts zu Fromont bei Ris in der Nähe von Paris. Von dem Eigenthümer und Handelsgärtner Geoffroy in Ville d'Avray bei Paris u. a. m. 1r Bd. mit 65 lithographirten Tafeln und 3 großen Tabellen. gr. 8. 4 fl. 48 kr.

Literaturblatt. Herausgegeben von Dr. Menzel. 1831. gr. 4. 6 fl.

Memminger, Obersteuer-Rath v., Beschreibung des Königreichs Würtemberg. 8s Heft, enthaltend die Beschreibung des Oberamts Urach. Mit einer Karte des Oberamtes, einer Ansicht von Urach und 4 Tabellen. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Menzel, W., Taschenbuch der neuesten Geschichte. 2r Jahrg. 1r Theil enthaltend: Geschichte des Jahres 1830. Mit 16 Portraits. 16. broch. 3 fl.

Morgenblatt, für gebildete Stände, herausgegeben von Hauff. 25r Jahrgang 1831. 4. 20 fl.

Oltmans, J., astronomische und hypsometrische Grundlagen der Erdbeschreibung. gr. 8. 4 fl. 30 kr.

Prechtl, J. J., Technologische Encyclopädie oder alphabetisches Handbuch der Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens. Zum Gebrauche für Kameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabrikanten und Gewerbtreibende jeder Art. 3r Bd. Mit 19 Kupfertafeln. gr. 8. 6 fl.

Reuss, Dr. J. J., die medicinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit, in Beziehung auf die Fragen: Ist die Heilkunst einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig? in wie fern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip? Kritisch bearbeitet und dargestellt. gr. 8. 4 fl.

Schelling, F. W. J., Vorlesungen über die Methode des academischen Studiums. 3te unveränderte Aufl. 8. 2 fl. 24 kr.

Schnurrer, F. M. Dr., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungsbezirks. gr. 8. Zweite vermehrte Auflage. 1 fl. 24 kr.

Staats-Akten, neueste, und Urkunden in monatl. Heften. 23ster — 26ster Band. 8. brosch. 16 fl.

Uhland, L., Gedichte. 5te vermehrte Auflage. Velinp. 8. 3 fl. 36 kr.

Wessenberg, J. H. v., Julius. Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in sieben Gesängen. 8. 2 fl. 24 kr.

Zeitung, allgemeine, Jahrgang 1831. 4. 16 fl.

Register und Titelblatt zur allgemeinen Zeitung 1830. 30 kr.

---

mündlichen Vortrage in frohen Kreisen eignen. Herausgegeben von Franz Rosler. Quedlinburg, bei G. Basse. 12. Geheftet. Preis 12 Gr.

---

[369] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Logarithmisches
und
logarithmisch-trigonometrisches Handbuch
mit einem Anhange von mehreren für die Ausübung unentbehrlichen Tafeln und Formeln
von
Ignaz Lindner,
Major und Professor der Mathematik im K. K. Bombardier-Corps.

Zweite verbesserte und sehr vermehrte Auflage. gr. 8. brosch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien unter dem Titel: logarithmisches und logarithmisch-trigonometrisches Taschenbuch von demselben Herrn Verfasser, und da sie, ohnegeachtet hinsichtlich der Deutlichkeit des Druckes manches zu wünschen übrig ließ, dennoch, in der beträchtlichen Anzahl von 3000 Exempl. vergriffen worden ist, so spricht dieses für den innern Werth des Werkes, und es dürfte daher die gegenwärtige, mit möglichster Sorgfalt veranstaltete Auflage nicht unwillkommen erscheinen.

In dieser Auflage hat nämlich der Hr. Verfasser nicht nur die Tafeln einer nochmaligen sorgfältigen Durchsicht unterzogen, und sie in ihrem Gebrauche, soweit es ihre Gränzen von 6 Decimalen erlaubten, zu erleichtern gesucht, sondern derselbe hat auch den Anhang mit noch mehreren nützlichen Tafeln nach den neuesten Bestimmungen bereichert. Zudem besorgt der Herr Verfasser die Correcturen selbst, um nach seinem Ausspruche in dem Vorberichte zu dieser Auflage vollkommen fehlerfreie Tafeln zu liefern; endlich hat die Verlagshandlung durch Güte des Papiers, Deutlichkeit und Schönheit des Druckes alles zum vollkommenen Gelingen des Werkes beigetragen.

---

[398] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben die zweite, sehr verbesserte und vermehrte Auflage erschienen von

J. H. Volker's Handbuch der Material- und Droguerie-Waarenkunde. Oder Beschreibung aller im Material- und Droguerie-handel vorkommenden rohen und verarbeiteten Waaren, und Anleitung, sie auf ihre Echtheit gründlich zu prüfen, die verschiedenen Sorten richtig unterscheiden zu lernen, sich vor Verfälschungen und Betrug zu sichern und sie aufzubewahren; nebst Angabe der Länder und Orte, wo sie erzeugt und fabricirt, und derjenigen Städte, woher sie am vortheilhaftesten bezogen werden, so wie der Art und Weise, wie sie im Handel verpackt, tarirt, rabattirt werden u. s. w. Für Kaufleute, Droguisten, Apotheker, Weinhändler, Fabrikanten, Mäkler u. s. w., und alle diejenigen, welche sich dem Geschäfte derselben widmen wollen. In alphabetischer Ordnung. 2 Bde. 8. Preis 2 Thlr. 12 Gr.

Schon seit längerer Zeit wurde in Deutschland der Mangel eines neuen und vollständigen Handbuchs über Waarenkunde, das sich speciell auf die Geschäfte der Materialisten, Droguisten, Apotheker und Weinhändler bezieht, dringend gefühlt, da Waarenkunde nur in wenigen Handelsschulen, oder in großen, zum Theil veralteten und sehr theuren Werken gelehrt wird. Diesem großen Bedürfniß hilft dieses Handbuch auf das Vollkommenste ab, da es sich lediglich mit der Material- und Droguerie-Waarenkunde, so wie den sämmtlichen in- und ausländischen Weinen beschäftigt, und auf das Gründlichste darüber Belehrungen ertheilt. Diese neue Auflage ist nicht nur mit den in neuester Zeit gemachten Entdeckungen und Erfahrungen bereichert, sondern überhaupt nach einem ausführlichern Plane gearbeitet, so daß das Ganze wenigstens um ein Drittheil stärker geworden ist.

Ganz unentbehrlich ist dieses Werk allen Lehrlingen und Anfängern in jenen verschiedenen Handelszweigen. Mit leichter Mühe erwerben sie sich aus ihm eine Waarenkenntniß und eine zuverlässige Uebersicht aller nöthigen Vorsichtsmittel, welche sie sich selten, selbst in großen Handlungen, so vollständig verschaffen können.

---

[360] So eben ist in der Wienbrack'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Der Rathgeber
bei dem
Schief- und Buckeligwerden,
oder:
Faßliche Darstellung
der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrates und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und leichtere Grade derselben geheilt werden können,
gebildeten Eltern und Erziehern
gewidmet
von
Dr. Friedr. Albr. Schmidt.
8. geh. 16 Gr.

Dies Schriftchen wird allen Eltern und Erziehern gewiß höchst willkommen seyn, indem es sie mit den ersten Zeichen der entstehenden Verunstaltung und den zweckmäßigsten Mitteln, sie zu verhüten und zu heben, bekannt macht.

---

[394] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. H. Leng, Jahrbuch aller neuen wichtigen Erfindungen und Entdeckungen, sowohl

in den Wissenschaften, Künsten, Manufacturen und Handwerken, als in der Land- und Hauswirthschaft. Mit Berücksichtigung der neuesten deutschen, französischen und englischen Literatur. VI. Jahrgang. (Erfindungen von 1827). gr.-12. cartonnirt 3 fl. 36 kr.

Die überaus vielen, ehrenvollen Urtheile, welche sowohl deutsche als französische Kritiker über dieses Unternehmen gefällt haben, stimmen darin überein, daß unter allen Werken in Europa, die sich mit der Geschichte des menschlichen Fortschreitens beschäftigen, vorstehendes Jahrbuch nicht allein das vollständigste, sondern auch das bestgeordnetste sey. (Wird jährlich fortgesetzt.)

---

[355] Nicht zu übersehen!!

Die Authentischen

Bildnisse der polnischen Helden,

deren Ruhm, dem des Leonidas gleich, kein Mißgeschick im ungleichsten Kampfe verdunkeln kann, sämmtlich treu nach dem Leben gezeichnet, und von den geschicktesten Künstlern in Stahl gestochen, werden dem jetzt erscheinenden dritten Jahrgang unserer Gallerie der Zeitgenossen eingereiht.

Bereits sind erschienen die Portraits von:

Skrzynecki und Czartoryski.

Subscription auf den dritten Jahrgang, der 26 Portraits (in Royal-Quart-Format) der berühmtesten Zeitgenossen enthält, ist (zu 2 Groschen für jedes Portrait) noch offen.

Alle soliden Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Auch erschien so eben:

Meyer's Schul-Atlas

der

neuesten Erdbeschreibungen

in 18 Karten.

Dritte Lieferung. Nr. 7. Europa. — 8. Spanien. — 9. Asien.

Subscriptionspreis: Sechs Groschen Sächsisch.

Im October wird fertig und versendet:

Meyer's Universal-Atlas

in vier und sechzig Karten

entworfen

für den Gebrauch gebildeter Familien, mit besonderer Rücksicht auf den Bedarf der Geschäftsmänner und Zeitungsleser.

Dritte Lieferung. Nr. 9. Spanien. — 10. Südafrika. — 11. Italien. — 12. Belgien und Holland.

Subscriptionspreis für jede Lieferung von vier Karten nur acht Groschen Sächsisch! — —

Beide Atlasse, für welche wir bereits fast Zehntausend Subscribenten zählen, sind die ersten in Deutschland auf Stahl gestochenen, und sie übertreffen an Schönheit des Stichs, an Reichthum, an Reinheit und Genauigkeit der Illumination und an Korrektheit der Zeichnung, nach dem einstimmigen Urtheil aller Sachkundigen, alles in ähnlichem Formate früher Erschienene.

Es sind Einrichtungen getroffen, welche fortan beider Atlasse regelmässigstes Erscheinen (monatlich eine Lieferung) verbürgen.

Subscriptions-Eröffnung

für

Meyer's Städte-Atlas

von

Europa.

Dieses eben so zeitgemäße als bedeutende, jedem Gebildeten, jedem Reisenden, jedem Geschäftsmann, jedem Lehrer der Geographie und Geschichte, und hauptsächlich auch dem Zeitungsleser äußerst nützliche, ja wir möchten behaupten, ganz unentbehrliche Werk erscheint in 25 Lieferungen. Jede Lieferung enthält (im saubern Umschlag) vier Städte-Pläne nebst Beschreibung und zwanzig Ansichten der merkwürdigsten und prächtigsten Bauwerke. Pläne und Ansichten sind sämmtlich genau nach der Natur aufgenommen und gezeichnet, und auf das Trefflichste in Stahl gestochen. Noch existirt kein gleiches Werk, weder in Deutschland noch in der Fremde. — Im Vertrauen auf die kräftigste und allgemeinste Unterstützung des gebildeten Publikums für dieß Unternehmen, wagen wir es, den Subscriptionspreis so niedrig zu stellen, als man ihn wohl niemals erwarten mochte; — wir setzen ihn nämlich auf Zwölf Groschen Sächsisch für jede Lieferung von vier Plänen und zwanzig Ansichten fest!

Die erste Lieferung des Städte-Atlasses, welche die Pläne von London, Paris, Berlin und Dresden mit Beschreibung und zwanzig Abbildungen der schönsten Gebäude dieser Städte enthält, erscheint zu Anfang nächsten Jahres.

Ihr folgt (hinlängliche Theilnehmer vorausgesetzt) alle zwei Monate regelmässig eine gleich starke Lieferung.

Den mit Jahresschluß unwiderruflich eintretenden jedenfalls weit höhern Ladenpreis werden wir später anzeigen.

Zu Bestellungen empfehlen wir alle soliden Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hildburghausen und New-York, Ende September 1831.

Das Bibliographische Institut.

---

[359] Bei A. Wienbrack in Leipzig erschien so eben:

Barrie's, Dr. C., Wodurch kann die Weiterverbreitung der Cholera in Deutschland verhindert und der Stoff zu dieser Krankheit in der Wurzel vernichtet werden? gr. 8. geh. 4 Gr.

Diese interessante Schrift ist in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[313] So eben ist erschienen:

Dr. P. L. Kritz, Darstellung praktischer Materien des römischen Rechts. Erster Band: über die Vindication und die Publicianische Klage. gr 8. und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. 8 Gr. zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung.

N°. 272.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 14. November 1831.

— Was hab' ich
Verloren! Welche Perle warf ich hin!
Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!

Schiller.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Daß der Sturm dieser Empfindungen nun durch die Personen, welche das meiste Interesse dabei hatten, nach Willkühr geleitet und endlich großentheils beschwichtigt ward, ergibt sich aus den Umständen; denn nichts ist leichter zu benutzen, nichts gibt fremdem Einfluß eine stärkere Wirkung, als die Stunde aufgeregter Leidenschaftlichkeit, wo die Theilnahme anderer in dem Maße tiefer empfunden und höher geschäzt wird, als wir uns verlezt, beleidigt und hintangesezt fühlen. Wir blieben an jenem Abend zu Hause, es versammelten sich nur wenige bei uns, die zu den vertrauteren Freunden des Hauses gehörten, vor denen aus dem Vorfalle kein Geheimniß gemacht wurde, und alle vereinigten sich so einstimmig in der Bitte, daß ich doch jezt nicht nachgeben möchte, wo das Heil meiner Zukunft auf dem Spiele stehe, und ich mich durch eine unzeitige Unterwürfigkeit auf immer jeder Freiheit des Denkens und Handelns begeben würde; die Tante sprach gegen ihre Gewohnheit so entscheidend, Ludwigs ernste Vorstellungen gingen allmählig in einen so heitern Muthwillen über, daß nicht nur die Stimme des Gewissens und der Pflicht in meiner Brust übertäubt, daß ich nicht nur überzeugt wurde, das Recht sey unstreitig auf meiner, das Unrecht ganz auf Blandheims Seite, sondern daß sich nach und nach meine trübe Stimmung in eine muntere Laune umwandelte. Als die Gesellschaft sich verabschiedet hatte, wurde das Gespräch des Abends um so freier von uns fortgesezt, indem Georg abwesend war, und es ward jede Ueberredung aufgeboten, um mich gegen meine Schwäche, wie sie meine Achtung vor Blandheims Meinungen hießen, zu waffnen. Mit welchem Erfolg ihre Bemühungen gekrönt wurden, mag Dir ein Umstand beweisen, der mich jezt noch tief beschämt, der meiner wirklich unwürdig war, und den ich mir niemals verzeihen werde. Du weißt, welche Leichtigkeit ich mir im Zeichnen erworben habe, wie schnell und richtig ich die Gegenstände aufzufassen und wieder zu geben vermag, und dieses Talent war bei mancher gesellschaftlichen Uebung noch mehr ausgebildet worden. Als nun Ludwig mit höhnendem Spott Blandheims alterthümlichen Sinn, seine Ehrerbietung vor allem Altherkömmlichen rügte, da erinnerte ich mich jenes Augenblicks, wo sein erstes Erscheinen mich so unangenehm berührt hatte, und ich sagte, halb lachend, halb entschuldigend, es müsse Niemanden befremden, einen jungen Mann zum Pedanten werden zu sehen, der auf solche Weise erzogen worden sey. Dabei nahm ich Bleistift und Papier und entwarf mit flüchtiger Hand eine Zeichnung, die jene Scene im Garten mit solcher Lebendigkeit darstellte, daß Ludwig vor lautem Lachen über die sonderbaren Figuren nicht zu Athem kommen konnte, und bei jedem neuen charakteristischen Zuge, der unter meinen Fingern entstand, mir ein tobendes „Bravo" zurief. „Kousine," sprach er, als ich die Umrisse vollendet hatte, „dieses Blatt müssen Sie mir schenken, zum An-

denken an die Stunde, in welcher Sie sich frei gemacht haben von lastenden Vorurtheilen und einer unheilbringenden Verbindung.“ Vergeblich sträubte ich mich dagegen, umsonst versagte ich ihm, geleitet von heimlicher Ahnung, das unglückliche Blatt, scherzend und spottend entzog er es meinen Händen, lächelnd unterstüzte ihn die Tante bei seinem Raub, und als ich mich auf mein Zimmer zurückzog, war es ihnen gelungen, die neu aufsteigenden Zweifel meines Herzens niederzukämpfen.

Anders verhielt es sich, als ich am folgenden Morgen mit jeder Minute Viktors Besuche und der Entscheidung unseres Streites entgegen sah, die, so wie ich meinen Verlobten kannte, keine versöhnende seyn würde, wenn ich mich nicht in diesem Falle nach seinem Willen bequemte. Mein guter Geist regte sich noch einmal kräftig, das heilige Versprechen, vor den Augen meiner Eltern geleistet, das mich an Viktor band, erschien mir in einem ganz andern Lichte, die Vorzüge seines Herzens und Gemüthes traten mahnend vor mich hin, alle die Beweise seiner herzlichen Liebe, die Ueberzeugung, daß er außer mir nie ein weibliches Wesen geliebt habe, redeten ihm mächtig das Wort, die Verblendung, die am gestrigen Abende meine Urtheilskraft trügerisch umhüllte, hatte sich zerstreut, eine Art von Sehnsucht nach der Heimath, wie ich sie seit meinem Hierseyn nie empfunden, stimmte mich weich, und hätte Blandheim nach seinem Verheißen jezt meine Antwort geholt, so wäre ihm gewiß eine befriedigende zu Theil geworden. Aber eine Stunde nach der andern verstrich, es kam Niemand, und eine peinliche Verlegenheit fing an sich meiner zu bemächtigen, denn unmöglich konnte ich aus freier Bewegung, ohne äußern Anstoß, die Schritte wieder zurückthun, die ich vorwärts gethan hatte.

Endlich, als die Stunde des Mittagessens, bei welchem wir Gäste erwarteten, bereits geschlagen hatte, brachte man mir einen Brief. Die Aufschrift war von Blandheims Hand, die meinige zitterte während dem Lösen des Siegels. Es fiel ein Blatt auf die Erde, ich hob es auf, und die gestern von mir gefertigte Zeichnung starrte mir entgegen. Halb bewußtlos fing ich an zu lesen, meine Sinne verwirrten sich, immer von Neuem mußte ich beginnen, weil ich den Inhalt nicht zu fassen vermochte; doch endlich hatte sich das Resultat hinlänglich in meinen Kopf geprägt, daß ich begriff, wie das Band nun gelöst sey, das mich bisher mit Blandheim vereint hatte. Ludwig war am frühen Morgen zu ihm gegangen und hatte sich mit ihm über den Vorfall von gestern sowohl, als über die Verschiedenheit unserer Charaktere überhaupt besprochen; hatte ihm gesagt, wie er unmöglich glauben könne, daß wir geeignet seyen, in einer so nahen Verbindung unser Glück zu finden, wie ich selbst dieß einzusehen beginne und sehnlich wünsche, eines Versprechens entledigt zu werden, das bloße Unkenntniß der Welt und Gehorsam gegen meine Eltern mir entlockt habe. Die Forderung, einem so tadellosen Vergnügen zu entsagen, wie der heutige Ball sey, die Ansichten und Meinungen, die er, Blandheim, bei diesem Anlaße geäußert, hätten mir endlich die Augen geöffnet, und er wisse, daß nur Zartgefühl und Achtung gegen Verstorbene mich hindern, mein Wort zurückzunehmen, daß ich aber fest entschlossen sey, mich, in Betreff dieses Abends, nur nach meiner eigenen Einsicht und dem Rathe meiner Tante gemäß zu betragen. Viktor hatte, wahrscheinlich durch die Ruhe einer Nacht und durch reifere Ueberlegung zu der Erkenntniß seines allzuraschen Handelns gebracht, gegen Ludwigen geäußert: er vermöge nicht, seine Braut eines solchen Wankelmuths zu zeihen, und hoffe, die Mißverständnisse freundlich beizulegen, die sehr wahrscheinlich durch fremde Einwirkung ein größeres Gewicht bei mir bekommen hätten. Hierauf erzählte Ludwig, auf seine Weise ausschmückend, was ich ihm über Viktors erstes Erscheinen bei uns und den Eindruck, den sein Aeußeres auf mich gemacht hatte, zu vertrauen unvorsichtig genug gewesen war, und nachdem er das Blatt mit der Zeichnung hervorgezogen, legte er ihm dasselbe als einen unwidersprechlichen Beweis vor, daß mein Geist und mein Herz gleichzeitig, und zwar auf nicht angenehme Art von dem vorherrschenden Hang zum Sonderbaren in seiner Persönlichkeit betroffen worden seyen. Die Hauptfiguren waren zu gut gelungen, als daß Viktor einen Augenblick hätte unsicher seyn können, wen und was es vorstelle, und was planlose Unbesonnenheit hervorgebracht und verschuldet hatte, mußte unter den obwaltenden Umständen in dem gehäßigsten Lichte erscheinen und seinen Entschluß augenblicklich bestimmen. „Ich gebe Ihnen zurück, mein Fräulein,“ so endete er seinen Brief, „was mir, wie ich jezt einsehe, nie mit Recht gehörte, Ihr Wort und Ihre Hand. Möge derjenige, dem Sie aus eigener Neigung das Herz zugewendet haben, dasselbe immer zu beglücken im Stande seyn. Die Kleidung, die Ihnen einst so lächerlich schien, daß die Erinnerung an dieselbe noch jezt mir in Ihrer Meinung schaden konnte, trug ich meinem Vater zu Liebe, dessen ausnehmende Güte, Treue und Edelmuth, dessen seltene ritterliche und menschliche Tugenden wohl noch weit größere Opfer verdient hätten. Von ihm stammen die Grundsäze, die Ansichten und Meinungen, die Ihnen so lästig waren, und ich bekenne Ihnen aufrichtig, daß ich von jezt an mich noch weit inniger an jene alte Zeit anschließen werde, deren Vertheidiger er war; denn der Umänderung dieser Zeit, der Verschiedenheit zwischen der Denk- und Handlungsart der jezt lebenden und der entschwundenen Generationen muß ich einen Verlust zuschreiben, den ich beweinen werde, so lange Ihr Bild in meinem Herzen lebt.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht zu läugnen, daß Delaroche absichtlich durch sein ausgestelltes Bild zu geschichtlichen Vergleichungen aufforderte, und wie zwischen Ludwig XVI. und Karl I. wurden auch zwischen Cromwel und Napoleon beständig Parallelen gezogen. Ich darf aber sagen, daß beiden Unrecht geschah, wenn man sie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der schlimmsten Blutschuld; (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord) Cromwel aber sank nie so tief, daß er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ und, ein abtrünniger Sohn der Revolution, die gekrönte Vetterschaft der Cäsaren erbuhlte. In dem Leben des Einen ist ein Blutfleck, in dem Leben des Andern ist ein Oelfleck. Wohl fühlten sie aber beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Washington von Europa werden konnte, und nur dessen Napoleon ward, ihm ist nie wohl geworden in seinem kaiserlichen Purpurmantel, ihn verfolgte die Freiheit wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihn vom Lager, und dann sah man ihn hastig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er schalt und tobte, und wenn er dann des Morgens, bleich und müde, in den Staatsrath kam, so klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und sehr gefährliche Ideologie, und Corvisart schüttelte das Haupt.

Wenn Cromwel ebenfalls nicht ruhig schlafen konnte und des Nachts ängstlich in Whitehall umherlief, so war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgespenst, was ihn verfolgte, sondern die Furcht vor den leiblichen Rächern seiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deshalb trug er unter dem Wamms immer einen Harnisch, und er wurde immer mißtrauischer, und endlich gar, als das Büchlein erschien: „Tödten ist kein Mord,“ da hat Oliver Cromwel nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaisers wenig Aehnlichkeiten bietet, so ist die Ausbeute desto reicher bei den Parallelen zwischen den Fehlern der Stuarts und der Bourbonen überhaupt und zwischen den Restaurationsperioden in beiden Ländern. Es ist fast eine und dieselbe Untergangsgeschichte. Auch dieselbe Quasilegitimität der neuen Dynastie ist vorhanden, wie einst in England. Im Foyer des Jesuitismus werden ebenfalls wieder wie einst die heiligen Waffen geschmiedet, die alleinseligmachende Kirche seufzt und intriguirt ebenfalls für dieses Kind des Mirakels, und es fehlt nur noch, daß der französische Prätendent, so wie einst der englische, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengesetzte Schicksal Sauls, der seines Vaters Esel suchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone suchen, und er findet hier nur die Esel seines Vaters.

Was die Beschauer des Cromwel am meisten beschäftigte, war die Entzifferung seiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geschichte berichtet diese Scene nach zwei verschiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwel des Nachts, bei Fackelschein, sich den Sarg öffnen lassen, und erstarrten Leibs und verzerrten Angesichts sey er lange davor stehen geblieben, wie ein stummes Steinbild. Nach einer andern Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und sprach die Worte: „Es war ein starkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Ansicht hat Delaroche diese demokratischere Legende im Sinne gehabt. Im Gesichte seines Cromwels ist durchaus kein Erstaunen oder Verwundern oder sonstiger Seelensturm ausgedrückt, im Gegentheil, den Beschauer erschüttert diese grauenhafte, entsetzliche Ruhe im Gesichte des Mannes. Da steht sie, die gefestete, erdsichere Gestalt, „brutal wie eine Thatsache,“ gewaltig ohne Pathos, dämonisch natürlich, wunderbar ordinär, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet sie ihr Werk, fast wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat sie ruhig gefällt, die große Eiche, die einst so stolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten so viele schöne Menschengeschlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poesie ihre süßesten Reigen getanzt — er hat sie ruhig gefällt mit dem unglückseligen Beil, und da liegt sie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone. — Unglückseliges Beil!

Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement? das waren die gequälten Worte, womit ein Britte, der hinter mir stand, die Empfindungen unterbrach, die ich eben niedergeschrieben, und die so wehmüthig meine Seele erfüllten, während ich Karls Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie ist etwas allzugrell blutig gemalt. Auch ist der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und gibt diesem das Ansehen eines Violinkastens. Im Uebrigen ist aber das Bild ganz unübertrefflich meisterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyk und mit der Schattenkühnheit des Rembrant; es erinnert mich namentlich an die republikanischen Kriegergestalten auf dem großen historischen Gemälde des leztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amsterdam gesehen.

Der Charakter des Delaroche, so wie des größten Theils seiner Kunstgenossen, nähert sich überhaupt am meisten der flämischen Schule; nur daß die französische Grazie etwas zierlich leichter die Gegenstände behandelt und

die französische Eleganz hübsch oberflächlich darüber hinspielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graziösen, eleganten Niederländer nennen.

An einem andern Orte werde ich vielleicht die Gespräche berichten, die ich so oft vor seinem Cromwel vernahm. Kein Ort gewährte eine bessere Gelegenheit zur Belauschung der Volksgefühle und Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne, am Eingang der langen Gallerie, und daneben hing Roberts eben so bedeutsames Meisterwerk, gleichsam tröstend und versöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte, so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener frommen Schnitter, die, mit ihren schöneren Aehren heimkehrend zum Erndtefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füßen, hören wir hier noch das Rasen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht, sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhigsicher die Erde stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt und in die Kreuz und die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: — so sehen wir auf dem andern Gemälde jene größere Geschichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen, eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahrszeiten, eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist, die Geschichte der Menschheit!

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 4. November. *)

Die Cholera.

Die Cholera rückt dem südwestlichen Deutschland immer näher; wenn sie heute in Regensburg, München, Augsburg, Ulm ausbricht, so hat man nicht Ursache, sich sehr darüber zu wundern, denn sie ist von Wien nach dem 26 Meilen entfernten kleinen Städtchen Wels gesprungen, sie hat zwischen Magdeburg und Hamburg Alles verschont, und sich plötzlich in dieser Stadt etablirt. Es ist natürlich, daß die Blicke von Süddeutschland besonders nach Wien gerichtet sind, da diese Stadt durch Lebensart, Sitten und Klima ihm näher verwandt ist, als die nach Norden und Osten gelegenen Choleragebiete. Man fragt begierig nach den Gründen, warum diese Stadt mit einer verhältnißmäßig so geringen Zahl von Erkrankungen und Sterbfällen davonkommt, da die große Menschenmasse, die nothwendig immer eine bedeutende Zahl armselig lebender Individuen in sich schließt, und die in der üppigen Kaiserstadt gewiß nicht seltenen Excesse aller Art ein ungünstigeres Resultat fürchten ließen. Es mag unglaublich klingen, aber es ist so: Wien und sein Volk sieht aus, gerade wie zu der Zeit, da es von Cholera nichts wußte. Man sieht Ruhe und Heiterkeit auf den Gesichtern, die Straßen sind lebhaft, überall Verkehr, das Landvolk strömt zur Stadt, um Lebensmittel feilzubieten, man ißt und trinkt ohne scrupulöse Wahl, kein Krankenwagen stäubt das Volk auseinander, keine Wache versperrt den Eingang in die Häuser, Niemand trägt eine Wärmflasche auf dem Bauch oder ein Pflaster auf dem Magen; man kommt in zehn Gesellschaften, bis in einer von der Cholera gesprochen wird; kurz die Stimmung des Volks ist nichts weniger als eingeschüchtert, was aus seinem Betragen so gut als aus seinen Aeußerungen hervorgeht.

In den ersten Wochen war es allerdings auch hier anders. Doch dauerte der Schrecken nicht lange; der Gang der Seuche, die in den entlegensten Theilen der Stadt ausbrach und häufig nur Einzelne aus großen Familien wegraffte, dann der Befehl von Seiten der Regierung, alle Sperrungen aufzuheben, benahmen dem Volke den Glauben an Ansteckung völlig. Außer diesem und dem Benehmen des Kaisers, wirkte offenbar auch der Umstand beruhigend auf das Volk, daß gleich von Anfang mehrere Opfer in höhern Familien fielen; das Privilegium der Unverletzlichkeit, das leztere nach den Nachrichten aus andern Ländern zu haben schienen, zeigte sich als nichtig; der gemeine Mann schickte sich eher in das Unglück, da er es nicht allein trug. Eine Hauptquelle des Trostes war ferner, daß das Volk, nachdem es von dem ersten Entsetzen wieder zu sich selbst gekommen war, einsah, daß die Seuche selbst in ihrer Verbreitung nicht die erwartete Furchtbarkeit hatte; die Leiter der Todtenliste war nicht viel länger, als zu andern Zeiten. In den lezten Monaten vor dem Erscheinen der Cholera war der Krankenstand sehr bedeutend; im September und Oktober aber, während ihrer Herrschaft, nahm die Zahl der übrigen Erkrankungen auffallend ab, namentlich zeigten sich die früher sehr häufigen Nervenfieber jezt weit seltener; im Ganzen blieb also die Sterblichkeit beinahe dieselbe. — Es ist nicht zu vergessen, daß Diarrhöen, die noch durchaus keine Cholera sind, wiewohl sie auch etwas Eigenthümliches haben, wodurch sie Verwandtschaft mit ihr bekommen, sehr häufig sind; sie gehen nicht selten in Cholera über und werden unter dem Namen des Stadiums der Vorboten unter der Rubrik der Cholera aufgeführt; andere setzen aber dem Begriff der Cholera engere Grenzen. Wenn man alle jene Vorboten, die häufig von selbst wieder weichen, Cholera nennt, so hat vielleicht die Hälfte der Bevölkerung Wiens die Krankheit gehabt. Die hiesigen Aerzte versichern, daß im Anfang der Epidemie häufig bloßer Schrecken die Krankheit erzeugt oder einen leichten Anfall zu einem tödtlichen gemacht habe; diesem Umstand sey zum großen Theil die bedeutendere Sterblichkeit in den ersten Tagen zuzuschreiben.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir theilen diesen Brief um so lieber mit, da er die in Nr. 166 und 167 enthaltenen Beobachtungen über die Cholera in Wien bestätigt. D. R.

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 273.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 15. November 1831.

Cinna, der Poet: — Mißgeschick füllt meine Phantasie;
Ich bin unlustig, aus dem Haus zu gehn.

Shakespeare.

Gemäldeausstellung in Paris.

(Fortsetzung.)

Wahrlich, wohlthuend und heilsam war es, daß Roberts Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite gestellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwel lange betrachtet und mich ganz in ihn versenkt hatte, daß ich fast seine Gedanken hörte, einsylbig harsche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und gezischt, im Charakter jener englischen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht, dann rief mich heimlich wieder zu sich der stille Zauber des Robengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskanas süße Sprache von römischen Lippen erklingen, und meine Seele wurde besänftigt und erheitert.

Ach! wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem mißtönenden Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen dröhnend, betäubender als jemals, diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer, mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: „Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preußen!“ — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden, oder ich bekomme einen Bajonetstich in die linke Seite, wo jezt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesezt als fremder Unruhstörer.

Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesichte entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Der junge englische Prinz sinkt zu Boden, und sterbend sieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener schmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen ist. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plözlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwel, sondern der Zaar von Rußland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem Könige von Preußen auf dem Balkone stand und diesem die Hand küßte. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah, und ich dachte in meinem Herzen: Gott sey uns allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küssen. — —

— Ach, Deutschlands rechte Hand war gelähmt, lahm geküßt, und unsere beste Schutzmauer fiel, unsere Avantgarde fiel, das muthige Polen liegt im Sarge, und wenn uns jezt der Zaar wieder besucht, dann ist an uns die Reihe, ihm die Hand zu küssen — Gott sey uns allen gnädig!

Da hier nicht mehr von Königsmord, — — — — — — — — — — — — — — die Rede ist, so will ich alle weitere Erörterung übergehen und zu meinem eigentlichen Thema zurückkehren.

Ich hätte noch manchen wackern Maler zu rühmen, z. B. die beiden Seemaler Gudin und Isabey, so wie auch einige ausgezeichnete Darsteller des gewöhnlichen Lebens, den geistreichen Destouches und den witzigen Pigal; aber troz des besten Willens ist es mir dennoch unmöglich, ihre stillen Verdienste ruhig auseinander zu setzen, denn da draußen stürmt es wirklich zu laut, und es ist unmöglich, die Gedanken zusammenzufassen, wenn solche Stürme in der Seele wiederhallen. Ist es doch in Paris sogar an sogenannt ruhigen Tagen sehr schwer, das eigene Gemüth von den Erscheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunst auch in Paris mehr als anderswo blüht, so werden wir doch in ihrem Genusse jeden Augenblick gestört durch das rohe Geräusch des Lebens; die süßesten Töne der Pasta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothschrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Roberts Farbenlust eingeschlürft, wird schnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört fast ein Goethescher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunstgenuß zu gelangen, und wie sehr einem gar die Kunstkritik erschwert wird, das fühle ich eben in diesem Augenblick. Ich vermochte gestern dennoch, an diesem Berichte weiterzuschreiben, nachdem ich einmal unterdessen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todtblassen Menschen vor Hunger und Elend niederfallen sah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann ist es unmöglich, ruhig weiter zu schreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, ist auch sein Urtheil wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künstler in dieser Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man sagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Oelbaumes in jeder Hinsicht. Die Herzen, die ängstlich lauschen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerksamkeit für die süßeste Musik. Die Oper wird mit tauben Ohren gehört, das Ballet sogar wird nur theilnahmlos angeglozt. Und daran ist die verdammte Julirevolution Schuld, seufzen die Künstler, und sie verwünschen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verschlingt, so daß von ihnen gar nicht mehr die Rede ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Niederschmetternd und furchtbar war die Wirkung, die dieses Blatt im ersten Augenblicke auf mich machte; im zweiten trat die Tante herein, fand mich noch ungekleidet und in ungewohnter Aufregung, und nachdem sie die Ursache vernommen, drang sie in mich, mir durch auffallende Schritte keine Blöße zu geben; sie meinte, es sey durchaus nothwendig, daß ich bei Tafel erscheine und vor allem heute Abend mich in gewohnter Laune zeige, und forderte als Lohn ihrer mütterlichen Liebe, daß ich Gram und Thränen einstweilen in mein Herz verschließe. Von ihr gebeten, geliebkost, überredet, ließ ich mich blenden und folgte ihr zu der Gesellschaft; ängstlich pochte mein Herz, auf meine Brust hatte sich eine nie gefühlte Last gelegt; ich preßte das eine gewaltsam zusammen und suchte die andere durch erkünstelte Lustigkeit los zu werden. Alles schien sich das Wort gegeben zu haben, mich zu zerstreuen und durch ausgesuchte Schmeichelei und Aufmerksamkeit mich um meine klare Besinnung zu bringen. Ludwig erschien im Laufe des Nachmittags und entwaffnete meine Vorwürfe durch die Versicherung: daß Blandheim außer seiner beleidigten Eigenliebe wohl keinen Schmerz über unsere Trennung gefühlt habe, und daß es höchst nothwendig gewesen sey, daß ein Dritter sich unser annehme, sollten wir nicht aus lauter Pflichtgefühl ins Verderben kommen. Mit lebendigen Farben bezeichnete er mir nun, als Gegenstück zu dem Gemälde, das er mir einst von meinem Leben auf Blandheim entworfen, den glänzenden, mit Rosen bestreuten Pfad, der vor mir liege und dessen Anfang der heutige Ball sey. Sein Geschwätz brachte mich um den lezten Rest meines gesunden Verstandes und unterdrückte die Stimme, die in meiner Brust für Blandheim und für ein anderes Benehmen sprach. In dem zierlichsten Putz fuhr ich mit Ludwig und der Tante auf den Ball; die nie gesehene Pracht, die bezaubernde Musik, die Zuvorkommenheit, mit welcher ich empfangen wurde, Seeburgs unverholene, an Wahnsinn gränzende Freude betäubten vollends meine Sinnen, und bald schwebte ich im leichten hüpfenden Walzer in des leztern Arm dahin. Als ich bei den englischen Tänzen an Seeburgs Hand die lange Kolonne hinunter getanzt hatte, fiel mein Auge auf eine dunkle, in einen Mantel verhüllte Gestalt, die unweit der Thüre stand. Es war Blandheim! Ich erkannte ihn, als er einen Augenblick seinen Mantel auseinander schlug; sein Blick ruhte eine Minute wehmüthig, ich möchte fast sagen, be-

dauernd auf mir, dann verschwand er, und ich habe ihn nicht wieder gesehen.

*

Der Würfel war nun geworfen, mein Geschick ging unaufhaltsam seinen Gang. Die Auflösung meines Verhältnisses mit Blandheim hätte mich schon allein bewegen müssen, die Vorschläge eines andern Mannes anzunehmen, um mich nicht vor der Welt als eine Verlassene zu zeigen, und ich konnte um so weniger gegen den Antrag Seeburgs einwenden, als dessen Liebe ihm schon lange in meinem Herzen das Wort geredet hatte und alle meine Verwandten und Freunde, den einzigen Georg ausgenommen, seine Bitte unterstützten. Ein halbes Jahr später ward ich seine Gattin; ferne aber sey es von mir, hier die Reihe der mannigfaltigsten Leiden aufzählen zu wollen, welche diese unselige Heirath über mich brachte, und nur das Allgemeine, öffentlich Bekannte sollst Du wissen. Kaum hatte sich Seeburg in den Besitz meines Vermögens und meiner Person gesezt, als der Nebel schwand, der bis dahin meine Sinne getäuscht hatte. Liebe, Zartgefühl, Gutmüthigkeit, Edelmuth, alles was mich bethört, mich von dem Pfade der Pflicht und des Rechts abgeleitet hatte, fiel in den engeren Beziehungen des ehelichen Lebens wie eine künstliche Maske von dem Kamäleon ab, das vor jedem fremden Blicke trügerische Farben annehmen konnte und nur vor dem meinigen seine eigenthümliche behauptete. Sieben Jahre hindurch habe ich die Fesseln des unglücklichsten Verhältnisses getragen, sieben Jahre lang mußte ich mir täglich wiederholen, ich sey auf immer an einen Unwürdigen, an einen Wollüstling, an einen Elenden geknüpft, dem das Heiligste ein Spott, jede Tugend eine Lüge war, der nicht einmal Kraft genug in sich hatte, Gott zu verläugnen, an den er doch nicht glaubte. Male Dir nun selbst die Hölle aus, in der ich schmachtete, die ich mit dem Schleier des Wohlstandes verhüllen mußte, die Niemand ahnete, als meine arme Tante, deren Selbstvorwürfe mir beinahe noch schrecklicher waren, als mein eigenes Unglück. Ludwigen hatte ich erkannt, sobald ich an der Verdorbenheit meines Gemahls nicht mehr zweifeln durfte, und es konnte natürlicherweise zwischen ihm und mir nicht nur kein tröstendes Verhältniß stattfinden, sondern ich mußte es dulden, daß er meine Lage nach Möglichkeit verschlimmerte, sobald er eingesehen hatte, daß ich nicht zu denjenigen gehöre, die sich durch anderer Verbrechen zu eigenen Fehlern berechtigt glauben. Auch Georg, der meinen Gram durch seine brüderliche Theilnahme zu lindern suchte, und dessen Zartgefühl groß genug war, mich mit keinem leisen Laute an mein verscherztes Glück und an meine Thorheit zu erinnern, auch Georg ward mir nach einigen Jahren entrissen. Er hatte durch Empfehlungen eine bedeutende Stelle in der französischen Garde erhalten, und eine solche Feststellung seines Geschicks mußte ihm um so willkommener seyn, da er als jüngerer Sohn seines Hauses keine grossen Ansprüche zu machen hatte. Ich war in dem ersten Jahr meiner Ehe Mutter geworden, Mutter eines lieben Mädchens, ach — das die Keime des Todes als Erbtheil von seinem Vater mit auf die Welt gebracht und sie in schmerzhaften Krankheiten entwickelt hat. Während vier endloser Jahre siechte das arme Geschöpf, an dessen Leben mein ganzes irdisches Hoffen hing; Furcht, Schmerz, leise Hoffnung und namenloses Verzweifeln bekämpften sich eben so lange in meiner Seele, und was ich in jenen finstern Tagen, in jenen langen, lichtlosen Nächten gelitten habe, bis ich endlich Ergebung errang, das weiß nur Gott. Endlich, nach einem harten Kampfe des jungen Lebens mit dem Tode, der in immer engeren Ringen die sich sträubende Psyche umwand, entschlief das Kind sanft in meinen Armen, und sein leztes Lächeln wird noch in meiner Erinnerung leben, wenn auch meine Stunde heranrückt. Glaubst Du nun, Karoline, daß ich mit vollem Herzen mich zu der einzigen Trösterin gewendet habe, die da nicht verstummt, noch verzagt, wo menschlicher Trost keine Worte mehr findet? Es hallen die heiligen Wahrheiten von Religion, Gott, Unsterblichkeit an das jugendliche Ohr, aber die Töne der Freude, der Lust, der Sehnsucht nach irdischem Glück unterdrücken ihren wohlthuenden Laut. Doch wenn dann die Tage hereinbrechen, von denen wir sagen: „sie gefallen uns nicht," wenn das Verhängniß schwer auf uns liegt, wenn wir in Folge unserer Thorheiten schmerzlich leiden, wenn die Mutter ihr sterbendes Kind im Arme hält und mit seinem lezten Athemzuge der Kranz ihres Lebens auf immer erbleicht; wenn sie jammernd dem entschwundenen Geiste nachblickt und den scheidenden Vorhang zerreißen möchte, um zu erschauen, wo ihr Liebling hingewandert ist; wenn die Blumen unserer Jugend verwelken und es immer einsamer wird auf dem erst noch so bunten Lebenspfade: dann erhebt das Bessere, das Ewige, das Unvergängliche seine Stimme, dann regen sich Gefühle in unserer Brust, die der Sturm des Daseyns betäubt hatte, und an der Verzweiflung Statt treten die Hoffnung, der Glaube, das Vertrauen zu uns hin. Diese holden Begleiterinnen waren es, die ermuthigend an meiner Seite standen, als ich nach dem Tode meines Kindes zur Krankenwärterin meines Gatten, zur Zielscheibe seiner Launen, seines Unmuths, seines Grolls gegen Schicksal und Menschen wurde. Sie gaben mir Kraft und Trost in jenen Tagen, als das schwindende Leben dem beklagenswerthen Seeburg verkündete, daß er an der Grenze stehe, jenseits welcher ihm kein freundlicher Engel der Verheißung winkt, als ich Zeuge seyn mußte, wie er vergeblich nach Licht rang, wie er zwischen Unglauben und banger Furcht mitten inne schwebte, wie die verlornen

Jahre mit erdrückendem Gewicht auf ihm lasteten. Da, an diesem furchtbaren Sterbebette, legte ich alles nieder, was von meinen frühern Fehlern mir die Schule des Unglücks noch zurückgelassen hatte; da lernte ich das Leben und seinen ernsten Zweck verstehen, lernte dem glänzenden Schimmer entsagen, der mir einst so viel gegolten hatte, und die bescheidenen Tugenden eines Gottvertrauten, kräftigen Gemüthes nach ihrem Werthe erkennen. Darum weiß ich, daß die Jugendzeit, um die ich betrogen wurde und die keine Reue mir zurückbringt, für meine innere Bildung nicht verloren ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Wien, 4. November.

(Beschluß.)

Die Cholera.

Das Beispiel Wiens ist eine gute Lehre für die noch nicht befallenen Gegenden; es zeigt, daß das Freilassen aller Kommunikation, wenigstens dann, wenn die Krankheit einmal förmlich an einem Ort ausgebrochen ist, der Verbreitung derselben keinen Vorschub leistet, im Gegentheil durch den Einfluß auf die Stimmung des Volks günstig wirkt, daß die Nichtachtung von Seiten des Publikums das beste Präservativ ist, endlich daß die Seuche selbst in unsern Gegenden und bei unserer Lebensart einen sehr erträglichen Charakter annimmt. Jene Nichtachtung ist aber nicht mit Leichtsinn zu verwechseln; Vorsicht in Betreff der Diät und Kleidung, Beachtung der in dieser Beziehung gegebenen öffentlichen Vorschriften ist immerhin zu empfehlen. In Wien sind es besonders Diätexcesse, die häufig den Ausbruch der Krankheit veranlassen; dagegen weiß man hier nichts von außerordentlichen Schutzmitteln; einzelne Narren mag es auch hier geben, wie überall; aber der Vernünftige, der den Gang der Sache ruhig beobachtet, lacht darüber.

Indessen ist auch Wien des Ausgangs noch nicht gewiß; es ist wohl zu berücksichtigen, daß diese Stadt vom Himmel sehr begünstigt ist durch ein seit mehreren Wochen anhaltendes heiteres Wetter; der Himmel ist fast beständig blau, der Unterschied zwischen der Temperatur bei Tag und Nacht nicht bedeutend. Schlechtere Witterung könnte leicht die Seuche wieder steigern. Die Lage eines Orts, die Nähe stehender Gewässer und andere zum Theil unbekannte Verhältnisse bestimmen freilich auch den Verlauf und die Ausdehnung der Seuche, und insofern ist wohl mancher Gegend ein schlimmeres Loos zu prophezeihen, als Wien. Ueberall aber wird der durch die Erfahrung gerechtfertigte Glaube, daß die Cholera einer so großen Beachtung gar nicht werth ist, das beste Schutz- und Milderungsmittel seyn. Die Krankheit ist in Wien dem Wesentlichen nach dieselbe, wie sie in Rußland, Polen und Ungarn war; sie gibt auf ihrer Höhe dasselbe furchtbare Bild, wie in jenen Gegenden, sie hat sich auch hier, wenn sie zu einem gewissen Grade gediehen ist, als unheilbar erwiesen; aber in vielen Fällen kommt es nur durch Vernachläßigung so weit, und es gelingt in der Regel, die Krankheit abzuschneiden, wenn bei Zeiten ärztlich eingeschritten wird.

Wien wurde in sanitätspolizeilicher Rücksicht in 32 Abtheilungen getheilt; jede hatte einen Abtheilungsarzt und Kommissär und war in mehrere Sektionen getheilt, denen untergeordnete Kommissäre vorstanden. Diese hatten täglich Haus für Haus zu untersuchen, entdeckte verdächtige Krankheitsfälle dem Abtheilungsarzte anzuzeigen, für Reinlichkeit in Häusern und Straßen zu sorgen und die Bedürfnisse der Bewohner zu ermitteln. Der Arzt rapportirte täglich über die an der Cholera Erkrankten. Diese außerordentlichen Sanitätsbeamten wurden neuerdings für überflüssig erkannt, und sind seit dem 1. November ihres Dienstes entlassen; die Rapporte werden jezt unmittelbar von den behandelnden Aerzten erstattet.

Von den mit großem Ueberfluß ausgestatteten sechszehn Choleraspitälern, von denen nur zehn benuzt wurden, sind einige ganz geschlossen worden. Die Leichenbegängnisse der an der Cholera Verstorbenen waren früher verboten; alle Todten wurden in die Spitäler gebracht, dort Nachts abgeholt und auf eigenen Leichenhöfen außerhalb der Linie zu zwanzigen in Eine Grube verscharrt. Diese Behandlung der Leichen war die einzige Zwangsmaßregel. Seit zwölf Tagen sind nun wieder feierliche Leichenzüge gestattet; selbst in die Spitäler kommen die Verwandten zu Duzenden, um die Leichen abzuholen. So existirt nun nichts mehr, was an das Vorhandenseyn einer ungewöhnlichen Epidemie erinnerte, wiewohl diese noch auf einer gewissen Höhe verharrt und ihr Ende nicht zu bestimmen ist.

Man sagte vor einiger Zeit, der Hof werde nächstens in die Stadt zurückkehren. Doch soll der Namenstag der Kaiserin am 5. November noch in Schönbrunn gefeiert werden. Dem Kaiser behagt es recht in diesem schönen Lustort; er fühlt sich sehr gesund und jagt häufig im Park zu Laxenburg. Er scheint Schönbrunn wieder liebgewonnen zu haben, während er früher sich nie besonders gerne dort aufhielt; dies soll sich von der Zeit herschreiben, da Napoleon von der Gloriette aus, wo er frühstückte, Befehle nach Wien erließ. Die Cholera hält ihn nicht in Schönbrunn, denn vor dieser wäre er in der Burg sicherer; die innere Stadt ist so ziemlich von der Seuche befreit, während sie um Schönbrunn zu spuken anfängt.

Es wäre mir erwünscht, wenn ich durch mein Schreiben zur Beruhigung der Leser etwas beitragen könnte. Mit der Furcht und dem vielen Sorgen und Vorbereiten schafft man nichts Gutes, schadet aber sich und andern; man macht, und dies ist eine ganz allgemeine Erfahrung, da, wo sie ist, weit weniger aus der Cholera, als wo sie erst hinkommen soll. Die Gemeinden müssen Vorkehrungen treffen, um Arme, die in ihrer Wohnung gehöriger Pflege entbehren, zu unterstüzen und in Spitälern unterzubringen; in den wohlhabenderen Familien bedarf es keiner besondern Anstalten; namentlich ist der Quark von Medikamenten aller Art, womit man die Apotheken auszukaufen droht, überflüssig; Thee, Salep, Mandeln zum Getränk, guter Essig, Wachholderholz sind die nothwendigsten Mittel, aber immer zu haben. Die Cholera verlangt überhaupt und immer nicht viel zur Behandlung; den leichtern Fällen entspricht eine einfache, für die verzweifelten ist kein Kraut gewachsen. Hier in Wien wird besonders viel mit Brechmitteln und mit Eis innerlich und äußerlich behandelt; an lezterem könnte da und dort Mangel seyn. Schade, daß es nicht in Wandschränken aufbewahrt werden kann!

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 274.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 16. November 1831.

Wie ein Prometheusgeier hängt Sehnsucht sich an das Herz und verwundet es, aber nur, um es zu vergrößern.

Jean Paul.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Dem Tode meines Gemahls folgten Unannehmlichkeiten anderer Art, die nicht minder störend in mein Daseyn eingriffen. Seeburgs Vermögen war größtentheils verspielt und verpraßt, einige seiner Güter mußten seiner Familie zurückgegeben werden, auf den übrigen hafteten Hypotheken, die zu bezahlen ich mich außer Stande sah. Diese wurden demnach den Gläubigern überlassen, und die laufenden Schulden deckte ich mit einem großen Theil meines väterlichen Erbes, so daß ich nach Jahresfrist und nach vollständiger Berichtigung all dieser verdrießlichen Dinge, wenig mehr als mein Palmewitz zum Eigenthum behielt. Ich bin indessen weit entfernt, mich über die Einschränkungen zu beklagen, die eine solche Verminderung meines Vermögens zur Folge hat. Ohne Kinder, ohne nahe Verwandte, für welche dieselbe wichtig seyn könnte, sehe ich mich in einem Alter von neun- und-zwanzig Jahren ganz auf mich selbst beschränkt, und meine Neigungen, mein Geschmack haben sich in den neun Jahren herber Prüfung so völlig umgeändert, daß mir für mich gar nicht bange ist. Gleich nach dem Hinscheiden Seeburgs zog ich zu meiner Tante, um die Kosten eines eigenen Haushalts zu vermeiden, und konnte dieß um so eher und freudiger thun, als Ludwig lange vorher eine reiche Erbin geheirathet, sich von seiner Mutter getrennt hatte und mit seiner Familie ein schönes, seiner Frau gehörendes Gut bewohnte. Gemeinsames Leiden hatte unsere Herzen enger mit einander verknüpft; denn nicht nur hatte die Tante an meinem Unglück den innigsten Antheil genommen und mir Beweise ihrer wahrhaft mütterlichen Liebe gegeben, sondern es war auch für sie selbst aus den ökonomischen Mißhelligkeiten, die bei der Trennung von ihrem ältern Sohne entstanden, und aus der näheren Kenntniß seines wirklichen Charakters so mancher Schmerz hervorgegangen, daß es kaum des Ereignisses bedurfte, das sie auch Georgs, ihres Lieblings, zu berauben drohte, um ihre geistigen und körperlichen Kräfte zu erschüttern.

Georg hatte schon einige Jahre seine Stelle bekleidet, er war um seiner liebenswürdigen Eigenschaften willen unter seinen Bekannten allgemein beliebt, und sein untadelhafter Ruf öffnete ihm die Thüren der angesehensten Häuser. In den gesellschaftlichen Zirkeln, die er häufig besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Wittwe, deren Vorzüge er uns in seinen Briefen mit dem Enthusiasmus eines liebenden Herzens pries, ohne sie jemals anders als mit ihrem Vornamen zu bezeichnen, und diese Wittwe, die nicht blos schön und jung, sondern auch sehr reich war, fühlte sich von dem offenen, biedern Deutschen bald angezogen, und unabhängig in ihren Handlungen, gab sie ihm Hoffnung auf ihre Hand. Georg war aber nicht der einzige Bewunderer der Vorzüge seiner Geliebten, und es gab Augen, die mit grollender Eifersucht die Fortschritte bewachten, die er in ihrer Gunst zu machen

das Glück hatte. Unglücklicherweise aber gehörten diese Augen seinem Obersten an, der nun keinen Anlaß vorbeigehen ließ, ohne seinen Untergebenen durch ungerechte Rügen und hochmüthiges Betragen seinen Zorn fühlen zu lassen, und es war vorauszusehen, daß der lebhafte, jähzornige junge Mann eine solche Behandlung nicht lange geduldig hinnehmen würde. Und so geschah es auch; aber wie dieß fast immer bei solchen Gelegenheiten der Fall ist, der Unwille des Beleidigten, der ihn lange bemeistert hatte, brach bei einer Veranlassung aus, wo seine Heftigkeit ihm als Insuborbination, als schweres Vergehen angerechnet werden konnte. Der Streit ward im Beiseyn mehrerer Offiziere begonnen, die Beschimpfung, welche Georg während der Dauer desselben erhielt, konnte nach den Gesetzen der Ehre nur mit Blut abgewaschen werden, und das Duell, das unmittelbar folgte, hatte den traurigsten Ausgang. Georgs Gegner fiel tödtlich verwundet, und der Unglückliche, der gewiß in seinem eigenen Herzen die Strafe seines Vergehens mit sich trägt, verschwand spurlos. Wir wissen nicht, ob er der heimlichen Rache zum Opfer fiel, oder ob es ihm gelungen ist, den Nachforschungen zu entgehen, die noch jezt fortdauern. Diese unselige Geschichte zerstörte vollends der armen Tante schwankende Gesundheit. Um einige Erleichterung zu suchen, sandte man uns hieher nach Baden, und es war wohl ein schöner Lohn der Pflichttreue, mit der ich der armen Leidenden den sehnlichen Wunsch opferte, diesen Sommer auf Palmewitz zuzubringen, ein Wunsch, der in mir durch den Brief, durch welchen Du ein theures Verhältniß wieder anknüpfen willst, auf's lebhafteste angeregt worden ist. Sage Dir selbst, welch eine freudige Erscheinung für mich das Blatt seyn mußte, das mir nicht nur Deine wiederkehrende Liebe und Achtung, das mir die schönste Wiedervereinigung verkündigte, die auf meine übrigen Tage den Schimmer eines nie gehofften Glücks fallen läßt. Verdenken kannst Du mir es aber nicht, wenn die Gewißheit, wem ich dieses Glück zuzuschreiben habe, mich tief erschüttert hat. Blandheim hat Dich aufgesucht, hat mit freundschaftlicher Wärme jener Zeit gedacht, wo wir alle noch vereinigt waren; er hat mit Deinem Manne, der in ihm den besten der Menschen sieht, eine genaue Verbindung geschlossen und ihn bewogen, seine bisherige Stelle zu verlassen und ihm seine Dienste zu weihen. Welchen persönlichen Nutzen kann aber Blandheim diese Versetzung gewähren, wenn er, wie man sagt, entschlossen ist, seine böhmischen Güter auf immer zu seinem Aufenthalte zu machen und ein Fräulein in seiner dortigen Nachbarschaft zu heirathen? Und eine andere Möglichkeit darf ich mir nicht denken. Nein, Karoline, so sonderbar es auch bleiben mag, ich fühle mich nicht im Stande, Blandheimen an der Seite einer Gattin, in schönem ehelichem Verhältnisse wiederzusehen. Die Täuschungen, die mich seiner unwerth machten, die mich seine Vorzüge verkennen und seine Grundsätze, seine Neigungen als Vorurtheile und Eigenheiten ansehen ließen, sind längst entschwunden, und sein Bild ist in schweren Tagen, durch den eigenthümlichen Glanz seiner liebenswürdigen Eigenschaften verschönt, vor mir gestanden. Er ist mir durch Erinnerung und Vergleichung, durch lange getragenes Leid und die Entwicklung meiner eigenen geistigen Fähigkeiten allmählig zum schönen Ideal geworden, das mit seinem Zauber mein Herz und meine Sinne gefangen hält. Ich mache keine Ansprüche an ein Glück, das mir nicht beschieden seyn kann; aber seinen Anblick unter diesen Verhältnissen ertragen, eine andere an der Stelle sehen, welche einst mir bestimmt war — das würde über meine Kräfte gehen.

*

Ist es nicht seltsam, daß ich durch die Krankheit meiner Tante unvermuthet eingeführt wurde in das Land meiner Träume und meiner Sehnsucht, in das Land, dessen Schönheiten früher so oft den Gegenstand unserer gemeinsamen Gespräche ausmachten? Erinnerst Du Dich noch jenes Abends, als Blandheim zwischen uns in dem kleinen Pavillon am Neckar sitzend, in eine begeisterte Lobpreisung der Schweiz ausbrach und mir verhieß, ich sollte mit ihm nach unserer Vermählung eine Reise dahin machen und alles mit eigenen Augen sehen, was Worte nicht würdig zu schildern vermöchten? Die Reise habe ich nun gemacht, den heiligen Boden der Freiheit habe ich betreten, aber unter ganz andern Umständen, als ich damals dachte; einsam, verlassen, ohne ein Herz, von dem ich sagen könnte, es gehört ganz mein, verblüht, mit dem Zauber des irdischen Lebens und seinen Täuschungen auf immer zerfallen; wie hätte ich mir solche Umänderungen vor zehn Jahren träumen lassen, und wie wenig weiß der Mensch, was ihm bestimmt ist!

Der Ort, den ich täglich besuche, und in dessen Raum es mir oft scheint, als komme eine höhere Ruhe, ein süßer Frieden auf mich herab, ist eine Kapelle, die beinahe zu unserem Gasthofe zu gehören scheint; denn zwischen ihren Mauern und unserer Wohnung steht nur ein kleines Haus, das Besitzthum des Küsters, und ein Gärtchen, das in seinem Duodezformat kaum Platz für einige Beete Gemüse hat, die selten nur von der Sonne beschienen werden, liegt vor diesem und zeigt an der sorgfältigen Pflege, die man ihm angedeihen läßt, wie kostbar dieses Fleckchen Erde den Besitzern ist. Als ich zum ersten Male in das schmucklose, aber äußerst reinliche Kirchlein trat, trieb mir eine halb frohe, halb schmerzhafte Ueberraschung das Blut zum Herzen, und ich stand lange in stummer Erinnerung versunken. Die innere Eintheilung, der Bau der Kuppel, alles hat eine solche Aehnlichkeit mit der Schloßkapelle zu Blandheim, daß mit einem Male die Kinder-

scene wieder lebendig vor mir stand, wo Viktor mir den Platz bezeichnete, an welchem ich sein Gelübde annehmen würde. Sogar das Gemälde am Altare stellt den nämlichen Gegenstand dar, und nichts fehlt, um die Täuschung zu vollenden, als der mit Sammt beschlagene Stuhl der Gutsherrschaft. Ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß dieser Umstand den Genuß bedeutend vermehrt, den mir das öftere Besuchen dieses zur Andacht bestimmten Ortes gewährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gemäldeausstellung in Paris.

(Beschluß.)

Wie ich höre — aber ich kanns kaum glauben — wird sogar in Berlin nicht mehr vom Theater gesprochen, und der Morning Chronicle, der gestern berichtet, daß die Reformbill im Unterhause durchgegangen sey, erzählt bey dieser Gelegenheit, daß der Doktor Raupach sich jezt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiß ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die Schülerschwänke, oder die sieben Mädchen in Uniform, oder das Fest der Handwerker, oder sonst ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht läugnen, daß der Untergang Warschaus mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit seinem Kunsttalente unterginge. O Warschau! Warschau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeihung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu seyn. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Partheistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit.

Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebähren, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang seyn wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Persönlichkeit mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst.

Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt selbst ein trübseliges Ende? Jener überwiegende Spiritualismus, der sich jezt mehr als je in der europäischen Literatur zeigt, ist er vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben, wie bei Menschen, die in der Todesstunde plötzlich hellsehend werden und mit verbleichenden Lippen die Geheimnisse der Geisterwelt aussprechen? Oder wird das greise Europa sich wieder verjüngen, und die dämmernde Tiefgeistigkeit seiner Künstler und Schriftsteller ist nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, sondern das schaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das sinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausstellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewiesen und die bessere Verheißung bekundet. Der Erzbischof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterscheidet sich unser Glauben. Ich glaube, daß Frankreich aus der Herzenstiefe seines neuen Lebens auch eine neue Kunst hervorathmen wird. Auch diese schwere Aufgabe wird von den Franzosen gelöst werden, von den Franzosen, diesem leichten, flatterhaften Volke, das wir so gerne mit einem Schmetterling vergleichen. Aber der Schmetterling ist auch ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Ein australischer Almanach. Literatur. Erfindungen.

Das erste Taschenbuch, welches wohl in Australien gedruckt worden ist, liegt eben vor mir. Es führt den Titel: **The Van Diemens Land Anniversary and Hobart-Town Almanack for the year 1831, with embellishments,** und dem Horazschen Motto: **Multa ferunt anni venientes commoda secum, Multa recedentes adimunt.** Druck und Papier sind nicht sehr gut, und die Embellishments erbärmlich genug. Auch ist hier überhaupt von einem belletristischen Produkt nicht die Rede; es ist ein Taschenbuch, wie es ein Eiland bedarf, das zu Anfang des Jahres 1803 noch keinen europäischen Einwohner hatte und jezt (mit Einschluß von etwa 400 Wilden und an 1000 Soldaten) nicht viel über 21.000 Seelen enthält; es ist nämlich eine Statistik des Landes, mit Planen und Karten ausgestattet, so wie mit manchem guten Rath für die Verbannten und Belehrungen für den angehenden Pflanzer. Der Boden der Insel, deren Oberfläche ungefähr 15.000.000 englischer Acres beträgt, ist größtentheils bergig und das Gebirge bis zu einer Höhe von 3 bis 4000 Fuß mit Waldung bedeckt. Man hält nicht viel über ein Drittel der Insel für fruchtbar, so daß, wenn ein Pflanzer 1000 Acres erhielte, er höchstens 100 für den Pflug und etwa 3 bis 400 für Weide taugliches Land darunter finden würde. Uebrigens findet sich allenthalben Wasser; das Klima ist durchaus gesund, da es keine eigenthümlichen Krankheiten erzeugt, und mehrere in Europa herrschende Krankheiten, so wie Blattern und Masern, sich noch gar nicht gezeigt haben, und die vielen Schiffe, die die Insel besuchen, erhalten allezeit einen offenen Markt für Getreide, Gemüse, Geflügel, Vieh, Wolle u. s. w. Auch gibt es hier eine Gesellschaft, welche Emigranten für 5 Schillinge per Acre Land verkauft und ihnen die Kosten der langen Reise erleichtert; die Eingebornen, welche den Pflanzern oft verderblich waren, sind bis auf sehr wenige auf eine Halbinsel getrieben, deren enger Zugang mit einem Fort verwahrt ist, und die sonst nicht minder gefährlichen europäischen Buschklepper sind durch verbesserte Polizeianstalten fast gänzlich ausgerottet. Indessen ist die allzu große Entfernung der Kolonie von Europa ein mächtiges Hinderniß ihres schnellen Aufkommens. Sie hat aber dennoch bereits eine Stadt mit mehr als 5000 Einwohnern, mit zwei Bibliotheken, einem Bücherverein, einem Verein zur Beförderung der Wissenschaften, besonders einer genauern Kenntniß des Landes, einem Waisenhaus und mehreren andern milden Stiftungen, und die ganze Kolonie hat 4 Banken, 4 Zeitungen und 27 Advokaten und Notarien. Pferde, Schaafe und Rindvieh sind im Ueberfluß vorhanden; der Handel ist bereits so bedeutend, daß im vorigen Jahre die Einfuhr 300.000 und die Ausfuhr 170.000 Pf. Sterl. betrug. Den Einwohnern gehören über 30 Schiffe und andere Fahrzeuge von 2151 Tonnen Gehalt, und der ganze Werth alles Eigenthums auf der Insel wird auf 2.289.815 Pf. Sterl. angeschlagen, wobei natürlich nur die wirklich angebauten Ländereien gerechnet sind.

Die deutsche Literatur kommt immer mehr in Aufnahme bei uns; vortreffliche Uebersetzungen der vortrefflichsten Werke, Erleichterung des Studiums der deutschen Sprache durch zweckmäßigere Lehrbücher, und vor allem häufigere und verständige Kritiken befördern die Verbreitung derselben. An der Spitze der Uebersetzer sowohl als Kritiker steht Thomas Carlyle, dessen Aufsätze über die deutsche Literatur sich vorzüglich im Edinburger und **Foreign Review** finden. Aber Carlyle denkt zu sehr nach deutscher Weise und hat sich so tief in unsere Aesthetiker hineinstudirt, daß er der Masse, selbst seiner denkenden Landsleute, oft unverständlich wird. Herand, der Verfasser der Aufsäze im **Foreign Review** über Klopstock und die Stollberge, ist bei weitem nicht so sehr in der deutschen Literatur belesen als Carlyle, unsere Philosophen scheint er nur vom Hörensagen und unsere Aesthetiker gar nicht zu kennen; dagegen aber sind seine Ansichten unbefangener. Eine Uebersetzung von Schubarts ewigem Juden ist sehr gut gelungen. Im **New Monthly Magazine** von diesem Monat findet sich eine gute Uebersetzung von Bürgers Lied vom braven Mann.

Von den sogenannten Annuals (Taschenbüchern) sind mehrere eingegangen; unter andern auch das religiöse Taschenbuch, die Iris. Dagegen sind wieder mehrere neue auf dem Stapel. So haben sich z. B. der Zeichner (Prout), der Stecher (Heath) und die Verleger (Jennings u. Comp.) des **Landscape Annual** entzweit, und während die Verleger es unter dem alten Titel, aber durch andere Künstler fortsetzen, hat Heath ein ähnliches Werk unter dem Titel **Heath's Landscape Annual**, nach Zeichnungen von Stansfield, und Prout ein gleiches unter dem Titel **the Continental Annual** angefangen. Durch solche Nebenbuhlerei kann die Kunst und das Publikum nur gewinnen (und nach den ausgegebenen Mustern zu urtheilen, darf man drei Meisterwerken entgegensehen); aber ich zweifle sehr, ob die drei Unternehmer bei der Theilung ihrer Käufer ihren Vortheil finden werden, besonders da die Reformangelegenheit, welche nicht nur alle Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch nimmt, sondern auch unter den vermögenderen Klassen Schüchternheit und Furcht verbreitet, um Weihnachten noch lange nicht entschieden seyn wird.

Man hat mir dieser Tage eine neue Erfindung gezeigt, welche fast einem Jeden erfreulich seyn wird, besonders denen, die viel zu schreiben haben und fast nie eine gute Feder in die Hand bekommen. Der Erfinder machte nämlich die Bemerkung, daß der Hauptfehler aller Federn, gleichviel, ob aus Kielen oder Metall geschnitten, der sey, daß der Schnabel in einer der Bewegung der Hand nicht gleichlaufenden Linie liegt; die Folge davon ist, daß wir bei den Haarstrichen immer nur auf einem Glied des Schnabels ruhen und so sprizen, bei den Grundstrichen die Spalte öffnen und damit Fasern vom Papier aufkrazen. Um dieses zu vermeiden, befestigt er an einen Stiel eine Metallfeder (doch kann man auch Kiele so schneiden) ungefähr in Gestalt einer Sichel, deren Spize den Schnabel vorstellt, der, nach dem Stiel zugedreht, mit der Achse desselben eine gerade Linie bildet. Auf diese Weise kommt die Spalte gerade in der Richtung zu liegen, in welcher die Buchstaben laufen, und aller Widerstand wird vermieden. Diese neue Feder mag durch ihr ungewöhnliches Aussehen etwas abschrecken und erfordert auch einige Uebung, damit man sie immer in gehöriger Richtung halte; dennoch zweifle ich nicht, daß sie bald allgemein in Gebrauch kommen wird, besonders da man sie sehr wohlfeil liefern kann. Hier bedient man sich jezt meistentheils der Stahlfedern, wegen ihrer Wohlfeilheit, besonders auf Schreibstuben, obgleich sie noch sehr unvollkommen sind. — Es soll auch eine Methode erfunden worden seyn, Wolle so fein zu spinnen, daß man aus einer einzigen Faser einen Faden drehen könnte. Man verspricht sich ganz außerordentliche Resultate davon, vor allem eine gänzliche Vernichtung der Baumwollenfabriken. Welche Vortheile würde eine solche Erfindung Deutschland gewähren!

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. November 1831.

Der Freiheit Weg geht durch des Todes Schmerz,
Und ruhig siehst du ihre Büchsen spannen;
Sie schlagen an, die Kugel trifft ins Herz,
Und deine freie Seele fliegt von dannen.

Körner.

Des Kürassiers Gang zum Tode *).

Herr Pfarrer, nun gehabt Euch wohl
Und sparet eure Worte,
Denn dort schon tönen dumpf und hohl
Die Trommeln der Eskorte.
Ich war wohl sonst so schmuck und schlank
Bei jeglicher Parade,
Und wär' ich heut nicht spiegelblank,
So wär's doch wahrlich schade. —

*

Wirbelt Trommeln Todtenklang,
Blaßt Trompeten Grabgesang;
Mir ward nie in Schlachten bang.

Sieh da, sieh da, mein Kriegskompan
Mit weinendem Gesichte!
Laß du das Weinen, sey ein Mann
Und theil' mein lezt Gerichte;
Auf, Kerkermeister, bringt uns Wein!
Das ist bei Gott viel weiser;
Mein lezter Trinkspruch, der soll seyn:
Hoch lebe unser Kaiser! —

Wirbelt Trommeln Todtenklang rc.

Mein Bruder, nimm den Beutel Geld,
Im Kriege wohl erworben,
Bring's meiner Mutter, sag': als Held
Sey doch ihr Sohn gestorben, —

---

*) Als durch die Restauration die französische Armee mit einer Menge ultraroyalistischer Offiziere aus den Emigrantenfamilien überschwemmt wurde, und die alten ehrwürdigen Krieger der Napoleonischen Armee, zum Lohne für die dem Feldherrn bewiesene Anhänglichkeit, hülflos ihr Elend unter den verschiedensten Formen zur Schau tragen mußten, ereignete sich im Jahr 1821 bei einem Kürassierregiment in Vesoul folgende traurige Begebenheit. — Ein neu eingetheilter Staabsoffizier, eines jener blinden Werkzeuge des Despotismus, gab einem gedienten und dekorirten Wachtmeister, ohne erhebliche Ursache, einen Hieb mit der Reitpeitsche. — In der Verzweiflung über die Verlezung seiner Ehre, und wohl wissend, daß an ritterliche Genugthuung hier nicht zu denken sey, beschließt der Gekränkte den Tod seines übermüthigen Vorgesezten. Bei der nächsten Parade naht er sich mit geladener Pistole seinem Feinde. Ein hinter ihm stehender Trompeter fällt ihm im entscheidenden Augenblick in den Arm, und der Schuß geht los, ohne sein Ziel zu treffen. Sogleich wird der Unglückliche ergriffen und dem Kriegsgericht übergeben. Ich wohnte den gerichtlichen Verhandlungen, welche in Frankreich auch für das Militär öffentlich sind, bei, und war erstaunt über die Würde und die Festigkeit, mit welcher der Angeklagte sich vor den Schranken benahm. Seine Worte waren: „Ich mußte meine Ehre retten, vor Gott will ich meinen Fehler verantworten; lieber sterben, als entehrt leben.“ Mit derselben Kraft benahm er sich, als ihm das Todesurtheil eröffnet wurde.

Ich beschloß, diesen merkwürdigen Menschen sterben zu sehen. Er fiel als Held. Das obige Gedicht ist seinem Gedächtniß geweiht und enthält genau seine lezten Aeußerungen.

Der Verf.

Ach leider nicht in froher Schlacht,
Beim Donner der Kanonen,
Ein Opfer dumpfer Priesternacht,
Die brütet auf den Thronen. —

Wirbelt Trommeln Todtenklang ꝛc.

Gieb meinem Mädchen einen Kuß,
Und lindre ihre Klagen;
Sag' ihr, daß bis zum Todesschuß
Mein Herz für sie geschlagen.
Dem armen Liebchen, fein und gut,
Wenn sich die Augen trüben,
Sag', bis zum lezten Tröpflein Blut
Sey ich ihr treu geblieben. —

Wirbelt Trommeln Todtenklang ꝛc.

Grüß mir mein altes, treues Pferd,
Den muthigen Normannen,
Der sich in mancher Schlacht bewährt,
Dem Feinde nie entronnen.
Er trug mich kühn durch Rußlands Eis,
Durch Deutschlands schöne Gauen,
Und wo die Sonne schwül und heiß
Blickt auf Hispaniens Auen. —

Wirbelt Trommeln Todtenklang ꝛc.

Auf, Kameraden, rasch zum Tod!
Was zagt ihr, Kriegsgenossen?
Die Sonne färbt sich blutig roth,
Ein Bruder wird erschossen!
Tambour Major, auf! schnellen Schritt!
Zu was das lange Weilen?
Ein Reiter muß mit raschem Tritt
Dem Tod entgegen eilen. —

Wirbelt Trommeln Todtenklang ꝛc.

Dem großem Mann im Schattenreich
Werd ich die Kunde bringen,
Daß Jesuiten, kahl und bleich,
Die Sklavengeißel schwingen.
Leb' wohl, mein schönes Vaterland,
Leb' wohl, du Mutter Erde!
Mein lezter Wunsch an Grabes Rand
Ist, daß dir Freiheit werde! —

Wirbelt Trommeln Todtenklang ꝛc.

Wohlan, ihr Brüder, seyd bereit,
Wohlan, wir sind zur Stelle,
Bald fließt ins Meer der Ewigkeit
Des Lebens lezte Welle. —

Es stirbt ein Reitersmann mit Lust;
Mir ist hier wohl gebettet;
Zerreißt, ihr Kugeln, meine Brust,
Die Ehre ist gerettet. —

*

Wirbelt Trommeln Todtenklang,
Blaßt Trompeten Grabgesang;
Mir ward nie in Schlachten bang. —

Nun, fertig, Brüder, rasch zur That!
Zu was das Aug' verbinden?
Mit freiem Blick muß der Soldat
Den Weg zum Tode finden. —
Zielt hier auf dieses Reiterherz,
Bei Gott gedenk' ich euer.
Fahr hin, du eitler Erdenschmerz!
Schlagt an — Kam'raden — Feuer! —

A. v. S.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Hieher nun wandle ich alle Abende mit einbrechender Dämmerung, wenn ich mein Tagewerk beschlossen und die Tante aus dem Bade in ihr Bett habe bringen helfen; hier lege ich meine innern, unausgesprochenen Schmerzen, mein vergebliches Sehnen, alle meine getragenen Leiden vor dem Ewigen nieder, der bis in meines Herzens tiefsten Grund schaut. Die Küstersleute, mit denen ich durch meine fleißigen Besuche bekannt geworden bin, sind sehr gefällig und aufmerksam, und ich bemerke, daß sie nicht nur jedesmal meine Gegenwart beachten, die ihnen wahrscheinlich als eine seltsame Grille der Protestantin schmeichelt, sondern daß man für mich immer eigens die oft geschlossene Pforte öffnet, und daß das Lichtchen zu der Stunde, in welcher ich gewöhnlich komme, weit heller brennt als zu andern Zeiten. Dabei bildet das Kirchlein einigermaßen einen Theil ihrer Wohnung, denn von der kleinen Emporkirche führt eine Thüre, die immer offen steht, in die Küche des Küsters, wo ich jeden Abend das Feuer knistern und die Abendmahlzeit bereiten, ja auch oft Mutter und Tochter mit einander sprechen höre. Dieses Geräusch stört mich keineswegs in meinen einsamen Betrachtungen; es hat vielmehr etwas Heimliches, Behagliches für mich, ja es gibt mir ein Bewußtseyn von Sicherheit, das mir die kleine Kapelle nur lieber macht.

Wir sind nun seit drei Wochen hier, und der Gebrauch des Heilwassers hat auf die Gesundheit der Tante einen so vortheilhaften Einfluß gehabt, daß wir vor einem Monate nicht abzureisen gedenken. Im Gefühl ihrer wiederkehrenden Kräfte genießt sie mit Vergnügen die Zerstreuun-

gen, die ihr der Verein der mannigfaltigsten und verschiedenartigsten Menschen darbietet, und ich bin leider oft genöthigt, meinen Spaziergängen zu entsagen, um im Gesellschaftssaale die vierte Person an einem langweiligen Spieltische abzugeben. Unter allen hiesigen Fremden hat nur eine Französin, die vor uns schon hier war und die ich, da sie in einem andern Gasthofe wohnt, bis jezt nur auf meinen Wanderungen getroffen habe, mir ein näheres Interesse eingeflößt, und ich werde sie nächstens besuchen. Frau von Chantilly ist das personifizirte Bild einer leichten, gewandten, tändelnden und liebenswürdigen Frau ihres Volkes, und steht also mit meinem eigenen Charakter im grellsten Widerspruche; es mag indessen eben darum seyn, weil ich mich selbst in ihr nicht wieder finde, weil mir aus dieser feinen, schönen Hülle andere Begriffe und Ansichten, als ich gewöhnt bin, in gefälligem Gewande entgegen treten, daß ich mich ganz ausnehmend an sie gezogen fühle. Daß sie um ihrer Gesundheit willen in Baden so lang verweile, kann ich kaum glauben, denn sie blüht in vollem Jugendglanze, wie eine frisch aufgebrochene Rose, und noch weniger kann ich mir denken, daß sie aus eigener Wahl so ferne von dem Siz alles Vergnügens weile und die Pariser Salons misse, von denen sie mit hoher Begeisterung spricht. Als ich einmal fragte — denn wir treffen einander beinahe täglich auf abgeredeten Spaziergängen und haben bis jezt blos um einer fröhlichen Grille willen uns nicht in unsern Wohnungen aufgesucht, als ich sie einst um die Ursache ihrer Reise nach der Schweiz befragte, da zog ein leichter Trauerschleier über das heitere Gesicht, und sie antwortete mit einem Seufzer: „das hat eine eigene Bewandtniß!“ Seitdem forsche ich nicht mehr und ergötze mich an dem immer regen Muthwillen, an dem glänzenden Witz, an dem Talent der Unterhaltung, an der freundlichen Gutmüthigkeit, und besonders an der Wichtigkeit, mit welcher meine neue Freundin alles behandelt, was in das Gebiet der Mode streift, ohne mich weiter in ihr Vertrauen drängen zu wollen. Ich kann es nicht läugnen, ich habe sie und ihre Kleine, ihr einziges Kind, so liebgewonnen, daß es mich schmerzen wird, wenn wir auseinander treten sollen, ohne uns eigentlich näher gekannt und angehört zu haben; aber eben in diesem Umstande findet sich eine der Hauptverschiedenheiten zwischen dem Charakter der Deutschen und dem der Franzosen: die ersten möchten, was ihnen theuer ist, mit unzerreißlichen Banden an sich knüpfen, und grämen sich, wenn ihnen das unmöglich gemacht wird; die leztern hingegen genießen gemüthlich, was Zeit und Menschen ihnen Angenehmes bieten, ohne sich darum zu kümmern, wie lange der Genuß dauern werde, und schauen ihm bei seinem Verschwinden so harmlos nach, wie das Kind dem erst noch so geliebten Spielzeuge, dessen Vorzüge ihn ein anderes leicht vergessen macht.

Wenn mich aber die Zuneigung edler weiblicher Seelen erfreut, wenn ich mich der Anhänglichkeit nicht unwerth fühle, die viele, selbst der flüchtiger vorübereilenden Erscheinungen mir bewiesen, so vermag ich hingegen nicht zu begreifen, was die Männer an mich ziehen kann, die in der Regel nur von einer blendenden Außenseite, von Jugend und Wohlgestalt gerührt werden, und denen die anspruchslosen Vorzüge einer bescheidenen Frau entgehen, wenn sie nicht durch die weit vergänglichere Schönheit des Körpers erst bemerkenswerth gemacht werden. Und dennoch sehe ich mich, ungeachtet meiner Zurückgezogenheit, auf eine Weise beachtet und gefeiert, die mir lästig und die einzige Unannehmlichkeit ist, welche ich in diesem freundlichen Aufenthalte zu tragen habe. Ohne von den Huldigungen derjenigen zu sprechen, welche in meiner Einfachheit, in der Bildung, die ich mir in den langen Jahren meines Unglücks erworben habe, und vielleicht auch in der Kunst, mich in jede Art von Unterhaltung gefällig zu fügen, einen momentanen Anziehungspunkt gefunden haben, hat sich in Graf Wartensee, der beinahe mit uns hier eingetroffen ist, ein noch ernstlicherer Bewerber gefunden, dessen sich allmählig zur Leidenschaft steigernde Neigung mir lächerlich scheinen müßte, wenn nicht die Tante ihn unterstüzte und ich befürchtete, er möchte sich durch einen unerwarteten Widerstand und durch seine glühende Einbildungskraft, die wahrlich das meiste bei der Sache thun muß, auf einen solchen Gefühlspunkt steigern lassen, daß die Nichterfüllung seiner Wünsche ihn wirklich auf eine Zeitlang unglücklicher machen könnte, als ich einen Mann um meinetwillen sehen möchte. Wartensee ist unstreitig einer der bedeutendsten Männer unserer Umgebung, reich, in einem Alter, wo die Unabhängigkeit sich gemeiniglich von selbst versteht, auf gewisse Weise auch gebildet und in seinem sittlichen Betragen, so weit ich urtheilen kann, untadelhaft. Was mir an ihm nicht gefällt, sind Dinge, die eine andere vielleicht kaum rügen, vielleicht als schätzbare Eigenschaften anerkennen würde, gegen die mir aber mein Schicksal und meine Erfahrung eine solche Abneigung eingeprägt haben, daß sich diese unwillkührlich auch auf den Eigenthümer derselben erstreckt. Glanz und Pracht, rauschende Zerstreuung und oberflächliche, den Geist nicht in Anspruch nehmende Vergnügungen gehören zu seinem Lebenselemente, und dabei hat er einen solchen Abscheu gegen alles Althergebrachte, gegen alte Moden und altmodische Grundsätze, daß er sicherlich verzweifeln würde, müßte er seine Halsbinde tragen, wie man sie vor einem Jahre trug, und fähig wäre, seine zierliche Equipage heute noch ganz umzuändern, wenn man ihm beweisen könnte, daß der Bau und die Ausschmückung seines Wagens nicht dem Neuesten gleiche, was man auf den Boulevards von Paris glänzen sieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenz an Salzmann.

5.

Fort Louis, den 5. oder 10. August 1772.

Sie bekommen heute einen sehr elenden Brief von mir, darum wollte ich Anfangs lieber gar nicht schreiben. Aber non omnia possumus omnes, dachte ich mit Herrn Rebhun, und geantwortet muß doch seyn. Ich komme eben aus der Gesellschaft dreier lieben Mädchen und einer schönen, schönen Frau, und in allen solchen Gesellschaften wird das Fleisch willig und der Geist schwach. Wie dieser Brief in Ihre Hände kommt, weiß ich noch nicht. Es soll ein Hauptmann nach Straßburg gehen, der dorthin allerlei mitnehmen wird, unter andern Ihren Hobbes civem Malmesburgiensem, den ich mich nicht überwinden kann, zu Ende zu bringen. Es geht mir wie einem Kinde, das über ein neues Spielzeug eines alten vergißt, das es doch so fest mit seinen kleinen Patschen umklammert hatte, als ob es ihm erst der Tod herausreißen sollte. Der Zustand meines Gemüths ist, wie er ist; den Haß kann man wohl auswurzeln, aber die Liebe nie, oder es müßte ein Unkraut seyn, das nur die äußere Gestalt der Liebe hätte. Wenn mir einer Mittel vorschlagen wollte, Sie nicht mehr zu lieben, glauben Sie, daß diese Mittel bei mir kräftig seyn würden? Vergeben Sie mir mein böses Maul; ich wünschte es allemal böser, als mein Herz. — Ich habe einen vortrefflichen Fund von alten Liedern gemacht, die ich Ihnen, sobald ich nach Straßburg komme, mittheilen werde. Wollen Sie meine lezte Uebersetzung aus dem Plautus lesen, so fordern Sie sie unserm guten Ott ab; denn ich glaube schwerlich, daß sie sobald in der Gesellschaft wird vorgelesen werden. Sie haben mir keine Nachricht gegeben, wie Sie mit der leztern gegenwärtig zufrieden sind. Vernachlässigen Sie diese Pflanzschule Ihrer Vaterstadt nicht, theurer Freund, vielleicht könnten wohlthätige Bäume daraus gezogen werden, auf welche Kindeskinder, die sich unter ihrem Schatten freuten, dankbar schnitten: „Auch dich hat Er pflanzen helfen.“ Es sieht noch ziemlich wild und traurig in Ihrer Region aus; aber der erste Mensch ward in den Garten Eden gesezt, um ihn zu bauen. Wollten Sie wohl einst so gütig seyn, mir zum Aequivalent für Hobbes noch eine glühende Kohle auf's Haupt zu sammeln, und etwa Puffendorfs historiam juris schicken, oder ein anderes juristisches Buch? Denn Jurist muß ich doch werden, wenn mir anders die Theologie nicht verspricht, mich zum Pabst von Rom zu machen. Ich halte viel auf die Extreme, und Nikolaus Klimms aut Schulmeister aut Kaiser ist eine Satire auf Ihren

Ihnen stets ergebenen

Lenz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Dichter- und Autorenglück.

Wen Apollo zum Dichter ausersehen hat, den verläßt das Geschick in Paris gewiß nicht. So hat man neulich aus dem Dichter Lebrun einen Direktor der königlichen Buchdruckerei gemacht, obschon Lebrun sich gewiß niemals um typographische Angelegenheiten bekümmert und die Leitung einer Druckerei nicht zu seinen Studien gerechnet hat. Allein in Frankreich macht Zufall und Behendigkeit vieles. Seit der Julirevolution war kein Direktor der königlichen Buchdruckerei vorhanden; die Anstalt, so groß und weitläufig sie auch ist, ging fast von selbst; ein Beweis, daß Direktoren nicht unentbehrlich sind. Ein junger Beamter an der Anstalt vertrat des Direktors Stelle, und man war mit ihm allgemein zufrieden. Allein dieser junge Mensch hatte zu einem Deputirten gesagt, Casimir Perier sey in den Tagen der berüchtigten Julirevolution in die Druckerei gekommen und habe seine Unterschrift zu der berüchtigten Deklaration der Deputirtenkammer aus Vorsicht ausgestrichen. Der Deputirte ließ neulich etwas davon bei den Verhandlungen in der Deputirtenkammer verlauten. Cas. Perier ward erboßt, und da er, wie die Leute aus dem mittäglichen Frankreich, ein bischen rachsüchtig ist, so mußte der Stellvertreter bei der königlichen Druckerei sogleich springen; vielleicht fand sich der Akademiker Lebrun gerade vor, und so wurde dieser zum Direktor gemacht, er mochte zu der Stelle passen oder nicht, gleichviel. So ging es neulich auch mit der Stelle des Polizeipräfekten. Bei dem Auflaufe wegen der Nachricht von der Einnahme Warschaus ward Cas. Periers Wagen vom Volke umringt; man wollte dem Minister, der den unglücklichen Polen nicht beigestanden hatte, zu Leibe; der Premierminister entkam nur mit Mühe den Händen des aufgebrachten Volkes. Er trat wüthend in sein Hotel, und da sich gerade der Departementspräfekt Saunier, welcher nach Paris gekommen war, um wegen einer Stelle als Staatsrath zu sollicitiren, bei ihm vorfand, so rief Cas. Perier in voller Aufwallung aus: „Sie müssen die Polizeipräfektur annehmen und den Herrn Vivian ersetzen, der nichts gethan hat, um die Minister zu schützen.“ Und so ward Saunier Polizeipräfekt. Dieser ist nun zwar kein Dichter, aber doch Schriftsteller; er gab unter der vorigen Regierung, da er keine Anstellung zu hoffen hatte, aus Spekulation die Revue britannique heraus, eine Zeitschrift, die aus den englischen Zeitschriften das Beste auslas, sehr zweckmäßig abgefaßt war, das Nützliche mit dem Angenehmen verband und vielen Absatz hatte. Saunier ist überhaupt ein spekulirender Kopf. Von ihm rührte der Einfall her, den ungeheuren Stein mit dem Thierkreise aus den Ruinen von Dendera in Egypten nach Paris zu schaffen, was eine vortreffliche Spekulation für ihn und seine Mitunternehmer wurde; denn den Stein, welcher sie ungefähr 20 bis 30.000 Franken an Transport kostete, verkauften sie an die Regierung für 120.000 Franken; einige sagen sogar 150.000. Ein ganzes Museum hätte man für diesen Stein bekommen können, und er ist wahrscheinlich das theuerste Stück in der Antikensammlung des Louvre. Vermuthlich hatten einigen Herrn, welche etwas dabei zu sagen hatten, die Hände geschmiert werden müssen; allein demungeachtet blieben den spekulirenden Herrn wahrscheinlich 80.000 Franken übrig, was man einen hübschen Profit nennen kann. Spekulirt nun der neue Polizeipräfekt so gut zum Besten der Stadt, als er für sich selbst spekulirt hat, so wird alles vortrefflich gehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 18. November 1831.

„Wer mag der Menge widerstehn?“ —
Ich widerstreb' ihr nicht, ich lass' sie gehn:
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

Achter Artikel.

(S. Nro. 297. 1830.)

Betrachtungen über die herrschende Abneigung vor Poesie und deren Einwirkung in Berlin auf Kunstsinn und Bühnenleitung. Geschrieben im Juni d. J.

Seit den lezten zehn Monaten ist wohl überall die Kunst in den Hintergrund getreten, oder vielmehr von der Allgewalt der jüngsten politischen Ereignisse dorthin verdrängt worden. Hier in Berlin ist diese Wandlung um so auffallender, je plötzlicher sie eintrat, und je ausschließlicher noch kurz zuvor die Kunst als der Central- und Attractionspunkt erschien, um welchen alles öffentliche Interesse, jede gesellige Regsamkeit, Wort, Schrift und That unaufhörlich sich drehten. Die Musen des Gesangs und des Tanzes waren die angebeteten, reich mit Hekatomben bedachten Göttinnen des Tages; Maler-, Bildhauer- und Baukunst erfreuten sich der Gunst des Staates, der Großen und der ihnen stets nachtretenden Kleinen; inwährend die Poesie höchstens als unentbehrliche Magd der Schaubühne geduldet wurde, sonst aber, wie ein überall sich findendes, der Pflege nicht werthes und doch fortwucherndes Flechtengewächs, unbeachtet blieb. — Betrachten wir diese Erscheinungen, betrachten wir ihre Folgen näher.

Die Baukunst — in ihrer meist beschränkten und unbequemen Stellung zwischen Bedürfniß und Schönheit — hat zwar das vollkommene Recht, jedes absolut-ästhetische Urtheil über ihre Werke zurückzuweisen, weil diese, mit seltener Ausnahme, nicht Zweck an sich, nicht um ihrer selbst willen da sind; läugnen aber kann sie wohl schwerlich, daß sie im Gebiete des Schönen (ihr Gebiet des Zweckmäßigen und Nützlichen steht hier nicht in Frage), daß sie seit langer Zeit im Gebiet des Schönen keine neue schöpferische Erfindung gemacht, und sich nur mit reiner Nachahmung, oder höchstens mit Zusammenstellung des Vorhandenen begnügt hat; Zusammenstellungen, die nur dann befriedigen, wenn ein Anwenden verschiedenartiger Style vermieden wird, welches immer, anstatt des Eindrucks plastischer Ruhe, das Gefühl des Gegentheils bewirkt. Gesteht die Baukunst dieses ein, so kann man ihr hinwiederum zugestehen, daß sie in lezter Zeit das schöne Berlin durch bedeutende Werke ansehnlich verschönert hat; wozu ihr der Wohlstand der Privaten, mehr aber noch die Regierung, Gelegenheit und reichliche Mittel gegeben. — Ist jedoch ihre höchste Kunstsphäre die des großartig, ja des gigantisch Erhabenen, so hat sie bis zu dieser sich nicht aufgeschwungen; und wird es auch deutlich, daß es ihre Absicht war, bei diesem und jenem Bau dahin zu gelangen, so erscheint ein solcher doch eben hiedurch wie ein noch

zu vollendendes Fragment. Die ausgeführte Vollendung eines großartig erdachten Bauwerks steht freilich nicht immer in der Macht des Architekten; und so hat man auch nicht über unsere trefflichen Baukünstler absprechen wollen, sondern nur ihren Standpunkt betrachten, wie er eben heute bedingt ist — wobei jedoch die Bemerkung nicht zu unterdrücken ist, daß das verschmähte Gebiet der vernachlässigten bürgerlichen Baukunst vielleicht nicht das einzige bleibt, worauf noch neue Entdeckungen zu machen wären. — Sich an architektonischer Kunst fortgesezt und mit selbstbewußter Liebe zu erfreuen, ist freilich nur wenigen Geweihten vergönnt; dahingegen ist der unbewußte Einfluß heiterer, schöner und erhabener Bauwerke ein so allgemeiner, daß er selbst den Sinn der rohen Menge bewältigt. Eine Stadt, die aus tausendfach persönlichem Bedürfnisse, aus Eigensinn und Willkühr der Einzelnen entstand, gewöhnt das Auge ihrer Bewohner an Ordnungslosigkeit und Unschönheit, so daß die anmaßlichen Kunstkenner einer solchen wohl gar gegen Einheit und Symmetrie zu Felde ziehen, die düstere Enge ihrer krummen Straßen und Winkel mit dem klingenden Namen „gothisch" beehren, und die zusammengewürfelte Regellosigkeit nicht genugsam anpreisen können. Wir aber können unserer Regierung nicht genug für die Sorge und Freigebigkeit danken, mit welcher sie unausgesezt auf die Verschönerung unserer heiteren, nicht gothischen, Stadt bedacht ist, und so, ihm selber unbewußt, den Schönheitssinn des Volks eröffnet und schärft.

Mehr aus eigener Kraftfülle, wiewohl ebenfalls begünstigt vom Staat und unterstüzt, ist die Skulptur neuerdings, vielleicht mehr als irgend eine andere Kunst, mächtig vorgeschritten; sie hat auch hier Werke hervorgebracht, die zu den vorzüglichsten des Jahrhunderts gehören. So wie aber die moderne Bildnerei, sich selbst erkennend, von sich selbst aussagt, daß ihr die Antike immer und immer ein unerreichbares Vorbild seyn wird; so auch wird sie leider eingestehen müssen, daß sie, in ihrer streugen Einfalt, dem modernen Sinne kaum zu genügen, viel weniger aber ihn zu begeistern vermag. Die rohe Menge bestaunt nur die Besiegung des wiederspänstigen Materials, der gebildetere Laie klagt, wenn er sich die Naivität der eigenen Empfindung noch erhalten, über starre, zurückscheuchende Farblosigkeit; und unter Tausenden, die sonst für alle Künste schwärmen, ist kaum Einer, der von einem Meisterstücke der Skulptur hingerissen und entzückt wird.

In einem günstigeren Verhältnisse zu dem Publikum steht die Malerei. Sie blieb unabhängiger vom klassischen Alterthume, sie bewegt sich freier und in einem größeren Spielraume, ist in ihrer perspektivischen Anordnung romantisch, durch harmonische Farbenstellung musikalisch, und also in ihrem ganzen Wesen modern. Daher steht sie der Zeit so nahe, spricht so allgemein an. Und fänden sich in unsern Kunstausstellungen auch noch so treffliche Werke der Skulptur, nur von denen der Maler ist immer und immer die Rede. Die Beliebtheit einer Waare befördert ihre Anfertigung. Man beschuldige mich nicht einer Lästerung der Kunst! Die Kunst will Gunst, der Künstler leben, und so ist denn am Ende aller Enden sein Werk eine Waare, die er je nach ihrer Beliebtheit versilbert. Wie groß hier die Gunst für Malerei ist, beweisen Regierungs- wie Privatanstalten, die Akademie, das Museum, die Kunstvereine mit ihren so vielfältigen und namhaften Unterstützungen für Jünger und Meister. Ich wiederhole also: Die Beliebtheit einer Waare befördert ihre Anfertigung, und so entstand in lezterer Zeit eine Unsumme von Gemälden. Unter dem vielen Mittelgut, unter so manchen völlig mißlungenen Versuchen und einigen ergötzlichen Lächerlichkeiten von Dilettanten fanden sich aber, vorzüglich in der lezten hiesigen Ausstellung, wahrhafte Meisterwerke, Porträts sowohl als landschaftliche und historische Gemälde. Wie das Einzelne erkannt und gewürdigt wurde, liegt außer dem Bereiche dieser Betrachtungen; wohl aber gehört die allgemeine Bemerkung hieher, daß nicht die gediegenen und tiefgedachten Gemälde, sondern die schwimmendweichen, durch Glanz und Farbe bestehenden es waren, vor welchen die Menge lobpreisend sich drängte. Der, nach Befriedigung der ersten Neugier, spärliche Besuch unseres mit so großer Munifizenz ausgestatteten Museums ist übrigens ein thatsächlicher Beweis, *daß selbst die*, mehr als Architektur und Skulptur, besprochenen Malerwerke sich keiner ächten und innigen Liebe bei unserm großen Publikum erfreuen, dessen scheinbare Begeisterung für Gemälde nur flüchtige Augenlust, oder auch eine gebietende Mode war, hinter welcher man nicht zurückbleiben durfte. Obgleich für dieses Phänomen späterhin noch eine andere Ursache zu finden, so läßt es sich hier schon vorläufig dadurch erklären, daß unser Zeitalter überhaupt für die plastischbildenden oder objektivdarstellenden Künste unendlich weniger Sinn und Verständniß hat, unendlich weniger Hingebung und Enthusiasmus mitbringt, als für die unbestimmteren Werke der Lyrik.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsezung.)

Wie die Liebe eines solchen Mannes sich zu mir verirren konnte, zu mir, welcher die Mode gleichgültig ist, zu mir, der ein altes Möbel zum lieben Erinnerungssteine am Lebenswege wird, und die sich nicht entschließen könnte, einen alten, unbehülflichen Diener gegen einen jüngern, rüstigern umzutauschen, zu mir, die, wenn sie auch das Glück hätte, genau zu wissen, wie man jezt in Paris Hauben und Hüte trägt, dennoch den eigenen Hut und die eigene Haube nicht umstecken lassen

würde, das ist mir ein Räthsel, und ich kann es nur mit dem verkehrten Sinne der Menschen lösen, der sie dasjenige wünschen läßt, was für sie nicht taugt. Ich heirathen! Diesen Mann heirathen! Ich konnte mich, ungeachtet meines Aergers, nicht enthalten, zu lächeln, als mir die gute Tante zuerst ihre Hoffnungen auseinander sezte, und seitdem mag ich den Grafen noch weniger leiden als sonst. Eine zweite Verbindung ist für mich ganz undenkbar, und mein Herz kann sich mit nichts anderem beschäftigen, als mit einer einzigen großen Erinnerung, die mein Leben füllt und mich nie einsam werden läßt. Karoline! die Stunde wird auch mir anbrechen, in welcher ein heiliges, lange verkanntes, aber dann treu bewahrtes Gefühl ans Licht treten darf, in welcher ich selbst verklärt dem verklärten Freunde mich nähern und ihm zurufen darf: „Irren war menschlich, aber verzeihen und vergessen ist göttlich; laß die Reuige, die bitter Bestrafte nun sich mit dir vereinigen auf ewig!“

*

Alles schläft um mich herum, ich allein wache noch und horche dem Klopfen meines beängstigten Herzens, das mir die Brust zersprengen will. Ich hatte mich niedergelegt, ich hatte Ruhe gesucht, von der ich fühlte, wie nöthig sie mir sey; aber der Tröster aller Leidenden flieht mich, ich konnte nicht mehr auf meinem Lager ausdauern, und die Unruhe meines Gemüthes treibt mich zu meiner Feder, um in die Brust der Freundschaft einen Theil des Schmerzens, der Ueberraschung, der Freude niederzulegen, die meine Seele peinlich erfüllen. Vernimm, was mit einem Male meinen Gleichmuth erschüttert, meine Ergebung vernichtet, was einen Sturm von Empfindungen, von Zweifeln, von leisen Hoffnungen in mir hervorgebracht hat, den ich nicht zu beschwören verstehe.

Meine Tante hatte sich entschlossen, unter dem Vorgeben einer Unpäßlichkeit einige Tage nicht bei Tafel zu erscheinen, um dem Anblicke mehrerer Schweizeroffiziere der französischen Garde zu entgehen, indem derselbe noch blutende Wunden auf's Neue verlezte. Während dem Laufe des Morgens kam, wie es öfters geschieht, die kleine Adele von Chantilly, mich zu besuchen, und das liebenswürdige Kind hat eine so warme Zuneigung zu mir gefaßt, daß sie meinen Vorschlag, mich in unserm Gasthofe an die Tafel zu begleiten, mit lauter Fröhlichkeit annahm und davonflog, der Mutter von dem ihr widerfahrenen Heile Kunde zu geben. Unterdessen hatte sich auch der Graf zu einem Morgenbesuche eingefunden, und als er von dem Unwohlseyn der Tante hörte, drang er in uns, gegen Abend, wo die Hitze nicht mehr so groß seyn werde, in seinem offenen Wagen, von ihm geführt, noch eine kleine Spazierfahrt zu machen, die nothwendig für die Nerven der Matrone von den besten Folgen seyn müsse. Ich wollte der Einladung unter dem Vorgeben ausweichen, mich mit der Frau von Chantilly zu einem Gange verabredet zu haben, allein die Tante erklärte mit versteckter Empfindlichkeit, ohne mich nicht fahren zu wollen, und ich mußte also nachgeben, wollte ich sie dieser Erquickung nicht berauben. Um indessen nicht an Wartensees Arm in das Tafelzimmer gehen zu müssen, was allerdings sein Plan zu seyn schien, entfernte ich mich früher, nahm meine Arbeit und ein Bilderbuch für Adelen und sezte mich mit der leztern, die ich unterwegs traf, in eine kleinere Abtheilung des gemeinschaftlichen Speisesaals, wo man bei sehr heißem Wetter sich öfters eine halbe Stunde vor der Mahlzeit versammelt und sich mit Arbeit und Gespräch unterhält. Auch jezt fand ich einen ziemlich dichten Kreis von Gästen beiderlei Geschlechts, die ich größtentheils kannte und die mir freundlich einen Platz anboten, wo dann meine kleine Begleiterin, vor mir sitzend, sich eifrig nach den Bildern in ihrem Buche erkundigte. Um die allgemeine Unterhaltung nicht zu stören, gab ich ihr leise von Zeit zu Zeit eine Erklärung, und deutete dabei mit meiner Stricknadel auf die einzelnen Figuren. Durch eine rasche Bewegung Adelens entfiel mir diese, und ehe ich mich bücken konnte, sie wieder aufzunehmen, ward sie mir dargereicht. Ich blickte auf, um zu sehen, wem ich diese Höflichkeit verdanke, aber starr, wortlos, einer Ohnmacht nahe blieb ich sitzen, denn Blandheim stand vor mir.

Zehn Jahre sind verflossen, seit ich ihn zum leztenmale gesehen habe; dieser lange Zeitraum ist auch über seinem Haupte nicht spurlos hingegangen, und die erste Jugendblüthe seiner Gestalt ist verwischt. Aber wie hätte ich nur eine Minute diesen Blick der treuen Augen, diese ernsten, bedeutenden Züge verkennen können? — Daß er es war, daß ich ihn auf Erden noch wiedersah, war indessen der einzige deutliche Gedanke, der sich mir aufdrängte; alles Uebrige, Verhältnisse, Vergangenheit und Gegenwart, schwamm in verworrenen Vorstellungen an mir vorüber, und ich hatte die Fassung so ganz verloren, daß ich, bald blaß, bald roth werdend, kaum so viel Macht über mich erhielt, seine höfliche Begrüßung in dem nämlichen Tone zu erwiedern. Das Gefühl, daß mich mein Zustand der allgemeinen Aufmerksamkeit preisgebe, machte mich noch verwirrter; ich sah, wie die Augen der Anwesenden forschend auf mich gerichtet waren, und bot mein ganzes Selbstgefühl auf, um mich vor meinem schwachen Herzen zu retten und den Mann, der mir nun nichts mehr als ein Fremder seyn konnte, meine Gefühle nicht errathen zu lassen; da erlöste mich das „on a servi“ des Kellners aus meiner furchtbaren Lage, und ich eilte, Adelen an der Hand, nach meinem Platze, welcher, der Dauer meines Aufenthalts gemäß, allmäh-

lig an das obere Ende der Tafel verlegt worden war. Wartensee, wie gewöhnlich mir gegenüber sitzend, beklagte sich über mein heimliches Verschwinden, schwazte mancherlei Unsinn und warf öfters seine Blicke nach dem gegenüber hängenden Spiegel, wahrscheinlich um zu sehen, wie ihm die zierlich gekräuselten Locken und der neue schwarze Frack ständen. Ich aber hörte nur einzelne Laute von dem, was er sprach, mein Ohr war nach dem andern Ende der Tafel gerichtet, wohin mein Auge nur verstohlen schauen durfte, und von wo mir zuweilen Blandheims tiefe, aber angenehme Stimme entgegen hallte. Auch er saß mir gegenüber und sein Blick streifte dann und wann zu mir herauf — ich sah das nicht, ich fühlte es — um meine Haltung zu behaupten, beschäftigte ich mich viel mit dem Kinde, das mit französischer Lebhaftigkeit mich über hundert Dinge befragte, und entging dadurch zugleich einem anhaltenden Gespräche mit Wartensee. Wie mir zu Muthe war, vermöchte ich nicht zu beschreiben, kann ich doch selbst kaum das Chaos meiner Ideen und meiner Empfindungen entwirren. So lange hatte ich schon gewünscht, Blandheim nur einmal wiederzusehen, seit geraumer Zeit war dieser Wunsch zu der vorherrschenden Sehnsucht meines Herzens geworden, jezt hatte das Schicksal dieselbe auf die unerwartetste Weise erfüllt, aber — sollte ich mich darüber freuen, oder über die herberen Schmerzen trauern, die diese Erfüllung mir vielleicht zurücklassen würde? Meinetwegen war er nicht hieher gekommen, denn seine Miene hatte so gut als die meinige Ueberraschung und Betroffenheit ausgedrückt, als er sich mir genähert hatte; aber was hat ihn denn hieher geführt, ihn, den ich in Böhmen glaubte? Die Beantwortung dieser Frage möchte leicht einen neuen Stachel in meine Brust drüken, wie Du gleich ahnen wirst.

Beim Nachtische hatten wir, wie gewöhnlich, Tafelmusik; einige der jungen Frauenzimmer wünschten zu tanzen und man räumte eilig weg, um diesem Verlangen zu entsprechen. Ich sezte mich mit meiner Arbeit in eine Fenstervertiefung und Wartensee bemühte sich einige Minuten lang, mir durch eine freiwillige Enthaltung von seinem liebsten Vergnügen seine Ergebenheit zu beweisen. Endlich aber vermochte er dem innern Triebe und der äußern Anregung der jungen Damen, die gerne ihre Tänzer um einen so gewandten vermehrt gesehen hätten, nicht mehr zu widerstehen und flog im raschen Walzer mit einer hübschen Zürcherin dahin.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Das Bibliothekunwesen.

Man spricht wirklich schon von manchen guten Einrichtungen, die Saunier beabsichtige und wodurch die Sicherheit und Reinlichkeit der Stadt gewinnen solle. Das wäre sehr löblich. Leider sagt man aber auch, er sey seiner Präfektur schon müde und wünsche sich weit weg von diesem Strudel aller erdenklichen häßlichen Geschäfte. *) Es wäre schade, denn ein rüstiger und noch junger Mann, der von Zeit zu Zeit in der Polizei aufräumte, könnte manches Gute stiften, was den bedächtigern und langsamern Alten nicht wohl möglich ist. Auch würde er vielleicht machen, daß es mit der Polizei nicht so düster aussähe, als es gewöhnlich der Fall ist. So wie man einen Dichter, wie oben gesagt, an die Spize der königlichen Buchdruckerei gestellt hat, so hat man früher einen dramatischen Dichter, den bekannten Duval, der Arsenalbibliothek vorgesezt, wiewohl er von Bibliographie nicht mehr versteht, als Lebrun von Buchdruckerei. Und hier geschah es ebenfalls, um einen wegen seiner politischen Verbindungen und Gesinnungen verhaßten Gelehrten zu ersezen. Ein anderer noch berühmterer Dichter, Casimir Delavigne, ist Bibliothekar des Königs; auch er hat es sich nie angelegen seyn lassen, bibliographische Kenntnisse zu erwerben; Bücherkenntniß und Phantasie vereinen sich hier zu Lande nicht gern. Man glaubt nun aber einmal in Frankreich, wer ein ausgezeichneter Dichter sey, müsse auch einer Büchersammlung vorstehen können. Uebrigens ist man schon lange Willens, eine Reform mit dem Bibliothekenwesen in Paris vorzunehmen; allein die Herrn Minister stoßen dabei immer auf Schwierigkeiten, die sie nicht zu überwinden vermögen. An der großen königlichen Bibliothek ist kein Direktor, sondern die Conservatoren bilden eine Art von Oligarchie, welche dem Minister des Innern Vorschläge thut oder die seinigen prüft und, wenn eine Stelle leer wird, Kandidaten dazu empfiehlt, die fast immer angenommen werden, weil der Minister nothwendig voraussezen muß, daß die Herrn Conservatoren die Subjekte besser wählen können, als er. Nun verstehen sich aber diese Herrn Conservatoren vortrefflich unter einander. Der eine schlägt seinen Sohn oder seinen Neffen vor, der andere bringt bei der Bibliothek eine Sammlung von Handschriften, Alterthümern, Kupferstichen u. s. w. an, wobei er seine Rechnung findet. Die Herrn leisten einander gar höfliche Dienste und stecken unter einer Decke, comme larrons en foire. Man ist jezt damit beschäftigt, das Bibliothekgebäude ansehnlich zu vergrößern; natürlich tragen die Herrn Conservatoren Sorge, daß sie noch besser logirt werden, als die gelehrten Sammlungen. So bedeutend übrigens die Anzahl der Angestellten ist, so könnte die doppelte Anzahl bei einer so ungeheuren Anstalt hinreichende Beschäftigung finden. Bei den andern Bibliotheken von Paris ist dagegen eine lächerliche Ueberfülle von Conservatoren, Administratoren, Bibliothekaren und Unterbibliothekaren. Bei der Pantheonsbibliothek zum Beispiel haben es die Herrn so bequem, daß jeder etwa nur einen Tag in der Woche der Bibliothek einige Stunden zu widmen braucht, und dafür bekommt er einen guten Gehalt und freie Wohnung. Solche Mißbräuche müssen allmählig wegfallen. Wenn zehn Tageblätter unaufhörlich den Mißbräuchen auf die Spur gehen und dieselben ohne Schonung angreifen und aufdecken, so kann es nicht anders kommen, als daß sie nach und nach alle weichen müssen. Freilich entstehen leicht andere Mißbräuche an der Stelle der verschwundenen; allein auch diese sind ihres Daseyns nimmer sicher, und die Beamten fürchten sich alle vor der Macht der freien Presse.

Dg.

*) Er ist auch bereits wieder abgetreten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 19. November 1831.

Was lieben heißt? —
Es heißt, aus nichts bestehn als Phantasie,
Aus nichts als Leidenschaft, aus nichts als Wünschen,
Ganz Demuth, ganz Geduld und Ungeduld.

Shakespeare.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

In dem Augenblicke, da Wartensee uns verließ, hörte ich einen der anwesenden Herrn Blandheim fragen: ob er nicht die allgemeine Lust theilen wolle? „Ich tanze niemals!“ antworte er mit einer Schärfe in Ton und Miene, die mich überzeugte, wie bittere Erinnerungen der Vergangenheit noch in seinem Herzen leben. Ich bückte mich tiefer auf meine Stickerei, denn ich fühlte, wie ich glühend erröthete. Mochte er meine Bewegung bemerkt haben, oder wollte er sonst diesen Augenblick zu einer förmlicheren Annäherung benutzen, er trat auf mich zu und bezeugte mir sein Erstaunen, mich hier zu finden, die er in Mannheim bei meiner Tante geglaubt. „Auch die Tante ist hier,“ erwiederte ich; „um ihr Gesellschaft zu leisten, bin ich hieher gekommen, und nur ein kleine Unpäßlichkeit hat sie gehindert, heute an der Mahlzeit Theil zu nehmen.“ Irrte ich mich, oder war er im ersten Moment bei dieser Nachricht sichtbar betroffen, während im nächsten diese Betroffenheit in ein angenehmes Gefühl überging? „Sie werden mir erlauben, Ihnen und der Frau von Plantau morgen meine Aufwartung zu machen,“ sagte er nach einer Pause; „ein wichtiges Geschäft wird mich wahrscheinlich einige Zeit hier festhalten, und mich dünkt, nichts ist dem von seinem Vaterlande Entfernten willkommener, als an einem fremden Orte werthgeschätzte Bekannte zu finden.“ Ich vermochte mich nur schweigend zu neigen; dieser Ton, der gleichwohl so natürlich war, dieser Ton der Kälte und der förmlichen Höflichkeit that meinem Herzen so weh und ich fand mich mit einem Male durch seine Gegenwart dem Freunde so entfremdet, dessen Andenken ich bis dahin bei jahrelanger Trennung so innig gehegt und gepflegt hatte. Er schien um die Wiederanknüpfung des Gesprächs verlegen, endlich fragte er: „Und Sie tanzen nicht?“ Wartensee überhob mich der Antwort; er hatte eben seine Tänzerin verlassen und war hinter meinen Stuhl getreten. „Die Frau Baronin hat mich durch ihre Grausamkeit schon beinahe zur Verzweiflung gebracht,“ rief er; „sie läßt sich durch keine Bitten zum Tanzen bewegen, und doch weiß ich, daß diese leichte, idealische Gestalt sich göttlich ausnehmen müßte. Ich bin überzeugt, daß Ihr Landsmann Sie auch schon tanzen gesehen hat, sonst hätte er so nicht gefragt; lassen Sie mich endlich Gnade bei Ihnen finden!“ Unwillkührlich traf mein Blick auf Blandheim, ich sah, daß sein Auge ernst und forschend auf mir ruhte, als wollte er in das Innere meiner Seele dringen. So sah er aus, so blickte er mich an, als ich jene Kolonne hinunter tanzte! Das Andenken an den Leichtsinn, mit dem ich damals für einige Stunden rauschenden Genusses mein Lebensglück hingab, machte mich schaudern, und ein Theil meiner Empfindungen mag sich auf meinem Gesichte ausgedrückt haben. „Ich kann nicht begreifen, wie Sie mich um eine Sache so quälen können, von der Sie wissen, daß sie mir unangenehm ist,“ sagte ich rascher und trockener, als es ge-

schehen wäre, hätte ich mir selbst nicht einen Vorwurf zu machen gehabt; „ich habe seit Jahren nicht getanzt, und in meinem Alter thue ich wohl, dieses Vergnügen jüngeren zu überlassen.“ — „Nun, da sehen Sie den Eigensinn, mein Herr,“ erwiederte der Graf; „so schlägt Frau von Seeburg alles aus, was andere Leute Genuß und Freude nennen, was so manche mit den größten Opfern erkaufen würden, und dagegen kann sie Stundenlang auf einsamen Spaziergängen umherirren und wohl gar sich vor eine Bauernhütte setzen, sich mit der armen Bäurin unterhalten; wahrhaftig, ich glaube, sie ist auf allen Dörfern in der Umgegend bekannt. Weil Sie aber nicht mit mir tanzen wollen, gnädige Frau, so werde ich mich dadurch rächen, daß ich Ihre kleine Gesellschafterin von Ihrer Seite raube; ich muß doch irgend etwas um mich haben, was Ihnen näher angehört.“ Damit bot er Adelen die Hand, die entzückt, sich bemerkt und von einem solchen Manne vorgezogen zu sehen, leichtfüßig davon hüpfte und ihre ganze früh erlernte Kunst aufbot, um ihr Licht leuchten zu lassen. Des Grafen Anklage hatte auf Blandheim augenscheinlich Eindruck gemacht; seine Stellung, sein Benehmen gegen mich ward ungezwungener, seine Züge entfalteten sich zu jener anmuthigen Freundlichkeit, die Du an ihm kennst und die nur ihm eigen ist, er nahm einen Stuhl, um sich neben mich zu setzen, und wir blieben beide einige Minuten stumm in jenes süße Nachdenken versunken, das oft mehr sagt als die reichste Sprache. „Ist jenes artige Mädchen Ihnen näher befreundet?“ fragte Blandheim, unser Schweigen unterbrechend, und ich sah ihm deutlich die Besorgniß an, die Kleine möchte Ludwig ihren Vater nennen, an dem er zwar keine Rache genommen hatte, wie er dieß wohl hätte thun können, den er aber doch verachten mußte. Deßhalb beeilte ich mich, ihm zu antworten, das Kind heiße Adele Chantilly und gehöre einer jungen, liebenswürdigen Französin, deren Bekanntschaft ich in Baden gemacht habe. „Adele von Chantilly!“ rief er mit einer mir unbegreiflichen Bewegung, „ist es möglich!“ Mit diesen Worten eilte er auf die Kleine zu, die eben mit glühenden Wangen von ihrem Ehrentanze zurückkehrte, nahm sie bei der Hand, führte sie zu ihrem Stuhle zurück, sezte sich neben sie, fragte nach dem Befinden ihrer Mutter, wie sich diese hier gewöhne, zu welcher Stunde er sie wohl am ersten allein treffen könne, und unterhielt sich mit dem Mädchen so angelegentlich, als sey sie der einzige Gegenstand seiner Beachtung. Was soll das heißen, Karoline? Blandheim war in der jüngsten Zeit in Paris; kann er dort nicht in nähere Verbindung mit Frau von Chantilly gerathen seyn? Und ist vielleicht die Sage von der böhmischen Braut ein Mährchen? In Gedanken verloren, hatte ich es nicht bemerkt, daß Wartensee neben mir stand und über etwas, an das ich mich nicht mehr erinnere, mit mir sprach. Eine bittere Empfindung, deren Unrecht ich gleichwohl in jenem Augenblicke schon fühlte, bewog mich, ihm ein freundlicheres Gehör zu schenken, als seit lange geschehen war, und bald sah ich Blandheims Auge fragend auf mich geheftet, als wollte er die Art meines Verhältnisses mit dem Grafen errathen. Schnell ward ich mich nun der falschen Stellung bewußt, die ich mir durch ein solches Benehmen gab, und um die für mich so peinliche Scene zu endigen, nahm ich Adelen bei der Hand und wollte mich nach einer Verbeugung entfernen; da sah ich Blandheim im Begriff, mir den Arm zu bieten, allein mein beschwerlicher Verehrer gewann ihm mit seiner gewöhnlichen Behendigkeit den Rang ab.

Mehr als je war mir nun die abgeredete Spazierfahrt zuwider; ich versuchte noch einmal, mich loszumachen, sah aber bald, daß mir dieses um so weniger glücken werde, als die Tante durch Blandheims verkündete Gegenwart nur um so begieriger wurde, mich in glänzenden Umgebungen zu zeigen. Um doch wenigstens einen kleinen Trost zu haben, nahm ich Adelen mit, die durch ihre liebevolle Anhänglichkeit bald jede Spur von Unmuth über die Vernachläßigung, die ich um ihretwillen ertragen müssen, zerstreut hatte. Viktor hatte sich ja zu dem Kinde hingezogen gefühlt, er nahm ein großes, wenn auch räthselhaftes Interesse an ihm; mußte es mir *nicht* Befriedigung geben, von dem Wesen *geliebt zu werden*, das er selbst zu lieben sich vielleicht verpflichtet fühlte? Die rasche Fahrt durch die schöne Gegend wäre sehr angenehm gewesen, wenn wir einen andern Führer gehabt, oder ich mich von der trüben Verstimmung hätte losmachen können, die mich beherrschte. Als wir gegen die Bäder hinunter fuhren, rief eine bekannte Stimme meinen Namen: es war Frau von Chantilly an Blandheims Arm. Wartensee hielt stille, Adele verlangte zu ihrer Mutter, und Blandheim hob sie aus dem Wagen, behielt sie auf dem Arm, tändelte mit ihr, wie er mit einem eigenen Kinde hätte thun können, und ich hörte noch in der Ferne der Kleinen jubelndes Jauchzen. Alles schien mir nun leicht erklärlich: Blandheim hatte mit eben der Verkehrtheit, mit welcher Wartensee seine Liebe auf mich gewendet, für die flüchtige, ihm in allem unähnliche Französin ein heftige Neigung gefaßt, und sie hatten sich, der Himmel weiß warum, in Baden ein Stelldichein gegeben, um ihren Bund zu vollziehen. Das erklärt der Chantilly langen Aufenthalt an einem Orte, den sie weder um ihrer Gesundheit, noch um ihres Vergnügens willen besuchte, das erklärt ihre Aeußerung: „daß es damit eine eigene Bewandtniß habe.“ Daß Blandheim Adelen nicht kannte, ist freilich befremdend; aber kann sie nicht abwesend gewesen seyn, während er sich in Paris befand?

(Die Fortsetzung folgt.)

Didaskalien
von
Ludwig Robert.
(Fortsetzung.)

Musik ist die absolute Lyrik; und weil diese Kunst, rein aus der Empfindung hervorgehend, nur zur Empfindung spricht, den reflektirenden Verstand durchaus abweist und dem Begriffe völlig entschwindet, haben auch ihre modernen Anbeter nicht ermangelt, sie die Kunst der Künste zu nennen und sich dabei auf die Autorität der Alten zu berufen. Ob leztere die reine, die Instrumentalmusik, ohne Vermählung des zeugenden Worts und der erklärenden Mimik, gekannt haben; ob obiger Ausspruch der Modernen nicht in so fern ein einseitiger ist, als Musik und Poesie die beiden Pole der gesammten Kunst seyn dürften; und ob Musik nicht überhaupt nur ein fremdes, geheimnißreiches Niedertönen aus einer höheren, schöneren, uns gänzlich unbekannten Welt sey: dieß zu erörtern, ist hier der Ort nicht, sondern nur die Thatsache zu betrachten, daß Musik die absolut lyrische Kunst und deßhalb diejenige ist, die unserem modernen Sinne am meisten zusagt, und uns wie keine andere begeistert und hinreißt. Der Standpunkt, auf den in Berlin die Musik sich erhoben hat, würde nicht allein mit dem Höchsten seiner Zeit, sondern mit dem Besten aller Zeiten sich messen können, wenn auf dieser überhoben Höhe nicht ein so gelehrter Ernst herrschte. Am auffallendsten zeigt er sich bei dem Singunterricht, wo man eine eigene, norddeutsche, leidenschaftslose Art des Vortrags erfunden hat, diese hegt und pflegt und jede südliche Blüthe, die in den Schulen des Gesanges aufzusprossen droht, mit Stumpf und Stiel ausreutet. Daß, troz dem, die Musik ihr eingebornes Recht zu vertheidigen und zu behaupten suchte, liegt in der Natur der Sache. Wie es aber in einem solchen Kampfe überall zu gehen pflegt: zurückgedrängt auf ein Extrem, sprang man auf das entgegengesezte über. Der Schulzwang wollte die Musik zu einer mathematischen Ergözlichkeit für den Verstand, zu einer algebraischen Tafel für das Auge, zu einer moralischen Nöthigung für das Begehrungsvermögen machen; da floh sie vor dem abschreckenden kalten Verstande bis über die Grenzen der Idee hinaus und wurde gedankenlos und leer; da verbiß sie sich in den Zügel regelrechter Berechnung und wurde hypergenial, barock und abstrus; und da man ihr eine Moral aufzwingen wollte, über welcher sie sich mit allem Rechte erhaben fühlte, so vergaß sie im Taumel des Widerspruchs sogar ihren himmlischen Ursprung und wurde, hingerissen vom sinnlichen Strudel, wollüstig und ausschweifend. — Daß Lezteres, streng genommen, die Musik für sich nicht seyn kann, oder doch wenigstens nicht mit so qualitativer Bestimmtheit, wie wohl der Mißbrauch anderer minderer ätherischer Künste, solches gibt man gerne zu. Dahingegen droht ihr eine andere Gefahr, wie keiner andern Kunst: nämlich das entnervende Uebel der radotirenden Gedankenlosigkeit. Man glaube ja nicht, daß dieses nur einzig und allein den Rossinisten begegnen könne, die, ihrem Vorbilde nacheifernd, doch wenigstens eine natürliche und gefällige Melodie fortführen müssen — nein, ganz im Gegentheil! vollkommen gedankenlos wird bei weitem öfter die Menge der unglücklichen Bethovianer, bei ihrem verlegenen Umhersuchen nach Unerhörtem, bei ihrer sinnlosen Zusammenstellung des Ungehörigen und Unzusammenhängenden, so daß die Unnatur hier auch die höchste Unkunst wird, und die Gedankenlosigkeit um so nichtiger erscheint, je mehr sie sich das eitle Ansehen von Fülle und Tiefe gibt. Dieses verlegene Umhersuchen nach Niedagewesenem, dieses ängstliche und willkührliche Aneinanderreihen zahlloser fragmentarischer Motivchen bei fortwährend disharmonischen Kunststückchen, diese Unfähigkeit, eine natürliche Melodie zu finden, und der gänzliche Mangel an lebendiger Charakteristik und bestimmtem Kolorit, dieses Alles tritt indessen nur dann erst recht deutlich hervor, wenn es jenen theoretischen Musikern beikommt, sich zum dramatischen zu versteigen und auf einmal eine Oper schreiben zu wollen.

Wir stehen jezt vor dem Brennpunkt moderner Kunstgenüsse und moderner Kunstbemühungen; wir haben unsere Bühne, wir haben die Oper zu betrachten. So gern ich aber — wie ich, um Mißverstand zu vermeiden, solches bisher that — fortfahren möchte, nur von den Dingen und durchaus nicht von den Personen zu sprechen, so würde ich doch hier, gerade durch Befolgung dieser Maxime, Gefahr laufen, mißdeutet zu werden. Der Tondichter der Vestalin, des Cortez und der Olympia kann nicht unerwähnt bleiben, sobald von dem Standpunkt der Berliner Oper die Rede ist; er steht auf einer so eminenten Höhe des Ruhms, daß selbst diejenigen, welche seinem Genius nicht die volle und gerechte Anerkennung gönnen, dennoch zugeben müssen, daß er, als Künstler, einer der schönsten Zierden unserer Stadt ist, als Chef der gesammten Musik bei den königlichen Bühnen sich hohe Verdienste um die Ausbildung unsers trefflichen Orchesters erworben hat. Man klagt, daß er mehr als dieses hätte thun, daß er vielseitiger für das Ganze hätte wirken sollen. Meines Erachtens hatte er die beste Absicht, die zu erreichen leider nur der Stand der Dinge unmöglich machte. Spontini kam von Paris, ganz erfüllt von der dortigen großen Oper, nach Berlin. Sein Bestreben war, hier eine ähnliche, ja, bei dem tiefern musikalischen Sinn der Deutschen, eine noch vollendetere Kunstanstalt ausschließlich für jene erhabene und impo-

sante Gattung zu gründen, welche die Franzosen tragédie lyrique (lyrische Tragödie) nennen, und damit ein Kunstwerk bezeichnen, das in dramatischer Hinsicht doch über der opera seria der Italiener steht. Daß dieses Bestreben aber bei der hiesigen und überhaupt bei der deutschen Bühne ein vergebliches bleiben mußte, indem man bei uns zu Lande von Absonderung der Gattungen nichts wissen will, und alles Mögliche, von der Alceste bis zu den Wienern in Berlin, vom König Lear bis zum Schneider Fips, in buntem Gemisch auf derselben Bühne und mit demselben Personale darstellt, das konnte freilich der nicht Einheimische nicht sogleich begreifen. Durch Widerspruch wurde er zu Widerspruch, vielleicht zu allzueinseitiger Wegwerfung des Naiven und Gefälligen getrieben, und so mußten Mißverständnisse, Reibungen und ein Gegeneinanderwirken entstehen, das dem Ganzen keineswegs förderlich war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Portugal. September.

Politik und Religion.

Obgleich ich schon zu Hause beschäftigt war, dies neue Land meiner Bestimmung aus Reisebeschreibungen und andern Hülfsmitteln, die uns die eigene Anschauung eines Landes ersetzen sollen, näher kennen zu lernen, so war ich doch überrascht, hier so Vieles anders zu finden, als ich erwartet hatte. Nicht etwa, daß ich Don Miguel liebenswürdig, seine Umgebung und Rathgeber verehrungswürdig, das Land glücklich, in Wohlstand und Reichthum blühend gefunden hätte; das erwartete ich auch nicht; aber die Stimmung des Volkes war mir eine ganz merkwürdige. Alles glaubte ich in einer französischen Gährung; aber dazu, merkte ich bald, fehlt es hier großentheils an Stoff. Eine sonderbare Erscheinung war es mir, daß die ganze neue politische Richtung, die allerdings einem heterogen vorkommen muß, wenn man das Land, die Stufe seiner Bildung und die tiefgewurzelte Gesinnung und Geistesrichtung seiner Einwohner kennen lernt, fast allgemein, und wie es schien mit tiefer Ueberzeugung verabscheut wurde. Man wird dergleichen Verdammungen der Neuerer für feine Ironie oder für Heuchelei halten; das sind sie aber keineswegs. Ist man im Stande, sich in den Geist der Portugiesen zu versetzen, so kann man sie auf ihrem Standpunkt begreifen. Dies ganze Streben, das Don Miguel auf so furchtbare Weise unterdrückt und dadurch den Abscheu der Welt erregt, erscheint dem katholischen Portugiesen in religiösem Lichte, oder er wird gelehrt, es so anzusehen. Wo die Geistlichkeit ein so ungeheures Uebergewicht hat wie hier, wo ihr Ansehen so tief in dem Glauben des Volkes wurzelt, und in den tausendfältigen Instituten, Festtagen und ihren Belustigungen, und der Verwaltung der Sakramente sich befestigt, wo sie das Volk nicht allein von sich abhängig macht, sondern es mit sich und in ihr Interesse verwebt, da ist solche Ansicht nothwendig. Will man Portugal auffassen, so muß man es ansehen als ächtkatholisches Land, wo das ganze Leben ein mönchisches, priesterliches Gewand angezogen hat, wo das Volk nichts sieht, als Madonnen und Heiligenbilder, nichts thut, als Prozessionen halten und sich dabei erlustigen, auf nichts denkt, als sich den Himmel offen zu halten und selbst oder nach seinem Tode durch Seelenmessen u. s. w. für sein ewiges Heil zu sorgen. Das ist der größte Theil der geistigen und körperlichen Beschäftigung, und der Gedanke, sie aufgeben zu müssen und seine Seligkeit auf's Spiel setzen zu sollen, ist dem Portugiesen so furchtbar, daß er mit Ruhe, ja mit Freude diejenigen die furchtbarsten Qualen erdulden sieht, deren angebliches Verbrechen eben in solchem Verlangen bestehen soll; nicht anders, wie wir die furchtbare Verbrecher, wenn auch wegen ihrer Verirrung bedauern, doch der Idee der Gerechtigkeit geopfert sehen und darin eine Genugthuung finden. Wunderbar fest ist dies Gewebe des Tiefreligiösen und der trügerischen Afteroffenbarungen desselben, dieser äußern Gebräuche, die das Auge fesseln, die Sinne gefangen nehmen und so die Ketten bilden, in denen das Volk gehalten wird. Bedenkt man die zahllosen Feste und die Lustbarkeiten, zu denen sie dem Volke Gelegenheit geben, so weiß man nicht, ob man die Armen bedauern soll, die in diesen Aeußerlichkeiten gegängelt werden, oder sich wundern, wie eine solche Devotion und solch eine kindische Unbefangenheit und Gleichgültigkeit gegen die höchsten Interessen der Nation sich erhalten können. Schreie man, so viel man will, die Ursache liegt zu tief, als daß man eine schleunige Aenderung auf gewöhnlichem Wege erwarten könnte. Wir stehen in unserer kalten Reflexion auf einem so verschiedenen Standpunkte, daß uns die meisten Erscheinungen in diesem Lande halb ernst, halb komisch vorkommen. Die Feste, die oft die Nächte hindurch im lautesten Jubel und nicht ohne Venus und Bacchus gefeiert werden, veranlassen Feuerwerke, Musiken, Rendezvous u. dgl. und zeigen die wunderbarsten Kontraste. Während hier ein Devoto seine Andacht mit sichtbarer Inbrunst verrichtet, sizt dort ein liebend Paar; beide schweben auf verschiedene Weise in einer idealen Welt. Es will mit der Unterdrückung des Materiellen, des Fleisches und seiner Begierden, nicht fort, und tüchtige Geißelungen und jede Art Kasteiungen müssen zu Hülfe gerufen werden. Hierin ist der mönchische Geist unermüdet thätig und bewundernswürdig erfinderisch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 271:
Artesischer Brunnen.

Charade.

1.

Ein Blumenfreund, der manch Vergißmeinnicht
 Für deine Liebe dir verspricht,
Ein Kinderfreund, der oft umarmt die Kleinen,
 Sie aber werfen ihn mit Steinen;
Doch läuft er immer lustig, und im Spiel
Mit Steinen, Blumen, Kindern, fort zum Ziel.

2. 3.

Ein steifer Fuß, auf dem sich trefflich geht,
 Wenn einer solchen Fuß versteht;
Ein großer Fuß, doch schwer ist's drauf zu leben,
 Und Mancher sieht ihn an mit Beben;
Zwar hilft er Bauern, rathe, wo? zum Lauf,
Schriftsteller aber sieht man ungern drauf.

Das Ganze.

Ein zierliches Geschöpf, das hüpft und fliegt
 Um's Erste her so recht vergnügt;
Es schaukelt gerne sich, doch nicht auf Zweigen,
 Auf ebnem Boden liebt's zu neigen
Und dann zu heben — doch sein Köpfchen nicht;
Errathe, was? und schnell bekommst du Licht.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 24.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[384] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schnurrer, Dr. F., die Cholera morbus, ihre Verbreitung, ihre Zufälle, die versuchte Heilmethode, ihre Eigenthümlichkeiten und die im Großen dagegen anzuwendenden Mittel. Mit der Charte ihres Verbreitungs-Bezirks. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. gr. 8. Preis 1 fl. 24 kr.

Stuttgart und Tübingen im Oktober 1831.

---

[388] Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uhland, L., Gedichte. 5te vermehrte Aufl. 8. Preis 3 fl. 36 kr.

Wessenberg, J. G. v., Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in sieben Gesängen. 8. Preis 2 fl. 24 kr.

---

[108] In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Synopsis Mammalium.

Auctore J. B. Fischer, med. et chir. Doctore XLVI. und 527 S. Addenda et emendanda 138 S. Index nominum synonymorumque latinorum, graecorum et barbarorum 79 S. Conspectus distributionis mammalium geographicae. 2 Bogen. 8. maj. 5 fl. 48 kr.

Je auffallender es bisher seyn mußte, daß noch kein Handbuch aufzuweisen war, welches den Kern so vieler ausgezeichneter und zum Theil in den kostbarsten Werken zerstreuter zoologischen Notizen mit Kritik gesammelt und zu einem gleichförmigen Ganzen verschmolzen, und, neben den früher beschriebenen, auch die Menge von neuen Säugthieren enthielte, welche uns die vereinten Bemühungen vieler Naturforscher seit Ende des vorigen Jahrhunderts kennen lehrten, um so werthvoller wird die Erscheinung des vorliegenden Werkes seyn.

Nach der Grundlage und dem Muster von Desmarest nur erst angefangenem Werke, enthält das Fischer'sche außer der Literatur eine Uebersicht der Ordnungen und Gattungen, nach der Methode, welcher der Verfasser sich bediente, und welche folgende sind: I. Primates. II. Chiroptera. III. Ferae. IV. Bestiae. V. Glires. VI. Bruta. VII. Belluae. VIII. Pecora. IX. Cete; dieselben sind zugleich auch charakterisirt, und die Diagnosen der darunter gehörigen Gattungen, die fossilen nicht ausgeschlossen, gegeben. Hierauf folgt eine Skizze des Linnéischen Systems nach der 12ten Ausgabe des Systema naturae und seiner sieben Ordnungen; sofort Cuvier's System mit seinen acht Ordnungen;

Den Schluß macht Illiger's Zusammenstellung nach dessen Prodromus systematis Mammal. et Avium, indem zuerst die Uebersicht 15 aufgestellter Ordnungen oder Familien und zuletzt deren Diagnosen noch besonders aufgeführt werden. —

Stuttgart und Tübingen im Julius 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[397] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Für Bibliotheken, Architekten und Bauherren.

Bleichrodts architektonisches Lexikon oder allgemeine Real-Encyclopädie der gesammten architektonischen und dahin einschlagenden Hülfswissenschaften, als Geschichte, Biographie, Plastik und Malerei, so wie aller Gegenstände des Land- und Wasserbaues, des Straßen und Brückenbaues, der Maschinerie, der theoretischen und praktischen Mathematik, der Feldmeßkunst, der bauwissenschaftlichen Physik, Chemie, Mineralogie, Botanik ꝛc. Für Architekten und solche die es werden wollen, für Baugewerken, Staats- und Communalbehörden, Staatsbeamte, Land- und Hauswirthe ꝛc. Zum richtigen Verstehen aller bauwissenschaftlichen Kunstausdrücke, Wörter und Begriffe. Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften. Mit 3 Kupfertafeln und sehr vielen Holzschnitten. Gr. 8.

Hiervon ist so eben der dritte und letzte Band erschienen, und damit ist dieses schöne Werk bis zum Buchstaben Z. ausgeführt und völlig komplet. Es gewährt dem Architekten eine vollständige Encyclopädie aller ihm nothwendigen Hülfswissenschaften und hat bereits in kritischen Blättern die ehrenvollste Anerkennung gefunden. Der Preis aller drei Bände ist 14 fl. 24 kr.

---

[389] Bei Ziegler und Söhne in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Demosthenis Oratio adversus Leptinem cum scholiis veteribus et commentario perpetuo accedunt Aelii Aristidis Declamationes ejusdem causae ed. Wolfianam cur. Johannes Henr. Bremius. gr. 8. Zurici 1831. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.

Die Wolfische Ausgabe der Demosthenes in Leptinem war die erste und, ohne den spätern Bearbeitern demosthenischer Reden zu nahe zu treten, die vorzüglichste. Da-

der glaubt die Verlagshandlung sich durch eine Wiederholung derselben um das literarische Publikum verdient gemacht zu haben, und der Herausgeber setzte Schäfers Bemerkungen und Zusätze in Novo Apparatu critico Reiskii und einigen Wenigen nur neuern sowohl antiquarischen als grammatischen Werken bei.

---

[347] Bei Theod. Chr. Fr. Enslin in Berlin sind im Jahre 1831 folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

P. Abaelardus,

Dialogus inter Philosophum, Judaeum et Christianum; ex Codd. Bibl. Vindobon. nunc primum ed. F. H. Rheinwald. 8. maj. 18 Gr.

Dr. Joh. Chr. Albers, Med. Rath ꝛc.

Ueber das Wesen der Blattern, und ihre Beziehung zu den Schutzblattern, ein diagnost. Versuch. gr. 8. 18 Gr.

Dr. J. H. B. Bauer, Med. Rath ꝛc.

Minerva medica; Jahrbücher für die gesammte Heilkunde. 1s Heft. gr. 8. br. 1 Rthlr. 8 Gr.

Friedrich Buchholz,

Neue Monatsschrift für Deutschland, historisch-politischen Inhalts. 12r. Jahrg. 1831. 12 Hefte. br. 8 Rthlr.

Friedrich Buchholz,

Historisches Taschenbuch 14r Jahrgang oder Geschichte der Europäischen Staaten seit dem Frieden von Wien, 17r Bd. geb. 2 Rthlr.

Die ersten 13 Bände dieses schönen Werkes sind für den erniedrigten Preis von 6½ Rthlr. (statt 26 Rthlr.) und der 14te, 15te und 16te à 2 Rthlr. zu bekommen.

Dr. C. L. Großheim, Reg. Arzt ꝛc.

Lehrbuch der operativen Chirurgie. 2r und letzter Theil. gr. 8. 2 Rthlr. 12 Gr.

Beide Theile complet 5 Rthlr.

J. J. Hawkins,

das amerikanische arzneihaltige Dampfbad, als Schutzmittel gegen Ansteckung und als das schnellste, kräftigste und sicherste Mittel der Cholera, so wie als ein erprobtes Mittel zur Wiederherstellung oder Belebung verminderter Lebenskräfte, nach eigener Erfahrung dargestellt; nebst 3 Abbild. gr. 8. brosch. 4 Gr.

Dr. J. F. C. Hecker, Professor ꝛc.

Literarische Annalen der gesammten Heilkunde. 7r Jahrgang 1831. 12 Hefte. gr. 8. br. 8 Rthlr.

Dr. N. H. Julius,

Jahrbücher der Straf- und Besserungs-Anstalten, Erziehungshäuser, Armenfürsorge ꝛc. 3r Jahrgang 1831. 12 Hefte gr. 8. brosch. 4 Rthlr.

Dr. Wilh. Horn,

Reise durch Deutschland, Ungarn, Holland, Italien, Frankreich, Großbritannien und Irland, in Rücksicht auf medicinische und naturwissenschaftliche Institute, Armenpflege ꝛc. 1r Band: Deutschland, Ungarn, Holland. gr. 8. 2 Rthlr. 8 Gr. 2r Band: Italien und Frankreich. 4 Rthlr.

Homiliarium Patristicum,

collectum annotat. crit., exeget. historicisque instr. ediderunt H. Rheinwald et C. Vogt. Vol. I. Fasc. 3. 8. maj. 1 Rthlr. 4 Gr.

Dr. Joh. Nep. Rust, Geh. Rath und Präs. ꝛc.

Theoretisch-praktisches Handbuch der Chirurgie, mit Einschluß der syphilitischen und Augenkrankheiten; in alphabetischer Ordnung. 2r, 3r, 4r Band. Ane bis Chi. gr. 8. jeder Band 4 Rthlr.

Der Pränumerationspreis für jeden folgenden Band ist 3 Rthlr.

Dr. Carolus Rust

de Ulcerum diagnosi et aetiologia nonnulla. 4. maj. cum VII tabulis coloratis in folio max. 3 Rthlr. 8 Gr.

Dr. Jos. Herm. Schmidt.

Zwölf Bücher über Morphologie überhaupt und vergleichende Noso-Morphologie insbesondere. 2 Bände. gr. 8. Nebst einem Atlas von 19 Tafeln in Folio. 3 Rthlr.

Dr. W. L. E. Schmidt

Getreue und systematische Beschreibung der officinellen Pflanzen der neuesten Preussischen Landes-Pharmacopöe, in tabellarischer Uebersicht; ein botanisches Handbuch für studirende Mediciner und Pharmaceuten. Groß-quer-Folio. 2 Rthlr. 12 Gr.

Dr. Solagnés de Renhac,

Commentatio de partu viribus maternis absoluto; quam denuo ed. nec non praef. et annotat. instr. Dr. E. C. J. de Siebold. 8. maj. 16 Gr.

Dr. Georg Ernst Stahl,

Theorie der Heilkunde; herausgegeben von K. W. Ideler. 1r. Th. Physiologie, 2r Th. Pathologie. gr. 8. jeder Theil 1 Rthlr. 12 Gr. complet 3 Rthlr.

C. C. Tacitus,

sämmtliche Werke, übers. von Wilh. Bötticher 1r Band. 8. 2 Rthlr.

Küster, S. C. G., 2 mal 52 auserlesene biblische Erzählungen nach Joh. Hübner. Achte Auflage. 8. 12 Gr.

— — Predigt bei der Einweihung der Fr. Werderschen Kirche in Berlin, in Gegenwart S. M. des Königs. gr. 8. br. 2 Gr.

---

[411] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der vollkommne englische Tuch-Appreteur. Oder gründliche Anweisung, alle Arten Wollenzeuge, sowie auch leichte Stoffe, als Mousselin ꝛc., zuzurichten und ihnen den höchstmöglichsten Glanz zu geben. Nebst den neuesten englischen, französischen, niederländischen und deutschen Erfindungen und Verbesserungen im Walken, Scheren, Rauhen und Decatiren des Tuches und anderer Wollenzeuge, und Abbildung und Beschreibung aller neuen, dazu er-

forderlichen Maschinen. Von Edw. Charl. Russell. Mit 69 Abbildungen. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

---

[350] So eben erscheint bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ausflucht eines Russen nach Deutschland. Roman in Briefen von Nikolai Gretsch. Aus dem Russischen von E. Eurot. 8. 25¾ Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[378] So eben ist fertig geworden und für 5 Sgr. zu haben:

Predigt am 18. Sonntage nach Trinitatis 1830. Gehalten in der Schloßkirche zu Cöslin vom Prediger F. Edelbüttel. Auf Verlangen gedruckt. 8. geh.

Verlag von C. G. Hendeß.

---

[314] Unterichtbücher in der arabischen Sprache.

Fables de Loqman surnommé Lesage. Edition Arabe, avec une traduction française et accomp. de remarques et d'un Vocabulaire Arabe-français p. Ch. Schier. 4. br.

sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen für 1 Thlr. zu bekommen von der

Arnoldischen Buchhandlung.

---

[410] So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg erschienen:

Pantheon der Tonkünstler. Oder Galerie aller bekannten, verstorbenen und lebenden Tonsetzer, Virtuosen, Musiklehrer, musikalischen Schriftsteller rc. des In- und Auslandes. Nebst biographischen Notizen und anderweitigen Andeutungen. Von Friedr. Rassmann. 8. geh. Preis: 1 Thlr. 8 Gr.

Diese Schrift enthält die Lebensdata nicht nur der Heroen und Meister der Tondichtung, sondern auch aller bekannten Virtuosen und Dilettanten bis auf die heutigen Tage, sowie die Angabe ihrer vorzüglichsten Werke und Leistungen; sie dürfte daher einem Jeden, der an der hohen, gemüthlichen Kunst der Musik auch nur einiges Interesse nimmt, eine angenehme Gabe seyn, die sich zugleich durch ein geschmackvolles Aeussere empfiehlt.

---

[395] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Handbüchlein zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung für junge Damen oder Encyclopädie der vorzüglichsten weiblichen Kunstarbeiten, namentlich des Zuschneidens und Nähens der Wäsche, der Weiß-, Tambour-, Plattstich- und Goldstickerei, des Strickens von Strümpfen, Handschuhen, Kinderjäckchen, Mützchen, des durchbrochenen Strickens, des Häkelns, des Spitzenklöppelns und Nähens, des Teppichmachens, (Tapisserie), der Mosaikarbeit, des Filetmachens, der Verfertigung von allerlei Börsen, des Flechtens und Klöppelns, der Schnüre, des Stopfens und Ausbesserns und anderer weiblichen Beschäftigungen. Von Charlotte L°°°. Mit 88 Abbildungen. Zweite sehr vermehrte Auflage. 12. geheftet. 1 fl. 30 kr.

Zwei sehr schmeichelhafte Recensionen dieser Schrift (man sehe Jen. Litztg. 1827. Nr. 83. — Becks Repert. 1827. II. 1.) stimmen in dem Lobe dieses Büchleins überein. Sie sagen: „daß es seinem Titel vollkommen entspreche, daß es nicht möglich sey, weibliche Handarbeiten richtiger und deutlicher zu lehren, als es hier geschehen sey, und daß man daraus, daß die Verfasserin alles so genau und faßlich beschreibe und alle Handgriffe zeige, sehen könne, wie sie diese Arbeiten von Jugend auf selbst verfertigt habe, und welche geschickte Arbeiterin sie seyn müsse." Auch hat Hr. Mausberger in Wien (dessen Gewerbe und Name in so harmonischem Einklang steht) dem Büchlein bereits die Ehre erwiesen, es durch einen von Tausenden von Fehlern wimmelnden Nachdruck zu verstümmeln.

---

[439] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart, bei Metzler) zu haben:

Rationelle Methode die Cholera durch Mittel zu heilen, welche den jedesmaligen Symptomen entsprechen. Eine Verbindung des homöopathischen mit dem allopathischen Verfahren. Für Aerzte und Nichtärzte von F. E. Johannes Müller. Preis 2 Gr.

Diese kleine Schrift verdient sowohl Aerzten als Nichtärzten dringend empfohlen zu werden, da sie ersterm eine neue Grundansicht in der Therapie, letzteren vorläufige Heilung von der Cholerafurcht darbietet.

Leipzig, den 22. Oktober 1831.

Heinrich Franke.

---

[430] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Vollständige Anweisung zum zweckmäßigen Anlegen von Blumen-, Obst-, Gemüse-, Hopfen-, Schul-, Handels-, Haus- und botanischen Gärten; so wie Anlagen nach französischem, englischem und deutschem Geschmack zu machen, solche auch mit den passenden Blumen, Bäumen und Sträuchern, Scenen und Kunstgegenständen zu zieren, einen Wintergarten einzurichten, zu ordnen und zu

unterhalten. Nach eigenen Ideen und vieljähriger Erfahrung von Jakob Ernst von Reider, Königl. Baiersch. erstem Landgerichts-Assessor und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. gr. 8. Mit sechs Kupfertafeln. Sauber geheftet 2 Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Das hier angezeigte Werk darf mit vollem Recht allen Schriften, die bisher über Anlegung von Gärten erschienen sind, an die Seite gesetzt werden, ja, in vieler Hinsicht sie wohl noch übertreffen. Der Herr Verfasser hat Allem, was der Titel des Buchs angiebt, aufs vollkommenste entsprochen, und jeden Gegenstand so erschöpfend und dabei so verständlich behandelt, daß er sich als einen eben so erfahrenen als umsichtigen Sach- und Kunstverständigen bekundet. Die unter seiner Leitung ausgeführten, den Text erläuternden Kupfertafeln geben dem Buche einen noch höhern Werth, so das es, wenn der Preis desselben auch minder billig gestellt wäre, jedem Gartenfreunde eine höchst willkommene Erscheinung seyn wird.

---

[370] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Les Aventures de Telemaque, fils d'Ulysse, par Fénelon,

Imprime d'aprés l'Edition stéréotype de Firmen Didot.
Mit deutschen Anmerkungen
und
Erklärung schwerer Wörter und Redensarten versehen,
durch
August Schulze.

Dritte, sorgfältig durchgesehene Auflage. gr. 8. brosch. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Die allgemeine günstige Aufnahme dieses in jeder Hinsicht vorzüglich zum Schulgebrauche empfehlungswerthen Buches haben in kurzer Zeit eine 3te Auflage nöthig gemacht, welche auf das Sorgfältigste durchgesehen, und von jedem Fehler gereinigt ist.

Die Verlagshandlung hat den Preis auf das billigste gestellt, und zeichnet sich sowohl durch schönen Druck und Papier (36 Bogen in gr. 8.) aus, kann also als eine höchst brauchbare und moralische Jugendschrift vorzüglich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenk allgemein empfohlen werden.

---

[409] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der englische Zeichenmeister. Oder die neuesten Methoden, Erfindungen und Verbesserungen im Zeichnen, Tuschiren, Coloriren, Malen und Farbenbereiten, nebst Abbildung und Beschreibung der verschiedenen, jetzt gebräuchlichen Instrumente und Maschinen zum Zeichnen und Copiren, insbesondere: Instrumente zum Zeichnen der Perspektiven, der Cycloiden, krummen Linien ꝛc.; Apparate zum Zeichnen nach der Natur; Parallel- und Krummlineale, verbesserte Reißbretter, Reiß- und Bleifedern, Storchschnäbel, Cirkel, Malkasten, Pinsel; neue Methoden, Kupferstiche und Zeichnungen abzudrucken und mit Wasser und Oelfarben zu coloriren; über die besten Tusche und ihre Surrogate, neue Erfindungen und Verbesserungen im Kupfer- und Stahlstich u. dgl. m. Ein nützliches Handbüchlein für angehende und geübtere Zeichner. Von Charles Humphrys. Mit deutschen Zusätzen und Bemerkungen vermehrt von Aug. Müller. Mit 71 Abbildungen in Steindruck. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 16 Gr.

---

[372] Höchst vortheilhaftes Anerbieten für

Bücherfreunde und Leihbibliotheken.

Bei Unterzeichnetem ist so eben eine ausführliche Anzeige und Verzeichniß von guten Romanen und Unterhaltungsschriften zu äusserst billig herabgesetzten Preißen für einzelne Artikel, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis zu haben. Briefe werden franco erbeten.

Tobias Loeffler in Mannheim.

---

[387] **Erwiderung.**

Die verehrte Frau Johanna Schopenhauer beschwert sich in Nr. 21 des Intelligenzblattes des Morgenblattes darüber, daß ich ihren bei mir herausgekommenen neuen Roman: Die Großtante, aus dem Pantheon ohne ihr Wissen apart abgedruckt habe, und gebraucht dabei den undeutlichen Ausdruck, „sie habe mir diese Erzählung auf wiederholtes Ansuchen für mein Pantheon gegeben.“ Unter Geben versteht Mancher Schenken! Um diesen etwaigen Irrthum zu berichtigen, habe ich hierauf zu erwiedern, daß ich der geschätzten Verfasserin für dieses kleine Werkchen 277 fl. — (4 Friedrichsd'or für den Bogen) Honorar gezahlt habe, daß es demnach mein Eigenthum ist, und ich dasselbe so benutze, wie ich es für gut halte. Die Verfasserin hat durchaus kein Recht mehr auf diese theuer erkaufte Erzählung.

Stuttgart im Sept. 1831.

Carl Hoffmann.

---

[432] In der Brüggemann'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen und versandt:

Briefe von Johann Heinrich Voß nebst erläuternden Beilagen, herausgegeben von Abraham Voß. Dritter Band in 2 Abthl. 8. Preis 2⅓ Rthlr.

No. 278.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 21. November 1831.

— Gebt nur mehr, und immer, immer mehr,
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren;
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen ist schwer.

Goethe.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Von einer musikalischen Bühne aus, wie Spontini sie anfänglich wollte, die dem Erhabenen und Schönen, dem Würdigen und sinnig Prachtvollen ausschließlich sich widmen sollte, würde sich ein reinerer und zarterer Sinn auch für andere Gattungen des Dramas erhalten und fortgebildet haben; denn nur aus tiefer, ernster Wurzel erzeugen sich späterhin die mannigfaltig heiteren Blüthen der Kunst: man muß zuvor erst zum Verständniß des ächt Tragischen gekommen seyn, sonst wird man sogar die ächte Posse nicht belachen, oder wenigstens nicht von geschmacklos roher, von platter und alberner Spaßmacherei zu unterscheiden wissen. Es bleibt daher zu bedauern, daß Spontini seine Absicht nicht erreichen konnte, um so mehr, als nur für die Oper allgemeines und lebendiges Interesse sich vorfand, und also von ihr aus die fortbildende Läuterung des Kunstgeschmacks am ersten zu erhoffen war.

Statt dessen wurden unsere Bühnen immer chaotischer und der Sinn der Zuschauermenge immer mehr in Verwirrung gebracht. Der — was er durchaus nicht ertragen kann! — der kalt behandelte Rossini emigrirte aus der Friedrichs- nach der Königsstadt, wurde dort, in Gestalt einer deutschen Nachtigall, vergöttert, und verwandelte unsere gute ehrliche Volksbühne in einen Sammelplatz der vornehmen, tonangebenden Modewelt. Dahinter durfte das große Theater nicht zurückbleiben, es mußte die kleine beliebte Bühne überbieten, und konnte, bei der allgemeinen Ueberreizung, solches nur durch kolossale, massenhafte Pracht zu Wege bringen, die gesteigert und gesteigert in Funkelglanz und Ueberladung, in Unnatur und Unkunst ausartete — besonders in den sogenannten Balletten, in welchen ehemaligen pantomimischen Dramen sich nunmehr Alles darauf beschränkte, daß Männchen und Weibchen wie Störche auf Einem Beine standen, das andere rechtwinklich, wie den Arm eines Meilenzeigers, ausstreckten, sich dann, in dieser malerischen Stellung, erst langsam, wie am Spieß, dann schnell und immer schneller um sich selbst drehten, und endlich plötzlich und auf dem Fleck parirten, mit selbstzufriedener Miene fragend: war das nicht das non plus ultra der Kunst? — So anlockende Reize mußte nun wieder die Volksbühne zu überbieten suchen; sie brachte also Jongleurs, Seiltänzer und starke Männer auf den dramatischen Schauplatz. Und wenn endlich heute daselbst ein Mensch „im Kostüm eines Affen“ unglaubliche Verrenkungen produzirt, die selbst für einen wirklichen Affen häßlich seyn würden, so ist solches nur eine Fortsetzung unserer beinspreizenden Ballettkünste, und der Andrang nach diesem unglaublich Häßlichen gar nicht zum verwundern, indem der längst gewählte abschüssige Weg

nothwendig in dieses Pallagoniaische Chaos des äußersten Ungeschmacks und der gänzlichen Sinn- und Verstandeslosigkeit führen mußte.

Wie aber gelangte man auf so abschüssigen Weg? — Diese Frage beantwortend, kann zugleich die oben versprochene andere Ursache beigebracht werden, weßhalb der allgemeine Antheil an Malerei nur Sache einer nicht dauernden Mode ist, die alle zwei Jahre, sechs Wochen lang, während der Kunstausstellung herrscht, lebendige Liebe aber nur allein Musik vorfindet. Es gab nämlich eine bekannte theoretische Kunstschule, deren erstes Auftreten einen bedeutenden Entwicklungspunkt in unserer Literaturgeschichte bezeichnet, die aber späterhin zu einer ästhetischen Propaganda wurde und es für ihre geistliche Pflicht hielt, den Verstand in Mißkredit zu bringen und ihn mit allen Waffen der Polemik aus allen Künsten auszutreiben. Sie begann diese beabsichtigte Austreibung des Dämons bei der Poesie, und es gelang so gut, daß die ausübenden Jünger in kurzer Zeit Land und Leute, Buchhandel und Bühne mit inhaltlosem rhythmischen Klingklang überschütteten. Man ward dem wägenden und urtheilenden Verstande so feind, daß man, selbst im Drama, erst den schaffenden und leitenden Einheitsgedanken, dann alle Gedanken, endlich auch die festen Umrisse der Gestalten und Charaktere verpönte, und nur Nebelfiguren Aeolsharfengespräche führen ließ. Zu dieser sublimen Aetherhöhe konnte sich nun freilich die Majorität der Verständigen nicht erheben, sie verstand jene Poesien nicht, ließ sie nach Belieben sich verflüchtigen und verlor sie aus dem Sinn, aus den Augen. Der großen Masse kam sogar die gesammte Poesie abhanden. Man hatte nämlich, während dieses Interregnums der Faselei sich jeder tieferen Betrachtung entwöhnt; und so, bei dem eingebornen, unabweisbaren Bedürfnisse nach Kunst, wendete man sich zu derjenigen, welche die Denkkraft des Hörers am wenigsten in Anspruch nimmt, zur Musik — zur Musik, die selbst dem Ermüdeten, dem Zerstreuten, dem Verdauenden, bei zufälligem Aufhorchen zwischen Schlaf und Wachen, noch einen dämmernden Halbgenuß gewährt. Jene andere Kunst aber, welche nur Gedankenbilder geben, die Empfindung selbst nur in einem Gedanken ausdrücken kann und daher, mehr als andere Künste, den Mitfühlenden auch zum Mitdenken auffordert: die Poesie — war und blieb bei der Menge vergessen und wurde nur als Magd der Musik bei der Oper geduldet, jedoch auch dort von den Virtuosen nicht ausgesprochen und von dem Publikum nicht gefordert und nicht beachtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Seit vielen Jahren war ich nie in so peinlicher Unruhe, in solcher Zerwürfniß mit mir selbst gewesen. Das Herz in seinen Tiefen erschüttert, die Brust bis zum Zerspringen beklemmt, ging ich ohne klares Bewußtseyn, halb mechanisch in die Kapelle, wo ich früher so oft, wenn auch nicht glücklich, doch zufrieden, ergeben, versöhnt mit meinem Schicksal, geweilt hatte. Ich glaubte mich im sichern Hafen angelangt, und heute hatte mich der Sturm der Leidenschaften auf's Neue erfaßt, hatte Gefühle in mir erweckt, die meiner unwürdig waren, hatte mich ungerecht, lieblos, neidisch gemacht. Ich hatte ja aus freier, eigener Wahl einst den mir von Pflicht und Versprechen vorgezeichneten Weg verlassen und später, meines Fehlers mir wohl bewußt, auf jede Hoffnung, jedes Glück Verzicht geleistet. Welch ein Recht hatte ich denn, mich feindlich zwischen Blandheim und den Gegenstand seiner Liebe drängen zu wollen, welche gegründete Ursache blieb mir zu Unmuth und Bitterkeit? Hatte nicht der edle Mann genug durch mich gelitten und um meinetwillen ein einsames, unstetes Leben getragen? Wollte, durfte ich es ihm mißgönnen, wenn er endlich den höchsten Wunsch seines Daseyns, häusliches Glück, erreichen konnte? Ich fühlte mich unaussprechlich unglücklich; das Bewußtseyn eines schweren Unrechts, der heiße Schmerz unerwiederter Liebe, das Gefühl einer tiefen Verlassenheit drückte mich auf die Knie nieder, meine gequälte Seele ergoß sich in glühendem Gebete um dauerndes Glück für ihn, um Muth und Beruhigung und eine sanfte Scheidestunde für mich; allmählig entlastete sich das schwer beladene Herz, da zog ein Geräusch mich aus meiner Versunkenheit. Ich blickte auf, tiefe Dunkelheit war eingebrochen, das Lämpchen am Altare war dem Verlöschen nahe und verbreitete nur einen ungewissen Schimmer, während riesengroße Schatten sich an den Wänden hin bewegten. Gemüth und Phantasie waren in Aufruhr, ein nie empfundener Schauer zog durch mich hin; zufällig war die Thüre zu dem Küsterhäuschen geschlossen und die wohnlichen Laute, die sonst von dort herab zu mir drangen, gaben mir nicht die Sicherheit, welche die Nähe von Menschen immer einflößt. Jezt war es mir, als höre ich Jemanden leise seufzen, ich wandte mich um und schaute umher, aber meine Augen vermochten die dichte Finsterniß, die in dem hinteren Theil der Kirche herrschte, nicht zu durchdringen; lache mich aus, wie ich selbst es that, als ich wieder in dem hellerleuchteten Zimmer der Tante saß, aber ich konnte eine kindische Furcht nicht überwinden und floh mit dem festen Vorsatze zur Thüre hinaus, einstweilen meine Besuche in der Kapelle einzustellen. Seit das Licht mich von gespenstischen Einbildun-

gen geheilt hat, fange ich an zu fürchten, Wartensee möchte meine Gänge bemerkt haben und an meiner Lieblingsstelle eine romantische Liebesgeschichte spielen wollen; darum bleibt es bei meinem Entschlusse.

* * *

Schilt mich nicht, Karoline, daß ich meinem Vorsatze nach einigen Tagen schon untreu geworden bin, die Kapelle von Neuem besucht und mir dort einen Schreck und eine Veranlassung zur Neugierde geholt habe, die beide gleich mächtig mich abwechselnd zurückhalten und anziehen. Vernimm die Geschichte der jüngsten Tage und des lezten Abends, welcher besonders eine Menge Ideen und Vermuthungen in mir aufgeregt hat, von denen vernünftiger Weise nicht eine die richtige seyn kann.

Blandheim hielt Wort und besuchte uns den Tag nach seiner Ankunft. Der Empfang der Tante war etwas gezwungen, etwas trocken, etwas feierlich, und man konnte bemerken, daß sie sich vorgesezt hatte, ihn zu Verhütung alles Unglücks in einer solchen Entfernung zu halten, daß er nicht in Versuchung kommen konnte, sich zu nähern und den Ansprüchen eines andern entgegen zu treten. Blandheims edles, unbefangenes Benehmen aber machte alle Kunst der guten alten Frau schnell zu nichte; so ehrerbietig und herzlich, als hätte nie eine Verschiedenheit der Ansichten unter ihnen geherrscht, oder als wären die Beleidigungen, die ihm in ihrem Hause widerfahren waren, Freundschaftsdienste gewesen, erkundigte er sich nach Allem, was sie betraf, bedauerte, daß sie so mannigfaltige körperliche Leiden zu tragen habe, sprach von dem Einflusse der Heilbäder, des herrlichen Sommers und der schönen Natur, und als die Tante, schon halb durch seine milde Freundlichkeit versöhnt, auf den schrecklichen Verlust hindeutete, den sie wahrscheinlich erlitten habe, wandte er seine ganze Beredtsamkeit an, sie zu überzeugen, daß sie in diesem Falle die Hoffnung nicht aufgeben müsse; daß drohende Gefahr Georgen bewogen haben könne, sich unsichtbar zu machen, daß aber darum nicht auf einen tragischen Ausgang zu schließen sey. Mit jedem neuen Grund, den er zur Unterstützung seiner Meinung aufzählte, heiterten sich der Tante trübe Züge auf, und wie hätte sie gegen den kräftigen Tröster noch länger einen Groll hegen können, der ohnehin zum Theil erkünstelt war, weil ihre richtige Urtheilskraft ihr nothwendig sagen mußte, daß nicht sie und nicht ich, sondern daß Blandheim der beleidigte Theil sey. Gegen mich betrug sich dieser weniger offen und zuvorkommend als gestern, und als bald nach ihm Wartensee eintrat, schien er ihn als einen Bevorrechteten anzuerkennen, räumte ihm den Sitz ein, auf welchem er selbst gesessen hatte, und empfahl sich. Daß er, von einer täuschenden Außenseite, von Zufälligkeiten und dem allgemeinen Gerüchte geblendet, mich in einem nähern Verhältnisse mit Wartensee glaubt, das ist mir schmerzlicher, als Du es denken kannst. Ich fühle mich in meinem Betragen gegen den Leztern ganz schuldlos; nie habe ich ihm Hoffnung gegeben, nie ihn auch nur hinzuhalten gesucht, und eben darum kann ich den Ton der Höflichkeit, den ich ihm schuldig bin, nicht in einen abweisendern verwandeln, ja ich dürfte dies schon darum nicht, weil ich in Blandheims Herzen dadurch leicht den Verdacht wecken könnte, als begegne ich um seinetwillen dem Grafen übler.

Blandheim ist seit seinem ersten Besuche nur einmal und nur einen flüchtigen Augenblick bei uns gewesen; hingegen sehe und spreche ich ihn täglich an der Tafel, die meine Tante noch immer meidet, welcher aber Frau von Chantilly schon ein paarmal in Blandheims Gesellschaft beigewohnt hat. Ich weiß, daß er täglich bei ihr ist, und sehe, daß er sie überall hin begleitet; dennoch muß ich gestehen, daß ihr Verhältniß nicht das zweier Liebenden zu seyn scheint, sondern mehr der Freundschaft ähnelt, während ich hingegen wohl bemerke, daß Viktor mich aus der Ferne aufmerksam beobachtet, daß ihm selten eine meiner Aeußerungen oder Bewegungen entgeht, und ich ihn schon oft überrascht habe, wenn sein Blick theilnehmend und mit einem ganz eigenen Interesse auf mir ruhte. Lezthin waren wir alle auf der Matte, so heißt der kleine Schattengang, der an unsern Gasthof grenzt, versammelt; ich saß neben der Tante auf einer Bank und Blandheim lehnte an einem nahestehenden Baume, indessen Frau von Chantilly mit ihrer Kleinen scherzte. In tiefe Gedanken versunken, sah ich ihr zu, und eine wehmüthige Erinnerung an mein Kind, das nun in diesem Alter seyn müßte, übermannte mich. Blandheim bemerkte die Trauer auf meinem Gesichte und befragte mich theilnehmend nach der Ursache. „Eine glückliche Mutter ist ein so seliges Geschöpf!" erwiederte ich, und ein tiefer Seufzer drängte sich aus meiner Brust hervor. Da sah ich, gewiß, ich täuschte mich nicht! da sah ich eine Thräne in seinem schönen Auge blinken, eine Thräne, meinen Leiden geweint; zum erstenmal ergriff er meine Hand und drückte sie an seine Lippen; es schienen Worte auf seinem Munde zu liegen, die zu hören ich gerne die Hälfte meines Lebens gegeben hätte; aber Wartensee kam mit seiner gewöhnlichen Ueberlegenheit in Ton und Miene auf uns zu, und rasch wandte sich Blandheim, sprach einige Worte mit Frau von Chantilly, bot ihr den Arm, und beide verschwanden nach flüchtigen Begrüßungen in dem Gehölze, das sich bis zu der großen Landstraße erstreckt.

Ich schaue der Auflösung dieser Räthsel mit mehr Ruhe entgegen, als ich früher zu behaupten hoffte, obschon ich nicht läugnen will, daß schmerzliche Empfindungen, eine peinliche Ebbe und Fluth von Hoffnungen und Schrecken mir oft durch die Seele ziehen. Ich bin dem

Worte treu geblieben, das ich mir selbst gegeben habe, und wünsche nichts, als was ihn beglücken kann. Ueber mein eigenthümliches Wesen an mir irre werden, das kann er, dünkt mich, jezt nicht mehr, und ist er über meine Gefühle und Plane ungewiß, haben dieselben Werth für ihn, nun so darf ein Mann sich, ohne seiner Ehre etwas zu vergeben, annähernde Schritte erlauben, die ihm bald Gewißheit geben werden, indessen die Frau, wenn sie liebt, ohne der Gegenliebe versichert zu seyn, sich keine verrathende Miene, kein leises Wort der Theilnahme verstatten darf. Er müßte aus eigenem Antrieb das Innere meines Herzens, das ich ihm sorgfältig zu verschließen gezwungen bin, zu durchschauen suchen, und das würde er auch dann nicht thun, wenn er frei wäre, weil er die vorgefaßte Meinung, ich sey ihm abgeneigt, in sich trägt und sein Stolz ihm nimmer erlauben würde, sich zum zweiten Mal einer Kränkung auszusetzen. Wenn er wüßte, welch ein schmerzlich bewegtes Herz sich unter meiner kalten, gemessenen Ruhe verbirgt, wie ich an jedem Wort aus seinem Munde, an jedem Blick seines Auges hänge, vielleicht .... Doch nein, was ich zuweilen in seinen Zügen schimmern sehe, was mir in dem Laut seiner Stimme entgegen hallt, ist nicht Liebe, es ist Mitleiden mit der einst Geliebten, mit der Freundin seiner Jugend, und ihn fesseln geheime, mir unerklärliche Bande an Frau von Chantilly.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eines vergessen.

Du bist von Kopf zu Fuße
Ein auserles'nes Weib,
Es schuf aus Einem Guße
Der Liebreiz deinen Leib;

Und aus der holden Hülle
Spricht leuchtend, Bliz auf Bliz,
Des Geistes Muth und Fülle,
Verstand und Mutterwiz.

O Alles, was entzücket,
Was Herzen trifft und rührt,
Was jeden Sinn berücket
Und süße Flamme schürt,

Es ist dir zugemessen,
Du auserles'nes Weib!
Nur Eines ist vergessen,
Es ist das Herz im Leib.

Fr. Th. Vischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Portugal, September.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Es ist kein Wunder, wenn man in diesen Ländern in der Menschenquälerei eine so furchtbare Virtuosität erreicht hat. Höchstens von der religiösen Schwärmerei des Orients kann diese Selbstpeinigung übertroffen werden. Die sonderbarsten Gebräuche sind, dieser Richtung gemäß, in den Mönchsorden üblich geworden, die es sich zum Geschäft machten, einander an Strenge zu überbieten. Der dabei erstrebte Lorbeer war die Bewunderung und Verehrung des Volks. Diese Nebendinge, auf die man gut pharisäisch einen so großen Werth legte, wurden über die Regeln der Orden, die Gelübde selbst gestellt, wie denn bei dem Vorwalten der Sinnlichkeit die Aeußerlichkeit, die Schaale, die Form immer Hauptsache werden muß.

Sehr interessant ist ein in Deutschland nicht bekanntgewordenes Gedicht: Dona Branca. Es schimmert darin die Morgenröthe einer bessern Zukunft. Die Urtheile und Ansichten, die sich in diesem Werke und seinen Anmerkungen kund geben, verdienen wohl, bekannter zu seyn. So z. B. bemerkt der Herausgeber über die Wunder der Tradition: die Kirche stelle sie fest, doch seyen gewiß die wenigsten geschehen, und dies gebe den Feinden der Religion (den Kezern) manchen Anlaß zu Anschuldigungen, die nicht ganz unbegründet seyen. Ferner über Ossian: die Gedichte Macphersons haben in Portugal ungeheures Glück gemacht und, wie Alles Neue, Nachahmer oder wenigstens Liebhaber gefunden; er meine, diese druidischen Phantasmagorien mögen in den Gebirgen Hochschottlands schön und erhaben seyn, passen aber keineswegs für ein Land, wie das seine. Wir sehen daraus, daß Deutschland keineswegs das einzige Land ist, das fremde Werke bewundert und, sie oft überschäzend, in sich aufnimmt. Bekanntlich hat Kozebue, wie Wieland, in Portugal viel Glück gemacht, und gegen die Portugiesen sind wir bisher viel ungerechter, als sie gegen uns. Von ihrer neuern Literatur kennen wir sehr wenig. Freilich wäre zu wünschen, daß sie von uns gerade Anderes kennten, als jene Schriftsteller; aber es geht ihnen wie den Italienern, die auch Geßners Idyllen, die ihnen in jeder Beziehung näher liegen, unsern tiefern Werken vorziehen, die sie weniger verstehen. — Das Studium der alten Sprachen ist hier so wenig im Verfall, wie in Spanien, und zwar aus den nämlichen Gründen. Namentlich ist das Lateinische, das man sehr leicht als die Wurzelsprache erlernt, überall im Gebrauche und als gelehrte Sprache allgemein geschäzt. Der Hauptmangel der Portugiesen ist ihre völlige Unbekanntschaft mit Allem, was in den übrigen Ländern seit Jahrhunderten für die freiere Entwickelung des menschlichen Geistes geschehen ist und die neuere Zeit hervorgerufen hat. Der dadurch erzeugte Geist der Freiheit ist für die Regierung gefährlich, und es geschieht Alles, um ihn nicht zu wecken, oder, wo er erwacht ist, durch Blut und Schrecken zu vertilgen.

Ich habe in Portugal mehrere Dilettanten im Arabischen kennen gelernt, die sehr bedeutende Kenntnisse in dieser Sprache besaßen; in der frühern Zeit war die Sprache auch diplomatisch wichtig. Philologische und antiquarische Werke über arabische Denkmäler u. dgl. sind nicht selten. Die Akademie hegt und pflegt diese Richtung der gelehrten Forschungen, die auf das Leben weiter keinen Einfluß haben. Sie besorgt jezt eine Geschichte von Afrika, die für den Geschichtsforscher insofern der Aufmerksamkeit werth seyn wird, als sie Quellen öffnet, die den übrigen Völkern unzugänglich seyn dürften. Aus guten Gründen herrscht in der Theologie noch immer die alte krasse Ansicht, und die schriftstellerische Thätigkeit beschränkt sich auf ascetische Schriften, während die alten Dogmatiken u. s. w. wieder abgedruckt werden und freiere Forschungen verpönt sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 279.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 22. November 1831.

Ein seltsam neues Schreckniß glaub' ich ahnend
Vor mir zu sehn und stehe wundernd, wie
Das Irrsal sich entwirren soll und lösen.

Schiller.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt, mit der ich mich den langen Tag hindurch bemeistere, daß auch nicht eine Spur dessen sichtbar wird, was mich als einziges Interesse beschäftigt, macht mir am Abend eine einsame Stunde nöthig, in welcher ich mit mir selbst Abrechnung halte. Dieses Bedürfniß ward gestern lebhafter in mir, als gewöhnlich, da ich einen Theil des schönen Abends im Gesellschaftssaale hatte zubringen müssen, wo Wartensee sein Möglichstes that, mich angenehm zu unterhalten, während die Tante am Spieltische saß. Blandheim und Frau von Chantilly fehlten gegen ihre Gewohnheit; leicht möglich, daß die Voraussetzungen, die diese Abwesenheit in mir hervorrief, meine Sehnsucht nach Einsamkeit nur dringender machten. Jetzt entfernte sich einer der Mitspieler der Tante, der Graf mußte seine Stelle einnehmen, und sicher vor Begleitung, stahl ich mich zum Zimmer hinaus, machte einen kleinen Spaziergang und wollte, da es noch heller Tag war, die Kapelle besuchen, als ich von einer Frau aufgehalten wurde, die seit vielen Wochen mit ihrem kranken Kinde in Baden lebt, wo sie ohne Beihülfe barmherziger Menschen nicht hätte bleiben können. Ich hatte dabei gethan, was mir möglich war und unter andern in meinen freien Stunden für das arme Kind einige Kleidungsstücke gefertigt. Jetzt hatte sie Hoffnung zu gänzlicher Wiederherstellung; das Mädchen, das früher nicht mehr stehen konnte, lief neben ihr her; weinend vor Dankbarkeit, zeigte sie es mir, wies auf seine ordentliche Kleidung, und mit einer Tiefe des Gefühls, die ich selten bei dieser Klasse von Menschen gefunden habe, erzählte sie mir, wie der Vater, wie die Geschwister sich über das genesene Kind freuen würden. Ich mußte ihr überfließendes Herz gewähren lassen, und als ich mich endlich von ihr trennte, war der Abend schon ziemlich vorgerückt. Ich nahm mir vor, gleich nach Hause zu gehen, aber mein Weg führte mich an der äußern Thüre des Kirchleins vorüber, und ein unüberwindliches Verlangen zog mich hinein. Einige schwere Gewitterwolken hatten schnell den Himmel verdunkelt, es herrschte tiefe Dämmerung um mich, ich mochte mich nicht an meinen gewöhnlichen Platz wagen, sondern blieb nahe an der Thüre, wo die Emporkirche einen dichten Schatten auf die Stühle warf. Wie es mir an diesem Orte immer geht, ich verlor mich in Gedanken und Gefühlen und vergaß, daß ich mich erst noch vor irgend etwas gefürchtet hatte. Da tönte von der Emporkirche herab ein vernehmliches „Hm" wie ein fragendes Zeichen, dem sogleich ein anderes, hinter dem Altare hervorkommendes Husten antwortete. Ich gestehe aufrichtig, ich glaubte, es möchte vielleicht ein Liebesverständniß im Spiele seyn, und hätte mich, um Niemanden im Wege zu stehen, gerne hinweg begeben, wenn ich nicht fürchten mußte, eben durch das Geräusch, das ich nicht vermeiden konnte, zu erschrecken. Kaum aber hatte ich Zeit gehabt, diese Betrachtungen

anzustellen, als eine lange, dunkle Gestalt leise durch den Gang gegen den Altar hinschritt; ich hatte sie nicht die Treppe herabkommen sehen, mir war, als sey sie aus dem Boden heraufgestiegen, und mein Auge strebte unwillkührlich, die Finsterniß zu durchdringen, um etwas zu sehen, das mir doch Schauer erregte. Jezt rasselten Schlüssel, eine Pforte wurde geöffnet. „Die Zeit ist da,“ sagte eine weibliche Stimme. Nun wurde auf einen Augenblick wieder alles stille; dann that sich die Kirchthüre auf, durch welche ich gewöhnlich hineingehe und die dicht an das Küsterhäuschen stößt. Es traten zwei Personen ein, man schloß vorsichtig die Pforte wieder und ein männliches Husten hallte von den Eingetretenen gegen den Altar hin, wo aufs Neue geantwortet wurde. Langsam schritten die beiden Gestalten nach vorne; jezt warf das kleine Flämmchen des Lichtes einen matten Schimmer auf die Wandelnden; es war, das sah ich deutlich, ein Mann und ein tief verschleiertes Frauenzimmer, die beide in ihren Umrissen eine Aehnlichkeit mit nahen Bekannten von mir hatten, die mir in diesem Augenblick die Seele durchschnitt. Die weibliche Figur schwankte und ein leises Schluchzen drang bis zu mir hin; ihr Begleiter suchte sie zu beruhigen, doch konnte ich nichts verstehen, und sie stand, wie um Athem zu schöpfen, eine halbe Minute vor dem Altare still und lehnte den Kopf an die Schulter des Mannes. Nun trat eine dritte Person hinter dem Altare hervor und sagte leise: „es ist Alles sicher,“ worauf die zwei räthselhaften Wesen in der Dunkelheit des Chors verschwanden. Der Schrei einer weiblichen Stimme drang noch durch die lautlose Stille, hierauf wurde eine Thüre zugeschlossen und ich, die bis jezt vor Erstaunen und Bangigkeit auf meinem Stuhle wie festgebannt gesessen hatte, bekam auf einmal Flügel an die Füße und eilte mit einer solchen Schnelligkeit nach unserer Wohnung, daß ich athemlos anlangte und der Tante einen nicht geringen Schreck verursachte. Daß ich nicht viel schlief, daß in meinem verstörten Kopfe ein Gedanke den andern verdrängte, das wirst Du wohl glauben.

Heute Morgen bin ich in der Kapelle gewesen und habe mich näher umgesehen. Zur Rechten des Altars ist eine Thüre, welche in die Sakristei führt und offen stand; im Hintergrunde aber befindet sich eine zweite Thüre, wahrscheinlich diejenige, die in der verflossenen Nacht geöffnet und geschlossen wurde, und hinter welcher unzweifelhaft ein Geheimniß steckt. Ich drückte an der Klinke, doch wich, wie ich es vermuthet hatte, das Schloß meiner Anstrengung nicht, und kein Geräusch verrieth, daß das verborgene Gemach bewohnt sey. Als ich aber hinter dem Altare hervortrat, stand die Tochter des Küsters vor mir, und ihre Leichenblässe, das Zittern, das sie bei meinem unvermutheten Anblick befiel, sagten mir, daß sie eine Eingeweihte sey. Wird wohl das Räthsel sich mir lösen und auf welche Weise?

*

Vor einigen Tagen bekamen mehrere Personen aus unserm engeren Kreise Lust zu einer Wasserfahrt. Man beschloß, in Kähnen auf der Limmat hinunter zu fahren, bis da, wo sich diese mit der Aar und der Reuß vereinigt, und bei einem auf jenem Punkte gelegenen Dorfe auszusteigen, wo unsere Wagen uns zu erwarten hatten, in welchen wir nach den Bädern von Schinznach fahren, dort zu Mittag speisen und am Abend hieher zurückkehren sollten. Karoline, ich fühle wohl die mancherlei Ursachen, die mich hätten bewegen müssen, an dieser Parthie keinen Theil zu nehmen; aber wie ist doch unser Herz oft so widerstrebend, wenn es darauf ankömmt, die Eingebungen der Vernunft zu befolgen, und wie sehnt es sich so häufig nach Dingen, die ihm nur neue und schmerzhaftere Wunden schlagen können. Wie sehr auch mein Kopf überzeugt war, daß es besser wäre, wenn ich das Zusammenseyn mit Blandheim vermiede und Wartensee keine fernere Gelegenheit gäbe, mich mit Aufmerksamkeiten zu verfolgen, so trieb mich ein heimliches Verlangen, in Blandheims Nähe zu seyn und die Art des Benehmens zwischen ihm und Frau von Chantilly weiter zu beobachten, zur Annahme des gefährlichen Wagestücks. Was konnte ich auch im Grunde noch mehr verlieren? War es nicht vielleicht im Gegentheil heilsam, wenn ich immer deutlicher eine Wirklichkeit ausmalte, die ich zu ertragen ja doch bestimmt war?

An dem heitersten Frühmorgen stießen wir, in drei Schiffen vertheilt, vom Ufer. Unser aller Blick wandte sich bald auf das herrliche Thal, das sich vor unsern Augen öffnete, wo die Reize der Natur sich mit dem Interesse vereinen, den ein wahrhaft klassischer Boden erregt. Die Kirche von Rhein schaute von ihrem anmuthigen Standpunkte freundlich zu uns herunter, ferner zeigte sich die kleine Häusergruppe von Brugg, in unserem Rücken wurden der Thurm von Windisch und die Klostermauern von Königsfelden sichtbar, welche die Trümmer einer großen Vergangenheit bedecken; wir sahen an der stärkern, mit einem Male uns umgebenden Wassermasse, daß wir bereits in dem vereinten Strom schifften, der von hier seine Wellen dem Rheine zuführt, und plötzlich landeten wir zwischen freundlichen Hütten an einem angenehm beschatteten grünen Grund, und fanden unsere Wagen vor dem Wirthshause unserer wartend.

Beim Aussteigen hatte mir Blandheim die Hand gereicht; ich dachte mit Vergnügen, er werde mich nun bis zu unserm Wagen begleiten; da schritt der Graf auf mich zu und bot mir mit einer Miene, als ob er allein das Recht dazu gehabt hätte, die Hand. Ich hatte mich, diesen

Fall voraussehend, weislich eingerichtet und mit einer Augsburgerin, die seit einigen Tagen in unserm Gasthofe wohnt und sich mir in kurzer Zeit als eine Frau von Welt und angenehmem Umgang bewährt hat, die Verabredung getroffen, in einem ziemlich artigen offenen Miethwagen zusammen zu fahren. Diese Uebereinkunft that ich mit wenigen kurzen, aber höflichen Worten dem Grafen kund, faßte meine Gefährtin unter dem Arm und fühlte mich erleichtert, als ich, allen weitern Belästigungen enthoben, an ihrer Seite saß; aber ach! Blandheim war von meiner Weigerung und Wartensees schlecht verhehltem Aerger nicht Zeuge gewesen; denn so wie der Leztere auf mich zukam, hatte er mich verlassen und sich mit Frau von Chantilly, Adelen und einer jungen Schweizerin gemeinsam in einen Wagen gesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Auf solche Weise hatte sich die neuere Dichtkunst eine Geringschätzung zugezogen, die sich zu einem allgemeinen Abfall von derselben steigerte, ja in eine Idiosynkrasie ausartete, welche so weit ging, daß schon der Anblick rhythmisch-abgebrochener Zeilen Mißstimmung erregte, und dergestaltig bedruckte Blätter in Almanachen und Journalen rasch überschlagen wurden. Die Folge dieses Abfalls von aller Dichtkunst konnte nicht ausbleiben; sie ist bereits eingetreten, und alle andern Künste leiden darunter. Denn wie keine Kunst ohne ein musikalisches, so auch keine ohne ein poetisches Element. Ist das Publikum also, so wie heute, aller Poesie entwöhnt, ja ihr gehässig, so wird es, bei Betrachtung eines Kunstgebildes, das Poetische in demselben, die dichterische Uridee, weder vermissen, noch entdecken, und so jene eigentliche Anschauung ihm mangeln, wodurch das Werk erst als eigentliches Kunstwerk zugleich verstanden und zugleich empfunden wird. Ein flach und leichtfertig erfundenes, ein unerwogen angeordnetes Gemälde, wenn es nur durch Täuschung und Farbenglanz reizt, oder durch irgend eine Einzelnheit einen schlagenden Effekt macht, lockt die Menge an, während ein tiefgedachtes und kunstsinnig geordnetes, das jene falschen Reizungen verschmäht, auch unbeachtet bleibt. Ein Gleiches begegnet der Skulptur, der dramatischen Tanzkunst, ja selbst der Musik. Wo erst nicht mehr das Ganze, nicht die zeugende Idee, nicht die Poesie eines Kunstwerks erschaut, und nur das Einzelne und Künstliche stückweise beachtet und bewundert wird, da tritt, nach dem Manierirten, das Hypergeniale, dann das Ungehörige, Gesuchte, Barrocke, Abstruse, und endlich das durchaus Unschöne und Widernatürliche ein, wodurch zulezt aller Kunstsinn verloren geht, während man mit der Scheidemünze abgegriffener Kunstausdrücke den Kleinhandel der Aesthetik um so eifriger forttreibt, und um so frostiger.

Die ausschließliche, die stumme Beschäftigung mit Musik-Machen und Musik-Hören, und die bequeme Verbannung der viel zu sehr anstrengenden Dichtkunst aus hohen und minder hohen Kreisen der Gesellschaft, müssen den reinen und gediegenen Geschmack nicht nur in jeder andern Kunst, sondern endlich selbst in der Musik ertödten. Wer diese Folgerung läugnet, vergißt nur, daß nicht alle Welt alle ihre Zeit sich ausschließlich mit Musik vertreibt, sondern Verständniß und Urtheil bei andern Beschäftigungen übt. Denkt man sich aber einen geselligen Kreis, der nach dem Müßiggange, oder nach den prosaischen Geschäften des Werkeltages in keiner Weise mit Wissen, Kunst und Poesie in Berührung käme und nur Musikmachen hörte, hörte und wieder hörte, so müßte ein solcher Kreis nothwendig alles höhern Verständnisses, jedes tiefern Sinns unfähig, ja endlich völlig gedankenlos werden. Solch einen Gesellschaftskreis gibt es nun freilich nicht, desto häufiger aber findet man solche, die sich diesem Prototype mehr oder weniger nähern, und mehr hat man nicht, aber auch nicht weniger hiemit sagen wollen.

So stand es — versteht sich mit Ausnahme jener Einzelnen, die in einer Centralstadt so großen geistigen Verkehrs sich stets über die Menge erheben und eine bessere Zukunft repräsentiren und bereiten — so stand es im Allgemeinen mit unserer Kunstliebe und unserm Kunstverständniß, als, wie gesagt, vor etwa zehn Monaten die gewaltigen politischen Ereignisse hereinbrachen, sich aller Gemüther bemächtigten und jedes andere Interesse tief in den Hintergrund drängten. Namentlich in der eben noch so regen, so überall verbreiteten Theilnahme an Kunst entstand urplötzlich ein erschütterndes Anhalten. Wie fühlbar aber auch dieses eingetretene Hinderniß besonders für den Wagen des Thespis war, so kann es doch gerade für diesen ein rettendes Ereigniß werden. Denn da sein Gespann auf abschüssigem Wege mit ihm durchging, das Fuhrwerk über Stock und Stein hinabrasselte und Gefahr lief, in das Bodenlose der Unkunst zu stürzen, so dürfte ein geschickter Wagenlenker dieses Anhalten benutzen, einen andern Weg einschlagen, und so der Bühne, und von ihr aus dem gesammten Kunstgeschmack eine wahre und höchst nothwendige Wohlthat erzeigen.

Von dem königsstädtischen Theater kann die Reinigung des Bühnengeschmacks nicht ausgehen. Denn, obgleich es anerkannt ist, daß sich das Publikum dort freier und heimischer fühlt, als in den Sälen der Hofbühnen, wo es jeden Augenblick durch ein anderes Polizeigesetz erinnert wird, daß es sich negativ, ja regungslos zu betragen hat; obgleich die königsstädtischen Schauspieler nur Schauspieler, d. h. nicht Staats-, nur Kunstdiener sind, und obgleich sie demzufolge, durch ein reges und kollegialisches Zusammenwirken, dem entfesselten Auditorium ihre erfreuliche Lebendigkeit mittheilen: so bleibt das königsstädtische Theater, troz dem, ein beschränktes Privatunternehmen, das nur dann bestehen kann, wenn es der herrschenden Mode huldigt, keineswegs aber die Mittel besizt, um, mit anfänglicher Aufopferung, den öffentlichen Kunstsinn zu leiten und zu veredeln. Es ist also die königliche Bühne, die sich diese eben so ehrenvolle als wichtige Aufgabe zu stellen hat. Ohne diese Aufgabe würde sie gar keinen Werth haben und zu einem platten, abstumpfenden und also schädlichen Zeitvertreib ausarten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kinderspiel.

Die Kinder bauen sich im Spiel
Gar gern ein Hüttlein, dunkel, kühl,
Aus wenig Brettern, eng und klein,
Und kriechen mit Freuden in's Hüttlein hinein.

Das dunkle Haus, das enge Thor
Kommt ihnen lieb und wohnlich vor;
Sie ducken sich, legen sich, schmiegen sich fest,
Und ist ein wahres Hüttenfest.

Man weiß wohl, und es ist bekannt
Seit alter Zeit in allem Land,
Daß aus der Kinder und Narren Mund
Sich gern die Wahrheit gebe kund.

Kennst du es wohl, das Hüttlein klein,
Du Menschenkind mit deiner Pein?
Man geht hinein, und nicht heraus;
Das enge Haus, das beste Haus?

Fr. Th. Vischer.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Portugal, September.

(Fortsetzung.)

Religiöser Charakter des Volks.

Für einen Fremden, vorzüglich einen Protestanten, der das katholische Leben weniger zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, gibt es viel Neues. Die ungeheure Menge Festtage und das große Gepränge bei den sie verherrlichenden Prozessionen, die unbegreifliche, aber ehrwürdige und einen tiefen Eindruck machende Devotion des Volkes, und alle die tausend Dinge, die in jedem Augenblick uns daran mahnen, daß wir uns in einem der katholischsten Länder befinden, geben dem Ganzen eine eigenthümliche, wunderbare Färbung. Wohin das Auge blickt, religiöse Bilder. So unzählig die Mahnungen an ein höheres Leben, die Erinnerungen an das, was uns der Erlöser ist, so vielfach die Mittel sind, den Menschen in einer höhern Stimmung, in einer lebendigeren Verbindung mit der höhern Welt zu erhalten: so sehr bleibt das Volk bei den sinnlichen Eindrücken, die, ohne auf Gemüth und Willen zu wirken, ein todtes Werk schaffen. Geht eine Prozession vor Orten der Lust vorüber, so unterbricht sie das Drama, das Kartenspiel, Tanz, Musik u. dgl. nur auf einen Augenblick. Kaum ist sie vorüber, so sezt man Alles fort. Unmöglich kann hiebei der Gedanke dem entsprechen, was er äußerlich bewirkt. In Gedanken wird man fortspielen, singen und tanzen, während man durch Knieen, Kreuzen u. s. w. eine höhere religiöse Stimmung darstellt und heuchelt. Besonders häufig sind diese Prozessionen in der Fastenzeit, wo man sie wenigstens alle Freitage sieht. Gemälde von irgend einem Heiligen, die eben keine Kunstwerke sind, pflegt man umherzutragen. Diesen folgen vermummte Büßer mit bloßen Füßen; Priester, Mönche und Männer in rothen oder violetten Mänteln tragen große Wachskerzen; außerdem folgen Kinder, die man mit wenig Geschmack zu Engeln umgekleidet hat, und voraus wallen Fahnen mit allerlei christlichen Emblemen. Die Büßer schleppen wohl auch Ketten hinter sich und bringen eine eigenthümliche Musik in die schweigende Scene. Dies geschieht mit um so größerem Eifer, da Manche ein Gewerbe aus dem Büßen machen, und neben ihren Sünden noch die irgend eines reichen Mannes auf sich nehmen, der sich das Unangenehme der öffentlichen Buße durch die leichtere und ehrenvollere Geldbuße erspart. So schwer die Sünden seyn mögen, das Geld der r e i c h e n, wofür die a r m e n Sünder büßen, hilft leztern die Last der vertretenen Sünden erleichtern. Der Mittelpunkt ist natürlich die Hostie, auf die gewöhnliche Art getragen. Militär, Kavallerie wie Infanterie, schließt sich zur Bedeckung und um das Schauspiel zu heben an. Alles geht mit entblößtem Haupt; hinterher stürmt der Pöbel, namentlich häßliche Negerinnen, die einen geistlichen lateinischen Gesang, wie sich erwarten läßt, mit wenig Virtuosität, ableiern. — Es klingt lächerlich, daß St. Antonio, der Schutzheilige Lissabons, militärische Würden begleitet, wie Ignaz Loyola; er ist sogar wieder degradirt worden. Aber gibt es denn nicht Sultane und rois fainéans genug, die, wie diese Heilige, nur in ihrem Namen für sich arbeiten, Siege erfechten, Länder erobern l a s s e n? Troz seiner militärischen Degradation steht St. Antonio de Lisboa in hohem Ansehen. An dem ihm geweihten Fest am 13. Juni ist Vormittags große Messe und Nachmittags eine feierliche Prozession, an welcher jedoch die königliche Familie und der höhere Adel keinen Theil nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 23. November 1831.

Gut seyn, und stark, und es daure, was du wirkest!
„Daure?" — Daure! Da liegt's!

Klopstock.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Unser neuer Generalintendant, der Herr Graf von Redern, erkennt zweifelsohne die hohe Bedeutung seines Amtes, ist ohne Zweifel durchdrungen von der Wichtigkeit seiner Ernennung, die ihn an die Spitze der größten öffentlichen und am meisten einwirkenden Kunstanstalt des Landes gestellt hat. Gleich sein erstes Auftreten zeugt für diese Behauptung. Seinem Vorsatze gemäß, sollte so mancher hemmende Knoten gelöst, Weitschichtiges vereinfacht, Ungehöriges ausgemerzt und Zeitverzsplitterung und Schlendergang verpönt werden; alle Gattungen der Bühne sollten sich gleicher Gunst und Fürsorge, Komponisten, Dichter und ausübende Künstler sich jener ehrenvollen Rücksicht, jenes zarten Vertrauens erfreuen, die zugleich der höchste Lohn und der unerläßliche Sporn ihrer Anstrengung sind. Auf diese Weise sollte eine feurige, werkthätige Kunstliebe, ein veredelter Sinn zuerst auf der Bühne heimisch werden, sich von da aus dem Publikum mittheilen, und endlich in gegenseitiger Wechselwirkung walten und Theil nehmen an dem großen Geschäft der öffentlichen Volksbildung.

Daß unser neuer Intendant — trotz des Jugendfeuers, mit welchem er zuerst auftrat — sein so schönes Vornehmen bis jetzt noch nicht durchgeführt hat, darüber dürfte nur ein Theoretiker klagen; einen praktisch erfahrenen Mann aber kann es nicht wundern; denn ein solcher weiß nur zu gut, daß es überall — in den höchsten, wie in den niedrigsten Sphären, im Leben des Staats, wie im Leben des Einzelnen — daß es überall weit leichter wäre, das Neue und Bessere aufzubauen, wenn man nur nicht nöthig hätte, zuvor das Alte einzureißen. —

Längst zuvor, ehe der Herr Graf von Redern die Leitung der Bühne übernahm, zirkulirte in der Stadt folgendes Epigramm:

> Die Bühne zerfällt in unsern Tagen;
> Ein Nagler fehlt, sie zusammenzuschlagen;

und es sollte dieses Wortspiel ein hindeutender Fingerzeig seyn auf die rasch gelungene, herkulische Reinigungsarbeit eines unserer würdigsten Staatsbeamten. Aber man vergaß, daß der schwerste Postwagen sich leichter fährt, als der leichte Wagen des Thespis, der ja fortwährend den steilen Musenberg hinauf muß, auf stete Hindernisse stößt, und nicht immer den nächsten Weg nehmen kann, da er Hof, Stadt und Vorstädte zu passiren hat, von denen der Eine hier, der Andere dort hin will. — Genug, daß unser neuer Generalintendant das Gute wollte, es feurig wollte. — Haben auch die Hindernisse, die der Verwirklichung seiner Idee entgegentraten, ihn für den Moment erkältet, so daß er auf Erreichung seiner Reform vielleicht verzichtet und, in mißmuthiger Resignation, den altgewohnten Weg mit fort-

geht; so wird er doch gewiß wieder jene richtige Mitte finden, auf der man einsieht, daß, obgleich das Ideal ein Unerreichbares bleibt, doch nach seiner möglichsten Annäherung unablässlich gestrebt werden soll — gestrebt durch unerbittliche Strenge gegen Pflichtverletzung, durch Liebe, wo mehr als Schuldigkeit verlangt wird, und durch die reine Wahrheit da, wo sie, mit ehrerbietigem Freimuth vorgetragen, noch nie überhört ward.

Unterdessen zeigt die wichtigste Einrichtung, die unser neuer Intendant bisher getroffen hat, daß er die Grenzen seines Wirkungskreises kennt, wohl wissend, daß einem Chef die Vollziehung von hundert und hundert Einzelnheiten nicht obliegt, wiewohl alle ihre Fäden in seiner Hand bleiben müssen, um das Ganze nach einem vorgesteckten Ziele zu leiten. Dieser Maxime zufolge wurde die wichtigste, die entscheidendste Angelegenheit der Bühne: die Beurtheilung der eingesandten Manuscripte, einem eigens dazu erwählten Komité übertragen. Verwirft dasselbe ein Stück, so bleibt dieses Urtheil ein definitives; nicht so, wenn es ein Drama für geeignet zur Darstellung erklärt, wo diese sodann dem weitern Ermessen des Generalintendanten vorbehalten bleibt. — Das Neue wird nie dem Tadel entgehen, und so hat ihn denn auch diese Einrichtung vielfach erfahren. Daß sie noch mancher Verbesserung fähig ist, ja sie vielleicht nöthig bedarf, ist zwar nicht zu läugnen; diejenigen aber, die sie gänzlich verwerfen, ermangeln entweder der nöthigen Sachkenntniß, oder sie sind von einem persönlichen Interesse befangen. Späterhin, wann die Wirksamkeit des bestehenden Komités sich mehr gezeigt haben wird, soll auf diese für die Bühne höchst folgenreiche Einrichtung wieder zurückgekommen werden. Für jezt genügt das tröstende Faktum, daß, nachdem Jahrelang so ausschließlich für Nebendinge gesorgt wurde, nun endlich einmal die vergessene Hauptsache zur Sprache kommt, und auch für diese etwas gethan wird. Dadurch, daß drei Regisseurs (von denen zwei Schauspieler sind), zwei namhafte Kritiker, ein kunstverständiger Liebhaber der Bühne und ein bewährter dramatischer Dichter über die Annahme der darzustellenden Werke entscheiden, ist ein Schritt gethan, um das Wesentliche der Kunst wieder ins Auge zu fassen, dem Künstler seinen w a h r e n, seinen i h m g e b ü h r e n d e n Ehrenrang wieder einzuräumen, und dem Abfall des Publikums von dem zierrathlosen Drama, ja von aller Poesie, kräftig entgegen zu arbeiten. Wie sehr dieses allen andern Künsten Noth thut, ist bereits gesagt worden. Was eine freigegebene und anständige Kritik hiezu vermag, soll mit nächstem beigebracht werden.

(Schluß des achten Artikels.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Der kurze Aufenthalt in Schinznach, dessen Gebäude am Fuße des Hügels gelegen sind, von welchem die ehrwürdigen Ruinen der Habsburg herunter schauen, ging ohne Störung und für die meisten Anwesenden sehr vergnügt dahin. Auch ich hatte manchen Genuß, als wir das liebliche Wäldchen durchstreiften, dessen dichte Schatten zum Hauptspaziergange der Kurgäste dienen und von einer Menge Sangvögeln belebt sind; auch ich freute mich unserer herrlichen Erde, als wir den Wülpelsberg bestiegen und von dort das weite Aarthal überschauten, das eine solche Menge lieblicher Punkte darbietet und sich in weiter Ferne erst durch die Gebirge des Schwarzwaldes zu schließen scheint; denn in keinem Moment meines Lebens wird der Anblick einer schönen Natur seinen wohlthätigen Einfluß auf mein Herz verfehlen. Aber der Schleier einer innigen Wehmuth umhüllte mir alle Gegenstände, und ich wünschte mich weg von dem lauten Tone der Lust, um an den Ufern des heimathlichen Neckars in stiller Einsamkeit die Täuschungen meines armen Herzens zu vergessen. Der Graf schien durch die Art, wie ich mich ihm entzogen hatte, etwas beleidigt und wollte mich dieß durch Entfernung und Kälte fühlen lassen; als er aber sah, daß sein Benehmen nicht den mindesten Eindruck machte, fing er an, den schmerzlich betrübten Liebhaber zu spielen und sich das Ansehen zu geben, als nehme er an keiner der Zerstreuungen Antheil, die sich ihm darboten. Glaubst Du wohl, Karoline, daß ich, obschon ich bestimmt weiß, daß in diesem flüchtigen, in seinen Gefühlen wie in den leichteren Lebensverhältnissen, jedem Modewechsel unterworfenen Herzen kein tiefer Schmerz Wurzel fassen kann, dennoch ein herzliches Mitleid für ihn empfand? So erstreckt sich oft die Stimmung des eigenen Gemüthes und sein inneres Weh auf diejenigen, mit denen wir in Berührung stehen, und wir bleiben, wie gut auch unsere übrigen Eigenschaften seyn mögen, dennoch einem geheimen Einwirken der Selbstsucht unterworfen.

Blandheim war sichtlich überrascht, da er mich in ganz anderer Gesellschaft aus dem Wagen steigen sah, als er vermuthet hatte, und mir schien es, als mache er mehrere Versuche, sich mir im Laufe des Tages zu nähern; ich vermied ihn aber, weil ich mich meiner Schwäche bewußt war und jede neue Bewegung scheute. Adelen, die sich mit verstärkter Liebe mir zuwandte, an der Hand, die Deutsche an meiner andern Seite, konnte ich dem Geliebten wie dem Ungeliebten hinlänglich ausweichen, und ich fühlte, daß dadurch ein Theil meiner Ruhe wiederkehrte.

Es war spät, als wir von Schinznach abfuhren; ein Besuch, den wir in den düstern Mauern von Königsfelden und bei seinen unglücklichen Bewohnern machten,

nahm vollends den Rest des Tages hin und die Dämmerung wandelte sich in Finsterniß, ehe wir die Brücke der Reuß passirt hatten. Die Nacht war mondlos, der Himmel hatte sich überdieß mit dunkeln Wolken umhüllt, beinahe konnte man die Straße nicht mehr unterscheiden, die sich fast ununterbrochen an einer Anhöhe hinzieht und an der andern Seite oft an einem steilen Abhang liegt, an dessen Fuße sich die Limmat windet. In dem Wagen vor uns fuhr Wartensee mit zwei Damen; seine raschen Pferde hatten schon mehrmals unvorgesehene Sprünge und Wendungen gemacht, die unsere ehrlichen Schweizerthiere in gewaltige Verlegenheit und Aufregung versezten. Jezt gelangten wir an eine kleine Brücke, die über einen hinunterstürzenden Waldbach gebaut ist und jenseits welcher die Straße ziemlich steil aufwärts geht. Ob Wartensees Pferde scheuten, weiß ich nicht, aber plötzlich gingen sie rückwärts, die unsrigen kamen dadurch ins Gedränge, besonders weil der Weg auf unserer Seite eben so tief gegen die Brücke sich hinunter neigte, als er jenseits empor stieg, und nach einigen Sekunden vergeblichen Antreibens und Beruhigens begann unser Wagen sich gegen den Abgrund hinzuneigen. Ein allgemeines Jammergeschrei erscholl, mich aber erfaßte nur ein Gedanke: Adele, die sich in Schinznach nicht von mir trennen wollte, hatte, von mir unterstüzt, bei ihrer Mutter die Erlaubniß begehrt, mit mir heimfahren zu dürfen; sie saß auf meinem Schooße und sollte jezt die Gefahr mit mir theilen, zwischen Felsen zerschlagen zu werden oder in dem Fluße zu ertrinken. Meine Begleiterin hatte sich durch einen kühnen Sprung gerettet; ich konnte das nicht, denn ich hielt mit namenloser Angst das Kind umschlungen, das durch meine Schuld mit mir untergehen sollte. Jezt war der gefürchtete Augenblick gekommen; der abgeworfene Kutscher konnte seine Pferde nicht mehr halten, die hintern Räder neigten sich bereits zum Fall. Da drängte sich eine männliche Gestalt zwischen dem Chaos von Menschen, Wagen und Thieren hindurch, und Blandheims liebe Stimme rief in dem Tone der Verzweiflung: „Springen Sie, Lenore, um Gotteswillen, werfen Sie sich in meine Arme!" Ich konnte dem Rufe nicht folgen, aber das Kind zu retten, bot sich mir jezt die heiß erflehte Gelegenheit dar; ich warf es mit aller Anstrengung, welcher ich fähig war, in Blandheims Arme, mit dem Ausrufe: „Retten Sie Adelen!" und schnell verlor ich in dem unaufhaltsam hinunterstürzenden Wagen den Rest meines Bewußtseyns.

Alle diese Ereignisse waren das Werk weniger flüchtiger Augenblicke gewesen, und wer mich auf so schauderhafte Weise verschwinden sah, mußte meinen Tod unvermeidlich glauben. Die Rettung aber, die Menschen nicht bewerkstelligen konnten, ward von einer mächtigern Hand zu Stande gebracht und ich noch einmal dem Leben wiedergeschenkt. Die Gewalt des Falls hatte die Stangen des Wagens zerbrochen und mich dadurch vor der Gefahr gesichert, von dem Gewicht der Pferde und ihren Hufen zermalmt zu werden. Mein Fall war freilich Anfangs heftig, aber bald milderten denselben einige Gesträuche, die hin und wieder an dem Abhange zerstreut waren, und — einige Schritte von der Limmat entfernt, blieben die Trümmer des Wagens an einem Baume hängen.

Blandheim stieg, nachdem er seinem Schreck durch den Ausruf: „Gott, sie ist verloren!" Worte gegeben hatte, mit einer Behendigkeit und einer Eile mir nach, daß meine Gefährtin, die mir später alles erzählte, zu fürchten begann, er möchte ebenfalls hinunter stürzen, entriß mich meiner gefahrvollen Stellung, und mit Hülfe einiger Männer, die langsamer auf Umwegen ihm nachgekommen waren, brachte er mich glücklich zu den jammernden Frauen zurück, die nun den Inhalt ihrer Riechfläschchen erschöpften, um mich Ohnmächtige wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Der erste Laut, den mein Ohr wieder vernahm, war Blandheims Stimme, der meinen Namen mit einer Angst, mit einer Innigkeit flüsterte, die wohl einem wärmern Gefühl angehören muß; meine erste Empfindung waren seine Thränen, welche auf die Hand tropften, die er in der seinigen hielt. Glaubst Du, Karoline, daß mein Erwachen jenem viel schönern zu vergleichen war, das uns einst in den Räumen eines höhern Lichts beseligen wird? — Ja, ich fühle und ich weiß es von dieser Stunde an: Blandheim liebt mich, er liebt mich mit der ganzen Kraft seiner schönen Seele, und diese Ueberzeugung soll mir für den Rest meines Lebens genügen, wenn schon Umstände und Verhältnisse mich auf Erden von ihm scheiden. Sein Entzücken, als ich die Augen aufschlug, seine Freude, als ich mich nur durch eine leichte Quetschung am Arm verlezt fühlte, seine innige Theilnahme bei dem an Wahnsinn grenzenden Dank von Adelens Mutter, bei dem Jubel der Kleinen, seine Sorgfalt bei dem übrigen Theile der Heimfahrt, ließen mir keinen Zweifel mehr über die Art seiner Empfindungen gegen mich, und ich verspreche Dir, Karoline, ich will haushalten mit dem schönen Glücke, das mir gegeben wurde, damit ich ausreiche bis zu jenem Tage ewiger Wiedervereinigung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lenz an Salzmann.

6.

Mein theuerster Freund!

Auf einem Fuß, wie ein reisefertiger Kranich, stehe ich jezt und schreibe Ihnen mit dem andern mein Adieu aufs Papier. Ich glaube zum wenigsten, daß dies mein lezter Brief von Fort Louis seyn wird. Ich gehe jezt

nach Sesenheim hinaus, um den letzten Tag recht vergnügt dort zuzubringen. Recht vergnügt — nicht wahr, Sie lächeln über meine stolze platonische Sprache, mittlerweile mein Herz mit dem Ritter Amadis (oder was weiß ich, wie der Liebhaber der Banise hieß) von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamirt. Was soll ich sagen? Ich schäme mich meiner Empfindungen nicht, wenn sie gleich nicht allezeit mit festem Schritt hinter der Vernunft hergehen. O, und Salzmann bedauert mich! sehen Sie die Schürze von Feigenblättern, die meine gefällige Vernunft mir allezeit vor die Blöße meines Herzens bindet! Ich habe in Sesenheim gepredigt; sollten Sie das glauben? Nach Fort Louis gegangen, das Thor zugefunden, zurückgegangen, den Pfarrer am Nachtessen unruhig gefunden, daß er so viel zu thun habe, mich angeboten, bis 4 Uhr in der Laube gesessen, mich von meinen Fatiguen erholt, eingeschlafen, am Morgen eine Bibel und eine Concordanz zur Hand genommen und um 9 Uhr vor einer zahlreichen Gemeine, vor vier artigen Mädchen, einem Baron und einem Pfarrer gepredigt. Sehen Sie, daß der Liebesgott auch Kandidaten der Theologie macht, daß er bald in Alexanders Harnisch wie eine Maus kriecht, bald in die Soutane eines Pfarrers von Wackefield, wie ein der Gottesgelahrtheit Beflissener. Mein Text war das Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner, und mein Thema die schädlichen Folgen des Hochmuths. Die ganze Predigt war ein Impromptu, das gut genug ausfiel. — Himmel, die Uhr schlägt sechs und ich sollte schon vor einer Stunde in S. seyn! Diesmal sollen Sie mich dort entschuldigen. Ihren Heineccius nehme ich mit, ohne Erlaubniß — ach, mein Freund, dura necessitas läßt mich nicht erst lange fragen, ich greife zu — aber ich gebe auch wieder. Allein was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen Ihren Tom Jones noch nicht zurückschicke? Ich bin Schuld daran, daß ihn mein faules Mädchen noch etwas länger behält; er soll sie für meinen Verlust entschädigen, denn wenn man gute Gesellschaft hat, sagte sie, so kann man nicht viel lesen. Ich kann nicht mehr, theuerster, bester, würdigster Freund! ich bin schon ein Jahr über meine bestimmte Stunde ausgeblieben. Leben Sie recht sehr glücklich; mein Großfürst heirathet eine darmstädtische Prinzessin; leben Sie allezeit gleich heiter und vergnügt; ich möchte gern den Namen des russischen Envoyé an diesem Hofe wissen; erinnern Sie sich meiner zuweilen; der Friede soll auch schon geschlossen seyn; grüßen Sie die Lauthsche Gesellschaft und die Mademoiselles tausendmal; doch was berichte ich Ihnen Neuigkeiten, die bei Ihnen schon in der Hitze werden sauer geworden seyn, und bleiben Sie gewogen

Ihrem verschwindenden Alcibiades
J. M. R. L.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Portugal, September.

(Beschluß.)

Religiöser Charakter des Volks.

Zelte mit Flaggen waren auf dem Markte und in den Hauptstraßen aufgeschlagen. Darunter strahlte das Bild des heiligen Antonio, mit Wachskerzen und Blumen umgeben. Rothe seidene Gardinen mit goldenen Franzen hingen zur Seite des Altars. Da stand das Volk mit entblößtem Haupte, staunte die Pracht an und wurde von einer Tribüne herab von einem Musikchore in seiner Andacht unterstüzt. Die ganze vorige Nacht brannten Lichter um diese Bilder. Man sah Raketen und Schwärmer abbrennen und manch ganzes Feuerwerk. Die Kosten dazu werden durch freiwillige Beiträge, in denen sich die Frömmigkeit sehr gefällt, oder durch Betteln zusammengebracht. Für solche Gaben erhält man ein schlecht gestochenes Bild des Heiligen. Die Ceremonien sind an allen Festtagen ungefähr dieselben. So ist das Fest des heil. Joseph durch nichts anders ausgezeichnet, als daß man an diesem Tage den esposo (Mann und Bräutigam, wie im Spanischen, in interessanter Zweideutigkeit) der Maria in seinem Hospital besucht. Dieß liegt nicht weit von der ihm geweihten Kirche auf einer Anhöhe. Der Lustweg dahin ist sehr anziehend, wie die Freude, das bunteste Gemisch von Menschen hin und her wandeln zu sehen. Von Morgens bis spät in die Nacht kann man dieses Vergnügen genießen. Was Wochen und Monate lang das Haus nicht verlassen, macht sich da auf die Beine, und in Ermangelung derselben auf die Krücken. Ob es für die armen Kranken angenehm seyn mag, sich von einer solchen Menge Fremder besichtigen zu lassen, möchten wir bezweifeln. Indeß ist doch Theilnahme immer ein Trost, noch mehr so manches Geschenk, das wohl mitunter fließt. Denn die Freigebigkeit der Portugiesen beschränkt sich nicht, wie man sie beschuldigt, auf die Kirchen und etwa darauf, daß sie die an den Kirchthüren sitzenden Armen beschenken. Es gibt verschiedene wohlhabende Häuser, die warmes Essen austheilen, das meist auf der Straße gekocht wird. Sonderbar ist eine solche Scene. Man sieht Nothleidende und Gebrechliche aller Art, oft aber auch sehr Rüstige unter ihnen, die sich ohne Arbeit erhalten, ja sogar Reichthümer sammeln und dieselben, wie ihr bequemes Geschäft, ins dritte und vierte Glied vererben. — Natürlich ist die Maria der Hauptgegenstand der Verehrung. Wie in andern Ländern, hat sie hier eine große Anzahl Namen und Kirchen. Sie heißt z. B. Nossa Senhora da piedade, das maravilhas, de guia, da assumpçao, das merces, da incarnaçao, vorzüglich aber, wie in Spanien, da conceiçao, in Bezug auf das wichtige Dogma der unbefleckten Empfängniß, die ein Protestant nur zu läugnen braucht, um verloren zu seyn. Ihrer Feste, Erscheinungen und Besuche sind sehr viele; so z. B. pflegt eine Nossa Senhora de Nazareth, ein kleines, verziertes, hölzernes Bild, sich von ihrer gewöhnlichen Residenz auf einer Bergspitze am Strande des Tajo, 15 portugiesische Meilen von Lissabon, auf die Wanderung zu begeben. Die Fahrt geschieht zu Wasser und zu Lande mit gleichem Pompe. Bei ihrer Heimkehr wird sie vom Könige und den hohen Staatsmännern begleitet. Sie fährt in einem großen königlichen, mit Sechsen bespannten Wagen, troz ihrer Kleinheit; eine glänzende, zahlreiche Prozession folgt ihr bis zum Strande, wo eine königliche Schaluppe sie erwartet und aufnimmt, um sie zu ihrer Residenz zurückzuführen. Der König muß sich, dem Gebrauch nach, an viele solche Prozessionen anschließen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 24. November 1831.

> Statt Glück Verlust, statt Hoffnung nur Verzweiflung. —
> Was zaudert ihr? wohin entfliehn wir doch? —
> Da hilft nicht Flucht, sie folget uns mit Flügeln,
> Und wir sind schwach und halten sie nicht auf.
>
> Shakespeare.

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

1.

Die Cholera.

— — Und so wurde meine Abreise aus der nordischen Hauptstadt endlich auf den lezten August unwiderruflich festgesezt. Meine Freunde, welche mich in B. zurückzuhalten wünschten, gaben vor, als fürchte ich mich, nach zweifach bestandener Influenza, jezt noch der berüchtigten Feindin in die Hände zu fallen, die mit Siebenmeilenstiefeln auf uns anrückte. Aber deßhalb gerade solle ich bleiben, meinten sie: es gebe nirgends größere Aerzte als hier, im Siz und Brennpunkte aller Intelligenz, und selbst unter den Händen der Weisheit methodisch seinen Geist aufzugeben, sey erwünscht und beruhigend. Zugleich sprachen sie mir Muth ein und erzählten, es werde so eben an einer dicken Instruktion gegen dieselbe gedruckt, die auf Alles Rücksicht nehme, selbst auf die Schlüssellöcher, durch die sie einschleichen könnte; einer so kräftigen Beschwörung könne sie nicht widerstehen. Ich pries und glaubte, wie sich versteht; doch sah ich selbst durch ihre Zuversicht ein seltsames Mißbehagen hindurchblicken. Einige Autoritäten und Persönlichkeiten fanden sich durch jenes räthselhafte Ungeheuer gefährlich bloßgestellt. Daß die Aerzte Nichts wissen — dieser Kernspruch der Gesunden, den sie aber erkrankend gern fahren lassen, wurde jezt gar zu auffallend bestätigt, seitdem sie allzuviel darüber wissen wollten, und wirklich jeden Tag etwas Neues wußten. Nur war es schlimm für die künftigen Patienten, solchen zerfleischenden Hahnenkämpfen der Heilkundigen zuzusehen. Aber nicht nur die Aerzte hatten einen großen Theil ihrer Lunge und Reputation und bedeutende Druckerschwärze dafür aufgewandt — man nahm die Sache sogar officiell und militärisch, und ließ Heere gegen die Krankheit ausrücken, um sie, wie den bekannten Zeitgeist, an der Grenze einzufangen oder abzusperren. Sie dagegen, wie ein unsichtbarer Schwaden geheimnißvoll über den Häuptern dahinziehend, flankirte unaufhörlich alle gewählten Positionen, und wagte es sogar, mehrmals mit dem retirirenden Gegner das Nachtquartier an demselben Orte zu nehmen, ja wie zum Spiele ihn im Rücken anzugreifen. So unerhörte Regelwidrigkeiten liefen gegen alle Instruktionen, und wenn selbst Soldaten und Akten — die Höhe des menschlichen Verwaltungswizes — Nichts mehr verfangen, muß man nicht glauben, die Erde selbst wanke in ihren innersten Wurzeln, ja die ewigen Naturgesezen seyen erschüttert? — Wirklich wurden die Gesichter der schwizenden Aerzte und Kommissionen immer länger, wie die Kassen leerer; doch verordnete und receptirte man einstweilen noch fort, um zu sehen, was der Feind unterdessen mit uns vorzunehmen gedenke. Da, nach einem tückischen Bogenmarsche um uns herum, als ob er uns gar nicht im Auge habe, traf er uns plözlich in die Seite. Alles stäubte auseinander, wie eine Gänseheerde, wenn der Treiber Eins aus der Mitte herausgefangen, und

die schreckliche, tausendmal abgeschworene Wirklichkeit war da — sie hatte das Fanggarn über uns zugezogen.

Aber wie in langweiligen Gesellschaften nach einem tüchtigen Schrecken der stockende Discours sich belebt und die Lebensgeister sich ermuntern, so war auch hier mit der Unterhaltung eine vortheilhafte Veränderung vorgegangen: sie ward mannigfacher, bunter, und selbst die fadesten Individualitäten hatten ein gewisses Interesse gewonnen. Ein plötzliches Erdbeben, eine Feuersbrunst enthüllt den Menschen bis in sein Innerstes; dieß war hier geschehen, und man sah seltsame Figuren daraus hervortauchen. Die paradoxe Behauptung, daß die Vornehmen von der Krankheit verschont bleiben, hatte besonders gezündet; aber statt zu beruhigen, diese nur noch aufgeregter gemacht. Sie glaubten nun förmlich ein Recht zu haben, nicht zu sterben, und eine Pflicht, durch ihren Reichthum sich zu sichern; da indeß auch dafür Niemand ein Mittel wußte, so gränzte ihr Zustand an Verzweiflung; sie fühlten sich beeinträchtigt in ihren wichtigsten Rechten und heiligsten Ansprüchen, und daß einige, aus Furcht zu sterben, nicht wirklich den Geist aufgaben, läßt sich nur daraus erklären, daß der Feingebildete selbst in der Extremität den Anstand beobachtet und das Ridikule vermeidet.

Sonst gab es der Schutz- und Vorbaumittel genug, und selbst die trockensten Phantasien zeigten unerwartete Fruchtbarkeit an Entwürfen. Manche gedachten sich so lange unter eine Glasglocke einzusperren und sich darunter ihre gesunde Atmosphäre selbst zu bereiten; andere wollten einen gewaltigen Rauch- oder Luftfang bis zur höchsten Höhe hinanfführen, um die bessern Regionen einathmend, von dem Gifte der niedern Luftschichten bewahrt zu bleiben. Die Meisten bepanzerten sich gegen den Traubenschuß der Cholera von Unten her mit Pflastern und Binden, sprachen mit den Ihrigen in einer Entfernung von zwanzig Fuß, und berührten Fremdes nur in Doppelhandschuhen mit großen Holzzangen. Dabei beklagten sie ganz ernsthaft, daß sie, auf einen Unterleib aufgepflanzt, jezt beständig die gefährlichen Folgen einer Explosion zu befürchten hätten, und wünschten zum erstenmale, rein ätherisch und geistig zu leben. Doch bemerkte man auch seltsames Kleiderwechseln der Charaktere. Einige Fromme, die es wahrscheinlich auf Spekulation oder aus Langerweile geworden waren, neigten sich jezt, da es ohnehin zu Ende ging, einiger ausschweifenden Kurzweil zu, während umgekehrt die Freigeister und Lustigen etwas inne hielten, um ihre Rechnung doch nicht allzugroß werden zu lassen. Nur einige verwaiste Bräute und Wittwen waren aufrichtig froh, auf diese Art der Vereinigung mit ihren Getreuen entgegensehen zu dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Man packte uns nun alle, so gut oder übel es gehen wollte, in den Wagen der Frau von Chantilly und Blandheim ging neben her, sorgsam jeden Stoß des Wagens mildernd und allem aufbietend, was meinen Schreck in Freude umwandeln konnte. Seine Hand hielt die meinige, sein Auge hütete jede meiner Bewegungen, und Frau von Chantilly, weit entfernt, seine Aufmerksamkeit für mich übel zu deuten, erschöpfte sich in Liebkosungen und Betheurungen einer mütterlich gefühlten Dankbarkeit. Welch selige Minuten waren das, wie gab sich meine Seele noch halb bewußtlos der süßen Täuschung hin, und wie schnell endete mein Glück, als wir anlangten und ich plötzlich aus der Welt meiner Träume in die Wirklichkeit zurückgeführt wurde!

*

Karoline! wie schön, wie überraschend hat sich das Räthsel der Kapelle gelöst! Wie edel, wie rein steht Blandheim vor mir und wie selig fühle ich mich seit gestern! Höre die Erzählung meiner Begebenheit, die alle meine Ansichten umgeändert, mein Mißtrauen vernichtet und mich in der Theilnahme an anderer Glück selbst glücklich gemacht hat; wenn aber meine Worte sich verwirren, wenn meine Mittheilung undeutlich und unklar wird, so schiebe die Schuld davon auf den Freudentaumel, der uns alle seit vorgestern beherrscht, und auf die Unmöglichkeit, mit Ueberlegung zu denken und zu handeln.

Kaum hatte ich die lezten Zeilen an Dich niedergeschrieben, als Blandheim kam, sich nach meinem Befinden zu erkundigen. In seinem Auge wie in seinen Gesichtszügen athmete noch das nämliche Gefühl, das sich am vorhergehenden Abend so mächtig ausgesprochen hatte, aber in seinem Benehmen lag eine größere Zurückhaltung. Mag es doch! Ich habe in die tiefsten Falten seines Herzens geschaut und die Gewißheit, geliebt zu seyn, bietet jeder anscheinenden Veränderung Troz. Als er Abschied nahm, zog er ein in Papier gewickeltes Buch aus der Tasche, und sich zu mir wendend, sagte er: „Hier ist das Werk, von welchem wir gestern gesprochen haben; ich erbitte mir Ihr Urtheil, wenn Sie es gelesen haben werden.“ Mit diesen Worten schied er und ich, wohl wissend, daß nicht einmal der Name eines Buches genannt worden war, daß also das Päckchen irgend ein anderes Interesse haben mußte, eilte auf mein Zimmer, öffnete den Umschlag und fand folgende wenige Zeilen von Blandheims Hand:

„Die Retterin Adelens, die Frau, welche ihr eigenes Leben gering achtete, um einer Fremden das geliebte Kind zu erhalten, ist der Theilnahme an einem Geheimnisse würdig, das sie nahe angeht und mancherlei Bewegungen

in ihrer Seele erregen wird. Man darf auch hoffen, daß die Seelenstärke, die das ausgezeichnete weibliche Wesen, an welches dieses Blatt gerichtet ist, gestern beinahe mit seinem Leben erprobt hat, dem stillschweigenden Ertragen von Besorgnissen gewachsen seyn wird, die sich vielleicht nach wenigen Tagen schon heben lassen. Unter dieser Voraussetzung wird Frau von Seeburg gebeten, heute Abend mit eintretender Dämmerung sich ohne Begleitung an der innern Thüre der Kapelle einzufinden, die sie früher mit Vorliebe besucht hat; die Hand eines Freundes wird bereit seyn, sie dort zu empfangen. Daß dabei keine Gefahr zu befürchten ist und daß Frau von Seeburg um einen Genuß ihres edlen, menschenfreundlichen Herzens reicher nach Hause zurückkehren wird, bezeugt

Viktor von Blandheim."

Setze Dich einen Augenblick, wenn Du kannst, an meine Stelle nach dem Lesen dieses Billets. Folge meinen Vermuthungen, meinen Gedanken, meinen Empfindungen auf den ungebahnten Pfaden, die sie verfolgten; zähle mit mir die Minuten dieses endlosen Tages, von denen jede einzelne sich zu Stunden dehnte, und sieh, wie ich wieder und immer wieder zu den lieben Schriftzügen zurückkehre, die mich einst so gleichgültig ließen und die jetzt mein ganzes Wesen auf einen einzigen Gefühlspunkt hindrängen. Beinahe wäre ich in den Fehler jener Leute gerathen, die zwar nicht schwatzen, denen man es aber schon von Weitem ansieht, wenn sie ein Geheimniß zu bewahren haben; meine Unruhe trieb mich hin und her, um die Zeit zu kürzen, änderte ich unaufhörlich meine Beschäftigungen, und meine seltsame Beweglichkeit brachte sogar die Tante auf den Gedanken: es müsse durchaus eine Krankheit in mir stecken.

Endlich hatte die achte Stunde geschlagen, endlich neigte sich der Tag, und ich verließ mein Zimmer. So oft war ich auf dem kürzesten Wege in das Kirchlein gegangen, ohne dabei etwas Arges zu denken, heute meinte ich, es müßte auffallen, wenn ich nicht erst noch einen Spaziergang machen und dann als von ungefähr die stillen Mauern betreten würde. Ich machte deshalb noch einen kleinen Gang längs dem Ufer der Limmat hin, fuhr bei jedem Geräusche zusammen, das ich vor oder hinter mir hörte, sah in jedem Schatten einen Lauscher oder unwillkommnen Störer, und langte zuletzt athemlos, zitternd bei der bezeichneten Pforte an. Leise öffnete ich, Dunkelheit herrschte schon in dem düstern Gebäude, und das Lämpchen am Altare warf nur einen matten Schein. Da trat aus dem Seitengange ein Mann hervor; es war Blandheim, der mir die Hand bot und mich schweigend dem Altare zuführte. Als er fühlte, wie sehr ich zitterte, stand er einen Augenblick still und sagte: „Beruhigen Sie sich, sonst muß ich mir Vorwürfe machen, daß ich nach dem gestrigen Schreck Ihnen heute wieder eine nachtheilige Gemüthsbewegung verursache. Ueberrascht sollten Sie allerdings werden, aber die Ueberraschungen der Freude dürfen ja nicht schaden." Meinen schwankenden Gang kräftiger unterstützend, näherte er sich jetzt mit mir jener Thüre hinter dem Altare, die schon früher meine Neugierde rege gemacht hatte; ein Druck seiner Hand, sie öffnete sich geräuschlos und ich starrte in ein kleines, aber bequem eingerichtetes Gemach, in welchem eine Lampe brannte und ein Mann in nachdenkender Stellung an einem Tischchen saß. „Ich bringe Besuch, mein Freund," sagte Blandheim, indem er sorgfältig die Thüre hinter uns mit Schloß und Riegel verwahrte, „und zwar ist es ein lieber, lange entbehrter." Die Hand, welche die Stirne der männlichen Figur stützte, sank herab, ein schwarzer Lockenkopf hob sich in die Höhe, ein ehrliches, deutsches Auge blickte mich ungewiß an. „Georg!" rief ich so heftig, daß meine Stimme sich in den Gewölben brach, und sank dem Aufgesprungenen in die geöffneten Arme. „Nur nicht so laut!" warnte Blandheim, während ihm eine Thräne des Mitgefühls über die Wange rollte; „es möchten Verrätherohren lauschen, und haben wir so lange das schwere Inkognito gehalten, so soll nun das leichtere nicht von uns übertreten werden." Lange ruhten Georg und ich Brust an Brust; wortlos empfand ich das Glück eines nicht mehr gehofften Wiedersehens, und zugleich drängte sich Alles, was zwischen der Scheidestunde und dieser Minute lag, in schmerzlicher Erinnerung an meine Seele. War das Leben in erdrückender Schwüle über mir dahin gezogen, so schien es hingegen Georgen nur leise und schmeichelnd berührt zu haben, denn aus seinem Gesichte sprach die alte heitere Gemüthlichkeit, und an seiner Gestalt hatte die Zeit nichts verändert. Ich war, unfähig, mich länger aufrecht zu halten, auf einen Stuhl gesunken, Georg hatte sich neben mich gesetzt; wir konnten nichts thun, als uns ansehen, die Hände drücken und zuweilen einen Laut des reinsten Vergnügens hören lassen. „Ich gehe nun, noch Jemanden zu holen, der zu uns gehört," sprach Blandheim; ich zweifelte keineswegs, daß er die Tante meine, und wunderte mich nur schweigend, daß wir nicht mit einander hieher beschieden worden waren. „Sieh, Lenore," sagte jetzt Georg, als die Thüre sich hinter Blandheim wieder geschlossen hatte, „das ist mein Retter aus Todesgefahr, das ist der Freund, ohne dessen treue Sorgfalt ihr mich nicht wiedergesehen hättet, dem ich Leben, Freiheit und, was mir mehr als Alles gilt, die Geliebte verdanke." So fuhr er, ohne sich durch meine Fragen unterbrechen zu lassen, fort, mit hoher Begeisterung Blandheims Lob zu preisen, und wäre vielleicht noch lange nicht damit zu Ende gekommen, wenn nicht die Pforte sich auf's Neue geöffnet hätte und eine zarte, dicht verhüllte Ge-

stalt an Blandheims Seite leise eingetreten wäre. „Meine Adele!“ rief Georg, indem er der Eintretenden entgegen eilte, sie in die Arme schloß, den Schleier, der ihr Gesicht bedeckte, zurückschlug und mich hinter demselben Frau von Chantilly erkennen ließ. Plötzlich war mir nun Alles klar geworden, und jede Ungewißheit, jeder Zweifel wie durch einen Zauberschlag verschwunden. Die Französin mußte Georgs Geliebte seyn, Blandheim kannte das Verhältniß, und daher entstand seine Verbindung mit ihr, daher das gegenseitige Vertrauen. Beschuldige mich nicht der Selbstsucht, wenn ich Dir gestehe, daß ich noch niemals die liebenswürdige Frau mit solcher Zärtlichkeit umarmt, noch nie ihre Liebkosungen mit einem solchen Vergnügen empfangen hatte. Gewiß, ich vermochte in jenem Augenblick nicht deutlich an mich zu denken, und hätte ich es gekonnt, so würde ich doch daraus, daß Blandheim mit Frau von Chantilly in keinem Liebesverständnisse war, nicht die mindeste Hoffnung geschöpft haben; denn nun trat ja die böhmische Braut wieder in alle ihre Rechte ein.

Wir saßen alle dicht bei einander, schwazten oder flüsterten vielmehr Dinge ohne Sinn, fragten und antworteten, ohne daß Eins von uns Frage oder Antwort deutlich vernommen hätte, kurz wir benahmen uns wie Leute, denen ein Wein- oder ein Freudenrausch den Verstand verwirrt hat. Als es endlich etwas stiller zu werden begann, wollte ich die nähern Umstände von Georgs Geschichte und die Ursache vernehmen, warum ich ihn in einem so sonderbaren Verstecke gefunden hatte, uns so nahe, während sein Schicksal die Mutter und mich so schmerzlich beunruhigte; doch Blandheim verlangte, daß wir uns für heute trennen sollten, daß ich Frau von Chantilly in ihre Wohnung begleiten, von dort der Tante melden lassen möchte, wo ich sey, und daß ich erst später zurückkommen würde, und versprach zum Lohne für unsere Folgsamkeit, mir in Gegenwart meiner künftigen Base das Nähere der Sache zu erklären; und so geschah es auch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Naturgeschichtliche Notizen.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 7. November las Dureau de la Malle eine Notiz über die egyptische Menschenraçe. Es ist auffallend, daß auf dem Standpunkte, auf welchem sich gegenwärtig die Zoologie befindet, eine sehr scharf ausgesprochene Varietät der weißen oder kaukasischen Menschenraçe der Aufmerksamkeit der Naturforscher entgehen konnte. Die Einwohner des alten Egyptens gehörten zwar zu der europäischen Raçe, unterschieden sich aber von ihr durch eine merkwürdige Bildung am Schädel. Schon Winkelmann hatte die Bemerkung gemacht, daß an den Köpfen der egyptischen Bildsäulen das Ohr bedeutend höher saß, als bei den griechischen Statuen. Er konnte sich diese Sonderbarkeit nicht anders erklären, als indem er annahm, die Egypter haben an ihren Königen die Ohren systematisch weiter hinauf gerückt, wie die griechischen Künstler an ihren Götterbildern den Gesichtswinkel vergrößerten. Im Turiner Museum, das an egyptischen Alterthümern sehr reich ist, sieht man diese besondere Bildung an den Köpfen des Phta, des Meris, des Rhamses u. s. w., welche sämmtlich der egyptisch-kaukasischen Raçe angehörten. Dieselbe Bildung bemerkt man nun aber auch an den Mumien, deren Gesichtswinkel übrigens mit dem europäischen völlig übereinstimmt; die Oeffnung des Ohrs liegt bei ihnen so hoch oben, daß eine horizontale Linie, welche durch dieselbe geht, das Auge schneidet, während sie bei den Europäern in derselben Höhe mit dem Boden der Nase liegt. Auch sind bei den Mumien die Schläfe auffallend eingedrückt. Diese merkwürdige Varietät des Menschengeschlechts ist aber durchaus nicht vom Erdboden verschwunden: an den Kopten in Oberegypten, den Nachkommen der alten Egypter, bemerkt man noch heut zutage dieses charakteristische Merkmal. An dem Professor der gemeinen arabischen Sprache, Elias Boctor, einem gebornen Egypter, der zwanzig Jahre in Paris gelebt hat, war diese Bildung besonders auffallend.

Duringe schlägt ein neues Präservativmittel gegen die Cholera vor, und zwar ein homöopathisches. Er will beobachtet haben, daß Quecksilberdämpfe, wenn man sie zu lange einathmet, krankhafte Symptome erzeugen, welche denen der Cholera sehr ähnlich sind; nach dem Axiom seines Meisters: Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt, schlägt er daher vor, als Präservativ gegen die Seuche in den Zimmern schwefelsaures Quecksilber in geringer Menge verdampfen zu lassen.

Becquerel berichtet über des Genfer Peschiers Versuche über den Einfluß des Gipses auf die Vegetation. Bekanntlich wird Gips mit Vortheil auf künstlichen Wiesen als Dünger angewendet. Wirkt er nun dadurch, daß er die Feuchtigkeit aus der Luft anzieht, oder wird er von den Pflanzen zersezt, oder wirkt er nur als Reizmittel auf dieselben? Peschier hat gleiche Mengen Asche von ganz gleich aufgewachsenen Pflanzen, die zur Hälfte mit Lösungen von schwefelsaurem Kalk, zur Hälfte mit destillirtem Wasser begossen worden waren, chemisch zerlegt. Die Asche der erstern lieferte immer weit mehr alkalische Salze, als die der leztern. Der rohe Gips ist dazu wirksamer, als der gebrannte. Auch Pflanzen, durch welche man einen elektrischen Strom hat gehen lassen, enthalten bedeutend mehr auflösliche Salze. Peschier schließt aus diesen Erfahrungen, der schwefelsaure Kalk werde im Vegetationsproceß zersezt. Bildet sich nun wirklich das schwefelsaure und kohlensaure Kali in den Pflanzen auf seine Kosten? Die angeführten Versuche sind wohl nicht genau und umfassend genug, als daß man nach ihnen die Frage entscheiden und annehmen könnte, die Körper, welche unsere jezige Chemie als einfach betrachtet, können sich im Vegetationsproceß in einander verwandeln, daß man im vorliegenden Fall behaupten könnte, aus Kalk sey Kali geworden.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 25.

Intelligenz-Blatt

1831.

[364] Neue Musikalien im Verlage des Bureau de Musique von C. F. Peters in Leipzig. Zu haben in allen Buch- und Musikhandlungen. In Stuttgart bey G. A. Zumsteeg.

Für Saiten- und Blas-Instrumente.

Auber, D. F. F., Le Maçon, Opéra en trois Actes pour deux Violons, Viola et Violoncelle, arr. par E. Pauly. 3 Thlr. 12 Gr.

— — — — pour Flûte, Violon, Viola et Violoncelle, arr. par C. Grenser. 3 Thlr. 12 Gr.

Berbiguier, T., Les Regrets. Mélodie concertante pour Flûte et Pianoforte. Oeuv. 104. 20 Gr.

Camus, Fantasie pour Flûte seule. Oeuv. 26. 10 Gr.

Crusell, B., Indroduction et air Suèdois varié pour la Clarinette avec grand Orchestre. Oeuv. 12. 1 Thlr. 8 Gr.

— — — — — avec Pianoforte. 12 Gr.

Grund, E., Concerto pour le Violon avec Orch. Oeuv. 5. 1 Thlr. 20 Gr.

Jansa, L., Six Duos progressifs pour deux Violons. Oeuv. 46. Nr. 4—6 complett. 1 Thlr. 12 Gr.

— — — — einzeln à 14 Gr.

Lindpaintner, P., Ouverture militaire du Ballet: Zeila ou le Tambour ecossois à grand Orchestre. Oeuv. 73. 2 Thlr. 12 Gr.

Lipinski, C., Rondo alla Polacca pour le Violon avec Orchestre. Oeuv. 13. 2 Thlr. 12 Gr.

— — — — avec Pianoforte. 1 Thlr.

Meyer, C. H., Neue Tänze für Orchester. 29te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Molique, B., Fantasie sur des airs Suisses pour le Violon avec Orchestre. 1 Thlr. 16 Gr.

— — — — avec Pianoforte. 1 Thlr.

Walch, J. H., Neue Tänze für Orchester. 14te Sammlung. 1 Thlr. 8 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Berbiguier, T., Les Regrets. Mélodie concertante pour Flûte et Pianoforte. Oeuv. 104. 20 Gr.

Crusell, B., Indrod. et air Suèdois varié pour la Clarinette et Pianoforte. Oeuv. 12. 12 Gr.

Kalliwoda, J. W., Rondeau concertant pour Pianoforte et Violon ou Violoncelle, sur un thème de l'Opéra: le Barbier de Séville de Rossini. Oeuv. 24. 1 Thlr. 4 Gr.

Lipinski, C., Rondo alla Polacca pour Violon et Pianoforte. Oeuv. 13. 1 Thlr.

Mazas, F., Quatrieme Récréation musicale pour Piano et Violon. Oeuv. 32. 20 Gr.

Molique, B., Fantaisie sur des airs Suisses pour Violon et Pianoforte. 1 Thlr.

Für Pianoforte ohne Begleitung.

Hummel, J. N., Les charmes de Londres. Trois thèmes variés pour le Pianoforte. Oeuv. 119. No. 1—3. à 12 Gr.

Nr. 1. Thème anglais,
Nr. 2. — allamand,
Nr. 3. — la belle Cathérine.

Hünten, François, Variations militaires sur un thème francais pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. 47. 1 Thlr.

Kuhlau, F., Trois airs variés pour le Pianoforte. Oeuv. 112. Nr. 1—3. à 12 Gr.

Nr. 1. Cavatine du Pirata,
Nr. 2. Mélodie Autrichienne,
Nr. 3. Thème de J. N. Hummel.

— — — — Trois Rondeaux pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. III. Nr. 1—3 à 16 Gr.

Lindpaintner, P., Six Pieces favorites du Ballet: Zaïla ou le Tambour ecossois, pour le Pianoforte à quatre mains. Oeuv. 74. 1 Thlr.

— — — — — à deux mains. 16 Gr.

— — — — Ouverture militaire du Ballet: Zeïla ou le Tambour ecossois, pour le Pianoforte à quatre mains Oeuv. 73. 18 Gr.

— — — — la même pour le Pianoforte à deux mains. 14 Gr.

Mayer, Charles, à St. Petersbourg, Variations pour le Pianoforte sur une Walse originale. 14 Gr.

— — — — Variations sur une Walse de Gallenberg pour le Pianoforte. 8 Gr.

Mayer, C. H., Neue Tänze für Pianoforte 29te Sammlung. 16 Gr.

Spohr, L., Polonaise de l'Opéra: Faust, pour le Pianoforte á quatre mains. 4 Gr.

— — — — — — à deux mains. 3 Gr.

Spontini, G., La Vestale. Opéra en trois Actes, arr. pour le Pianoforte à quatre mains par C. F. Ebers. 5 Thlr.

Hieraus die Ouverture, sämmtliche Nummern und Ballets auch einzeln.

Walch, J. H., Neue Tänze für Pianoforte 14te Sammlung. 16 Gr.

Weber, Charles Marie de, Romence de l'Opéra: Joseph, „á paine au sortir" variée pour le Pianoforte. Oeuv. 28. Edition nouv. 12 Gr.

Catel, Traité d'Harmonie. (Abhandlung über die Harmonie). Adopté par le Conservatoire pour servir à l'Etude dans cet Etablissement. Französisch und deutsch. Edition nouv. 2 Thlr. 8 Gr.

[427] So eben ist erschienen:

Grundriß der medicinischen Botanik, als Leitfaden bei Vorlesungen, so wie zum Selbststudium, und besonders zur repetitorischen Uebersicht für Studirende, auch zum Gebrauche für Aerzte und Pharmaceuten. Nach den natürlichen Familien des Gewächsreiches, mit Angabe der Linné'schen Klassification bearbeitet von Dr. Gottlieb Wilhelm Bischoff. gr. 8. 2 Rthlr. 18 gGr. sächs. 4 fl. 48 kr. rhein.

Der Zweck dieser Schrift ist, das Nothwendige und Wissenswerthe aus dem Gebiete der medicinischen Botanik nach den neuesten Erfahrungen, in möglichst gedrängter Kürze darzulegen, um namentlich dem studirenden oder zum Staatsexamen sich vorbereitenden Arzte und Pharmaceuten einen leichtern Ueberblick dieses für ihn so wichtigen Zweiges der Pflanzenkunde und Arzneimittellehre zu geben, eines Zweiges, der in den gewöhnlichen Hand- und Lehrbüchern meist sehr weitläufig behandelt und oft durch die Aufnahme vieler an sich weniger wichtigen Gegenstände zu sehr ausgedehnt erscheint. Es wird sich daher diese Schrift, welche eine Sonderung dessen enthält, was dem Arzte und Pharmaceuten zu wissen unentbehrlich, von dem, was jetzt veraltet oder nur noch etwa von historischem Interesse ist, bei dem ohnedieß so vieler Hülfswissenschaften bedürfenden Studium der Heilkunde, des Beifalls und der Theilnahme nicht blos des Lehrers, sondern auch des Studirenden und selbst des praktischen Arztes und Pharmaceuten um so gewisser erfreuen dürfen, als dadurch nicht nur eine wesentliche Lücke ausgefüllt, sondern auch ein bedeutendes Erleichterungsmittel von so bewährten Händen gegeben ist, dessen Erwerbung der verhältnißmäßig äusserst billige Preis noch um so angenehmer macht.

Heidelberg, im Oktober 1831.

August Oßwald's
Universitäts-Buchhandlung.

---

[365] Eine gewisse, zu diesem Zweck bestimmte Anzahl Exemplare der nachverzeichneten Bücher soll zu den beigesetzten bedeutend ermäßigten Preisen erlassen werden, und es ist jede Buchhandlung im Stande, sie dafür zu liefern. Wer von diesen vortheilhaften Bedingungen Gebrauch machen will, beliebe seine Bestellungen baldgefälligst abzugeben.

Aurelii Victoris historia romana ad optimorum librorum fidem edita et animadversionibus criticis in loca quaedam difficiliora instructa. 8. 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr. Herabgesetzter Preis. 8 Gr. oder 36 kr.

Julius Caesar: de bello gallico et civili, editio emend. accurata. 2te Aufl. 1820. Schreibpapier. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr. Herabgesetzter Preis. 10 Gr. oder 45 kr.

Cornelius Nepos ad optimorum librorum fidem editus. 8. 1818. 8 Gr oder 36 kr. Herabg. Pr. 4 Gr. oder 18 kr.

Eutropius ad optimorum librorum fidem editus. 8. 1819. 3 Gr. oder 12 kr. Herabg. Pr. 2 Gr. oder 9 kr.

Hartmann, J. M., hebräische Gramatik, nebst Chrestomathie. 2te Auflage. gr. 8. 1819. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 42 kr. Herabg. Pr. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Hüter, Dr. C. C., die Pathologie und Therapie der fünften Geburtsperiode. gr. 8. 1828. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr. Herabg. Pr. 12 Gr. oder 54 kr.

Kopp, U. F., Handbuch zur Kenntniß der kurhessischen Landesverfassung und Rechte. 7 Bände. 8. 1804. 14 Thlr. 8 Gr. oder 21 fl. 36 kr. Herabgesetzter Pr. 5 Rthlr. oder 9 fl.

Krieger, J. Ch., Handbuch der Literatur der Gewerbskunde, in alphabetischer Ordnung, zum Gebrauch für Buchhändler, Antiquare ic. 2 Theile gr. 8. 1812 und 1820. 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Supplementband dazu, die Literatur von 1812 bis 1820 enthaltend 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 fl. Zusammen im herabg. Pr. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Merrem, B., Versuch eines Systems der Amphibien; deutsch und lateinisch. gr. 8. 1820. 1 Thlr. 18 Gr. oder 3 fl. 9 kr. Herabg. Pr. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Predigten, abgekürzte, zur Familienerbauung und in Filialkirchen zum Vorlesen, herausgegeben von J. B. Müller, 2 Bände. 3te verbesserte Auflage. 4. 1808. 1 Thlr. 12 Gr. oder 2 fl. 15 kr. Herabg. Pr. 18 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Mistelhueber Versuch über den Militair-Hospitaldienst, nebst einem Entwurf zu einem Militair-Hospitalreglement, mit Schema's und Modellen. gr. 8. 1815. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. Herabg. Pr. 20 Gr. oder 1 fl. 30 kr.

Schmieder, K. Ch., Reisebuch für junge Handwerker, die sich auf der Wanderschaft befinden, mit einer Charte von Deutschland. 8. 1820. 14 Gr. oder 1 fl. Herabg. Pr. 6 Gr. oder 27 kr.

Speccii praxis declinationum et conjugationum, nach den Regeln der neuesten Grammatiken. Neue Auflage. 8. 1802. 3 Gr. oder 12 kr. Herabg. Pr. 2 Gr. oder 9 kr.

Tilesius, Dr. W. v., naturhistorische Abhandlungen und Erläuterungen, besonders die Petrefaktenkunde betreffend. Mit 1 Heft von 8 illuminirten Steindrucktafeln. Fol. cart. 1826. 10 Thlr. oder 18 fl. netto. Herabg. Pr. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

schwarz 8 Thlr. oder 14 fl. 24 kr. netto. Herabg. Pr. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Vellejus, C., Paterculus, hist. romanae, in usum scholarum. 8. 1821. 4 Gr. oder 18 kr. Herabg. Pr. 2 Gr. oder 9 kr.

Vorzeit, die, ein Taschenbuch auf 1820—1827. Mit Beiträgen von v. Arnoldi, Rauschnik u. a. Herausgegeben von K. W. Justi. Mit vielen Kupfern. 8. 8 Jahrgänge 13 Thlr. Herabg. Pr. 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.

Einzelne Jahrgänge 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Wildungen, v., Weidmannsfeierabende, ein neues Handbuch für Jäger und Jagdfreunde. Mit Kupfern. 6 Bde. 1815—23. gr. 8. geh. Sonst jeder 1 Thlr. jetzt zusammen für 2 Thlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr.

Einzelne Bände 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.

Wurzer, Dr. F., physikalisch-chemische Beschreibung der Schwefelquellen zu Nenndorf, nebst vorangeschickten Bemerkungen über die Zerlegung der Mineralwasser im

Allgemeinen. Mit 1 Karte und Kupfer. gr. 8. 1815. geh. 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 fl. Herabg. Pr. 1 Thlr. oder 1 fl. 48 kr.

Marburg und Cassel im Nov. 1831.

J. C. Krieger.

---

[392] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Wallers Stubengärtner oder Anweisung, die schönsten Zierpflanzen in Zimmern und vor Fenstern zu erziehen und zu durchwintern. Vierte, sehr vermehrte Ausgabe. 8. Schön geh. 1 fl. 12 kr.

Das älteste und beliebteste Werk über Stubengärtnerei erscheint hier in einer stark vermehrten und verbesserten Auflage. Blumenliebhaber, denen das Schicksal Gärten und Glashaus versagt hat, finden in diesem Buche eine Auswahl der reizendsten Töchter Florens, deren Erziehung ohne kostbare Anstalten möglich ist, und mit denen sie ihre Zimmer fast das ganze Jahr hindurch in blühende Gärten verwandeln können. Die Vorschriften zur Behandlung der Pflanzen sind so faßlich vorgetragen, daß auch Damen sich deren Kultur mit Glück unterziehen werden. Obige vierte Auflage ist dem Schwunge angemessen, den die ästhetische Gärtnerei in den letzten Jahren bei dem großen Reichthum an Pflanzen aller Art, den uns Engländer und Franzosen aus fremden Welttheilen herbeiführten, genommen hat.

---

[400] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die neuesten Erfindungen und Verbesserungen in der Uhrmacherkunst. Oder gründliche Anweisung, alle neue Arten von Taschen-, Stutz-, Pendel- und Kirchthum-Uhren, Compensationspendel, Wasseruhren, Zählmaschinen, Wegmesser und andere Chronometer und Uhrwerke, sowie die verschiedenen Arten von Weckern 2c. hinsichts ihres besondern Mechanismus näher kennen zu lernen, solche neu anzufertigen und zu repariren. Ein nützliches Handbuch für Groß- und Kleinuhrmacher, Mechaniker 2c. Von Isaak Brown. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zusätzen begleitet. Mit 138 Abbildungen 8. Preis 1 Thlr. 8 Gr.

---

[374] Bei Justus Perthes in Gotha ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu 1 Thlr. (1 fl. 48 kr.) zu haben:

Gothaischer genealogischer Hofkalender auf das Jahr 1832. 69r Jahrgang mit 8 fürstlichen Bildnissen.

Der Werth und die Zuverlässigkeit dieses auch alljährlich in französischer Sprache unter dem Titel: ALMANACH DE GOTHA erscheinenden Almanachs ist an allen Höfen Europas, wie auch von Diplomaten und Geschäftsmännern jedes Standes anerkannt.

---

[354] Cholera.

Bei mir ist so eben erschienen:

Ansichten und Bemerkungen über die Brechruhr und deren Behandlung von Joh. Fr. Hoffmann. gr. 8. brosch. 36 kr. oder 9 Gr.

Der Verfasser mehrerer rühmlichst bekannten Werke über Milzbrand-Carbunkel hat in dieser neuesten Schrift ein neue Theorie der Behandlung der Cholera aufgestellt, deren Prüfung und praktische Anwendung höchst wahrscheinlich das günstigste Resultat herbeiführen dürfte.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

---

[371] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neueste

Erzählungen und Novellen

von

A. von Weingarten.

2 Thle. 12. broch. mit Kupfern 1 Rthlr. 16 Gr. oder 3 fl.

Inhalt:

1s Bändchen: Die Seherin. (Erzählung). Der Spuck im Vorstadthause. (Nach einem wahren Rechtsfalle). Der Teppich. (Erzählung).

2s Bändchen: Mentrocucollis Leben. (Novelle). Rebecca. (Erzählung).

---

[373] Im Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung in Hannover ist so eben erschienen:

Rommerdt, J. C. C. Dr., auf 30jährige Erfahrung gegründete Anleitung, Stuben-Heitz- und Kochöfen, Küchkochofen, Bratspießfeuerungen, Casserollanlagen, Kesselfeuerungen, Camine 2c. holzersparend, ökonomisch, bequem, und der Gesundheit vorzüglich zuträglich, vorzurichten; auch Rauchfänge und Schornsteine nicht bloß gut rauchabführend anzulegen, sondern nicht minder alle Rauchübel derartiger Anlagen zu heben. Durch vollständige bauleitende Zeichnungen, wie auch durch deutlichste Erläuterungen für jeden Hausvater, Ofensetzer, Maurer, Töpfer, Tüncher 2c. mitgetheilt. Mit 7 lithogr. Kupfertafeln. gr. 8. 1 Rthlr.

Unter dem Heere derartiger Schriften möchte man diese, durch ihren unverkennbar gehaltvollen und fast eigenthümlichen Werth, den schätzbarsten an die Seite stellen dürfen, indem solche die größte Deutlichkeit und Klarheit mit möglicher bauleitenden Vollständigkeit verbindet, und auch eine 30jährige Erfahrung zur Seite hat. Die Rathschläge hinsichtlich der Rauchfänge und Schornsteine, so wie der Rauchübel, sind fast erschöpfend, und möchten die Gegenstände noch wohl in keiner Schrift so vollständig und deutlich, als insbesondere zugleich durch die dazu gegebenen 7 Tafeln, dargelegt seyn.

[363] Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Goldsmith, O., the Vicar of Wakefield. A Tale. Accentuirt, mit einer Erläuterung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und einem vollständigen Wörterbuche von C. R. Schaub. 8. Velinpapier, elegant broschirt. 1 Thlr.

Das Wörterbuch, auch zu allen andern Ausgaben des Vicar passend, kostet apart 9 Gr.

Kunath, G., erstes elementarisches Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen nach der Lautmethode. Nebst zwei Blättern elementarischer Vorschriften. 2te, umgearbeitete und verbesserte Auflage. 8. 4½ Gr.

Recepttaschenbuch, vollständiges, zur zweckmässigen Behandlung aller syphilitischen Krankheiten. Eine gedrängte Auswahl der besten und neuesten Recepte und Heilmethoden gegen die sogenannten syphilitischen und merkuriellen Leiden. 16. Elegant kartonnirt. 21 Gr.

Schlosser, L., historischer Jugendfreund, oder Darstellungen aus dem Leben merkwürdiger Personen. 1s Bändchen. Alphons von Albuquerque. Eduard Pacheco Pereira. 2te Auflage. Mit einem Titelkupfer. 8. Elegant gebunden 15 Gr.

---

[393] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Dr. K. F. Lutheritz, der Augenarzt oder die Kunst, die Sehkraft selbst bei anhaltender Anstrengung ungeschwächt bis ins Alter zu erhalten, sie einer heilsamen Diätetik zu unterwerfen, blöde und schwache Augen zu stärken und eingetretene Gesichtsmängel, Augenleiden und Uebel schnell und glücklich zu beseitigen. Zweite durchaus verbesserte Auflage. 8. 36 kr.

Schon der Name des Verfassers, der sich als populär medizinischer Schriftsteller so viele Freunde erwarb, erweckt eines Jeden Zutrauen. Dafür, daß sich die erste Auflage so schnell vergriff, bemühte er sich dem Publikum dadurch erkenntlich zu seyn, daß er die zweite von Grund aus umarbeitete und sie auf jeder Seite vervollkommnete. Sie wird bei den jetzt so zahlreichen Augenkranken den allgemeinsten Nutzen stiften und Keinen ohne guten Rath und wirksame Hilfe lassen.

---

[382] Bei uns ist so eben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Richardett, ein Rittergedicht von Niccolo Forteguerra, übersetzt von J. D. Gries. Erster Theil. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Dieses Gedicht wurde bei seinem ersten Erscheinen im Jahre 1738 in Italien mit dem größten Beifalle aufgenommen, sehr oft wieder aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt.

Man kann den Richardett gewissermassen eine Fortsetzung von Ariost's rasendem Roland nennen, obwohl Fortiguerra von den historischen Angaben Ariost's in manchen Stücken abweicht. Der Held und viele der Hauptpersonen jener unsterblichen Romanze kommen auch hier wieder vor, wenn gleich in etwas veränderter Gestalt. Denn allerdings trägt Fortiguerra die Farben der Komik stärker auf, als Ariost; daß er indessen der geistreichste und unterhaltendste aller Nachfolger des großen Meisters sei, hat ihm bis jetzt eben Niemand streitig gemacht.

Was die Uebersetzung desselben betrifft, so dürfte sie wohl vorzüglich genannt werden, da sich Herr Gries als einer der ausgezeichnetsten Uebersetzer bewährt hat.

Das ganze Werk besteht aus drei Theilen, wovon die beiden letzten in möglichst kurzen Zwischenräumen sich folgen sollen.

Stuttgart, im October 1831.

F. C. Löflund und Sohn.

---

[385] Bei Georg Franz in München ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Novellen von Phantasus. 2 Thle. gr. 8. broch. Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 36 kr.

Holzschuher, H., Denkmal der baierschen Ständeversammlung im Jahre 1831. Mit dem Bildniß Sr. Maj. des Königs, der königlichen Herren Staatsminister und der Herren Abgeordneten zur Ständeversammlung; gezeichnet und gestochen von L. A. Helmsauer. 1s, 2s und 3s Heft. 12. broch. Preis 6 Gr. oder 27 kr. p. Heft.

Baader, Franz, vierzig Sätze aus einer religiösen Erotik. 8. br. Preis 12 Gr. oder 48 kr.

Schultz, Dr. C. H., de entero-mesenteritide contagiosa, Bipontini anno 1830 grassata. Dissertatio inauguralis. gr. 8. geh. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Roth, Dr., über die Schutzkraft des Kupferblechs beim Herannahen der Cholera 12. geh. Preis 2 Gr. oder 6 kr.

Koppenstätter, J., Bat. Arzt, nützliche Erfindung eines Dampf- und Wasser-Heiz-Apparates, nebst Abbildung und einer kurzen Gebrauchs-Anweisung. Ein zuverlässiges Heilmittel gegen die orientalische Cholera, so wie gegen viele acut- und chronische Krankheiten. Ferner die Beschreibung nebst Abbildungen mehrerer anderer Vorrichtungen zu russischen, amerikanischen in ordinären Wasserdampfbäden. Mit 7 lithographirten Tafeln. 8. br. Preis 9 Gr. oder 36 kr.

Sternberg, Direktor J. J. von, Denkwürdigkeiten der Burgen Miesbach und Waldenberg, so wie des alten Pfarrdorfes Pastberg, im Isarkreise des Königreichs Baiern, aus den Quellen bearbeitet. Mit 1 Kupfer. gr. 8. broch. Preis 8 Gr. oder 36 kr.

Hormayr, Freiherr J. v., Herzog Luitpold Gedächtnißrede zum zwei und siebzigsten Stiftungstage der k. bair. Akademie der Wissenschaften zu München, gelesen am 28. März 1831. gr. 4. broch. Preis 2 Rthlr. 4 Gr. oder 3 fl. 36 kr.

Sengler, J., Winke zur Anleitung im christlich-katholischen Unterricht über die Sünde, Erlösung und Heiligung und deren Anstalten, nebst einen Anhang homilischen Inhalts. Aus der Kirchenzeitung für das katholische Deutschland besonders abgedruckt. gr. 8. broch. Pr. 6 Gr. oder 24 kr.

— — Rede an die Mitglieder des theologischen Vereins zu München am Schlusse des Wintersemesters. Nebst Darstellung der Entstehung, Bestimmung und der bisherigen Bemühungen des Vereins von mehreren Mitgliedern des Ausschusses desselben. gr. 8. broch. Preis 4 Gr. oder 18 kr.

N°. 282.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 25. November 1831.

Ja, du bist Schatten gegen den Sonnenstrahl
Und Schirm, o Freundschaft, gegen den Regenguß.

Klopstock.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Georg war schon, ehe er den Streit mit seinem Obersten hatte, der Bräutigam der Wittwe geworden, die sich jedoch wegen einiger Familienrücksichten bewogen sah, ihre Verbindung einstweilen noch geheim zu halten. Blandheim nur, der seit einiger Zeit sich in Paris aufhielt und seine Freundschaft mit meinem Vetter auf das Herzlichste erneuert hatte, war, mit Bewilligung der Frau von Chantilly, ins Vertrauen gezogen worden und hatte es sogar über sich genommen, durch seinen Einfluß, da er mit dem D**schen Gesandten in naher Bekanntschaft stand, einige Hindernisse zu heben, die den Liebenden entgegentraten. Während er sich damit beschäftigte, fiel der Streit und in seinem Gefolge das unglückliche Duell vor, von welchem Blandheim erst unterrichtet ward, als Georg todtenblaß und verstört in seine Wohnung trat und Schutz bei ihm suchte. Der besonnene Freund kannte die Strenge, mit welcher erst kürzlich ein ähnlicher Fall behandelt worden war, und konnte leicht voraussehen, daß man einem Ausländer keine größere Schonung beweisen würde. Mit großer Vorsicht wußte er ihn an diesem Tage den angestellten Nachforschungen zu entziehen, und in der folgenden Nacht sandte er ihn, unter der Obhut seines treuen Bedienten, verkleidet der Grenze zu, wo er sich auf einem Gute, mit dessen Besitzer Blandheim befreundet war, einige Tage verborgen halten mußte. Während dieser Zeit blieb er selbst noch in Paris, um keinen Verdacht zu erregen, zeigte sich überall und suchte unter der Hand Georgs Begnadigung einzuleiten, was jedoch nicht gelang, weil der Verwundete einer sehr angesehenen Familie angehörte. Nachdem er sich von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt hatte, reiste Blandheim Georgen nach und brachte ihn mit Hülfe seines Freundes glücklich über die Grenze, womit es ihm leicht ward, ihn sicher nach Blandheim zu schaffen und ihn dort jedem spähenden Auge zu entziehen. Nach einigen Wochen ließ er den Flüchtling unter der Obhut seines Verwalters, auf dessen Treue er sich verlassen konnte, und machte eine zweite Reise nach Paris, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Schon ehe er das erste Mal die Hauptstadt verließ, hatte er sich mit Frau von Chantilly berathen und alles gethan, was in seinen Kräften stand, um den an Verzweiflung grenzenden Schmerz der Wittwe zu besänftigen. Bei seiner Rückkehr fand er sie nicht nur unverändert in Stimmung und Gefühl, sondern es schien sogar, als haben Abwesenheit und Leiden ihr Herz noch enger mit ihrem Freunde verknüpft. Sie sehnte sich so herzlich nach dem Geliebten und war so fest entschlossen, ihre Unabhängigkeit, mit Hintansetzung aller übrigen Rücksichten, zu einer völligen Vereinigung mit ihm zu benutzen, daß Blandheim, nachdem er sich überzeugt hatte, daß bei der immer noch dauernden Gefahr des Verwundeten und der großen Erbitterung, die unverändert gegen Georg herrschte, für jezt nichts zu Gunsten

des lezteren zu hoffen sey, Frau von Chantilly den Rath gab, unter dem Vorwande ihrer Gesundheit, nach der Schweiz in die Bäder von Baden zu reisen. Dorthin wollte er, wenn er erst noch alles erschöpft hätte, was zu Georgs Freisprechung dienen konnte, denselben geleiten, und dann konnten die beiden Liebenden ja nach den Umständen über ihre Zukunft entscheiden.

Adele von Chantilly reiste, von ihrem Kinde begleitet, das bisher bei einer Tante auf dem Lande gelebt hatte, ab, und nach ihrer Entfernung gelang es Blandheimen, sich in der Angelegenheit, die er mit großem Eifer betrieb, einen mächtigen Beschützer zu verschaffen, der ihm einige, wenn auch entfernte Hoffnung gab, und zugleich ward ihm die frohe Kunde, daß es sich nach langer Abwechslung nun zusehends mit dem Verwundeten bessere. Mit diesen frohen Nachrichten kehrte er zu Georg zurück und reiste dann bald, von diesem begleitet, nach der Schweiz, wo er in Zürich den Freund zurückließ und nach Baden ging, um hier erst zu untersuchen, ob alles sicher sey. Diese Vorsichtsmaßregel war nicht überflüßig, denn an dem nämlichen Tage waren die Offiziere der Schweizergarde eingetroffen, welchen nicht nur der ganze Vorfall, sondern auch die Person meines Vetters bekannt war, und die, den Namen der Frau von Chantilly unter den Kurgästen wahrnehmend, auf ein geheimes Einverständniß und vielleicht gar auf die Gegenwart des Flüchtlings schlossen. Frau von Chantilly beschwerte sich gegen Blandheim, daß man von jener Seite ihre Dienerschaft zu bestechen versucht habe, und ihre Unruhe um den Geliebten war so groß, daß sie auf dem Punkte stand, ihren Aufenthaltsort zu verlassen und mit ihm irgendwo einen sichern Versteck aufzusuchen. Blandheim aber, der auf eine günstige Wendung hoffte, hielt sie von einem übereilten Schritt ab; indessen war er selbst für den Augenblick nicht ohne Sorge, und sah leicht ein, daß es eben so unrathsam wäre, Georg in Zürich bleiben, als ihn öffentlich in Baden erscheinen zu lassen. In dieser Ungewißheit fiel ihm ein Ausweg ein, der dem Verfolgten eine Freistätte sicherte und zugleich dem Wunsch der Verlobten, sich zu sehen, Vorschub that.

Bei einem frühern Aufenthalt in Baden hatte ihm die kleine Kapelle so wohl gefallen, als sie mir bei dem ersten Anblick gefiel, und er hatte sie häufig besucht. Wie ich, hatte auch er die Küstersleute liebgewonnen und sich durch mancherlei Dienste ihre Anhänglichkeit in hohem Grade erworben. Ein Zufall hatte ihn mit dem kleinen Zimmer hinter dem Altare bekannt gemacht, und er konnte sich in diesem Augenblicke keinen passendern Ort denken, um allen Nachforschungen zu entgehen. Einen Theil der Wahrheit erzählend, brachte er die Küsterin und ihre Tochter, die gewöhnlich allein den Dienst der Kirche verrichteten, leicht dahin, dem Flüchtling eine Zuflucht zu gestatten. Das Gemach wurde mit dem Nothwendigen versehen, und für alle Bedürfnisse Georgs sorgten die beiden Frauen mit vieler Freundlichkeit. Die Gegenwart der Mutter und Kousine seines Freundes hatte Blandheim überrascht und meine fleißigen Besuche in der Kapelle ihn für ein Geheimniß besorgt gemacht, das er uns einstweilen nicht mittheilen wollte, theils weil er von mehreren Mitwissern für die Sicherheit Georgs Gefahr besorgte, theils weil er es gerathener fand, uns Ungewißheit und Angst zu ersparen. Er war es, wie es scheint, der mich am Abend vor Georgs Ankunft in der Kapelle belauschte, als ich meinen Thränen und meinem heimlichen Kummer freien Lauf ließ. Zwar sagte er das nicht deutlich, aber ein Anflug von Verlegenheit, der sein Gesicht bedeckte, so oft er in der Erzählung jenes Abends und des darauf folgenden Entschlusses gedachte, seinen Freund in der tiefsten und sorgsamsten Verborgenheit zu halten, überzeugte mich von der Wahrheit meiner Vermuthung. Selbst Frau von Chantilly durfte den Bräutigam in den ersten Tagen nicht besuchen, und erst damals, als ich selbst von ihrer und Blandheims räthselhafter Erscheinung in der Kapelle Zeuge war und in ihr Stoff zu großer Neugierde und schmerzlicher Unruhe schöpfte, hatte ihre erste Zusammenkunft statt. „Die Offiziere," fügte Blandheim hinzu, „deren Gegenwart mich so besorgt gemacht hatte, sind heute Morgen abgereist, und dieser Umstand hat die Gefahr einer Entdeckung sehr vermindert. Mehr aber noch als diese Verminderung trug zu unserm Entschlusse, Ihnen alles zu entdecken, das Verlangen bei, einer Frau, welche die ersten Pflichten der Menschlichkeit so schön erfüllt hat, nicht länger ein Vertrauen vorzuenthalten, das sie in jeder Hinsicht verdient. Frau von Chantilly, die Sie lieben und schätzen lernte, als Sie beide sich noch fremd gegenüber standen, war überdieß begierig, in die nähern Rechte einer Verwandtin zu treten, da sie durch mich unterrichtet wurde, welch enge Bande Ihre Tante und Sie mit ihrem Verlobten verknüpften. Was indessen die erstere betrifft, so beschwöre ich Sie, ihr die Ungewißheit zu ersparen, welche mit der Kenntniß des Zustandes der Dinge unvermeidlich verbunden wäre. Sie ahnet die Nähe ihres geliebten Sohnes nicht und entbehrt also nicht wissentlich, während die Unruhe um ihn sich gewiß mit der Nachricht seiner Anwesenheit steigern würde."

Fast eine Stunde noch brachten wir in traulichem Gespräche mit einander zu, immer das Vergangene wiederholend und die mannigfaltigen Empfindungen enthüllend, die sich in uns geregt hatten. Dann brachte mich Blandheim nach Hause, und indem er mir eine gute Nacht bot und ich ihm über seine treue Freundschaft einige herzliche Worte sagte, mochten wir beide wohl fühlen, daß wir uns angehören und Eines des Andern

Wesen vollkommen erkannt haben. Aber die Schranken, die zwischen uns gezogen sind, vermochte diese Ueberzeugung nicht zu durchbrechen; sie werden erst fallen, wenn eine andere Welt uns aufgegangen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Fortsetzung.)

Mein Wirth, ein halber Arzt, wie alle seine Landsleute, wollte mir auf die Reise allerlei Schutzmittel aufdringen. Ich antwortete, um ihn zu beruhigen, mir solle der blecherne Doppelharnisch von der Erfindung des Doktor A. genügen, der auf dem Leibe getragen und stets mit warmem Wasser gefüllt, mir die glänzendste Invention des menschlichen Scharfsinns und die nöthigste zugleich für hiesige Gegend erscheine. Nicht nur, daß man sogleich das nöthige Theewasser zu jeder vernünftigen Konversation bei der Hand, ja auf dem Leibe hat, sondern auch in Gesundheitszeiten sollte jeder Cour- und Tafelfähige solchen Harnisch tragen, um beim Anklopfen, wie sich's gebührt, gehörig hohl zu klingen.

So saß ich endlich im Wagen und fuhr über die berühmte Ebene dahin, die Seitentaschen zur Reiseunterhaltung mit verbotenen Blättern gehörig vollgestopft, da ich als auswärts Wandernder nicht mehr visitirbar blieb. Den wahren Grund meiner plötzlichen Abreise durfte ich nämlich nicht jedem entdecken; doch ging er nicht minder aus dem Gesetz der Selbsterhaltung hervor. Ich mußte, um meine Lunge zu stärken, wieder einmal freiere Bergluft athmen, und in zwanglosen Heften ohne Censur in den Tag hineinrufen, was meine Brust lange genug verschlossen hatte. Denn die Luftpumpe, unter der man dort lebt, treibt jedem, der es nicht so gewohnt ist, das Blut fürchterlich in den Kopf, fast bis zum Zerspringen, und die Rumfordschen Suppen, die man täglich von allerlei politischem Abfall in gehöriger Verdünnung bereitet, nachher auf schmutzigem Löschpapier übelriechend aufträgt, machen die Geistesdiät zu einer wirksamen Hungerkur, so daß es Niemand wundern kann, alle Gedanken um sich her so klar und durchsichtig wahrzunehmen. Dabei hat das Räsonnement der Leute über Politik, Wissenschaft und Kunst etwas Unwiderstehliches. Ganz im Gegensatze mit der sonst dort geübten Gewerbefreiheit, ist das Recht, Gedanken zu haben, nur ein gewissen Leuten anvertrautes Monopol, und unter strenger Kontrole wegen Maaß und Gewicht; und nicht nur Hofzahnärzte und Hofpoeten findet man hier, sondern auch Hofdenker und geheime Oberhofphraseologen; weshalb, von den allerhöchst genehmigten Gesinnungen an bis zu den Betrachtungen über die lezte Ausstellung und jüngste Tänzerin, Alles uniformirt und in die vorgeschriebenen Fabrikate gekleidet ist. Besonders treibt die dortige Hoch-, ja Höchstschule damit nach gewissen Gegenden Deutschlands einen ansehnlichen Handel, während ihr Berliner Blau unter südlicherm Sonnenstande sogleich alle Farbe verlieren soll. Will man nun diesen Argumenten nicht sogleich sich fügen, so wird von allen Seiten das dahin Einschlagende so nachdrucksvoll wiederholt, daß man endlich gern sich gefangen gibt, um nur dem Ohrenbrausen eines beständigen Echo zu entgehen. Dennoch ist ihnen, wie den Griechen ihr Delphi, die Hauptstadt der Nabel der Erde, um den alles Sonstige sich dreht; die außerhalb Gestorbenen müssen erst noch einmal als Hauptstädter wieder auferstehen, um hier den Culminationspunkt der Menschheit zu durchleben, und wenn ihnen auch ihre Sandebene, gleich der afrikanischen Wüste, allerlei Fata Morgana darüber vorspiegelt, wie es in der Ferne aussieht, so hindert dies doch nicht, daß sie es gerade deshalb am besten wissen. Ueberhaupt, ist es nicht die kürzeste Maxime für Lehren und Herrschen, statt sich nach Welt und Wirklichkeit zu richten, umgekehrt vielmehr diese nach sich herumdrehen zu wollen? Wie oft sollst du dich noch als wahr und vorbildlich bewähren, herrlichste aller Malerانekdoten! Ein längstverstorbener Monarch hatte wohl die Gewohnheit, bei Podagraanfällen zur bildenden Kunst zu greifen, als einem beruhigenden Mittel. In solchem Falle wurde ein Flügelmann der Garde heraufgeholt, um mit Pinsel und Farbe vom Herrscher auf die Leinwand gebracht zu werden. Weil er aber gewohnt war, als etwas heftiger Mann dabei zu sehr ins Rothe oder Schwarze zu malen, wollte es ihm nicht immer gerathen. Es ist aber das erste Vorrecht eines absoluten Monarchen, nie zu stocken oder in Verlegenheit zu kommen. Glich daher das Bild nicht völlig seinem Urbilde, so mußte umgekehrt der Porträtirte ihm ähnlich gemacht werden; der Herrscher malte ihm sein Schwarz und Roth unbarmherzig ins Gesicht hinein, und fortan durfte dieser nur in der neuen Leibfarbe wieder vor ihm erscheinen.

Der verlassene Fischer.

Steht ein Fischer an dem Strand
Vor den blauen Wogen,
Leer das Netz und laß die Hand,
Aug' mit Gram umzogen;
Hört nicht, was die Welle singt,
Um den Fuß gekräuselt,
Nicht den West, der leichtbeschwingt
Durch die Föhren säuselt;
Schaut hinaus, wo Meer und Luft
Schwimmend spielt in fernem Duft.

Manches Fischlein kommt daher
Durch die Fluth geschwommen,
Manche Muschel perlenschwer,
Finst'rer Tief' entnommen;
Manche Nixe schaut herauf,
Spielend mit Delphinen,
Streut Korallen aus zu Hauf,
Schmückt des Ufers Dünen,
Blendet fast der Augen Licht —
Doch der Fischer sieht es nicht.

„Schwimmt ihr Fischlein ruhig hier
Auf des Meeres Rücken!
Glänzt umsonst ihr Perlen mir —
Niemand kann ich schmücken!
Eure Pracht, Korallen, schaut
Nimmer, die ich meine;
Kümmert sie, des Andern Braut,
Daß ich einsam weine?
Taucht ihr Fischlein nur hinab!
Schmückt, Korallen, bald mein Grab!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Brünn, den 15. November.

Die Cholera.

Ich benutze die ersten freien Augenblicke nach meiner Ankunft in dem angenehmen, jezt leider von der Weltgeißel heimgesuchten Brünn, um vorläufig nach eigener Anschauung und den Berichten der Einheimischen zu erzählen, wie die Sachen im Hauptquartier der Feindin in Mähren stehen; später finde ich wohl Zeit, außer dem Verhältniß der Mährer zur Cholera, auch von ihrem Verhältniß zur Menschheit zu sprechen.

Kommt man von Wien hieher, so erscheint die Brünner Cholera dem Beobachter in einer andern, ernstern, strengern Gestalt als dort, obgleich die Krankheit an sich ganz dieselbe ist: es gibt Gegenden der Stadt, wo kein Haus verschont geblieben ist; es sind dies, wie anderer Orten, ganz besonders und auffallend solche, die am Wasser liegen und zu welchen die Ueberschwemmung im September gereicht hat. Auch in höhern Ständen sind der Opfer nicht wenige gefallen, die meisten Fälle kommen aber in den niedern Volksklassen vor, und da ich zu beruhigen wünsche, so mache ich nicht weiter darauf aufmerksam, daß sich dies von selbst versteht, wenn man keine genauen Zahlenverhältnisse anzugeben vermag, was ich noch nicht im Stande bin. Auffallend groß ist in den Spitälern die Anzahl der Arbeiter aus den meistens feuchten Tuchfabriken. Es findet hier durchaus nicht dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Krankheit statt, wie in Wien, und es rührt dies theils davon her, daß die Seuche hier wirklich bedeutender ist, vorzüglich aber wohl daher, daß der Großstädter, wie der Soldat in einem großen Heere, die Pfeile des Gottes gleichmüthiger treffen sieht und meint, der Tod werde just ihn in der Menge nicht finden. Die Angst ist hier sehr bemerklich: bei Nacht geht Niemand leicht aus dem Hause, wenn er nicht muß; Anfangs wurden auch sehr häufig Präservative gebraucht, namentlich Pflaster und Kupferplatten auf dem Magen; man hat sie aber als zwecklos und beschwerlich bald weggeworfen. Jezt kleidet man sich warm, vermeidet Diätfehler, fürchtet sich nicht, und ist damit so gut gesichert, als man es seyn kann. Das sonst sehr lebhafte Brünn ist etwas öde geworden. Das Theater, das, im Vorbeigehen gesagt, beweist, daß es nicht schwer ist, sich auf die Höhe der jezigen deutschen dramatischen Kunst zu erheben, ist wenig besucht; die Industrie hat übrigens nicht gelitten und der gemeine Mann findet in den Fabriken hinreichend Arbeit. Die Cholera hat auch hier bewiesen, daß sie des auf Kalender und Wetterglas gebauten Glaubenssystems der Menschen spottet: die eingetretene schlimme Witterung hat auf die Seuche so gut als keinen Einfluß gehabt, desto mehr aber die Weinlese und die Kirchweihen. Von jeher, wenn ein Sterben kam unter die Menschen, hat es nicht an Predigern gefehlt, welche die Buße in die Herzen donnerten; aber wohl noch nie sind Zustand der Kultur und Natur einer Krankheit so zusammengetroffen, um eine Seuche so ganz zur ernsten Lehrerin der Menschheit zu machen, welche sie aus dem Hang zur Sinnlichkeit aufschreckt und zum Nachdenken zwingt über das, was Noth thut. Er, der Herzen und Nieren prüft, will auch einmal die Magen prüfen. Wie die englischen Mäßigkeitsvereine Emissäre auf das platte Land schicken, um gegen den Whisky das Kreuz zu predigen, so macht die Cholera, ein Mäßigkeitskommissär des Himmels, die Runde durch die Welt, und es möchte ihr die moralische Reform durch die gereinigten ersten Wege schneller und umfassender gelingen, als jenen Branntweinfeinden durch den Trichter des stumpfen Gehirns.

Was bisher überall beobachtet worden, hat sich auch hier bestätigt: die Cholera tödtet auf ihrer Höhe *fast* ohne Ausnahme, Anfangs und in den leichtern Fällen wird sie aber häufig geheilt. Der Krankenstand, außer der Cholera, ist auch hier sehr gering, und chronische Krankheiten tödten auffallend langsamer. Die Anstalten in Brünn beruhen, wie in Wien, durchaus auf dem Grundsatze der Nichtcontagiosität; sie sind zum Theil sehr gut, nur wird zu viel gespart, während in Wien Alles mit großer Verschwendung eingerichtet ist. Es ist nur ein einziges außerordentliches Spital eingerichtet; außerdem nehmen das sehr schöne allgemeine Krankenhaus, in einer besondern Abtheilung, die Klöster der barmherzigen Brüder und der Elisabetherinnen Cholerakranke auf, leztere ohne Trennung. Wenn man auch annimmt, daß die Cholera mitunter angesteckt hat, so beruht doch offenbar ihre Verbreitung im Ganzen auf einer allgemeinen Ursache. Ich bin fest überzeugt, daß Sperrungen von Ländern, wie von Wohnungen zu nichts dienen, und daß Sperrung der leztern, durch die moralische Wirkung auf die Bewohner, die Seuche verschlimmert. Nach dem Urtheile der vernünftigsten hiesigen Beamten ist eine fortgesezte Handhabung von Sperrungsmaßregeln eine durchaus unmögliche Sache, und ich hoffe, daß auch bei Ihnen keine Rede mehr von einem Manöver seyn wird, das gar zu sehr an jene Bauern erinnert, welche gegen einen Heuschreckenschwarm mit Kugelbüchsen auszogen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. November 1831.

Es ist ein klein Paris, und bildet seine Leute.

Goethe.

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Fortsetzung.)

2.

Die vernünftige Gesellschaft.

— Ich kam endlich in die westdeutsche Handelsstadt, die große Herberge Europas, und ihr Kunstsinn, ihre freien geselligen Verhältnisse, die Regsamkeit und Beweglichkeit ihres Treibens wollten mich wieder, wie sonst, an sich ziehen, im Gegensatz zu der frostig todten Eleganz, von welcher ich herkam. Es ist etwas Eigenes um die Individualität einer Stadt. Nicht selten trifft man in Familien und engen geselligen Kreisen, welche sich eifrig in einander hineinleben, gewisse Lieblingsvorstellungen und wiederkehrende Redensarten, welche man nach langer Abwesenheit, während man sich selbst mannigfach geläutert und gebildet, mit Erstaunen unverändert wieder findet. Nicht anders ist es mit der Stimmung ganzer Städte: manche haben eine gewisse Lenksamkeit und Perfektibilität, andere bleiben zäh auf ihrer engen oder breiten Scholle sitzen, und nach ihnen sollte man kaum vermuthen, wie ungeheuer die Welt sich um sie her verändert. Bekanntlich nennt man lezteres Kleinstädterei, nur darum mit Unrecht, weil oft die größten Städte an diesem selbstgenügsamen Dünkel am meisten leiden. Es ist ja nur die allem Berühmten eigenthümliche Selbstheiligsprechung, die auch alle großen Männer befällt, wenn sie sich zur Ruhe gesezt. Dieß findet sich hier nun weniger, denn der Fremden aus und ein, der geselligen Beziehungen sind zu viele, welche immer die geistige Temperatur verändern; und wenn man gewisse Sphären des Krämer- und des Schöffengeistes glücklich vermeidet, wüßte ich keine deutsche Stadt zu nennen, wo im Kleinen und Kleinsten so viel Kreise mannigfacher geistiger Interessen neben einander, gleich Miniaturgemälden der europäischen Bildung, dem Fremden begegnen: Pietisterei und Magnetismus, Kaufmannsgeist und Diplomatie, einfachste Redlichkeit und komplicirteste Schelmerei, Stockjobber und mittelalterlicher Rabbinismus, Kunst, Literatur, Musik, Schöngeister, Rechtgläubigkeit jeder Art und Ketzerei in jeder Form, von der stupidesten Legitimität bis zum ausgelassensten Liberalismus herab — jegliches neben einander, und über alles gleichmäßig dahingebreitet ein freundlicher Himmel und die Lebenslust eines wohlfeil glücklichen Genießens. Und wie es sonst mir seltsame Kontraste gab, aus den Kreisen gottversenkter Mystagogen in den hellen Saal zu Tanz und Spiel zu treten, so erregte es jezt mir eigenthümliches Behagen, von der feinen Serviette eines diplomatischen Feieressens, wo es, bei aller Frivolität, doch gegen Titel und Adel mit gebührendem Respekte herging, mich sogleich zur Derbheit eines scheltenden Ohnehosen hinabzubegeben. Kurz man kann, gleich dem Adler auf der Andeskette, in wenigen Stunden die verschiedensten geistigen Klimate durchfliegen; so daß, wer hier nicht endlich zur Vielseitigkeit und zum

Toleriren erstarkt, einäugig oder verkrümmt geboren seyn muß. Wie aber ja sonst auch alle Gegensätze in Natur und Menschenwelt ruhig neben einander unsere Kugel bewohnen, wie die Sonne scheint über Gute und Böse, so könnte auch der Mensch allmählig sich besinnen lernen, ehe er seinem Gegner den Stein eines kategorischen Vorwurfs an den Kopf wirft. Es war von je der Wahnsinn der Zeiten, sich eigensinnig immer auf Ein Bein zu stellen bis zum Einschlafen des Gliedes; aber warum studiren wir denn Geschichte, warum stehen wir überall aus mit unsern gereift historischen Ansichten, wenn wir nicht endlich begreifen, daß die Menschheit, wie ein Tausendfuß, nur mit allen ihren Gliedern sich bewegend, vorwärts komme? So sollen es aber nur die legitimen Beine der rechten Seite seyn, die den Boden stampfen dürfen bei allgemeiner Unbeweglichkeit des Thiers.

Das Theater übrigens fand ich schlecht, die Poetenquelle theils vertrocknet, theils arg besudelt, selbst die Musik mittelmäßig; sogar die gewöhnlichen Leierkastenmänner, deren Spiel den Straßen sonst eine gewisse sehnsüchtige, in die Ferne rufende Klage verlieh, waren weggewiesen. Statt dessen brüllten allerlei Thierstimmen um die Akensche Menagerie, deren Tiger und Löwen sich indeß bis auf ihren etwas rauhen Dialekt in der That so humanisirt haben, daß sie ehestens, glattrasirt und wohlgelockt, als vortreffliche Gesellschafter unsere Zirkel vermehren, und mit ihrem interessanten Blick und Mienenspiel, wie schon jezt im Käfig, unsere Damen entzücken werden.

Noch werde ein Künstlerabendessen nicht übergangen, das einer ihrer vielschreibenden Altmeister uns gab. Die Gesandtschafts- und Staatsmänner pflegen darum als treffliche Gesellschafter so allgemein geschäzt zu werden, weil sie, einmal zu vertraulichen Besprechungen gebracht, ihrer abwesenden Kollegen wenig schonen, ja selbst von den Gewalthabern und Wettermachern der Zeit irgend etwas Lustiges oder Frivoles im Geheim zu erzählen wissen, und das politische Siebengestirn unseres Horizontes sogar zu ganz lächerlicher Nähe mit uns herabziehen. Etwas Aehnliches geschah auch diesen Abend an unsern literarischen Berühmtheiten. Jeder wußte ihnen etwas Unehrerbietiges oder Lächerliches nachzusagen; es erregte in uns ein so angenehmes Gefühl allgemeinmenschlicher Gleichheit und Erbärmlichkeit. Besonders ein kritisches Donnerwettermännchen, das allerlei bissige Urtheile, gleich Taschenpuffern, bei sich führte, excellirte in solchen Anekdoten. Freilich ist es der Schlamm, welchen der forteilende Fluß der Zeit zu Boden fallen läßt, in dem diese Krebse am liebsten wohnen. — Nach Oken ist die Thierwelt ein auseinandergelegter Mensch. Sollte dieß nicht auch literarisch wahr seyn, so daß auch hier Schlammthiere, Weichthiere, Stink- und Faulthiere, Raub- und Stoßvögel, die zahlreichen Affengattungen nicht einmal gerechnet, deutlich sich unterscheiden ließen, und nur etliche sonneanstrebende Adler?

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Der folgende Tag war einer der schönsten meines Lebens, denn an ihm ward ein Sohn der Mutter neu geschenkt und von dem Manne zugeführt, den ich liebe und lieben werde, so lange meine Seele empfinden und mein Geist denken kann. Blandheim hatte früh die beruhigendsten Nachrichten erhalten. Georgs Gegner befindet sich in voller Genesung, das Gefühl rückkehrender Gesundheit hat ihn milder gestimmt, lange körperliche Leiden haben eine Leidenschaft erstickt, welcher ohnehin, bei der bewiesenen Abneigung der schönen Wittwe, keine Erhörung lächelte, und die Schritte, welche zu Georgs Vortheil bei ihm gethan wurden, haben endlich ihr Ziel erreicht. Der Oberste war es zufrieden, daß der Prozeß niedergeschlagen wurde, und der Verlust seiner Stelle, die er aufzugeben früher schon geneigt war, schien die einzige unangenehme Folge, die für Georgen noch zu fürchten stand. So schonend als möglich bereitete nun Blandheim die Tante auf ein Wiedersehen vor, das sie zu hoffen nicht mehr gewagt hatte; dann führte er zuerst die künftige Schwiegertochter in ihre Arme, um ihre Freude stufenweise zu steigern, und zulezt sank der Liebling ihres Herzens zu ihren Füßen, während die ermattete Frau vergeblich ihn zu umschlingen strebte.

Bald werden Georg und Frau von Chantilly ihre Vermählung feyern; wir sollen ihr noch beiwohnen, und dann sind wir entschlossen, die Tante nach Mannheim, ich nach Palmewitz zurückzukehren, da sie bei der schönen Wendung ihres Geschicks, wie sie sagt, keiner weitern Stärkung bedarf und ich mich sehne, das stille Landleben ruhig zu genießen und Dich wieder zu sehen. Blandheim spricht kein Wort über seine Plane und hat auf eine Frage, die an ihn von der Tante gethan wurde, sehr ausweichend geantwortet. Georg mag wohl mehr davon wissen, allein ich werde mir nie erlauben, in die Geheimnisse eines andern, gegen seinen Willen, einzudringen. Es soll mir genug seyn, daß ich das Bewußtseyn in mir trage, von dem edlen Manne erkannt und geliebt worden zu seyn, und die herrlichen Tage, die ich jezt verlebe, werden ihre lichten Strahlen tröstend auf meine dunkle Zukunft werfen.

* * *

Die erste einsame Stunde gehört Dir, Du theure Freundin meines Herzens, die Du, ich weiß es, mitfühlend alle Empfindungen, alle Eindrücke, jeden leise

angedeuteten Schmerz theilen wirst, welche die Blätter enthalten, die für Dich bestimmt sind. Karoline, ich bin seit gestern Blandheims Braut, die Freundin seines Herzens, und werde in wenigen Tagen das Weib seiner treuen, edlen, unwandelbaren Liebe seyn.

Diese kurze Ankündigung sollte Dir eigentlich genügen, denn wir werden nach einem kurzen Zeitraum auf Blandheim und Palmewitz eintreffen. Dem ungeachtet will ich der angebornen Vorliebe unseres Geschlechts für alle Einzelnheiten ihr Recht anthun und mich bemühen, die Bilder der jüngst entflohenen Stunden festzuhalten, damit Du, deren Wiederannäherung mir eine neue, schönere Morgenröthe verkündigte, die Seligkeit Deiner Lenore wachsen, gedeihen und erblühen sehest.

Vor einigen Tagen, gegen Abend, waren Georg und Adele mit dem Kinde spazieren gegangen und ich hatte es ausgeschlagen, sie zu begleiten, weil ich niemals gerne störe. Blandheim hatte sich an jenem Nachmittage nicht blicken lassen, ich konnte mir die trübe Stimmung nicht verzeihen, in welcher ich mich fühlte, und um diese zu zerstreuen, nahm ich ein Buch und wandelte einsam dem Schloßberge zu. Innen an den Thoren der Stadt ist ein Weg, der über Treppen schneller nach den Ruinen hinauf führt, und ich wählte diesen, weil der Abend schon ziemlich vorgerückt war und ich mich beeilen mußte, wollte ich die Berge umher noch von der sinkenden Sonne erleuchtet sehen. Als ich in raschem Schritt um den Vorsprung der Mauer bog, bei welchem sich zwei Straßen scheiden, von denen die eine nach der wohlerhaltenen Schloßkapelle, die andere unter dem ehemaligen dunkeln Eingangsthor hindurch in die Höhe führt, trat mir Wartensee entgegen, der eben die Kapelle besucht hatte. Sein Betragen gegen mich war in den letzten Tagen weniger sicher gewesen; die Ereignisse in unserer Familie, welche von selbst die Gegenwart jedes Fremden ausschlossen, hatten eine natürliche Scheidewand zwischen uns gezogen, und meine andauernde Kälte, wie die sichtliche Vorliebe, welche die Tante jezt für Blandheim zeigte, hatte wahrscheinlich den Glauben an seine Unwiderstehlichkeit gemindert und ihm eine Art Eifersucht gegen Viktor beigebracht. Die unerwartete Begegnung schien ihm jedoch neuen Muth zu geben; er trat, als ich, mich flüchtig neigend, vorbeischlüpfen wollte, auf mich zu und bat mich, die Kapelle, die gewöhnlich nicht offen steht, und deren Schlüssel er bei sich trug, in seiner Gesellschaft zu besichtigen. Ich antwortete höflich zwar, aber kurz abweisend, daß ich dieselbe schon gesehen hätte, und meine abschiednehmende Verbeugung verbat sichtlich jedes Geleit. Seine Miene zeigte Empfindlichkeit, ich aber bekümmerte mich wenig darum und verfolgte meinen Weg, bis ich zu einer Stelle kam, wo auf unzugänglicher Höhe ein Thurm steht, dessen kühne Gestalt, so wie die wild über einander geschichteten Felsen, auf welchen er erbaut ist, dem Beobachter Bewunderung abzwingen. Hier wandte ich mich um, schaute zurück und erblickte deutlich unten an der Vormauer den Grafen, wie er durch ein Fernglas nach der Höhe sah. Ohne zu wissen worüber, ergriff mich eine geheime Unruhe, und ich vollendete meinen Weg auf den Gipfel des Berges weniger rasch, als ich bis hieher gekommen war.

Die farbigen Düfte des Abendhimmels gossen sich im Widerschein auf die Erde nieder und tauchten die Höhen ringsum in eine rosige Gluth. Tiefer hinunter an den Abhängen lagen dunkle Schatten, und nur hin und wieder fiel ein einzelner Lichtstrahl auf Wiesenplätze und gab ihnen das zarte Grün der frisch entsprossenden Pflanze. Alles war stille um mich; die lauten Töne des Lebens mochten nicht zu dieser Höhe emporsteigen, das Treiben der Menschen da unten und ihr Streben, Sehnen, Wünschen vermischte sich nicht mit den reinen, milden Lüften, die mich umgaben. In solchen Momenten geht die Gewißheit in uns über, daß wir, uns vielleicht unbewußt, nach einem schönern Ziele streben, als uns dieses umwölkte Daseyn bietet, und daß wir, der Nichtigkeit unsers irdischen Wesens ungeachtet, das Unvergängliche in uns tragen. Lange ließ ich meine Blicke über Alles hinstreifen, was in seiner Schönheit, gleich einem Zauber, mein Herz allmählig beschwichtigte. Alles Untergeordnete meiner Umgebung, jede kleinliche Sorge verschwand vor meinen Sinnen, und nur die Gefühle, die ich mit mir hinüber nehmen werde, bewegten in reinen, harmonischen Klängen meine Brust. Erst das erlöschende Licht vermochte mich aus meinen Träumen zu reissen, ich sah, wie in der Tiefe die Dämmerung Fortschritte gemacht hatte, und mit einem bangen Vorgefühle trat ich eilig meinen Rückweg an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien, September.

Das demokratische Prinzip in Spanien.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die gegenseitige Ansicht der europäischen Völker von ihrem politischen Leben meist noch voller Vorurtheil, wo nicht ganz verkehrt ist. Allerdings hat dies in der neuern Zeit im Vergleich mit frühern Jahrhunderten ziemlich abgenommen. Wie Brautleute, die eine heilige Scheu von näherer Berührung abhält, so standen die Völker noch vor einem Jahrhundert neben und gegen einander. Deutschland und die meisten Länder blickten auf Frankreich mit Verwunderung, mit den Augen einer Braut, der ihr Geliebter in einem idealen Lichte erscheint, und übersahen die glänzenden Mängel, die später die Welt zerrütteten.

Frankreich sah sich, wie noch immer, in demselben Glanze, und man hatte wenig Mühe, es davon zu überzeugen, daß in ihm die erste Nation der Welt wohne. Der Brautstand ist vorüber; man hat seine gegenseitigen Schwächen erkannt und ist aus der idealen Ansicht in eine begründetere Einsicht gestiegen: man hat sich kennen gelernt. Bei einzelnen Völkern ist dies aber dennoch, nach Maßgabe ihrer Stellung, weniger der Fall. Spanien ist uns doch noch immer um so mehr terra incognita, je mehr es sich absichtlich abschließt, und den andringenden Geist der Aufklärung mit derselben ängstlichen Besorgtheit abwehrt, wie jezt sich die Staaten gegen die Cholera verwahren. Frankreich will nun einmal als glänzendes Meteor des Liberalismus den europäischen Völkern voranleuchten, und es gilt also troz der beiden andern Elemente, des royalistischen und des vermittelnden, wegen des überwiegenden demokratischen für liberal. Das royalistische Prinzip ist aber dennoch unverkennbar, und Frankreich steht deshalb in einer lebendigen politischen Entwickelungsperiode, weil die Centripetalkraft von der zerrüttenden Centrifugalkraft zwar aus ihrer frühern Prävalenz verdrängt, aber keineswegs unterdrückt ist. Spanien befindet sich gerade in dem umgekehrten Verhältniß: hier hat die royalistische Parthei die der Opposition besiegt, aber so, daß leider die heilsame und nothwendige Gegenwirkung, die nach langem Schwanken ein Gleichgewicht der entgegengesezten Kräfte zum Ziel und zur Frucht haben sollte, nicht eintreten kann. Die Liberalen sind erdrückt, und durch die unnatürlichsten und deshalb für die Entwickelung des Ganzen gefährlichsten Mittel als ein schädlicher Auswuchs gleichsam ausgeschnitten. Daher die todte oder kleper Todtenruhe, die das Land jezt charakterisirt. In Verbannung und Elend leben die, welche, den Geist der Zeit begreifend, sein Organ werden wollten. England und Frankreich haben ihnen Freistätten geboten, und mit Erbarmen und Großmuth denen Hülfe und Unterstützung gewährt, die ein Opfer ihres Strebens und ihres begründeten Rechts geworden sind. Hier finden sie freie Luft und Erlaubniß, Anlaß, ja Anreiz, ihren politischen Schmerz auf verschiedene Weise auszuklagen. Die nicht unbedeutende Anzahl ihrer Werke, die meist in Paris oder London herauskommen, tragen das eigenthümliche Gepräge des glühendsten Hasses oder der rührendsten Elegie. Zwar tönen, wie einst unter dem jüdischen Volk, die Prophezeiungen einer kommenden glücklichern Zeit hindurch; die politischen Seher trösten sich — das ist ja der einzige Trost, der ihnen bleibt, sie aufrecht erhält und vor Verzweiflung bewahrt — „daß bald die Zeit kommen werde, wo die gehaßte Doppelherrschaft der Royalisten und Priester, wo der König, ihr Werkzeug, vor dem Rachegeist der Zeit stürzen, und die edelste und großartigste Nation die ihr gebührende Stelle unter den freien europäischen Völkern einnehmen werde." Wortreich und schwelgend in schönen Bildern entwickeln sie das Glück dieser vielleicht noch fernen Zeit, und scheinen nicht zu befürchten, daß sie noch eben so lange auf die Erfüllung ihrer messianischen Hoffnung harren können, wie weiland das jüdische Volk. Ist ihr Haß, der Gluth des südlichen Charakters gemäß, heftiger, als wir vernünftigen Nordländer begreifen können, sprechen sie von der Inquisition und ihren Gemächern mit Wuth, und wie von „höllischen Instituten, die der gekrönte Inquisitor, der ersehnte Ferdinand, herstellen ließ", so kann man ihnen doch die innigste Theilnahme nicht versagen, und sie können gewiß seyn, daß sie gleiche Stimmung überall finden, wo noch der angeborne Sinn für Recht nicht durch künstliche Sophismen untergraben ist.

(Die Fortsezung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 277:
Bachstelze.

Charade.
(Homonymisch.)

1.

Ein kaum gebornes Kindlein,
Es ruht an hoher Stätte,
Zu Anfang ganz verborgen
Vom glänzend braunen Bette;
Bald öffnet sich die Wiege,
Das Kindlein springt hervor,
Und streckt die feinen Aermchen
Zur Sonne gleich empor.

Und hat es nun die Sonne
Durchwärmet und durchleuchtet,
Und hat's der liebe Himmel
Mit seinem Thau befeuchtet,
So wird es stark und kräftig,
Sein Schmuck ist ausgesucht,
Es hüllt in süßen Duft sich,
Und bringt manch edle Frucht.

2. 3.

Der Früchte bin ich eine,
Mein Ruhm ist längst begründet;
Einst hab' ich Streit geschlichtet
Und Eifersucht entzündet;
Mich legt' als Todeskappe
Der auf ein schuldlos Haupt,
Dem dieses Haupts Befreier
Das Leben dann geraubt.

Ich halt' ein Haus umschlossen,
Das Haus hält ohne Klammern,
In diesem Hause finden
Sich fünf geheime Kammern,
In ihnen liegt mein Vater
Verschlossen und geborgen,
Doch, wird er nur begraben,
So kommt sein Frühlingsmorgen.

Das Ganze.

Ich Zwillingsbruder ruhe
Auf atlas-weißem Kissen,
Von mir und meinem Zwilling,
Stammt euch viel edles Wissen;
Ich decke mich zum Schlafe
Mit weicher Decke zu,
Die, mit den feinen Fransen,
Schafft mir gewisse Ruh.

Wenn ich von meinem Bruder
Nicht weich', in grader Richtung,
Und glänze gleich an Pracht ihm,
So preist mich doch die Dichtung,
Und geb' ich Dir im Kosen
Dein Bild verklärt zurück,
Wenn du wie deinen — Spiegel
Mich liebst, so sage von Glück.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. November 1831.

> Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch,
> Mit ihm zu seyn an jedem heitern Abend! —
> Und täglich stimmte das Gemüth sich schöner
> Zu immer reinern Harmonien auf.
> Welch eine Dämmerung fällt nun vor mir ein!
>
> Goethe.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Fortsetzung.)

Der Pfad von dem Gipfel herunter ist sehr steil und kleine runde Steine vermehren die Gefahr des Fallens; dessen ungeachtet erlaubte mir meine innere Aufregung nicht, langsam zu gehen, und meine Schritte wurden, wie das immer in solchem Falle geschieht, rascher und rascher. Jetzt näherte ich mich dem dunkeln Bogengang, unter welchem sich der Weg plötzlich wendet und wo völlige Dunkelheit herrschte. Eile und Angst machten meinen Tritt unsicher, ich strauchelte und wäre sicherlich gefallen, wenn nicht in diesem Augenblick eine männliche Gestalt, die ich nicht erkennen konnte, um die Ecke gebogen und mich aufgefangen hätte. Mein erster Gedanke war Wartensee und mein ganzes Wesen sträubte sich bei der Gewißheit, hier mit ihm und unter solchen Umständen allein zu seyn. Trotz der heftigen Schmerzen, die ich in meinem Fuße fühlte, wollte ich mich deßhalb seinem stützenden Arm entziehen, als Blandheims freundliche Stimme mit einer Freude, mit einer Beruhigung mich erfüllte, die ich in diesem Grade niemals empfunden habe. Er erzählte mir, wie er zu der Tante gekommen und mich nicht gefunden, wie die zunehmende Dunkelheit ihn beängstigt und er beschlossen habe, mich aufzusuchen. Eine Frau unten am Thore habe seine Vermuthung bestätigt, daß ich zu den Ruinen gegangen seyn möchte, und von Weitem schon habe er mich den Berg herunter eilen sehen und den Zufall befürchtet, der nun wirklich eingetreten sey. Da er sah, daß ich beinahe nicht aufzutreten vermochte, schlang er sanft seinen Arm um mich und leitete mich, oder trug mich beinahe über die zahllosen Stufen hinunter, wo dann auf ebener Straße das Gehen mir leichter wurde und mir das Anlehnen auf seinen Arm genügte. Diese Nähe des einzig Geliebten, die sorgliche Achtsamkeit, die er für mich trug, die Empfindung, die unverkennbar aus jeder seiner Bewegungen, aus jedem seiner Worte sprach — wie mächtig wirkte alles auf mein schwaches Herz! Wie trieb es mich, das Gefühl nicht länger zu verhüllen, das mich ewig an ihn bindet, und einmal nur ihn ahnen zu lassen, wie ich ihn liebe! Aber die Besorgniß einer Täuschung, das tiefe Schmerzgefühl, das mich bei dem bloßen Gedanken ergriff, mich einem Manne verrathen zu haben, der vielleicht nie der meinige werden konnte, hielt mich zurück und gab mir die Kraft, unter anspruchloser Freundlichkeit das süße Weh meines Herzens zu verhüllen. So waren wir langsam bis zu dem Abhang der Straße gekommen, die zu den Bädern führt, wo ich mich wieder fester auf Blandheim lehnen und mit Vorsicht meinen Fuß auf die Steine setzen mußte. Unter dieser Anstrengung hatte ich nicht bemerkt, daß Jemand uns eingeholt hatte, bis Blandheims Gruß mich aufmerksam machte und Wartensees Stimme mein Ohr traf. Ich blickte auf, er zog den Hut, und ungeachtet der Dämmerung, die uns umgab, wurde ich von dem Ausdruck des Hohns, der seine Züge

entstellte, schreckend überrascht. Er ging vorüber und ich hörte, wie er mit unterdrückter Wuth etwas von Bestellung und von Zurückweisen der Ueberlästigen murmelte. Furcht vor einer Gefahr, die ich mir nicht eigentlich deutlich zu machen wußte, die aber das Liebste bedrohte, was ich auf Erden hatte, ergriff mich. Ich sagte Blandheim, wir seyen uns begegnet, ich sey ihm ausgewichen, und er mache sich nun, nachdem er uns beisammen gesehen habe, vielleicht ganz falsche Begriffe. Er stand still und sah mich ernst an. „Soll ich den Grafen zurückrufen," sprach er, „und ihm seinen Irrthum benehmen? Ich wäre untröstlich, wenn ich mich zwischen ein Verhältniß störend gedrängt hätte, das Ihnen theuer ist!" — „Es hat niemals ein Verhältniß zwischen Wartensee und mir bestanden," erwiederte ich; „es wird nie ein solches bestehen, und was vielleicht so gedeutet werden konnte, ist nicht von mir ausgegangen. Meine Besorgniß betraf nicht ihn," sezte ich leise hinzu. Blandheim hatte meine Hand gefaßt, die ich ihm nicht entzog, und drückte sie von Zeit zu Zeit sanft gegen seine Brust, aber kein Wort wurde mehr zwischen uns gewechselt, bis wir nach Hause kamen.

Am folgenden Morgen fühlte ich zwar den kranken Fuß erleichtert, allein ich zog es doch vor, nicht an die Wirthstafel zur Mahlzeit zu gehen, sondern auf meinem Zimmer zu bleiben, wo mir die Tante Gesellschaft leistete. Nach Tische, als wir eben Blandheimen erwarteten, der uns etwas vorzulesen versprochen hatte, trat Frau von Chantilly todtenblaß zu uns herein und rief hastig: „Wissen Sie es schon?" Als wir mit Aengstlichkeit versicherten, daß wir gar nichts wüßten und sie mit Fragen bestürmten, sank sie auf einen Stuhl und sagte uns mit einer Verworrenheit, die eine Folge des heftigen Schreckens war: vor einer Viertelstunde habe eine Dame aus unserem Gasthof ihr einen Besuch abgestattet und ihr erzählt, daß Wartensee und Blandheim nach der Tafel in einen heftigen Wortwechsel gerathen seyen. Der Graf habe die Sitten, die Gewohnheiten, ja sogar die Literatur der Deutschen angegriffen, dagegen habe er die französische Nation bis in den Himmel erhoben und sich selbst Glück gewünscht, wenigstens zur Hälfte ihr anzugehören, indem seine Mutter eine Französin gewesen sey. Blandheim sey lange mit bewundernswürdiger Geduld in den Schranken der Zurückhaltung geblieben und habe nur mit festem Sinn die Deutschen vertheidigt und ihre Vorzüge in ein helles Licht gestellt. Als aber des Grafen Angriffe gar zu sichtlich sich gegen seine Persönlichkeit und gegen seine Vorliebe für alles Altherkömmliche gerichtet, sey auch er heftig geworden, es seyen zwischen beiden Theilen beleidigende Worte gefallen, man habe sich in die Ecken gezogen, leise, aber heftig mit einander gesprochen, und plötzlich sey nach den Pferden gerufen worden; Blandheim, Wartensee, Georg und ein ehemaliger Offizier in französischen Diensten haben sich hinaufgeworfen und seyen in raschem Trabe davon geritten.

Du magst Dir denken, Karoline, welch einen Eindruck diese Mittheilung auf mich machte. Ich konnte keinen Augenblick an dem Vorhaben der Abwesenden zweifeln und wußte auch eben so gewiß, daß der erwähnte Streit nur Vorwand und ich im Grunde die unglückliche Ursache eines Vorfalls war, der, wie er sich auch enden mochte, für mich die schlimmsten Folgen haben mußte. In namenloser Angst verlebte ich eine Minute um die andere; so oft die Glocke in einzelnen Schlägen den Ablauf einer Viertelstunde ankündigte, ohne daß Botschaft kam, ohne daß Jemand wiedergekehrt wäre, legte sich eine größere Last über meine Brust, und die furchtbaren Ahnungen einer erregten Einbildungskraft, die Leiden dieser schrecklichsten Zeit meines Lebens zu ermessen, vermag nur ein Herz, das in einem einzigen Gegenstande sein Glück und seine Wonne findet. Ich hatte das Fenster nicht verlassen, und oft konnte ich fast dem Verlangen nicht widerstehen, der Spur der Verschwundenen nachzueilen und Viktor, todt oder lebendig, noch einmal wiederzusehen. Die Tante und Frau von Chantilly saßen stumm neben einander, ich sah, wie jeder ablaufende Augenblick einen tiefern Schatten der Sorge auf ihr Gesicht drückte, wie sie mit Gedanken und Befürchtungen kämpften, die sie sich scheuten auszusprechen und in dem bösen Klang ihrer eigenen Worte eine Art Prophezeihung zu finden.

(Der Beschluß folgt.)

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Fortsezung.)

5.

Der Tag auf dem Dampfschiff.

Ich weiß nicht, ob neuere Novellenmacher, die um frische Schauplätze und Situationen oft in großer Bedrängniß sind, Dampfschiffe und Dampfreisen schon zu romantischen Verwicklungen benuzt haben. Wenn nicht, so sey es ihnen hiermit anempfohlen. Ein Liebhaber z. B. entführt seine Geliebte; auf ein Dampfschiff gebracht, ist sie in wenigen Stunden unerreichbar fern. Aber er eilt nochmals zurück, um die Edelsteine nachzuholen; doch zum Hafen gelangt, verfehlt er unter den gleichgebauten Schiffen das rechte; es stürmt hinaus und entführt ihn unaufhaltsam nach Nordamerika, während seine Braut nach England segelt. Auf dem Ocean zerspringt der Kessel, weit ins Meer ihn hinausschleudernd, und er rettet sich kaum noch auf einer nachgeschwommenen Planke. Drei Tage so umhertreibend, wird er endlich von einem Ostindienfahrer aufgefischt, findet in Indien unerwartet sei-

nen steinreichen Oheim, eilt suchend nach England zurück; unterdeß hat aber die Gesuchte selbst, nach einigen schweren Abentheuern, Amerika durcheilt, um ihn zu finden; er muß nach, und erst auf den Steppen des lezten Mohikans finden sich die Liebenden zu ewiger Vereinigung. Welch natürliche Motive, welch bändereiche Verwicklungen, welches Erstaunen der Leser, alle Welttheile so leicht und kunstlos verknüpft zu sehen!

Zu solchen Regungen und romantischen Flügelhebungen gleichsam fühle ich mich immer unwillkührlich begeistert, wenn ich ein Dampfschiff betrete und mich in seine bunt europäische Gesellschaft mische. Und die Dampfschiffe des Rheins haben in der besten Zeit des Jahres vorzüglich die Ehre, solche erlesene Societät dahinzutragen. Es finden sich dann die mannigfachsten Nationen und Originale zusammen, die auf dem Verdecke wie in einem Gesellschaftssaale auf einen Tag an einander gewiesen und durch Luft, Licht, Reiselust, regeren Hunger und Durst menschlich-natürlicher gestimmt, sich weit leidlicher und vortheilhafter erweisen, als sonst in unsern schwülen Societäten, wo sie mit den Sorgen und Ansprüchen ihrer engen Bürgerlichkeit sich einfinden und einander auf den Dienst lauern. Besonders der Deutsche benimmt sich in der Regel allzu ungenirt in Gesellschaft, troz der Feinheit seines Fracks und seiner Manieren; es wird ihm fast unmöglich, aus seinem Charakter und seiner absonderlichen Stimmung herauszukommen, und er enthält sich nicht, diese, wie unlieblich sie auch sey, seinen Freunden aufzudrängen. Der Engländer bleibt bekanntlich überall derselbe, und eine Wunderlichkeit sticht fast immer hervor, aber sie ist mehr nationale Gewöhnung, als persönliche Bizarrerie. Lernt man ihn näher kennen, so findet man meist einen selbstbewußten, ernsten, in sich gesammelten Charakter: er kümmert sich nicht um die andern, aber es ist die allgemeine Menschengleichgültigkeit eines Vielgereisten, nicht die Morosität eines deutschen Hypochondristen, der immer Eitelkeit und versauerter Dünkel zu Grunde liegt. Der wahre Mann des Augenblicks, das gesellige Thier, ist der Franzose. Wie oft habe ich gesehen, daß tiefe Bekümmerniß, zerstörender Gram, verhehlt, aber in seinen Zügen sich aussprechend, bei ihm dem feinsten, geistreichsten Gespräche keinen Eintrag that; ja wie der Sprechende, der Mittheilung froh und doch weit davon entfernt, seine individuellen Gefühle hervorbrechen zu lassen, im Gespräche selbst seinen Schmerz vergaß: es war ihm wieder ein Moment frischen, homogenen Lebens, den er nicht vorübergehen lassen wollte. Aber er hat darin eigentlich nur sich selbst und sein Gespräch genossen, und bei aller Hingebung und ungeheuchelten Herzlichkeit ist er dir dennoch verschlossen geblieben, weil es nur eine menschliche war, nicht eine persönliche, Werk und Eingebung des Augenblicks. —

Es war ein schöner Tag, als ich früh das Schiff betrat. Die Morgensonne schaute schräg über das Gewühl von Häusern und Menschen herein, und der frische Ostwind spielte mit dem flatternden Wimpel, wie mit den wehenden Tüchern und Bändern der Frauen. Dem Morgenschlaf entrissen, schauten doch alle mit erfrischtern Wangen in den heitern Tag. Menschen, Thiere, mancherlei Fracht drängte sich endlos in's Schiff: es glich einer modernen Arche, nur daß Mancher eine Sündfluth eher gewünscht, als gefürchtet hätte, um seinen Schulden, Resten, Krebsen, Rechnungsablegungen und möglichen Folgen aller Art mit Einem Mal zu entkommen. Ich sezte mich hinten auf's Verdeck unter das Zelt, und betete bei freudigen Orgeltönen im Innern still meinen Morgenpsalm. Wie süß ist's zu leben ohne Zeit, ohne vorwärtsdrängendes Ungestüm, ohne die Ungeduld des Fürchtens und Erwartens! Ich ruhte, wie ein Adler mit schwebendem Flügel, unbewegt über einer sonnenerhellten Aue; das Gefühl gesunden Daseyns in gesunder Welt, wie es mich nur auf einsamen Fußreisen zu durchdringen pflegt, überschlich mich wieder nach langer Zeit. Wie viel Vergebliches hatt' ich versucht und gethan; wie unbequem lagen die engen Schnürstiefeln meiner Verhältnisse mir um die Füße! — Jezt blieb Alles dahinten, und ich schämte mich fast jeder unzufriedenen Regung. Ich glaube die Welt so ziemlich zu verstehen; diese aber versteht keineswegs mich. Muß ich dies doch sogar in der Ordnung finden, ist es mir ja ohnehin bekannt, wie die wackersten Leute mit einem doppelten Charakter durch's Leben gehen, dem einen, welchen sie im verzerrenden Hohlspiegel ihrer Umgebung werfen, mit und ohne ihre Schuld, dem andern, wie sie vor Gottes ewig klarem Blicke stehen, der das Zufällige abzuthun weiß von dem Kerne ihres Seyns und Wollens: — was sollte daher mich so über die Gebühr in Erstaunen setzen, wenn es mir nicht besser geht, wie manchem weit Tüchtigern? Dies Alles drang mir hell durch den Sinn; aber ich sagte mir damit nur das tausendmal schon Beherzigte, um es bald von Neuem — nicht zu vergessen, aber in abgestumpfter, nutzloser Erinnerung bei mir zu tragen. Die einzige Lebenskunst bestände darin, oft genug das Leben zu vergessen, um, in sich gesammelt und aller Vorsätze eingedenk, stets aus sich selbst sich zu erneuen. Das meinten eigentlich unsere guten Voreltern, wenn sie es riethen und übten, jeden Tag mit Gott anzufangen. Aber wer ernsten Lebenskämpfen und gewaltigen Mühen stark ins Auge sieht, unterliegt doch dem beständigen Bremsenstich kleinlicher Quälerei und Mühseligkeit. Schickt mir Riesen, und ich will sie bekämpfen; schon die Größe der Situation hebt mich über mich selbst; aber dem beständigen Summen armseliger Mücken bin ich nicht gewachsen.

Unterdeß hatten sich die Gruppen auf dem Verdeck

geordnet; man stand, ging, saß, lag, sang, schwieg, sprach in mancherlei Tempo; dazwischen klapperten die Kaffeetassen, und die Morgenpfeifen wurden angezündet. Ich trat zu einer stillen Miß, die mir seit gestern von einer Wanderung durch's Siebengebirge her in lieblicher Erinnerung geblieben; ihr Vater, ein bärtiger Colonel, hatte mich gestern bis Mitternacht von seinem portugiesischen Feldzuge unterhalten; die Tochter, sein einziges Glück und sein Stolz, erzog er reisend durch die verschiedenen Welttheile, so weit Paketbote und Dampfschiffe reichten. So hatte die Achtzehnjährige die schottischen Hochlande und Neapel, Petersburg und Malta kennen gelernt, und jezt gedachten sie, den Winter in Nizza zuzubringen. Freilich ein eigenes Experiment, um zu einer künftigen Hausfrau zu bilden; doch lösen die jungen Engländerinnen meist diese Aufgabe befriedigend. — Ich rief ihr zum Morgengruß einen Text aus Childe Harold zu; sie lächelte über den möglichen Doppelsinn, welchen die Sentenz des schwermüthigen Dichters in ihrem oder meinem Munde empfangen würde. Doch verstehend, erwiederte sie nichts, sondern fragte nach dem Namen der nächsten Bergruine, welche sie eben in ihr Skizzenbuch einzutragen im Begriff war. Ich sezte ihr auseinander, wie man im Durchreisen nicht einmal den Charakter einer Gegend gehörig auffassen könne, geschweige denn Volk und Sitte; wie erst, wenn man sich ihr assimilire, durch Luft und Licht und Lebensweise, ihr eigener Zauber sich uns erschließe. „Erst wenn man in ruhigem Besitze und halb unbewußt ein Glück genießt, sagte ich, genießt man es ganz.“ — „Aber dann besizt man es doch nur bewußtlos, ohne es zu genießen“, wandte sie ein. — „Das ist der Widerspruch, der allem Leben inwohnt. Wir kommen mit unserm Bewußtseyn meist entweder zu früh oder zu spät; es gewährt uns Wunsch und Zukunft, wie Sehnsucht und Vergangenheit; aber den ruhigen Genuß der Gegenwart verzehrt es meist in ungenügendem Streben: Warnung genug, wenigstens das Jezt mit einander festzuhalten.“ Sie faßte lebensfroh die ganze Bedeutung dieser Worte, und hat ihr stillgegebenes Versprechen gehalten während der Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien, September.

(Fortsetzung.)

System der Regierung.

„Tortur und Hinrichtung,“ heißt es in einer dieser Schriften, „sind die schwachen Stützen der Willkühr und Zwingherrschaft des von seinem Volke so lange ersehnten Herrschers, wodurch er die patriotische Flamme und das Licht des Jahrhunderts auszulöschen bemüht ist. Aber die öffentliche Meinung widerstrebt seinen unerhörten Gewaltthätigkeiten und führt ihn seinem gänzlichen Sturze entgegen. Friedrich der Große, einer der gemäßigtsten Könige und erleuchtetsten Philosophen, nannte den Pabst die Büchse der Pandora, die römischen Bischöfe die Götzenbilder des Fanatismus, die Geistlichen die Talismane des Aberglaubens, die Inquisitoren die Henker der Menschheit, und die Mönche Christi Schweine.“ — Dies sind Stimmen derer, die allerdings außerhalb Spanien leben, aber immer noch als Bürger dieses Landes betrachtet werden müssen. Wie weit ihre Stimmen, troz der geheimen und öffentlichen Sicherungsmaßregeln der Hofparthei, in das Innere eingedrungen, und in wie vielen Gemüthern sie widerklingen, um, sollte einmal die unter der Asche glimmende Flamme aufgeblasen werden, zu einem furchtbaren Rachechor zu werden, läßt sich, sogar wenn man im Lande selbst lebt, nicht bestimmen. Nach dieser Schilderung steht Spanien allerdings als politisches Gegenstück zu Frankreich da. Lebt man indeß in Spanien und liest die Gaceta de Madrid und ähnliche, unter der unmittelbarsten Einwirkung der Hofparthei erscheinende Blätter, lernt man Alles durch ihre Brille ansehen, ja sieht man den Ferdinand im Prado, der sich die Liebe seines Volks durch seine formelle Nationalität soll erwerben können, obgleich er die reelle durch alle Mittel unterdrückt hat, so möchte man geneigt seyn, Spanien für nicht weniger glücklich zu halten, als seinen Nachbarstaat. Die meisten Spanier leben in jener glücklichen Beschränktheit, die keine höhern Zwecke kennt, als die Fristung der nächsten Bedürfnisse. Man sorgt von Seiten der Regierung mit lobenswerthem Eifer für denjenigen Grad von Bildung, den Grad von Kultur der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, der für die dermalige politische Lage nicht gefährlich erscheint. Hört man die oft gut gemeinten Lobreden auf das Glück, dessen sich Spanien unter der Regierung Ferdinands erfreue, so weiß man nicht, ob man sich von ihnen als Eingebungen der niedrigsten Schmeichelei, womit sich die Poesie aller Zeiten leider nur zu oft entehrt hat, mit Unwillen und Abscheu abwenden, oder sie für Ironie halten und die Feinheit der Mystifikation bewundern soll. Doch kommen solche Produkte oft von Männern, denen man weder das Eine verwerfen, noch das Andere zutrauen kann, zumal da die Ironie auf spanischem Boden jezt nicht zu blühen scheint. Man muß sie daher für den Ausdruck eines wahren Gefühls halten, dessen Mancher fähig seyn mag, der die politischen Uebel ignorirt und die löblichen Bestrebungen der Regierung anerkennt. Denn läugnen kann man nicht, daß diese wenigstens insoweit den Anforderungen unserer Zeit Gehör schenkt, daß sie das Andenken an die Gräuel des frühern Partheikampfs vergessen zu machen und die Uebel, die daraus für das Land hervorgegangen sind, zu heilen sucht. Mag dies immerhin in der Absicht geschehen, die Nation einzuschläfern, eine erträgliche Lage und dadurch Ruhe der Gemüther zu begründen, und die heftigen Anschuldigungen der vertriebenen Freiheitskämpfer Lügen zu strafen, so bleibt es immer etwas relativ günstiges und heilsames. So viel hat doch wenigstens die heftige Reaktion gewirkt, daß die Zeiten der autos da fé und der Gräuelherrschaft des Fanatismus ziemlich vorbei sind. Man scheut sich, offenbare Grausamkeiten zu begehen, und tritt so mit dem Geist in Einklang, der durch unsere Zeit weht und sie charakterisirt. Man hat den Muth, offen zu sündigen, verloren, im Geheimen treibt man's aber ärger, als zuvor, unter der Maske der edelsten Gesinnungen, die man mit frecher Verstellung zur Schau trägt. Die Lüge beherrscht durchweg unser Jahrhundert.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 285.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 29. November 1831.

Des Lebens Bilder sind im grellen Licht,
Im Sturm des Tages durch die Brust gezogen;
Der Abendstrahl, wenn er sich farbig bricht,
Gießt mildes Oel auf die empörten Wogen.

Weiß.

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Fortsetzung.)

Es zog ein Wortwechsel unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir sahen nicht fern von uns zwei Männer, einen in preußischer Offiziersuniform, mit heftigen Hand- und Mundbewegungen gegen einander agiren, während die Gesellschaft von allen Seiten sich entfernte. Der Offizier behauptete nämlich mitten im freundlichen Sonnenschein mit großem Nachdruck, die Polen seyen Rebellen gegen ihren Landesherrn, und strengste Züchtigung werde sie ereilen. Mich kränkte es unsäglich, mit dem Scheidewasser dieser Partheikämpfe, die schon manches Freundschaftsband zernagt hatten, den stillen Tag besudelt zu sehen. Sind denn diese Berge und Quellen, diese Bäume und Haine Liberale oder Legitime? Zwar kämpft und verzehrt sich alles Lebende in Feld und Wald; aber wahrlich realerer Vortheile wegen als um hohle, unverstandene Redensarten. Thut wenigstens auch also, und höret auf, euern Eigennutz und eure Gier mit tönenden Phrasen zu umkleiden. Endlich löste den Streit, was nicht die blühendsten Prospekte vermocht hatten, die Eßglocke, die zum Frühstück rief. Wer materiellen Naturgenuß suchte, drang mit Macht in die Kajüte; die Frauen blieben oben, um dießmal in wahrem Sinne nur von Schaugerichten und der Luft zu leben. So wäre es still geworden auf dem Verdeck, bis auf eine berühmte Frau, die aus dem Sommerbade aus Ems zurückkehrend, fortdauernd laut empfand und die verschiedensten Abstufungen der Naturbewunderung in Ausrufen bei der Hand hatte, englische Verse als Beweis ihres Entzückens recitirte, und überhaupt Alles leistete, was man von der neuesten Bildung Hinreißendes erwarten konnte. Auch vorhin war sie ganz für die polnische Sache gewesen und hatte mit vieler Einsicht über die nothwendigen Koncessionen gesprochen, welche die Fürsten dem Zeitgeiste zu machen hätten.

Endlich kamen wir an die heilige Stelle des Rheines, wo in der Neujahrsnacht des 1814ten Jahres der alte Blücherheld die lange Fessel des Stromes brach und ein neues Thor in die Zukunft sprengte, welche wir jezt noch lange nicht ausgemessen haben. — Caub, am rechten Ufer, zwischen steilen Felsen eingesenkt, an denen sich mühsam enge Pfade herunterwinden, in der Mitte des Rheines auf einer Basaltklippe die Pfalz, ein seltsames Gebäude, halb Thurm, halb Schloß, mit mancherlei Giebeln und Fähnlein übereinander, halb zertrümmert in den Wogen und Eismassen, und nun die schneebedeckten Felsen ringsum mit Kriegern besezt, die lautlos und mit erwartungsbebenden Herzen in den engen Schlund hinabziehen; darüber hin der Mond, der sich in dem Wasser spiegelt, wie in dem Treibeise des Stromes, wo schon die Keckſten von Scholle zu Scholle springen, um das ersehnte Ufer zuerst zu betreten. Drüben in schweigender Dunkelheit, wie eine geheimnißvolle Zukunft, die Höhen des feindlichen Landes, ungewiß, ob sie nicht dem

muthigen Heere Verderben bereiten. Welch eine fröstelnde Winterlandschaft mitten am heitern, sonnedurchwärmten Tage! Jezt schießt der Fluß zwischen befreundeten Ufern dahin, und was Männerkraft damals errang, wird sie behaupten, ja mehr noch, im Innern befestigen. Wir Deutschen bedürfen nicht der Fremde und des Fremden; bleiben wir unter uns einig und strebsam, legen wir die enge Scheu vor einander ab, und kein Ausländer dürfe sich in die kleinen Händel mischen, die freilich noch bei uns auszumachen, ehe wir ins gelobte Land eines leidlich socialen Zustandes mit einander einziehen.

Unterdeß war der Abend immer schöner und duftiger heraufgestiegen. Berg und Thal, Burgen und heitere Rebenhügel, Stadt an Stadt rückten an uns vorüber im raschen Dahingleiten des Schiffes, und wie koulissenartig schob sich Landschaft in Landschaft, von Sonne und wechselnden Wolkenschatten durchspielt. Zu seiner doppelten Feier schloß der schwüle Tag mit einem Gewitter, das in den Bergen vielstimmig daherdonnerte. Endlich erhob sich ein Regenbogen über den Höhen, und Nebel und Düfte stiegen zum lezten Gruß der Abendsonne empor, die mit glühenden Farben die höchsten Felsen umzog: es war ein Licht- und Schattenspiel ohne Gleichen. Ich sehnte mich aus dem gährenden Kessel des Thales empor, und stieg aus, um den Abend auf den Höhen hinzubringen. Da rückte dem Steigenden der Regenbogen immer tiefer; ein lezter Streifregen faßte mich, und ich stand ganz in glühenden Funken. Endlich siegte das reine Blau, ich stand dicht an der Schwelle des geöffneten Himmels, unter mir das friedliche Thal mit dem Nachtquartier voll Abendglocken und schreienden Kindern, die den Johanniswürmchen nachliefen. Die Schornsteine rauchten über der bereiteten Nachtkost; auch die meine war darunter. Wie vertraut und innig lächelte mich die Erde an mit ihren Freuden und Kleingenüssen, die wie verborgene Quellen unser Leben stets umspülen und erfrischen. Ich pflückte ein Rebenblatt von der nächsten Ranke zum Andenken an ein Gelübde, das ich eben mir gethan. Da winkte vom rebenumsponnenen Fenster des Thales das weiße Schnupftuch der Lieben, und ich eilte zurück zur holdesten Abendfeier.

Die Kapelle der heiligen Gertrud.

(Beschluß.)

Sieben Uhr war vorüber, und noch immer hatten wir nicht die mindeste Nachricht. Jezt mußte ein Unglück geschehen seyn, denn so lange hätten weder Blandheim noch Georg ohne Ursache uns mit unserer Angst kämpfen lassen können. Ich vermochte nicht mehr im Zimmer zu bleiben, dessen dumpfe Luft mir die Seele zu beklemmen schien. Ich ging, oder vielmehr schwankte die Allee entlang, dann zog das Bedürfniß, mein geängstigtes Herz an geweihter Stätte vor demjenigen zu enthüllen, der allein die Noth der Menschen wenden kann, mich auf die Anhöhe, wo die Kapelle steht. Ich betrat den stillen Raum, den ich zum lezten Mal an seiner Seite besucht hatte. Die Erinnerung an ihn wurde so mächtig, der Gedanke, was derjenige für uns gewesen war und gethan hatte, der nun vielleicht schwer verwundet, vielleicht todt da lag, ergriff mich mit einer solchen Wehmuth, daß ich niedersank, meine Hände krampfhaft faltete und unfähig, eine erleichternde Thräne zu vergießen, mich mit der Angst der Verzweiflung dahin wendete, woher allein mir noch Hülfe kommen konnte. Einige Minuten hatte ich so in halber Bewußtlosigkeit gekniet und vermochte nur die Masse des Jammers zu fühlen, der auf mir lag; aber nach und nach entwickelten sich meine Ideen deutlicher, ich fing an in die Einzelnheiten des befürchteten Unglücks einzugehen, und bei dem unwillkührlichen Ausmalen derselben schärfte sich der Stachel des Wehs, das ich nicht mehr zu ertragen vermochte. „Gott!" rief ich laut, indem ich meine gefalteten Hände empor streckte; „was ich auch an Leiden getragen habe bis diese Stunde, Du weißt es, ich habe nie dagegen gemurrt. Prüfe mich ferner, vereinige auf meinem duldenden Haupte jeden Schmerz dieses Lebens, trenne mich hienieden von dem, den ich einzig und unaussprechlich liebe; aber *verdamme mich* nicht, auf Erden zu bleiben ohne ihn, dessen Daseyn, sind wir auch geschieden, zu der unerläßlichen Bedingung des meinigen geworden ist." Athemlos hatte ich stille geschwiegen und mein Kopf war auf meine gefalteten Hände gesunken. Da hörte ich einen bekannten, geliebten Laut dicht neben mir, ich blickte auf, ich hob mich empor; es war Blandheim! Sein rechter Arm ruhte in einer Binde, den linken hatte er gegen mich ausgestreckt, während seine Lippen den Namen „Lenore" flüsterten. „Um Gotteswillen! Sie sind verwundet, Blandheim?" fragte ich. Er antwortete mir nicht, aber ich fühlte mich von seinem Arm umfaßt und unwiderstehlich zu ihm hingezogen. Meine furchtbare Angst, alle Leiden dieses endlosen Nachmittages lösten sich jezt in unaufhaltsame Thränen auf. „Viktor!" seufzte ich, während mein Kopf sich an seiner Brust verbarg und meine Arme mir unbewußt seinen Hals umschlangen. Er drückte mich fester an sich, und da er fühlte, wie ich zitterte und wie meine Knie unter mir brachen, leitete er mich zu einem Stuhl und sezte sich, mich immer noch im Arm haltend, dicht zu mir hin. „Lenore!" sagte er, „wäre es möglich — könntest Du mich lieben?" — „Ich habe ja nie etwas geliebt, außer Dir," antwortete ich und barg meine glühenden Wangen an seinem Busen. „Dasjenige, warum ich Dich früher hingab, war ein Irrlicht, das seinen glänzenden Schim-

mer mit Moder und Graus schnell vertauschte, und seit Jahren schon ist das Andenken an Dich, bist Du allein die erwärmende, belebende Sonne meines Daseyns!"

— Karoline, wie ist aller Glanz dieser Erde nichtiger Tand, gegen das Glück, von einem Manne geliebt zu werden, dem man mit vollem Vertrauen sich hingeben kann, was sind die feinsten Genüsse des Menschen gegen die Ueberzeugung, diesem Manne alles zu seyn, was ein edles Weib zu werden wünschen mag! Ein reines Entzücken schimmerte aus Viktors Augen, und eine heilige Pause feierte den erneuerten Bund unserer Herzen. „Meine Braut!" rief er endlich, „Weib meiner einzigen, meiner unvergänglichen Liebe, Engel, geläutert im stürmischen Meere der Trübsal, wie ist mir durch Deinen Besitz das Unglück von zehn langen Jahren gelohnt! Lenore, sieh, sie lächeln herab, Deine Eltern und mein unvergeßlicher Vater; sie freuen sich unsrer Seligkeit und segnen uns ein zu einem glücklichen Leben, dem ein noch schöneres Wiederfinden folgen wird."

Laß mich hier in der Beschreibung von Empfindungen abbrechen, die keine Kunst zu zeichnen vermag, weil sie himmlischen Ursprungs sind. An Viktors Arm trat ich in das Zimmer der Tante, welcher das Entzücken, das auf unsern Gesichtern lag, schneller als unsere Worte es vermochten, das Vorgegangene entdeckte. Mit der vollen Ueberzeugung, daß ich mit meinen jetzigen Neigungen und Ansichten an Blandheims Seite, in der stillen Geschäftigkeit des häuslichen Lebens glücklich seyn werde, nahm uns die gute Frau segnend und glückwünschend an ihre Brust, wir sanken von einem Arm in den andern, und der ehrliche Georg versicherte mit einer männlichen Thräne im Auge, daß erst jezt sein eigenes Glück den vollen Werth für ihn erlangt habe. Die Geschichte des Nachmittags und die Ursache unseres Schreckens ward nun auch besprochen. Die Herren waren in der That mit dem Vorsatze weggeritten, sich zu schlagen, und Blandheims empörte Leidenschaft unterdrückte in diesem Augenblick die Grundsätze, die er sich sonst über diesen Punkt angeeignet. Während einem Ritt von zwei Stunden verkühlte indessen seine Heftigkeit immer mehr, und einige Worte, die Georg über Blandheims Eigenthümlichkeit und über das innige Verhältniß zu sprechen Gelegenheit genommen hatte, in welchem er früher schon durch mich mit ihm und seiner Familie gestanden, hatten Wartensee ebenfalls nachdenkend gemacht. An dem bestimmten Orte angekommen, erklärte Blandheim: daß er seinen Muth bei dem großen Kampfe um Deutschlands Freiheit bewiesen habe, daß aber nach seiner Meinung die Duelle nur dazu bestimmt seyen, der aufbrausenden Leidenschaftlichkeit der Menschen Vorschub zu leisten, und daß er sich nur nothgedrungen in die Gefahr versetzen werde, ein vorsätzlicher Mörder zu werden. Viktors edler Anstand, der Ausdruck von Muth und Kraft in seiner Gestalt, der selbst bei dem bösesten Willen keine schlimme Auslegung zuließ, und vielleicht mehr als dieses die Nachricht von einer früher unter uns bestandenen Verbindung, machten Eindruck auf den Grafen, der wohl ein eitler, aber kein unedler Mann ist. Die Sekundanten traten hinzu, Wartensee gestand, daß er sich übereilt habe, und der Streit wurde zu allgemeiner Zufriedenheit ausgeglichen. Dem Grafen erschien jedoch die Rückkehr hieher unangenehm, er beschloß, vollends nach Zürich zu reiten, und bat Georg, ihm seine Leute nachzusenden, was bereits geschehen ist. Aber die Eile unserer Freunde, uns aus unserer Besorgniß zu reißen, war so groß, daß Viktors Pferd bei dem raschen Ritt stürzte und er an dem Arm bedeutend verlezt ward; dieser Umstand, der die Heimkehr noch verzögerte und mich in meiner Angst in die Kapelle jagte, beschleunigte wahrscheinlich die Erklärung, die uns so glücklich macht.

Wir haben um die Erlaubniß nachgesucht und sie erhalten, uns an dem Orte, wo wir uns wiederfanden und der uns ewig theuer bleiben wird, zum ewigen Bunde einsegnen zu lassen. In drei Tagen bin ich Viktors Gattin. Dann machen wir eine Reise durch die Schweiz, damit ich die Alpen in der Nähe sehe, die ich oft aus der Ferne bewundert habe. Vor Ende künftigen Monats sind wir aber in Blandheim, wo die Tante uns empfangen und bis zum Winter bei uns bleiben will. Karoline, öffne mir Deine Arme und nimm mich auf in unser gemeinschaftliches Paradies.

Lenz an Salzmann.

7.

Landau, den 7. September.

So wenig Zeit mir auch übrig ist, so muß ich Ihnen doch sagen, daß ich Sie in Landau noch eben so hoch schätze, eben so liebe, als in Fort Louis. Unser Marsch war angenehm genug: vor Tage zu Pferde, und vom Mittag bis in die Nacht gerastet. Ich möchte so durch die Welt reisen. Weissenburg hat mir gefallen; die dortige Schweizergarnison glich den Priestern der Cybele, so erfreute sie die Ankunft eines deutschen Regiments. Landau kann in der That das Schlüsselloch von Frankreich heissen, da es nur zwei Thore hat, eins nach vorne, das andere nach hinten. Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang — — Ich wohne bei einem Herrn Schuch, der ein naher Verwandter von Herrn Türkheim seyn will. Seine Frau und er spielen mir alle Abend Komödie, wobei mein Herz mehr lacht, als bei allen Farcen des Herrn Montval und Ribou. Er ist ein gutwilliger Schwätzer,

gegen seine Frau ein rechter Adventdesel. Sie trägt Hosen und Scepter, eine Teintüre von Andacht und koketter Pruderie. In der That, meinen kleinen Plautus hinterdrein gelesen, und ich brauche kein Theater. Melden Sie mir doch, was das Ihrige in Straßburg macht und ob dort kein deutsches zu erwarten sey... Einen Nachmittagsprediger habe ich hier gehört, der keine Pfeife Tabak werth vorgebracht. Ich ging nach Hause und las Spalding vom Werth der Gefühle im Christenthum. Welch ein Kontrast! Dieses Buch müssen Sie auch lesen, mein Sokrates; es macht wenigstens Vergnügen, zu finden, daß Andere mit uns nach demselben Punkt visiren. Ich freue mich, daß man in einem Tage von hier nach Straßburg kommen kann; wer weiß, wenn ich Sie überrasche. Fahren Sie fort mit Ihrer Gewogenheit für mich.

Lenz.

Nacht und Tag.

Schweigend ziehet die Nacht und deckt die regsamen Fluren,
Nur die westliche Gluth flammet im dunkelen Meer;
Einmal breitet sie noch die feurigen Arme gen Himmel,
Blicket ins blumige Thal — flimmert und zuckt und erlischt.

Also nahet der Schmerz, und schwer auf friedlichen Augen,
Schwer an der klopfenden Brust lagert die dunkele Nacht.
Sehnend richtet der Mensch den brechenden Blick zu den Sternen,
Schaut in sein Eden zurück, faltet die Hände und stirbt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Spanien, September.

(Beschluß.)

Spaniens Gegenwart und Zukunft.

Betrachtet man die spanische Literatur, so hat sie die Physiognomie, die sie unter diesen Umständen haben kann. Sie beschränkt sich auf theologische und andere wissenschaftliche Werke, meist mit Erneuerung der alten. Man sieht keine eigene Produktivität, noch weniger, wie das in Frankreich fast überall sichtbar ist, ein unmittelbares Hinwirken auf das jedesmalige Zeitinteresse. Daher die Starrheit, dieß todte Einerlei, diese ermüdende, Erschlaffung beweisende und erzeugende Wiederholung. Man bewegt sich in einem engen Kreise, und von Erweiterung und Entwickelung der geistigen Thätigkeit ist keine Spur. Während in Frankreich, freilich auf Kosten der Wahrheit und des objektiven Gehaltes, alles geistige Streben das Gepräge der momentanen allgemeinen Erregung trägt und, ein perpetuum mobile, immer von neuen sich in neue Formen und Farben kleidet, der französische Geist ein wahres Chamäleon in ewiger Bewegung bleibt, die Leidenschaften der Partheien bald hier-, bald dorthin treiben, und unbekümmert um die objektive Wahrheit, jeder seiner Subjektivität folgt: so bietet Spanien gerade das entgegengesezte Extrem dar. Wie die orientalischen Staaten, in denen der südliche Himmel und das herrliche Klima ein Hauptgrund jener bekannten Starrheit seyn mag, in der sie sich seit Jahrtausenden ohne höhere Entwickelung verhalten haben, steht Spanien auf dem einmal erreichten Standpunkt der Bildung, und genießt der Entwicklung der übrigen Staaten Europas nur in der größten Passivität. Offenbar hat die Zeit der Reformation einen ungeheuren Scheidungsprozeß bewirkt, gleichsam einen Gährungsstoff in die Staaten geworfen, der fortwährend geistige Bewegung mit ihren heilsamen und verderblichen Folgen ans Licht gebracht hat. Spanien gelang es, sich davon frei zu erhalten und den wenigen Stoff, der sich auch hier regte, im Keim zu ersticken. Die religiösen Interessen haben sich großentheils aus der Politik der übrigen Staaten abgetrennt und sind fast ganz aus dem Auge verschwunden. Hier aber hat sich der Klerus an den Thron, wie eine Schmarotzerpflanze, mit ungeheurer Festigkeit angeklammert und zugleich in das tiefste Innere des Volkslebens sich eingesogen. Woran der weltbezwingende Titane jahrelang scheiterte, das gelang dem von ihm vertriebenen Ferdinand mit Leichtigkeit. Warum? Weil für ihn der Klerus gegen Partheigänger stritt, die nicht begreifen konnten, daß der Geist mächtiger sey, denn der mit Schwerdt und Schießgewehr bewaffnete Arm, daß die Entwickelung in politischer Hinsicht einem Volke nicht von außen eingeimpft werden kann, sondern daß sie aus seinem Innersten sich herausbilden muß. Vielleicht können noch Jahrhunderte vergehen, ehe in Spanien das Volk seinem Klerus entfremdet wird, und welche Rolle dieser in der neuesten Zeit, da man ihn für politisch todt zu halten anfing, wieder spielt, haben die neuesten Zeiterscheinungen bewiesen. In Frankreich und Belgien hat er mit großer Konsequenz scheinbar die allerverschiedensten Zwecke verfolgt, und wer kann sagen, welche Geburten er im dunkeln Schooße des Beichtstuhls noch zur Reife bringt? In Spanien hat er von jeher ein und dasselbe Ziel vor Augen gehabt, und dem muthigen andalusischen Roß, das, schon vor Karl V. des Zügels ungewohnt, ihn abzuwerfen bemüht war, so lange sein Blut abgezapft und auf gut Orientalisch ihm die Fußmuskeln zerschnitten, bis er, ermattet, den Maulthiergang erlernt hat. Nun rufen sie ihm die sanftesten Schmeichelworte zu, und das spanische Volk merkt nicht, daß es hinkt, und hält sich noch, wie immer, für das edelste und größte Volk der Welt, und ist stolz auf seine Schwäche. Das allerkatholischste Volk gibt um diesen Ehrentitel seine Ehre hin, und stimmt denen Loblieder an, ja sezt sein Leben für die ein, die es in entehrendem Schlafe erhalten, während es zum Tode derer jubelt, die im auto da fé oder in Verbannung für ihr Streben büßen müssen, es wecken zu wollen. Glücklich in ihrer Beschränktheit, sind die Spanier unfähig, ihr Elend zu erkennen, da man ihnen vorsagt und sie es gerne glauben, sie seyen die glücklichste Nation, weil es ihnen nicht an Essen und Trinken fehlt, und man auf die Luft keine Abgaben legt. Dennoch scheint die Stimmung derer, die ihr Vaterland verlassen haben, denen nicht fremd zu seyn, die zurückgeblieben sind, und mit demselben Rechte, wie man in Frankreich die geheime Macht des royalistischen Klerus, wenn nicht fürchtet, doch nicht ignorirt, so sollte man in Spanien den geheimen Geist, den man gebannt zu haben glaubt, für zu gewaltig halten, als daß man bei bloßen blutigen Beschwörungsformeln, sich beruhigte. Gewiß erhebt er sich, wenn Alles vorbereitet ist, was zu seinem Siege, oder wenigstens zu seiner Geltendmachung nothwendig ist. Die Zeit muß erfüllt seyn: das ist hier, wie überall, Noth. Während alles voreilige Streben nichtig in sich zerfallen muß, kann Niemand die zeitige Geburt hindern, die höhern Gesetzen unterliegt.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 286.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 30. November 1831.

> Comme je ne vois nulle chose plus noble et plus belle
> Que la sainte ferveur d'un veritable zèle:
> Aussi ne vois-je rien qui soit plus odieux
> Que le dehors plâtré d'un zèle specieux,
> Que ces francs charlatans, que ces dévots de place.
>
> Molière.
> Le Tartuffe.

Zeitbilder.

Nro. 1.

Der Fromme.

Ein Frommer hat Jahr ein, Jahr aus,
Nachts spät und früh am Morgen,
In eig'ner Seel', im eig'nen Haus
So immerdar zu sorgen,
Daß schon an Zeit es ihm gebricht,
Um Kundschaft einzuholen,
Was Einer glaubt und denkt und spricht,
Der nicht ihm anbefohlen.
Er braucht so stets von oben Rath
Zu eig'nem Heil hienieden,
Ist mit dem Besten, was er that,
So wenig selbstzufrieden,
Daß nie er spürt die stolze Lust,
Den Nächsten anzuklagen,
Ja, daß er's scheut, in fremde Brust
Herzrichtend sich zu wagen.
Erkennt er gleich kein and'res Licht,
Für sich, als seinen Glauben,
Doch trachtet er den Forscher nicht
Der Fackel zu berauben;
Verketzert nicht mit Wuthgeschrei
Die ew'gen Denkgesetze,
Sagt nicht, Verstand sey Teufelei
Und die Vernunft ein Götze.
Wann Dünkel ruft: „In's Himmelreich,
Geht's nur auf meinen Spuren!“
Denkt er, die Gaben sind nicht gleich,
Verschieden die Naturen.
Er glaubt, wie in der Schrift es heißt:
Dem Einen ward Erkenntniß,
Dem — Glauben, Jenem — Forschungsgeist,
Und Diesem — Sprachverständniß;
Wähnt nicht, zu wissen, welche Kraft
Jedwedem ward gewähret,
Prahlt nicht, zu haben Wissenschaft
Von dem, was er entbehret. —
Das aber weiß er, und hat Acht,
Es nimmer zu vergessen:
Zwei Gaben hat des Vaters Macht
Uns Allen zugemessen,
Zwei Gnaden, die, nach ew'gem Rath,
Kein Menschenkind soll missen:
Die freie Wahl zu eig'ner That,
Zu freier Wahl — Gewissen.
Denn ohne freien Thatentschluß
Nicht Tugenden, nicht Fehle;
Ein unverstandner Zwang, ein Muß
Sie sind ein Mord der Seele.
Das weiß ein Frommer, und so kirrt
Und zwängt er nie zum Glauben,
Wird Keinem, selbst wann schwer er irrt,
Gewissensfreiheit rauben.

Er will nicht Gläubige für Lohn,
Mag nicht Ungläub'ge strafen:
Was sollten Gott, was seinem Sohn,
Und was dem Geiste Sklaven?!
Nur die, so ihm der Herr vertrau't,
Führt er zu höh'rem Leben;
Sein Wandel ist es, der erbau't,
An dem sie sich erheben.
Und himmlisch wird sein treuer Fleiß
Auf Erden schon belohnet:
Ein Eden ist der heit're Kreis,
Mit dem er selig wohnet. —
So strahlt sein Haus — er weiß es nicht! —
Durch Nacht und Nebelferne;
Und der Verirrte folgt dem Licht,
Dem stillen heil'gen Sterne.

Nro. 666.

Der Frömmler.

Ein Frömmler kann nicht still für sich,
Nicht fromm im Herzen bleiben,
Er muß die Frommheit äußerlich,
Weil er vernarrt ist in sein Ich,
Auf offnem Markte treiben.
Er kommt mit heil'gem Flitterschein
Demüthig herstolziret,
Denkt sich ein wahres Engelein,
Gleichwie ein Geck meint schön zu seyn,
Wenn schön er ausstaffiret.
Ja, wie die Dirne buhlen geht
Mit frech-entblößten Reizen,
Sieht man den Frömmler früh' und spät
Mit Lieb' und Glauben und Gebet
Vor aller Welt sich spreizen.
Er hat, berückt von Eitelkeit,
In sich nichts mehr zu schaffen,
Und also immer Lust und Zeit,
Nach and'rer Sünden, weit und breit,
Zu spüren und zu gaffen.
So wird der Geck ein böser Thor,
Durch stete Selbstberückung.
Schon dreht er falsch das Aug' empor,
Und lügt sich selbst und Andern vor
Von seliger Verzückung.
Er prahlt mit seinem hohen Werth,
Er prunkt mit seiner Demuth,
Klagt, daß der Lehrstand Frevel lehrt,
Die Jugend täuscht, ihr Herz verkehrt,
Und ihn erfüllt mit Wehmuth.
Er sey des Glaubens Prototyp,
So glaubt er voll Behagen;
Möcht — ach! er hat die Welt so lieb! —
Die ganze Welt mit Einem Hieb
Auf seinen Leisten schlagen.
Doch da zu schwach der süße Mann,
Solch Handwerk zu vollbringen,
So soll ihm, was er selbst nicht kann,
Das Schwert des Staats, der Kirche Bann
Mit Fluch und Blut erzwingen.
Ging es nach ihm — der Holzstoß wär'
Wie ehmals aufgeschichtet,
Und längst das ganze Ketzerheer:
Ein Jeder, der nicht glaubt, wie Er,
In Flammen hingerichtet.
Zwar scheu't er solches ungeschminkt
Und ohne Hehl zu sagen;
Doch nur, weil noch zu Furcht ihn zwingt
Der Geist, der ihn zu mächtig dünkt
In unsern hellen Tagen;
Der Geist, von dem er, wuthentbrannt,
Uns Untergang verkündigt;
Der Geist, der Liebe Himmelspfand,
An dem sein eitler Halbverstand
Ungläubig sich versündigt;
Der Geist, der ihn, zur Strafe, flieht,
Das Antlitz von ihm kehret,
So daß er nur den Buchstab sieh't,
Abgöttisch vor ihm niederknie't,
Und knechtisch ihn verehret. —
Nun ist Zelot der eitle Geck,
Der blinde, der verstockte;
Nun steht der Frömmler auf dem Fleck,
Wohin, zu ihrem niedern Zweck,
Die Herrschsucht ihn verlockte.
Die Herrschsucht, die des Glaubens lacht,
Und nur den Aberglauben
Zum Werkzeug ihrer Willkühr macht,
Um, wie ein Dieb in finstrer Nacht,
Die Freiheit uns zu rauben.
Es soll die Seelensklaverei
Ertödten Geist und Rechte,
Damit — so möcht es Tyrannei! —
Bequemer ihr das Herrschen sey,
Geduldiger die Knechte. —
Vergebens! — In der Dummheit Joch
Läßt sich die Welt nicht zwingen;
Und waget der Zelot es doch ......
Wir sahen stets, und kürzlich noch,
Des Aufruhrs Fackel schwingen. —
„Ich sagt' es ja, der Geist der Zeit
Sann längst auf Frevelthaten!“
Der Frömmler ist es, der so schrei't,
Er, der sie nächtlich selbst gestreu't
Des Unheils finstre Saaten.

Bedenkt es, wann er schleichend naht,
Um Einfluß zu erwerben:
Ein falsches Irrlicht ist sein Rath,
Er führet Fürst und Volk und Staat
In Abgrund und Verderben.

Ludwig Robert.

Lenz an Salzmann.

8.

Guter Sokrates!

„Ohne mich nicht ganz glücklich!“ — Fürchten Sie sich der Sünde nicht, einen jungen Menschen stolz zu machen, dessen Herz noch allen Passionen offen steht und durch Zeit und Erfahrung nur noch sehr wenig verbollwerkt ist? Da ich so tief in Ihr System gegnckt, da ich weiß, daß Ihre Religion die Glückseligkeit ist, so konnte mir kein größeres Kompliment gemacht werden, als daß ich im Stande sey, mit etwas dazu beizutragen, wenn's auch nur so viel ist, als ein Mänschen zum Rhein. — Spaß bei Seite, die Glückseligkeit ist ein sonderbares Ding; ich glaube immer noch, daß wir schon hier in der Welt so glücklich seyen, als wir es nach der Einrichtung unsers Geistes und Körpers werden können. Die Tugend ist das einzige Mittel, diese Glückseligkeit in ihrer höchsten Höhe zu erhalten, und die Religion versichert uns, sie werde auch nach dem Tode währen, und dient also dieser Tugend mehr zur Aufmunterung, als zur Richtschnur. Da kommt nun aber die verzweifelte Krankheit, von der Sie schreiben, und wirft mir mein ganzes Kartenhaus über den Haufen. Allein sie muß doch auch wozu heilsam seyn; vielleicht, wie Sie sagen, ist sie das Fegfeuer unserer Tugend; wenigstens macht sie uns die Gesundheit desto angenehmer und trägt also, durch den Kontrast, zu dem Ganzen unserer Glückseligkeit auch mit das Ihre bei. Wiewohl, ich habe gut philosophiren, da ich sie, dem Himmel sey Dank, schon seit so langer Zeit blos vom Hörensagen kenne. Ich bin jezt auch von lauter Kranken eingeschlossen, und denke dabei beständig an Sie. Wiewohl ich aus dem Schluß Ihres lezten Briefes zu meiner Beruhigung schließe, daß Sie jezt wieder völlig hergestellt seyen. Sie werden von Herrn Ott hören, wie ich mich amusire. Wenig genug und doch sehr viel. Wenn man Käse und Brod hat, schmeckt uns die Mahlzeit eben so gut, als wenn das Regiment de Picardie traktirt, vorausgesezt, daß wir im einen Fall, wie im andern recht derben Hunger haben. Um also glücklich zu seyn, sehe ich wohl, werde ich künftig nur immer an meinem Magen arbeiten, nicht an der Mahlzeit, die ich ihm vorsetze. Die Umstände, in denen wir uns befinden, müssen sich schon nach uns richten, wenn wir selbst nur fähig sind, glücklich zu seyn. — Bin ich doch ganz Philosoph geworden; werden Sie nur über mein Geschwätz nicht von Neuem krank... Den Rektor der hiesigen Schule habe ich in seinem Hause besucht und möchte wohl schwerlich wieder hingehen. Ich fragte ihn nach den hiesigen Gelehrten; er lachte. Das war vortrefflich geantwortet; nur hätte der gute Mann die betrübte Ahndung, die dieses Lachen bei mir erregte, nicht bestätigen sollen. Er beklagte sich über den Schulstaub und die häuslichen Sorgen: da, da, mein theuerster Freund, fühlte ich eine Beklemmung über die Brust, wie sie Daniel nicht stärker hat fühlen können, als er in den Löwengraben hinabsank. In seiner Jugend, sagte er, hätte er noch fait vom Studiren gemacht, jezt — o mein Freund, ich kann Ihnen das Gemälde nicht auszeichnen, es empört meine zärtesten Empfindungen. Den heiligen Laurentius auf dem Roste hätte ich nicht mit dem Mitleiden angesehen, als diesen Märtyrer des Schulstandes, eines Standes, der an einem Orte, wie Landau, mir in der That ein Fegfeuer scheint, aus dem man alle guten Seelen wegbeten sollte. Er hatte seine Bibliothek nicht aufgestellt, es waren bestäubte, verwesete Bände, die er vermuthlich nur in seiner Jugend gebraucht; ausgenommen die allgemeine Welthistorie; diese figurirt, in Franzband eingebunden, besonders. Vielleicht daß ich da mich einmal bei ihm zu Gast bitte. Er scheint übrigens der beste Mann von der Welt. O Gott, eh' so Gras über meine Seele wachsen soll, so wollte ich lieber, daß nie eine Pflugschaar darüber gefahren wäre. Jezt bin ich ganz traurig, ganz niedergeschlagen, blos durch die Erinnerung an diesen Besuch. Nein, ich darf nicht wieder hingehen. Wie glücklich sind Sie, mein Sokrates! wenigstens glänzt eine angenehme Morgenröthe des Geschmacks in Straßburg um Sie herum, da ich hier, in der ödesten Mitternacht tappend, einen Fußsteig suchen muß. Keine Bücher! Ha, Natur, wenn du mir auch dein großes Buch vor der Nase zuschlägst, (in der That regnet es hier seit einigen Tagen anhaltend) was werde ich anfangen? dann noch über die Glückseligkeit philosophiren, wenn ich von ihr nichts als das Nachsehen habe? Doch vielleicht kriegt mich ein guter Engel beim Schopf und führt mich nach Straßburg. — Meine Lektüre schränkt sich jezt auf drei Bücher ein: eine große Nürnberger Bibel, mit der Auslegung, die ich überschlage, ein dicker Plautus, mit Anmerkungen, die mir die Galle etwas aus dem Magen führen, und mein getreuster Homer. Ich habe schon wieder ein Stück aus dem Plautus übersezt, und werde es ehestens nach Straßburg schicken. Es ist nach meinem Urtheil das beste, das er gemacht hat (doch ich kenne noch nicht alle). Noch an eins möchte ich mich machen; es ist eine Art von Dank, den ich dem Alten sage, für das herzliche Vergnügen, das er mir macht. Ist es nicht reizend, nach so vielen Jahrhunderten noch ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechts zu seyn?

Heut möcht' ich Ihnen einen Bogen voll schreiben, aber ich besinne mich, daß das, was mir ein Präservativ für eine Krankheit ist, Ihnen leicht ein Recidiv geben kann.

Ich bin ganz der Ihrige

Lenz.

Nachtrag zu dem Aufsatz: Menschenköpfe, ein neuer Handelsartikel.

(S. Nro. 262.)

Die lezten Zeitungen aus den englischen Kolonien bringen einige Beiträge zur Geschichte des oben erwähnten Gegenstandes.

Der Sidney Herald vom 2ten Mai dieses Jahrs enthält folgende Nachricht: „Mit den lezt eingetroffenen Schiffen soll eine bedeutende Anzahl von Menschenköpfen, welche in der Cooksstraße zubereitet worden sind, für den Sidneyer Markt angekommen seyn. Es sind die Köpfe der Unglücklichen, die am 15ten September vorigen Jahrs auf Banks Halbinsel ermordet wurden. Man bereitet jezt auf ähnliche Art auch Hände und Arme zu; ein neuer Erwerbszweig, wozu die hochcivilisirten Weißen ihre wilden Mitmenschen aufgemuntert haben. Die Hand eines ermordeten Anführers der Neuseeländer und ein Theil seiner Eingeweide, den man zu einem Pulverbeutel umgeschaffen hat, sollen im Besitz eines Einwohners von Sidney seyn." In einem etwas spätern Blatte derselben australischen Zeitung heißt es: „Da ein Schiff aus Neuseeland hier mehrere gebackene oder sonst zubereitete Köpfe, 12 an der Zahl, wie man behauptet, mitgebracht hat, und da ernsthafte Unruhen dort ausgebrochen sind, wobei die Europäer, wie man sagt, nicht ganz unthätig geblieben waren, so ist ein Verbot hier erschienen, künftig diesen abscheulichen Artikel einzuführen. Leider vermag die Regierung nicht mehr zu thun; denn da Neuseeland weder eine Kolonie ist, noch von der Krone abhängt, sondern als ein unabhängiger Staat betrachtet wird, obgleich sehr mit Unrecht, so hat die englische Regierung wenig Einfluß, um Verbrechen auf jenen Inseln zu verhüten. Die Einfuhr der scheußlichen menschlichen Körpertheile können wir also bei uns wohl verbieten, nicht aber die Ausfuhr derselben aus Neuseeland. Nebst dem Verbote des Handels mit Menschenköpfen hätte man auch noch die Schiffe, die sie mitgebracht, und die Schiffer, welche Handel damit treiben, angeben sollen, damit der Verdacht dieses schändlichen Handels nicht auf Unschuldige falle und sie sogar in der Achtung der Neuseeländer herabwürdige. Vielleicht wird man zu ihrer Entschuldigung sagen, der Gebrauch, Menschenköpfe auf eine eigene Art zuzubereiten und zu backen, sey auf Neuseeland ein alt einheimischer, und werde stets fortgesezt werden. Das kann seyn; allein würde der auswärtige Handel damit geduldet, so würden die Wilden, in Ermangelung feindlicher Köpfe, die ihrer Freunde dazu nehmen und zu den abscheulichsten Verbrechen aufgemuntert werden. Leider haben wir den Wilden durch Einfuhr der Feuergewehre, des Branntweins und europäischer Krankheiten schon Uebel genug zugefügt. Hüten wir uns sorgfältig, sie aufzumuntern, daß sie gebackene Menschenköpfe an uns verkaufen; wer weiß, ob sie sich sonst nicht Köpfe von Weißen zu verschaffen suchen und dieselben, etwas zugestuzt, in den Backofen schieben."

Dg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus England, November.

Benuzung warmer Quellen zum Gartenbau.

Bekanntlich gibt es auf der Erde sehr viele Quellen, welche den ganzen Winter über sich auf einer Temperatur über dem Gefrierpunkt halten, und die Wasser, welche diese Eigenschaft wahrscheinlich dem Umstande verdanken, daß sie aus sehr tief liegenden Erdschichten entspringen, behalten den Wärmegrad, den sie einmal haben, der Winter mag noch so streng seyn. Noch nicht lange hat ein Schottländer diesen Umstand für den Gartenbau zu nützen gewußt. Es stand ihm eine Quelle zu Gebot, deren Temperatur im Winter nie unter 6° R. fällt; in diese sezte er nun mit grobem Zeug bedeckte Kasten von Tannenholz, und in leztere Töpfe mit Blumenkohl, Salat, verschiedenen Arten von Pelargonien, indischem Chrysanthemum, chinesischen Primeln, und erhielt mittelst dieses wohlfeilen Apparats die Gewächse den ganzen Winter über. Er erneuerte von Zeit zu Zeit die Luft im Kasten, um der Feuchtigkeit vorzubeugen, und sah auf diese Weise sogar das **Pelargonium odoratissimum** den ganzen Winter über blühen. Er meint, man könnte mittelst eines fließenden Wassers von der angegebenen Beschaffenheit mit ganz geringen Kosten für Höfe und Dörfer Wintergärten anlegen. Kunst- und Blumengärtner könnten gewiß manches Wasser der Art für ihre Industrie mit großem Vortheil benutzen; besonders künstliche Kresseplantagen ließen sich an solchen Orten mit der leichtesten Mühe anlegen.

Auf diesen Gedanken verdienen vorzüglich die Besitzer und Anwohner von heißen Quellen aufmerksam gemacht zu werden, weil, je höher die Temperatur des Wassers ist, dasselbe, durch planmäßige Abkühlung, zu desto verschiedenartigern Zwecken genüzt werden kann. Die meisten Thermen werden im Winter zu nichts benuzt, während sie doch zur Heizung von Zimmern, wie in Chaudes-Aigues, von Mistbetten und Wintergärten angewendet werden könnten. Daß diese Industrie bisher so vernachlässigt wurde, daran ist wohl der Umstand Schuld, daß die meisten Bäder mit den Herbergen der Schweiz das Loos theilen, nur Sommers besucht, Winters verödet zu seyn. Aber an mancher warmen Quelle könnten für einen Theil der Gesellschaft, welche Sommers ihr Gesundheit und an ihr Zerstreuung sucht, Winters Blumen und Gemüse gezogen werden.

Auflösung der Charade in Nr. 283:

1.

Das Kindlein, welches kräftig
Aus braunem Bettchen springt,
Es ist des Fruchtbaums Auge,
Das aus der Hülle dringt.

2. 3.

Die Frucht hat schon Frau Eva
Bekanntlich angebissen;
Als Preis bekam sie Venus,
Tells Pfeil hat sie zerrissen.
In ihrem Fleische findet
Das Kernhaus immer Raum,
Und wenn den Kern du pflanzest,
So wird's — ein Apfelbaum.

1. 2. 3.

Mit deinen Zwillingsbrüdern
In meine schau herein,
Und ein lebendiger Spiegel
Wird dein Augapfel seyn.

J. G. M.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 26. u. 27. u. Monatsreg. Nov.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 26 & 27.

Intelligenz=Blatt

1 8 3 1.

[452] Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. Dargestellt von Maximilian Joseph Herz, Geistlichem Rath und Stadtpfarrer in Sigmaringen. Gewidmet dem Freyherrn von Wessenberg. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1831. Preis 48 kr.

Unter dem voranstehenden Titel übergiebt der ehrwürdige Verfasser der Oeffentlichkeit ein Buch, welches besonders für junge Geistliche von höchstem Interesse ist; indem es ihnen wie in einem treffend schönen Gemälde den Geistlichen in den verschiedensten Verhältnissen des Amtslebens, als Lehrer seiner Gemeinde, in der Schule, in der Christenlehre, auf der Kanzel, und beim seelsorglichen Privatunterrichte darstellt, und nach den bewährtesten Grundsätzen zeigt, wie er diese erste und höchste Aufgabe seines Berufes auf die möglichst fruchtbare Weise lösen könne. Darum die besondern Abhandlungen, worin die nöthige Wissenschaft, das unerläßliche Studium und das unumgängliche Meditations=Geschäft für den Geistlichen praktisch nachgewiesen werden. Jeder junge Geistliche, insbesondere aber jene, die das Glück hatten, unter der Leitung des Herrn Verfassers, das praktische Jahr im bischöflichen Seminar zu Meersburg zuzubringen, werden diese Schrift mit Vergnügen anschaffen und mit größtem Nutzen lesen. Aber auch für ältere Geistliche ist diese Schrift von vielseitigem Interesse, und giebt ihnen manchen schönen Fingerzeig, wie sie allseitig ihren Beruf als Lehrer ihrer Gemeinde mit Frucht und Segen ausfüllen können. Welch' ein reiner, christlicher und aufgeklärter Geist in dieser Schrift wehen müsse, läßt sich schon aus ihrer Dedikation erschließen, denn sie ist einem Manne gewidmet, der in der Kirchengeschichte Deutschlands stets einen der würdigsten Namen behaupten wird.

---

[445] Im Verlage von Dunker und Humblot in Berlin ist vor Kurzem erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Anekdotenalmanach
auf
das Jahr 1832.
Gesammelt und herausgegeben
von
Karl Müchler.
Mit 1 Titelkupfer. 12. geh. 1½ Thlr.

Dieser Jahrgang, heißt es in der Zeitung für die elegante Welt 1831 Nr. 183, steht seinen Vorgängern in keiner Hinsicht nach; denn auch er enthält unter den 366 Stücken manches recht Pikante, Erheiternde, Rührende, Charakteristische auf eine anspruchlose und um so wirksamere Weise vorgetragen; deshalb wünschen wir dem Büchlein ein recht freudiges Willkommen, das jezt wohl Alles verdient, was auch nur auf einen Augenblick Erheiterung gewähren mag.

---

[366] Bei F. Tendler, Buchhändler in Wien, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Geschichte
der
Stadt Wien.
Von
der Gründung derselben bis 1830.
Von
Johann Grafen Mailath.
Taschenformat cartonirt.
Preis 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

---

[470] Bey Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Leben
Wilhelm Farels (des Reformators),
aus den Quellen bearbeitet
von
Melchior Kirchhofer.
Erster Band. gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. oder 1 fl. 45 kr.

---

[459] Neue zeitgemäße Schriften.

Prolegomenen zu einer künftigen Civilgesetzgebung im Königreiche Sachsen. gr. 8. broch. 18 Gr.

Dr. Frey, Europa's Wiedergeburt. Worte der Zeit an die Einzelnen und die Gesammtheiten. 8. broch. 4 Gr.

Dr. Frey, Deutschlands Einheit, oder: worin kann und soll sie bestehen. Allen deutschen Patrioten gewidmet. 8. broch. 6 Gr.

sind in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen und durch alle andere Buchhandlungen zu bekommen.

---

[390] Bei George Gropius in Berlin ist erschienen:

Abritt zur Jagd. Imp. Fol. Gemalt von Krüger, lithogr. von Devrient. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Abritt zur Jagd colorirt 4 Thlr. oder 7 fl. 12 kr.
Dagobert, Fuchs-Wallach, vom Hengst Doolin und der Stute Arsena; war den 18. Juni 1831 Sieger auf der freien Bahn. Nach der Natur gezeichnet und lithographirt von Krüger. ⅔ Thlr. oder 1 fl. 12 kr.
Dasselbe colorirt 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 24 kr.
Kalender pro Anno 1832. Komische Figur, den Kalender haltend, mit Klotz ½ Thlr. oder 36 kr.
Kalender auf Pappe mit Goldborte ⅙ Thlr. oder 18 kr.
Kalender in Umschlag, 20. für Brieftaschen ⅙ Thlr. oder 18 kr.
Kalender roh 1/12 Thlr. oder 9 kr.
Kalender als Denktafel auf Klotz ⅙ Thlr. oder 18 kr.

---

[401] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Von der vortheilhaftesten

Verkohlung des Holzes

in Meilern, mit besonderer Rücksicht auf das in der Grafschaft Stolberg-Wernigerode übliche Verfahren. Nebst einer Abhandlung über den Nutzen der Wasserdämpfe beim Hohofenproceß, als Widerlegung einer andern, worin den Wasserdämpfen bei jenem Proceß ein Nachtheil zugeschrieben wird. Mit 10 Abbildungen. Von F. Freytag. gr. 8. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

---

[380] In meinem Verlage ist so eben erschienen und urch alle Buchhandlungen zu beziehen:

J. S. KAULFUSS,
Philosophiae Doctor, AA. LL. Magister etc.
DE
AUCTORIBUS VETERIBUS
IN
USUM GYMNASIORUM
EDENDIS.
8. broch. 7½ sgr.
C. G. Hendeß.

---

[375] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ansichten eines Vereins praktischer Aerzte in Leipzig über die Verbreitung der asiatischen Cholera auf doppeltem Wege. Dargestellt und mit einer diätetischen Haustafel für die Cholerazeit herausgegeben von Dr. Joh. Christ. Aug. Clarus, königl. Sächs. Hof- und Medicinalrathe, ordentlichem Professor der Klinik, Stadtphysicus, des K. S. Civil-Verdienst- und des Kaiserl. Russ. Wladimir-Ordens vierter Klasse Ritter. Leipzig, Verlag von Gerhard Fleischer. In Commission bei A. Frohberger. 1831. Preis 2 gr.

---

[376] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1832.

Mit Oehlenschläger's Bildniß und 6 Stahlstichen nach franz. Gemälden.

16. Auf feinem Velinpapier. Mit Goldschnitt geb. 2 Thlr.

Inhalt:

I. Das Dampfschiff. Niederländische Unterhaltungen auf dem Rheine. Von W. Alexis. II. Der moderne Fortunat. Novelle von Georg Döring. III. Der Schatzgräber. Von Friedrich Voigts. IV. Der Mondsüchtige. Novelle von Ludwig Tieck.

Oehlenschläger's sehr ähnliches Bildniß kostet in besondern Abdrücken in gr. 4. 8 Gr.

Leipzig, im September 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[414] Bey P. G. Kummer in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Wachsmuth, W., historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit. Zweiter Theil. Meistens aus dem siebzehnten Jahrhundert. gr. 8. 1 Rthlr. 18 gr.

---

[416] **Wichtige Choleraschrift.**

Beobachtungen über die asiatische Cholera. Auszug aus dem Reisebericht an die Königl. Regierung zu Magdeburg, vom Kreisphysikus Dr. Niemeyer. Magdeburg bei F. Rubach. Preis 6 gGr.

---

[442] Unter dem Titel:

Répertoire du théâtre français à Berlin

erscheint in unserm Verlag eine Sammlung der besten Stücke der neuern französischen Bühne; jedes Stück einzeln in gr. 8. à 4 — 8 gGr. (18 — 36 kr. rhein.) Durch die allgemeine Theilnahme, die dieses Unternehmen gefunden, wurde es möglich im Verlauf von 2 Jahren 82 Theaterstücke herauszugeben; beinahe die Hälfte derselben hat Scribe zum Verfasser. Viele Stücke dieser Sammlung, wie Malvina, le mariage de raison, Yelva, le Diplomate, Avant-Pendant et Après, L'école des vieillards, Valérie, Les trois Quartiers, Hernani, Philippe, Tartuffe par Molière, Michel et Christine etc. haben sich im Schulunterricht sehr bewährt, da bekanntlich nichts die Erlernung der franz. Conversationssprache so erleichtert als das Lesen franz. Lustspiele; wir gewähren ungeachtet des wohlfeilen Preises (jedes Stück à 4 — 8 gGr. oder 18 — 36 kr. rhein.) Bei Abnahme von 12 Exemplaren das 13te gratis. Interessant wird jedem der Ver-

gleich der Uebersetzungen, die auf allen deutschen Theatern heimisch, mit dem Originale seyn, wer Erheiterung und Vergnügen sucht, wird gewiß die Originale lesen; zur angenehmen Unterhaltung und zur Aufführung in geselligen Kreisen eignen sie sich vorzüglich. Sobald die franz. Bühne sich mit einem werthvollen Stück bereichert, nehmen wir stets dasselbe in diese Sammlung auf; Leihbibliotheken empfehlen wir das Répertoire besonders. In allen guten Buchhandlungen zu haben, wo auch das Verzeichniß der in diesem Répertoire enthaltenen Stücke gratis ausgegeben wird.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[408] Nützliche Schrift für Jedermann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der preußische Haushalter und fertige Kaufmann.

Oder

vollständige Preis-Tabellen in Silbergeld,

woraus für ¼ bis 400 Stück, Centner, Pfund, Ellen, Maaß u. dgl., jeder verlangte Preis, von Pfennig zu Pfennig steigend, bis 8 Thaler das Stück, sogleich ersehen werden kann. Ein nützliches Handbuch bei jedem Ein- und Verkauf. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 25 Sgr.

---

[428] **Oekonomische und technologische Schriften,**

welche im Verlage der Buchhandlung von C. Fr. Amelang in Berlin (Brüderstraße No. 11) erschienen und ebendaselbst so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben sind:

Greditz, Caroline C., die besorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten. 2 Thle. Zweite Aufl. 75 Bog. compl. 2 Thlr. — Greditz, C. C., Hülfsbuch für Küche und Haushaltung, Feld- und Gartenbau. geh. 22½ Sgr. — Hermbstädt, Dr. S. F., Anleitung zur Kultur und Fabrikation des Rauch- und Schnupftabacks. 2 Thlr. 15 Sgr. — Hermbstädt's Kunst Bier zu brauen. 2 Thle. mit 6 Kupfert. 3 Thlr. — Hermbstädt's Kunst Branntwein zu brennen. 2 Theile mit 19 Kupfert. 6 Thlr. 10 Sgr. — Hermbstädt's Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation. Mit 4 Kupfert. 2 Thlr. 20 Sgr. — Hermbstädt's gemeinnütziges Handbuch oder Anleitung selbst zu färben. 1 Thlr. 5 Sgr. — Hermbstädt's gemeinnützlicher Rathgeber für den Bürger und Landmann. 6 Theile mit Kupfern. 4 Thlr. 15 Sgr. — Hermbstädt's Anleitung Butter und die bekanntesten Arten von Käse aller Länder zu fabriciren, mit 5 Kupfert. 1 Thlr. 5 Sgr. — Hollefreund, C. A., theoretisch praktische Anleitung zur gründlichen Kenntniß und vortheilhaften Ausübung der Landwirthschaft, mit 3 Kupfert. 1 Thlr. 15 Sgr. — Raschig, K. G., die Obstbaumzucht im Kleinen und Großen. 1 Thlr. 15 Sgr. — Raschig's Handbuch der Bienenkunde und Bienenzucht, mit 4 Kupfert. 1 Thlr. — v. Reider, J. E., Anleitung zu zweckmäßigen Garten-Anlagen, mit 6 Kupfert. 2 Thlr. — Scheibler, Sophie W., deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. VII. Aufl. 1 Thlr. — Dasselbe, zweiter neu hinzugekommener Theil. mit 2 Kupfert. 20 Sgr. — System der Garten-Nelke. 22½ Sgr. — Koelle, Dr. A., die Branntweinbrennerei mittelst Wasserdämpfen, mit 6 Kupfert. 3 Thlr. — Lorenz, Walter, Anleitung zur Destillirkunst, so wie Bereitung der Liqueure auf kaltem Wege mit Aetherischen Oelen. 15 Sgr. — Westphal, C. C., Anleitung zur Kenntniß der Schaafwolle und deren Sortirung. 15 Sgr. — Wredow, J. C. L., der Gartenfreund. III. Auflage. 2 Thlr.

---

[434] Subscriptions-Anzeige.

Die sämmtlichen noch ungedruckten, während einer 25jährigen Amtsführung zu Jena gehaltenen Predigten des im Jahre 1828 verstorbenen Consistorialraths und Superint. Dr. Marezoll sollen, dem Entschluß der Hinterlassenen und den gerechten Wünschen seiner zahlreichen ehemaligen Zuhörer und Freunde gemäß, auf Subscription, in einer Reihe von 6 Bänden herausgegeben werden. Halbjährig wird ein Band von etlichen 30 Bogen gr. 8. erscheinen, und zur Ostermesse 1832 der Anfang geschehen. Der Subscriptionspreis beträgt auf jeden Band nur 1 Rthlr. Preuß. Cour. und wird erst bei Ablieferung jeden Bandes bezahlt. Die Subscription steht bis zum Ende des laufenden Jahres offen. Diejenigen, welche Subscribenten sammeln, erhalten auf 6 Exemplare das 7te frei. Jede gute Buchhandlung nimmt Bestellungen darauf an, und die Commission des ganzen Werkes hat Hr. Buchhändler Mauke allhier übernommen. Ausführlichere Anzeigen sind an alle Buchhandlungen abgegeben.

Jena, den 30. Julius 1831.

Dr. Schott, Professor der Theologie, im Namen der Hinterlassenen.

---

[386] **Neueste Verlagswerke**

von

G. D. Bädeker in Essen,

welche in allen Buchhandlungen für die beigesetzten Preise zu haben sind.

Blätter, rheinische, für Erziehung und Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des Volksschulwesens; herausgegeben von Dr. Diesterweg. Jahrgang 1831. 4 fl. 48 kr.

Erk, L., Sammlung 3- und 4stimmiger Gesänge ernsten Inhalts, für höhere Bürgerschulen, Gymnasien und Singvereine. Partitur 54 kr., die einzelnen Stimmen jede 27 kr. broch. Zusammen. 2 fl. 42 kr.

Fink, G. W., erste Wanderung der ältesten Tonkunst, als Vorgeschichte der Musik, oder als erste Periode derselben dargestellt. Mit 8 Kupfern. 8 br. 3 fl.

Fliedner, T., Collectenreise nach Holland und Eng-

land, nebst einer ausführlichen Darstellung des Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängnißwesens beider Länder, mit vergleichender Hinweisung auf Deutschland. 1r und 2r Bd. Holland umfassend. Mit 5 Kupfern. 6 fl. 18 kr.

Franz Agnes, Angela. Eine Geschichte in Briefen. 4 Bdchn. br. 5 fl. 24 kr.

Gräfe, Dr. H., Jahrbüchlein der deutschen pädagogischen Literatur. 1s Bdchn., die Literatur der Jahre 1823 — 1826 enthaltend. 8. 1 fl. 48 kr.

Grashoff, J. W., Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte. Für Divisionsschulen, höhere Bürgerschulen und die mittleren Klassen der Gymnasien. gr. 8. 54 kr.

Hoffmeister, Dr. K., Beiträge zur wissenschaftlichen Kenntniß des Geistes der Alten. 1s Bdchn., die Weltanschauung des Tacitus enthaltend. gr. 8. 1 fl. 48 kr.

Dessen Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre mit Berücksichtigung der Theorien Becker's, Herling's, Schmitthenner's und Thiersch's und anderer Sprachforscher, als Prolegomena zu jeder künftigen allgemeinen Sprachlehre, welche als Wissenschaft wird erscheinen können. 1s und 2s Bdchn. gr. 8. 2 fl. 33 kr.

Dessen Romeo, oder Erziehung und Gemeingeist. Aus den Papiren eines nach Amerika ausgewanderten Lehrers. 1s Bdchn. 8. 1 fl. 48 kr.

Kügelgen, W. v., die Geschichte des Reichs Gottes in Bildern. Mit andeutendem Text herausgegeben von Dr. F. A. Krummacher. 1s Heft. gr. 4. 1 fl. 48 kr.

Mauvillon, F. W. v., belehrende Unterhaltung für junge Schachspieler, bestehend in 100 ausgesuchten Stellungen, in welchen derjenige, welcher am Zuge ist, das Spiel gewinnen muß. 1s Bändchen. 12. geb. 54 kr.

Nebelmann, W., der jugendliche Sängerchor. Eine Auswahl aus v. Kamp's und Lieth's Jugendliedern; 3- und 4stimmig in Musik gesetzt. 3 Hefte. gr. 8. br. Jedes Heft. 36 kr.

Dessen Pot-pourri sur des thèmes favoris de l'Opéra: Der Freischütz. Pour le Piano et Violon concertant. Fol. 1 fl. 30 kr.

Dessen Souvenir d'un concert de Paganini. Larghetto cantabile et Polonaise pour le Pianoforte composées sur des motifs de Paganini. Fol. 1 fl. 48 kr.

Plücker, Dr. J., analytisch-geometrische Entwickelungen. 2r Bd. mit 2 Kpfrt. gr. 4. 5 fl. 6 kr.

Rache, Dr. J. W., Volksweisheit. Eine Reihe von christlichen Religionsvorträgen oder vollständigen Predigtentwürfen über sinnreiche Denksprüche und volksthümliche Redensarten. 2r und letzter Band. gr. 8. 2 fl. 42 kr.

Scott, Walter, der Fürst der Inseln. Ein Gedicht in 6 Gesängen mit historischen Anmerkungen. Aus dem Englischen, von Dr. Asher. gr. 8. Mit 1 Kupfer. 3 fl. 18 kr.

Stockmeyer, K., Gedichte. 8. 2 fl. 42 kr.

---

[391] Bei Justus Perthes in Gotha ist kürzlich erschienen:

H. Luden's Geschichte des deutschen Volkes. 6r Band. gr. 8. Subscriptionspreis: Velinpapier 3 Thlr. (5 fl. 24 kr.) und Druckpapier 2½ Thlr. (3 fl. 54 kr.)

Die nun erschienenen sechs Bände dieses der deutschen Literatur zur Ehre gereichenden Werkes sind noch im Subscriptionspreis zu 13½ Thlr. (23 fl. 42 kr.) für die Ausgabe, auf weißem Druckpapier und zu 19 Thlr. (34 fl. 12 kr.) für die Velin-Ausgabe zu haben.

AD. STIELER'S HAND-ATLAS. Vte (letzte) Supplement-Lieferung. Subscriptions-Preis 1⅔ Thlr. (3 fl.)

Der mit dieser Lieferung nun vollständige HAND-ATLAS in 75 Karten (in Hinsicht auf wissenschaftlichen Gehalt, Richtigkeit und Aeußeres eine der ausgezeichnetsten Erscheinungen neuerer Zeit) kostet nebst Erläuterungen 19 Thlr. (34 fl. 12 kr.) cartonirt. — Zu Begegnung eines in Heilbronn unternommenen mangelhaften Nachstichs von 31 Karten aus demselben ist eine

AUSWAHL von 31 Karten aus STIELER'S HAND-ATLAS. Preis 6 Thlr. (10 fl. 48 kr.)

herausgegeben worden, welche einen vorzugsweise die europäischen Länder, aber auch in Generalkarten die ganze Erde darstellenden Atlas bildet.

---

[443] Anzeige betreffend die Fortsetzung der Zeitschrift:

Der Freimüthige
oder
das Berliner Conversationsblatt
29ter Jahrgang, redigirt
von
Dr. W. Häring (Wilibald Alexis).

Unterstützt durch die bedeutendsten belletristischen Schriftsteller Deutschlands war es der Redaktion gelungen, dem Freimüthigen die Achtung, und die allgemeine Theilnahme, die er früher unter Kotzebue's, Merkels und auch Kuhn's Leitung in ganz Deutschland und im Auslande genoß, wiederzugeben; diese zu bewahren und ihn an Interesse noch zu bereichern, wird das Streben der Redaktion im folgenden Jahre seyn. Den Vorreigen bilden Novellen, Erzählungen, Gedichte; die Rubriken: „Reisen-, Völker- und Menschenkunde" „Zeitgenossen" „Tagesgeschichte" deren Aufsätze allgemeines Interesse fanden, da Belehrung mit Unterhaltung gepaart war, werden mit großem Fleiße fortgeführt werden; für Correspondenzen aus den bedeutenden Städten des In- und Auslandes ist gesorgt; hervorstehende im Gebiete der deutschen und ausländischen belletristischen Literatur finden hier ihre Würdigung. In Betreff der Würde und des Tones, die in diesem Journal herrschen, giebt der Name des Redakteurs, Verfassers des Walladmor, Reise durch Skandinavien, Reise im Süden, Schloß Avalon, ꝛc. ꝛc. gewiß genügende Bürgschaft. Ulrich von Hutten ist und bleibt Schildträger.

Der Freimüthige erscheint wöchentlich 5 Mal in gr. 4. nebst literarisch-musik. Anzeiger. Preis des

Jahrgangs 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein. Allen Lesezirkeln, Leihbibliotheken (2—3 Monatshefte bilden einen starken Band!) und denen, die sich für ein Journal, dessen Zweck belehrende geistreiche Unterhaltung ist, interessiren, empfehlen wir den Freimüthigen. Alle gute Buchhandlungen und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen an.

Schlesingersche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

---

[412] In Fr. Wilmanns Verlagshandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Taschenbuch für das Jahr 1832, der Liebe und Freundschaft gewidmet herausgegeben von Dr. St. Schütze.

Mit Kupfern nach Ramberg und Beiträgen von W. Blumenhagen, A. Chamisso, A. Franz, Th. Hell, L. Kruse, Fr. Lohmann, C. B. v. Miltitz, St. Schütze.

Preis 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr. In Saffian als Brieftasche 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr. In Saffian und Saffian-Etui 4 Rthlr. oder 7 fl. 12 kr.

---

[417] In der Hahnschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig sind erschienen:

C. F. Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen. — Neueste Original-Ausgabe mit 13 Kupfern nach Ramberg. gr. 8. cartonirt 1 Rthlr. 16 ggr.

Dieselben, ordinäre Ausgabe mit 1 Titelkupfer. gr. 8. 8 ggr.

Der Werth dieser Fabeln ist so allgemein anerkannt, daß dieselben einer weiteren Empfehlung nicht bedürfen, und wird daher nur erwähnt, daß die erstere Ausgabe, wegen ihrer ansprechenden äußeren Ausstattung, sich ganz vorzüglich zum Weihnachtsgeschenke für die Jugend eignet. —

---

[449] Bei J. Ch. Krieger in Cassel sind so eben folgende Schriften erschienen und für die beigesetzten Preise in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Rehm, Dr. Fr., Geschichte des Mittelalters. 3r Bd. Das Zeitalter der Kreuzzüge. 1ste Abtheilung Fortsetzung von dem Handbuche und dem Lehrbuche der Geschichte des Mittelalters von demselben Verfasser. gr. 8. 4 Rthlr.

Gerling, Dr. Ch. L., Beiträge zur Geographie Kurhessens und der umliegenden Gegenden, vermittelst, der kurhessischen Triangulirung vom Jahr 1823, abgeleitet, aus der holsteinschen Basis und der hannöverschen Gradmessung. gr. 8. geh. 16 Gr.

Cassel und dessen Umgebungen. Ein Skizze für Reisende. Vom Geheimenrath D. Ph. v. Apell. Neue verbesserte Ausgabe. Mit 5 Ansichten in Stahlstich. 8. geb. 20 Gr.

Fünf Ansichten von Cassel und Wilhelmshöhe. Stahlstich von C. Frommel. Quer 4. Auf weißem Papier; 20 Gr. Chinesisch Papier: 1 Rthlr.

Büdinger, Dr. M., Leitfaden bei dem Unterricht in der israelitischen Religion, für Knaben und Mädchen, in Schulen und beim Privatunterricht. 2te verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.

— — — Anweisung für Lehrer, wie der israelitische Religionsunterricht zu ertheilen, und der Leitfaden Morch Lathora dabei anzuwenden sey; nebst Gedanken und Bemerkungen über die israelitische Religionslehre und die dieselbe betreffende ältere und neuere Literatur; auch eine Schrift, für Aeltern und Schulbehörden. 2te verbesserte Auflage. 8. 10 Gr.

---

[423] An alle Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz wurde versandt:

Vergißmeinnicht, Taschenbuch auf 1832. Herausgegeben von Carl Spindler.

Preis 2 Thlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

Drei Erzählungen des genialen Herausgebers bilden den Inhalt dieses Taschenbuchs. Es ist geschmückt mit Stahl- und Kupferstichen der trefflichen Meister Fleischmann, Armann, Passini und Beyer.

Stuttgart, im Oktober 1831.

Halbergersche Verlagshandlung.

---

[440] Bei J. Hölscher in Coblenz, ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die barmherzige Schwestern, in Bezug, auf Armen- und Krankenpflege. Mit 3 Abbildungen. gr. 8. geh. 3 fl. 36 kr.

Ehrenkreuz, v., Beschreibung, des letzten russisch-türkischen Krieges, vom Ausbruche desselben bis zum Frieden von Adrianopel; nebst einigen kurzen biographischen Schilderungen der berühmtesten Helden dieser Periode. Mit 6 lithographirten Karten und Beilagen. gr. 8. 2 fl. 30 kr.

Auserlesene Reden über die Episteln auf alle Sonn- und Festtage. 2 Thle. gr. 8. 5 fl. 24 kr.

Auserlesene Reden der Kirchenväter, 3r Jahrgang enthaltend Reden auf die heiligen Feste. 12 Hefte. 4 fl. 12 kr.

Malerische Ansichten der Mosel, in 8 bis 9 Lieferungen, jede von 3 Blättern, Subscriptionspreis für die Lieferung, schwarz 1 fl. 26 kr. illuminirt 3 fl. ausgemalt 3 fl. 36 kr.

Hiervon sind die 4 ersten Lieferungen erschienen.

---

[467] Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung erschien kürzlich und ist in allen Buchhandlungen, in München in der literarisch-artistischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung, zu haben:

Blasche, B. G., die göttlichen Eigenschaften in ihrer Einheit und als Principien der Weltregierung dargestellt. Gr. 8. 12 Gr.

Dessen, philosophische Unsterblichkeitlehre. Oder: wie offenbart sich das ewige Leben. Gr. 8. 1 Rthlr.

Desberger, Dr., Encyklopädie der Staatslehre und die Lehranstalten von der objectiven Seite aufgefaßt. 8. 3 Gr.
Dessen, Megistologie oder philosophisches Wissen und Lehren in Beziehung auf Staatswirthschaft. 8. 3. Gr.
Jahrbücher, allgemeine, der Forst- und Jagdkunde, herausgegeben von Freiherrn von Wedekind und S. Behlen. 3tes und 4tes Heft,
auch mit dem Titel:
Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen mit besonderer Rücksicht auf Bayern; herausgegeben von Dr. C. F. Meyer, fortgesezt von S. Behlen. Neue Folge. Vierten Bandes 1tes und 2tes Heft. Gr. 8. à 20 Gr.
Instruction für Forstwirthschafts-Einrichtung; insbesondere für Herstellung der Forstbeschreibungen, Wirthschaftspläne und Wirthschafts-Controlle-Bücher im Königreich Bayern, mit einleitenden, historischen Bemerkungen. Gr. 8. 1 Rthlr.
Krause, G. C. L., Bodenkunde und Klassifikation des Bodens nach seinen allgemeinen physischen Eigenschaften, nach seinen speciellen Bestandtheilen und besonderen Eigenschaften und nach seinen Kulturverhältnissen. 8. 1 Rthlr. 8 Gr.
Krause, G. C. L., über Gesetzgebung der Gemeinheitstheilung oder Erörterung der Principien, auf welche die Gesetzgebung für die Gemeinheitstheilung und Ablösung der passiven Berechtigungen beim Landbau nach den Forderungen der nationellen Wirthschaft begründet werden muß. 8. 12 Gr.
Sartorius, A. von, Zeichnungen aus dem Leben und der Vergangenheit. 8. Velin-Papier. 1 Rthlr. 12 Gr.
Spangenberg, Forstmeister von, über die Lustjagd der Vorzeit. Nach Esparron u. A. Gr. 8. 8 Gr.
Viarda's Blick in die Zukunft, oder die Kunst des Kartenlegens, der Chiromantie und Geomantie, nebst gründlicher Anweisung zum Nativitätstellen durch's Horoskop. Ein gesellschaftlicher Scherz von Conradin. 2te Auflage. 16. Druckp. 6 Gr. Velin-Papier elegant in Futteral 12 Gr.
Gotha im Oktober 1831.
Flinzer'sche Buchhandlung.

---

[454] In der Universitätsbuchhandlung in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Voß, Joh. Heinr., Zeitmessung der deutschen Sprache. Zweite mit Zusätzen und einem Anhange vermehrte Ausgabe, herausgegeben von Abraham Voß. 8. 1 Rthlr. 16 ggr.

---

[472] Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. versandt:

Einige seit der Juliwoche 1830 in französischen Zeitschriften gewagte Behauptungen; freimüthig widerlegt von Dr. Jos. Schram, Königlichem Bibliothekar zu Bonn. 8. geh. 8 gGr.
Meigen, J. W., systematische Beschreibung der Europäischen Schmetterlinge; mit Abbildungen auf Steintafeln. 3n Bandes 3s Heft (des ganzen Werkes 11s Heft). gr. 4. Mit 10 Steintafeln. Subscriptionspreis: mit schwarzen Abbildungen 1 Thlr. 8 gGr.; vom Verfasser sorgfältig illuminirt 5 Thlr. 8 gGr.
Münch, Dr. E. (Königl. Würtemb. Geheimer Hofrath und Bibliothekar Sr. Majestät des Königs), Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg Aus Urkunden und den besten Quellen. 3r Band. gr. 8. Subscriptionspreis auf weißem Druckpapier 2 Thlr., auf feinstem Velinpapier 3 Thlr. (1r und 2r Band kosten im Subscriptionspreise 4 Thlr. 8 gGr. auf Druckpapier und 6 Thlr. 12 gGr. auf Velinpapier.)

---

[474] Bei Heinrich Ludwig Brönner in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Letters and journal of Lord Byron with notices of his life, by Thom. More. complete in one volumne Royal. 8. Second half. Preis 3 fl. 42 kr. Der Preis des Ganzen ist 7 fl. 12 kr.
Schirlitz, Dr. S. C., Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die untersten Klassen. In zwei Abtheilungen. 8. Der elementarischen Syntax erste Abtheilung. 14½ Bogen. Preis 54 kr.

---

[433] Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bilder für die Jugend
herausgegeben von
Ernst von Houwald.
Dritter Band mit sieben Kupfern und einer Musikbeilage, cartonirt 1½ Rthlr.

Der ungetheilte Beifall, welcher den frühern Jugendschriften des gefeierten Verfassers zu Theil wurde, wird auch diesem neuen Bande, dessen Inhalt in sechs Erzählungen, einem Mährchen und zwei Dramen besteht, nicht fehlen. Mit voller Ueberzeugung kann ich daher diese Bilder als ein sehr passendes und nützliches Weihnachtsgeschenk für die Jugend empfehlen.

Georg Joachim Göschen
in Leipzig.

---

[419] So eben ist in der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig erschienen:

Staatswissenschaftliche Vorlesungen
für die gebildeten Stände in constitutionellen Staaten. Vom Hofrathe Ritter und Prof. Pölitz. Erster Band. (23 Bogen gr. 8.) 2 Bde. 2 Rthlr. 18 Gr.

Welcher Gebildete nähme nicht gerade in der gegenwärtigen Zeit an dem Verfassungswerke seines Vaterlandes den regsten Antheil, und wer könnte uns darüber wohl

besser belehren als Pölitz? Im 1sten Bande ist die Staatsbegründung und Staatsverfassung; im 2ten wird die Staatsregierung und Staatsverwaltung und darin die Gemeinde- und Städteordnungen, die erforderlichen Eigenschaften für Wahlmänner und Volksvertreter, die Staatswirthschaft in Hinsicht auf Ackerbau, Gewerbfleiß, Handel, Innungen, Messen, Steuern, Polizei rc. klar und bestimmt dargestellt. Der 2te Bd. wird im Herbst nachgeliefert.

---

[435] Bei W. Engelmann in Leipzig ist so eben erschienen:

Deutschlands Erntefest.
Eine politische Dichtung
von
Ernst Ortlepp.

Motto:
„An's Vaterland, an's theure, schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen!“
Schiller.

1 Bogen in Royaloktav, Velinpapier elegant broschirt 6 Gr.

---

[463] An van der Velde's Verehrer und Freunde.

Von der schönen und äußerst wohlfeilen Taschenausgabe von

C. F. van der Velde's
sämmtlichen Schriften,
in 27 Bänden,

sind so eben die Theile 14 bis 20 erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu bekommen.

Bis zur nächsten Ostermesse werden die übrigen 7 Theile ganz bestimmt erscheinen und damit das ganze Werk geschlossen seyn.

Bis dahin wollen wir nun auch noch einen sehr geringen Preis von 8 Thlr. für alle 27 Bände gelten lassen. Der nachherige Ladenpreis aber wird unabänderlich 12 Thaler betragen.

Von der Prachtausgabe in 24 Bänden gr. 8. sind noch Exemplare zu 21 Thlr. im Pränumerationspreise zu bekommen.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[402] Für jeden Pferdebesitzer.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Heinrich Möller: der erfahrne
Haus-Pferdearzt.

Oder Darstellung aller innerlichen und äusserlichen Pferdekrankheiten und gründlicher Unterricht, sie zu erkennen, zu verhüten und zu heilen. Nebst Anweisung, das Alter eines Pferdes genau und sicher zu erkennen, und einem Anhange, welcher die in diesem Buche vorkommenden Recepte enthält. Ein Hülfsbuch für jeden Pferdebesitzer, besonders für Landwirthe, Thierärzte, Schmiede rc. Vierte, verbesserte Auflage. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 16 Gr.

Gewiß mit Recht kann man dieses Buch allen denen empfehlen, die sich über die Krankheiten der Pferde, innere sowohl wie äussere, belehren und sie heilen wollen; denn es zeichnet sich diese Schrift vor vielen ähnlichen durch Reichhaltigkeit, Kürze, Bestimmtheit und Klarheit vortheilhaft aus. Zwei sehr hochwichtige Punkte, die Zeichen, durch welche sich die verschiedenen Krankheiten zu erkennen geben, und die Veranlassung derselben, hat der Verfasser, um seiner Schrift eine allgemeine Nützlichkeit zu geben, vornämlich berücksichtigt. Die empfohlenen Heilmethoden sind die von den berühmtesten und einsichtsvollsten Thierärzten vorgeschriebenen. Bei den Arzneimitteln und Receptformeln ist durchaus der Grundsatz befolgt, die wohlfeilsten Mittel den theuern vorzuziehen, wenn es unbeschadet der Wirksamkeit geschehen konnte.

---

[444] Bei F. W. Pfautsch in Wien ist erschienen, und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Gedenke mein,
Taschenbuch für das Jahr 1832.

Mit Beiträgen von Castelli, Huber, Kuffner, Seidl, Schuhmacher, Vogl, Weigl. Mit 8 Kupfern von Dav. Weiß, Kotterba und Beyer.

12. Elegant in Goldschnitt mit Schuber.

Preis: 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Rheinisch.
In Commission bei A. G. Liebeskind in Leipzig.

---

[465] Neue Musikalien
von
Breitkopf und Härtel
in Leipzig.
Michaelis-Messe 1831.

Für Orchester.

Böhner, I. L., Zephir-Walzer mit Variationen über ein Original-Thema. 95s Werk. 20 Gr.
Gährich, V., 2e Sinfonie. 3 Thlr. 12 Gr.
Müller, C. G., Sinfonie. Op. 6. 3 Thlr. 12 Gr.
Tolbecque, J. B., Quadrille de Contredanses (siehe Bogeninstrumente). 12 Gr.

Für Bogeninstrumente.

Beethoven, L. v., Quatuor pour 2 Violons, Viola et Violoncello, arr. d'après son oeuvre 14. par Bierey. 1 Thlr.
Götze, C., Variations instr. pour Violon avec Acc. d'un second Violon, pour servir d'Etude des positions les plus en usage dans l'art de jouer le Violon. 2e Position Cah. 2. Op. 20. 20 Gr.
Onslow, G., Quintuors p. Violon en Partition. Cah. 7 — 11. à 1 Thlr.
Rousselot, S., 4. grand Quintuor pour 2 Violons, 2 Altos et Violoncello. Op. 13. 1 Thlr. 16 Gr.

Serwaczinski, St., Introduction et Variations brillantes sur un thème de Rossini p. Violon avec Acc. de l'Orchestre. Op. 8. 1 Thlr.
Tolbecque, J. B., Quadrille de Contredanses pour 2 Violons, Alto, Basse et Flûte. 12 Gr.

Für Blasinstrumente.

Carulli, F., Fantasie pour Flûte et Guitare sur 2 Motifs du Pirate de Bellini. Op. 337. 10 Gr.
Kummer, G., Trios pour 3 Flûtes. 16 Gr.
Blatt, F. T., Etudes pour la Clarinette. Op. 33. 16 Gr.
Dauprat, Thême varié suivi d'un Rondo Bolero pour le Cor avec Acc. de Pianoforte. Op. 23. 12 Gr.
Gallay, Trois Récréations pour le Cor avec Acc. de Basse. Op. 22. 16 Gr.

Für Guitarre.

Carulli, F., Duo concertant pour 2 Guitares. Op. 318. 16 Gr.

Für Pianoforte mit Begleitung.

Böhner, L., Zephir-Walzer mit Variationen über ein Original-Thema für Pianoforte mit Begleitung der Oboe oder Violine. 95s Werk.

Für Pianoforte zu vier Hände.

Brunner, C. T., Trois petits Rondeaux agréables et instructifs. Op. 2. 16 Gr.
Gährich, V., 2e Sinfonie arr. par l'auteur. 1 Thlr. 12 Gr.
Herz, H., 1r Caprice. 16 Gr.
Kalliwoda, J. W., Divertissement. Op 28. 16 Gr.
Louis, Ferd., Quintuor p. Pianoforte etc. arr. par C. G. Bierey. Op. 1.
— Quartetto p. Pianoforte etc. arr. par le même Op. 5. 2 Thlr.
— Quartetto p. Pianoforte etc. arr. par Mockwitz. Op. 6.
Marschner, H., Ouverture de l'opera: des Falkners Braut (la Fiancée du Fauconnier) arr. par J. P. Schmidt. 16 Gr.
Mozart, W. A., Concerto pour Pianoforte avec Orchestre Nro. 11. arr. par C. T. Brunner. 1 Thlr. 12 Gr.
Müller, C. G., Sinfonie arr. par l'auteur. Op. 6. 1 Thlr. 12 Gr.

Für Pianoforte allein.

Böhner, L., Zephir-Walzer mit Variationen über ein Original-Thema. 95s Werk.
Burkhardt, Sal., Rondeau brillant. 16 Gr.
Chaulieu, Ch., Capricietto sur un thème d'Edouard Bruguière: les Montagnards Tyroliens. Op. 83. 6 Gr.
— Rondeau sur l'air: point de Malheur qui ne soit oublié etc. Op. 86. 10 Gr.
Claudius, O., Variazioni brillanti. Op. 14. 16 Gr.
Donizetti, Ouverture de l'opera: Anna Bolena. 12 Gr.
Droling, J. M., Rondo brillant sur les plus jolis motifs de Mathilde di Schabran. Op. 29. 10 Gr.
Karr, H., les Etrennes, deux Divertissemens. Op. 206. 8 Gr.
Kulenkamp, Trois Pièces caractéristiques. 16 Gr.
Lobe, J. C., Le Bouffon, Pièce caractéristique. Op. 23.
Marschner, H., Ouverture zur Oper: des Falkners Braut. 8 Gr.
Richter, C., 18 Redouten-Tänze, 10s Heft. 16 Gr.
Schubert, T. L., Variations brillantes sur le thème favori de l'opera: le Templier et la Juive (der Templer und die Jüdin) „Brüder wacht! habet Acht!" Op. 15. 12 Gr.
Sponholz, A. H., Les charmes de Doberan, grande Fantaisie pittoresque. 16 Gr.
— Six Galopades favorites. 6 Gr.
Tolbecque, J. B., Quadrille de Contredanses, composé sur motifs de Paganini. 6 Gr.

Für Orgel.

Bach, J. S., 4stimmige Choralgesänge. Neue Ausgabe. 3 Thlr.
Niemeyer, Choräle nach den alten Kirchen-Tonarten. 12 Gr.

Für Gesang.

Basili, Fr., Ave Maria, a 5 voci. 6 Gr.
Bierey, G. B., Agnus Dei nach Opus 10. N. 1. von L. van Beethoven, für Orchester und Singstimmen. Partitur. 12 Gr.
— Kyrie, nach Opus 27. Nro. 1. von L. van Beethoven. 12 Gr.
Haydn, J., Motette: „des Staubes eitle Sorgen." Neue Ausgabe. Partitur. 1 Thlr.
Marschner, H., des Falkners Braut (La sposa promessa del Falconiere (komische Oper in 3 Aufzügen von W. A. Wohlbrück 65. Werk. Klavierauszug mit deutschem und italienischem Texte. 8 Thlr.
— dieselbe in einzelnen Parthien.
Aus dieser Oper werden auch Tänze für das Pianoforte besonders erscheinen.
Mozart, W. A., Das Bändchen, ein scherzhaftes Terzett. Neue Ausgabe. 9 Gr.
Nohr, Fr., 6 deutsche Lieder von W. Gerhard, für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 21 Werk.
Riehle, J., Sechs Lieder für eine Bass- oder Baritonstimme mit Pianoforte-Begleitung. 12 Gr.
Schmidt, J. P., Bundeslied von Loest mit Begleitung des Pianoforte. 6 Gr.
— Opferlied von Matthison, für 4 Männerstimmen mit Begleitung des Pianoforte. 12 Gr.

Theorie.

Musikalische Zeitung, Register zu dem 21. — 30. Jahrgang, die Jahre 1819 — 1828. 1 Thlr. 8 Gr. (als Fortsetzung des Registers zu dem 1. — 20. Jahrgang der musikalischen Zeitung.)

---

[441] Neue Musikalien,
welche bei B. Schott Söhnen in Mainz erschienen sind.

Blum, Berg- und Reise Gesang, May- und Lyebeslyd. 4 Gesänge mit Pianof.-Begleitung. Op. 112. 1 fl. 36 kr.
Häser, A. F., Chorgesang, Schule für Schul- und Theaterchöre und angehende Singvereine. 4 fl.
Fanny, Fischerlied von Salis für Tenor, Solo und Sopran, Alt, Tenor und Bass-Chor mit Orchester-Begleitung in Partitur. 5 fl.
— Dasselbe in Stimmen. 4 fl.
— Dasselbe in Clarinett-Auszug und Singstimmen. 2 fl.
— Der junge Fischer. Russisches National-Lied mit Veränderungen und einer Romanze als Introduction für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. 24 kr.
Panseron. Le Chien de l'Invalide. Romanze für eine Singstimme mit Pianoforte- oder Guitarren-Begleitung. Französisch und deutsch. 16 kr.
In Stuttgart sind obige Musicalien bei G. A. Zumsteeg zu haben.

N°. 287.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. December 1831.

Mutter Erde, rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
Aber vielleicht erwarmest du einst am Strahle des Himmels,
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf.

Hoelderlin.

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Fortsetzung.)

4.

Das Ahrthal.

Als ich auf der Rückreise einsam an der Lahn dahin fuhr, und mancher Erinnerungen voll, in die Thäler hinabschaute, die so einsam und unveränderlich im Schooß ihrer Berge da lagen, als wenn die rasch wandelnde Welt um sie her keinen Antheil an ihnen hätte, da fiel mir plötzlich aufs Herz, daß ich bei allen Besuchen und merkwürdigen Bekanntschaften der Reise doch unserer guten, trostreichen Mutter, der Natur, eigentlich noch keine Visite gemacht habe, und eine tiefe Sehnsucht nach Einsamkeit, nach Berg, Fluß und Wald, nach einer Fußreise, ergriff mich. Ich beschloß, durch Coblenz durchzufahren und am nächsten Tage zu Fuß in das noch nicht gesehene Ahrthal einzudringen. In Sinzig, am Zusammenfluß von Rhein und Ahr, wollte ich übernachten. Um Mitternacht kam ich dorthin, und erst nach einigen Abentheuern gelang es mir, eine Herberge zu erfragen. Ich klopfte lange, endlich öffnete ein junger Mädchenkopf die obere Halbthüre, scheu den freundlichen Fremdling anblickend. Sie war neben Mutter und Magd einsam im Hause, während der Bruder auf Kriegsübung ausgezogen, wie sie mir gutmüthig selbst sagte. Da ich indeß mit Bürgerfrack und Regenschirm nichts bedrohlich Romantisches an mir hatte, wurde ich endlich eingelassen. — An den Wänden der Passagierstube, die immer mein erstes psychologisches Studium zu seyn pflegen, hing nichts Künstlerisches, als Heiligenbilder; statt dessen aber eine große Karte von Polen, die, wie man sah, von politisirenden Bauernhänden fleißig durchwandert worden. So hatte ich auch einst im abgelegensten Winkel Deutschlands auf unwegsamer Höhe bei dem Dorfschulzen kein Buch gefunden, um einen Abendsegen daraus zu beten, wohl aber das Konversationslexikon und unsere Zeit, in denen der Mann so bewandert war, daß er jedem legitimen Historienmaler, wie aufs Stichwort, hätte in die Rede fallen können. — Morgens, nach einer frisch durchschlafenen Nacht, brach ich auf, den Sonntagsglocken der Dörfer entgegen, unter trübem, drückendem Gewölk. Rechts vor mir dampfte der Rhein und umzog die blauen Höhen des Siebengebirges mit wechselnden Nebelstreifen. Die Erde, von Wolken warm zugedeckt, schien, wie in sich sinnend, der ersten Abendsieste des Herbstes entgegenzuschlummern; und durch diese geheimnißvoll brütende Stille schritt der erste wachende Mensch dahin, ergriffen und erregt, aber nicht fortgerissen von den mächtig wirkenden Kräften um ihn her. Ich ging der Ahr entgegen ins weite Thal hinein, das mit parallelstreifenden Höhen, unten und oben reich bebaut, Rebenpflanzungen bis an den Gipfel der Berge trägt. Hier zuerst Bodendorf, wo ein bekannter guter Wein. — Da kamen mir im behaglichen Fortgehen meine alten Wandergedanken: die innere Tiefe öffnete sich wieder klar und beseligend in der

Einsamkeit, und ich durfte nach manchem Schatze hinunterblicken. Wenn man blos wandernd dichtete, philosophirte, diplomatisirte, wahrlich, manche verkrümmte und tabackdurchräucherte Sitzgeburten würden ganz anders zur Welt kommen. Selbst die Gesellschaften im Freien sind heiterer und menschlich geselliger, als zwischen Stubenwänden.

Unterdeß verdichtete sich das Gewölk, und ein milder Regen floß auf mich herab. Das Schicksal des Tages wurde zweifelhaft; doch machte ich mit ihm eine Wette, daß es mich nicht um meine Lust bringen sollte. Blieb mir doch noch mein Regenschirm, unter welchem ich, wie unter einem trockenen Häuschen, mancherlei Gesellschaft empfangen und mir die Gegend beschauen konnte. So nach Höppingen, wo ein schwacher Säuerling aus dem Felsen quillt; darüber eine herrliche Ruine auf dem Gipfel der Landskrone, die weit hinein das Thal überschaut, mit herrlichem Ausblick über die Rheinberge.

Nachher gesellte sich ein alter Mann zu mir, der mir mancherlei erzählte aus alter und neuer Zeit, von der ehemaligen Herrschaft der Hären (Herren, d. h. Mönche und Geistlichen) und den jetzigen landräthlichen Gewalten. Ich fürchtete bissige Parallelen, aber wider Erwarten blieb der Mann in heiterer Berichterstattung. Die güldene Meile, sezte er hinzu, heiße dieser Landstrich weit und breit, und zwar mit Recht: „denn das Land ist schön, der Berg unten und oben gut, Frucht, Obst, Wein, Wildprett im Ueberfluß, sogar gutes Wasser, was sie selbst in Ungarn nicht haben." — Er war weit herum gewesen. Kurz der Mann war zufrieden, er pries die Gegenwart, und ich war hundert Meilen gereist, ohne einen solchen anzutreffen. Gern hätte ich ihm vor Entzücken von der eigenen Brust das allgemeine Ehrenzeichen vierter Klasse dargereicht, wäre ich selbst je desselben für würdig gehalten worden. Aber wenigstens den Namen des seltenen Mannes mußte ich erfahren, und ich sah ihm noch einmal beim Abschiede ins ehrlich lächelnde Gesicht. — Da lag schon Ahrweiler, die Hauptstadt des Thales, mitten unter Weingärten vor mir; oben auf der Höhe eine herrliche Kirche mit einem ehemaligen Franziskanerkloster, jezt in den drohenden Zeitläuften zum Cholueralazereth der Umgegend bestimmt, zur vollen Contentirung der ziemlich weltweisen Spießbürger, die da meinten, für das verschuldete Bauernpack sey ein so halsbrechender Weg dahinauf zur lezten Ruhestätte schon recht. — Dicht hinter der Stadt drängen sich die Berge, höher hinansteigend, zusammen, und man glaubt sich im Thale gefangen. Aber eben in diesem Umkreise, welcher der ganzen Gewalt der Sonne preisgegeben ist, kommt der feurigste Wein zur Reife, der vom Dorfe Walportsheim, dicht dabei, seinen Namen erhält. — Hier aber endet der erste Abschnitt der Reise: die Gegend glich einem freundlichen Idyll, Dorf an Dorf in heitern Wiesen; jezt wird sie eng, bänglich, fast furchterregend, wie ein lyrisches Intermezzo voll seltsamer Absprünge. Nach langem Suchen öffnet sich endlich ein enger Felsenpaß: zwischen steilen Klippen zwängt die Ahr sich hindurch, wie unwillig in kleinen Wasserfällen daherrauschend, und nur sparsam rankt hier und da der Weinstock über dem Geklipp empor. Man wendet sich plözlich, und die vorige heitere Welt ist verschwunden. Eine tiefe Einsamkeit liegt über der Gegend, die zwischen den Krümmungen der Felsenwände nirgends einen Ausblick gestattet. Wie ein einziger, langgehaltener, schwermüthiger Ton rauscht es durch die Luft, seltsam mahnend; es ist, als wenn die Natur hier unsere Beichte hören wollte. — Ich sezte mich endlich auf eine Klippe, wunderlich gestalteten Felsen gegenüber, die mit allerlei Nasen und Zacken in den Himmel starren. Die Leute nennen sie die bunte Kuh und wissen manche wunderliche Sage davon. Ehemals war das wüste Geröll zu einem schönen Pallast geordnet, und die beiden Felsen da oben, die sich jezt finster entgegenstarren, liebten sich einst in Menschengestalt; aber ihre Liebe erzeugte Mord und allerlei Frevel. Künftig aber, wenn aller Haß gesühnt ist und nur die Liebe waltet, erwachen auch sie wieder aus ihrer Starrheit, und selbst die Felsen wird ahnungsvoller Liebeszauber durchdringen. Gar gern höre ich solche Fabeleien von Steinen und Bergen, die, als unsere urältesten Brüder, gar manches Geheimniß der tiefsten Vergangenheit verschlossen in sich tragen. Und so klang auch das Rauschen der Ahr wie ein melancholisches Selbstgespräch des alten Mütterchens zu mir herauf; sie gedachte ihrer Jugend, wo sie, in gewaltiger Kraft die Felsen umarmend, zuerst sich Bahn gemacht hatte ins Thal. Jezt hatte sich in dem Abspülen und Wirken der Jahrtausende allmählich alles Platz gemacht, war geordneter, aber auch kleiner; kein Wagniß mehr, sondern nur endloser Wechsel. Da ergriff mich jählings das Gefühl der Veraltung, das auf der Menschheit lastet und sie auftreibt zu den seltsamsten Gaukelsprüngen, damit ihr die abgelebten Glieder nicht einschlafen, und auch die Natur schien es hier zu überschleichen. Lange, lange, sprach ich wie unwillkührlich in mich hinein, und wie sehnte ich mich, müde und überlebt mit aller Kreatur, nach einem neuen Tage, nach einem frischen Blick in die Sonne und die neue Welt. Oeffne doch, geheimnißvoll Allwaltender, die tiefen Schätze unseres Innern, laß die versiegenden Quellen des Lebens wieder voll strömen aus der Verborgenheit, damit unser Auge rein werde und unser Geist frisch besaitet!

(Der Beschluß folgt.)

Lenz an Salzmann.

9.

Aus Landau.

Würdiger Mann!

Ich sehe in Ihrem Raritätenkasten alles, was uns die Herrn Modephilosophen und Moralisten mit einer marktschreierischen Wortkrämerei in großen Folianten herzählen, in zwei Worten zusammengefaßt und so glücklich zusammengefaßt, daß sich weder etwas zusetzen noch davon abnehmen läßt. Das ist vortrefflich — also das Ziel ist gesteckt, nun Ihre Hand her, mein Sokrates; wir wollen darauf zugehen, wie auf ein stilles und friedelächelndes Zoar, und die hinterlassenen Vorurtheile immer in Feuer und Schwefel aufgehen lassen, ohne uns darnach umzusehen. Mögen furchtsame Weiber sich darnach umsehen und drüber zu Salzsäulen werden.

— — Hier ist mein Trauerspiel, mit dem Wunsch: möchte dieser Raritätenkasten des Ihrigen werth seyn. Das Beste ist, daß wir beim Tausch nicht verlieren, denn unter sympathisirenden Seelen ist communio bonorum. Es ist wahr, meine Seele hat bei aller auscheinenden Lustigkeit jezt mehr als jemals eine tragische Stimmung. Die Lage meiner äußern Umstände trägt wohl das Meiste dazu bei; aber sie soll sie, sie mag sie nun höher oder tiefer stimmen, doch nie verstimmen. Eine sanfte Melancholie verträgt sich wohl mit unserer Glückseligkeit, und ich hoffe — nein ich bin gewiß, daß sie sich noch einst in reine und dauerhafte Freude auflösen wird, wie ein dunkler Sommermorgen in einen wolkenlosen Mittag. Auch fallen mir jezt öftere Sonnenblicke; nur kann freilich ein Herz, dem die süßen Ergötzungen der Freundschaft und der Liebe, sogar einer vernünftigen Gesellschaft genommen sind, bisweilen einen Seufzer nicht unterdrücken. An den Brüsten der Natur hänge ich jezt mit verdoppelter Inbrunst; sie mag ihre Stirne mit Sonnenstrahlen oder kalten Nebeln umbinden, ihr mütterliches Antliz lächelt mir immer, und oft werde ich versucht, mit dem alten Junius Brutus mich auf den Boden niederzuwerfen und ihr mit einem stummen Kuß für ihre Freundlichkeit zu danken.

In der That, ich finde in der Flur um Landau täglich neue Schönheiten, und der kälteste Nordwind kann mich nicht von ihr zurückschrecken. Hätt' ich doch eines göttlichen Malers Pinsel, ich wollte Ihnen gleich einige Seiten von diesem vortrefflichen Amphitheater der Natur hinmalen, so lebhaft hat sich's in meine Phantasie abgedrückt; Berge, die den Himmel tragen, Thäler voll Dörfer zu ihren Füßen, die dort zu schlafen scheinen, wie Jakob am Fuße seiner Himmelsleiter.

Doch ich würde nur schwärmen, wenn ich fortführe, und dafür muß ich meinen Geist in Acht nehmen. Ich hatte vor einigen Tagen einen Brief an Sie fertig, aber ich verbrannte ihn, denn ich hatte darin geschwärmt. Ich habe schon viel Papier hier verbrannt; ein guter Genius hat über dieses Trauerspiel gewacht, sonst — und vielleicht hätten Sie nichts dabei verloren. So viel muß ich Ihnen sagen, daß ich es bei diesem ersten Versuch nicht werde bewenden lassen, denn ich fühle mich dazu — Ich muß abbrechen und Ihnen gute Nacht sagen. Möchten Sie doch aus Ihren Träumen lachend erwachen, wie ich heute Morgen aus dem meinigen.

Lenz.

10.

— — Ich werde hoffentlich noch mit Ihnen diesen Winter zusammenkommen, wiewohl das Regiment jezt die lezte Ordre erhalten hat, hier zu bleiben. Wenn ich Sie sehe — jezt fühle ich, daß die ideale Gegenwart eines Freundes die persönliche nicht ersetzen kann — so werde ich Ihnen viel zu sagen haben. Meine Seele hat sich hier zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle Ihre Vorstellungen, dem die Vorstellungen der ganzen Welt vielleicht keine andere Falte werden geben können, wenn ich anders ihn einem Menschen auf der Welt mittheile, ehe er ausgeführt ist. — Mein guter Sokrates, entziehen Sie mir um dessentwillen Ihre Freundschaft nicht; bedenken Sie, daß die Welt ein Ganzes ist, in welches allerlei Individua passen, die der Schöpfer jedes mit verschiedenen Kräften und Neigungen ausgerüstet hat, die ihre Bestimmung in sich selbst erforschen und hernach dieselbe erfüllen müssen, sie sey, wie sie wolle. Das Ganze gibt doch hernach die schönste Harmonie, die zu denken ist, und macht, daß der Werkmeister mit gnädigen Augen darauf herabsieht und gut findet, was er geschaffen hat.

Nicht wahr, ich rede mystisch? Ihnen fehlen die Prämissen, um meine Folgesätze zu verstehen. Sie werden Sie verstehen, nur Geduld. In der Erwartung will ich Ihnen nur mit der größten logischen Deutlichkeit sagen, daß ich von ganzem Herzen bin und bleibe

Ihr drollichter Alcibiades.

Sagen Sie doch dem Ott, daß er den Lenz nicht über dem Herbst vergesse.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die italienische Oper. Wirkungen der Konkurrenz.

Nun ist das italienische Theater wieder in vollem Gange, und die politische Aufwallung der Gemüther ist nicht so heftig mehr, als daß sie die Reichen von dem Genusse der fremden Tonkunst abhalten sollte. Dazu kommt, daß diesen Winter manche fremde Familien sich nach Paris begeben haben, entweder um einer bösartigen Seuche, oder einer despotischen Regierung, oder einem anarchischen Zustande in ihrem Lande zu entfliehen, lauter Dinge, gegen welche man in Paris vor der Hand gesichert ist, wobei man noch den Vortheil hat, daß man hier eine Freiheit genießt, wie sie in wenig Ländern jezt herrscht. Dem Unternehmer der italienischen Oper ist es geglückt, für diesen Winter eine gute Truppe anzuwerben und einige der ausgezeichnetsten Sänger und Sängerinnen Europas hier zu vereinigen. Zuerst hatten wir die berühmte Madame Pasta, welche die Italiener kurzweg La Past' nennen. Vor einigen Jahren war sie die gefühlvollste Sängerin aller italienischen Bühnen. Das Gefühl ist ihr zwar treu geblieben; allein an der Stimme hat die Zeit etwas verdorben, und ihr an den höhern Tönen genommen, was sie ihr an Jahren zugelegt hat. Der Tausch ist freilich nichts weniger als günstig für die Sängerin; allein was soll sie thun? es ist das Loos aller Sterblichen. Nach ihr versuchte sich die Schröder-Devrient, die den Parisern in der deutschen Oper sehr gefallen hatte, und die man sogar bei der französischen hatte anwerben wollen, in der italienischen. Aber zum großen Erstaunen der Pariser stand sie, die vortreffliche deutsche Sängerin, Anfangs den ganz gewöhnlichen italienischen nach und vermochte nicht, sich über dieselben zu erheben; so viel thut die ungewohnte Sprache. Vielleicht macht sie sich dieselbe in der Folge besser zu eigen und erlangt dann ihre deutsche Meisterschaft wieder; aber vor der Hand ist wenig von ihr zu genießen. Das Sonderbarste war, daß sie gerade in demselben Stücke auftrat, in welchem sie neben ihren deutschen Kameraden so großen Beifall eingeerndtet hatte, nämlich in Mozarts Don Juan. Blos der Text, den sie zu singen hatte, war ein anderer; alles Uebrige war dasselbe geblieben. Der arme Don Juan verunglückte diesmal, wie es schon oft in Paris der Fall gewesen ist. Unter fünfzig Aufführungen, welche diese vortreffliche Oper in Paris bisher erlebt haben mag, sind vielleicht keine zehn, die ganz befriedigend ausgefallen wären. Freilich hat Mozart seine Oper nicht gesezt, um diese oder jene Rolle auf Kosten der andern hervorzuheben, wie die italienischen Tonsezer leider zu thun pflegen. Seine Oper ist ein harmonisches Ganze, worin jeder Theil seine Wichtigkeit hat und dem Ganzen Effekt gibt. Sind daher nicht alle Rollen gleich gut besezt, wie dies oft der Fall ist, so verfehlt das Stück seine Wirkung. Nachher trat die reizende Mad. Malibran wieder auf, eine vortreffliche Sängerin, deren Organ aber leicht der Einwirkung äußerer und innerer Umstände unterliegt, und die daher nicht immer mit gleicher Auszeichnung singt. Die Rolle Ninettas in Rossinis Gazza ladra ist ihre Lieblingsrolle, daher sie auch diesmal in derselben wieder auftrat. Rossinis Opern müssen auch diesen Winter das Beste thun. Zwar hatte man eine Oper von Bellini und, wenn ich nicht irre, eine andere von Paccini versucht; allein was sind die neuern Tonsezer Italiens? fast lauter Nachahmer Rossinis, oder wenn sie ihren eigenen Weg gehen, so fehlt es ihnen an Originalität, und vergebens sucht man sie dem Maestro zur Seite zu stellen, er behält stets die Oberhand. Was man auch gegen Rossinis Opernstyl hat sagen können, seine Werke sind nun schon seit zehn oder zwölf Jahren im Besize des allgemeinen Beifalls und entzücken das Publikum von Neuem, so oft sie gut aufgeführt werden, wie es jezt der Fall ist. Außer Mad. Malibran besizt die italienische Oper den vortrefflichen Buffo Lablache, den vorzüglichen Tenorsänger Rubini, die Caradori, eine Sängerin zweiten Ranges, und mehrere andere, so daß sich diesen Winter ein vortreffliches Personal zusammenfindet, freilich mit großem Geldaufwande; allein die italienische Oper ist auch nur eine Luxussache und das Theater der Reichen. Der Unternehmer kann und darf auf diese rechnen, um sich aus seinem Unternehmen mit Ehren herauszuziehen. Etwas gemischter sieht es schon in der großen französischen Oper aus, da es hier nicht ganz so theuer ist. Auch sind jüngst mehrere Pläze hier, wie an einigen andern Theatern, herabgesezt worden. Das thut die Konkurrenz; es gibt so viele Theater in Paris, und die kleinern und wohlfeilern werden so häufig besucht, daß die größern, um neben ihnen aushalten zu können, es für nöthig erachtet haben, ihre Forderungen ein wenig herabzustimmen. Dasselbe ist mit dem Miethzins und andern Dingen geschehen. Dies beweist freilich nicht, daß das Geld im Ueberfluß umläuft. Die Spekulanten haben Mühe, es aus den Taschen herauszulocken, und dürfen daher keine übermäßigen Forderungen machen. Vor einigen Jahren, als die Baulust sich der Pariser bemächtigt hatte, glaubte man, Paris habe nicht Wohnungen genug für die schnell wachsende Volksmenge; der Miethzins stieg im Verhältnisse der neuangelegten Bauten; es war, als ob die Hausherrn sich alle auf Kosten ihrer Miethsleute in wenig Jahren bereichern wollten; eine Zeitlang ging dies recht gut, und die Häuser waren ein treffliches Mittel, viel Geld zu gewinnen; allein auf einmal geriethen die neuen Bauten in Stocken und die Unternehmer in Geldmangel; Bankerotte folgten schnell aufeinander, die in Eile aufgerichteten Häuser wurden um die Hälfte der Baukosten wieder verkauft, die Miethsleute schränkten sich ein, und es fand sich nun, daß weit mehr Wohnungen in Paris vorhanden waren, als verlangt wurden. Es blieb deren eine Menge leer stehen, und nun fielen sie wieder beträchtlich im Preise. Eben so geht es mit den Reisefuhren. So lange sich die sogenannten Messageries royales, die aber außer dem Titel nichts königliches an sich haben, allein mit dem Transporte der Reisenden und Effekten auf den Hauptlandstraßen in Frankreich abgaben, ließ sich diese Anstalt theuer bezahlen. Nun kam aber ein anderes, mit großen Kapitalien unterstüztes ähnliches Unternehmen zu Stande; dies bewog die Messageries, ihre Forderungen herunterzustimmen, um von ihren Nebenbuhlern nicht aus dem Sattel gehoben zu werden. Zulezt begann ein drittes Unternehmen großer Landfuhren. Was war nun zu thun? Die beiden erstern Anstalten vereinbarten sich als Freunde gegen die dritte, und sezten ihre Preise so herunter, daß die zulezt begonnene Anstalt unmöglich lange die Konkurrenz aushalten konnte, und in der That waren kaum zwei Jahre verstrichen, als die dritte Anstalt keine Kapitalien mehr besaß und aufhören mußte. Sobald die Messageries und das Unternehmen von Lafitte und Caillard sich des dritten Nebenbuhlers entledigt hatten, sezten sie wieder höhere Preise an, zum großen Leidwesen der Reisenden, welche bei jener Konkurrenz den Vortheil hatten, daß sie in Frankreich weit wohlfeiler reisen konnten, als in irgend einem andern Lande.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 288.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. December 1831.

— Voll schwellte der Wind des Segels Mitt', und umher scholl
Laut die purpurne Wog' um den Kiel des gleitenden Schiffes,
Und es durchlief die Gewässer, den Weg in Eile vollendend.

Homer.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

Auf der Höhe von Korfu, den 14ten Sept. 1831.

Wir sind noch den 5ten September, früher, als nach dem ungünstigen Wetter der lezten Tage sich erwarten ließ, unter Segel gekommen. Ich hatte mich schon darein gefunden, nachdem alles Gepäcke außer dem Nachtsacke zwei Tage vorher auf das Schiff war gebracht worden, noch länger in Triest zu bleiben, als ich früh um sechs Uhr mit der Nachricht geweckt wurde, daß der Kapitän uns erwarte, da der Wind sich während der Nacht gewendet habe und günstig sey. Wir waren bald zur Reise fertig, und nahmen von den Gefährten Abschied, welche sehr ungern ohne uns mit dem Grafen bei seinem Vorsatze mit Egypten und Palestina zurückblieben, ich auch von ihm selber; obwohl er mir den Tag vorher einige Kleinigkeiten von seinen Instrumenten, die er nicht brauchen kann, und die uns nöthig waren, verweigert hatte, war er doch sehr theilnehmend, und entließ mich unter Umarmungen und der Versicherung, daß ich von früher sein volles Zutrauen gehabt hätte und es jezt noch in vollem Maaße besäße. Indeß hatte sich mein Zimmer mit Griechen gefüllt, welche uns nach dem alten Lazarethe begleiteten, in dem der M. Bozzaris Quarantäne hielt, und aus dem man abzusegeln im Begriff war. Es gab dort noch mancherlei Aufenthalt, bis alles in Ordnung und die Gesellschaft beisammen war. Endlich erschien um zehn Uhr am Quai des Lazarethes die mit Phacrioten bemannte Feluke, die uns nach dem Schiffe bringen sollte, das mit vollen Segeln und mit der griechischen Flagge geschmückt, vor dem Hafen uns erwartete. Es wurde Mittag, ehe der Hafenbeamte mit den Ausfertigungen zu Ende und die Feluke, welche ihn an das Land zurückbrachte, nach dem Schiffe umgekehrt war, und um zwölf Uhr endlich ließen wir den Hafen und die mit ihren malerischen Umgebungen zurückweichende Stadt hinter uns, um mit einem zwar guten, aber mäßigen Winde an diesem Nachmittage bis auf die Höhe von Rovigo das adriatische Meer hinabzusegeln. Auf dem Schiffe waren wir bald eingerichtet. Die Camera (Kajüte) war reinlich, auch geräumig genug, um hinter den Seitenwänden unsere Betten aufzustellen (das meinige war durch eine in Triest gemachte und zum zusammenschlagen eingerichtete Matratze, und durch eine wollene Decke vollständig geworden) und für einen Tisch mit vier Stühlen und das kleine Geräthe Raum zu geben. Im Hintergrunde war eine tiefere Stelle für das Bild des heil. Nikolaus, an dem eine Laterne hing, darunter ein offener Schrank, in dem ich meine Bücher, so viel ich während der Fahrt brauchen wollte, sammt den Schreibereien unterbrachte. Ringsum gingen Bänke, unter denen wieder Behälter für das Geräthe angebracht waren, breit

genug, auch als Ruhestätte zu dienen. Außer uns selbst bestand die Reisegesellschaft aus einem armen Griechen aus Thessalien, der während neun Monaten in Wien allerlei Kenntnisse gesammelt hatte, und nun, vor der Cholera fliehend, nach Nauplia ging, um sich dort durch Unterricht Mittel zu Fortsetzung seiner Studien in München zu erwerben, und aus Hr. Apostolopulo, einem jungen und gefälligen Manne, der im Namen der Eigner unserer Schiffsladung, und als Theilnehmer an ihr, seine Freunde in Triest verließ, um in seiner Heimath, Argos, mit dem Gute, welches wir führten, Handel zu treiben. Es ward gleich bestimmt, daß der Kapitän mit uns gemeinsam essen sollte. Die Mannschaft bestand großen Theils aus Pharioten, meist noch jungen Leuten, welche bald eben so große Geschicklichkeit in ihrem Geschäfte, als Wißbegierde und Gelehrigkeit für andere Dinge entwickelten. Außer ihnen waren zur Ergänzung noch Eingeborne aus Kephalonien, Zagora, Kephos und Chios, auch ein Alter aus Theaki (Ithaka) beigezogen worden, der schlachtete und den Koch machte, und dem ich deßhalb mit Beistimmung der ganzen Gesellschaft den Namen Eumäus beigelegt. Als er hörte, dieser sey der Sauhirth des alten Königs seiner Heimath gewesen, war er mit dem Namen nicht sehr zufrieden, desto mehr aber bei der Nachricht, daß er für seinen König auch geschlachtet, ihn bewirthet habe, daß er sein Koch gewesen sey. Als das Schiff in Bewegung und der Arbeit wenig war, versammelten sich die Leute (Pallikaren) um mich und den Kapitän, unser Gespräch mit Aufmerksamkeit zu hören, oder um Hr. Mezger, welcher diese Gruppe und das Schiff zu zeichnen angefangen hatte. Gegen Abend ward die Zitter (Cituri) hervorgebracht, und sie begleiteten in einfachen Weisen die Lieder, in welchen sie den Ruhm ihrer Heimath und die Thaten seiner jüngsten Helden zu verherrlichen bemüht waren.

Der Kapitän (πλοίαρχος) waltet mit vieler Ruhe und Humanität unter ihnen, und überhaupt tritt, ungeachtet des pünktlichen Gehorsams, den jedes seiner Worte findet, das Verhältniß der Unterordnung äußerlich gar nicht hervor. Unser Mittagessen bestand aus Reis, der in Wasser gekocht und mit einer Brühe aus Eiern und Citronensaft angemacht, sehr gut und wohlschmeckend war, dann aus einem Huhn, kaltem Braten, Käse und Früchten, und hat die folgenden Tage ohngefähr denselben Charakter behalten, nur daß der Reis mit Makaroni abwechselt, und nach meinem Wunsche noch Kartoffeln hinzugekommen sind.

Die Fahrt während der Nacht war ruhig und mein Schlaf durch die schaukelnde Bewegung des Schiffes nicht gestört. Wir waren während derselben an Pola vorübergekommen. Das Frühstück, aus Kaffee mit Milch von einer Ziege und Zwieback bestehend, ward auf dem Verdecke unter einem von der Morgengluth strahlenden Himmel über der prachtvoll rauschenden Fläche des blauen Meeres eingenommen, während das Schiff von einem frischen Nordwest das Meer hinab getrieben wurde. Der Tag verging in der Ordnung des vorhergehenden. Am folgenden Morgen wurde der Wind schwächer und hatte selbst nicht mehr die Kraft, das Schiff vorwärts zu treiben; die Schiffer nennen ihn dann Bonazza. Wir schaukelten in unsteter Bewegung umher und ergözten uns an den Fischen, die, von Delphinen verfolgt, aus der ruhigen Fläche der Gewässer emporsprangen. Ich war den größten Theil des Tages mit meinen Büchern auf dem Verdecke beschäftigt. — Die Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch waren wir um vierzehn Seemeilen vorwärts gekommen; der Wind am Morgen war uns stark zu zwei Drittheilen entgegen, so daß wir nur lavirend vorwärts kamen. Die Küste von Dalmatien begrenzte östlich mit ganz kahlen Gebirgen unsern Horizont. Am 9ten September, Freitag, wehte derselbe Wind, doch stärker. Das Schiff kämpft rüstig gegen die entgegenrauschenden Wellen, und der M. Bozzaris läßt eine österreichische Brigg, welche fünf Stunden vor uns abgesegelt und uns am Horizonte voraus war, eben so weit hinter sich zurück. Die stärkere Bewegung des Fahrzeuges nöthigt uns, vor der Hand auf dem Verdecke zu essen. Der Kaufmann und der Grieche aus Wien leiden an der Seekrankheit; wir beide bleiben davon unberührt. Gegen Abend wächst der Aufruhr des Meeres, und die am Horizonte lagernden Wolken zeigen im Wetterleuchten ein nahendes Ungewitter. Die Nacht des Freitags ward unter schlimmen Zeichen begonnen. Der heil. Nikolaus sey zweimal aus dem Ikonostasion herabgefallen, und die Bewegung des dröhnenden und knarrenden Schiffes ging in ein förmliches Schlendern über. Das laute Brausen des Orkans wird von der sichern Stimme des vortrefflichen Kapitäns übertönt. Die Laterne vor dem Heiligen fällt herab, Mezger, welcher aus dem Bette steigt, das brennende Licht auf dem Teppiche zu löschen, wird mit dem Tische, an dem er vorüber will, über den Haufen geworfen, und alles geht nun zu oberst zu unterst. Am frühen Morgen will Mezger auf das Verdeck, wird aber zurückgewiesen, um den Pallikaren nicht im Wege zu seyn, auch machte der unter Sturm und Donner herabrauschende Platzregen den Aufenthalt dort unmöglich. Eine halbe Stunde nachher war die Stärke des Ungewitters gebrochen, und einen erregenden Anblick gewährte das furchtbare, aber großartige Schauspiel der vom Sturm gepeitschten See. Gegen eilf Uhr ward der Himmel wieder frei, die Pallikaren, wie gewöhnlich, guter Dinge, wechseln die Kleider und trocknen die durchnäßte Garderobe, und die Ordnung des Tages war nur in der Küche einiger Störung unterworfen. Wir lassen die Insel Zythe zur Lin-

fen und kommen an der Insel Aosta, einem kahlen Felsen, vorüber. Den Abend war der nordwestliche Himmel wieder mit tiefem Gewölke bedeckt, aus welchem bald ein prachtvolles Gewitter hervorbrach. Nicht nur aus den dunkeln Massen des fernen Gewölkes stürzen die Blitze herab, sondern steigen auch, wie aus den Fluthen, Raketen gleich, vom Gewölke empor, das unter dem Horizonte steht, während die mehr und mehr erbrausende Fluth den Sturm verkündigt, den das Gewitter vor sich hertreibt. Gegen acht Uhr waren alle Segel gekappt, während wir ziemlich nahe an einer öden Felseninsel vorüber kamen. Hierauf wird unsere Gesellschaft in die Camera verwiesen und hört nur von unten den Tumult des Donners und des Sturmes, der mit noch größerer Gewalt wüthet, als in vergangener Nacht; doch war sein Zorn dießmal nur von kurzer Dauer, und von einem strömenden Platzregen gebrochen, zogen die Gewitter uns zu beiden Seiten über die italische und dalmatische Küste nach Süden wetterleuchtend hinab. Gegen zehn Uhr war der Himmel von einem halben Nordwinde gereinigt, der frisch in die wieder entfalteten Segel blies und die schwere Maschine des belasteten Schiffes mit der Leichtigkeit und Schnelligkeit eines Vogels durch die ihm nachbrausenden Wogen vor sich hertrieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reisescenen aus den neuesten Tagen.

(Beschluß.)

So wanderte ich lautlos lange fort, wie besorgt, die allgemeine Stille zu brechen und den Geist der Berge zu wecken: da öffnete sich plötzlich der Weg zur Seite, und in einer schmalen Schlucht lag das Dörfchen Marienthal mit einem verfallenen Nonnenkloster, davor mitten in Weinbergen und Gärten ein stattliches Försterhaus, der herrlichste Ort, um vom Weltwirken und Wirren auszuruhen, oder darauf vorzubereiten. Ich trat hinein; die Försterfrau wohnte darin; ihr Mann war in das „flache Land" gegangen, weit hinaus. Von Geographie und Entfernung mochten die guten Leute wenig verstehen, und die schwarzen Augen der ältesten Tochter schienen mich neugierig zu fragen, wie es aussehe in der Welt, aus der ich herkam. — Doch würde ich wahrlich freveln, wenn ich die Liebenswürdigkeit der stillen Familie den reisenden Romantikern weiter abschildern wollte, um sie von ihren Brillen beschauen oder auch, nach Umständen, betasten zu lassen. Blühet unbekannt fort, geheime Freuden des Thals, und möge nie ein Vorwitz den Schleier lüften, der über eurer Beschränktheit liegt.

Weiter hinten in einem anmuthigen Gelände unter Nußbaumgruppen liegt das Dorf Dernau, lang hinein sich ziehend ins Thal. Am Eingang des Dorfes steht ein hölzernes Kreuz mit der Inschrift: Am 7. November 1827 ertrank hier Joseph Sebastian in der Ahr; jeder Vorübergehende bete für seine Seele. Ich that's, froh der Erinnerung an die geheimnißvolle Gemeinschaft, die alle Geister unter sich und mit dem höchsten verbindet. Nun wendete sich der Weg über die Berge, die schroff und jäh über den Fluß hineinhängen; einmal, bei der Lochmühle, rauscht er unter dem Felsen durch, und selbst der Pfad ist durch den Berg gehauen. Manchmal drängt er sich wieder so schmal am Flusse hin, daß man, ausgleitend, von den schrägen Platten in den Fluß stürzen müßte. So erinnert der Weg an die via mala in Graubündten, doch ist nirgends Gefahr; es ist ein heiteres Wandern zwischen leichtem Grauen und Lust über die Kühnheit und den Fleiß der Menschen. Denn das ist das einzig Unvergleichliche dieser Gegend, daß kein Fleckchen, unten wie oben, unbenutzt ist. Immer wandert man zwischen Weinstöcken durch, die jetzt in der Herbstzeit ihre schwärzlichen Trauben dem Wanderer zu gelegentlichem Genusse durch die Blätter entgegenstrecken. So geht es durch Maischoß, Lang, Reimertshofen, die alle wie vom Himmel herab, ohne Zusammenhang mit der übrigen Welt, zwischen die schmalen Felsen gestellt sind. Die Weinbauern sind arm und den großen Besitzern meistens durch Vorschuß und Schuldverschreibung verpflichtet. Doch würden sie, auf mein Befragen, ihr mühsameres Gewerb nicht mit dem Ackerbau vertauschen, weil selbst eine Erndte des siebenten Jahres hinreichend ist, ihnen die Mühe der andern vergeblichen Jahre zu vergelten. Im Winter steigt die Kälte zu einer furchtbaren Höhe, so daß die Schieferfelsen krachen und zerreißen; doch schadet sie selten dem Weinstock, weil das fließende Wasser — die Ahr gefriert nie in dieser Gegend — die Kälte in die Erde leitet; eine auch am Rhein bekannte, doch noch unerklärte Erfahrung. Aber eben so glühend ist die Hitze im Sommer, welche, zwischen den nackten Felsen gefangen, die Trauben zur Kraft des Ahrweins einkocht.

Endlich nach Steigen und Fallen erhob sich vor dem Ziel unserer Tagereise, vor Altenahr, ein steiler Berg mit einem Kreuze auf dem Gipfel. Ein Felsenpfad leitete mit ungeheuren Stufen daran hinauf. Wie wir uns näherten, kam eine anmuthige Gesellschaft mit wehenden grünen Schleiern und bunten Sonnenschirmen uns entgegen: der Burgermeister des nahen Orts mit seiner Familie machte einen leichten Abendspaziergang über die Felsen, was Jeder von uns für eine halsbrechende Wanderung gehalten hätte; und es war ein lieblicher Anblick, die frischen Mädchen mit blühenden Gesichtern

leicht und sicher über die Klippen herabspringen zu sehen. Auch ihnen war ein gebildeter Fußwanderer eine analoge Erscheinung; denn keine Kutsche und kein Eilwagen hatte je dies Thal betreten, und so trennten wir uns nach kurzer Wechselrede auf Wiedersehen. Ich wand mich mühsam dem Kreuze entgegen, unbewußt des Anblicks, der meiner wartete; der Tag hatte mir noch zum Schlusse seine schönste Ueberraschung aufgespart. Oben öffnete sich nämlich ein doppeltes Thal: hinter mir erblickte ich noch einmal die Gegend, die ich durchwandert, die Berge, welche ich durchkrochen, über einander gethürmt, Dorf, Fluß und Thal in einander gewunden. Hinten glühte die Landskrone und das traute Siebengebirg im Abendschein vor mir auf, mich erinnernd an die Lieben dahinter. Die heitere Vergangenheit des Tages wurde noch einmal überblickt. Vor mir im Thale, in das ich jezt hinabsteigen sollte, dunkelte es schon. Eine seltsam gestaltete Bergruine lag unter mir, kaum zu unterscheiden vom Felsen, auf welchem sie lagerte, und unten lief eine Reihe rauchiger Hütten dahin, in deren einer ich mein Nachtlager zu suchen hatte. Weit hinten trat der Fluß wieder hervor, aus kahlen Höhen herabkommend, und der rauhe Wind deutete mir an, daß jezt die unfruchtbaren, winterlichen Hochsteppen der Eifel beginnen, daß die Wanderung ihr Ende erreicht habe. Da blickte ich noch einmal zum Scheidegruße zurück, und stieg gefaßt und befriedigt vom heitern Tage, wie von einem Leben, ins düstere Thal, das mich gleich dem stillen Todesschatten gemahnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Die neue komische Oper.

Jezt beginnt zur Freude der Reisenden wieder ein drittes Unternehmen, deren Urheber sich glücklicherweise durch den Sturz ihrer Vorgänger nicht haben abschrecken lassen und die Reisenden wohlfeil zu führen versprechen. Dies zwingt nun wiederum die Messageries und die Anstalt von Lafitte und Caillard, ihre Preise herabzusetzen und auch wohlfeil zu fahren, und zwar so wohlfeil,*) daß die Anstalt, die die wenigsten Kapitalien besizt und es folglich am mindesten aushalten kann, beständig zuzusetzen, auch zuerst aufhören muß. Dem Publikum gilt dies aber gleich; vor der Hand fährt es wohlfeil, bequem und schnell, und das ist alles, was die Reisenden verlangen. Ungefähr so geht es auch mit den Theatern. Das Publikum hat jezt unter so vielen Theatern zu wählen, daß, wenn ein Theater nicht anzüglich genug, oder allzu theuer ist, eine Menge anderer ihm Unterhaltung darbieten; daher es denn auch die größern für rathsam erachtet haben, die Preise mehrerer Pläze herabzusetzen. Seit Aubers „Zaubertrank" hat die große Oper nichts Neues gegeben; sie bereitet aber mit großen Kosten Mayerbeers Robert le diable vor; man hegt große Erwartungen von dieser bereits seit einigen Jahren gesezten Oper, wozu bekanntlich Scribe und Germain Delavigne den Text geschrieben haben. Die komische Oper war eine Zeitlang geschlossen; doch hat sie nun wieder einen Unternehmer gefunden und spielt fort, wiewohl eben nicht mit vielem Beifall. Es ist Schade um das schöne Theater, das unstreitig zu den schönsten von Paris gehört. Die große Oper ist zwar geräumiger, aber nicht mit derselben Pracht gebaut, wie die komische Oper. Diese steht allein, in der Mitte eines viereckigen Plazes, und ist ganz aus Quadersteinen gebaut. Die Treppen sind alle von Stein und geräumig; die Wagen fahren unter einem Gewölbe vor, welches sich nicht vor dem Theater befindet, sondern quer gegen die Mitte des Gebäudes unter demselben fortläuft, so daß sogar bei einer Feuersbrunst die Wagen ungestört ihre Herrschaften abholen könnten. Ein eleganter und großer Saal, der sich vortrefflich zu Bällen und Konzerten eignet, nimmt die Vorderseite des Gebäudes ein; geräumige Gänge erstrecken sich von den beiden Seiten dieses Foyer hinter den Logen her und sind ebenfalls mit Quadersteinen belegt. Ein Pallast kann nicht schöner angelegt seyn. Der Schauspielsaal selbst ist ziemlich groß (leider hat ihn die Theaterdirektion bis jezt noch nicht zu klein gefunden!). Es sind drei Reihen Logen, durch schmale vergoldete Säulen von einander getrennt, und über jeder Reihe eine Gallerie, doch so, daß die zweite hinter der ersten und die dritte hinter der zweiten etwas zurücktritt, so wie auch die unter denselben befindlichen Reihen von Logen. Dieselbe Einrichtung hatte, wenn ich mich recht erinnere, auch im alten Feydeautheater statt, welches vor Kurzem niedergerissen worden ist, um einer neuen Straße, der Börse gegenüber, Plaz zu machen. Leider aber hat das neue Theater der komischen Oper, das unter der Aufsicht des verschwenderischen Herzogs von Aumont aufgebaut wurde, so viel gekostet, daß die Eigenthümer Mühe haben, einen den Kosten angemessenen Miethzins daraus zu ziehen. Neulich haben sie es für nöthig erachtet, diesen Miethzins auf die Hälfte herabzusezen, indem sie weislich bedacht haben, daß es doch noch besser ist, die Hälfte zu verlieren, als das Ganze. Eine Darstellung Zampas, der ich neulich beiwohnte, nahm sich in diesem schönen Saale vortrefflich aus; die Direktion hatte auch nichts gespart, um diese Heroldsche Oper auf's Kostbarste auszustatten. Zampa ist wohl das bedeutendste Stück, das die komische Oper seit einigen Jahren gegeben hat, und auch die große Oper würde solch ein großes Stück nicht verschmähen. Ein Seeräuber, der eine Braut den Armen des Bräutigams entreißt, um sich selbst mit ihr zu vermählen, über die Gebete spottet, die man an eine im Schlosse verehrte Heilige wendet, sich in dem Augenblicke, da man ihn festzuhalten glaubt, wie ein zweiter Rinaldo durch einen Geniestreich aus der Verlegenheit zieht, über die bestürzten ehrlichen Leute mit seinen Kumpanen hohnlächelt, seine Heirath vollzieht, aber zulezt, als der Verwegene das Brautbett besteigen will, von einem sich aufthuenden und mit Flammen angefüllten Abgrund verschlungen wird, solch ein Don Juan ist immer ein beliebter Theaterheld.

(Der Beschluß folgt.)

*) Von Paris nach Rouen kann man jezt für 6 Franken, von Paris nach Straßburg für 20 Franken fahren.

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 289.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Sonnabend, 3. December 1831.

— Die Freiheit trägt Ketten nur, ist nicht entflohn.
Ach, sie kennen mich nicht, so dachte sie; doch wie vermögen
Ferne Menschen zu sehen, wer die Unsterblichen sind.
Darum send' ich ihnen, statt meiner, daß sie mich kennen,
Eine Sterbliche. „Geh', Arria Corday!" — Sie ging.

Klopstock.

Charlotte Corday.

Seit der frühesten Jugend huldigt mein Herz mit enthusiastischer Bewunderung Charlotte Cordays Andenken. Durch die Unruhen der jüngsten Zeit übertäubt, erwachte dieses Gefühl vor Heinrich Scheffers Gemälde in der lezten Pariser Kunstausstellung wieder in seiner vollen Kraft. Seine Charlotte ist mein Ideal, wie ich dieß Heldenmädchen mir stets gedacht.

Wie oft bedauerte ich, nicht das kleinste Andenken an dieses Mädchen zu besitzen, ja nicht einmal zu wissen, in welchem Zimmer sie gewohnt, auf welcher Treppe ihr Fuß gewandelt, wo sie das Ungeheuer erdolcht, wo sie ihrem erliegenden Vaterlande sich geopfert? Endlich erfuhr ich, Marat habe in der Rue de l'Ecole de Medecine gewohnt. Eines Tags verweilte ich vor dem Hause an der Ecke der Rue du Paon. „Da muß es seyn!" sagte ich bei mir; ich dachte, einer so großen Handlung Schauplatz müsse auch das ansehnlichste Haus des Stadtviertels gewesen seyn. Es war mir nämlich dieß Haus durch seine altfränkische, seltsame Bauart aufgefallen: ein düstrer Gang, enge Fenster, ein in der Luft schwebendes sechseckiges Thürmchen, mit kegelförmig zugespitztem Dache und bizarr aufragender Eisenspitze; „kein Zweifel, hier, hier muß es seyn!" rief ich so laut, daß ein vorüberkeuchender Lastträger Halt machte und mich mit weitgeöffnetem Munde anstarrte.

Es ward bereits finster; die Concziergen benachbarter Häuser saßen vor ihren noch offenen Thüren und erlabten sich, unter traulichem Geplauder, an der Abendkühle. „Ist," fragte ich eine Portiere, „das Eckhaus dort nicht durch irgend etwas historisch merkwürdig?" — „Mein Herr," erwiederte die runde Frau, „das Haus dort ist das älteste im Viertel; ein Spezereikrämer wohnt darin." — „Können Sie mir, liebe Frau, nicht sagen, ob nicht ein sehr bekannter Mann, ob nicht Marat dort gewohnt?" — „Marat? Habe nicht die Ehre..." — „Halt!" rief einer der Portiers; „Marat? Marat? Ganz recht, der im Bade ermordet wurde; das muß in der Badeanstalt in der Rue du Paon seyn; sehen Sie dort, kaum zwei Schritte von hier; ein recht hübsches Etablissement!" Ich dankte, ein unwillkührliches Lächeln unterdrückend, und ging. Es war an einem Sonntage, der Spezereiladen war geschlossen; ich vertagte die nähern Erkundigungen.

Am folgenden Tage brach des Spezereikrämers Auskunft meinen romantischen Ahnungen den Stab; ich verließ ihn jedoch nicht, ohne noch einmal mit Interesse nach dem alten Thürmchen umzublicken. Entschlossen, von meinen Nachforschungen nicht abzustehen, trat ich in das benachbarte Haus, Nummer 18, mit großem Hofthore, kleinem, etwas dumpfem Hofe, einem Ziehbrunnen im Winkel: alles höchst ordinär. Kaum aber hatte ich dem Portier den Namen Marat genannt, so entgegnete er: „Das ist hier, mein Herr!" Jezt kleidete sich plötzlich Alles umher in tiefe Trauer; meine gestern

getäuschte Phantasie hielt sich jezt schadlos; sie sah Alles durch ein romantisches Prisma, und die gemeine Aermlichkeit des Lokals verdüsterte noch die Färbung. An der Thüre dieser dumpfen Loge fragte ohne Zweifel Charlotte den Portier: „Ist Bürger Marat zu Hause?“ Dem Portier kam beim Anblicke dieser reizenden, imposanten weiblichen Gestalt, bei ihrem anmuthigen Lächeln sicher nicht das entfernteste Mißtrauen in den Sinn. Wie kamen diese zwei Dinge zusammen, Mord und ein holdes Mädchen, dessen großes dunkles, beredtes, feuchtes Auge so mild glänzte, dessen ganzes Wesen selbst auf den rohesten Menschen mit magischem Zauber wirken mußte? Wer ahnete unter diesem, an so anmuthsvolle Formen sich schmiegenden Kleide ein Messer? wer in diesen edlen, ruhigen Zügen den gräßlichen Entschluß eines Herzens, das nur zum Sitze keuscher, schüchterner Liebe geschaffen scheint? Und an jenem Tage athmete Charlottens Toilette sicher eine Art einfacher, erhabener Koketterie; sie mußte denen, die sie bei Marat einführen sollten, eine vortheilhafte Meinung von sich einflößen; sie wußte, daß man einen solchen Mord nur einmal verübt; wußte, daß man mit einer solchen That sich selbst den Stab bricht; wußte, daß eine solche Handlung der erhabenste Selbstmord ist, und sie wollte ja nicht fliehen; war sie aber verhaftet, wie unzählige Blicke mußten nicht auf ihr verweilen! Ihr Vater war Edelmann, in ihrer Seele lebte glühender Republikanismus, aber gebildet, rein, geschmackvoll, wie sie selbst. Sie konnte, durfte dieß Alles nicht übersehen, und in den wichtigsten Lebensmomenten stellt ja die Toilette eines Weibes so zu sagen die Gesammtheit ihrer Ideen, ihr ganzes Ich versinnlicht dar. Ein breites grünes Band umschlang ihre Stirn und den Chignon, dem wallende Locken entquollen *); diese majestätische Stirne, dieß bescheidene, anstandsvolle Wesen, diese frischen, schwellenden Lippen — unaussprechlich reizend war die Heldin; wer konnte ahnen, daß diese zarte Hand sich in Blut tauchen würde?

„Es wurde seitdem,“ bemerkte der Portier, der mich lächelnd die Thürschwelle anstarren sah, „in der Einrichtung der Appartements nichts geändert.“ — „Ich besuche,“ erwiederte ich dem Manne, „so gerne alle berühmten Häuser; wollen Sie wohl erlauben . . .?“ Bei dem absichtlich stark betonten Worte berühmt, lüftete der Portier seine Mütze und seine Frau erhob sich von ihrem Stuhle. Beim Portier so gut, als beim Pair von Frankreich oder dem Dichter, ist die Eitelkeit heimisch. „Marat,“ sagte die Frau, „ward im ersten Stockwerke, in einem nach dem Hofe hinausgehenden Kabinette ermordet.“ — „Kann ich es wohl sehen?“ — „Der Miether ist abwesend; die Bonne aber wird Ihnen wohl nur wenig Auskunft geben können.“ Und somit ging sie vor mir die Treppe hinauf. Die steinerne Treppe ist ziemlich breit und mit einem Eisengeländer versehen. Wir traten ein. „Nur die Tapeten,“ bemerkte die Portiere, „sind neu; doch gedulden Sie sich einen Augenblick, ich muß erst mit der Bonne reden.“ Sie ließ mich im Vorzimmer; ich fühlte mich glücklich, daß ich allein war und mich etwas sammeln konnte; es gibt Gefühle, die man gern, gleich seltenem, edlem Weine, nur tropfenweise genießt.

Marat wohnte in der That herzlich schlecht! Aermliche Antichambre, plumpe Fenster mit schmalen Scheiben; Marat war arm: in dieser bis zum Wahnsinn exaltirten blutgierigen, cynischen Seele waltete Uneigennützigkeit; ihr Gott war die Guillotine, das Blutgerüst der Altar ihres politischen Glaubensbekenntnisses. Marat, der fanatische Apostel seines scheußlichen Freiheitsidols, war weit mehr als Robespierre, dem er durch seine Rasereien oft lästig fiel, der Mann des Terrorismus. Marat war des Jahrs 93 lebendiges Räthselwort; was Robespierre nur dachte, predigte jener laut und leidenschaftlich: die Republik müsse, um sich nicht selbst vernichtet zu sehen, im Blute ihrer sämmtlichen Feinde sich baden. Krank, ein hitziges Fieber im kochenden Blute, mit Aussatz bedeckt, denuncirte Marat in seinen abscheulichen Blättern Biron, Cüstine und die nach Caen geflüchteten *Girondisten*. Charlotte glaubte, die so beredte, ihre *föderalistischen* Ideen so glänzend entwickelnde, in ihrem Handeln dagegen so schwache Gironde werde den bluttriefenden Händen jener Bergparthie Frankreich entreißen. Wahn oder nicht — Charlottens Idee war unendlich erhaben! — Hier also war es, wo sie die Gunst, beim Bürgerrepräsentanten eingeführt zu werden, erbat.

Welch unermeßlich reicher Schatz von Liebe und Hingebung in diesem weiblichen Gemüthe! Hätte Charlotte geliebt! Aber alle reichen Kräfte ihrer Seele hatte sie der Freiheit, der Republik gewidmet, wie sie rein, glanzerfüllt von Tugenden und Talenten, in ihren Träumen lebte; in diesem Gefühle gingen alle übrigen unter; ihre sonst so überreiche Brust kannte nur eine Göttin, nur einen Gottesdienst, den der Freiheit. Bedauern würde ich, hätte dieses Wesen jenen, auf eine Denunciation Marats zu Caen gemordeten Belzunce, oder jenen Barbaroux, den Antinous der Gironde, geliebt; ich würde, denn ich sähe in ihrer That nur Rache, das Heldenmädchen minder bewundern; sie erschiene mir als ein Weib, wie es deren so viele gibt. Jene, von kleinen Seelen erfundenen kleinlichen Anekdoten widerlegt die Geschichte. Charlotte hatte Belzunce gar nicht gekannt; sie lebte bei einem Freunde zu Caen in tiefer Abgeschiedenheit; Barbaroux hatte sie nur besucht, um ein Empfehlungsschreiben von ihm zu erbitten. Uebrigens sagte Charlotte selbst von

*) Die Details dieser Erzählung sind durchaus getreu.

sich: „die Pariser sind so treffliche Republikaner, daß sie gar nicht begreifen, wie ein Weib, deren Leben ihrem Vaterlande keinen Nutzen bringen kann, für dasselbe kalten Blutes sich zu opfern vermag."

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Am Sonntag Morgen war der Himmel rein und das Meer von dem Weste, in welchen sich der Nordwind umgesezt hatte, sanfter bewegt, einem Zephyrus von ausnehmender Sanftheit und erquicklicher Frische, dem vollen Gegensatze des in München verwünschten Westwindes, und der alles Lob rechtfertiget, das die Alten diesem anmuthigsten ihrer Winde gespendet haben. Die Gesellschaft ist heiter und sonntäglich erregt, die Pallikaren voller Fragen nach Ursprung und Natur des Blitzes, des Donners, mit dem sie vergangene Nacht so lebhaft beschäftigt gewesen sind; nur unser Eumäus kann an den Gesprächen und der Ruhe keinen Theil nehmen, weil am Sonntag die ganze Mannschaft aus seiner engen Küche mit Fleisch muß versorgt werden. Bei Tische, der wieder auf dem Verdecke bereitet wird, gebe ich eine Bouteille vortrefflichen Johannisberger 1783er zum besten, den mir Freund Buchler als Rest von seinem Mittagessen unter andern Zeichen seiner Theilnahme eingepackt hatte. Gestern Abend kamen wir an der Insel Pelacossa vorüber, welche durch ihre schroffen und seltsam geformten Felsen auffällt und, gleich den meisten an dieser Küste, nicht bewohnt ist. Gegen Norden zogen sich auch heute Gewitter zusammen, und der Wind ward so heftig, daß der Kapitän, für die Segel fürchtend, sie kappen ließ; doch zog sich die Hauptstärke des Ungewitters nach Italien hinab, und wir bekamen für einige Stunden den Vortheil eines reichern Windes, auf den aber wieder Bonazza eintrat. Der Abend war höchst anmuthig und lau, und wir bis zehn Uhr auf dem Verdecke, bewundernd die Pracht dieses südlichen Sternenhimmels. Auch war seltsam, daß der Mondschein den Glanz desselben nicht abstumpfte. Da das Licht des Mondes von dem dunkeln Meere nicht zurückgeworfen wird, so waltet über die ganze Fläche dunkle Nacht, und auch die Luft ist, troß der leisen Dämmerung, mit magischen Schatten angefüllt, über denen der Mond fast mit gleich hellem Silberlichte wie die andern Sterne schimmert.

Die Nacht auf den Montag war ruhig, aber die Fahrt nur schwach; so auch der Morgen. Gegen zehn Uhr neue Gewitter im Anzuge. Ein östreichisches Schiff, von der neuen und vortrefflichen Triestischen Bauart, segelt an dem unsrigen vorüber. Gegen Mittag, wo beide Schiffe sich zur Seite sind, verstärken sich die Windstöße vor dem heranziehenden Gewitter in einer Art, daß beide alle Segel kappen, um sie dem Sturme zu entziehen, der auch unmittelbar darauf mit furchtbarer Heftigkeit der Donnerschläge über uns kommt. Mehrere Blitze fahren in das Meer herab, der Platzregen, in den es sich auflöst, ist mit Hagel vermischt. Nach zwei Uhr ist das Gewitter mit seinem Orkan gegen Süden hin über uns weggebraust. Ich selbst, nun schon an diese Stürme gewöhnt und über sie wegen ihrer Nützlichkeit zu Erzeugung stärkerer Fahrwinde beruhigt, war während der lezten Stunde dieses lezten auf meinem Bette in einen ruhigen und tiefen Nachmittagsschlaf gesunken, aus welchem mich Metzger mit lauter Stimme weckte, um mir vom Verdecke das prächtige Schauspiel zu zeigen, das in diesem Augenblicke Himmel und Meer gewährten. Die Erhabenheit des noch laut brausenden Meeres, dessen tieferregte Massen, von den Schlaglichtern der halbverschleierten Sonne zauberisch beleuchtet, sich in ungeheuern Dehnungen schäumend durcheinander wälzten, war so unbeschreiblich, wie die magische Beleuchtung des Himmels. Der Sonne gegenüber, tief auf dem Meere, stand in den glühendsten Farben ein breiter Regenbogen. Der ganze Raum des dunkeln Himmels, den er umspannte, war mit dem bunten Widerschein seiner Farben angefüllt und schien das offene Thor zu bilden, durch welches die schäumende Fluth sich majestätisch hereinwälzte, und die zwar kühlere, aber noch milde Luft der wieder beruhigten Atmosphäre goß den Frieden der Uebereinstimmung über diesen Wechsel grosser Lieblichkeit und furchtbarer Großartigkeit.

Ich habe viel von der Einförmigkeit und unerträglich langen Weile einer Seereise gehört, und war darauf gefaßt, sie standhaft zu ertragen; bis jezt habe ich von ihr noch nichts empfunden, ja ich fange an, jene Klagen unbegreiflich zu finden. Mir eröffnet diese Fahrt eine ganz neue Seite des Lebens, und ich kann von meiner Bewunderung der einfachen Erhabenheit dieses immer wechselnden Schauspiels noch nicht zurückkommen. Alles trägt einen so reinen Charakter ruhiger Größe, der auch unter den Stürmen und Ungewittern besteht, und in den weniger bewegten Erscheinungen den Charakter einer solchen Lieblichkeit, daß jedes nicht im Alltäglichen erstorbene Gefühl davon ergriffen werden muß. Dazu wirkt der balsamische Hauch dieser ätherischen Luft über der bläulichen Fläche und der milde Strahl der mittäglichen Sonne, deren Heftigkeit durch den Athem der Tiefe gemäßigt wird, so zauberisch auf mich, daß ich stundenlang auf dem Verdecke stehen kann, mich in ihr oder in dem Anblicke der Wogen zu berauschen, die sich im lieblichsten Hellblau um den Kiel spalten, und von dem Silber ihres perlenden Schaumes, eine jede in anderm Schmuck, umblüht sind.

Die Ordnung meines Tages hat sich indeß von selbst gestaltet. Um sieben Uhr erwartet mich auf dem Verdecke der Kaffee, an dem unsere Tischgesellschaft Theil nimmt. Zum Sitzen tragen mir die zwei Knaben, denen nach griechischer Art alle kleinen Dienste obliegen, einen schlichten, hölzernen Klappsessel des Kapitäns neben den Mast, legen in Ermangelung eines Polsters mein Kopfkissen darauf, und breiten zum Schutze gegen die Morgensonne aus, was sie zur Hand haben. Nach dem Kaffee bringt einer die lange türkische Pfeife und der andere in einer Zange eine Kohle zum Anzünden. Der Kapitän, und wer von seinen Leuten Zeit hat, setzen sich dabei oft um mich her auf die untergeschlagenen Beine, die Jüngern hocken auf die Knie, alle mit klugen, aufmerksamen Gesichtern, während wir über Griechenland, seine alten und neuen Schicksale, über Baiern und Europa, oder über Natur und Welt Gespräche führen, oder M. mit seinen Zeichnungen beschäftigt ist. Hierauf wird unter freiem Himmel, im Hauche der erquicklichsten Luft, vor den Augen des Meeres Pausanias gelesen, mit den Büchern neuer Reisenden verglichen, oder an dem Tagebuche geschrieben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Eine Potpourri-Oper. Don Pedro als Tonsetzer.

Hätte Scribe Zampa geschrieben, so würde das Stück heiterer und witziger ausgefallen seyn; es ist etwas zu ernst für die komische Oper; diesen Vorwurf kann man jedoch nur dem Texte, nicht aber der Musik machen, die eine gefällige Abwechslung von leichten und heitern Arien und tiefer angelegten Gesängen darbietet. Zampa ist gewiß eins der besten Stücke Herolds; von der geräuschvollen Ouvertüre an, durch das ganze Stück hindurch, zieht sich eine Melodie, die wahrscheinlich irgend ein sizilianisches geistliches Lied ist (denn die Handlung geht in Sizilien vor), und vom Tonsetzer wohl in Italien mag gehört worden seyn. Es wird im ersten Aufzuge als ein Gebet an die heilige Alice gesungen, im zweiten Aufzuge, wo eine Kapelle auf der Bühne steht und eine Prozession gehalten wird, theilweise wieder vorgetragen, und Anklänge davon lassen sich auch im dritten und lezten Aufzuge hören. Vor einigen Tagen hat man auf eben dieser Bühne eine andere große Oper gegeben, La Marquise de Brinvilliers, jene berühmte Giftmischerin unter der Regierung Ludwigs XIV., die durch die Memoiren jener Zeit hinlänglich bekannt ist. Diesmal hat Scribe den Text geschrieben; aber die historischen Stoffe gelingen diesem Dichter nicht so gut, als die anekdotischen, und was für eine komische Oper läßt sich auch wohl aus der Geschichte einer Giftmischerin machen? Das Gehässige dieses Weibes hat der Dichter dadurch zu mildern gesucht, daß er sie als eine Verbrecherin aus leidenschaftlicher Liebe darstellt. Dennoch hat er den abscheulichen Charakter der Marquisin nur halb und halb verändern können. Die Musik zu diesem Texte hat das Besondere, daß sie von acht Tonsetzern herrührt; hier ist also kein Stück aus einem Gusse, sondern jeder der acht Tonkünstler hat nach seiner eigenen Weise und nach seinem Genie die ihm anvertrauten Singstücke gesezt. Da in Paris bloße Vaudevilles von zwei bis drei Dichtern geschrieben werden, so ist es ja auch leicht thunlich, daß die Musik von mehr als einem Tonsetzer dazu komponirt werde. Was dabei an Einheit verloren geht, gewinnt man an einer nicht ungefälligen Mannigfaltigkeit. Boyeldieu, von dem man lange keine neue Operette erhalten, hat sich bewegen lassen, zu dieser Oper beizutragen. Sogar Cherubini, wenn ich nicht irre, hat es nicht verschmäht, Hand ans Werk zu legen; Herold und Caraffa haben mehrere Singstücke geliefert, aber nicht die besten in der Oper. Dieser Versuch einer von mehreren Händen gesezten Oper findet vielleicht Nachahmer, und wir bekommen dann gewissermaßen musikalische Journale, Opern, wozu Beiträge von ganz verschiedenen Händen geliefert werden. Die Begeisterung muß aber nothwendig ausbleiben bei solchen stückweise verfertigten Tonstücken. Bei einem Konzerte an der italienischen Oper hatten wir neulich auch das Vergnügen, eine Symphonie von einem Kaiser zu hören, was allerdings ein höchst seltenes Vergnügen ist. Die Erscheinung ist desto auffallender, wenn man bedenkt, daß der tonsetzende Kaiser, welcher die Proben selbst leitete, erst so eben seinen herrlichen Thron in Brasilien hat einstürzen sehen, und jezt damit umgeht, in Portugal einen für seine Tochter zu errichten, und deshalb erst den seines Bruders in Stücken zu schlagen hat. Wie man bei so wichtigen Ereignissen und so außerordentlichen Planen noch Zeit und Geistesruhe genug haben kann, um eine Symphonie zu setzen und zu dirigiren, mögen die kleinen Geister wohl schwerlich begreifen. Die Symphonie war zwar nicht genialisch, aber doch gut und gefällig gedacht. Die Kenner sagten: für einen Kaiser ist dieses Tonstück aller Ehre werth; vielleicht, als Don Pedro noch regierte und musizirte, sagte mancher ebenfalls: für einen Musiker regiert er so gar übel nicht.

Dg.

Charade.

(Homonymisch.)

1.

In jene Welt schrieb ich den Paß
Mit einem schlimmen Aderlaß
Dem Mann, der euch gemacht viel Spaß.

2.

Auch mir abzapft man das edle Blut,
Doch wer es trinket, es thut ihm gut,
Erquickt die Adern und stärkt den Muth.

1. 2.

Aus mir gießt aber ein trockner Fluß
Auf herbes Wasser den vollen Guß.
Dies Wasser hat freilich, weil er muß,
Verschluckt mehr als zur Hälfte schon
Zerlumpter Eltern reinlicher Sohn;
So trinke, du Fluß, noch den Rest davon!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 28 und 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 28 & 29.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[488] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Preis 3 fl.

Mit den wohlgetroffenen Porträts von Karl X. Bourmont. Dey von Algier. Duperré. Marmont. Lafitte. Herzog und Herzogin von Angouleme. Ludwig Philipp, König der Franzosen. Peyronnet. Lafayette. de Potter. Wilhelm, Prinz von Oranien. Wilhelm, König der Niederlande. Friedrich, Prinz der Niederlande. Talleyrand.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1830, erster Theil.

I. Frankreich. 1) Zustand vor Eröffnung der Kammern. 2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März. 3) Die Expedition gegen Algier. 4) Die Eroberung von Algier. 5) Die lezten Anstrengungen der Ultras. 6) Die Ordonnanzen. 7) Die drei Tage. 8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs. 9) Die Vertreibung der Bourbons. 10) Reform der Charte. 11) Louis Philipp, König der Franzosen. 12) Reformen. 13) Die Partei des Widerstandes. 14) Unruhen im Oktober. 15) Proceß der Exminister und Unruhen im Dezember.

II. Die Niederlande. 1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution. 2) Der Aufstand in Brüssel. 3) Täuschende Unterhandlungen. 4) Dreitägige Schlacht in Brüssel. 5) Die Trennung Belgiens von Holland. 6) Der Brand von Antwerpen. 7) Der National-Congreß und die Protocolle.

Der zweite Theil dieses Jahrgangs kann in kurzer Zeit gleichfalls ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen im November 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[478] Stuttgart und Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1830, 2tes Heft. Mit drei lithographirten Blättern. 1) Plan vom Rosenstein; 2) Ansicht des königl. Landhauses; 3) Grundriß desselben. 8. broch. Subscript.-Preis. 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Chronik. Forts. I. Staatsverwaltung, Rechtspflege in den Jahren 1829 und 1830. II. Nekrolog. General-Lieutenant Freiherrn von Varnbühler. Von Herrn Major von Martens. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. 1) Das königl. Landhaus Rosenstein. Von Herrn Hof-Domainen-Rath von Seyffer. 2) Topographische Darstellung Schwabens nach seinen Gauen, aus Urkunden des Mittelalters. Beschluß. 3) Zu der Geschichte der Orte Bernloch, Oberstetten, Gomadingen, Marbach und Grafeneck, Oberamts Münsingen und beiläufig der Grafen von Achalm (aus Urkunden des vormaligen Klosters Weissenau). 4) Untergang der sogenannten Heiden-Kapelle zu Kuppingen, Oberamts Herrenberg. 5) Der Vieh- und Fruchtmarkt-Verkehr des Königreichs im Jahr 1830. 6) Ueber die Zahl und das Einkommen der Besoldeten und der der sogenannten Besoldungssteuer unterworfenen Personen in Würtemberg.

---

[493] Vollständiges

Wörterbuch der Artillerie.

Zu dem im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung längst erschienenen rühmlich bekannten:

von Hoyer, Allgemeines Wörterbuch der Artillerie, welches die Erklärung aller verschiedenen Kunstwörter, Begriffe und Lehrsätze der Geschützkunst in theoretischer und praktischer Hinsicht, nebst der Geschichte der wichtigsten Erfindungen in derselben enthält,

ist nunmehr ein Supplement-Band erschienen, der in gleichem Format mit dem vorstehenden, und mit sieben großen lithographirten Tafeln versehen, alle Entdeckungen, Erfahrungen und Fortschritte enthält, durch welche dieses Fach in den lezten zwanzig Jahren, und bis auf die neueste Zeit so vielfach bereichert und ausgebildet worden ist.

Mit Recht kann dasselbe daher allen Bibliotheken, Quartiermeister-Stäben, Adjutanturen, Artillerie Com-

mandos und Regimentern, so wie jedem gebildeten Artillerie-Offizier empfohlen werden.

Der Preis des Ganzen von 3 Bänden in 5 Abtheilungen, mit 25 Kupfertafeln und 7 lithographirten Tafeln, ist 18 fl. 36 kr.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die medizinischen Systeme und Heilmethoden der neuesten Zeit,

insonderheit in Beziehung auf die Fragen:

ob die Heilkunst ihrer allgemeinen Natur nach einer wissenschaftlichen Behandlung nach einem Princip fähig, in wiefern? und welches ist das in dieser Hinsicht aufzustellende Princip?

kritisch bearbeitet und dargestellt
von dem
Königl. Baier. Medizinal-Rath Dr. J. J. Reuss.
gr. 8. Preis 4 fl.

Inhalt.

Einleitung: Ausmittlung eines wissenschaftlichen Princips für die gesammte praktische Heilkunde.

1ste Abtheilung: kritische Darstellung des Brownischen und neuen französischen physiologischen Systems von Broussais.

2te Abtheilung: Grundsätze des contrastimulistischen Systems der italienischen Aerzte; Grundsätze des homöopathischen Systems von S. Hahnemann; jedes System mit kritischen Bemerkungen; Versuch eines, nach dem aufgestellten wissenschaftlichen Princip aufzustellenden nosologischen und therapeutischen System's vom Verfasser dieses Werkes.

Stuttgart und Tübingen im August 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[439] Es ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Arndts, F., Gottfreund von Thalheim, der fromme und kluge Hausvater. 2te Auflage. 8. 5 gr. oder 20 kr.

Choralmelodieen der evangelisch-christlichen Kirche des Herzogthums Nassau. 8. gr. 4 geh. oder 18 kr.

Heydenreich, Dr. A. L. Ch., christliche Predigten. 2r Band. gr. 8. 1 Rthlr. 10 gr. oder 2 fl. 36 kr. (Der erste Band erschien im vorigen Jahre um denselben Preis).

Wagner, J., über die Wichtigkeit der Elementarbildung. Eine Rede. 8. geh. 3 gr. oder 12 kr.

Hadamar im Oktober 1831.

Neue Gelehrten-Buchhandlung
L. E. Lanz.

---

[413] Verlagsanzeigen
der
Buchhandlung Josef Max und Comp. in Breslau.

Als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Literatur wird unstreitig das so eben fertig gewordene Werk:

Malkolm.
Eine norwegische Novelle.
Von
Heinrich Steffens.
8. 2 Bände. 1831. Preis 4 Rthlr.

allgemein anerkannt werden. Druck und Papier sind ganz besonders sauber und elegant, und der Preis von 4 Rthlr. für 58 so schön gedruckte Bogen ungemein billig gestellt. Und so hoffen wir, wird dieses Werk unter den Gebildeten des deutschen Publikums einer günstigen und beifälligen Aufnahme, in jeder Beziehung, sich zu erfreuen haben.

Ungeachtet der für den Buchhandel so ungünstigen Zeiten, wird der Druck der zum erstenmale in arabischer Sprache, erscheinenden 1001 Nacht nicht unterbrochen, sondern fortgesezt, und es erscheint so eben:

Tausend und Eine Nacht.
Arabisch.
Nach einer Handschrift aus Tunis,
herausgegeben von
Dr. Max Habicht.
Fünfter Band.
8. 1831. Geheftet. Preis 3 Rthlr.
Die vier ersten Bände kosten 12 Rthlr.

Wahrheit
aus
Jean Pauls Leben.
Sechstes Heftlein.
8. 1831. Preis 1 Rthlr. 20 Gr. oder 1 Rthlr. 25 Sgr.

Den Besitzern der fünf ersten Heftleins dieses inhaltreichen, trefflichen und anmuthigen Werkes, wird die Anzeige von der Erscheinung des 6ten Heftleins gewiß sehr willkommen und erfreulich seyn. Denjenigen, welche es noch nicht kennen, steht durch die Bekanntschaft mit demselben ein hoher Genuß bevor. Die Preise der frühe-

ren Heftleins sind folgende: das 1ste kostet 1 Rthlr., das 2te 1 Rthlr. 6 Gr., das 3te 2 Rthlr. 8 Gr., das 4te 1 Rthlr. 20 Gr., das 5te 1 Rthlr. 20 Gr.

Denkwürdigkeiten
einer
Frau von Stande, über Ludwig XVIII., seinen Hof und seine Regierung.
Aus dem Französischen übersetzt
von
Karl Schall.

4r Band. 8. 1831. Geheftet. 1 Rthlr. 12 Gr. oder 1 Rthlr. 15 Sgr.

Mit dem 4ten Bande ist dieses interessante und zugleich wichtige Werk zur Geschichte der Restauration in Frankreich geschlossen. Es existirt kein anderes, welches die Geschichte der französischen Regierung, von Napoleons Sturz bis zum Tode Ludwigs XVIII. enthält. Wie die Juliutage des Jahres 1830 schon unter der Regierung Ludwigs XVIII., von Seiten der Ultra's vorbereitet worden, und wie sie demnach erfolgen mußten, erhellt klar und augenscheinlich aus dem 4ten Bande. Der Preis für den 1sten bis 3ten Band dieses Werkes ist ungemein wohlfeil; diese kosten nicht mehr, wie 1 Rthlr. 12 Gr. Das ganze Werk in 4 Bänden kostet also nur 3 Rthlr.

Tabula qua Graecia superior,
qualis tempore belli Peloponnesiaci ineuntis fuit, descripta est a
C. Odofredo Müller.
Mit dem hiezu gehörigen Texte:
Zur Karte des nördlichen Griechenlands.
Eine Beilage
zu den
Geschichten Hellenischer Stämme und Städte
von
K. O. Müller.

Royalfolio und groß Oktav. 1831. Preis 1 Rthlr., bessere Ausgabe 1 Rthlr. 4 Gr.

Philologen und Allen, welche für alte Geschichte und Geographie sich interessiren, wird diese in London von J. und C. Walker trefflich gestochene Karte eine wichtige Erscheinung seyn. Sie ergänzt und setzt fort die früher von demselben Verfasser erschienene:

Karte des Peloponnes
während des Peloponnesischen Krieges,
von
K. O. Müller.
Gestochen von K. Kolbe in Berlin.
Preis 18 Gr.

Wie ich wieder Lutheraner wurde
und
was mir das Lutherthum ist.
Eine Confession
von
Henrich Steffens.

8. 1831. Geheftet 18 Ggr. oder 22½ Sgr.

Inhalt: 1) Einleitendes. 2) Fragment aus meinen Knabenjahren. 3) Unsterbliche Persönlichkeit. 4) Das Christenthum. 5) Luther. 6) Kirche. Gemeinde. 7) Theologen. Laien. 8) Duldung. Anerkennung. 9) Wissenschaft und Kunst. 10) Mysticismus. Fanatismus.

Von der falschen Theologie
und
dem wahren Glauben.
Eine Stimme aus der Gemeinde,
von
Henrich Steffens.
Zweite unveränderte Ausgabe.

8. 1831. Geheftet. 20 Ggr. oder 25 Sgr.

Diese Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: 1) Einleitendes. 2) Erste Ansicht des Christenthums. 3) Widerlegung der ersten Ansicht aus der zweiten. 4) Was eine Mythe sey und wie sie auf die heilige Schrift angewendet worden. 5) Der wahre Glaube. 6) Die Lehrer. 7) Die Union.

Das Heil in Christo,
seine Aneignung und Verschmähung.
Drei Predigten
von
Julius Müller,
evangelischem Pfarrer in Schönbrunn.

gr. 8. 1831. Geheftet. Preis 8 Gr. oder 10 Sgr.

Drei Zeitalter der christlichen Kirche,
dargestellt
in einem dreifachen Jahrgange kirchlicher Perikopen,
von
Dr. G. F. W. Suckow,
evangelischem Prediger.

8. 1831. Preis: 1 Rthlr. 4 Gr.

Beobachtungen
über die epidemische Cholera,

gesammelt in Folge einer in amtlichem Auftrage gemachten Reise nach Warschau, und mit höheren Orts eingeholter Genehmigung herausgegeben
von
Dr. C. J. W. P. Remer.
gr. 8. 1831. Geheftet. Preis 14 Gr. oder 17½ Sgr.

---

[403] **Anzeige**
für
Leder- und Handschuhfabrikanten, Lederlackirer, Buchbinder, Sattler ꝛc.

Folgende Schrift:

Praktisches Lehrbuch
der Lederfärberei.

Nach den neuesten französischen Methoden und eignen praktischen Erfahrungen. Von Olivet. Aus dem Französischen. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Geheftet. Preis 16 Gr.

welche viele wichtige Geheimnisse der französischen Lederfärberei enthält, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

---

[473] **Neue Verlagswerke**
von
J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.,
welche durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen sind.

Becker, K. C., Dr. und Pfarrer, wissenschaftliche Darstellung der Lehre von den Kirchenbüchern. Mit Beilagen landesherrlicher Verordnungen und 2 Stammbäumen. gr. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 30 kr.

Benkard, J. P., Dr. Consistorial- und Kirchenrath und Pfarrer, Leitfaden zum Unterricht in der Christlichen Lehre. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 8. 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr.

Byron, Lord, sämmtliche Werke, herausgegeben von Professor Dr. Adrian. Mit dem Bildniß Byron's, einem fac-simile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey. 12 Bände. Geh. Auf geglättetem Velinpapier 8 Rthlr. 22½ Sgr. oder 14 fl. Auf Druckpapier 6 Rthlr. 22½ Sgr. oder 11 fl.
* Diese in jeder Hinsicht empfehlenswerthe Ausgabe ist vollständiger als die neuesten Londoner und Pariser Ausgaben. Die zwei fehlenden Bände erscheinen noch in diesem Jahre.

Domainen-Streit, der, im Herzogthume Nassau, aus seinen Urquellen erläutert und nach Rechtsgrundsätzen gewürdigt. gr. 8. Geh. 1 Rthlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 42 kr.

Döring, Georg, Novellen. 4 Theile. Auf Velinpapier. 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr. Auf Druckpapier. 5 Rthlr oder 9 fl.

Döring, G., das Kunsthaus. Novelle in drei Theilen. Geheftet. 4 Rthlr. 25 Sgr. oder 8 fl. 24 kr.
— — Phantasiegemälde für 1832. Mit 1 Kupfer. gr. 8. Geb. 1 Rthlr. 15 Sgr. oder 2 fl. 45 kr.
— — van Spyk. Ein Heldengedicht. gr. 8. Geh. 11¼ Sgr. oder 40. kr.
— — Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. Vierter Jahrgang 1831. 5 Rthlr. oder 8 fl.
* Dieses Journal wird für 1832 fortgesetzt.
— — Erholungsstunden. Zeitschrift für gebildete Leser. 1r — 3r Jahrgang. Herabgesetzter Preis für den Jahrgang 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr.
* Ausführliche Anzeigen hierüber sind in allen Buchhandlungen unentgeldlich zu haben.

Hahn, C., Lehrer an der Musterschule, Arithmetisches Exempelbuch für den Schul- und Privatgebrauch. Erster Kursus. Zweite Auflage. gr. 8. 10 Sgr. oder 36 kr.

Haupt, Theodor von, Hochverrathsproceß der Minister Karl's X. von Frankreich. Mit einer historischen Einleitung. 9 Bändchen mit 4 Bildnissen. Preis per Bändchen 10 Sgr. oder 36 kr.

Jahrbuch zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, veranstaltet vom Physikalischen Vereine zu Frankfurt am Main. Für das Jahr 1831. Mit 2 illuminirten Tafeln. gr. 8. Geb. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

Irving, Washingthon, sämmtliche Werke. 41 — 43s Bändchen. Reisen der Gefährten des Columbus. Uebersetzt von Ph. A. G. von Meyer. Auf Velinpapier 17½ Sgr. oder 54 kr. Auf Druckpapier 10 Sgr. oder 36 kr.
* Die ersten 40 Bändchen enthalten: das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Leben und Reisen Christof Columbus. — Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. Preis auf Velinpapier 7 Rthlr. 15 Sgr. oder 12 fl. 30 kr., auf Druckp. 5 Rthlr. 10 Sgr. oder 8 fl. 42 kr. Kupfersammlung hierzu; erste Lieferung 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. Cooper's Werke enthalten in 63 Bändchen: der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe (Prearie). — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe. — Preis auf Velinpapier 11 Rthlr. 10 Sgr. oder 17 fl. 48 kr., auf Druckpapier 7 Rthlr. 17½ Sgr. oder 12 fl. 12 kr. Kupfersammlung hierzu: erste Lieferung 25 Sgr. oder 1 fl. 24 kr.

Lendroy, J., Professor, neues französisches Abcbuch mit mündlichen und schriftlichen grammatikalischen Uebungen, als Vorbereitung zur Syntax der französischen Sprache. Zweite durchaus verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 12. 10 Sgr. oder 36 kr.

Meyer, B., Hofrath und Dr., Reiseskizzen. 8. Geh. 15 Sgr. oder 54 kr.

Nahmer, W. von der, Handbuch des Rheinischen Particular-Rechts. Erster und zweiter Band. Auch unter dem Titel: Die Landrechte des Ober- und Mittel-Rheins. 2 Bände gr. 8. 3 Rthlr. 15 Sgr. oder 6 fl.

Pierre, H., Professor, Five plays of the new British Theatre, with german explanatory and english critical notes etc. Auch unter dem Titel: Fünf englische Bühnenstücke aus dem neuen britischen Theater, mit deutschen erklärenden und englischen kritischen No-

ten, bearbeitet für Deutsche und Engländer. 8. Geb. 1 Rthlr. 10 Sgr oder 2 fl. 24 kr.

Reuss, A. Med. Dr., das russische Dampfbad zu Frankfurth a. M. gr. 8. geh. 2½ Sgr. oder 9 kr.

Rheinisches Taschenbuch, auf das Jahr 1832. Mit Beiträgen von Adrian, W. Blumenhagen, A. von Tromlitz und H. Zschokke. Mit Kupfern. In ordinärem Einband 1 Rthlr. 20 Sgr. oder 3 fl. In Pariserband 2 Rthlr. 25 Sgr. oder 4 fl. 48 kr.

Vorstellung der Handelsleute zu Würzburg wegen Bewirkung einer geeigneten Abänderung des Zollgesetzes und des Zolltarifs. 3½ Sgr. oder 12 kr.

---

[448] Bei uns ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Abrégé du voyage du jeune Anacharsis en Grèce. Ouvrage de feu M. l'Abbé Barthélemi, arrangé à l'usage des écoles par I. H. Meynier. Cinquième édition. Auf weißem Druckpapier. 8. Preis 1¼ Thlr.

Meckel, I. F., System der vergleichenden Anatomie. 5r. Theil. Gefäss-System. gr. 8. Preis 1½ Thlr. besseres Papier 1¾ Thlr.

Wilda, Dr. W. E., (Prof. in Halle) das Gildenwesen im Mittelalter. Eine gekrönte Preisschrift. gr. 8. Preis 1¼ Thlr.

Wilda, de libertate romana, qua urbes germaniae ab imperatoribus sunt exornatae, dissertatio. gr. 8. Preis 3 Gr. oder 3¾ Sgr.

Rengersche Verlagsbuchhandlung in Halle.

---

[421] **Penelope**

Taschenbuch für das Jahr 1832.

Herausgegeben von

Theodor Hell.

21r Jahrgang mit 8 Kupfer- und Stahlstichen. 16. in gepreßtem Einband mit Goldschnitt 1½ Thlr. oder 3 fl.

Dieses seit so vielen Jahren in der verdienten vorzüglichen Gunst des Publikums stehende Taschenbuch ist wieder so schön ausgestattet, daß kein Käufer „der Minerva,“ „Orphea,“ „Rosen,“ des „Vergißmeinnicht,“ „Damen- und Frauentaschenbuch“ und anderer T. B., die für 1832 nicht erscheinen, es bereuen wird, Penelope an ihre Stelle gewählt zu haben.

Die Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen nach Mor. Retzsch bietet uns 4 wohlgelungene Darstellungen aus Faust, Pfeffer-Rösel, feindliche Brüder, Templer und Jüdinn. Raphaela, Camilla und Andromache sind 3 liebliche Porträts. Die Erzählungen von A. v. Sartorius, Blumenhagen, J. Schopenhauer und Ritchie, so wie die Dichtungen von Castelli, Tiedge, Trautschold, v. Lüdeman u. A. sind ungemein ansprechend, und der rühmlichst bekannten Dichter würdig. Niemand wird dieß treffliche Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen. Die Jahrgänge 1825 bis 1830 incl. sind jetzt auch einzeln auf ½ Rthlr., zusammen genommen auf 4 Thlr. herabgesetzt.

Leipzig, im Oktober 1831.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[425] Anzeige für Freunde belletristischer Literatur Leihbibliotheken, Lesezirkel rc.

Bei Unterzeichnetem erschien so eben:

Pantheon

ausgezeichneter Erzähler.

24r (letzter) Band. broch. Pränu.-Pr. 30 kr. geh.

Das Streben der Herausgeber, eine Familienbibliothek der vorzüglichsten Novellen des In- und Auslandes in 24 Bänden zu einem im Verhältniß beispiellos wohlfeilen Preise zu liefern, ist in vorliegendem Werke auf eine ausgezeichnete Weise erreicht; alle literarische und belletristische Blätter haben sich dahin ausgesprochen, daß es ein gelungenes, in der deutschen Literatur einzig und früher unerreicht dastehendes Unternehmen ist. Einer fernern Anpreisung bedarf das Pantheon daher nicht, sondern nur der Anzeige, daß es nun geschlossen, und bis Ende dieses Jahres noch für den

ersten Pränumerationspreis von 12. fl. — 8. Thlr. für sämmtliche 24 Bände

in allen Buchhandlungen zu haben ist.

Einzelne Bände werden wie früher nur à 48 kr. — 12 gr. verkauft.

Das Pantheon enthält in 24 Bänden (nicht Bändchen) auf 6533 Seiten außer 48 ganz neuen Bearbeitungen der besten Novellen aus der französischen, englischen, dänischen, russischen, spanischen, polnischen, ungarischen und italienischen Sprache eine Auswahl anerkannt vorzüglicher Erzählungen und Novellen von

Henriette Hanke, C. Spindler, Amalie Schoppe, G. Döring, L. Tiek, W. Alexis, Th. Huber, W. Blumenhagen, J. Schopenhauer, Reinbeck, E. Laugbein, C. Pichler, H. Zschokke, Ch. v. Ahlefeld, A. v. Tromlitz, L. Schefer, E. v. Hohenhausen, W. v. Gersdorf, E. T. A. Hoffmann, W. Hauff, H. Clauren, Fr. Rochlitz, Fr. de la Motte Fouqué, Fr. Laun; —

genug, um die Theilnahme der Lesewelt von Neuem und mit Recht in Anspruch zu nehmen.

Um die Anschaffung des Werks noch mehr zu erleichtern, wird jede resp. Buchhandlung bereit seyn, den billigen Wünschen von Terminzahlungen zu genügen. Wem also die Ausgabe von 12 fl. oder 8 Thlr. auf einmal zu bedeutend ist, der möge sich mit der zunächst gelegenen Buchhandlung dahin verständigen, daß er das Werk nach und nach bezieht und bezahlt, etwa in 4 Terminen, je 6 Bände zu 3 fl. oder 2 Thlr.; auf diese Weise wird es auch den weniger Bemittelten leicht, in den Besitz einer Bibliothek zu gelangen, deren herrlichen Genuß für das ganze Leben schon die Namen der Verfasser verbürgen.

Carl Hoffmann in Stuttgart.

[415] Subscriptions-Anzeige.

Ueber die

gottesdienstlichen Vorträge bei den Juden;

ein Beitrag zur Alterthumskunde und biblischen Kritik, zur Literatur- und Religions-Geschichte. Von Dr. Zunz.

Die gottesdienstlichen Vorträge bei den Juden üben sowohl in geschichtlicher Entwickelung als nach ihrem heutigen Standpunkte einen außerordentlichen Einfluß auf der Juden religiöses und bürgerliches Wohl; sie haben selbst, zum Theil in Folge ihrer mittelbaren Wirkungen, die Gesetzgebungen mehrerer Staaten beschäftigt. Die Schrift des Herrn Dr. Zunz hat diese Geschichte und Entwickelung ausführlich dargestellt, und dürfte dieselbe um so mehr der Beachtung des Publikums zu empfehlen seyn, als sich in selbiger die Gelegenheit dargeboten, sehr wichtige Punkte der biblischen Kritik und ganze Fächer der ältern jüdischen Literatur, unter andern das Wesen der jüdischen Sagen und Midraschim, die Geschichte der israelitischen Gebete, die Targumim, die kabbalistischen, talmudischen und viele andere Werke der rabbinischen Literatur, theils mit Forschungen zu bereichern, theils völlig neu zu begründen. Eine Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des jüdischen Synagogenwesens beschließt die Reihe dieser, einen Zeitraum von mehr als 21 Jahrhunderten, umfassenden, Untersuchungen.

Auf obiges Werk, das in den ersten Monaten des nächsten Jahres erscheinen wird, nehmen alle gute Buchhandlungen Subscription (ohne Vorausbezahlung) an; der Preis für Subscribenten ist auf 1 Rthlr. 15 Sgr. (1 Rthlr. 12 ggr. oder 2 fl. 36 kr. rheinisch) bestimmt, nach dem 15. Januar 1832 tritt ein erhöheter Ladenpreis ein.

Berlin, October 1831.

A. Asher.

---

[429] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Denkmäler menschlicher Tugend und Größe,

in Darstellungen aus der Geschichte und dem täglichen Leben. Der Jugend zur lehrreichen Unterhaltung gewidmet von

A. H. Petiscus, Professor.

Gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Sauber geheftet 1⅓ Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Das steigende Interesse an der Zeitgeschichte weckt auch in jugendlichen Gemüthern lebhaftere Wünsche nach Mittheilungen aus dem Reiche der Wahrheit, dem die Dichtung überhaupt immer wird nachstehen müssen. Wer aber bei ihnen das Erweckende, das Edle und Nachahmungswürdige so zu wählen und darzustellen weiß, daß mit dem Gefühle für Tugend und Recht der Sinn für Hohes und Schönes zugleich genährt und erweitert wird, der erwirbt sich um die lehrreiche Unterhaltung, und dadurch um die Bildung und Gesittung der Jugend ein bleibendes Verdienst.

In vorstehendem Werke, das als eine Fortsetzung der von demselben Herrn Verfasser so besonders günstig aufgenommenen Schrift: Menschenwerth zu betrachten ist, stellt derselbe eine Reihe der anziehendsten Gemälde edler Thaten, der besten Denkmäler menschlicher Würde und Größe auf, und bei der dem jugendlichen Alter so zusagenden Mannichfaltigkeit und Abwechslung derselben werden jüngere Leser beider Geschlechter, ja selbst erwachsene Freunde einer lehrreichen Lektüre, diese neue Gabe des Herrn Verfassers nur mit wahrer Befriedigung aus der Hand legen.

---

[446] Den zahlreichen Freunden und Freundinnen der vielgelesenen Schriften der Madame Henriette Hanke, geb. Arndt, so wie den Lesevereinen und Leihbibliotheken zeigen wir hiemit an, daß so eben der mit großem Verlangen erwartete zweite und letzte Band des neuesten Romans derselben:

Die Schwester,

Seitenstück zur Schwiegermutter,

2 Theile. 8. geh. 3¼ Rthlr.

erschienen und versendet worden ist.

Die Leipziger Mode-Zeitung sagt darüber Folgendes: „Die Verfasserin hat hier ein neues interessantes Gemälde der weiblichen Welt und des weiblichen Herzens gezeichnet, aber nicht bloß zu unterhalten, sondern auch das Gemüth der Leserinnen zu veredeln gestrebt. Ein Schatz treffender Bemerkungen aus der reichen Lebenserfahrung der Verfasserin senkt sich mit der Lectüre dieses Romans in jedes empfängliche Herz."

Von derselben Schriftstellerin sind bei uns ferner seither erschienen und besonders auch zu Weihnachtsgaben für junge Damen zu empfehlen.

Die Schwiegermutter. Roman in 2 Theilen. 8. geh. 2½ Rthlr.

Die Perlen. Roman in 2 Theilen. 8. geh. 2¾ Rthlr.

Der Blumenkranz für Freundinnen der Natur. Acht Erzählungen enthaltend. 2 Th. 8. 3⅛ Rthlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hannover.

---

[431] So eben erschien und ist in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Wanderungen im Gebiete deutscher Vorzeit.

Eine Auswahl lehrreicher und angenehm unterhaltender Volkssagen, zunächst für die wißbegierige Jugend herausgegeben von

Johann Heinrich Lehnert.

Kl. 8. Mit illumin. Kupfern. Sauber gebunden 1¼ Thlr. (Berlin. Verlag der Buchhandlung von C. Fr. Amelang.)

Fast zahllos sind die Schriften für die Jugend und darunter gewiß auch viele treffliche, noch aber ist dem Referenten keine bekannt geworden, die, wie die vorliegende, eine zweckmäßig veranstaltete Sammlung altertümlicher deutscher Volkssagen enthielte, und es hat

sich der Herausgeber derselben ein um so größeres Verdienst erworben, als er eine solche Auswahl getroffen hat, daß diese Sagen unbedenklich Kindern und jungen Leuten in die Hände gegeben werden können; auch hat derselbe das Nützliche so gut mit dem Angenehmen zu verbinden gewußt, daß selbst Erwachsene dieß Büchelchen nicht ungelesen aus der Hand legen werden. Da nun dasselbe überdieß noch mit sehr hübschen Kupfern und überhaupt mit einem gefälligen Aeußern ausgestattet ist, so kann Referent es mit voller Ueberzeugung als eins der passendsten Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke empfehlen. D. S—r.

---

[420] **Die Weltgeschichte**

für gebildete Leser und Studirende dargestellt vom Hofrath, Ritter und Professor Pölitz. Sechste berichtigte, vermehrte und ergänzte Auflage in 4 Bänden. (152 Bogen in gr 8. à 8 Pf. oder 3 kr.) 1830.

Diese bis zur Mitte des denkwürdigen Jahres 1830 fortgeführte Auflage hat beim Publikum die verdiente Anerkennung gefunden, so daß die Ausgabe auf Patent-Druckpapier fast vergriffen ist. Um nun die Anschaffung dieses trefflichen Werks noch mehr zu erleichtern, und jeder etwaigen Concurrenz im Voraus zu begegnen, stellen wir den Preis auf etwas geringerem Druckpapier, so weit die Auflage ausreicht, zu 4½ Thlr. fest, und hoffen am Ende des Jahres 1832 den Besitzern dieser sechsten Auflage die Uebersicht der Weltbegebenheiten von der Mitte des Jahres 1830 an bis zum Schlusse 1832 nachliefern zu können.

Leipzig, im August 1831.

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

---

[422] **Zeitspiegel.**

Wöchentliche Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte und des Lebens.

Herausgegeben von

C. Spindler.

Zweiter Jahrgang.

Diese mit so allgemeiner Theilnahme aufgenommene und hochgeschätzte Zeitschrift, von welcher jährlich 52 Hefte herauskommen und die am Schlusse eines jeden Jahrs 6 große Octavbände bilden, erscheint wie bisher, auch im nächsten Jahre, in wöchentlichen Lieferungen, jede zu 3 Bogen, in einem eleganten Umschlag.

Da der Herausgeber seinen Wohnort nach Baden-Baden verlegt hat, so ist der Verlag hievon an die C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung in Karlsruhe übergegangen, welche, vom 1. Januar 1832 an, den Zeitspiegel mit der nämlichen Eleganz und Pünktlichkeit, wie bisher die Lindauersche Hofbuchhandlung in München gethan, ausstatten und liefern wird.

Der Name, des in ganz Deutschland so hoch geachteten Herausgebers bürgte von Anbeginn für das Gediegene des ganzen Unternehmens; und wie Vieles in wenigen Monaten im Verein mit geistreichen Männern geliefert, wie sehr jede Erwartung des gebildeten Publikums übertroffen wurde, dieses mag schon ein flüchtiger Blick auf den in mehr als 250 Original-Aufsätzen bestehenden reichen Inhalt der ersten 6 Bände bestätigen.

Der Preis dieser Zeitschrift für die Abonnenten ist per Jahr 18 fl. oder 11 Thlr. sächs. Für möglichst schnelle Beförderung, sowohl auf dem Wege des Buchhandels als per Post ist gesorgt.

Von dem ersten Jahrgang 1831 sind nur noch wenige complete Exemplare vorhanden, worauf Lesevereine und Leihbibliotheken besonders aufmerksam gemacht werden.

---

[426] In der v. Jenisch- und Stageschen Buchhandlung in Augsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Neueste Bibliothek der Unterhaltung. Eine Sammlung der interessantesten Novellen, Erzählungen, Criminalgeschichten, biographischen Skizzen, Charakterzügen, Anekdoten rc. der berühmtesten Dichter des In- und Auslandes. Herausgegeben von G. v. Krämer. 5ter Band. 8. Geheftet 20 Gr. oder 1 fl. 21 kr.

Dieser neuste Band eines Werkes, welches gleich bei seinem ersten Erscheinen mit einem fast beispiellosen Beifall aufgenommen wurde, übertrifft an Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit des Inhalts wo möglich noch die frühern Bände. Es möchte aber auch nicht leicht eine Sammlung geben, welche den Freunden einer angenehmen und unterhaltenden Lektüre mehr zu empfehlen wäre als diese. Alle 5 Bände kosten 4 Rthlr. 4 Gr. oder 6 fl. 45 kr.

Krämer, G. v., Erzählungen und Novellen, drei Bände. 8. 3 Rthlr. 12 Gr. oder 5 fl. 24 kr.

Wir können dieses Werk mit Recht allen Freunden unterhaltender Lektüre, vorzüglich aber allen Leih- und Lese-Anstalten empfehlen, denn Niemand wird es nach Durchlesung unbefriedigt aus der Hand legen.

---

[418] Bei Schaarschmidt und Volckmar in Leipzig ist erschienen, und zu haben in allen guten Buchhandlungen

Lehrreiche

Bilder aus dem Familienleben,

in neun Erzählungen für die Jugend

von F., Diac.

Mit einer Vorrede des Vicedirektors M. J. C. Dolz.

Zweites Bändchen in 2 Abthl. mit 2 ill. Titelkupfern, geb. Preis 1 Rthlr. 8 Gr. roh, ohne Kupfer 1 Rthlr.

Bei der Fluth neuerscheinender Kinder- und Jugendschriften dürfte es uns wohl erlaubt seyn, die obige — für junge Leute von 12 — 16 Jahren bestimmt — einer besondern Berücksichtigung ergebenst zu empfehlen. Nicht nur das günstige Urtheil des geachteten Pädagogen Dolz, sondern auch die in der All. Schulzeit. Abthl. I. No 35. erschienene ausgezeichnete Recension, deren sich das erste

Bändchen dieser Schrift erfreute, möge Bürge für unsere Empfehlung seyn. Es heißt darin:

„Einige schöne Stunden habe ich verlebt, während „ich mit dem Lesen dieser lehrreichen, anzie„henden, Geist und Herz gleich ansprechen„den, im hohen Grade gehaltvollen Bil„der aus dem Familienleben mich beschäf„tigte," u. s. w.

Ferner an einem andern Orte sagt Rec. noch:

„daß er den Verf, als glücklichen Nachfolger Cam„pe's, Wilmsen's u. A. bezeichnen könne, welche „anerkannt die große Kunst verstehen, für die Ju„gend anziehend und dabei doch so zu schreiben, „daß solche Lektüre selbst Erwachsenen eine „liebe Beschäftigung bleibt."

Möchte nun auch das 2te eben so gehaltreiche Bändchen dieselbe günstige Aufnahme wie das erste genießen. Beide Bände zusammen kosten geb. 2 Rthlr 4 Gr., roh 1 Rthlr 12 Gr.

In demselben Verlage ist erschienen:

Huber, Th., die Weihe der Jungfrau bei dem Eintritt in die größere Welt. Preis 1 Rthlr. 3 Gr.

eine Bildungsschrift für junge Mädchen, die wir nach dem Urtheil geehrter Recensenten ganz besonders empfehlen dürfen.

---

[468] Bei J. Engelmann in Heidelberg sind unter andern in diesem Jahre erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leonhard, K. C. v., Grundzüge der Geologie und Geognosie. Lehrbuch für öffentliche Vorträge, besonders in Gymnasien und Realschulen, so wie zum Selbststudium. 2te Aufl. Mit 6 Taf. gr. 8. Br. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr.

Say's, J. B., ausführliche Darstellung der natürlichen Oekonomie oder der Staatswirthschaft. Aus dem Französischen der fünften Auflage übersezt und theils kritisch, theils erläuternd glossirt; so wie mit einem vollständigen Real-Auszuge von Say's cours d'économie politique practique begleitet, von Dr. K. E. Morstadt. 3te stark vermehrte Ausgabe. In 3 Bänden. Gr. 8. 13 fl. 30 kr. oder 8 Rthlr. 12 Gr.

---

[436] Im Verlage von P. G. Aderholz in Breslau sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cholera-Blatt, enthaltend alle Bestimmungen, Anordnungen u. s. w. der Central-Commission zur Abwehrung der Cholera für Schlesien, so wie die Erlasse ec. der Orts-Commission in Breslau. Preis für das erste Vierteljahr vom 30. Nov. 1 Rthlr.

Francolm, Dr. J. A., die mosaische Sittenlehre, zum Gebrauche beim Religionsunterrichte für Lehrer und Schüler. Gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Hoffmann, E. J., Sammlung vierstimmiger Gesänge, zum Gebrauche bei dem öffentlichen Gottesdienste, auf katholischen Gymnasien, so wie bei Begräbnissen. 2te Auflage 4. geh. 12 Gr.

Lichthorn, F. W., Blumen auf christlichen Gräbern, oder das Traueramt mit mehreren Grabgesängen zum Troste und zur Erbauung für katholische Gemeinden. 8. geh. 8 Gr.

Pachaly, Fr. W., das Schlesische Provinzial-Recht, nebst einem Auszuge aus den Bestimmungen des statutarischen Rechts der Stadt Breslau. 8. 1 Rthlr.

Quint, F. G. W., der Geist macht lebendig! Eine Sammlung von Festpredigten nebst Liedern, nach der Form der neuen preussischen Agende, mit einem Vorwort von Dr. Ludwig Wachler. 8. 244 S. und eine Musik-Beilage. 20 Gr.

Schlesiens Dichter im 19ten Jahrhundert oder kurzgefaßte Nachrichten über die in Schlesien seit 1800 bis 1830 gestorbenen und lebenden Dichter. Von L. W. Springauf. 12. geh. 8 Gr.

Schmeidler, J. C. H., der Untergang des Reiches Juda. Ein historisch-kritischer Versuch. Eingeführt und empfohlen von Dr. Ludwig Wachler. 8. geheftet 18 gGr.

---

[486] In der Schüppel'schen Buchhandlung in Berlin sind so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ascherson, Dr. M., Pharmaceutische Botanik in Tabellen-Form. Eine kurzgefaßte Anleitung zur Kenntniß sämmtlicher, in der fünften Ausgabe der preussischen Pharmakopoee aufgeführten, und vieler andern mit ihnen verwandten Pflanzen. Nebst einer faßlichen Darstellung der officinellen Pflanzenfamilien nach Jussieu's natürlichem System. Mit 2 Kupfert. 4. Geheftet 1 Rthlr.

Rockstroh, Dr. Heinr., gemeinnützige Vorschule zu einer gründlichen Geographie; oder Anweisung zu einer leichtfaßlichen astronomischen Erdkunde. Nebst einer Anweisung zur mathematischen Geographie und des Gebrauchs der künstlichen Himmels- und Erdkugel. Mit 8 erläuternden Kupfert. gr. 8. 14 Gr.

Sachs, S., Königl. Regier. Bauinspektor, über das Bau-Recht in seinem ganzen Umfange, oder Grundlage einer vollständigen und zeitgemäß verbesserten Bauordnung. Ein Handbuch für Baumeister, Juristen, Polizei-Beamte, Grundbesitzer, so wie für Jeden, der über die Rechte bei Bauanlagen jeder Art sich gründlich unterrichten will. 2 Bände, gr. 8. 2⅔ Rthlr.

Lorinser, C. J., Königl. Regier. und Mediz. Rath ec. Untersuchungen über die Rinderpest. Gr. 8. Englisch Druckpapier. 1½ Rthlr.

Neue, empfehlungswerthe Romane.

Maurer, Ed., Fidelio und Bianka. Ein historisch-romantisches Gemälde. 2 Bände 8. 2½ Rthlr.

Satori, J., die Charade, Novelle. 8. 1½ Rthlr.

Wenn der erste Roman, dem ein historischer Stoff zum Grunde liegt, durch wahrhaft tragische Situationen und meisterhaft gelungene Charakterschilderungen das Interesse des Lesers in hohem Grade in Anspruch nimmt und bis zum Schlusse der Begebenheiten steigert, wird dagegen die Novelle, von einer sehr geistreichen Dame und vorzugsweise für Damen verfaßt, durch die Darstellung des reinsten Ideals weiblicher Tugend und Duldsamkeit das innigste Mitgefühl erregen und zu sanfter Rührung stimmen.

N°. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 5. December 1831.

— Es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel; es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.

Hölderlin.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Indeß kommt der Mittag und bringt jenes frugale Mal, dessen ich erwähnte. Nach diesem einige Ruhe, gegen drei Uhr wieder Kaffee, nach ihm die Pfeife mit den Gesprächen und dieselbe Arbeit bis zum Abend, wo wir beim Schimmer des Mondes uns auf dem Verdecke lagern, und die Lieder der Pallikaren und ihre zum Theil sehr phantasiereichen Mährchen hören, oder unter uns beschäftigt sind. So spinnt sich einfach und mannigfaltig zugleich, ruhig und bewegt, die Reihe der Tage ab, die wir an der, über uns ihren Bogen beschreibenden Sonne kaum zählen, und die unsere zwischen der Prora und Prymne eingeschlossene Welt, zwischen Himmel und Wasser, ihrer Bestimmung durch Sturm und Sonnenschein sicher entgegenführt. Während der Nacht auf den Dienstag hatte das ungewöhnlich starke Schaukeln des Schiffes bei ruhiger Atmosphäre einen raschern Lauf angekündigt, und in der That waren wir durch einen halben Nord in großer Geschwindigkeit vorwärts getrieben worden, der sich in beinahe gleichmäßigen Schwingungen auf den Wogen lagerte und sie nach Süden hindrängte.

Et claro videns fluctus aquilone moveri.

Wir hatten während der Nacht zwanzig Seemeilen zurückgelegt. Das Schaukeln des Schiffes, welches bald hoch auf dem Rücken der Wogen ging, bald, unter den auseinanderweichenden Gewässern zurücksinkend, mit dem äußersten Rande die Fluth zu berühren schien, war so stark, daß wir Mühe hatten, obwohl auf dem Verdecke und stehend, unsers Mittagessens habhaft zu werden. Wir waren ganz eigentlich wie auf einer Schaukel, die noch dazu unordentlich gezogen wird. Um fünf Uhr sind wir an der Boca di Cataro vorbei, und den Gebirgen von Scodra gegenüber, während gegen Abend die flachen Küsten von Italien sich gleich einem Streifen am Horizont bis tief nach Süden hinab ausbreiten, wo sie wie in einer Stufe plötzlich abbrechen, um dem offenen Meere nach Sicilien hin Raum zu geben. Die Ufer des adriatischen Meeres treten hier am engsten zusammen, und es scheint sich wie ein breiter Fluß, ein zweiter Amazonenstrom, durch sie hinab in das jonische Meer zu ergießen, das hinter jenem Vorgebirge von Italien anfängt. Auf jenem schmalen Streife Italiens liegen Brindisi und Otranto, und wir sind auf den Gewässern, welche gemeiniglich die römischen Flotten nach Griechenland trugen.

Heute sind wir nun auf dem offenen, jonischen Meere auf der Höhe von Korfu und den Akrokeraunien angekommen. Die nördlichen Thore von Griechenland, hinter ihnen die albanischen Gebirge, welche den Weg nach Thessalien öffnen, liegen vor uns, in den Inseln, deren Reihe mit dem Reiche der Phäaken beginnt, der Schauplatz der Odyssee, wie später der Schauplatz reicher und

blühender Staaten, und die Luft, welche daher weht, scheint an Reinheit und Milde noch zu gewinnen. Vergeblich sah ich mich übrigens in den Akrokeraunien nach den Felsen, durch Schiffbrüche übel berufen, um, welche Horatius als infames scopulos Acroceraunias bezeichnet. Es ist ein Bergrücken, wie die übrigen, welche wir an der Küste von Dalmatien und Scodra herab gesehen hatten; doch liegt ungefähr vor ihrer Mitte eine öde und steile Felseninsel, Phanos, deren Massen, wie wir uns südlich mehr von ihnen entfernten, in zwei sehr hohe und steile Klippen auseinander traten, und den von Süden heraufsegelnden und sich an der Küste nahe haltenden Griechen bei plötzlichem Sturm allerdings verderblich werden konnten. Wahrscheinlich sind es diese Felsen, welche der Dichter gemeint hat. Korfu selbst dehnte sich in einer Reihe von Hügeln und Gipfeln vor uns aus, die gegen Süden in eine Art von Schweif auslaufen, der wohl dem Eilande seinen alten Namen (κερκύρα, der Schweif) gegeben hat.

Wir sind also auf den Gewässern von Griechenland, wie du siehst, nach einer zwar nicht sehr schnellen, aber doch guten und glücklichen Fahrt angekommen; denn die Stürme auf offener See fürchtet bei guten Schiffen, gutem Kapitän und geübter Bemannung Niemand; im Gegentheil sind sie dem Schiffer als die Väter guten Fahrwindes willkommen.

Das Unangenehme, das mit der Seereise verbunden zu seyn pflegt, haben wir, wie z. B. die Seekrankheit, gar nicht empfunden, und ich habe mich nie wohler gefühlt, als auf diesem mir neuen Elemente, theils, wie den Mangel an anderer, als schaukelnder Bewegung, die eingeengte und bei größerer Hitze übelriechende Luft der Kajüte, leicht ertragen. Der Kapitän ist ein sehr theilnehmender und braver Mann, von genauer Kenntniß der Lage seines Vaterlandes und gesundem Urtheil über sie, dabei Enthusiast, der ein Bild des Prinzen Otto, das ich ihm zum Geschenke gemacht, mit zärtlicher Sorgfalt hegt und es zum Träger der ausschweifendsten Hoffnungen macht. Die nächsten Tage werden uns an den jonischen Inseln und dem Peloponnese hinabführen, und ich hoffe dir bald aus Nauplia die Beendigung unserer Fahrt melden zu können.

Charlotte Corday.

(Fortsetzung.)

Ich zog die von mir gesammelten Notizen aus meinem Portefeuille. Die Portiere trat mit der Bonne ein. „Mit Erlaubniß,“ sagte ich zu meinen beiden weiblichen Cicerones, „lassen Sie uns in Ordnung und mit Würde zu Werke gehen.“ Meine schwarze Kleidung, mein bleiches Antlitz, meine feierliche Haltung wirkten; die beiden Weiber standen lautlos, unbeweglich. Ich las mit halblauter Stimme: „Marie Anne Charlotte Corday d'Armans, zu Saint Saturnin bei Caen geboren, fünf-und-zwanzig Jahre, weniger fünfzehn Tage alt. Ihr ganzes Leben umfassen drei Zeilen; diese aber genügen zu ihrer Unsterblichkeit. Was liegt in ihrem Leben am Gewöhnlichen? Drei Tage desselben sind erhaben, so einfach, so naiv erhaben, daß sie Millionen Leben aufwiegen. Nachdem Charlotte ihrem Vater Anfangs Julius 1793 geschrieben: sie suche in England die Ruhe, die ihr in Frankreich nicht werde, ging sie nach Paris und stieg im Hôtel de la Providence, Rue des Petits Augustins, ab. Kaum angekommen, begibt sie sich zu dem, der Gironde befreundeten Deputirten Düperret. Er ist bei Tische; sie läßt sich melden und bittet um einen Augenblick Gehör. Düperret geht mit ihr in ein Nebenzimmer; dort theilt Charlotte dem Deputirten Nachrichten von den Refugiés du Calvados mit, händigt ihm Barbarours Empfehlungsschreiben ein, erforscht seine politischen Gesinnungen, seinen Muth, und sucht ihn vergebens zu vermögen, daß er sich an die Girondisten anschließe. Charlotte fühlt nur allzusehr, daß sie sich an einen schlaffen, unentschlossenen Mann gewandt hat, und bittet nur um seine Begleitung zum Minister des Innern, bei dem sie, im Namen ihrer Freundin, einer in die Schweiz geflüchteten Kanonissin, wichtige Papiere zu reklamiren hat. Düperret sagt zu, bietet Charlotten Erfrischungen an; sie lehnt Alles ab und entfernt sich mit dem würdevollen Anstande der feinen Weltdame. Am folgenden Tage begibt sich Düperret ins Hôtel de la Providence; Charlotte erwartet ihn bereits; sie fahren nach dem Ministerium: der republikanische Minister war — nicht zu sprechen. Charlottens Handlungen an einigen folgenden Tagen sind unbekannt geblieben; sie mußten eine ganze Welt von Gefühlen, Ideen, Kämpfen, Entschlüssen in sich fassen. Eines Morgens ruht sie auf einer Bank im Tuileriengarten. Ein spielendes Kind naht ihr; Schönheit besitzt einen, alle Lebensalter fesselnden, Zutrauen einflößenden, ganz eigenthümlichen Zauber. Das Kind hüpft an Charlotten empor, sie lächelt ihm zu, es lehnt sich auf ihren Arm, greift mit seinen Händchen in ihre halbgeöffnete Tasche und zieht — eine Terzerole heraus. Ei! das glänzt! Gieb! gieb! bittet das liebkosende Kind. Rasch verbirgt Charlotte die Waffe wieder, steht auf und entfernt sich, umherblickend, ob sie nicht beobachtet worden, mit schnellen Schritten.“

„Donnerstag, den 11ten Julius, begibt sich Charlotte nach dem Nationalkonvente; sie will daselbst Marat mitten unter der Bergparthie ermorden. Marat ist krank, abwesend. Sie nimmt auf einer Tribüne Platz und gewinnt es über sich, einen langen Bericht Cambons über

Frankreichs Lage anzuhören. Er verdammt die Gironde zum Blutgerüste und ewigem Fluche, und schließt mit dem Antrage auf Arretirung des, einer Verschwörung gegen die Republik angeklagten Generals Arthur Dillon. „Nichts ist abgeschmackter als diese ersonnene Fabel!“ braust Camille Désmoulins auf. Lautes Murren unterbricht und übertäubt seine hochherzige Stimme. „Vertheidige Dillon vor dem Revolutionstribunale!“ schreit Legendre ihm zu; der Präsident hebt rasch die Sitzung auf. — Wie furchtbar mußte es in diesem Augenblicke in Charlottens Busen stürmen!

„Am 13ten Morgens kauft Charlotte im Palais National, nebst einigen andern Gegenständen, auch ein Tischmesser in schwarzer Scheide. In ihr Hôtel zurückgekehrt, legt sie ihren Taufschein, eine Adresse an das französische Volk in ihr Portefeuille, und nimmt es zu sich. Sie wußte nur zu wohl, daß sie von ihrem Gange nicht zurückkehren, daß sie in den Kerker wandern, und binnen weniger Stunden verurtheilt, den die Schlachtopfer tagtäglich nach der Greve, nach dem Revolutionsplatze, überallhin führenden Karren besteigen werde. Sie hat sich auf Alles vorbereitet; Marat aber ist krank, nicht sichtbar. Nachdem sie ihm geschrieben, sie komme, um dem Vaterlande einen wichtigen Dienst zu leisten, von Caen, kehrt sie, Abends fünf Uhr, in Marats Wohnung zurück. Seine Gouvernante weißt Charlotte abermals ab; Marat ist im Bade, er hört eine jugendliche Stimme und befiehlt, die Fremde vorzulassen.“ — „Dieß ist das Kabinet,“ bemerkte die Bonne; „dort, dem Fenster gegenüber, stand die Badwanne.“

Jezt begriff ich, als sey ich selbst zugegen gewesen, den ganzen Vorgang. Die drei Zimmer sind ganz klein, mit ein Paar Schritten sind sie gemessen. Marats Kopf ist mit einem Tuche umwickelt; seine, aus dem Wasser hervorragende Hand schreibt auf einem quer über die Badwanne aufgelegten Brette; Charlotte berührt ihn fast im Eintreten, so klein ist das Kabinet. „Hier also,“ fuhr ich, aus meinen Notizen zu lesen, fort, „hier also fragt sie Marat aus und forscht nach den Namen der Refügiés du Calvados; sie diktirt sie ihm. „„Charmant!““ entgegnet er, „„alle reif zur Guillotine!““ Diese Drohung ist seine lezte; aus der Scheide reißt Charlotte das an ihrem Busen verborgene Messer und stößt es dem Ungeheuer bis zum Hefte ins Herz. „Hülfe! Hülfe!“ röchelt der Verscheidende; „ich sterbe!“

„Mit blutiger Hand nach ihrem Haare greifend,“ nimmt die Bonne das Wort wieder, „schwankt Charlotte durch das anstoßende Gemach ins Vorzimmer und sinkt in einen Sessel, da an diesem Fenster. Eine Augenzeugin, unsre nicht lang nachher verstorbene Nachbarin, die sie mit arretiren half, hat es mir oft erzählt.“

„Ein Kommissionär,“ las ich in meinen Notizen weiter, „der eben Nummern des ami du peuple zusammenfaltete, schlägt Charlotten mit einem Stuhle nieder. Man stürzt herbei; sie erhebt sich und stellt sich unter den Schutz der von ihrer Schönheit ergriffenen Sektionsmitglieder. Danton erscheint und überhäuft Charlotten mit den niedrigsten Schimpfworten; sie antwortet ihm mit keuschem Stolze; man reißt sie in ein nach der Straße gehendes Zimmer. Diesen Moment hat Scheffer so glücklich zu seiner Darstellung aufgefaßt. Freilich konnten Marats Badwanne, seine starre, herabgesunkene Hand, sein erloschenes Auge von dort aus nicht sichtbar seyn; doch was kümmert dies den Künstler? Der Blick des Genius dringt durch alle Wände.“

(Der Beschluß folgt.)

Lenz an Salzmann.

11.

Ich will Sie auch drücken, mein Sokrates, aber erst, wenn ich Sie ganz kennen gelernt und von ferne bewundert habe. Recht so — wir stehen ganz beisammen; alle Ihre übrigen Meinungen unterschreibe ich. Wir müssen das Ordentliche von dem Außerordentlichen, das Natürliche vom Uebernatürlichen unterscheiden; nur müssen wir das Uebernatürliche nicht für unnatürlich halten, oder aus einer Welt verbannen, in der Gott nach einem höhern Plane arbeitet, als unser kurzsichtiger, schielender Verstand übersehen kann. Ich bin sehr für das Ordentliche, für das Natürliche; nur eine aufmerksame Lesung der Briefe Pauli (der wirklich ein großer, übernatürlicher Mann war) zwingt mich, eine übernatürliche Einwirkung nicht allein für möglich, sondern auch in gewissen Fällen (wie der z. E, da die Religion erst im Keimen war) für nothwendig zu halten.

Um auf dem hohen Berge nicht stehen zu bleiben, sondern auch im Thale herum zu hüpfen, muß ich Ihnen sagen, daß Friedericke aus Straßburg an mich geschrieben und mir gesagt habe, sie habe dort eine besondere Freude gehabt, die ich vielleicht boshaft genug seyn würde, zu verrathen. Und das war die — Sie am Fenster gesehen zu haben. Sie schreibt ferner, sie wäre durch Ihren bloßen Anblick so dreist geworden, nach dem andern Theile des Tom Jones zu schicken, und bittet mich, sie desfalls zu entschuldigen. Ist das nicht ein gutes Mädchen? Und doch muß ich meinen Entschluß vor Ihnen verbergen. — Was ist das für ein Zusammenhang? Ein trauriger. Ich bin dazu bestimmt, mir selbst das Leben traurig zu machen; aber ich weiß, daß, so sehr ich mir jezt die Finger am Dorne zerritze, ich doch einmal eine Rose brechen werde. Zu allem diesem werde ich Ihnen die Schlüssel in Straßburg geben.

Ich muß schließen; ich sehe, ich kann dieß Blättchen nicht mehr zusiegeln; aber wenn es auch nicht unser Freund Ott wäre, durch dessen Hände es ginge, so sind unsere Briefe von der Art, wie die spartanischen Ephori an ihre Feldherrn schickten, die an einen gemeinschaftlichen Stab mußten gewickelt werden, wenn man sie lesen wollte. Ich bin bis ins Grab Ihr

Lenz.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

Zustand des Theaters.

Mit Verwunderung bemerke ich, daß Ihre Korrespondenten Ihnen lange nichts vom Theater berichtet haben. Ist das ein gutes oder ein schlimmes Zeichen? ein Fortschritt oder ein Rückschritt, daß nichts zu melden war? Andere mögen Ihnen jenes darthun, daraus beweisend, daß die mindere Präponderanz des Theaters Wachsthum an Sinn für politisches Leben bedeute. Ich vermag das nicht; ich gewahre nur den Rückschritt, nämlich der Kunst und des Sinns dafür. Als deutliches Beispiel dafür dient uns das Glück, das eine Bearbeitung der van der Veldenschen Erzählung: die Lichtensteiner, hier auf der Hofbühne gemacht hat. Es lobt sie Niemand, und doch wird sie wöchentlich zweimal gegeben, doch füllt sie die Häuser und die Kasse. Unter dem Niemand verstehe ich nicht die Kritiker und Aesthetischen (das versteht sich am Rande), sondern auch dasjenige Publikum, das regelmäßig die Theater besucht, weil es die Abende nicht besser hinzubringen weiß, und außer dem Amusement für einen Gulden oder Thaler noch den Vortheil hat, darüber alsdann schwatzen zu können. Auch diese nach Genuß und nicht nach Kunst verlangenden Seelen finden keine Erbauung am Stücke, und doch drängt man sich an den Thüren, doch hört man Schluchzen, und die Schnupftücher werden voll Thränen. Was lockt nun ein Publikum, das nur für die außerordentlichen Feiertage seinen Theatergulden zurücklegt, in die Hallen, die ehemals der Kunst gewidmet waren? — Schreck, Mitleid und Freude, daß die Unschuld gerettet wird. Ein Renommist und Bösewicht erster Sorte, d. h. nicht von den feinsten, verfolgt als kaiserlicher Hauptmann im dreißigjährigen Kriege eine Unschuld in Schlesien auf grausame Weise. Dreimal blitzt er ab, das erstemal, weil Wallenstein ihm auf die Finger, das zweitemal, weil der tugendhafte Held ihm auf den Hinterschädel klopft, das drittemal — nein, da blitzt er nicht ab, sondern der natürliche Blitz blitzt ihn nieder. Als nichts mehr ausreicht, den Unhold festzuhalten, schlägt der Blitz aus blauem Himmel ihn todt. — Das heißt ein Drama! — Eine gräßliche Scene, worin der Schurke eine unglückliche, liebenswürdige Mutter durch moralische Folter quält, gegen welche die der Johanna von Montfaucon Spaß sind, und dergestalt quält, daß sie „aus heiler Haut“ auf dem Theater stirbt, empörend für jedes feine Gefühl, möchte übrigens das Glück dieses Melodrams entschieden haben. Der Verfasser scheint ein recht braver Mann zu seyn, wenigstens trifft ihn nicht der Vorwurf wie so manche talentvollere Dichter, daß sie eben vermöge ihres Talentes eine bizarre Abart erfunden, um neu zu seyn; er hat nur brav theatralisch umgearbeitet, was er novellistisch vorfand. Er kann nicht dafür, daß das Stück ein so unglückliches Glück macht. Das liegt in den rohen Elementen, aus denen überall, bei uns aber zumeist, das Theaterpublikum sich erzeugt, während die feiner Gebildeten davon abgehen, nur in der Oper noch Befriedigung suchend. Allenfalls nimmt das Stück: die Lichtensteiner, wieder eine historische Stufe ein in dem Untergange deutscher dramatischer Kunst.

„Hamlet“ ist neu einstudirt gegeben worden, gewiß mit unendlichem Fleiße, mit Vorstudien, wie selten; aber es fehlte die Frische der Auffassung, der Begeisterung, es fehlte der eine Guß. Viele Künstler und Künstlerinnen von Ruf hatten studirt, den Schlegel und den Tieck, den Franz Horn und die englischen Kommentatoren, doch jeder für sich allein, und sie brachten am Abend der Vorstellung ihre Studien zusammen und Jeder führte dem Andern ein Schauspiel auf; es konnte Jeder erstaunen, was der Andere herausgebracht, das Publikum indeß am meisten, was herauskam. Dennoch war diese Hamletvorstellung die einzige seit lange auf diesem Theater, die uns erinnerte, daß es vordem ein Tempel, der Kunst gewidmet, gewesen. Viele Kräfte sind veraltet, viele ganz abgelebt; dennoch brauchte das Institut noch nicht, wie es der Berliner Witz nennt, eine „Versorgungsanstalt für invalide Talente“ zu heißen, denn es sind noch Mittel, es ist sogar noch Lust vorhanden, wenn nur eine technisch geschickte Hand mit Energie und Autorität die disjecta membra zusammenhielte. Könnten wir einen Schreyvogel aus Wien uns herberufen!

Die Cholerazeit liefert begreiflicher Weise theatralisch wenig Neues. Raupach kostet noch, so lange es geht, unverpestete Luft in Baden-Baden. Er wird indeß zurückerwartet, und mit ihm einige neue Tragödien und Possenspiele. Ein Töpfersches Lustspiel: „Freien nach Vorschrift.“ hat leichthin gefallen, einem von Holtei: „der dumme Peter.“ wollte man die Benennung „Originallustspiel“ nicht zu gute halten, weil wohl des Lustigen, aber des Originellen nicht genug darin sey. Wo indessen will man jezt originelle Elemente zu einem deutschen Lustspiel finden? wenn nur das Vorhandene originell verwandt wird. Im entgegengesezten Suchen nach noch nicht dagewesenen Stoffen faßt man nur zu leicht nach Verkehrtem und Bizarrem. An diesem Suchen nach Originellem ist das deutsche Theater untergegangen, und geht in diesem Augenblicke das französische unter. — Ebensowenig als Bedeutendes in der theatralischen Dichtung, ist nur einigermaßen Hoffnungerregendes unter dem jungen mimischen Anwuchs. Von Genie keine Spur, kaum daß man in der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes von Talent reden kann. Man witzelt und schmäht auf das dramaturgische Comité, und insofern hat man Recht, als man demselben vorwirft, die von ihm angenommenen Stücke taugen nicht viel. Allein bei der grenzenlosen Armuth an dramatischer Produktivität möchte auch ein Apollo mit den neun Musen umsonst nach Besserem suchen. Daß jeder junge Dichter sein zurückgewiesenes Stück für das beste erklärt und schwarze Kabale und Unkenntniß erblickt, ist in der Ordnung. Man sollte aber, wie man unter den minder schlechten die erträglichsten herauswählt, auch jährlich ein- oder zweimal aus den verworfenen eins oder das andere zur Aufführung bringen, um doch auch dem Publikum zu zeigen, was angeboten wird, den Dichtern vielleicht zur guten Lektion. Jezt denkt man daran, den Othello und ein Shakespearesches Lustspiel vorzunehmen. Das sind immer Experimente, als sollte eine Erfurter Glocke gegossen werden, während das bei einer wohlorganisirten Bühne zur täglichen Beschäftigung gehören müßte.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 291.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Dienstag, 6. December 1831.

Müde labet auch wohl Schatten am Weg'
In der Öde, der weit umher sich krümmt;
So hat jüngst mich die erhabne
Männin Corday gelabt.

Klopstock.

Charlotte Corday.

(Beschluß.)

In jenem Gemache verhörten Charlotten die Konventsmitglieder Chabot und Drouet. Laut ihres eigenen Berichtes, überraschten sie die Antworten dieses gleichsam schon aus dem Schooße der Nachwelt zu ihnen redenden Mädchens in hohem Grade. Der Fiacre, in dem Charlotte gekommen, hielt noch unten; sie ging, von den Kommissärs und Gensdarmen des Konvents begleitet, hinab. Bei ihrem Anblicke brach der Pöbel in ein gräßliches Geheul, in ein Wuthgebrüll aus, das selbst die stärkste Mannerseele hätte erschüttern müssen. Charlotte erblaßte; sie fürchtete, durch die Rasenden in Stücke zerrissen zu werden. Die Aermste hatte auf einen minder gräßlichen Tod gerechnet. Im blühendsten Alter, mit Schönheit begabt, mit Ansprüchen auf Bewunderung, mißhandelt, unter die Füße getreten, halb entseelt im Straßenkothe umhergeschleift, durch blutige Hacken zerfezt, von Picken durchbohrt zu werden, vergeblich um den lezten Todesstoß zu flehen! Todesangst zu leiden im Unflath unter rohen Flüchen, kein Sarg, kein Grab, die zerstreuten Glieder der Hunde und Raubvögel Beute — das Gräßliche, das im vorigen September sich ereignet, stand ihr einen Augenblick bevor! Aber Drouets in den rasenden Pöbel geschleuderten Donnerworte: „Im Namen des Gesetzes!“ dämpften, wie durch den Schlag einer Zauberruthe, die Volkswuth; die gedrängte Masse gab Raum, und langsam rollte der Wagen dahin.

Ich bemerkte, daß meine düstern Träume den beiden weiblichen Cicerones lästig zu werden und ein etwas spöttisches Lächeln zu entlocken begannen. Uebrigens hatte ich genug gesehen, hatte in wenigen Augenblicken einen Schatz von Gefühlen gesammelt, hatte jene Stätte besucht, wo ein zartes, junges Mädchen mit jenen Revolutionshelden um die Palme rang, welche auf dem Schlachtfelde oder auf dem Blutgerüste gefallen waren, das ja damals auch ein „Feld der Ehre war.“ Ruhig ist jezt jenes, in den Zeiten des „Cordeliersklubbs“ so stürmische Stadtviertel, wo Danton, der damals in der „Cour du Commerce“ wohnte, im Vorbeigehen Marat abholte, oder ihm am Fuß der Treppe, die ich eben herabstieg, rief. Hieher strömten die Matadors der Bergparthie: der Schauspieler Collot d'Herbois, Billaud de Varennes, der Gottesläugner Chaumette, der Kapuziner Chabot, der Schlächter Legendre, Saint-Just, Robespierre, der sich wenigstens vor Gott beugte und auf dem Rednerstuhle es aussprach: „der Tod ist der Unsterblichkeit Beginn.“ Die Wohnung Marats, einst der Centralpunkt so vieler stürmischen Bewegungen, Delationen, Rasereien, Gräuel, ist gegenwärtig still, friedlich; allenthalben herrscht Schweigen und Ordnung, kein Geräusch, kaum Leben. Dort wohnen jezt ein ehrenwerther Rechtsgelehrter, ein Kupferdrucker, Rentiers, Leute, die die Ruhe, die Süßigkeiten des stillen, unbekannten Lebens lieben, und, wie der Portier sagte, nur dahin ausziehen, von wannen Keiner von uns allen wiederkehrt. Von hier gingen die furchtbarsten Stöße aus, welche Lud-

wigs XVI. Thron erschütterten; drei Millionen menschlicher Wesen fielen den hier diskutirten Ideen zum Opfer, und noch immer diskutirt Frankreich! Andere Athleten haben in der Kampfbahn die früheren abgelöst, und werden späteren weichen müssen.

Außerhalb über dem Hofthore erblickte ich ein noch übriges M, den Rest der Inschrift: „La Liberté, l'Indivisibilité ou la Mort!“ Warum aber, fragte ich mich, verewigt hier kein Marmor, kein Erz Charlottens unsterbliche That und ihre Selbstopferung? nicht einmal eine ganz einfache Inschrift? Wie undankbar ist Frankreich! Charlottens Ruhestätte bezeichnet kein Grabmal; sie ist sogar durchaus unbekannt. Die Malerei hat uns indeß wenigstens ihre Züge, aber mit ihnen auch die des Volkstyrannen aufbewahrt. Als die Abgeordneten der Pariser Sektion in Trauer vor den Schranken des Nationalkonvents erschienen, rief ein Redner: „David, noch ein Gemälde!“ David stand mit den Worten: „soll geschehen!“ auf und skizzirte auf die Rückseite von Charlottens Schreiben Marats gemeines, abgemagertes, bläulich unterlaufenes, von allen gehäßigen Leidenschaften seines Lebens krampfhaft verzerrtes Gesicht, und legte, vermittelst eines Kunstgriffs, der in diesem Augenblicke für eine entschuldbare Fiktion gelten konnte, ein Gnadengesuch in die Hände des Mannes, der keine andere Schlußfolge seines unerbittlichen Raisonnements kannte, als die Guillotine, deren Beil er so gerne dreimalhunderttausend Mal auf dreimalhunderttausend Franzosenhäupter hätte niederfallen sehen.

Wie unaussprechlich rührend ist Scheffers Charlotte! Wie oft verweilte ich, in Anschauung versunken, vor dem Gemälde! Charlotte ist bleich, aber gefaßt, was um sie noch vorgeht, kümmert sie nicht mehr; ihr Werk ist vollbracht, sie überläßt andern das ihre. Sie denkt an die Zukunft, die sie ihrem Vaterlande errungen zu haben meint; ich wollte, ich könnte sagen, sie denkt auch an Gott . . .; allein sein Name kam, so viel mir bekannt ist, nicht aus Charlottens Munde; jener Gedanke mag allenfalls in Scheffers Gemälde liegen, historisch ist er nicht. Die Berichte jener Zeit schweigen darüber, und so bleibt jenes erhabene Trauerspiel in meinen Augen unvollständig, ohne ganz genügende Entwicklung. Doch vielleicht entstieg ein, den Tod erleichterndes Gebet, ein leiser Seufzer der Hoffnung besserer Zukunft, Charlottens Lippen in ihrem Kerker, vielleicht als sie, vom wüthenden Pöbel beschimpft, dahinfuhr, vielleicht als das Blutbrett unter dem schönen Körper sich senkte, um ihn eine Sekunde später unter den Leichenhaufen im ungeheuren Korbe zu schleudern *).

*) Warum erwähnt der Verfasser mit keiner Sylbe des hochherzigen Mainzers Lux, den Charlottens Heldenthat in so hohem Grade begeisterte, daß er gegen die Blutsäufer sie laut und offen vertretend, das Schaffot kurz nach ihr bestieg?

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

21ten Sept., auf der Höhe von Hydra und Spezia.

Es ist heute ein Monat, daß ich, geliebte Amalie, mich von Dir getrennt habe, und noch schwimme ich immer auf dem unstäten Meere dem Ziele der Reise erst noch entgegen, indeß zum Glück ihm schon so nahe, daß dieser Morgen bereits uns dahin geführt hätte, wenn die Nacht über nicht eine Windstille eingetreten wäre, welche sich jezt erst in einen frischern Hauch zu lösen anfängt, der das Schiff wieder in Bewegung sezt.

Den 15ten wurde der Wind ziemlich stark, war aber Sirocco und uns entgegen, so daß wir auf der Höhe von Korfu und Paro hin und her lavirten, und erst am folgenden Tage Leukadien (S. Maura) und Cephalonien, zwischen beiden eine Anhöhe von Ithaka, gegenüber hatten. Dieselbe Fahrt auch den folgenden 17ten. Wäre mein Ziel Patras gewesen, so würden wir mit gutem Winde über Zante (Zakynthus) hinweg und nach den Gebirgen des Peloponneses gesegelt seyn, welche im Hintergrunde lagen, und Patras in ihrem Schooße haben. Die Nacht und der folgende Morgen hätten uns dahin gebracht; doch unser Weg ging am Peloponnes hinab. Indeß wurden wir für den folgenden Tag durch einen sehr frischen Nord entschädigt. Schon während der Nacht hatte er sich eingestellt und uns an den Strophaden (jezt Dauphano von einem Leuchtthurm, Fano, genannt), niedrigen Inseln vorüber geführt, welche durch die Sage von den Harpyen bekannt sind, und gegen zehn Uhr lag die Kette der Gebirge von der Insel Prote bis nach Mothon hinab, als ein großes Amphitheater, welches der Peloponnes bildet, vor uns ausgebreitet; die Lage von Navarin unter einem konischen Berge ist mit bloßem Auge zu unterscheiden; an sie sind die Erinnerungen großer Vergangenheit geknüpft, von Homer und der Reise des Telemachos nach Pylos in jenen Hafen, bis zu der Schlacht der drei Mächte, durch welche die Befreiung von Griechenland möglich wurde. So rasch ging die Fahrt diesen Tag bei dem erquickendsten Wetter, daß wir in der Stunde sechs bis sieben Seemeilen zurücklegten, und noch vor Abend am Vorgebirge S. Gallo vorüberkamen, welches den Eingang in den messenischen Busen öffnet, und im Hintergrunde über den Bergzügen desselben die himmelhohe Kette des Taygetus zeigt, durch welchen Messenien von Lazedämon getrennt wurde. Das stark bewegte Meer war mit Schaaren von Seevögeln bedeckt, welche ihrer Nahrung

nachgingen, und neben dem Schiffe schossen wie goldschimmernde Pfeile Schaaren von Palampthien hin, vor denen eine Gattung kleiner Bewohner der Wogen, ihnen zu entgehen, sich gleich Zügen von Vögeln in die Luft hoben, so hoch, daß nicht selten einzelne auf das Schiff niederfielen.

Die Nacht über hatte der Wind uns durch den messenischen Busen und an dem Wohnort der Mainoten an seiner östlichen Seite, so wie an dem Vorgebirge Tänaron, in welches die Küste sich endet (jezt Matapan) vorübergeführt, und wir schwammen am folgenden Tage, den 19ten, bei weniger gutem Winde zwischen diesem Vorgebirge und dem gegenüberstehenden Malea, den lakonischen Busen vor uns, nach Mittag dem daran sich schließenden kleinen Busen von Vatica (Bocaticus) so nahe kommend, daß wir die Stellen mit Anbau, und durch das Perspektiv die Dörfer und Ortschaften unterscheiden konnten. Jenseits Malea war das offene Meer von Schiffen bedeckt, die unter verschiedener Flagge, österreichischer, jonischer, griechischer, an uns vorübergingen. Eines der lezten schickte uns ein Boot, welches sich nach uns, dem Orte unserer Abfahrt und Bestimmung erkundigen sollte. Es war ein Hydriot, ein Schiff des Apollo (die Opposition der Regierung, welche sich nach ihrem Journale auf Hydra so nennt), die Nacht über der russischen Blokade entgangen und auf dem Wege nach Maina, um den Insurgenten, welche dort den Kolokotroni geschlagen hatten, Hülfe zu bringen. Im übrigen sey alles ruhig, der Handel unbelästigt, und wir können unsern Weg fortsetzen, wohin wir wollen.

Gegen Abend waren wir in die Meerenge zwischen Kythera (Cerigo) und dem Vorgebirg Melo eingesegelt und von so ungünstigem Winde empfangen worden, daß wir nur durch Laviren langsam vorwärts gelangten, und erst am 20ten das durch Stürme berüchtigte Vorgebirg mit seinen starken Felsenmassen vor uns hatten. Wir durften uns, troz der langsamen Fahrt, Glück wünschen, daß wir nicht statt der Meeresstille auf jene brausenden Insaßen derselben gestoßen waren. Am Morgen dieses Tages wurden wir von einem zweiten hydriotischen, stark bemannten Schiffe in gleicher Weise angesprochen, das während unserer Unterredung mit seinem Bootsmann, der bei uns auf dem Verdecke war, ganz nahe an uns anhielt und eine Reihe von blanken Kanonen, hinter ihnen aber die wohlgeschmückten Köpfe einer gedrängten Schaar hydriotischer Seeleute zeigte. Allein der Kapitän stand frei auf dem Verdecke, die Meldung zu hören, welche sein Abgeschickter, der bei uns am Bord war, ihm in albanischer Sprache zurief. An den Namen Bavaria, Monaco, Miaulis, sahen wir, daß er ihm auch berichtete, was ich mitzutheilen für gut befunden hatte: es sey ein Reisender am Borde, der Briefe von den Söhnen des Miaulis aus München an ihren Vater bringe. Dieser Name schien auf einmal die Zweifel zu lösen; bei ihm machte der Hydriote auf dem Schiffe des Apollo mit der Hand ein Zeichen vor Brust und Stirne, daß er befriedigt sey, und wir zogen unsers Wegs. Auch dieses Schiff bestätigte die Niederlage der Truppen der Regierung, und der Bootsmann bemerkte, daß ohne Dazwischenkunft der Russen sie den „Barba Janni" schon vor die Thüre gesezt hätten. Barba nennen sie im familiären Ton jeden Alten, und Janni ist der Vorname des Grafen Capodistrias, der Johannes heißt.

Kaum hatten wir uns nach Tische wieder auf dem Verdecke eingefunden, als eine österreichische Kriegsgoelette unsers Weges kam, uns zu halten und ein Boot zu schicken befahl, und auf die Bemerkung, daß wir keines zur Hand hätten, uns selbst mit dem ihrigen besuchte. Dieselben Fragen und dieselben Antworten, wie bei beiden Hydrioten; indessen war der Seeoffizier nicht damit zufrieden gestellt, bis er die Papiere des Kapitäns gesehen hatte. Doch damit sollten wir für diesen Tag von den Befragungen und dem Aufenthalte noch nicht frei seyn; denn noch bei einbrechender Nacht ward am Horizont eine Fregatte bemerkt, welche gegen neun Uhr auf uns zukam, dann uns zur Seite beilegte und durch einen Kanonenschuß zu erkennen gab, daß wir halten sollten. Auch von ihr ein Boot, dieselben Fragen, nebst Untersuchung der Papiere des Kapitäns, und ein Aufenthalt von vielleicht einer Stunde. Es war die russische Fregatte, welche, wie es schien, die Station Hydra verlassen hatte und den hydriotischen Schiffen nachging, um mit ihnen in dem Meerbusen von Messenien ein wahrscheinlich nicht freundschaftliches Zusammentreffen zu feiern, zumal schon eine hydriotische Brigg sich gegen eine russische zur Wehr gesezt und dadurch Feindseligkeiten begonnen hatte. Wir waren gestern bis auf die Höhe von Monanbasia gekommen, und hofften für diesen Morgen, während der Nacht Nauplia nahe gekommen zu seyn, wurden aber durch die Windstille getäuscht, deren ich oben gedachte; doch weht jezt der Wind günstiger, und das Ziel ist nahe.

Die Verwirrungen in Griechenland werden in der Ferne wohl schlimmer erscheinen, als sie sind. Keine von beiden Partheien hat die Mittel zu einem ernstlichen Kampfe, und die Hydrioten haben dem Präsidenten die Schiffe in Poros verbrannt, die er gegen sie rüsten wollte. Wahrscheinlich legen sich die Mächte bald in das Mittel und bringen die Sache hier zum Vergleich, das Loos von Griechenland aber im Ganzen in Ordnung. Was uns jezt von griechischer Natur umgibt, Himmel und Meer, sind unvergleichlich schön, die Luft wie im höchsten Sommer bei uns, und doch nicht drückend, das

Thermometer auch nach Sonnenuntergang nicht unter 19 Grad; die Gebirge alle zeigen ein dürres Aussehen in der Ferne; doch ist hinter jenem falben und braunen Grün der zahlreichen, zum Anbau geeigneten Stellen der ganze Segen des Südens und seine goldene Erndte verborgen.

Ich schreibe dieses auf dem Verdeck, auf dem schwarzen Porto fallo, das ich auf den Knieen habe, und gegen die Sonne durch die wollene Decke geschüzt, zu meinen Füßen das anmuthig rauschende Meer, gegenüber die nahen Gebirge von Lakonien, mit den Fruchthainen von Orangen und Weinpflanzungen in ihren Klüften, und bei kaum merkbarer Bewegung des Schiffes, das mit dem günstigsten Winde nach Nauplia hinaufschwimmt, dessen Gebirge sich bereits im tiefen Hintergrunde enthüllt haben. Hydra haben wir zur rechten Hand liegen lassen. Möge auch euch der September glückliche Tage bringen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, November.

(Beschluß.)

Theater. Hegel. Cholera.

Es gab keinen bedeutenden Besuch von auswärts. Die Sängerin Fischer aus Karlsruhe erweckte viel Erwartungen, befriedigte sie aber nicht: vortreffliche Mittel ohne Studium und tiefern Trieb dazu; darin kam das Urtheil so ziemlich überein. Bald wird nunmehr übrigens auch die Oper auf demselben Standpunkte mit dem Drama stehen. Eine königliche Oper mit einer kostbaren Garderobe, Dekorationen, Ballet, Instrumenten, Bureaubeamten, Direktoren, Concipisten, Inspektoren, Kanzleidienern, Registraturdienern, die Hülle und Fülle, nur keine Sänger und Sängerinnen. Auch die lezte anmuthige Blüthe dieser Oper, Fräulein von Schätzel, will, heißt es, die Breter verlassen. — Das Königsstädtische Theater kommt nicht mehr in Betracht; es füllt sich zuweilen durch einige Efforts, gleichviel, ob aus der Thier- oder Menschenwelt, durch Bilder oder Taschenspieler. Auch die Spektakelstücke reussiren nicht allemal. Es ist dahin gekommen, daß die schwache Angelysche Verwaltung, die in den Lokalpossen den Schauspielern wenigstens einige Gelegenheit, sich zu üben, bot, zurückgewünscht wird. Schade, daß dabei so manche ächte Talente im Gebiet des Komischen verfaulen. Aber es würde einem neuen Direktor, auch einem, der Einsicht und guten Willen verbindet, schwer fallen, die Sache wieder in Gang zu bringen. Es ist zu viel von vorne herein verdorben und das Publikum verscheucht.

Hegels plötzlicher Tod hat die schlummern gehende Cholerafurcht unangenehm aufgeweckt. Er war bejahrt, er war kränklich, er hatte schon mehrere Krankheiten, die ihn an den Rand des Grabes gebracht, kaum überstanden; sein Tod ist daher nichts weniger als etwas Außerordentliches, und doch hat der Gedanke, daß die Seuche unter den Tausenden von Gleichgültigen und Nichtvermißten sich gerade ein solches Haupt als Opfer erwählt, etwas Entmuthigendes. Auch seine Gegner müssen eingestehen, daß sein Verlust bedeutend ist, wie es sein Einfluß, ganz ungewöhnlich für einen deutschen Philosophen, im Leben war. Ob dieser zu weit ging, ob er hie und da an eine Art Druck grenzte, ob seine Doctrin zu einer Normaldoctrin auf den preußischen Universitäten gemacht worden, wer möchte dies entscheiden, wer, wann es wäre, daran denken, es im Augenblicke des Todes zu rügen? Die Zahl seiner Schüler ist groß, doch unter Allen ist keiner, der sich selbstschaffend und selbstthätig so herausgearbeitet hätte, um nur leiblicher Weise an seiner Stelle zu vikariren. Wenn daher die philosophische Professur für die Berliner Universität zu übergeben wäre, wird zur schwer zu entscheidenden Frage, wenn dabei das Verdienst berathen wird. Weit bedeutender als für die Universität ist der Verlust für den großen Schülerkreis, der ihn umringt oder sich an ihn gedrängt hatte. Sie lebten, bis auf wenige, nur durch ihn, und glücklich diejenigen, welchen er noch seine hülfreiche Hand gereicht. Ob aber der Name Hegelscher Schüler denen, die erst Aspiranten waren, noch lange helfen wird, ist mehr als zweifelhaft. Hegel war äußerst gutmüthig und ließ sich leicht täuschen. Wer möchte die Strategie verkennen, welche ihn bewog, sich mit Anhängern zu umgeben und diejenigen, die ihm gedient, vorzugsweise zu angesehenen und einträglichen Posten zu empfehlen. Zum Theil waren darunter wirklich mit Leib und Seele ihm Zugethane, während andere freilich nur zu seiner Fahne schworen, weil sie seinen ministeriellen Einfluß hoch berechneten. Hier wußte man übrigens wohl zu unterscheiden zwischen dem Meister und seinen Schülern. Sein Leichenbegängniß war so feierlich, als es die Umstände gestatteten. Hofrath Förster hielt an seinem Sarge eine treffliche Rede, welche die Gefühle der Dankbarkeit und tiefer Rührung unter den Anwesenden auf's höchste steigerte. — Ein anderer angesehener Beamte, der Bankdirektor Struve, fiel, kurz vor Hegel, ebenfalls als Opfer der Cholera. Zu große Vorsicht und Aengstlichkeit hat sich überall eben so schädlich bewiesen, als grobe Diätfehler. — Den Tod des Erzbischofs Borowsky in Königsberg wird man schwerlich der bösen Zeit zuschreiben, da es der ehrenwerthe Veteran, der schon im siebenjährigen Kriege Feldprediger war, bis zu einem Alter von 92 Jahren gebracht hat. Er war noch bis kurz vor seinem Tode rüstig und thätig.

Man ist nun längst zur Einsicht gekommen, daß alle Verbote und Restriktivmaßregeln, welche auf der Annahme einer Contagiosität beruhen, nur schädlich wirken; doch ist erst vor Kurzem die lezte auflösende Verordnung erschienen. Noch liest man auf den Titeln einiger Blätter das mysteriöse Wort „desinficirt,“ was, eine lächerliche Sache an sich, jezt sich besonders lächerlich ausnimmt. Es mag nie mehr geschehen seyn, als daß man mit einem Handbesen einige Essigtropfen auf einige Ballen Papier gesprengt hat. — Die Cholera ist, wir hoffen es, im Aufhören (man will sogar die offiziellen Angaben der täglichen Erkrankungen aufheben), die Witze über sie sind es noch nicht. Jeder Tag erzeugt deren; ich will indessen den Raum damit nicht beengen. Sie können eine Partie davon in den hier bei Cosmar und Krause herausgekommenen „Brausepulvern für Hypochondristen“ nachschlagen. Der Editor sammelt unter diesem Titel die druckbaren Berliner Witze. Gedruckt nimmt sich freilich Vieles anders aus, als gesprochen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 292.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. December 1831.

— Das wird ein Hauptspaß seyn;
Gehn die Sachen kraus und bunt,
Freu' ich mich von Herzensgrund.

Shakespeare.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(S. Nr. 256.)

Dritter Artikel.

Die Frau von Genlis ist eine der wenigen Zeitgenossinnen Jean-Jacques, deren Leben bis auf die neuesten Tage reicht. Sie ward in Champcéri, nahe bei Autun, im Jahr 1746 geboren, und als Nichte der Frau von Montesson bekam sie bald Eintritt in das Haus Orleans; ja als 1782 der Chevalier Bonnard starb, erhielt sie seine Stelle als Erzieherin der herzoglichen Kinder, und Louis Philipp, der jetzige König von Frankreich, beweist sehr günstig für ihr Erziehungstalent. Sie beschäftigte sich viel mit Jean-Jacques Emile, und Niemand hat wohl dessen Hauptgrundsatz treulicher befolgt, als sie, den nämlich, daß man so vielerlei Fertigkeiten als möglich lernen müsse, um sich im Nothfall helfen zu können, sey's durch Talente, sey's durch ein Handwerk, so daß man stets thätig seyn und etwas erwerben könne. Auch einem andern Grundsatze Emiles kam sie nach, demzufolge man immer beschäftigt seyn und mit den Händen arbeiten soll, wenn der Kopf ruht. Frau von Genlis kannte mehr denn zwanzig verschiedene Handarbeiten, und unbegreiflich war die Geschicklichkeit ihrer Finger neben der Gewandtheit und Thätigkeit ihres Geistes und ihrem trefflichen Harfenspiel. Aus Madame Genlis hätte man dreißig Emile machen können, und demnach ließe sich behaupten, sie habe ihrem Lehrer am meisten zur Ehre gereicht. Sie machte Rousseaus Bekanntschaft auf eine sehr komische Art, stand hernach in genauem literarischem Verhältniß zu ihm, und ohne es gerade zu wollen, spricht sie in ihren Souvenirs de Félicie sein Lob aus. Wir lassen sie darüber selbst reden:

„Meine erste Zusammenkunft mit Jean-Jacques macht meinem Geist und meinem Urtheil wenig Ehre; sie ist aber so komisch und so sonderbar, daß ich mich gern daran erinnere. Rousseau war damals seit sechs Monaten in Paris und ich war achtzehn Jahr alt. (Hier fällt die geistreiche Frau in einen Irrthum, den sie mit den meisten Damen gemein hat: sie irrt sich in ihrem Alter; denn da Jean-Jacques im Julius 1770 nach Paris kam, so muß ihre Zusammenkunft mit ihm im Januar 1771 stattgefunden haben; damals war die 1746 geborne Frau von Genlis nicht achtzehn, sondern fünf-und-zwanzig Jahr alt.) Zwar hatte ich noch keine Zeile von seinen Schriften gelesen, demungeachtet war ich sehr begierig, einen so berühmten Mann kennen zu lernen, der mich besonders als Verfasser des Devin du village anzog. Rousseau war aber sehr unzugänglich und so zu sagen wild; er empfing Niemanden und ging nirgends hin. Uebrigens fehlte es mir ganz an Muth, in dieser Beziehung einen Schritt zu thun. Ich äußerte also nur meinen Wunsch, ihn kennen zu lernen, ohne an die Möglichkeit zu denken. Da kam einmal Herr von Sauvigny, der Rousseau zuweilen sah, und vertraute mir, Herr von *** habe sich vorgenommen, mir einen Streich zu spielen: nächster Tage

wolle er Préville (ein berühmter Schauspieler der damaligen Zeit) als Jean-Jacques verkleidet zu uns bringen und auch unter diesem Namen vorstellen. Dieser Gedanke gefiel mir ungemein, ich lachte in Einem fort darüber und versprach, ganz in den Spaß einzugehen. Nun vergingen mehrere Wochen, immer kam Préville nicht, aber Jean-Jacques, der mich auf der Harfe spielen hören wollte, kam mit Herrn Sauvigny, und ich hielt ihn gleich für Préville. Ich gestehe es offen, sein ganzer Aufzug, den ich für eine Maskerade hielt, erschien mir unendlich komisch. Sein Rock, seine kastanienbraunen Strümpfe, seine kleine runde Perrücke und seine ganze Haltung kamen mir wie eine lustige, trefflich gespielte Komödie vor. Indessen zwang ich mich doch und hielt an mich. Nach einigen Komplimenten, die ich ihm herstotterte, sezte ich mich. Wir sprachen nun viel, und glücklicherweise für mich nahm das Gespräch eine sehr heitere Wendung. Ich schwieg, und nur von Zeit zu Zeit plazte ich mit meinem Lachen heraus, wenn ich es nicht mehr zurückhalten konnte. Dieß Lachen war aber so natürlich und offen, daß es Rousseau'n nicht mißfiel, wiewohl es übertrieben war. Er sagte viel Hübsches über die Jugend im Allgemeinen. Ich dachte: Préville fehlt es nicht an Geist, und an seiner Stelle wäre wohl Rousseau nicht so artig, denn mein Lachen würde ihn scandalisiren. Endlich wendete er sich an mich. Da er mich damit gar nicht in Verlegenheit sezte, so antwortete ich ihm kurzweg Alles, was mir in den Kopf kam. Er fand mich ganz eigen, ich aber fand sein Spiel meisterhaft durch Natur und Ungezwungenheit. Uebertriebenes hat mich nie zum Lachen bringen können: an dem Mann, den ich für einen Schauspieler hielt, gefiel mir die Einfalt und Unbefangenheit, und hiernach schien er mir hier im Zimmer noch vorzüglicher, als auf der Bühne. Indessen war mir's, als stelle er Rousseau'n mit zu viel Gutmüthigkeit, Nachsicht und Frohsinn dar. Später spielte ich auf der Harfe und sang einige Arien aus dem Devin du village. Als Jean-Jacques mich lobte und dabei manches über das Stück sagte, mußte ich bis zu Thränen lachen. Dabei sah er mich immer lächelnd und mit dem Vergnügen an, das man beim Anblick recht natürlicher Kinder hat, und als er uns endlich verließ, versprach er, am folgenden Tag bei uns zu Mittag zu essen. Er hatte mir so viel Vergnügen gemacht, daß ich über diese Zusage sehr erfreut war und vor Freuden hüpfte. Ich begleitete ihn bis an die Thüre und sagte ihm dabei alles mögliche Artige, Verbindliche und Närrische. Kaum aber war er fort, so that ich mir keinen Zwang mehr an, sondern lachte aus vollem Hals. Herr *** sah mich ganz erstaunt und nicht ohne Mißbilligung an, was mich noch mehr zum Lachen brachte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nauplia, den 21ten September.

Ich schreibe Dir im Magazin des Herrn Paulo Sculudi, der einen Sohn beim Herrn Archimandriten hat, nur mit wenig Worten, daß ich gestern Abend mit Herrn Mezger nach einer zwar nicht sehr schnellen, aber doch glücklichen Fahrt von sechzehn Tagen von Triest hier angekommen und heute von allen, die ich gesehen, den Herrn Präsidenten nicht ausgenommen, auf das Freundlichste und Theilnehmendste bin aufgenommen worden. Herr Sculudi schickt eben einen Brief an seinen Sohn nach München ab, daher vorläufig nur diese Zeilen. Meine Gesundheit ist nie besser gewesen, das Wetter ist bewunderungswürdig, wie bei uns im hohen Sommer, und der Theil von Griechenland, den ich hier um den Golf von Nauplia sehe, gegenüber Argos mit der Burg Larissa, seitwärts in der schönen Ebene die Ruinen von Tyrins, bezaubernd. Die Unruhen von Griechenland, in der Ferne nothwendig vergrößert, schwinden hier in unbedeutende Bewegungen zusammen, da die Partheyen keine Mittel zu großen Dingen haben, und in keinem Theile von Griechenland, außer bei den Hydrioten und Mainoten, also nur in einigen Felsenwinkeln, ist die Sicherheit bedroht, würde es auch dort für mich nicht seyn, wenn ich, was nicht der Fall ist, dorthin wollte. Auch in Bezug auf die Cholera und Pest ist hier keine Besorgniß. In vier Tagen schreibe ich an Dich und andere ausführliche Briefe über Syra, hoffe aber, daß dieser früher mit den guten Nachrichten ankommen soll.

Argos, den 26ten Sept. 1831.

Meine geliebte Amalie! ich habe Dir gleich nach meiner Ankunft in Nauplia ein Paar Zeilen durch Herrn Sculudis geschrieben, um die glückliche Beendigung unserer Reise und die gute Aufnahme, die ich hier überall finde, sogleich und vorläufig zu melden. Einen ausführlichen Brief über unsere Fahrt von Triest nach Nauplia habe ich vorgestern beendiget und ihn in den Händen des Kapitäns, der uns geführt hat, zurückgelassen. Dieser geht in einigen Tagen nach Syra ab, und wird ihn von dort mit erster Gelegenheit nach Triest befördern. Denselben Tag früh bin ich mit Herrn Mezger, in Begleitung des Herrn Riso und des Herrn Schinas, eines von den jungen Griechen, die in Deutschland gebildet worden, hierher über Tiryns aufgebrochen. Unsere Absicht ist, diesen Winkel des rossenährenden Argos (μυχὸς Ἄργεος ἱπποβότοιο) und seine uralten cyklopischen Städte zu sehen, von denen Tiryns und Mycenä noch in denselben Trümmern liegen, welche schon Pausanias beschrieben hat. Der Weg von

Nauplia aus führt über die Ebene, welche sich oben am Schlusse des argolischen Busens zwischen dem Meere und den Gebirgen ausbreitet, durch einige neue Anlagen in der verödeten, baumlosen Gegend nach den Ruinen von Tiryns, welche sich über einen langen Felsenrücken, mitten in der Ebene, ausbreiten. Am Fuße dieser, durch ihr Alterthum und ihre Bedeutsamkeit merkwürdigen Ueberreste der hellenischen Heroenzeit hat die Regierung eine Meierey zur Aufnahme des Ackerbaues angelegt, und nie standen so die Bestrebungen des fernsten Alterthums und der neuesten Tage in dem seltsamsten Kontraste beisammen. Die cyklopischen Mauern, der aus ungeheuern Felsenblöcken gebildete bedeckte Gang, der über einem kolossalen Unterbau sich erhebende Thurm sind von gleich großartigem Charakter einer Heldenzeit. Die Stadt, welche den niedrigen Theil des Berges einnimmt, zieht sich in der Gestalt eines Schiffes zusammen, und die Mauern, welche den Berg nach allen Seiten noch jezt, theils ganz, theils in Trümmern einfassen, zeigen ganz deutlich, daß es darauf abgesehen war, etwas der Art in dem Baue darzustellen, nicht unwahrscheinlich das Schiff, auf welchem Danaos aus Egypten in diese äußerste Gegend des argolischen Busens gekommen war.

Wir kamen von Tiryns, das von Nauplia nur Dreiviertelstunden entfernt ist, den Abend noch bei guter Zeit in Argos an und fanden, statt der durch den Glanz ihres Namens, den Wechsel ihrer Schicksale erinnerungsreichen Stadt, eine Menge von niedern Hütten, aus Backsteinen gebaut, und von zahllosen Ruinen unterbrochen: die ersten Anfänge der aus einer gänzlichen Zerstörung sich erhebenden Stadt wechselten in buntem Gemisch mit einzelnen schönen neuen Häusern, und hinter ihr auf hohem, steilem Gebirg die alte Burg Larissa, welche in ihren zerfallenen Mauern die Spuren venetianischer Herrschaft und in ihrem cyklopischen Grundbau die unvergänglichen Ueberreste hellenischer Vorzeit trägt.

Nachdem wir vorgestern, mit einem Schreiben der Regierung an den Gouverneur ausgestattet, bei diesem freundliche Aufnahme gefunden und einen Theil der Alterthümer besehen hatten, beschlossen wir heute einen Ausflug zu den Quellen des alten Erasinos, des einzigen Flusses in der Argolis, der im Sommer sein Wasser behält. Schon die Alten bemerkten, daß er die Gewässer des Sees von Stymphalos unter der Erde hier abführe. Er entspringt unter dem Fuße eines öden Marmorgebirges aus fünf Quellen und zerstreut sich nach kurzem Laufe durch die Ebene in die Niederungen der Lerna, die er in Sumpf verwandelt. Dort ist er die lernäische Schlange, deren Häupter Herkules abzuschlagen bemüht war. Ein Theil seiner klaren und lieblichen Gewässer ward durch eine Wasserleitung nach Argos geführt; auch diese ist zerstört. Ein neuer Herkules würde den ganzen Fluß durch einen starken Bau einfassen, ihn dadurch zu der gehörigen Höhe emporheben und durch einen Kanal am Gebirge hin, mit Abzügen zur Bewässerung der dürren Au, zu einem Wohlthäter dieses vortrefflichen Bodens machen. Ueber ihm eröffnet sich eine große und tiefe Höhle. Frühere Reisende schilderten sie als feucht oder gar mit Schlangen angefüllt. Wir fanden sie trocken und sicher, und im Seitenarm eine Kapelle der Panagia (der Mutter des Heilands), welche wahrscheinlich die Stelle eines dem Pan gewidmeten Altars einnimmt.

Die Ebene von Argos, ob sie gleich den ganzen Sommer über des Regens entbehrt, trägt doch zwei Erndten. Im Herbste, wenn der Regen eintritt, wird Getreide gesäet; dieses wächst den Winter hindurch, der hier ohne Frost und Schnee ist, und wird im Mai eingebracht. Dann kommt türkischer Waizen, Tabak, Baumwolle u. dgl. in den Grund, und so eben ist man beschäftigt, die Reste dieser zweiten Erndte einzubringen. Von den trockenen Monaten her (noch jezt ist die Wärme im Schatten um die Mittagszeit 22 Grad) ist die Ebene jezt wie verdorrt, und eine Masse von duftenden Kräutern, vorzüglich Thymian, erfüllt noch die Luft mit Wohlgerüchen, so wie sie über ihr saftloses, falbes Gebüsch hinstreift. Sogar die Disteln, eine Art von wachsgelbem Stengelgewächs, haben, wenn sie gerieben werden, einen gewürzhaften Geruch und einen der Vanille nicht unähnlichen Geschmack. Ehedem war sie mit dem lieblichen Grün der nun zerstörten Oelpflanzungen und Feigenwälder erfüllt. Wo jezt noch Grün erscheint, ist es von den Kaktus und Oleanderbäumen, die vorzüglich die trockenen Betten der Waldbäche anfüllen, und von dem noch frischen Laube der niedrigen Weinstöcke, welche noch zum Theil mit einer unbeschreiblichen Fülle der süßesten Trauben prangen und von grünen und gelben Melonen durchwirkt sind. Ich kann diese nicht sehen oder mich an ihrem Genusse erfreuen, ohne an die liebe Schaar unserer Kinder zu denken, und wie sie sich mit Griechenland in einer halben Stunde befreunden würden, wenn ich sie in eine dieser hesperischen Pflanzungen und in ihren reichen Segen mit dem guten Appetit, welchen sie haben, hineinlassen könnte.

Heute haben wir die Burg Larissa erstiegen, unter Führung eines Geistlichen, den ich in München gesehen und den wir hier in einem Kloster fanden, das auf halbem Wege in die Felsen der Burg gleich einem Adlerneste hineingebaut ist. Sie ist höchst malerisch und in neuern Zeiten die Burg der hellenischen Freiheit dadurch geworden, daß Ypsilanti sich beim Einfalle des Omar Ali hineinwarf und dadurch sein Heer in Argos zurückhielt, bis aus dem Peloponnes sich Hülfe gesammelt hatte.

Der übrige Theil des Tages ward mit Untersuchung der wenigen Alterthümer, welche sich finden, und der

Kirchen ausgefüllt. Die Stufen des alten Theaters sind in neuerer Zeit aufgegraben worden, und die Nationalversammlung von Argos ward unten auf der freien Fläche gehalten, während das Volk die Terrassen umher anfüllte. Zur linken Seite glaube ich die Reste des alten Agon gefunden zu haben, rechts die Spuren des Stadions. Die Ruine einer alten Kirche des Apostels Petrus ist als Rest eines alten Tempels und auch dadurch bedeutsam, daß, altargivischer Sage zufolge, hier der Apostel wirklich begraben liegt, auf dessen Grab in Rom die päbstliche Curie ihre Macht gegründet hatte. Als wir dort mit Untersuchung der Ruinen und Abschrift einiger Inschriften an ihnen beschäftigt waren, unterhielten uns mehrere Frauen mit Erzählungen von ihm: noch pflege er jährlich zu erscheinen in weißem Kleide, und Jeder könne ihn sehen und hören, der nicht einen zu dicken Schatten habe.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Literatur. Geographische Gesellschaft. Neue Erfindung von Perkins.

Was die Stadt bei dem trüben Novemberwetter und bei all den traurigen Lebensbildern ein wenig erheitert, sind Spektakel: Monsieur Martin mit seiner mimischen Menagerie, das Adelphitheater mit seinen parodirenden Thieren, wobei ein Löwe mit Fausthandschuhen an den Tazen boxt und ein Solo singt, und Madame Vestris, die mit ihrem anmuthigen Spiel jeden Abend ihr kleines Theater bis zum Ersticken füllt. Literarische Neuigkeiten haben wir keine, als die Taschenbücher; diese sind so bunt und mannigfaltig als je, und überbieten einander in der Glätte und Zierlichkeit der Stahlstiche. Das Amulet, Friendships Offering, Literary Souvenir und Keepsake geben ihren Vorgängern nichts nach. In Hinsicht des literarischen Werthes können sich freilich alle nicht sehr rühmen, doch stößt man in einem jeden hier und da auf einen Aufsaz, welcher der Aufbewahrung werth ist. Sonst erscheint nichts Bedeutendes in der Literaturwelt; hat man doch so Vieles über Politik und Cholera zu lesen. Selbst der angekündigte neue Roman von Sir W. Scott zögert; ja man behauptet, er werde gar nicht erscheinen, indem die besten Freunde des Dichters gefunden haben, das Werk verrathe so viele Spuren von Altersschwäche und Krankheit, daß es nur dem Ruhme des hochbegabten Mannes schaden könnte, und deswegen die Herausgabe verhindern. Wie viel, oder ob etwas daran wahr ist, weiß ich nicht.

Im königlichen Kolleg, welches jezt in voller Thätigkeit ist, hat sich eine Klasse für deutsche Sprache gebildet, welche zahlreich zu werden verspricht; aber Professor Bernays scheint eben so wenig Zuhörer für seinen angekündigten Kursus der deutschen Literatur finden zu können, als Dr. von Mühlenfels an der Londoner Universität gefunden. Die hier ansäßigen Deutschen sind zu beschäftigt, um sich viel um vaterländische Literatur zu bekümmern, oder Muße zu haben, einem solchen Kursus beizuwohnen, und die Engländer sind zufrieden, wenn sie nur einzelne Werke lesen können. An der Londoner Universität ist noch kein anderer Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt.

Die schöne Welt ist zwar noch von hier abwesend und kommt vor Ostern eigentlich nicht zur vollen Blüthe; aber die arbeitende Welt hat sich wieder in London eingefunden, und unter andern haben die gelehrten und wissenschaftlichen Gesellschaften wieder ihre Versammlungen angefangen. Die geographische Gesellschaft fing ihre Arbeiten damit an, daß sie dem ältern Lander den Preis von 50 Pfund zuerkannte, welchen der König jährlich für die wichtigste Entdeckung in der Geographie ausgesezt hat, und der bei dieser Gelegenheit zum ersten Male ertheilt worden ist. Lander, der Entdecker des lange gesuchten Ausflusses des Nigers, ist bekanntlich der Sohn eines Wirthes aus einem Städtchen in Cornwall, hat Clapperton auf seiner lezten Reise begleitet, nach dessen Tode seine Habseligkeiten und Papiere glücklich nach England gebracht, und durch seine mündliche Erzählung Manches ergänzt, was seinem Herrn entgangen war. Von einem edeln Eifer beseelt, dasjenige zu vollenden, was jenem zu vollenden nicht beschieden war, ging er, ohne besondere Protektion oder Mittel, blos von einem jüngern Bruder begleitet, an die Ufer des Nigers zurück und führte durch außerordentliche Beharrlichkeit und unter vielen Gefahren das kühne Unternehmen aus. Alles dieses sezte der Präsident (Graf Goderich) in einer netten Rede auseinander, worauf er dem unternehmenden Mann die königliche Gabe überreichte, deren Werth eigentlich nur in der damit verbundenen Ehre besteht. Lander schien gerührt; aber statt sich fruchtlos um schöne Worte zu quälen, erwiederte er ganz einfach: „Meine Herrn, ich kann keine Rede halten, aber ich danke Ihnen.“ Die ehemals blühende, aber allmählig verfallene afrikanische Gesellschaft hat sich mit der geographischen vereinigt, welche selbst eine der blühendsten in der Welt zu werden verspricht. In England jedoch geschieht immer mehr durch persönliche Betriebsamkeit, als durch Vereine, außer wenn diese zu einem bestimmten Zweck gebildet sind, wo es vereinter Kapitalien bedarf, um die großen Plane Einzelner in Ausführung zu bringen. So hat kürzlich der bekannte amerikanische, hier ansäßige Maschinist Perkins ein Mittel erfunden, wodurch 1) Dampf mit einem Drittel weniger Gefahr, einem Drittel weniger Feuer und einem Drittel weniger Raum erzeugt werden kann, und 2) beim Brauen, Branntweinbrennen, Salzsieden, so wie überhaupt beim Kochen alles Anbrennen unmöglich wird, und dies durch eine äußerst einfache Vorrichtung, welche überall leicht und mit wenigen Kosten anzubringen ist. Ich habe dieselbe zwar gesehen, fühle mich aber verpflichtet, da der Erfinder seine Patente noch nicht gesichert hat, für jezt keine Beschreibung davon zu geben. Die merkwürdigen Beobachtungen aber, die dazu führten, darf ich wohl mittheilen. Dem Erfinder fiel nämlich bei seinen Versuchen mit dem Druck des Dampfes auf, daß, sobald der Deckel aufgehoben ward, alles Wasser im Kessel sich sogleich verflüchtigte und, so zu sagen, von dem Gefäße, worin es kochte, abgestoßen ward. Er brachte nun eine kleine eiserne Schaale zum Weißglühen und füllte sie mit Wasser. Dieses fing sogleich an zu brausen und war in 90 Sekunden verflogen. Als er das nun etwas abgekühlte Gefäß zum zweitenmale füllte, verflog das Wasser in 86 Sekunden, das siebentemal in 6, das achtemal dauerte es wieder 20 u. s. w. Dies war ihm ein Beweis, daß die allzu grosse Hize der Erzeugung des Dampfes nicht förderlich sey, und seine Erfindung gründet sich darauf, daß der gehörige Hizpunkt nicht überstiegen werde, dabei aber die Flüssigkeit in beständigem Kreislauf bleibe, damit alle Theile schnell hinter einander derselben theilhaftig werden.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 124 u. Intelligenzbl. Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 30.

Intelligenz=Blatt

1 8 3 1.

[437] So eben ist bei mir in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart bei Metzler) zu haben:

Neu erfundenes,
sehr einfach bewährtes Hülfsmittel zur Vertilgung der
Gartenraupen,
wenn solche auf den Obstbäumen erscheinen, sie rein von den Bäumen herunterzubringen.
Preis geheftet 2 gr.

Leipzig, den 22. Oktober 1831.

Heinrich Franke.

[476] Ueber die Cholera im Allgemeinen und die asiatische Cholera insbesondere, von Dr. Georg Freiherrn von Wedekind, Großherzoglich Hessischem Geheimem Staatsrathe und erstem Leibarzte u. s. w. Frankfurt a. M. bei Franz Varrentrapp. Brosch. 12 gGr. oder 54 kr.

Ein Veteran der Heilkunde, ein seit 40 Jahren berühmter Schriftsteller spricht sich hier mit der ihm eigenthümlichen Klarheit, wissenschaftlichen Konsequenz und reichen Fülle von Gelehrsamkeit aus. Belehrung wird Jedermann hier finden. Der ungewöhnlich schnelle Absatz einer starken Auflage in der kurzen Zeit von nicht vier Monaten gibt zu erkennen, welch allgemeines Vertrauen der hochgeachtete Verfasser in der gelehrten Welt und bey dem gesammten Publikum genießt.

[477] Weihnachtsschriften.

Bei H. L. Brönner in Frankfurt am M. sind erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Carové, Dr. F. W., Moosblüthen, zum Christgeschenke. 12. Auf Druckpapier sauber gebunden Preis 1 fl. 48 kr., auf Velinpapier in gepreßtem Einband 2 fl. 24 kr.

König, H., der Christbaum des Lebens. Eine Festgabe für sinnige Frauen und Freunde. 12. cart. Preis 3 fl. 30 kr.

Diese beiden, wegen ihrem gediegenen, nach einem ernsten Ziele gerichteten Inhalt, sehr zu empfehlende Schriften eignen sich vorzüglich zu werthvollen Weihnachts= und Neujahrsgeschenken.

Eben so sind folgende Bücher als passende Geschenke zu empfehlen.

Gedichte, zum Gebrauch in und außer der Schule, ausgewählt von C. W. G. Bagge. In 2 Abtheilungen. Gr. 8. Preis jeder Abtheilung besonders 1 fl.

Strack, Dr. F., Eloah, oder Erhebungen des Herzens zu Gott, in einer Reihe von Gesängen und metrischen Gebeten, 4te sehr vermehrte und verbesserte Auflage, 8. Ord. Papier ohne Kupfer 1 fl. 21 kr. Auf weißem Druckpapier mit einem Kupfer 2 fl. 6 kr. Auf Velinpapier mit einem Kupfer 3 fl.

Young, Ed., Nachtgedanken. Im Versmaaß der Urschrift übersezt von C. E. Graf von Benzel-Sternau. 8. Geheftet 3 fl. Auf feinem Velinpapier cartonirt 5 fl. 24 kr.

[405] Bei G. Basse ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Modell= und Musterbuch
für
Bau= und Möbel=Tischler.

Enthaltend eine reichhaltige Sammlung geschmackvoller Abbildungen aller in der bürgerlichen und schönen Baukunst vorkommenden Gegenstände, als: Thüren, Fenster, Fensterladen, Thore, Treppen in Grund= und Profilrissen, so wie der neuesten, elegantesten Londoner, Pariser, Wiener und Berliner Möbeln mit Grund=, Auf= und Profilrissen, besonders Secretairs oder Schreibschränke, Eck=, Porzellan=, Glas=, Wäsch= und Kleiderschränke, Commoden, Sopha's, alle Arten Stühle und Tische, Spiegel, Trumeaux, Consoles, Bettspenden, Wiegen, Waschtische, Uhrgehäuse rc. und aller übrigen Gegenstände, welche bei der Tischlerprofession vorkommen. Herausgegeben von Marius Wölfer. 126 Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. Klein Quart. geh. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses eben so elegante als moderne Modellbuch erfreut sich mit Recht des allgemeinsten Beifalls; es enthält gegen 1000 verschiedene Muster zur beliebigen Auswahl in dem verschiedenartigsten Geschmacke.

[460] Neue vorzügliche Schriften zum Unterricht.

G. S. Hörnig (Baukommissar), Sammlung praktischer Zimmerwerks=Risse, theils ausgeführter,

theils für verschiedene Zwecke entworfene Baugegenstände. 2 Hefte mit 12 großen Steindrucktafeln. Fol. broch. 3 Thlr.

Fr. Löhmann, geometrische Formeltafeln. 1ste Abtheilung: Berechnungen über die Figuren der ebenen Geometrie in rein algebraischen Ausdrücken und combinatorisch geordnet, nebst 1 Figurentafel. 8. broch. Präu.-Preis bis Ostern 1832 1 Thlr. Ladenp. 1 Thlr. 12 Gr.

J. A. Schubert, Handbuch der Mechanik für Praktiker oder die Grundlehren der Mechanik für die Construktion der Maschinen und auf die Baukunst bezogen. 1ster Band. Statik fester Körper, mit 3 Kupfertafeln. 8. Prän.-Preis bis Ostermesse 1832. 1 Thlr., Ladenpr. 1 Thlr. 12 Gr.

Ch. Tr. Otto, kurzgefaßte Religionslehre für protestantische Schulen. Zweite, verbesserte Auflage. 8. 8 Gr.

Arnoldische Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

---

[479] Literarische Anzeige.

Mit Neujahr 1832 erscheinen in unserm Verlage:

Spindler's Zeitspiegel. (Zweiter Jahrgang). Lieferungen aus dem Gebiete der Romantik, der Kunst, der Geschichte und des Lebens. Jährlich 52 Hefte oder 6 große Oktavbände, wovon jede Woche regelmäßig 1 Heft à 3 Bogen, in Petitschrift, mit elegantem Umschlage, portofrei überliefert wird. Abonnementspreis per Jahr 18 fl. oder 11 Rthlr.

Karlsruher Unterhaltungsblatt. (Fünfter Jahrgang.) Ein unterhaltendes und belehrendes Bilderwerk für alle Stände, Jung und Alt. Jährlich 52 ausgeführte Zeichnungen mit 26 Bogen Text in groß Quarto, wovon jede Woche regelmäßig 1 Tafel mit ½ Bogen Text portofrei überliefert wird. Abonnementspreis per Jahr 5 fl. 12 kr., oder 3 Rthlr.

Dasselbe mit weitern 26 Tafeln, ganz neue Compositionen, in denen die Hauptmomente aus anziehenden Erzählungen und Novellen, — die interessantesten Situationen aus den Heldengedichten Homer's, Virgil's, Tasso's, Dante's, Ossian's, Milton's und Wieland's, aus den dramatischen Schöpfungen Sophokle's, Aristophane's, Shakespear's, Calderon's, Racine's, Corneille's, Molier's, Schiller's und Goethe's, — das Erhabenste aus der heiligen und religiösen Dichtung — und mitunter auch Scenen aus dem wirklichen Leben bildlich dargestellt werden. Zur Ausführung dieser Compositionen waren wir so glücklich, einen Künstler zu gewinnen, der, wie seine Leistungen beweisen werden, auch den Anforderungen des gebildetsten Geschmackes Genüge zu leisten vermag, und dem Herr Geheimerath von Goethe, auf die Uebersendung von 16 großen Handzeichnungen zu seinem gefeierten Faust, in einem sehr verbindlichen Schreiben glückwünschend, die Zusicherung gegeben: „Die Weimarischen Kunstfreunde hätten das vorzügliche Talent des geistreichen jungen Künstlers bewundert." Im Ganzen jährlich 78 Tafeln mit ausführlichem Texte in groß Quarto, wovon jede Woche regelmäßig 1 Zeichnung mit Text und dazu alle 14 Tage eine weitere ganz neue Composition geliefert wird. Abonnementspreis per Jahr 7 fl. 36 kr. oder 4 Rthlr. 8 gr.

Le monde en estampes, mélanges de littérature, de geographie, d'histoire, d'histoire naturelle, etc. Descriptions de monumens remarquables, des mœurs usages et coutumes des divers peuples du monde.

Das ist:

Die Welt in Bildern, oder bildliche Darstellungen aus der Naturgeschichte, Länder- und Völkerkunde, Geschichte und schönen Literatur, nebst ausführlicher Erklärung und Erläuterung derselben in Beschreibungen und Erzählungen.

Amuser, instruire, rendre meilleur.
Zu unterhalten, zu unterrichten, besser zu werden.

Unter diesem Titel:

Le monde en estampes etc.

erscheint eine freie Uebertragung des Karlsruher Unterhaltungsblattes ins Französische, von einem ausgezeichneten Gelehrten Frankreichs, dessen neuestes Werk: „Historische Uebersicht der französischen Sprache und Literatur" nächstens unter die Presse kommt.

Jährlich 52 ausgeführte Zeichnungen mit 26 Bogen Text in groß Quarto, wovon jede Woche 1 Tafel mit ½ Bogen Text, im reinsten französischen Style abgefaßt, portofrei überliefert wird. Abonnementspreis per Jahr 5 fl. 12 kr. oder 3 Rthlr.

Elegante Welt. (Zweiter Jahrgang.) Journal für die neuesten und geschmackvollsten Moden der Herren. Jedem Samstag erscheint in gr. 8. eine hübsch colorirte Tafel mit ausführlichem deutschem Texte in elegantem Umschlag. Abonnementspreis halbjährl. 3 fl. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Elegante Welt. (Zweiter Jahrgang.) Journal für die neuesten und geschmackvollsten Moden der Damen. Jeden Samstag erscheint in

gr. 8. eine hübsch colorirte Tafel mit ausführlichem deutschem Texte in elegantem Umschlag. Abonnementspreis halbjährl. 3 fl. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Unentgeldlich werden von Zeit zu Zeit beigegeben:

1) In Natura, kleine Muster von den neusten, am meisten in Mode kommenden Putz- und Kleiderstoffen, um am Stoffe selbst Farbe, Dessins rc. beurtheilen zu können.

2) Getreue Nachbildungen von den in Paris und Lyon neu herauskommenden, geschmackvollsten und gangbarsten Seiden- und andern Zeugen, um hiernach beim Einkaufe seine Auswahl treffen zu können. Die nächsten Nummern bringen in Natura: aventurine und feuille d'acanthe.

Elegante Welt. (Zweiter Jahrgang.) Modejournal für Tischler und Tapezierer rc. Jeden Samstag erscheint in gr. 4. eine colorirte Tafel mit Bezeichnung der Gegenstände. Abonnementspreis halbjährlich 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

Ueber sämmtliche vorstehende Schriften wurden an alle Buchhandlungen ausführliche Anzeigen versandt.

Karlsruhe, im November 1831.

C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung.

---

[492] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

PARIS,

OU LE LIVRE DES CENT-ET-UN.

Tome I in 8. 1 Rthlr.

AVIS.

Cette édition comprendra les dix volumes de l'édition parisienne

EN DIX LIVRAISONS

dont chacune avec un titre et une table des matières. Les livraisons paroissent en feuilles, pour être reliées séparément ou en volumes de 2 à 3 livr., au gré des souscripteurs. Une table générale des matières paroitra avec la dernière livraison.

Zu haben in Wien bei Schalbacher,
in Berlin bei Dunker und Humblot,
in Hamburg bei Perthes und Besser,
in Frankfurt a. M. bei S. Schmerber,
in Basel bei Neukirch u. a.

---

[475] Anzeige für Lehrer an höheren Schulen.

In der Verlagshandlung des Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Teutsche Geschichten aus dem Munde teutscher Dichter. Geordnet, mit Bemerkungen begleitet und besonders für den Unterricht in der teutschen Sprache und Geschichte herausgegeben von Dr. Karl Wagner. gr. 8. Preis 1 Thlr. 4 gr. oder 2 fl. (Bei Einführung in Schulen findet ein um ein Drittheil erniedrigter Partiepreis statt, sobald wenigstens 25 Exemplare zugleich genommen werden.)

Diese poetische Geschichte der Teutschen gibt einerseits die anschaulichsten Bilder von den Helden unserer Nation und den großen Begebenheiten in unserem Vaterlande, andererseits reicht sie als Muster und Beispielsammlung zur Geschichte und Lehre von der poetischen Form unter den Teutschen hin, da sie ausgewählte Stücke von mehr als hundert teutschen Dichtern enthält. Der Verleger macht darum sowohl die Vorsteher von Lehranstalten, so wie alle Freunde der teutschen Poesie und Geschichte darauf aufmerksam. Da sich dies Buch nicht minder zu einem Weihnachtsgeschenk für die Jugend eignet, so hat er dafür gesorgt, daß solches auch sauber cartonirt zu haben ist.

Darmstadt, den 20. Oktober 1831.

C. W. Leske.

---

[458] Höchst interessante Schrift für Jedermann.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Was hat die Welt zu fürchten

von dem Kometen

des Jahres 1834?

Oder über die sechste Erscheinung des Halley'schen Kometen und über Kometen im Allgemeinen. Nebst einer einleitenden Uebersicht unseres Sonnensystems. Von Dr. Fr. J. Hartmann. Mit 1 Tafel Abbildungen. gr. 8. Geheftet. Preis 10 gGr. Quedlinburg und Leipzig, bei G. Basse.

Wird unsere Erde im Jahre 1834 wirklich mit einem Kometen zusammenprallen und untergehen? — Diese gewichtige, furchtbare Frage sucht die gegenwärtige Schrift, auf die neuesten astronomischen Berechnungen gestützt, zu beantworten, indem sie angibt und beschreibt, wie nahe und unter welcher Gestalt jener Weltkörper uns wahrscheinlich kommen werde.

---

[453] In der Universitätsbuchhandlung in Königsberg ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Belehrung für Nichtärzte über die Verhütung der Cholera. Im Auftrage der Sanitäts-Commission zu Königsberg verfaßt von K. F. Burdach, Professor und Medicinalrathe daselbst. 8. geheftet 10 gr.

In der Bremer Zeitung vom 6. September empfiehlt der dortige berühmte Professor und Physikus Herr Heinecker diese Schrift mit folgenden Worten: „Bei den

viele Furcht erregenden und irreleitenden Nachrichten über die asiatische Cholera und bei der Anpreisung der dagegen zu gebrauchenden Mittel, halte ich es für Pflicht, das Publikum auf eine von einem der schätzbarsten Aerzte Deutschlands verfaßte, unter obigem Titel erschienene Schrift aufmerksam zu machen, welche nicht allein in Hinsicht der Belehrung, die sie gibt, sondern auch der Beruhigung, welche daraus geschöpft werden kann, ein Wort zu seiner Zeit ist und sich durch Wahrhaftigkeit, Deutlichkeit und Klarheit so sehr empfiehlt."

Jahrbücher der Literatur. Fünf und fünfzigster Band. 1831. Juli. August. September.

Inhalt.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. LV.

No. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. December 1831.

— Menschen
Ist Gegenwärtiges lieb; drum bin ich
Gekommen, euch, ihr Inseln, zu sehen und euch,
Ihr Mündungen der Ströme.

Hölderlin.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Mycenä, den 28ten September.

Wir sind gestern von Argos in anderthalb Stunden hierher geritten, nachdem der Gouverneur den Tag vorher einen Soldaten vorausgeschickt hatte, um uns eine Wohnung zu bereiten und Leute zum Ausgraben zu bestellen. Jene fanden wir in dem nahe bei Mycenä liegenden Dorfe Karbali, in der besten seiner zwölf aus ihren Trümmern wieder gebauten Hütten. Sie besteht aus vier Wänden, über denen ein Ziegeldach mit vielerlei Luftlöchern auf schwachen Balken ruht, und war, da die Hochzeit des Sohnes bevorstand, mit einem gelblichen Kalk neu angestrichen. Ein etwas höherer Absatz diente für die zweifüßigen, ein niederer für die vierfüßigen Bewohner, ein kleiner Anbau für das Heu und Stroh. Umher standen große, aus Erde zusammengeknetete Gefäße, welche Korn und andere trockene Früchte, den Vorrath des Hauses enthielten. Einige grobe irdene Näpfe, ein hölzerner Wasserkrug waren das Hausgeräthe der Küche, und als Luxus ein kupferner Kessel zum Kochen und ein Trinkglas. Tische, Stühle und Gabeln sind unbekannte Geräthe beim Essen, eben so Betten für die Nacht. Uns zu Ehren wurden die nicht menschlichen Hausgenossen genöthigt, das Feld zu räumen, die Hunde nicht ohne Widerspruch und fürchterliches Geheul über die Schläge, mit denen man ihnen zusprach, auch die Esel wären lieber da geblieben, nur die Hühner liessen sich es nicht nehmen, uns beim Essen Gesellschaft zu leisten, das wir am Boden, auf ausgebreiteten leinenen Matratzen sitzend, aus einem Napf auf einem Küchenbrett mit zwei Zoll hohen Füßen, doch mit dem besten Appetite, gleich den Homerischen Helden, verzehrten. Es bestand aus Pilaw, zu dem wir Reis und Butter mit uns gebracht hatten, aus zwei Hühnern des Dorfes, einem gekochten und einem gebratenen, und aus vortrefflichen Weintrauben. Am Abend ward auf denselben Matratzen ausgebreitet, was wir an Betten bei uns führten, und ich habe in dem meinigen zu Hause nie besser geschlafen. Die Glieder des Hauses lagerten sich, wo sie Platz fanden, auf die bloße Erde, mit wollenen Kleidern bedeckt, und noch lange, während in der andern Ecke der Hütte das Feuer verglühte, an welchem das Abendessen war gekocht worden, lag ich in Betrachtung über die Leichtigkeit des von allen künstlichen Bedürfnissen entkleideten Lebens dieser einfachen Menschen, indem von meiner Erinnerung die Schreckensbilder vollends verschwanden, mit welchen besonders englische Reisende dem Leser den Aufenthalt in solchen Umfängen menschlicher Einrichtungen und Gebäude geschildert haben, während über die lockern Ziegeln ein Stern um den andern hinwegging und auf die seltsame Scene nächtlicher Ruhe neugierig hereinblickte. Ich entschlief endlich ganz behaglich, doch nicht ohne Wehmuth im Ge-

danken an Dich und unsere Kinder, und ward erst am andern Morgen durch das Knistern des Feuers geweckt, an dem die Hausfrau uns den Kaffee aus Argos sott. Neben ihr saß auf dem Boden eine uralte Frau in ihrer einfachen, doch malerischen und faltigen Tracht, deren Schleier das Gesicht, auf dessen großartigen Zügen achtzig Jahre lagen, halb verhüllte, und wickelte von einer Spindel, welche sie zwischen den Zehen mit beiden Füßen hielt, das Baumwollengarn auf einen Knäuel, das sie den Tag vorher gesponnen hatte. Ich rief den ältern Sohn, welcher sich eben aus seinem Kapotrocke und dem Schlafe wickelte, neben mich an das Bett und ließ mir von ihrem Schicksale während des Krieges, von ihren Leiden und der neuen Lage erzählen. Sie hatten, wie die übrigen Einwohner des Peloponneses, alles verloren, Häuser, Geräthe, Kleider, Vieh; nur der nackte Boden und einem Theile der Bevölkerung das nackte Leben war übrig geblieben. Jezt haben sie ihre Hütten wieder aufgebaut, sie haben Ackergeräthe, doch nicht sattsam, Hühner, einige Esel, wenig Pferde und Schafe, kein Rindvieh, und vermissen besonders die Ochsen, da, bis ihnen möglich wird, neue zu kaufen, sie mit der Hacke ihr Feld bauen müssen. Der Regierung zahlen sie drei von zehn, außerdem noch Steuern für die Weide, für die wenigen Bäume, sind aber doch zufrieden, daß sie Ruhe haben, und hoffen bessere Zeiten. Doch ich schreibe Dir ausführlich von diesen einfachen Landleuten, während die Palläste alter Könige in Trümmern und das Schatzhaus des Atreus in seiner ganzen Alterthümlichkeit vor uns liegt; indeß ich weiß, daß Dir die menschlichen Dinge der Gegenwart und mein Behagen an ihnen merkwürdiger sind und näher liegen, als alles, was ich Dir über die Trümmer dieser königlichen Stadt und ihrer Burg sagen könnte. Da sie jedoch von den großen Erinnerungen der Pelopiden, des Atreus und Thyestes, des Agamemnon und der Klytämnestra, des Orestes und seiner Schwestern, der heroischen Elektra und der liebreichen Iphigeneia erfüllt sind, die hier gewaltet und gelitten, und deren Gefühle und Schicksale vorzüglich die attische Dichtkunst für alle Ewigkeit menschlicher Bildung ausgeprägt hat, so haben die Trümmer sogar Anspruch auf die Theilnahme der Frauen. Mycenä ist noch in denselben Ruinen vorhanden, in welchen sie Pausanias gesehen, und in denen sie seit fünfhundert Jahren vor unserer Zeitrechnung liegt, wo die Stadt von ihrer Nachbarin Argos in sie geworfen ward. Die cyklopische Gasse mit dem Löwenthor, das unterirdische Hohlgebäude, in welchem Atreus seine Waffen und Kostbarkeiten aufbewahrte, und die Trümmer von fünf andern zeigen, gleich den Trümmern von Tiryns, den Charakter und das Leben jener ältesten griechischen Zeit, das sich hier den Augen, wie in den homerischen Gesängen dem Gemüthe, offenbart. Wer das alte Griechenland kennen und verstehen will, muß nothwendig von diesem seinem ältesten Heiligthum anfangen und mit Athen endigen, was auch wohl im Ganzen mein Weg seyn wird, und ich preise mich schon jezt glücklich, durch die Umstände vor andern begünstigt und dieser Kenntnisse durch eigene Anschauung theilhaftig geworden zu seyn. Im Schatzhause des Atreus habe ich zum Theil den Grund ausgraben lassen, der gegen die Mauer aus rothem Estrich, gegen den Eingang aus Marmorplatten besteht, und einige Trümmer seiner kostbaren Säulen gerettet. Heute sind wir umsonst die Gegend durchstreift, um das Heräum zu finden. Die Grundmauern und Terrassen von fünf Tempeln haben wir gefunden, einige in der Richtung und Entfernung, welche das Heräum haben mußte, keinen, der ganz mit des Pausanias Nachrichten stimmt; nur einer läßt sich nach einer Inschrift, welche wir aus ihm im Dorfe Phychti fanden, als ein Tempel einer bestimmten Gottheit, der Persephone, nachweisen.

(Die Fortsetzung folgt.)

J. J. Rousseau und die Frauen.

(Fortsetzung.)

„Ich merke wohl,“ sagte ich endlich zu Herrn ***, „Sie sehen nun ein, daß Sie mich nicht haben anführen können: dieß ärgert Sie; aber, aufrichtig gesprochen, wie konnten Sie mich für so beschränkt halten, daß ich Préville für Jean-Jacques nähme?“ — „Préville?“ — „Nun, freilich Préville! läugnen Sie es nur, Sie werden mich nicht davon abbringen.“ — „Preville? sind Sie denn bei Sinnen?“ — „Ich gestehe Ihnen, Préville hat meisterlich gespielt, mit vieler Natur und Wahrheit: er hat nichts übertrieben, kurz, man kann es wohl nicht besser machen. Ich wette aber, daß er, die Kleidung etwa ausgenommen, Rousseau'n durchaus nicht kopirt hat. Er stellte einen gutmüthigen, sehr liebenswürdigen Greis dar, aber gewiß nicht Rousseau'n, der mich wegen meines Benehmens wahrscheinlich sehr sonderbar und läppisch gefunden und sich darüber gewaltig formalisirt hätte.“ Bei diesen Worten brachen *** und Herr von Sauvigni in so unmäßiges Lachen aus, daß ich in einige Verlegenheit gerieth. Endlich erklärten sie sich näher und ich kam in keine geringe Verlegenheit, als sie mich ganz ernstlich versicherten, ich habe wirklich Rousseau auf diese komische und wenig passende Weise empfangen. Nun erklärte ich, daß mir's unmöglich wäre, ihn wieder zu sehen, wenn man ihm meine Dummheit erzählte. Man versprach mir gänzliches Stillschweigen darüber und hielt auch Wort. Sonderbar und unbegreiflich ist's, daß mein unpassendes und läppisches Betragen Jean-Jacques sehr günstig für mich stimmte. Er sagte zu Herrn Sauvigni, ich sey das natürlichste, heiterste und anspruchloseste Mädchen, das

er je gesehen. So viel ist gewiß, wäre ich nicht im Irrthum gewesen, wodurch ich Leichtigkeit, Unbefangenheit und gute Laune erhielt, so hätte Rousseau nur ungeheure Verlegenheit und Befangenheit an mir gesehen. Demnach verdankte ich meinen Erfolg nur einem Irrthum, und ich konnte mir nichts darauf einbilden. Da ich nun einmal von des Mannes freundlicher Nachsicht überzeugt war, so sah ich ihn in der Folge immer ohne Schüchternheit und Verlegenheit. Ich habe nie einen einfachern, anspruchslosern und liebenswürdigern Schriftsteller gesehen. Von sich selbst sprach er mit großer Einfalt und Bescheidenheit, von seinen Feinden und Widersachern ohne alle Bitterkeit. Voltaires Talent ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren, er behauptete selbst, der Verfasser von Zaire und Mérope müsse mit einem gefühlvollen Herzen geboren seyn. Er sprach von seinen Konfessionen, die er eben Frau von Egmont vorgelesen hatte, und sagte zu mir, ich sey noch zu jung, sonst würde er mir denselben Beweis von Zutrauen geben. Bei dieser Gelegenheit fragte er mich, ob ich seine Werke gelesen, ich aber antwortete ihm nicht ohne Verlegenheit verneinend. Er wollte die Ursache wissen und sah mich dabei fest an. Rousseau hatte kleine, tiefliegende, aber durchdringende Augen, die einem bis tief in die Seele drangen und da alle Gedanken derer zu lesen schienen, mit denen er sprach. Mir war's, als hätte er gleich eine Unwahrheit oder eine ausweichende Antwort entdeckt. Darum antwortete ich ihm ganz freimüthig, ich habe seine Werke bisher nicht gelesen, weil man behaupte, sie enthalten viel gegen die Religion. „Sie wissen," erwiederte er hierauf, „ich bin nicht Katholik, indessen hat doch Niemand mit mehr Ueberzeugung vom Evangelium gesprochen, als ich." Nun, dachte ich, hätten seine Fragen ein Ende, da irrte ich aber, denn nun fragte er mich lächelnd, warum ich bei meiner Antwort roth geworden sey? Ich aber antwortete ihm ganz offen: ich habe gefürchtet, ihm damit zu mißfallen. Er lobte diese Antwort ganz besonders, weil sie naiv und kindlich sey. Im Allgemeinen muß man sagen, daß Natur und Einfalt großen Reiz für ihn hatten. Er sagte mir auch, daß seine Werke nicht für mein Alter geschrieben seyen, daß ich aber Emile in einigen Jahren lesen solle. Er erzählte uns auch viel davon, wie er seine Nouvelle Heloise geschrieben. „Ich schrieb alle Briefe Juliens auf schön's feines Papier mit Vignetten und legte sie in Billetform zusammen. Wenn ich dann spazieren ging, brach ich sie auf und las sie mit eben so viel Vergnügen, als wenn ich sie von einer Geliebten erhalten hätte." So rezitirte er uns auch auswendig und stehend mit einigen Gesten seinen Pygmalion, ich glaube mit großer Wahrheit und Kraft. Sein Lächeln war sehr angenehm, voll Sanftmuth und Feinheit, er war mittheilend und sehr heiter. Ueber die Musik sprach er mit großer Wahrheit, denn er kannte sie gründlich.—Rousseau aß fast alle Tage mit uns zu Mittag, und fünf Monate hindurch hatte ich weder Empfindlichkeit noch Laune an ihm bemerkt, da waren wir nahe daran, uns über einer Kinderei zu veruneinigen. Er liebte besonders einen Sillerywein, der die Farbe von Zwiebelschaale hatte. Herr von *** bat ihn daher um Erlaubniß, ihm eine kleine Quantität davon schicken zu dürfen; Rousseau antwortete, *** werde ihm viel Vergnügen machen, wenn er ihm zwei Flaschen davon zukommen lassen wollte. Am folgenden Tage ließ *** einen Korb mit fünfundzwanzig Flaschen hintragen. Rousseau fand sich aber dadurch so beleidigt, daß er auf der Stelle den ganzen Korb mit einem Billet zurückschickte, das mir ganz verrückt schien, denn es war darin Hohn, Stolz und unversöhnlicher Zorn ausgesprochen. Herr von Sauvigni sezte uns noch mehr in Erstaunen und Unruhe, denn er berichtete uns, Rousseau sey wirklich wüthend und habe fest beschlossen, nicht wieder zu uns zu kommen. Herr von *** war in keiner geringen Verlegenheit, daß seine bloße Aufmerksamkeit wie ein Verbrechen von Rousseau aufgenommen worden sey. Er meinte, da ich keinen Antheil an seiner Impertinenz genommen, so könnte Jean-Jacques wohl meiner Unschuld zu gefallen wiederkommen. Wir waren ihm alle herzlich gut und bedauerten wirklich aufrichtig, daß wir ihn künftig entbehren sollten. Ich schrieb ihm also einen ziemlich langen Brief und schickte ihn ihm in meinem Namen mit den zwei Bouteillen. Rousseau ließ sich dadurch rühren und kam wieder. Gegen mich war er auch sehr artig und freundlich, desto trockener, kälter und steifer gegen Herrn ***, dessen Verstand und Unterhaltung er bisher hochgehalten.

(Schluß des dritten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Die 101. Der Buchhändler Ladvocat.

In meinem vorigen Schreiben habe ich erwähnt, daß sich der Tonsezer acht vereinigt haben, um eine komische Oper zu verfertigen. In der Literatur haben sich neulich 101 zusammengethan, um ein Buch zu schreiben. Die Zahl 101 ist aber blos eine rhetorische Figur, wie hundert oder tausend in der Conversationssprache; sie soll blos anzeigen, daß ihrer viele zusammengetreten sind. Das Unternehmen ist in den Zeitungen hinlänglich ausposaunt worden; indessen wird es nicht überflüssig seyn, auch hier etwas darüber zu sagen, und zwar etwas Richtigeres, als was in den Zeitungen steht. Uebrigens ist das Unternehmen wichtig genug, um auch eine Stelle in dieser Korrespondenz zu verdienen. Ladvocat ist bekanntlich seit mehreren Jahren der Buchhändler en vogue; in seinem Verlage erscheinen die meisten Memoires; Frau v. Genlis, die Herzogin v. Abrantes, Herr v. Barante, Chateaubriand, Delavigne, Lamartine und so viele andere haben ihn zum Verleger gehabt. Die Tagesblätter haben beständig seine Umsicht, seine Thätigkeit, seinen eleganten Verlag in schönen Phrasen gerühmt und dem Publikum seine Verlagsartikel anempfohlen. Auf der Bühne hat man ihn einigemal dargestellt und in satirischen Versen durchgehechelt; der Mann war eine der Sehenswürdigkeiten, ein Gegenstand des Stadt-

gesprächs geworden. Obschon man nicht immer auf die günstigste Weise von ihm sprach, so mochte ihm diese Berühmtheit doch nicht mißfallen, denn sie half ihm zum Absatze seiner Verlagsartikel. Im Palais royal zeigte man seinen Laden, wo in der Mitte an einer goldenen Säule die Namen derjenigen berühmten Schriftsteller prangten, die durch seinen Verlag sich einen Weg zur Nachwelt gebahnt, und die für ihn wirklich goldene Namen waren. Das Gold der Säule konnte man nach Belieben allegorisch auf den Werth der von jenen Schriftstellern gelieferten Werke deuten, oder darin kurz und gut eine materielle Andeutung des Ertrags ihrer Schriften sehen. Den Verleger selbst erblickte man in diesem Laden selten; denn meistens rollte er in seinem Kabriolet herum, stattete den einflußreichen Journalisten Besuche ab, die selten ohne Wirkung blieben, oder fuhr bei seinen angesehenen Autoren vor und sah, wie weit die versprochenen Arbeiten vorgerückt waren, oder er suchte Zerstreuung in Theatern, Restaurants, Kaffeehäusern, wie ein reicher Junggeselle. Zulezt ward es ihm im Palais royal zu enge, und das Hüten eines Buchladens zu kleinlich, zu unbequem. Er trat seinen Laden einem seiner Comptoirdiener ab und bezog ein Hotel auf dem Voltairekay. Nun war er vollends ein eleganter Mann. An sein Hotel wurden mit großen und zierlichen Buchstaben die Namen aller der großen Schriftsteller geschrieben oder gemalt, deren Schriften das Eigenthum des Bewohners geworden sind. Sogar Shakespeare und Schiller stehen hier angeschrieben, weil der Hausherr das Verlagsrecht der Uebersezungen derselben besizt. Ein Deutscher erschrickt beinahe, wenn er gedankenlos auf dem Kay umherschlendert, allerlei unbedeutende Anschlagzettel und Namen an den Mauern sieht, und ihm auf einmal der Name Schiller mit großen Buchstaben vor Augen tritt. Nun gingen auch die Geschäfte ins Große, und das Verlagsrecht der Chateaubriandschen Werke wurde für eine halbe Million Franken angekauft. Zwar hatte Ladvocat einige reiche Kapitalisten hinter sich, welche das Geld zum Theile vorstreckten; allein da der Druck der Chateaubriandschen und anderer Werke mit vieler Pracht ausgeführt wurde, so waren dessenungeachtet die Ausgaben des Verlegers sehr bedeutend. Nun kam das Stocken des französischen Buchhandels wegen Ueberfüllung aller Buchladen und wegen der vielen verderblichen Nachdrucke in Belgien. Die Pariser Buchhändler hatten seit einigen Jahren mit einem so blinden Eifer die ältern klassischen Werke wieder verlegt und in so ungeheurer Zahl abgedruckt, daß sie alle Märkte damit überschwemmten. Sie hatten zu sehr auf das freigewordene Amerika gerechnet; allein in diesem Lande war man noch nicht so weit, daß man Voltaire und Rousseau hätte lesen können. Zudem hatten die neuen Republiken zu viel Zwist im Innern, als daß sie sich ruhig auf das Studium fremder Literatur hätten legen können. Auch vertraten ihnen die belgischen Nachdrucke manchmal den Weg. Die Druckkosten wurden nicht mehr eingebracht, das Geld wurde selten im Handel und die Buchhändler sezten ihre Preise bedeutend herab. Ein schön gedruckter Band der Voltaireschen Schriften fiel von 6 Franken auf die Hälfte herunter; einige Verleger lieferten ihn sogar zu drittehalb Franken. Die Banferotte folgten einander auf erschreckende Weise.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Zustand des Landes. Die Reform.

Während neue Erfindungen und der Spekulationsgeist beständig dahin wirken, Reichthümer in wenigen Händen anzuhäufen, und die Verbreitung der Kultur so viele Konkurrenz herbeiführt, daß es in den Mittelständen einen ewigen Kampf erfordert, um sich vor dem Sinken zu bewahren, sinkt das gemeine Volk immer tiefer in Armuth, Unzufriedenheit und Verworfenheit. In Städten wie auf dem Lande scheinen alle Bande aufgelöst, welche sonst den Armen an den Reichen knüpften, und jedem schlimmen Rathe offen, sind die Arbeiter immer bereit, sich an dem Eigenthum ihrer vermögendern Nachbarn zu vergreifen, oder es bösartig zu zerstören. Die Unterstüzungen, welche die Behörden von den Armensteuern reichen, werden natürlicher Weise ohne Dank empfangen; aber auch das freiwillige Gute, welches den Armen in so großer Fülle geboten wird, nehmen diese nur mit finsterm Troze an, und scheinen es nur als eine abschlägliche Zahlung anzusehen, womit der Reichere sich für die weit größere vorenthaltene Schuld bei ihnen abzufinden suche. Sie müssen uns erhalten, ist das Wort, das fast Jeder sich zuzurufen scheint und somit aller Vorsicht, aller Sparsamkeit Valet sagt. Freilich hat der Stolz und die Geringschäzung, welche die Reichern gegen die Aermern so lange blicken lassen, diese Uebel vorzüglich herbeigeführt; aber sie sind einmal da, und Niemand weiß sie zu beseitigen; der trozige Feind umlagert uns, nur eine günstige Gelegenheit erlauernd, um sich blut- und rachedurstig auf seine Beute zu werfen, und Niemand weiß, wie er entwaffnet werden soll. Die Brandstiftungen und Zusammenrottungen auf dem Lande im vorigen Winter waren eine furchtbare Warnung, welche leider für viele unserer Großen verloren gegangen ist. Der Arm des Gesezes hat für den Augenblick durch die Schrecken einer noch ergebenen Soldateska, so wie des Galgens und der Verbannung, die Feuer großentheils ausgelöscht und den Zusammenrottungen ziemlich ein Ende gemacht; aber der böse Funke, welcher sie angefacht, lebt noch, denn nichts ist geschehen, um ihn zu ersticken. Die Whigs, welche zur Zeit ans Staatsruder kamen, erkannten wohl die Gefahr; aber zugleich einsehend, daß von der Selbstsucht des Jahrhunderts keine Aufopferung zu erwarten sey, welche die Armuth mit ihrem Schicksal auszusöhnen vermöchte, suchten sie durch ihren Reformplan alle, welche für irgend einen Besiz zu fürchten haben, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, mit einem einzigen Band zu umschlingen und sie geneigt zu machen, gemeinsam für die Erhaltung der Verfassung und des allgemeinen Eigenthums zu kämpfen und den Strom dämmen zu helfen, gegen dessen stürmende Gewalt die Großen und Reichen allein gewiß nichts vermögen. Die Reform schloß recht eigentlich die Masse derer, welche von der Hand in den Mund leben, von allem unmittelbaren Einfluß auf die Regierung aus, und nahm ihnen solchen sogar, wo sie ihn bisher hie und da in den Städten und Flecken besaßen. Aber wunderbar! während diese Klasse, geblendet von der frohen Aussicht, die Höchsten im Lande genöthigt zu sehen, ihre Vorrechte mit der Masse der Bürger zu theilen, es sich gefallen ließ, daß man ihr nicht nur nichts von der Beute abtreten, sondern ihr auch das Wenige, was sie bisher von politischem Einfluß hatte, entziehen wollte, verkannten jene Hohen und deren Anhang in ihrer blinden Selbstsucht, was man ihnen durch die neue Allianz für Vortheile bot, und stellten sich trozig der Regierung und Nation gegenüber. Auch ist es ihnen für den Augenblick gelungen, den Plan derselben zu vereiteln; und während die Mittelstände sich mit der Hoffnung trösten, daß es der beharrlichen Regierung doch endlich gelingen müsse, die gewünschten Reformen durchzusezen, ist der eigentliche Pöbel wieder zu sich selbst gekommen und zeigt sich bereit, mit den Tories einer Reform zu widerstehen, welche ihm keine Vortheile verspricht.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 294.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 9. December 1831.

— Ungewitter
Von Rosses Huftritt, Speeres Krach,
Und Klirren ehrner Ritter;
Dann angestoßner Becher Klang,
Auch Harfenklöpfel-Minnesang.

Rückert.

Das Schwabenland.

1.

Hier oben bin ich gerne,
  Auf hohem Fels allein,
Und schau' in lichte Ferne,
  Weit in die Welt hinein.
Berge, wie Säulen, steigen
  Empor zum blauen Dom,
Die Thäler blühn und schweigen,
  Wie Silber glänzt der Strom.

Der Hügel hundert malen
  In seiner Fluth ihr Bild,
Wo von des Mittags Strahlen
  Die Purpurtraube schwillt.
Es wogt vom Hauch der Lüfte
  Die Saat im goldnen Glanz,
Und Früchte beut und Düfte
  Der Gärten reicher Kranz.

Kennst du das Land der Wonne,
  Blühend, wie eine Braut,
Auf das die ew'ge Sonne
  So mild herniederschaut;
Mit allen Himmelsgaben
  Geschmückt von Gottes Hand?
Es ist das Land der Schwaben,
  Mein theures Heimathland.

Seyd, Berge, mir gepriesen
  In ferner Dämmerung,
Ihr wunderbaren Riesen,
  Uralt und ewig jung!
Bemooste Felsen heben
  Auf euch ihr trotzig Haupt,
Und in die Wolken streben
  Die Eichen, dicht umlaubt.

In alten grauen Tagen,
  Aus eurer Wälder Nacht,
Sah man gewaltig ragen
  Der Burgen stolze Pracht.
Dort winken jezt, vom Schimmer
  Der Sonne rings erhellt,
Herüber deine Trümmer,
  Versunk'ne Heldenwelt!

Viel Namen, stolz von Schalle,
  Die dunkle Gruft verschlang;
Doch herrlich über alle
  Von Einem blieb der Klang:
Auf Hohenstaufens Spitze
  Erbauten königlich,
Nah dem Gezelt der Blitze
  Ihr Haus die Adler sich.

Da späht nach fernen Weiten
Ihr feurig Aug' umher;
Die mächt'gen Schwingen breiten
Sie über Land und Meer.
Die Schaaren deutscher Degen,
Sie folgen ihrer Spur;
Es bebt den wilden Schlägen
Des Mittags reiche Flur.

Ha! wie ihr Grimm Verderben
Dem Trutz der Welschen droht!
Wie sie den Jordan färben
Mit Heidenblute roth!
Von Rom den Zauberdrachen,
Der Flammen speit in Wuth
Und Gift aus wildem Rachen,
Bekämpft ihr kühner Muth.

Europens Herrscher beugen
Sich Staufens Heldenstern;
Vor Deutschlands Größe schweigen
Die Reiche nah und fern.
Hoch glänzt die Kaiserkrone
In stolzer Herrlichkeit,
Die Fürsten knieen am Throne,
Die Völker weit und breit.

Und wenn zum welschen Lande
Der Kaiser that den Zug,
An Jordans heil'gem Strande
Die Sarazenen schlug,
Wenn die Paniere flogen
Der deutschen Heeresmacht:
Die tapfern Schwaben zogen
Voran ins Feld der Schlacht.

Doch aus dem wirren Drange
Von Sturm und Kampf hervor,
Was schlägt mit holdem Klange
Bezaubernd an mein Ohr?
O Zeit der süßen Lieder!
Aus Schwabens milder Luft
Wie sinkt dein Frühling nieder
Voll Glanz und Blüthenduft!

Die Ritterharfe tönet
Im hohen Kaisersaal,
Ihr süßer Laut verschönet
Turnier und Freudenmahl.
Von Helden tönt und Frauen
In Kampf und Minne viel,
Von Lenzes grünen Auen
Der Saiten gold'nes Spiel.

So sah man einst dich glänzen,
O Staufen, hochbeglückt,
Mit Siegs= und Liederkränzen
Die Herrscherstirn geschmückt:
Doch wo ist nun der Hallen,
Der Thürme Majestät?
Sie sind in Staub zerfallen,
Die Stätte kahl und öd.

Wo sind in Jugendschöne,
So herrlich einst und hehr,
Der Starken starke Söhne
Mit Harfe, Schwert und Speer?
Heran in schwarzen Wettern,
Wälzt sich des Schicksals Macht,
Und seine Donner schmettern
Die Staufen in die Nacht.

Es klagt ein tiefes Trauern
Um den erlosch'nen Glanz;
Von ernsten, frommen Schauern
Erbebt die Seele ganz:
Doch sieht man unverwittert
Den Fels dort oben stehn,
Und ob der Fels zersplittert,
Sein Ruhm wird nie verwehn.

Oft mit der Winde Sausen
Erschallt, wie Schwerterklang,
Noch um die Höh'n ein Brausen
Dazwischen wie Gesang.
Doch zu der Thäler Gründen,
Es nun mein Auge zieht,
Und neuen Preis verkünden
Der Heimath soll mein Lied.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nauplia, den 30ten September.

Wir sind gestern Abend über Tiryns nach Nauplia zurückgekommen. In Tirynς haben meine Nachgrabungen das Fundament des alten Königspallastes zu Tage gefördert, wenigstens zum Theil. Gegenüber der See zeigen die Terrassen und Züge der Mauern auf einen Eingang von großer Ausdehnung in die Burg. Oben auf der Spitze, wohin er führt, ragt eine viereckige Marmorbasis aus dem Grunde. Ich ließ dort einschlagen, und wir kamen bald auf einen feinen Estrich aus Kalk, mit kleinen Stücken von rothem Marmor und Serpentin vermischt, zum Zeichen, daß hier keine Straße, auch kein Tempel, sondern ein

Wohnhaus war. Bald enthüllten sich zur Linken drei Basen von Säulen, an welche sich eine Seitenmauer anschloß. Dieser Seite mit ihrem Pilaster und drei Säulen mußte gegenüber eine andere gleiche entsprechen; doch war hier der Berg bis auf drei Schuh rückwärts verschwunden, nur ein Stück von der Pfoste des Thores, aus grünem Granit, lag in der Entfernung von ein-und-zwanzig Fuß von dem Pilaster und erhob die Vermuthung, daß wir den Grund des Pallastes haben und hier den Plan seines Einganges, zur Gewißheit. Auch könnte er nicht passender als eben hier auf der Mitte der Berglinie, an ihrem Rande, hinter einem Hauptausgange, mit der Aussicht auf die See, gelegen seyn. Nachdem wir unsere Messungen und Untersuchungen geendet, auch in der Meierey des Präsidenten ein gutes Mittagmahl eingenommen hatten, das ihr Vorsteher auf seinen besonderen Befehl uns bereitet hatte, kamen wir, mehr bestäubt und beschmuzt als ermüdet, hier wieder an und stiegen in zwei leeren Zimmern ab, welche Herr Babules für uns gemiethet hatte. Sie waren noch vor der Nacht durch seine Beihülfe mit den nothwendigsten Geräthen gefüllt und wir in unserer Einrichtung, um uns auf unsere größere Reise in den Peloponnes vorzubereiten. Der Aufenthalt hier hat viel Merkwürdiges und Eigenthümliches. Die Stadt ist nur zum Theil zerstört gewesen und zeigt in den engen, schmutzigen Gassen, in dem mit Querbalken gestützten Ueberbau ihrer Häuser, in der Scheinlosigkeit der innern Einrichtung und in ihrem Schmutz — so daß man eintretend oft glaubt, in einen Schweinstall, statt in die Wohnung eines angesehenen Mannes zu treten, bis man über alte hölzerne und baufällige Treppen hinauf, im Innern eines Zimmers mit einem Divan und einigen besseren Geräthen die Spuren von Wohlstand findet — das deutliche Gepräge einer türkisch-griechischen Stadt, und zugleich eine Einrichtung, die sich aus dem hellenischen Alterthum erhalten hat. Alles stimmt so vollkommen mit den Nachrichten der Alten über ihr Häusliches und das Innere ihrer Städte, daß sich hier jedem, der jenes weiß, die Vorstellung aufdringen muß, er sehe eine altgriechische Stadt, aber ohne den Schmuck ihrer öffentlichen Hallen, Gymnasien, Stadien und Tempel. Die in Trümmer gefallenen Häuser werden zum Theil in gutem Style wieder gebaut, und es sind die neuen Wohnungen in allen Straßen zerstreut, so daß Nauplia bei seiner terrassenartigen Lage aus der Ferne den gefälligen Anblick einer neuen Stadt gewährt. Diese Engen sind von einer großen Menge seltsamen Volkes erfüllt, mit dessen bunten Trachten und bedeutsamen Physiognomien man sich eben so angenehm unterhalten kann, als mit seiner Lebensweise und bürgerlichen Thätigkeit. Die untern Stockwerke sind fast ohne Ausnahme der ganzen Breite nach gegen die Straße geöffnet, und zeigen dem Vorübergehenden eine ganze Gallerie von Werkstätten, in denen Handwerker, welche nicht mit Schmutz umgehen, sogar die Schuster und Schneider, in ihrem Staat sitzen und mit einem Ernst und einer Ruhe arbeiten, als wären es Herren anderer Stände, die sich in Folge gewisser Rücksichten zu diesem Geschäft herabgelassen haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Reform und Cholera.

Der Vorgang zu Bristol, wo das Gesindel den Ausdruck des Widerwillens der Bürger gegen einen durch seine Torypolitik unbeliebten Richter zum Vorwande nahm, um ohne Unterschied und Schonung alles Eigenthum zu plündern und zu verheeren, hat das ganze Land aufgeschreckt. Zu Birmingham hatten schon vor Monaten mehrere der reichsten und angesehensten Bürger, wahrscheinlich im Vorgefühl der herannahenden Gefahr, den sogenannten politischen Verein gebildet, dem es auch bisher gelungen ist, durch diese Verbrüderung aller Klassen die bösen Geister zu zähmen. Aber anderwärts scheint man jezt damit zu spät zu kommen, denn entweder haben, wie zu Manchester, die Arbeiter bereits unter sich Vereine gebildet, in welchen die Beitretenden aus den höhern Ständen nur eine untergeordnete Rolle spielen würden, oder das von Hunt und Consorten mißtrauisch gemachte Volk weigert sich, wie hier in London, sich der Leitung der Vornehmern anzuvertrauen; und will entweder besondere Arbeitervereine bilden, oder verlangt, die Hälfte des dirigirenden Raths solle aus ihrer Mitte gewählt werden. Auch will seitdem der Plan Sir Francis Burdett gar nicht behagen, welcher Anfangs bereit war, die Präsidentschaft des Vereins zu übernehmen. Ja noch mehr: mehrere Zeitungen haben den Mittelständen gerathen, bewaffnete Vereine zu bilden, theils um dem Gesindel, theils um den Tories zu widerstehen, wenn diese etwa wieder ans Ruder kommen sollten und mit Gewalt regieren wollten, und nun spricht man auch schon in den Versammlungen der Handwerker davon, sich zu bewaffnen. Die Hoffnung der Tories geht offenbar dahin, daß die Mittelklassen, durch den Pöbel erschreckt, der Reform entsagen und sich ihnen in die Arme werfen werden, um nur ihre Habe gegen das Gesindel zu schützen, vor dem den Tories ihrerseits gar nicht bange ist, wenn sie den Kern der Nation auf ihrer Seite haben und dieser es sich gefallen läßt, um der allgemeinen Sicherheit willen sich eine Zeitlang seine Freiheiten rauben zu lassen — ein gefährliches Spiel, wobei ein einziger Rechnungsfehler die Nation in die furchtbarste Verwirrung stürzen könnte.

Eine weitere Hoffnung der Reformgegner gründet sich aber auf die Cholera, und es ist gar nicht unmöglich, daß die Krankheit, wenn sie sich wirklich im Lande verbreiten sollte, die „erschrockenen Gläubigen“ eine Zeitlang wenigstens alles andere vergessen läßt. Dieser Hoffnung, so wie den Kabalen der großen Materialisten, welche alle Medikamente bis ins Unglaubliche zu vertheuern suchen, haben wir die übertriebenen Gerüchte zu verdanken, die man von Zeit zu Zeit darüber verbreitet, wie auf der andern Seite den Freun-

den der Reform und des Paradoxen die so oft wiederholten Behauptungen von der Unbedeutenheit dieser Landplage. Die Regierung hat alles Mögliche gethan, um die Einführung der Krankheit durch Reisende oder Waaren zu verhindern, und seit vierzehn Tagen sogar Gebete anbefohlen, daß Gott uns mit der Plage verschonen wolle; eine Maßregel, welche zur Beruhigung mancher Gemüther beitragen mag, vorzüglich aber das Band zwischen Kirche und Staat anschaulich machen soll, welches kein Ministerium in England aus den Augen setzen darf, wenn auch die große Masse bereit ist, der guten alten Mutter den Brodkorb etwas höher zu hängen. Sunderland ist ein Hafen, von welchem aus eine Menge Steinkohlen ausgeführt werden, und einen solchen sperren, hieße gleich 20 bis 30,000 Menschen brodlos machen und zum verzweifelten Widerstande treiben; während man nun die von dort kommenden Schiffe einer Quarantäne unterwirft und somit störend in den Handel der Stadt eingreift, läßt man die Verbindung nicht nur mit den äußerst volkreichen Nachbarstädten Shields und Newcastle, sondern mit dem ganzen Lande offen, und es gehen täglich die gewöhnlichen Postkutschen so zu sagen von den Thüren der Erkrankten ab und könnten das Uebel binnen 36 Stunden nach den beiden Hauptstädten Edinburg und London bringen. Niemand weiß anzugeben, auf welche Weise die Seuche nach Sunderland gebracht worden. Dem sey aber, wie ihm wolle, so hat der Schreck den guten Erfolg gehabt, daß die Vorsteher der Gemeinden, welche bisher die Weisungen der Regierung und der medizinischen Fakultät wenig geachtet hatten, dadurch zur Thätigkeit angespornt worden sind und man überall angefangen hat, die Wohnungen der Armen zu untersuchen und nebst den engen Gäßchen und Winkeln zu reinigen, auch im Allgemeinen mehr auf persönliche Reinlichkeit und Mäßigkeit zu sehen. Demnach glaube ich wirklich, daß uns diese Pest sehr hart heimsuchen müßte, wenn das Gute, welches die Furcht davor hervorruft und wovon gewiß Manches, sowohl in Rücksicht auf persönliche Gewohnheiten, als auf öffentliche Einrichtungen, dauernd seyn wird, nicht das Uebel, welches sie uns künftig bringt, überwiegen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Das Buch der 101.

Nun kam die Julirevolution. Vor der Hand war an keine Literatur mehr zu denken; die ganze Nation war mit der Tagespolitik und mit den großen Staatsumwälzungen beschäftigt, welche in verschiedenen Ländern Europas sich ereigneten; man las nur Zeitungen und Flugschriften. Dies war eine schlimme Zeit für alle von literarischen Arbeiten und Unternehmungen Lebenden. So kam denn auch Ladvocat, wie so manche seiner Mitbrüder, bedeutend zurück, wenn er auch nicht zu Grunde ging. Sie besaßen große Kapitalien an Büchern in ihren Magazinen; allein auf solche Waare konnten sie damals nicht das mindeste Geld bekommen; es war eine verrufene Waare. Selbst Voltaire, Rousseau und die gefeiertsten Namen der französischen Literatur konnten die Verleger nicht vor Mangel schützen, und die Kapitalisten blieben taub, wenn sie im Namen Montesquieus oder Racines um Hülfe angerufen wurden. Die Gleichgültigkeit des Publikums gegen die Belletristik hat über ein Jahr gedauert, und erst jezt fängt es an, sich wieder etwas nach Literatur umzusehen und etwas anderes zu lesen, als Zeitungen, Flugschriften und etwa ein neues Theaterstück oder einen neuen Roman. Die Buchhändler, das heißt diejenigen, welche den Sturm überlebt haben, denn beinahe zwei Drittel derselben haben ihre Zahlungen einstellen müssen, können sich aber nicht so leicht wieder erholen, und wahrscheinlich wird noch ein Jahr lang, wenn sonst keine widrigen Umstände eintreten, ihr Handel gelähmt bleiben. Da hat nun Ladvocat, dem es nie an fruchtbaren Einfällen fehlt, nachgedacht, ob er nicht wie mit einem Donnerschlage das Publikum aus seiner ästhetischen Gefühllosigkeit wecken und ein großes und einträgliches Unternehmen zu Stande bringen könne. Er hat sich mit einigen Modeschriftstellern berathen, und aus dieser Berathschlagung, die an Wichtigkeit manchem Staatsrathe gleichkam, ist das Projekt des Diable boiteux ou livre des cent et un hervorgegangen. Da die Mitglieder des Ladvocatschen Rathes auch zugleich Journalisten waren, so erfuhr das Publikum bald durch das Journal des Débats, die Revue de Paris und andere Tageblätter und Zeitschriften, daß mehrere angesehene Schriftsteller sich die Lage des achtbaren Buchhändlers Ladvocat zu Herzen gezogen und beschlossen haben, vereint eine Sammlung von Aufsätzen herauszugeben, deren Verlag ihm unentgeldlich angeboten werden solle. Es wurden mehrere bekannte und ausgezeichnete Schriftsteller genannt, welche sich zu dem guten Werke, einem wahren Werke der Barmherzigkeit, hergegeben hatten. Kaum war dieses bekannt geworden, so boten sich von allen Seiten Schriftsteller an, und jeder wollte sein Scherflein beitragen; einige aus gutem Herzen, andere, weil sie ihre nicht sehr berühmten Namen gern auf dieselbe Linie wie die gefeierten stellen wollten, noch andere, weil sie hier eine längst gewünschte Gelegenheit sahen, endlich einmal wieder vom Publikum gelesen zu werden. Zulezt ließen sich mehr einschreiben, als gewünscht und erwartet wurde. Kaum war ein belletristischer Autor in Paris, der nicht einen Platz im neuen Diable boiteux bekommen wollte. Ladvocat hätte die ganze Schriftstellerzunft dieser Hauptstadt rekrutiren können, wenn er gewollt hätte. Der schlaue Mann begriff aber gar wohl, daß nicht die Menge, sondern die Auswahl der Mitarbeiter den guten Erfolg seines Unternehmens sichern würde; daher wählte er vorzüglich solche Schriftsteller, deren Aufsätze das Publikum gerne liest und die bei der Lesewelt allgemein beliebt sind, und er fand es zuträglicher, diese zu bezahlen, als von den andern etwas unentgeldlich anzunehmen; denn erstere konnten ihm Geld einbringen, wogegen leztere ihm mehr Kosten verursachen konnten, als ihre unentgeldlichen Aufsätze werth waren. Man sieht also, daß Unternehmen hat eine neue Wendung bekommen und ist nicht mehr das, wofür es noch immer im Publikum ausgegeben wird, kein „Denkmal des Wohlwollens der Pariser Schriftsteller gegen einen verehrten Verleger.“ wie sich einige Tagesblätter mit mehr Schmeichelei als Wahrheit ausdrücken; es ist nichts weiter als eine Buchhändlerspekulation unter einer neuen Form; eine Art von Sammlung interessanter Aufsätze über Paris, oder über Gegenstände, die mit Paris in einiger, wenn auch nur entfernten Verbindung stehen. Freilich sind diese Aufsätze von sehr ungleichem Werthe. Ich höre, es soll eine deutsche Uebersezung des Livre des cent et un veranstaltet werden. Doch nicht der gesammten zehn Bände von Anfang bis zu Ende? Was sollten die Deutschen damit anfangen? Aber eine vernünftige Auswahl lasse sich gelten: besser einige gehaltreiche Körner, als die ganze staubige Masse.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 125.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 10. December 1831.

Deutsches Volk, du konntest fallen,
Aber sinken kannst du nicht.

Th. Körner.

Das Schwabenland.

2.

Wohl ist der Glanz erblichen
 Um deiner Alpen Rand,
Doch nicht die Kraft entwichen
 Dir, heimathliches Land!
Nein! ob dir auch versunken
 Ein Stamm, so riesengroß:
Verjüngten Lebens Funken
 Erglüh'n in deinem Schooß.

Dort an der Berge Füßen,
 Im früchtereichen Thal,
Will ich euch, Ströme, grüßen,
 Beglänzt vom gold'nen Strahl.
Des Schwarzwalds Tannen lauschend
 In ew'ger Grüne stehn,
Wo eure Wasser rauschend
 Aus dunkler Wiege gehn.

Sie springen silberhelle
 Aus moosigem Gestein:
Des Neckars leise Welle,
 Sie sucht den alten Rhein;
Die königlichen Fluthen
 Rollst du, o Donau, dort
Weit nach des Aufgangs Gluthen
 Durch ferne Lande fort.

Und, sieh! in eurem Bette,
 Am grünen Ufersaum,
Bespiegeln alte Städte
 Der Mauern heil'gen Raum,
Wo einst mit starkem Streben,
 Das alle Fesseln reißt,
Erschuf ein reiches Leben
 Der Freiheit kühner Geist.

Gerüstet steht und muthig
 Ihr Bund zu Kampf und Sieg:
Da hebt mit Fürsten blutig
 Und Rittern sich der Krieg.
Da schließen dicht zusammen
 Die Bürger im Gefecht;
Die tapfern Herzen flammen,
 Die Schwerter für das Recht.

Und in der Mauern Mitte
 Thront Weisheit hoch im Rath;
Da herrscht Gesetz und Sitte
 Und pflegt des Guten Saat.
Es klingt und saust und dröhnet,
 Es webt und regt und schafft,
Und reiche Fülle krönet
 Das Wirken jeder Kraft.

Dort eilen auf den Wogen
Die Schiffe hin und her;
Das Saumthier kommt gezogen,
Von fremden Gütern schwer.
Wie hier des Volks Gewimmel,
Das Schätz' um Schätze tauscht,
In fröhlichem Getümmel
Durch Markt und Gassen rauscht!

Und in des Glückes Schooße
Und durch der Zeiten Gunst
Erblüht das Schöne, Große,
Entfaltet sich die Kunst.
Sein Leben haucht der Meister
Dem Todten bildend ein;
Da flammt die Gluth der Geister
Aus Farben, Erz und Stein.

Vom Geiste kühn gezeuget,
Ein Wunder, in das Blau
Mit schlanken Säulen steiget
Des Münsters Riesenbau.
Zur Andacht ruft vom Thurme
Das Volk der ehrne Mund,
Die Orgel braust im Sturme
Durch aller Herzen Grund.

Die Dome stehn und mahnen
So stumm und doch so laut,
Wenn an dem Werk der Ahnen
Hinauf der Enkel schaut:
Vorüber sind die Tage
Der alten Herrlichkeit!
Leis rauscht des Stromes Klage
Um die versunkne Zeit.

Es beugten wilde Stürme
Der Städte freien Muth;
Gebrochen sind die Thürme,
Die Zinnen, stark und gut.
Was bleibt von deiner Größe,
O Land der Schwaben, dir?
Stehst du in traur'ger Blöße,
Entkleidet jeder Zier?

Wohl ruft der Städte Blüthe,
Der Bürger stolzes Glück
Die Sehnsucht im Gemüthe
Vergebens oft zurück:
Doch nimmer wird verhallen,
Was einst ihr Sinn gethan,
So lang die Ströme wallen
Hinab zum Ocean.

Noch weht des Himmels Oden,
Noch lacht sein heitres Blau
Dir, mütterlicher Boden,
Dich tränket noch sein Thau.
In Feld und Gärten sprießet
Dir üppig Obst und Korn,
Von hundert Hügeln fließet
Des Weines goldner Born.

Noch ist er nicht veraltet,
Des edeln Volkes Preis;
Denn tausendhändig waltet
Am Strome noch der Fleiß.
Nicht ward der alte Glaube
Und nicht die alte Treu
Der schlimmen Zeit zum Raube,
Sie leben ewig neu.

Noch sind von ächtem Stamme
Die Männer, kühn und stark;
Ihr Geist des Blitzes Flamme,
Ihr Arm voll Heldenmark;
Und reiner Sitte blühen
Und frommer deutscher Art,
Wie junge Rosen, glühen
Die Frauen, hold und zart.

Noch quillt in tiefem Grunde,
Der ew'gen Jugend Quell,
Noch strömt er aus dem Munde
Der Lieder sonnenhell;
Noch tönen ihre Weisen,
Von heil'ger Gluth entbrannt:
Sie möchten würdig preisen
Dich, theures Schwabenland!

Julius Krais.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Die Aufnahme, die ich überall finde, ist für mich eben so angenehm wie für die Griechen ehrenvoll; denn der ehrt sich, der dem andern für Dienste, die am Ende doch untergeordnet sind, sich dankbar erweist. Heute hat der Präsident einen Befehl in der Regierungszeitung bekannt machen lassen, der allen Civil- und Militärbehörden des Landes auflegt, das Ihrige zu thun, daß ich überall alle Hülfe zur gastlichen Aufnahme finde und für meine Bequemlichkeit und Sicherheit jede mögliche Fürsorge getroffen werde. Auch der Brief, den die Griechen an ihn geschrieben haben, ist, meines Lobes voll, in derselben abgedruckt, und ich fühle mich bewegt durch die Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit, noch mehr durch die unbequeme Neu-

gierde, welche mich überall umgibt. Mitten in die Spannung der öffentlichen Verhältnisse hineingerathen, ohne einer Parthei anzugehören, suche ich den Charakter eines Freundes von Griechenland, nicht von dem oder jenem, zu behaupten, und verkehre mit den verschiedensten Personen aller Meinungen. Morgen werden wir beim Fürsten Ypsilanti, übermorgen beim Präsidenten zu Mittag seyn, dem Herr Mezger eine Ansicht von Nauplia, die er von seiner Meierey bei Tiryns aufgenommen hat, kopiren und überreichen wird.

Die Unruhen, welche auf den Inseln und im südlichen Peloponnes ausgebrochen waren, sind größtentheils gestillt, und man sieht hier der Entwicklung der griechischen Angelegenheiten für nächsten Winter mit Ungeduld entgegen. Auch habe ich noch kein einziges Mal von der Cholera sprechen hören, obwohl sie in Alexandria und Konstantinopel sich eingenistet haben soll. Die strenge Quarantäne und die Zurückweisung der Schiffe, die aus angesteckten Orten kommen und Kranke haben, sichert, so wie das Klima von Griechenland, gegen ihre Verbreitung. Graf Ostermann, der jezt mit seinem armen Geleite der verpesteten Hauptstadt von Egypten, wo sogar der Pascha auf einem Schiffe wohnt, entgegenschwimmt, wird wahrscheinlich der Furcht vor dieser Seuche mehr als meiner Beredtsamkeit nachgeben und eher in Nauplia ankommen, als er sich's Anfangs vorgenommen hatte. An Herrn Gropius habe ich einen sehr erfahrnen und gefälligen Mann gefunden und mich gefreut, daß unser Sutzos als Oberlieutenant und Lehrer an der Cadettenschule allgemeine Achtung sich erworben hat.

Wir rüsten uns jezt zur Reise durch den Peloponnes, die uns nach Tripolizza, von da nach Sparta und über Messenien nach Olympia, von da nach Patras und Korinth führen soll. Ich werde Dir den nächsten Brief von Navarin aus mit der französischen Post über Marseille schicken, möglich daß er dann früher ankommt, als alle, die ich bis jezt geschrieben habe. Ich befinde mich fortdauernd in diesem ganz warmen und mir darum höchst heilsamen Klima vollkommen wohl, und nachdem ich den zweiten Tag in Mycenä von Morgen bis Abend über Berg und Thal umhergestiegen war, hatte ich davon keine andern Folgen, als nach einer großen Ermüdung einen sehr tiefen und gesunden Schlaf. Meine Natur bewährt sich auch hier, daß ihr in einem äußerlich und innerlich regsamen Leben am behaglichsten ist. Heute hab' ich für die Reise einen griechischen Bedienten angenommen, einen achtzehnjährigen ächten Spartiaten, einen hübschen und sehr gescheidten Jungen, der sich dem Herrn Hauptmann Fabricius, welcher jezt nach Hause geht und ihn ungern entläßt, als vollkommen treu und ehrlich, zugleich aber sehr gewandt und anhänglich erwiesen hat.

Lenz an Salzmann.

12.

Es scheint, daß Sie dazu gemacht sind, mir meine kleinen Systeme *) alle zu zerstören und zu schleifen. Kaum habe ich eine recht artige bunte Seifenblase vor dem Munde, so fahren Sie unbarmherzig darüber her und lachen mich aus, wenn ich stehe und den Kopf kratze. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß ich meine Kartenhäuser gern niederreißen lasse, weil in einer Stunde wieder ein neues da ist. An mir ist von Kindes Beinen an ein Philosoph verdorben, ich hasche immer nach der ersten besten Wahrscheinlichkeit, die mir in die Augen flimmert, und die liebe, bescheidene, nackte Wahrheit kommt dann ganz leise von hinten und hält mir die Augen zu. Eine lange Kette von Ideen, wo eine die andere gibt, bis man, wenn man eine Weile gereist hat, die lezte findet und sich seines Zieles freuen kann, ist für meine Seele eine wahre Sklavenkette. Wie glücklich bin ich, wieder an Ihrer Hand zu gehen, wenn ich lange genug auf blumigten Wiesen herumgesprungen.

Welch ein Wust von Allegorien! kann ich doch nichts dafür, daß meine Seele jezt so gestimmt ist. Mein Hauptsystem bleibt dennoch unverrückt, und das ist freilich einfach genug, aber darum für meine Seele zuträglicher, weil sie Pein empfindet, wenn sie sich lange bei Wahrheiten aufhalten soll; und das ist dies: es geht mir gut in der Welt und wird mir in Ewigkeit gut gehen, so lange ich selbst gut bin; denn ich habe dort oben einen sehr guten Vater, der alles, was er gemacht hat, sehr gut gemacht hat, und wenn sich dies leztere mir nicht allezeit so darstellt, so liegt die Schuld an meinem dummen Verstande.

Eine Lieblingsidee haben Sie, mein Theurer, und das freut mich, weil ich auch eine habe. So bin ich Ihnen doch in einem Stücke ähnlich; denn wenn es auf eine Aussicht in eine aneinanderhängende Reihe von Wahrheiten ankommt, da kann ich mich mit Ihnen nicht messen. Wissen Sie, worin unsere Lieblingsideen bestehen? Die Ihrige ist — die Liebe, und die meinige — die Schönheit. Vielleicht stehen diese beiden nahe bei einander oder fließen gar zusammen — wenn nur meine Brille schärfer wäre! So viel ist gewiß, daß die leztere die einzige Idee ist, auf die ich alle andern zu reduziren suche. Aber es muß die ächte Schönheit seyn, die auf Wahrheit und Güte gegründet ist, und in der höchsten und faßlichsten Uebereinstimmung. Der Henker mag sie definiren! ich fühle sie und jage ihr nach; freilich tritt sie mir noch oft hinter eine Wolke, aber ich

*) Er hatte ihm, in einem nicht mitgetheilten Briefe, die Gründe für seinen religiösen Glauben weitläufig auseinandergesezt. D. H.

werde sie einmal finden. Diese allein kann mein Herz mit Liebe gegen Gott (die Schönheit in abstracto) und gegen alles, was geschaffen (die Schönheit in concreto), füllen; freilich so nach Graden, so wie die Schönheit selber Grade hat. Da haben Sie meine Brille; Ihre ist vortrefflich, aber ich kann noch nicht dadurch sehen; darum sind wir Individua. Genug, wir passen in das Ganze, das Gott geschaffen hat und das ihm gefällt, so verschieden wie es ist; denn in der Natur sind keine vollkommene Aehnlichkeiten, sagen die Philosophen. Genug, ich fühle eine Affinität zu Ihnen, die ganz erschrecklich ist, und obgleich ich die Lichtstrahlen, die Sie mir zuschicken, nicht mit den meinigen vereinigen kann, so mag ich sie doch gern damit verschwägern.

Nun ist's Zeit, daß ich vom Pegasus herabsteige, sonst wirft er mich ins Meer. Kaum habe ich so viel Athem, Ihnen zu sagen, daß ich zu der höchsten Uebereinstimmung der Welt das Zutrauen habe, daß sie mich nach Straßburg in Ihre Arme führen wird.

Lenz.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Reinigung von London. Pietistische Umtriebe.

Einer meiner Freunde hat die Untersuchung in dem Londoner Kirchspiel, wo ich wohne, mitgemacht; er sagt, es sey im eigentlichsten Sinne eine „Reise durch die Gemächer des Jammers und die Höhlen des Unglücks“ gewesen, deren Ausmistung, wie man es im eigentlichsten Sinne nennen könnte, so wie die Anstalten für die künftige Reinhaltung derselben, für den Gesundheitszustand der Hauptstadt, wo es solcher Nester die Menge gibt, und zwar fast immer dicht hinter den prachtvollsten Straßen und Plätzen, von unendlichem Nutzen werden müssen. Auch schafft man sich in fast jeder Familie Badewannen und Schwitzbadapparate an und scheint entschlossen, häufig Gebrauch davon zu machen, was von höchster Wichtigkeit ist, da die Engländer sonst keine sonderlichen Liebhaber vom Baden sind, wie schon die wenigen öffentlichen Badeanstalten in London und andern großen Städten und der hohe Preis der Bäder sattsam beweisen. Andererseits aber steht zu befürchten, daß das Erscheinen der Krankheit, oder auch schon die Furcht vor derselben die religiöse Phantasterei, wozu sich ohnedies schon ein so großer Hang zeigt, bedeutend steigern werde. Daß das tausendjährige Reich vor der Thür sey, ist für Viele schon längst eine ausgemachte Sache. Die Cholera ist ihnen der Engel des Herrn, der mit dem Flammenschwerdt der Rache in der Faust täglich seine Tausende darniedermäht. Die Sache liegt ihnen außer dem gewöhnlichen Gang der Weltordnung, es ist der Finger Gottes, welcher dem Tod seine Bahn vorzeichnet, um die Welt zur Buße zu rufen. Schon vor einiger Zeit haben in Schottland mehrere Personen, besonders Jungfrauen, in unbekannten Zungen zu reden angefangen, und seit Kurzem hat der viel besprochene Prediger Irving einige von den Prophetinnen hierher verpflanzt, und da diese Tollheit ansteckend ist, so kann man fast täglich in seiner Kirche das Kauderwelsch vernehmen, in welchem Manche einen Mischmasch von Griechisch und Hebräisch erkennen wollen. Entweder dieselben Personen oder auch andere (doch niemals Irving selbst) haben nun die Gabe, dasselbe auf der Stelle in biblisches Englisch zu übertragen und damit die baldige Ankunft Jesu auf Erden zu verkündigen. Die Gründe des Predigers für diesen Unsinn sind, da uns im Evangelium alles verheißen worden, was wir nur mit ächtem Glauben verlangen, und die Gabe, in unbekannten Zungen zu reden, in der frühern Kirche, wie überhaupt das Wunderwirken bis weit ins dritte Jahrhundert hinein ganz gewöhnlich gewesen sey, so lasse sich gar nicht zweifeln, daß frommen Menschen, als welche er die neuen Propheten kenne, aufs Neue eine so edle Gabe verliehen werde. Das Tollste bei der Sache ist, daß er sich zum arbiter miraculorum aufwirft und keinem erlauben will, in seiner Kirche in fremder Zunge zu reden, dessen Wandel ihm nicht vollkommen bekannt und von der Art ist, daß sich ein Wunder in dessen Person ereignen könnte. Dies ist nun freilich, um Unfug zu verhindern, sehr vorsichtig, aber doch auch höchst anmaßend und inkonsequent. Indessen ist dies nicht das einzige, worin sich jezt die Schwärmerei übt; man will auch langwierige Krankheiten durchs Gebet der Frommen geheilt haben, und ich weiß wenigstens von zwei Fällen, wo die moralische Wirkung des Glaubens wirklich solche physische Uebel überwunden zu haben scheint. Die Aerzte aber meinen, die Wunderthäter müßten sich an Fiebern oder an der Cholera versuchen, wenn sie Ehre einlegen wollten. Der Wunderglaube ist auch nicht auf Eine Sekte beschränkt; alle Frömmler neigen dazu hin; so hat zum Beispiel vor Kurzem ein irländischer Prediger der bischöflichen Kirche, welcher durch seinen Feuereifer gegen den Katholizismus viel Aufsehen macht, neulich in London mehrere Male von der Kanzel herab seinen Glauben an die Zungengabe erklärt, und alle Zeitungsschreiber als Höllenkinder verdammt, die es gewagt, über diese „Verkündigung der Allmacht“ zu spotten.

Auflösung der Charade in Nr. 289:
Sandfaß.

Räthsel.

Drei Quellen von Licht.

Die erste siehest du nicht;
Die andere blendet mit ihrem Schein,
Die dritte ladet zum Trunke dich ein,
Zum Trunke des Lichts, das ihr entquillt,
Wenn sie sich enthüllt.

Den Quellen gebricht
Es nicht an Fülle von Licht.
Die erste durchleuchtet der Welten All,
Die andere manch ansehnlichen Ball;
Aufginge dir ohne die dritte doch nicht,
O Liebe, das Licht.

Ein ewiges Licht
Aus der ersten unendlichen bricht;
Jahrtausenden strahlte der zweiten Pracht;
Doch ach! die düstere Todesnacht
Hüllt allzufrüh nur der dritten Schein,
Den lieblichen, ein.

Doch zündet sie dann
Den Strahl an der ersten von Neuem an,
Und wenn vom Brande die zweite versehrt,
Sich selbst und die Welten um sich verzehrt,
So senkt sie sich tief in die Himmel hinein
Mit seligem Schein.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 31.

Intelligenz=Blatt

1 8 3 1.

[488] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch
der
neuesten Geschichte
herausgegeben
von
Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1830.
Erster Theil.
Preis 3 fl.

Mit den wohlgetroffenen Porträts von Karl X. Bourmont. Dey von Algier. Duperré. Marmont. Lafitte. Herzog und Herzogin von Angouleme. Ludwig Philipp, König der Franzosen. Peyronnet. Lafayette. De Potter. Wilhelm, Prinz von Oranien. Wilhelm, König der Niederlande. Friedrich, Prinz der Niederlande. Talleyrand.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1830, erster Theil.

I. Frankreich. 1) Zustand vor Eröffnung der Kammern. 2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März. 3) Die Expedition gegen Algier. 4) Die Eroberung von Algier. 5) Die lezten Anstrengungen der Ultras. 6) Die Ordonnanzen. 7) Die drei Tage. 8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs. 9) Die Vertreibung der Bourbons. 10) Reform der Charte. 11) Louis Philipp, König der Franzosen. 12) Reformen. 13) Die Partei des Widerstandes. 14) Unruhen im Oktober. 15) Proceß der Exminister und Unruhen im Dezember.

II. Die Niederlande. 1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution. 2) Der Aufstand in Brüssel. 3) Täuschende Unterhandlungen. 4) Dreitägige Schlacht in Brüssel. 5) Die Trennung Belgiens von Holland. 6) Der Brand von Antwerpen. 7) Der National-Congreß und die Protocolle.

Der zweite Theil dieses Jahrgangs kann in kurzer Zeit gleichfalls ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen im November 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[478] Stuttgart und Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1830, 2tes Heft. Mit drei lithographirten Blättern. 1) Plan vom Rosenstein; 2) Ansicht des königl. Landhauses; 3) Grundriß desselben. 8. broch. Subscript.-Preis. 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Chronik. Forts. I. Staatsverwaltung, Rechtspflege in den Jahren 1829 und 1830. II. Nekrolog. General-Lieutenant Freiherrn von Varnbühler. Von Herrn Major von Martens. Abhandlungen, Aufsäze und Nachrichten. 1) Das königl. Landhaus Rosenstein. Von Herrn Hof-Domainen-Rath von Seyffer. 2) Topographische Darstellung Schwabens nach seinen Gauen, aus Urkunden des Mittelalters. Beschluß. 3) Zu der Geschichte der Orte Bernloch, Oberstetten, Gomadingen, Marbach und Grafeneck, Oberamts Münsingen und beiläufig der Grafen von Achalm (aus Urkunden des vormaligen Klosters Weissenau). 4) Untergang der sogenannten Heiden-Kapelle zu Kuppingen, Oberamts Herrenberg. 5) Der Vieh- und Fruchtmarkt-Verkehr des Königreichs im Jahr 1830. 6) Ueber die Zahl und das Einkommen der Besoldeten und der der sogenannten Besoldungssteuer unterworfenen Personen in Würtemberg.

---

[459] Interessante Lektüre.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Die
Kirche Notre-Dame
zu Paris.
Historisch-romantische Erzählung
von
Victor Hugo.
Nach der vierten französischen Original-Ausgabe übersezt
von
Theodor Weiß.
3 Bände. 8. Preis 3 Thlr. 16 Ggr.

Der Schauplatz der Erzählung ist die Zeit Ludwigs XI. Vortreffliche Charakteristik der Personen, insbesondere der historischen, und die mit wahrhaft poetischem Geiste auf-

gefaßte, höchst gelungene Schilderung der damaligen Sitten und Gewohnheiten zeichnen auch dieses neue Werk des genialen Victor Hugo, der mit Recht „Frankreichs Walter Scott" genannt wird, rühmlich aus. In Frankreich ist dasselbe mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen, so daß es seit Kurzem bereits vier Auflagen erlebte.

---

[466] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen (in Stuttgart in der Metzlerschen Buchhandlung) zu haben:

Für

Polen und Freiheit.

Gegen Krug und die an die Gewalt Verkauften.

In Briefen

an den

Herrn Professor Krug in Leipzig

von

F. C. Johannes Müller.

Geheftet 6 gr.

Leipzig, den 10. November 1831.

Heinrich Franke.

---

[447] Bei uns ist erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Rauschnik, allgemeine preußische Hauschronik. Fünftes Heft, oder zweiten Theiles erstes Heft.

Enthält:

Die Geschichte des preußisch-brandenburgischen Staates von dem Anfange des dreißigjährigen Krieges bis zur Erhebung Preußens zum Königreiche. Preis 6 gute, oder 7½ Sgr.

Nächstens wird auch das sechste Heft erscheinen. Zu jeder Zeit können neue Abnehmer hinzutreten. Der Stoff wird interessanter mit jedem Hefte, und der Bearbeitung wird der verdiente Beifall nicht entgehen.

Rengersche Verlagsbuchhandlung in Halle.

---

[461] Neue wichtige forstmännische Schriften.

H. Cotta (K. S. Oberforstrath), Grundriß der Forstwissenschaft. Zwei Abtheilungen. gr. 8. 1 Thlr. 18 Gr. Pränumerationspreis bis Ostermesse 1832. — Die zweite Abtheilung erscheint vor Ostern, wo dann der Ladenpreis von 2 Thlr. 6 Gr. eintreten wird.

Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig.

---

[491] Cholera!

Osnabrück bei Friedrich Rackhart ist so eben erschienen:

Bezin, Dr. H., Vorschriften wie man sich beim Herannahen und während des Herrschens der Cholera zu verhalten und wie man die von derselben befallenen Kranken in dem ersten Zeitraume zu behandeln hat. 8. geh. 4 ggr.

Der Verfasser dieser Vorschriften hat in Berlin die asiatische Cholera kennen gelernt und ist diese Schrift hinsichtlich der Belehrung, die sie gibt, so wie wegen der daraus zu schöpfenden Beruhigung, vor allen andern derartigen Schriften ganz besonders zu empfehlen.

Lamby, Dr. A., Versuch einer Construktion der asiatischen Cholera. gr. 8. geh. 10 ggr.

Abälard und Heloise. Tragoedie in fünf Akten. 8. geh. 1 Rthlr.

Lenz, A., Raphaele, eine romantische Erzählung. 12. 6 ggr.

---

[489] So eben sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Carl Heidlers

lyrische Gedichte,

nebst einem Anhange

Napoleonskränze

enthaltend.

8. 16 Bogen. Geheftet.

Preis auf fein Velinpapier 1 Rthlr. 12 gr. Auf fein Druckpapier 1 Rthlr.

Die Verlagshandlung hofft, daß diese Gedichtssammlung ohne weitere Anpreisung eine gute Aufnahme finden wird.

Altenburg im November 1831.

Schnuphase'sche Buchhandlung.

---

[483] Bei G. Reimer in Berlin ist erschienen:

L. Tiecks Novellenkranz. Taschenbuch für 1832. Mit 7 Kupfern aus Tieck's Genoveva. gez. von W. Hensel, in Stahl gestochen von E. Rauch. Preis 2⅔ Thlr.

Inhalt.

I. Der Jahrmarkt. II. Der Hexensabath.

Wenn gleich dies Taschenbuch als das späteste unter seines Gleichen erscheint, so wird es doch hoffentlich seines Inhalts und seiner Ausstattung wegen nicht in die letzte Reihe gestellt werden, und selbst auch da noch freundliche Aufnahme finden, wo es verspätet hin gelangen, d. h. den Zeitpunkt überschreiten sollte, welcher herkömmlich für die Erscheinung der Taschenbücher besteht. Auch von dem ersten Jahrgange dieses Taschenbuchs sind noch Exemplare

zu erhalten; der Preis desselben ist 2 Thlr.; beide Jahrgänge zusammen kosten jedoch nur 4 Thlr.

Ferner ist im herabgesetzten Preise noch zu erhalten:

Wilh. Waiblinger's Taschenbuch aus Italien und Griechenland. Zwei Jahrgänge mit Kupfern 1 Thlr. 5 Sgr.

Taschenbuch der Sagen und Legenden, mit Kupfern nach P. Cornelius Zeichnungen. Zwei Jahrgänge. 1 Thlr.

Bei demselben Verleger ist zu haben:

Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen gesammelt von J. G. Herder und Liebeskind. 4te Auflage, besorgt von F. A. Krummacher. 4 Bändchen. 3 Thlr.

Der Verkaufspreis der früheren Auflagen dieses Büchleins auf geringem Druckpapier war 2¼ Thlr.; diese neue auf schönem Papier gedruckte, mit 12 Kupfern versehene und sauber geheftete ist demnach nur um ein Geringes theurer.

---

[492] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

PARIS,

OU LE LIVRE DES CENT-ET-UN.

Tome I in 8. 1 Rthlr.

AVIS.

Cette édition comprendra les dix volumes de l'édition parisienne

EN DIX LIVRAISONS

dont chacune avec un titre et une table des matières. Les livraisons paroissent en feuilles, pour être reliées séparément ou en volumes de 2 à 3 livr., au gré des souscripteurs. Une table générale des matières paroitra avec la dernière livraison.

Zu haben in Wien bei Schalbacher,
in Berlin bei Dunker und Humblot,
in Hamburg bei Perthes und Besser,
in Frankfurt a. M. bei S. Schmerber,
in Basel bei Neukirch u. a.

---

[357] Bei Ferdinand v. Ebner in Nürnberg ist erschienen:

Religiös-romantische Erzählungen. Ein Familiengemälde zur Erweckung eines frommen Sinnes, zur Belehrung und Unterhaltung für gute Kinder jeden Alters. Nach den Stunden der Andacht bearbeitet von Luise Hölder. 2r Band.

Auch unter dem Titel, als eine für sich bestehende Schrift:

Frommer Sinn und häusliches Glück. Ein Familiengemälde in fortlaufenden Erzählungen zur Erweckung religiöser Gefühle, zur Belehrung und Unterhaltung der Jugend jeden Alters. 25 Bogen in 8. Elegant gebunden mit 5 illuminirten Kupfern 1¼ Rthlr., geheftet ohne Kupfer ¾ Rthlr. Der erste Band, 2te Auflage, kostet eben so viel.

---

[499] Literarische Anzeige.

So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich v. Raumer.

Dritter Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Kaiser Ferdinands II.

12. 23 Bogen auf feinem Druckpapier. Cart. 2 Thlr.

Inhalt.

I. Geschichte Deutschlands von der Abdankung Karls V. bis zum westfälischen Frieden. Von Friedrich von Raumer.
II. Graf Schlabrendorf, amtlos Staatsmann, heimathfremd Bürger, begütert arm. Züge zu seinem Bilde. Von K. A. Varnhagen von Ense.
III. Karls des Großen Privat- und Hofleben. Von F. Lorentz.
IV. Polens Untergang. Von F. von Raumer.

Der erste und zweite Jahrgang, mit den Bildnissen des Cardinals Richelieu und Maximilians II., kosten ebenfalls jeder 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[471] Bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Beiträge

zu einer

kritischen Aufzählung der Schweizerpflanzen,

und einer Ableitung der helvetischen Pflanzenformen von den Einflüssen der Aussenwelt, durch Johann Hegetschweiler, Med. Dr. Mit 1 Gebirgskarte. 8. Preis 1 Rthlr. 16 Gr. oder 2 fl. 30 kr.

Die vorliegenden Beiträge enthalten das Resultat einer neunjährigen, unermüdlichen Forschung über die Lebensart der Schweizerpflanzen, und den Einfluß, welchen die Aussenwelt auf dieselben ausübt. Sie sind zugleich die Einleitung in den zweiten Anhang, der vom Verfasser in der lezten Ausgabe der Flora Helvetica begonnenen Aufzählung der botanischen Literatur der Schweiz, dann Verzeichniß der Standorte seltener Pflanzen und ein

Hülfsmittel zu schnellerer Kenntniß derselben. Sie werden jedem Kenner und Liebhaber der Botanik, der sich dieselben anschafft, eine werthvolle und unentbehrliche Gabe bleiben.

---

[407] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber
die Ursachen, Folgen, Verhütungs- und Rettungsmittel von den so häufigen

heimlichen Jugendsünden,

oder Verirrungen des Geschlechtslebens; physisch, moralisch und politisch, von dem Standpunkte der Staats-Arzneiwissenschaft und Medizinal-Polizei betrachtet. Aus den besten Quellen aller Zeiten geschöpft und zusammengestellt zur nützlichen und nothwendigen Belehrung für Eltern, Erzieher und die erwachsene Jugend.

Von
Dr. J. Ch. L. Riedel.

Quedlinburg, bei G. Basse. 8. Preis 8 Gr.

---

[484] In der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

August Hermann Niemeyer.

Zur Erinnerung
an
Dessen Leben und Wirken.
Herausgegeben
von
A. Jakobs
und
nach dessen Tode vollendet
von
J. G. Gruber.
Mit Niemeyers Bildniß.
gr. 8. brochirt 2 Rthlr.

Ausgezeichnete Verdienste um die Wissenschaften, um die Kirche und um das Vaterland haben den Namen A. H. Niemeyer's zu einem der gefeiertsten Deutschlands gemacht. Nicht blos bei der gelehrten Welt, sondern bei allen Gebildeten unserer Nation haben sich seine Schriften der günstigsten Aufnahme zu erfreuen gehabt. Seinen zahlreichen Schülern, allen seinen Verehrern werden daher auch die Erinnerungen an sein Leben und Wirken erwünscht seyn. Ein deutliches Bild von der ausgebreiteten Wirksamkeit des glücklichen Greises als Gelehrter und Geschäftsmann, von A. Jacobs Meisterhand ausgeführt, wird in ihnen gegeben. Biographische Notizen, ein Verzeichniß der Schriften des Verstorbenen, nach den Jahren geordnet, ist hinzugefügt, und die Uebersicht der Reisen Niemeyer's, welche von Jacobs angefangen, von Gruber vollendet ist, wird das lebhafte Verlangen nach der Fortsetzung seiner Beobachtungen auf Reisen (4 Bände mit Kupfern. 2te Ausgabe. 1822—1826. 9½ Rthlr. 1r und 2r Band: Reise nach England im Jahr 1819. 3r Band: Reise durch einen Theil von Westphalen und Holland im Jahr 1806. 4r Band 1ste und 2te Abtheilung: Deportationsreise nach Frankreich im Jahr 1807) wenigstens einigermaßen befriedigen.

---

[455] Bei Unterzeichnetem sind nachstehende Werke so eben erschienen und in Stuttgart bei Löflund und Sohn zu haben:

Gronovii, Joh. Fred., Observationum libri quatuor. Post Fridericum Platnerum denuo edidit, vitam Gronovii praemisit, ejusdem observatorum in scriptoribus ecclesiasticis monobiblon, brevesque adnotationes suas adjecit Carol. Henr. Frotscher, Prof. Lips. Accedunt indices locupletissimi. 8. maj. 1831. 3 Thlr. 12 Gr.

Liebner, Alb., Hugo von St. Victor, und die theologischen Richtungen seiner Zeit. gr. 8. 1832. 2 Thlr.

August Lehnhold in Leipzig.

---

[469] In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Cornelia.

Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1832.
Herausgegeben
von
A. Schreiber.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 Gr. Prachtausgabe 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Wir glauben unsern schönen Leserinnen versichern zu dürfen, daß auch dieser Jahrgang der Cornelia ihren Schwestern an künstlerischer Ausstattung und innerem Gehalte nicht nachsteht, denn die Erzählungen und Gedichte sind von:

W. Blumenhagen, G. Döring, A. Schoppe geb. Weise, dem Herausgeber, Alednog, E. Geib, Neuffer, A. Stille rc.

Zeichnung und Stich der Kupfer sind von:

Fendy, Fleischmann, Geisler, Lips, Passini und Roßmäsler.

Wir machen besonders auf das treffliche Bild der hochherzigen Margarethe von Oesterreich (nach einem Oelgemälde von Titian) aufmerksam.

Die frühern Jahrgänge der Cornelia sind im herabgesetzten Preise zu haben.

Heidelberg, im November 1831.

Engelmannsche Verlagshandlung.

N°. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. December 1831.

Lernet den Schauplaz kennen, auf dem ihr groß seyd: auf ihm brüllt
Beifall der Löw' euch zu, heult euch von Triumphe der Wolf vor.

Klopstock.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee *).

Ein irisches Sittengemälde aus dem zweiten Zehntheil des neunzehnten Jahrhunderts.

Der Süden und Westen Irlands war sehr häufig der Schauplaz jener furchtbaren politischen Stürme, deren Widerhall von Zeit zu Zeit in den lezten fünfzig Jahren, von den Westwinden über Sankt Georgs Kanal hinübergetragen, in den friedlichen Wohnungen und an den glücklichen Feuerherden Britanniens Schrecken verbreitete. Nicht viele Jahre sind es nun her, daß ein Landstrich im nördlichen Theile der Insel durch eine moralische Pest gleicher Art verheert wurde. Ein gräßlicher Kampf zwischen denen, welche den reichen Boden von Louth **) bebauten, und denjenigen, welche ihn gesezlich als Eigenthum besaßen, wurde von Seiten der erbitterten Landleute mit einer That von unerhörter Grausamkeit beschlossen. Eine furchtbare Wiedervergeltung war die Folge: eine bedeutende Truppenmacht besezte die ganze Grafschaft; das Kriegsgesez ward verkündet, Posten wurden in gehörigen Zwischenräumen aufgestellt, Tag und Nacht durchzogen Streifwachen die Landstraßen, und in einem Umkreise von fünf Stunden sah man die Leichname von nicht weniger als sechszehn Unglücklichen, die in die neuesten Unruhen verwickelt waren, in Ketten aufgehängt — ein Anblick, der die Gemüther der rohen Bevölkerung mit tieferem Entsezen erfüllte, als die strengsten über die Leben den verhängten Strafen vermocht hätten.

Ein junger Offizier, der Held unserer Erzählung, befehligte eine zu diesem äußerst gehässigen, mühseligen Dienst verwendete Truppenabtheilung. Sein Standort befand sich an der von der Grafschaftsstadt Dundalk nach Monaghan führenden Landstraße auf einem von jener Stadt etwa vier Stunden entfernten Punkte, welchen die Kreuzung mehrerer Straßen als eine vortheilhafte Lage für ein Wirthshaus empfohlen hatte, das jezt dem Lieutenant Herbert Lygon und seiner Mannschaft zum Standquartier dienen mußte. Dieser Stelle gegenüber, in einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde, liegt Roche-Castle auf einer Anhöhe, mit der Aussicht über den ganzen, allgemein unter dem Namen der Fekos bekannten und durch die hohe Bergkette begränzten Landstrich, welche die Grafschaften Louth und Armagh umzieht. Roche-Castle — seiner Zeit die äußerste gegen Norden gelegene Veste, im Besize der Engländer — gibt nach der Ausdehnung und nach der Art seines Baues keinen geringen Begriff von der Macht und dem Reichthum der edeln Familie, deren Erbtheil es war. Seine Schicksalswechsel sind merkwürdig; Rosa Verdon, die reichste Erbin des Gaues und der lezte Sprößling des ältesten Zweigs jenes Hauses, vermählte sich vor langen Jahren mit einem protestanti-

*) Wenn wir diese Erzählung mittheilen, legen wir weniger Werth auf den Roman als auf die Natur- und Sittenschilderungen aus einem interessanten, unglücklichen Lande, die den Stempel der Wahrheit tragen.

A. d. R.

**) Grafschaft in Nord-Irland.

schen Ansiedler, auf dessen Geschlecht und zu dessen Glauben Schloß und Güter übergingen. Ein Nebenzweig der Verdons erhält dagegen, in einem abgelegenen Theile der Grafschaft Louth, diesen ehrenwerthen Namen sammt dem alten Glauben noch aufrecht.

An einem schönen Herbstabend im Jahr 1817 verweilten zwei Frauen auf dem Roche-Castle am nächsten gelegenen Punkte der Straße, und blickten einige Minuten lang mit großem Ernst nach den Trümmern des herrlichen Gebäudes. Beide waren, wie verschieden auch ihr Stand seyn mochte, ganz gleich in die in jenem Theil Irlands allgemein üblichen grauen Mäntel gekleidet und, wie es schien, aus einiger Entfernung hierher gekommen. „Das ist ein großer Bau," bemerkte die eine mit lebhafter Gebärde, „ein großer Bau, weit herrenmäßiger als König Johanns Schloß zu Carlingford." — „Ach! mein Edelstein! *) was ist es jezt gegen das, was es war in der alten Zeit, wo tapfere Ritter und schöne Frauen die Hallen füllten und tausend Diener, ihrer Winke harrend, da standen?" so sprach die andere; „gesegnet seyen Eure Worte! doch wäre ich Miß Rosa, führte ich den Namen der schönen Erbin, die einst dieß Alles umher ihr Eigenthum nannte, und wäre ich aus demselben Blute, wie Ihr es seyd, es jagte mir wahrlich die salzige Thräne in's Auge, wenn ich die Thürme dort anschaute!" — „Laß uns näher gehen," sprach die Erste, jüngere; „ich möchte wohl auf der Burgzinne stehen und von ihr aus hinschauen nach dem stattlichen Sliente-Guillen." **) — „Dann bleibt aber festen Auges, Herzenskind; Ihr werdet einen jammervollen Anblick haben für ein junges Mädchen, wenn Euer Auge gen Arden hinfällt: auf dem Kreuzweg dort steht ein Galgen, und wohl kennt Ihr den wackern Burschen, der daran hängt. Gottes Fluch über den, der ihn dorthin brachte!" Die andere schauderte und sezte sich, von ihren Empfindungen überwältigt, eine Weile am Rande der Straße nieder. „Ich will meiner Väter Schloß sehen," sprach sie nach einer Pause, aufspringend, „so wahr ich Rosa Verdon heiße. Aber wir müssen eilen; es wird spät." — „Zu spät, fürchte ich," war die Antwort; „wir müssen vor acht Uhr unter Dach seyn." — „Wenn Du Dich sputest, haben wir noch Zeit genug," rief die jüngere im Weitergehen und stieg leichten Schrittes über die Außenwerke.

Der Abend war noch nicht viel weiter vorgerückt; eben saß Lygon in der trübseligsten, verdrüßlichsten Stimmung in seinem kleinen Zimmer im „General Sarsfield," dem früher erwähnten Wirthshause, und klagte bitter über das Geschick, das ihn auf diesen leidigen Vorposten bannte und zu einem Dienste verurtheilte, der vorzüglich in der Bewachung des nächsten Galgens und der Einschüchterung einer Handvoll mißvergnügter Bauern bestand, da wurde er in seinen trüben Betrachtungen durch den dienstthuenden Korporal unterbrochen, der meldete, die Streifwache habe zwei Weiber eingebracht. „Gewiß ein Paar arme Weiber, die vom Markt heimkehren," bemerkte Lygon. „Dergleichen Feinde zu fangen, gelüstet mich nicht; gieb ihnen das Paßwort und laß sie ihres Weges ziehen." — „Euer Gnaden denken wie ich," versezte der englische Reiter; „'s ist ein elend Geschäft, jeden armen irischen Sumpfläufer, der sich nur aus dem Hause rührt, abzufangen, besonders für uns, Herr Lieutenant, die bei Waterloo dabei waren." — „Je nun, Jenkins, der Dienst wird auch wieder besser kommen; laß aber jezt die Weiber los." Der Korporal entfernte sich, um den Befehl zu vollziehen, kehrte aber nach wenigen Minuten in Begleitung einer Person zurück, die Lieutenant Lygon nur zu wohl kannte, und die ihm schon manche Drangsal angethan hatte. Es war einer jener gemeinen oranischen Landeigenthümer, deren vornehmstes Vergnügen darin besteht, die katholische Bauerschaft auf jede mögliche Art zu reizen und zu quälen, und die darum, gewaltig staatsklug, zu ihrer Obrigkeit bestellt sind. Gleich Hudibras vereinigte er in seiner Person die zweifache Gewalt „einer Art von Oberst" und eines Friedensrichters und ließ sich Herr, oder, was bei seiner Vorliebe für das summarische Verfahren des Kriegsgesetzes in seinen Ohren weit lieblicher klang, Hauptmann Delvor nennen. Er war in dem Augenblicke vor dem „General Sarsfield" abgestiegen, als Korporal Jenkins mit der Freilassung der weiblichen Gefangenen beschäftigt war, gegen welche Maßregel er denn ungesäumt ein Veto einlegte, mit der Weisung, die Weiber auf Lieutenant Lygons Zimmer ins Verhör zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eines der Lieblingsschmeichelworte der emphatischen Irländer.

**) Gebirg in der Grafschaft Louth.

Anekdoten aus der Thierwelt.

Zur Naturgeschichte der Vögel.

Die Engländer sind ganz besondere Liebhaber von Anekdoten, welche merkwürdige physische und intellektuelle Eigenschaften der Thiere zum Gegenstand haben. Es hängt dieß wohl mit ihrem Hang zur Jagd und allen ihren Unterarten, Fischfang, Vogelfang ꝛc. zusammen. Es erscheinen nicht nur zuweilen eigene Schriften über derlei Merkwürdigkeiten, auch die periodische Presse versäumt nicht, der Neugier solche Gerichte vorzusetzen. Menschliche und thierische Leidenschaften und Eigenschaften werden in den Tagesblättern gleich ernsthaft besprochen; auf derselben Kolumne ist von einem Todtschlag und Lords N. Rede im Parlament, von einem wüthenden Hund und

einem außerordentlich gelehrten Staar die Rede, und hinter der Beschreibung der glänzenden Kostüms beim lezten Lever Sr. Majestät, findet sich ein Plätzchen für weiße Mäuse und einen Rattenkönig. Es wird den Lesern nicht unwillkommen seyn, wenn wir zuweilen Anekdoten der Art, die zugleich ein naturgeschichtliches Interesse haben, nacherzählen.

Eine Amsel war in ihrem Käfigt von einer Katze angefallen worden. Als man ihr zu Hülfe kam, fand man sie auf dem Rücken liegend und mit Schweiß bedeckt. Nicht lange, so fielen ihr die Federn aus und die nachwachsenden waren ganz weiß. — Ein Hänfling hatte einen Betrunkenen in den Finger gebissen; dieser zog ihn aus dem Käfigt und riß ihm fast alle Federn aus. Das arme Thier überlebte diese grausame Operation; die Federn wuchsen nach, waren aber gleichfalls ganz weiß. — Ein alter englischer Edelmann, ein eifriger Anhänger der gestürzten Stuarts, lebte bis zu seiner lezten Stunde der frohen Hoffnung, daß sie wieder auf dem Throne von Großbritannien Platz nehmen würden. Noch in seinem höchsten Alter vertrieb er sich die Zeit damit, daß er einen Papagai die berühmte Melodie: „der König kommt," singen und „Send the old rogue to Hanover" (schickt den alten Schelm nach Hannover) sprechen lehrte. Hatte er seine Sache gut gemacht, so war stets ein Stück Zucker sein Lohn. Der alte Kavalier ließ aber seinen Papagai das Kunststück so oft machen und dieser fraß so viel Zucker, daß er unnatürlich fett und sein Geschmack so verkehrt wurde, daß er jede natürliche Nahrung verschmähte und sich dafür, eine um die andere, seine Rücken- und Schwanzfedern, so weit er mit dem Schnabel reichen konnte, ausriß, sie zerkaute und die oeligte Substanz in den Federspulen aussaugte. Nicht lange darauf sah man mit Ueberraschung an der Stelle der ausgerissenen grünen Federn weiße nachwachsen. Es sah aus, als wäre er, durch ein seltsames Naturspiel, halb Papagei, halb eine junge Gans, so sehr stach die weiße Farbe an Rücken und Schweif mit dem brennenden Roth am Kopf und dem Grün am Hals ab. — Aber eine noch merkwürdigere Veränderung wurde an einer Lerche beobachtet. Ihr Käfigt stand neben dem einer Drossel, und die beiden Vögel schlugen häufig um die Wette, so gellend, daß es endlich dem Eigenthümer, einem Arzte, zuviel wurde und er die Lerche wegbringen ließ. Da wurde das arme Thier traurig, fraß wenig und sang nicht mehr. Seine Augen wurden trübe, das Gefieder nahm eine dunklere Färbung an, und wurde in weniger als vierzehn Tagen glänzend schwarz. Der Eigenthümer beobachtete diese Veränderungen mit dem Auge eines Naturforschers; er fürchtete aber am Ende für das Leben des Thiers, das ihm lieb war, und ließ sein Käfigt wieder neben die Drossel setzen. Nicht lange, so wurde die Lerche so munter als zuvor, sie fing wieder an zu schlagen, ihr Gefieder aber veränderte sich nicht mehr, sondern blieb kohlschwarz. An der Drossel war durchaus nichts Aehnliches beobachtet worden; sie hatte, wie es schien, die Abwesenheit der Lerche gar nicht beachtet und äußerte auch keine Freude, als sie wieder kam.

Die moskovitische Seuche in den Jahren 1771 und 1772.

Aus dem Briefwechsel zwischen Voltaire und Katharina II. sehen wir, daß in den Jahren 1771 und 1772 der Westen Europas von Rußland aus von einer schweren Seuche bedroht wurde; es war nicht die orientalische Pest, sondern eine der Cholera nicht ganz unähnliche Krankheit, wie sich aus folgendem Bruchstück eines Briefs von Katharina vom 3. (14.) December 1771 ergibt.

„Dank den Anordnungen des Grafen Orloff sind zu Moskau den 28. blos zwei Personen in der Stadt an der ansteckenden Krankheit gestorben, vor der man bei Ihnen in südlichern Ländern so große Furcht hat, und mit Recht. Es gibt indessen noch Kranke; die Aerzte versichern, zwei Drittheile davon werden durchkommen. Sonderbar dabei ist, daß die Krankheit keine Person von Stand befallen hat, und daß mehr Weiber als Männer gestorben sind. Bei den Oeffnungen fand man, daß das Blut sich in Herz und Lungen angehäuft hat, während die Adern keinen Tropfen enthalten; alle Heilmittel waren schädlich, die allein ausgenommen, welche Schweiß hervorbrachten." — Auch in den vorhergehenden Briefen spricht Katharina von dieser ansteckenden Krankheit, und weiß Anfangs nicht, was sie daraus machen soll. Sie lobt den Grafen Orloff, weil er selbst die Sanitätsmaßregeln, mit denen die Moskoviter schlecht zufrieden gewesen, geleitet habe. Sie erzählt ausführlich, wie die Menge vor dem Bilde der Jungfrau gebetet, wie der Erzbischof von Moskau das Bild wegnehmen lassen, um schädlichem Zusammendrängen von Menschen ein Ende zu machen, und wie darauf das wüthende Volk die Thore des Kremls eingeschlagen, den Wein in den Kellern ausgetrunken und in der Trunkenheit den ehrwürdigen Erzbischof ermordet. Voltaire antwortet den 1. Januar 1772: er wünsche, es möchte nicht die wahre Pest seyn; man hege im Süden ernstliche Besorgnisse wegen des Gesundheitszustandes in Italien; die Pest solle zu Cremona 550 Personen an einem Tage weggerafft haben; „und somit," sagt er, „ist es natürlich, daß meine Nachbarin Genf an Leib und Seele zittert."

Alles dies ereignete sich nach dem großen türkisch-russischen Krieg und während der ersten Theilung Polens.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Neue Zeitschrift. Die italienische Oper.

Der hiesige Merkur geht mit Ende dieses Jahres ein. Dagegen sind schon die Probeblätter einer neuen allgemeinen deutschen Bürgerzeitung ausgegeben, welche von Philippi redigirt wird. Ein wöchentliches Beiblatt, der Telegraph, ist ihr angehängt, und man kann sagen, der Herausgeber habe das Möglichste versucht, um gleich von vorn herein die Theilnahme aller Leser aus den verschiedensten Ständen für die neue Zeitschrift zu gewinnen. Man findet darin eine politische Umschau auf der europäischen Weltbühne neben einem traulichen Wort über Schlosser, Schneider, Schuhmacher und Lederhändler, eine Abhandlung über verantwortliche Ministerien neben Theaterkritiken des Herrn Welt. Gefallen hat uns die Tabelle, unter welche das Recensentenwesen in Deutschland gebracht ist. Sie lautet so:

Recensionen sind							
bezahlt.				nicht bezahlt.			
vom Schriftsteller.		vom Verleger		selbst gemacht		nicht selbst gemacht.	
mit Handwäsche	mit Freiexemplaren.	mit Geld oder Naturalien.	mit Diners.	eitle Buchhändlerposaune.	radikale Selbstkritik.	parteiisch.	nicht parteiisch.
				von Kindern.	großen Jungen.	Männern.	

Leider ist diese Eintheilung ziemlich richtig und stellt klar das Unwesen dar, was seit langer Zeit — schon der Dichter Uz beklagt sich darüber — in Deutschland mit der Kritik getrieben wird.

Unsere italienische Oper wird mit Ostern 1832 eingehen. Man glaubt zwar, selbst nach Abgang unserer ersten Sängerinnen Palazzesi und Schiasetti, dann und wann noch einige italienische Verstellungen mit Hülfe deutscher Sänger geben zu können; allein mit der Palazzesi scheidet die Seele des Ganzen, und darum erkläre ich auch diese Oper von Ostern 1832 an für todt. Unsere deutsche Oper, welche jezt wieder ihre erste Sängerin, Madame Walter, verliert, gab in der lezten Zeit Marschners Templer und Jüdin mit Beifall. Deutschland ist überhaupt an fleißigen und genialen Tonsezern jezt gar nicht arm. Ich nenne nur Spohr, Lindpaintner, Lobe, Marschner, Reißiger, Wolfram, Rieß u. s. w. Raffte sich Deutschland jemals, statt das Ausländische sklavisch zu verehren, zu Anerkennung seiner eigenen Talente auf, so könnte in Kurzem der Garten deutscher Kunst grünen und blühen.

Bologna, Mitte Novembers.

Das Treiben der Nationalgarde.

Unser Herbstwetter ist herrlich. Die Flur ist noch ziemlich grün, mehrere Bäume fangen sogar wieder zu blühen an, und in den Gärten kann man noch Sträuße pflücken und in vielen Villen noch Tänzen und Mahlzeiten beiwohnen. Da wir aber aus Erfahrung wissen, und es auch zuweilen, Morgens und Abends vorzüglich, spüren, daß der Winter naht, so kleiden wir uns nach und nach wärmer, ohne jedoch schon an Mäntel zu denken. Auch der Winter, wenn uns dann nicht die Cholera heimsucht, wird erfreulich seyn, selbst lustig; denn Erndte und Weinlese waren reichlich, fast überschwenglich, und ziemlich anständige Freiheit herrscht im Lande, aufrecht gehalten von der Nationalgarde. Diese ist jezt, nachdem jenen von mir früher erwähnten, etwa zweihundert jungen, allzubärtigen, allzuhoch hinaus wollenden Leuten die Flügel geschnitten worden, der Protagonista in dem, für Unbefangene langweiligen Spiele des hiesigen Lebens. Um sie dreht sich Alles herum, sey es nach ihrer Pfeife tanzend, sey es ihre Herrlichkeiten beschauend und begaffend. Ihre Herrlichkeiten sind ihre Montur, ihre Wachtparaden, Assembleen, Exerzitien, Schmäuse und Promenaden. Ihre mit Epauletten geschmückte Uniform hat die italienische Nationalfarbe; der Schnitt derselben ist halb französisch, halb anders; die Grenadiere, denn sie ist in Grenadiere und Jäger, die sechszig Mann Kavallerie nicht gerechnet, getheilt, wollen Bärenmützen wie die der alten Garde; die Offiziere tragen englisch-dreieckige Hüte mit einem mächtigen Damenfederbusch. Wachtparaden und Exerzitien haben alle Tage statt, Paraden alle Feiertage, öfter, als schicklich, Assembleen, weil diese gewöhnlich zum Zwecke haben, Offiziere, mit denen man nicht zufrieden ist, abzusezen und neue zu wählen, bei denen man schon voraussieht, daß sie auch nicht lange gefallen werden. Promenaden macht die Nationalgarde, wenn sie auszieht, meilenweit, schlägt ein Lager um irgend ein Wirthshaus herum, und kommt sehr guter Dinge nach Hause. Schmäuse — hören Sie den Küchenzettel von einem, den ein Hauptmann denjenigen von seiner Kompagnie, welche uniformirt sind, in seiner Villa gab: um 11 Uhr zum Imbiß Salume und Käse, und Trauben und Kastanien nach Herzenslust; ein paar Stunden darauf 50 Pfund Maccaroni a pasticciati, d. h. mit Lebern und Geflügel, 20 welsche Hahnen, 12 Enten, 24 gesottene Hühner und ein paar Duzend gebratene Tauben. — und vernehmen Sie, daß dies Alles von ungefähr neunzig Mann fast rein aufgegessen wurde, daß dieselben dabei über 180 Boccali (Maaß) Wein ganz rein austranken, und überdies noch eine gute Portion Rosolio und Rinfresco di Modena zu sich nahmen. Vor dem Imbiß überreichten sie der liebenswürdigen Gemahlin ihres geliebten Hauptmanns einen Tricolorstrauß und ein sehr schmeichelhaftes Gedicht; nach dem Imbisse machten sie, begleitet von der Musikbande des Regiments, Evolutionen im Park, spielten Soldaten, zertraten dem Vieh die Weide, machten sich Appetit, verstärkten ihn vielmehr nur und bewiesen ihn dann, wie ich gezeigt habe. Nach der Mahlzeit wollten sie sich wieder üben und zwar im Schießen; allein da ging es schlecht; alle Augenblicke mußte der Kommandant rufen: wer zu viel getrunken hat, trete aus, und da war's gar aus, denn alle mußten austreten, bis auf wenige weinfeste, deren Magen bodenlose Fässer sind. Wie sie nach Haus gekommen sind, weiß ich nicht; aber bekannt ist es, daß die Nationalgardisten, welche bisher anstanden, eine Uniform anzuschaffen, sie sich nun machen lassen, in der Hoffnung, auch zu solchen ergözlichen Festen, welche nun Mode sind, eingeladen zu werden. Im Vorbeigehen muß ich bemerken, daß ich außerordentliche Sachen zu erzählen liebe, daß ich aber nie aufschneide, und daß mir gröbliches Lügen verhaßt ist.

(Die Forts. folgt)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 13. December 1831.

Daß sich Brüder erkennen, daß sich Völker,
Wie von Träumen erwacht, mit Hülf' umarmen,
Komm hernieder, o du, ein Strahlenjüngling,
Priester Apollo.

Herder.

Fichte und sein Verhältniß zur Frankenrepublik.

Bei Abfassung von Fichtes Biographie, hielt es ihr Verfasser für den allein würdigen Maßstab, über die ihn selbst betreffenden Thatsachen mit durchgängiger Offenheit der Darstellung wie des Urtheils zu berichten, und nur zu übergehen, was andere etwa verletzen konnte. Dennoch gelang es, aus Mangel an Quellen, nicht durchgängig, Alles vollständig aufzuklären, was indeß meist blos Nebenumstände betraf. Nur eine wesentlichere Lücke blieb übrig in einem der bedeutendsten Wendepunkte seines Lebens, wo er, von Jena hinweggedrängt und genöthigt, sich ein neues Asyl zu suchen, von Frankreich aus Anerbietungen erhielt, über deren Natur und Verhältniß mir früher nur unbestimmte Andeutungen möglich waren. Erst jezt sind mir durch die besondere Güte des Mannes, der bei den darüber gepflogenen Unterhandlungen Vermittler war, des Herrn Hofrath Jung zu Mainz, damals Chef der Centraladministration des linken Rheinufers, Fichtes Originalbriefe an ihn aus jener Zeit mit der Erlaubniß zugekommen, das Geeignete daraus öffentlich mitzutheilen. Indem ich dadurch in den Stand gesezt bin, für diejenigen, welche dem Leben meines Vaters einige Aufmerksamkeit schenkten, diese Lücke auszufüllen, glaube ich jezt zugleich damit auch ein allgemeineres Interesse anzuregen. Wer kann die Analogie verkennen zwischen dem damaligen und gegenwärtigen Zeitpunkte? Wem kann sich verbergen, daß das Verhältniß beider Nationen eigentlich auch jezt noch dasselbe geblieben, weil es ein inneres ist, gegründet auf ihre scharfausgeprägte Charakterverschiedenheit? Auch jezt schauen einige von uns mit den Regungen der Hoffnung, andere mit Furcht nach Frankreich hinüber. Beides möchte die Vergangenheit am besten berichtigen, wenn sie uns auch im Einzelnen jene Grundverschiedenheit des Nationellen wieder vor Augen legt; und zu Vergleichungen dieser Art möchten die mitgetheilten Briefe wohl von selbst Veranlassung geben.

So bitte ich das Folgende als einen Nachtrag zu Fichtes Biographie anzusehen. Die Vermittlung dieser weitverbreiteten Blätter wurde dafür um so lieber benuzt, als man hoffen konnte, allen Lesern dadurch diesen Nachtrag am sichersten vor Augen zu bringen.

J. G. Fichte.

*

Fichte, seit dem Jahre 1794 auf der Universität Jena als Docent und Schriftsteller mannigfach Aufmerksamkeit erregend, war auch in Frankreich nicht unbekannt geblieben, theils durch einzelne Franzosen und Rheinländer, welche dort seine Zuhörer gewesen, theils besonders durch seine Schrift über die französische Revolution, die durch zwei Uebersetzungen in jenem Lande Eingang gefunden. Und wie aufmerksam man dort wider Vermuthen selbst auf die einzelnen Aeußerungen der deut-

schen Philosophie war, weil man sie als das sicherste Vehikel betrachten mochte, auf die Gesinnung der Leztern einzuwirken, dieß kann eine merkwürdige, gleichfalls Fichten betreffende Begebenheit zeigen, deren sein Briefwechsel erwähnt. (Vergl. Leben und lit. Briefwechsel, Th. 2. S. 268. 69.)

Als nun die französische Republik seit dem Jahre 1797 wieder in den Besitz von Mainz und vom linken Rheinufer gekommen war, als daselbst, wie in Frankreich, durch Hinwegräumung alles dessen, was an altes Herkommen und bestehende Verfassung erinnern konnte, eine völlige Umgestaltung jenes Landes nöthig wurde, da mußte es den Franken wie den Deutschen erwünscht seyn, auch ihre Landsleute vom jenseitigen Ufer dafür zu sich herüberzuziehen. Bei dem Alten, Eingestürzten erinnerte man sich nur seiner vielfachen Mängel, das Bessere, was man zu schaffen gedachte, stand in der ersten Frische des Gedankens vor ihnen, und so schien das neue, für die Freiheit gewonnene Land jedem, der sich zu wirken getraute, ein anlockender Boden. Was sonst jede Verbesserung aus dem Ganzen stört, die Rücksicht aufs Bestehende, die hindernden Vorbedingungen, dieß Alles war hier nicht mehr vorhanden; es war ein Brachacker, neu zu bepflanzen mit Gutem wie mit Schlimmem. Warum hätte daher nicht der Wackere und Wohlgesinnte um desto eher Hand ans Werk legen sollen, wenn er dazu gerufen wurde?

Besonders aber für Unterricht und allgemeine Bildung schien daselbst eine gründliche Regeneration zu hoffen. Beide waren dort bisher fast ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit gewesen und so sehr hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben, daß ihre Erneuerung das Erste und Erwünschteste blieb. Aber auch hier hätte kein Vorurtheil des Bestehenden wenigstens irgend eine Reform ausgeschlossen; daß man dazu der Beihülfe der Deutschen bedürfe, wurde sogar anerkannt, und überhaupt waren die Aeußerungen der damaligen Franken über ihre Nachbarn fern von dem Uebermuthe, den sie in der spätern Napoleonischen Periode sich erlaubten. Endlich wolle man nicht vergessen, daß auch im übrigen Deutschland eine verwandte Gesinnung damals diesen Anregungen begegnete. Nicht minder sollte auch dort der veraltete Zustand völlig umgeschaffen werden, auf dem Wege der Bildung — durch Philosophie, Kritik, Aesthetik, Kunst — ja von Einigen, wie es schien, blos durch einen derben Sittennaturalismus und durch Opposition gegen das bisher Geltende. Daß dazu vor Allem Freiheit — bürgerliche wie literarische — nöthig sey, leuchtete ein, so wie auch anderntheils die Gefahr und Unbequemlichkeit einer solchen; daher denn der Antheil an den neuen Ereignissen, als Hoffnung oder Furcht, als Enthusiasmus oder Abscheu, nicht wenig alle Gemüther bewegte und oft gewaltsam genug sich aussprach. Es war eine Zeit der steten Spannung, des gegenseitigen Mißtrauens, des Bestärkens und Ueberbietens her und hin — es war wie jezt, indem auch wir dieselbe Epoche mit ihrem Guten und Schlimmen in uns noch durchzuentwickeln haben.

Zu dieser Zeit kam die erste Anregung von französischer Seite Fichten zu, die um so merkwürdiger war, als sie seinen alten Planen und Entwürfen unerwartet ein Feld zu öffnen schien: er sollte Theil nehmen an der neuen Organisation des Erziehungswesens auf dem linken Rheinufer. Ein junger Franzose, der in Jena sein Zuhörer gewesen, und dem nachher sein Verhältniß zu Bonaparte einen bedeutenden Einfluß sicherte, schrieb an Fichte *), daß die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich ein neues, engeres Band zwischen beiden Nationen bilde, das, wenn es dauernd und fest seyn solle, nur auf geistige Beziehungen gegründet werden könne. Auch sie bedürfen es, ihr Feuer durch die deutsche Gründlichkeit gezügelt, ihr instinktmäßiges Wirken durch klargefaßte Grundsätze geleitet zu sehen, welche sie mäßigten, ohne sie zu Rückschritten zu bewegen **). Das beste Mittel für diesen doppelten Zweck sey Unterricht, seyen neue Bildungsanstalten am Ufer des Rheins, deren Lehrer Deutsche seyn müssen, Männer von Talent und Freiheitsliebe. Er selbst lege diesen Plan Fichten zu genauerer Würdigung vor, damit er Vorschläge mache, wie derselbe auszuführen.

Nachher wurde Mainz als der Ort ausersehen, um eine neue Bildungsanstalt in diesem Geiste zu gründen, und Jung, selbst ein Deutscher, damals zugleich Chef der rheinischen Centralverwaltung, bekam den Auftrag, einen Plan für Errichtung der gesammten Institute zu entwerfen. Dieser richtete neue, bestimmtere Anträge an Fichte, und die Art, wie dieser sie aufnahm, zeigen die unten mitgetheilten Briefe, in denen auch hier seine unverrückte Lebensgesinnung sich ausspricht. — Aber der Plan, bis jezt in treuer und kundiger Hand, wurde alsbald bei Seite geschoben, weil er dem Unverstande, der Trägheit, dem Egoismus unbequem fiel, und Alles beschränkte sich einstweilen — wobei es indeß für immer verblieb — auf eine höchst mittelmäßige Reorganisation der Mainzer Universität nach dem beschränktesten republikanischen Zuschnitte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Leben und liter. Briefwechsel. Th. 2. S.

**) „Nous aussi avons besoin, que la solidité allemande s'allie avec notre impétuosité, et que changeant nos sentiments en principes elle nous retienne, sans nous faire rétrograder:“ ein auch jezt nicht unbedeutendes Urtheil, das richtig, aber von jener Seite nicht immer erkannt, das Verhältniß beider Nationen zu einander bezeichnet.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Ehe der Beamte zu diesem angenehmen Amtsgeschäfte schritt, benachrichtigte er den jungen Offizier, der hier zu diesem „Acker-Tyrannen" in untergeordnetem Verhältnisse stand, er wisse aus guter Quelle, daß es im Werk sey, den Körper „Paddy Bawn Murtagh's" d. h. Patrik Murtagh des Schönen, von dem Galgen bei Arden wegzuholen, und daß die nahen Ruinen von Roche-Castle zum Sammelplatz für die Verschwornen ausersehen seyen. Vergebens machte Lygon auf das Alberne einer solchen Vermuthung aufmerksam, da ja zwei seiner Reiter am Galgen Wache hielten und fünfzig in einem ganz nahen Hause lägen. „Da kennen Sie die Verwegenheit dieser Bursche schlecht," sagte der Hauptmann; „Ihr Engländer seyd doch überall und immer ungläubig. Uebrigens wissen Sie denn, junger Herr, wer die Weiber sind, die Sie da so unvorsichtiger Weise haben loslassen wollen?" — „Das nun eben nicht, Hauptmann Deevor. Aber was soll ich mich viel darum kümmern, wenn einmal ein altes Weib, um einen Mund voll Luft zu schöpfen, den Kopf aus ihrer Hütte streckt, zu einer Zeit, wo das Land von Bajonetten starrt? Meinen Sie nicht, es sey immer noch Zeit, den Säbel zu ziehen, wenn ich Männer vor mir habe?"

Das Eintreten der Gefangenen, welche keine andere, als die bereits geschilderten Frauen waren, machte der Verhandlung ein Ende. Das Gesicht der jüngern war jezt ganz in der Kappe des Mantels, welche sie dicht über ihren Kopf gezogen hatte, versteckt, während das der andern frei war und jene etwas stark ausgeprägten, aber dabei regelmäßigen und hübschen Züge zeigte, welche den Frauen an der nordöstlichen Küste Irlands meistens eigenthümlich sind. Sie war anständig gekleidet und ihr ganzes Aussehen verkündete die zur Familie gerechnete Dienerin eines wohlhabenden oder — nach dem Sprachgebrauch des Landes — warmsitzenden Pächters. Sie sah den Polizeibeamten mit festem, unerschrockenem Auge an, kam seinem Blick sogleich entgegen und suchte, wie es schien, seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich zu ziehen, während ihre Gefährtin furchtsam hinter sie zurücktrat. Der Beamte begann nun mit der Frage, wie es komme, daß sie sich ohne schriftlichen Ausweis außer dem Hause betreten lassen? „Wir sind ja," war die Antwort, „in keiner gesetzwidrigen Absicht unterwegs." — „Es gibt Wenige unter euch," rief der Richter, „ohne gesetzwidrige Absichten, daheim oder außer dem Hause." — „Desto mehr Schande für die," gab sie zurück, „welche die Leute nicht in Ruhe lassen." — „Wer seyd Ihr? wie heißt Ihr? frage ich," herrschte er sie zornig an. — „Ich heiße Shibbald oder, wie ihr Sachsen sagt, Elisabeth Creggan." — „Wo wohnt Ihr?" — „Zu Cooley, bei Carlingford." — „Das ist weit von hier und ein schlechter Ort dazu. Der schlimmste Bursche im ganzen Lande war aus Cooley; doch — jezt hängt er dort am Galgen; mit eigener Hand habe ich den Paddy Bawn festgenommen." — „Dann vergoßt Ihr unschuldig Blut," sagte das Weib und heftete ihr großes, helles, kaltes Auge auf den Sprechenden. — „Wie könnt Ihr euch erfrechen, so etwas zu sagen? Murtagh wurde verhört nach Recht und Gerechtigkeit und verurtheilt durch Richter und Geschworne." — „Um so schlimmer für die," antwortete sie fest, „die es den Richtern und Geschwornen einredeten." — „Wie? was? Wollt Ihr damit etwa sagen, ich habe falsch geschworen?" — „Das mögt Ihr mit Euerm Gewissen abmachen, Hauptmann Deevor," versezte sie; „mein Vetter aber war so unschuldig, wie ein neugebornes Kind. Gott wird's denen vergelten, die Paddy Bawn das Leben nahmen." — „Euer Vetter," rief er in der höchsten Hitze, „Euer Vetter war Murtagh, sagt Ihr? Ha! jezt ist mir Alles klar: Ihr seyd hierher gekommen, um Wache halten zu helfen, wenn man den Leichnam des Schelmen vom Galgen holt; aber Ihr sollt Euch mit Eurer Mummerei betrogen haben." — Sich an den Korporal wendend, fragte er, wo und um welche Zeit die beiden Weiber aufgefangen worden seyen. „In den Trümmern von Roche-Castle, Euer Gnaden," war die Antwort, „um Viertel auf neun Uhr." — „Aha! zu Roche-Castle! der rechte Ort! Um Viertel auf neun! Da gibt's ein Gesetz dafür, ihr jungen Weibsleute, Dank der Aufruhrakte: die Deportation habt ihr verwirkt, weil ihr euch noch nach acht Uhr außer dem Hause habt betreten lassen. Für heute Nacht will ich euch schon zwischen vier tüchtigen Mauern aufheben, und mit der nächsten Ladung sollt ihr mir hinüber nach Botany-Bay. Ich will euch Achtung lehren vor dem Zeugniß eines obrigkeitlichen Beamten und vor dem Ausspruch der Geschwornen." — „Ja, mein Vetter war Paddy Bawn," sagte das Weib mit festem Tone, „mein Vetter, und ein so wackerer Bursche, als je einer Lebensluft geathmet; und wenn's mich mein Herzblut kostete, so soll ihm nimmermehr, im Leben oder im Tode, ein gutes Wort von Shibbald fehlen."

So weit war die Sache gekommen, da zog, betroffen über die vorschnelle, hitzige Entscheidung des Beamten und gerührt von dem Ernst, mit welchem das Weib ihres Verwandten Unschuld verfocht, der junge englische Offizier den Hauptmann bei Seite, machte ihm leise Vorstellungen darüber, daß er das Gesetz auf Jemand anwende, gegen den keine genügenden Verdachtsgründe vorliegen, und schlug eine Geldbuße vor, so hoch, als jene Verordnung, gegen welche sich die Irländerin vergangen hatte, nur immer ansetzen möchte. Es waren

indessen mit Murtaghs Handel Umstände verbunden, welche den Hauptmann Deevor reizten, alle Mitglieder seiner Familie nach dem ganzen Umfang seiner Amtsgewalt die Rache der Gesetze fühlen zu lassen. Er hörte deshalb nicht eben mit sonderlicher Geduld Herbert Lygons Vorstellungen an, und indem er plözlich einen funkelnden Blick auf die andere Frauengestalt schoß, die er über dem Hader mit ihrer Begleiterin ganz vergessen hatte, trat er mit den Worten auf sie zu: „Wen haben wir denn hier so über und über vermummt? Weg mit der Kappe!“ Die so unfreundlich angeredete Person gab weder Antwort, noch leistete sie dem Befehl Folge. Dafür hob Shibbald wieder an: „Das junge Frauenzimmer hat ein Gelübde gethan; es darf Niemand ihr Gesicht sehen.“ — „Ein papistisches Gelübde ist keine gesetzliche Entschuldigung, das Gesicht vor einem protestantischen Richter zu verbergen. Zurück mit der Kappe, sage ich! Reißt dem Weib den Vorhang von dem Gesichte, Korporal!“ Die Gestalt der Unbekannten war zwar durch den weiten Mantel beinahe ganz verhüllt; in ihrem ganzen Wesen lag indessen etwas, das, so wenig auch von ihr sichtbar war, dem aufmerksam gemachten Lygon sagte, das Weib vor ihm verdiene es, daß der anbefohlene Dienst von einer zarteren Hand, als der der rohen Schildwache, verrichtet werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bologna, Mitte Novembers.

(Fortsetzung.)

Die Polizei und der sittliche Zustand der Stadt.

Hat die Nationalgarde ihre lächerliche, ergözliche Seite, liebt sie Prunk, Tändelei, ist sie eitel, gibt sie Anlaß zu Müßiggang und Gelegenheit zu bösen Gelegenheiten und Gewohnheiten, so hat sie auch ihre gute Seite, die ich nicht zu beleuchten brauche, und sie gleicht gewissen Goldmünzen, denen man ihre Legenden und Gesichter vergibt wegen des Werthes, der darauf geschrieben steht und darin enthalten ist. Vor der Revolution hatte Bologna zur Besazung ein Bataillon päbstlicher Linientruppen (jezt befindet sich nur ein einziger Soldat dieser Gattung hier, ein gemalter, den man zum Ziele beim Scheibenschießen braucht), ein Detaschement Dragoner zu Unterstüzung derselben, und zu Unterstüzung der Polizei Karabinieri zu Fuß und zu Pferd in Menge. Troz dem waren die Straßen nicht sicher und die Gassen höchst unsicher und gefährlich. Wie viele sind gestern Abend, vergangene Nacht angepackt, ausgezogen, bestohlen, verwundet, ermordet worden? so lautete die erste Frage beim Aufstehen; wie viele sind ergriffen, bestraft worden? das fragte man nie, weil, wo alles vergriffen, nichts gegriffen wird, und wenn man am Ende des Monats summirte, so fand man, daß auf jeden Tag zwei Assassinati und ein halber kamen. Da zuckte man die Achsel, seufzte, sah die Obrigkeit wo nicht als die Gehülfin, doch als die gute Freundin der Spizbuben an, und tröstete sich, wenn man Abends auszugehen Lust und Muth genug hatte, mit einem Knotenstock, oder einem mächtigen Säbel, oder einem Paar Terzerolen, oder gar mit einem Dolche. Dieser Skandal herrscht jezt nicht mehr. Wer machte ihn aufhören? die Nationalgarde. Die Nationalgarde soll leben! mag sie auch noch so viel essen und trinken. Das Gesindel hat großen Respekt vor ihr; sie gebietet ihm, sie schlägt darein, und wenn es Noth thut, haut sie darein und feuert darauf los. Und es thut Noth, denn von Gesindel wimmelt es hier. Wie? und man beschreibt uns Bologna als so reich, so fett, so wohlgenährt? Wäre Bologna eine Person und malte man höchstdieselbe, so würde man sie mit einem Schmeerbauche vorstellen. Eine so beleibte Person ißt viel, weil sie viel zu essen hat, thut wenig, weil sie wenig zu thun hat, wird unordentlich, faul, und wenn durch zu große Hize ihr Topf überlief oder gar ein Unfall ihn umschmiß, so bleibt sie unordentlich und faul. Sich einrichten, sparen, sind hier im Allgemeinen, sowohl bei dem großen Haufen wie bei der hohen Gesellschaft, Worte, worüber man lacht. So lange der Krug zum Brunnen geht, geht es lustig, vollauf; bricht er, nun, so macht er Pfüze oder er macht keine; macht er Pfüze, so leckt man die Tropfen auf bis zum lezten, mag das noch so schmuzig seyn; macht er keine, so hausirt man im Reichthum der Fluren, bettelt oder, um sich's bequemer zu machen, stiehlt. Bologna liegt am Fuße von Hügeln, die man zu den schönsten in Italien rechnen kann, am Rande der fruchtbarsten Ebene in Europa, der reichsten in der Welt. Hügel und Ebene sind mit Villen besäet. Sechs Achtel von diesen Villen, welche Marchesen und Grafen, Bankiers und Handelsleuten, Advokaten und Doktoren, Schustern und Schneidern gehören, sind morgen Ihnen, wenn Sie sie heute kaufen — doch nein, morgen nicht, übermorgen auch nicht, denn wollen Sie sie frank und frei für Ihr gutes Geld, das Sie hier *ohnedies* zu 8, 10 bis 12 Prozent verinteressiren können, *so müssen* Sie sie erst rein machen von einer Menge eingenisteter Hypotheken, Censi und anderm dergleichen Unrathe, müssen erst mit einem Heere Advokaten, Notaren, Doktoren gordische Knoten von den Richtern aufhauen lassen. Wie? so feil wären die Güter der Begüterten? — O ja, sehr wohlfeil. — Und die Güter der Nichtbegüterten? — Nun, auch die Armen haben Güter, freilich anderer Art, haben ein Gut, d. i. ihr Leben, und das ist hier auch feil. Voriges Jahr kam ein Herr zu einem Tagelöhner und sprach zu ihm: „Grüß dich Gott! ich kenne dich und schäze dich und habe ein großes Zutrauen zu dir. Weil meine Geliebte mit ein paar Andern Umgang zu pflegen beliebt und sie meine Ermahnungen auf die leichte Achsel nimmt, muß ich —“ — „O ich verstehe! meinen Sie, ich sey dummer als Andere? Was geben Sie mir?“ — „Sieben Scudi.“ — „Sieben Scudi? hm, das ist zu wenig, denn ich bin von Natur weichherzig und auch dabei nicht ganz unerschrocken, und da brauche ich einen oder zwei gute Freunde, und die muß ich doch auch bezahlen, also scheinen mir vierzig Scudi nicht zu viel.“ — „Basta, gut! Wisse also“ — hier machte sich nun der Herr verständlicher und — Morgens darauf findet man seine Geliebte in ihrem Blut im Bette. Erzählte ich noch hundert dergleichen eben so abscheulicher als wahrer Anekdoten, so würden Sie ohngefähr wissen, wie feil und wie theuer das Leben der hiesigen Canaille ist, und würden finden, daß man es zuweilen um wenige Bajocchi hergibt und nimmt, denn lezthin stachen zwei einander um sieben Bajocchi todt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 298.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 14. December 1831.

— Bei meiner Ehre!
Nichts Böses kann in solchem Tempel wohnen.

Shakespeare.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Lygon näherte sich der Unbekannten so höflich und freundlich, als möglich war, und schlug mit den Worten: „Verzeiht, einem obrigkeitlichen Befehl muß gehorcht werden," die Kappe sachte zurück. Ein dichter weißer Schleier zeigte sich darunter; überrascht zauderte er einen Augenblick, da trat Shibbald mit den Worten dazwischen: „Wenn's doch nicht anders seyn kann, so geschieht es ziemlicher durch meine, als durch eines jungen Reitersmanns Hand. Die heilige Jungfrau wird gewiß Sünde und Verdammniß über die kommen lassen, die daran Schuld sind, daß wir unser Gelübde brechen! Fräulein Rosa, Licht meiner Augen, mit Eurer Vergunst."

Damit hob sie den Schleier auf; durch diese Bewegung verschob sie aber zu gleicher Zeit den Mantel, der nun herabfiel und Lygons überraschtem Blicke das Antlitz und die Gestalt eines schönen jungen Mädchens enthüllte, dessen zitternder Körper, wechselnde Farbe und wogender Busen den höchsten Grad von Angst verriethen und das, keines Wortes mächtig, vor ihm stand. Nie, meinte Lygon, die holdesten Reize ländlicher Schönheit in so lieblichem Vereine gesehen zu haben. Sie war blond und von jenem glücklichen Wuchse, der sie eben noch — aber auch nicht mehr — über die allzu zierlich kleinen erhob; niedlich, doch nicht allzu zart gebildet, eine jugendliche Schönheit in der üppigsten Entwicklung; es war unmöglich, sie ohne rege Theilnahme anzusehen; sie war offenbar Shibbalds Gebieterin. „Die Hochverrätherin, der wir da die Maske abgezogen haben," bemerkte Lygon, nachdem er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, mit einem Lächeln gegen den Beamten, „sieht eben nicht so gar schlimm aus." — „Was das betrifft," erwiederte der Hauptmann, „so habe ich ein Mädchen von nicht minder hübschem Aeußern gekannt, das sich beim Aufruhr gar viel zu schaffen machte. In dergleichen Geschichten sind ja immer Leute aller Art verwickelt. Lassen Sie uns einmal hören, was sie über sich zu berichten weiß. Wer seyd Ihr, junges Weib?"

Die Unruhe und Bestürzung des Mädchens nahm sichtbar zu, und immer noch stockte sie mit der Antwort. Zulezt schien sie, nach einem innern Kampfe, auf dem Punkte, ihr auffallendes Schweigen zu brechen, als sie, wie erschöpft von der Anstrengung, ohnmächtig ward und zu Boden gesunken seyn würde, hätte sie nicht Lygon aufgefangen; Shibbald aber ließ ihn seine Aufmerksamkeiten nicht lange fortsetzen, denn sie nahm das Mädchen alsbald selbst in ihren Arm und suchte sie mit der ängstlichsten, zärtlichsten Sorgfalt ins Leben zurückzurufen. Lygon benützte diese Unterbrechung des Verhörs, um seine Vorstellungen gegen die harten Maßregeln, welche der Beamte zu nehmen Willens schien, zu erneuern; allein ohne Erfolg, denn jener bestand darauf, die beiden Weiber haben einer gewöhnlichen Angelegenheit wegen unmöglich so weit von Hause sich entfernen können, und zwischen ihre

Reise und dem ihm kund gewordenen Anschlag, Murtaghs Körper vom Galgen zu holen, müsse irgend ein Zusammenhang stattfinden. Sobald daher das Mädchen wieder einigermaßen sich erholt hatte, fing er sein Verhör aufs Neue mit der Frage an: wer und was sie sey? Endlich erfolgte in schwachen, gebrochenen Lauten, doch in gewählterer Rede und feinerer Art, als Shibbald eigen war, eine Antwort. Sie war die Tochter Owen Verdons, vom Meierhof bei Cooley, und so weit von Hause auf dem Weg nach dem Dherrigsee, dem Ziele ihrer „Station," wobei sie von dem sonst gebräuchlichen Barfußgehen gegen das Gelübde, vor Jedermann unterwegs Namen, Gesicht und Zweck der Wanderung geheim zu halten, entbunden worden sey; sonst würde sie auch Alles sogleich offen angegeben haben; Shibbald begleite sie zu ihrem Schutze.

Lygon hatte bisher nie etwas vom Dherrigsee gehört und verstand eben so wenig, was der Ausdruck „Station" bedeuten sollte; blieb ihm aber auch dieß ein Geheimniß, so mußte doch die kunstlose Art, mit der das arme Mädchen diesen kleinen Bericht vortrug, seine Theilnahme an ihr steigern und zugleich den Glauben an ihre Schuldlosigkeit in ihm bestärken. Hauptmann Deevor dagegen waren die Betfahrten nach dem Dherrigsee und der damit verknüpfte Aberglaube wohlbekannte Dinge, und ganz und gar nicht erweicht, bemerkte er: dem möge seyn, wie ihm wolle, auf keinen Fall dürfe solch ein heidnischer Brauch als ein Entschuldigungsgrund für den Bruch einer Parlamentsakte gelten; ohne genügende Bürgschaft werde er die Weiber nimmermehr ziehen lassen. „Ich leiste die Bürgschaft," rief Lygon; „ich will Bürge seyn für das Mädchen und für ihre Dienerin, und mein Leben zum Pfande setzen, daß sie wahr spricht und schuldlos ist!"

Die Kriegsleute, welche zu dem unangenehmen Dienst beordert sind, dem, was man in Irland bürgerliche Gewalt nennt, Beistand zu leisten, haben dagegen den Vortheil, daß die Landrichter, nach deren Anordnung sie handeln, meistens Menschen von niederer Geburt und Denkungsart, mit den an Stand und Bildung ihnen überlegenen Offizieren in ihrer Nachbarschaft gerne im guten Einverständniß bleiben und sich eifrig um ihre gute Meinung und ihre Gesellschaft bemühen. Einer Stimmung der Art hatte denn auch Lygon es zu danken, daß er bei Hauptmann Deevor seinen Zweck erreichte und den Befehl zur Freilassung der Gefangenen von ihm auswirkte, jedoch mit der Bedingung, daß ihre Abreise bis zum folgenden Morgen verschoben werden solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fichte und sein Verhältniß zur Frankenrepublik.

(Fortsetzung.)

Unterdeß war die in der Biographie selbst weitläuftiger erzählte religiöse Verfolgung gegen Fichte ausgebrochen, die in ihren ersten gewaltsamen Schritten seine literarische wie akademische Wirksamkeit lähmen zu wollen schien; ja mancherlei Gründe machten ihn selbst für seine äußere Sicherheit in Deutschland besorgt. Er wußte es lange, daß man den Demokraten, den freisinnigen Schriftsteller von Einfluß in ihm verfolge, nicht etwa eine gottesläugnerische Philosophie, indem ja andern längst gestattet worden, in populärer Weise das Schlimmste zu sagen und den besten Ruhm dafür einzuerndten. Wie konnte auch überhaupt eine vernünftige Regierung dazu vermocht werden, gegen alle Sitte der Zeit, abstrakte Philosopheme und metaphysische Schulstreitigkeiten zum Grunde so beschwerender Anklagen zu machen? Aber Fichte sah in dem, was vielleicht die Gehässigkeit einer einzelnen Parthei ihm bereitete, einen überdachten, gegen alle Freiheit des Denkens gerichteten Plan. Er war nicht frei von der Täuschung aller konsequenten Charaktere, auch in den Schritten der Gegner eine Konsequenz, ein durchgeführtes System zu sehen, von welchem sie selbst sehr fern waren, und in vereinzelten Handlungen und Ereignissen einen gemeinsamen Keim zu erkennen, den sie nicht hatten. So machte der Gesandtenmord zu Rastadt einen neuen, furchtbaren Eindruck auf ihn. Er erblickte darin nur die äußerste Grenze der despotischen Willkühr, welcher auch er unterlegen; er sah alle seine Hoffnungen auf Deutschland vereitelt, sah sich wider Willen gewaltsam nach Frankreich hingedrängt. Dennoch verbarg er sich eben so wenig die Willkühr, die Feilheit, die Selbstsucht, welche dort herrschten; ja das Gewand der edelsten Gefühle und Regungen, in welches sie sich hüllten, machte sie noch widriger und verächtlicher. — Aber sein Geschick entschied sich glücklicher; er entsagte Frankreich und wendete sich Preußen zu, um sich für den rechten Moment zum Wecker seines Vaterlandes gegen die fremde Willkühr aufzusparen, während er in Frankreich wahrscheinlich früh seinen Untergang gefunden hätte, ohne irgend einen seiner Lebenszwecke erreicht zu haben. Selten nämlich wird der Franzose in allen großen praktischen Fragen, so wie im Konflickte gegenseitiger Wirksamkeit dem Deutschen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unsern Ernst, unsere erwägende Bedächtigkeit muß er langweilig und verächtlich finden, und er selbst will in Worten und Handlungen zehnfach voraus mit dem Ungestüm seines Wesens. Nur das Gefühl der Ueberlebtheit aus der beständigen Ueberreizung, wie es jezt schon, bei einigen wenigstens, dämmernd hindurchblickt, wie es stärker indeß wohl mit jedem Tage sich fühlbar machen wird, ja endlich vielleicht nur völlige Verzweiflung an sich selbst werden sie bewegen, die von uns unbenuzten Elemente unserer Bildung in sich aufzunehmen, welche dann, von ihrer unvertilgbaren Geistesfrische und beflügelteren Kraft ergriffen, eine neue erhöhtere Blüthe hoffen dürfen, die unsere vielfachen Beschränkungen ihnen bis jezt nicht gestatteten.

Fichte an Jung.

1.

Jena den 29. Fructidor VI. (den 12. Sept. 1798.)

Ihre gütige Zuschrift, mein verehrungswürdiger Freund, blieb nebst einer Menge anderer während meiner Abwesenheit auf einer Kurreise nach Karlsbad, von welcher ich erst seit vierzehn Tagen zurück bin, unbeantwortet. Ich fand bei meiner Ankunft die Geschäfte gehäuft; und dieß ist der Grund, warum ich erst jezt Zeit finde, diese Zuschrift zu beantworten, keineswegs eine ganz und gar nicht stattfindende Gleichgültigkeit bei Ihrem Antrage.

Ich möchte wirken, so lange ich es vermag, durch Wort und Schrift: dieß ist der Zweck meines Lebens. Wo ich den bessern Wirkungskreis finde, da bin ich am liebsten. Man läßt mir nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man mich für einen Verehrer der politischen Freiheit und der Nation hält, die dieselbe zu verbreiten verspricht. Ich bin auch fest überzeugt, daß sich weit mehr wirken läßt auf Menschen, die der politischen Freiheit theilhaftig, allen ihren Mitbürgern gleich und Niemandens geborne Herren noch Sklaven sind, als auf solche, die an diesem edlen Theile der menschlichen Kraft gelähmt sind. In dieser Rücksicht wäre mir nichts erwünschter, als mein Leben dem Dienste der großen Republik für die Bildung ihrer künftigen Bürger zu weihen.

Von einer andern Seite aber bin ich mit meinem jetzigen Wirkungskreise sehr wohl bekannt, nicht aber mit demjenigen, den Sie mir eröffnen. Ich erkenne, daß ich keinen rechten Begriff von einer Centralschule habe. Zwischen eigentlich gelehrter, systematischer Bildung und zwischen bürgerlicher bin ich durch mein ganzes Denksystem genöthigt, einen wichtigen Unterschied zu machen; auch halte ich die erstere für unentbehrlich an einigen Individuen, wenn die leztere, allgemeinere auf die Dauer Bestand haben soll. Nun weiß ich nicht recht, ob die Centralschulen gelehrte Schulen oder nur höhere Bürgerschulen sind, ich weiß nicht, welche Kenntnisse die Zöglinge derselben zu ihnen mit hinzuzubringen pflegen, weiß nicht, ob sie frei sind, oder die Vorlesungen bestimmter Lehrer besuchen müssen; ob der junge Bürger sich den Ort selbst wählt, oder ob bestimmte Departements zu gewissen Centralschulen geschlagen sind oder nicht u. s. w.

Ich gestehe — und dies vertraue ich nur dem Freunde, und ersuche Sie, keinen Gebrauch davon zu machen — daß ich einen andern Plan für die große Nation mir zweckmäßig dachte. Ich glaubte nämlich, daß es Etwas geben müsse, was noch über die Centralschule und Universität hinausliegt, und das wir eigentlich noch gar nicht haben, ein Institut für das rein wissenschaftliche Interesse, wo nicht gefragt werde, wozu dieses oder jenes diene, sondern nur, ob es wahr sey. (Unter dem hier gefundenen und verbreiteten Wahren das Nützliche herauszuheben, wäre nun die Sache der Centralschule.) Ich glaubte, es wäre der großen Nation würdig, diese Idee zuerst zu fassen und auszuführen, nicht blos für ihre Bürger, sondern für die ganze Menschheit, so alle Nationen an sich zu fesseln und die Geister zu erobern. Ich glaubte, daß die Basis einer solchen Vereinigung der Menschheit für Ein Interesse, das an der Wissenschaft, die Vereinigung des französischen und deutschen Geistes seyn müßte, und daß daher der Sitz der Anstalt am zweckmäßigsten auf dem linken Rheinufer seyn würde. Zu Ausführung dieser Idee würde, wenn ich meine Individualität nicht ganz verkenne, meine geringe Kraft vielleicht am zweckmäßigsten haben genuzt werden können.

Von einer andern Seite aber, auch wenn dieser Plan entweder gar nicht zur Sprache gekommen, oder bei Seite gelegt seyn sollte, muß ich durch die bevorstehenden politischen Veränderungen und durch noch andere Ursachen die Verringerung des schönen Wirkungskreises, den ich bisher allhier zu Jena gehabt, befürchten; und so ist mir selbst der Antrag einer Stelle an einer Centralschule erwünscht, wenn ich nur derselben Bestimmung sowohl, als die meinige für sie erst ganz kenne, damit ich mich prüfen kann, ob ich derselben entsprechen werde. Ich ersuche Sie sonach, zuvörderst mir obige Fragen über das wahre Wesen einer Centralschule zu beantworten, oder mich an eine Stelle zu verweisen, wo sie beantwortet sind.

Ueber einen zweiten von Ihnen angeregten Punkt werde ich mich gleichfalls gegen Sie mit der vertraulichsten Offenheit erklären. — Ich setze wenig auf Wohlleben und Genuß, und wäre in dieser Rücksicht mit einem kleinen Gehalte zufrieden. Aber meine Lebensart läßt sich nicht bis in das Alter fortsetzen; ich muß daher sowohl auf die Ruhe und Unabhängigkeit der Jahre denken, wo ich nicht mehr, durch männliche Kraft unterstüzt, so werde fortarbeiten können, als auf die einstige Unterstützung meiner Familie. In dieser Rücksicht ist es mir allerdings erlaubt, auch mit daran zu denken, daß ich in meiner gegenwärtigen Lage mich sehr vortheilhaft stehe, und zu wünschen, daß die Republik auch für das Aeußere mich nicht in Nachtheil setze. — Ihre treffliche Uebersetzung des Rousseau'schen Socialkontrakts, von welchem ich innigst bedauere, daß ich ihr keinen Verleger verschaffen können, folgt zurück. (Sie können sich die Gleichgültigkeit der sächsischen Verleger, da, wo der Artikel keine Novität ist, und sie keinen, ihrer Meinung nach, berühmten Namen erblicken, kaum arg genug denken.) Ich habe die wenigen Anmerkungen, die ich ehemals dazu gemacht, wieder beigelegt; ich habe sie jezt nicht wieder durchsehen können, und überlasse es gänzlich Ihrem eigenen Ermessen, inwiefern und ob Sie überhaupt einen Gebrauch davon machen wollen;

nur bitte ich im leztern Falle, daß es ohne Nennung meines Namens geschehe. Wenn dieses Buch noch Einfluß hat auf die Meinung des Publikums, (das allerdings die Menschheit um ein Großes weiter gebracht hat; nur, meine ich, jezt ist sie noch weiter) so wäre es vielleicht ein sehr verdienstliches Unternehmen, eine Prüfung desselben zu unternehmen und besonders herauszugeben. Ich wünsche, daß Sie sich dieses Verdienst erwärben, mein theurer Freund. Ich für meine Person habe auf Jahre hinaus für diese Arbeit keine Zeit.

Ich wünsche Ihnen das beste Wohlergehen und empfehle mich Ihrer Freundschaft. Fichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bologna, Mitte Novembers.

(Beschluß.)

Sociale Gebrechen.

Hier ist die Scharfrichterei nicht erblich, sondern electiv; der jezige hatte siebenunddreißig Konkurrenten! Er hat aber wenig zu thun, weil selten ernstlich gestraft wird. Dennoch war ehemals die Hefe des Volks verworfener, und die Haare stehen einem zu Berge, wenn man davon erzählen hört; ob es aber damals auch mehr Bettler gab, daran zweifle ich. Signore, illustrissimo, eccellenza! sono a spasso! ich gehe spazieren, d. h. ich bin außer Dienst, d. h. ich bettle. Wer unter den Säulengängen wandelt, kann diese Musik in allen Tönen hören, und wer am Tage aller Seelen nach der Certosa geht, kann sehen, auf welche Weise der hiesige Bettel seine Industrieausstellung hält. Die Certosa, eine halbe Stunde von der Stadt, ist bekanntlich der prächtige Todtenhof von Bologna. An jenem Tage gehen die Lebendigen lebenslustig hinaus, lustwandeln da auf den Gräbern, unter den mit Monumenten geschmückten Säulengängen, bezeichnen mitunter ernsthaft scherzend den Plaz, wo sie einst liegen wollen, mit Kohlen, und amusiren sich sehr. Von dem Thore der Stadt an bis an das der Certosa reihen sich nun in Spalieren die Bettler, produziren sich auf Wägelchen, Schubkarren, Krücken, auf Händen und Füßen, oder gestüzt auf ein paar gesunde Personen, stets umgeben von armen Würmern, kleinen Kindern, die sie oft eigens dazu gemiethet haben; produziren verstümmelte Arme, verdrehte Hände, die sie wie Wedel bewegen, verfaulte Nasen, ekelhaft gelbe oder aussäzige Häute und was dergleichen mehr ist, das eben sowohl an das Spital, als an die Gräber erinnert, eben sowohl an die kaltblütigen Launen des Geschicks, als an die hizigen Leidenschaften der Menschheit; sie jammern, stöhnen, betteln, bitten, schreien, singen, geigen, danken, segnen, daß einem wohl wird, wenn man endlich aus dieser saubern Lebensgallerie zu den Todten kommt. „Wirklich! so viele Bettler in einem so reichen Lande!“ Wiederholen Sie immerhin den Ausruf; ich wiederhole meine Antwort: wo weder im bürgerlichen, noch häuslichen Leben Ordnung, wahrhafte Oekonomie herrscht, kann auch die Sittlichkeit nicht gedeihen. Zum Theil ist dies ein Vermächtniß aus alten Zeiten. Eine Unzahl Klöster gab es hier mit großen fondi morti, todten Besizungen, Leichnamen, an denen sich die Mönche mästeten und die Bettler auch so ziemlich satt aßen, und wo ein Aas ist, da sammeln sich die Raben. Ferner gab es vierzig Familien, welche den größten Theil des übrigen Landes inne hatten, und auch sie umgaben sich stets mit Schwärmen gefräßiger Vögel. Es blieben noch kleine Stücke des Erdreichs, und auch diese waren sehr ungleich vertheilt. Es gab also wenig unmäßig Reiche, mehrere ziemlich Wohlhabende, sehr viele Nichtshabende, welch leztere aber von der nie berechnenden Verschwendung der erstern lebten. Aus jener Zeit nun ist dem Adel die Gewohnheit der Verschwendung und den Armen die der Betteley geblieben, wiewohl die Fideicommisse und die Primogenitur aufgehört haben und durch die Zerstückelung des Eigenthums auch die Arbeit vervielfältigt worden ist. Hiermit muß man sich aber keineswegs vorstellen, als verliere der Adel sein Hab und Gut in Saus und Braus auf eine glänzende Weise; nein, so ganz im Stillen; was er einst so großartig verschwendet, wird jezt benagt von Advokaten, Komputisten, Maestri di casa und andern Haus- und Feldmäusen. Ja, wie gesagt, wenn hier Ordnung hauste, jedermann hätte sein tägliches Brod und Zuspeise, genug oder vollauf, je nach seinem Stande. Um diese Stadt reichlich zu nähren, wäre schon hinreichend, was sie an Hanf, Reis, Weizen und Seide erndtet, und wie viele andere Produkte zählt sie nicht! fast unzählige. Sie braucht nicht wie Venedig und Genua der Straßen des Meeres, nicht wie Rom der Wege zum Himmel, nicht wie Florenz der Fremden; wie Mailand könnte sie dastehen, blühend und in kraftvoller Fülle der Erde entwachsen.

Leipzig, Ende Novembers.

Der Geist der Stadt Leipzig.

Ueber Leipzig sind leider nicht die besten Nachrichten im Auslande verbreitet worden. Der Zweck ihrer Verbreitung kann nur ein sehr verdächtiger oder geradezu schlechter seyn. In politischer Hinsicht hat Leipzig allerdings einige Erschütterungen erfahren; aber es wurden dieselben nur von dem allgemeinen Drängen und Streben der Zeit gegen verjährte Mißbräuche und Anmaßungen erzeugt und haben, wenn nicht viel, doch einiges Gute und Heilsame bewirkt. Es hat sich allerdings zu zweien Malen, im Jahre 1830 und 1831, Manches in Leipzig verändert, manches Alte ist dabei neu und manches Neue wieder alt geworden; aber deshalb kann den Bewohnern Leipzigs nur mit dem höchsten Unrechte der Geist der Unruhe, des Aufruhrs, der Ungesezlichkeit, des Ungehorsams und der Anarchie zugeschrieben und vorgeworfen werden. Wie überhaupt durch die unbedeutenden, augenblicklich wieder gestillten Unruhen in Sachsen nichts, durchaus nichts bewirkt worden ist, wozu die Regierung nicht ihre Einwilligung gegeben, wie überhaupt nichts durch das Volk geschehen ist, was die Hand der Regierung nicht weislich geleitet und gelenkt hat, so ist auch in Leipzig, troz einiger scheinbaren Beweise von Eigenwilligkeit, in Allem und in Jedem nur der hohe Wille des Königs und Mitregenten ausgeführt worden. Wir wissen auch nicht das Geringste anzugeben, was einen Beweis vom Gegentheile liefern könnte. Den glänzendsten Beweis für unsere Behauptung aber gibt die hiesige Kommunalgarde. Man hatte ihr, als einem Institute, welches durch sich selbst entstanden ist und durch sich selbst erhalten wird, vielleicht zu viel vom Anfange herein eingeräumt und zu viel ihrem Willen überlassen. Bis in den August dieses Jahrs stand sie in hoher Würde und Selbstständigkeit da, und es war nicht nur eine Ehre, sondern auch ein Vergnügen, ihr anzugehören. Als nach der angegebenen Zeit einige Aenderungen in dem Institute anbefohlen wurden, leistete es dennoch sowohl der Ortsobrigkeit, als auch den prinzlichen Befehlen den willigsten Gehorsam. Nur einige Mitglieder ließen neben zusammengelaufenen, über die mit ungewohnter Strenge anbefohlenen Veränderungen erbitterten Volkshaufen sich zu Exzessen hinreißen, die das bekannte unglückliche Ende hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilagen: Literaturbl. Nr. 127 u. Intelligenzbl. Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 32.

Intelligenz-Blatt

1831.

[383] Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Uhland, L., Gedichte. 5te vermehrte Aufl. 8. Preis 3 fl. 36 kr.

Weſſenberg, J. G. v., Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Gedicht in sieben Gesängen. 8. Preis 2 fl. 24 kr.

---

[505] Höchst wichtiges Werk für Aerzte.

So eben ist in der Unterzeichneten erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Die
Wirkung
der
Arzneimittel und Gifte
im
gesunden thierischen Körper.
Nach fremden und eigenen Beobachtungen
bearbeitet
von
Dr. Carl Wibmer,
praktischem Arzte und Privatdocenten in München.
1s Heft, gr. 8.
Preis 1 fl. 30 kr. oder 20 gr.

Wir erlauben uns, auf dieses wichtige, einzig in seiner Art dastehende Werk, welches 10 bis 12 Hefte umfassen wird, aufmerksam zu machen. Die Hefte, 12 bis 15 Bogen stark, erscheinen in Zwischenräumen von 3 bis 4 Monaten. Der Preis eines jeden Heftes ist auf 1 fl. 30 kr. oder 20 gr. festgesetzt. Das Ganze wird in alphabetischer Ordnung abgefaßt und seine Brauchbarkeit dadurch sehr erhöht. Wer sich näher über den Plan so wie die Einrichtung des Werkes belehren will, den verweisen wir auf das Werk selbst, so wie auf die Ankündigung, die demselben beigelegt ist. —

München, im Dezember 1831.

Literarisch-artistische Anstalt.

---

[462] Neues christliches Gebetbuch.

Dr. L. S. Jaspis, Unterhaltungen auf dem Krankenlager. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. gr. 8. Pränumerationspreis bis zur Ostermesse 1832 1 Thlr. Ladenpreis 1 Thlr. 12 Gr.

Des Verfassers Bildniß von Vogel und Suter für die Käufer dieses Buchs 6 Gr., Ladenpreis 10 Gr.

Durch alle Buchhandlungen zu bekommen von der

Arnoldischen in Dresden und Leipzig.

---

[490] In der Taubertschen Buchhandlung in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Schön ausgestattete und gehaltvolle Jugendschriften und Zeichenbücher zu Weihnachtsgeschenken.

Schoppe, Amalie geb. Weise. Iduna oder neue belehrende und erheiternde Erzählungen, Mährchen und Sagen für Deutschlands gebildete Jugend, beiderlei Geschlechts vom 10ten bis zum 14ten Jahre. Mit schön ausgemalten Kupfern geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Fest-Gaben in moralischen Erzählungen und Mährchen für Deutschlands gebildete Jugend von 8 bis 12 Jahren. Mit 6 schön colorirten Kupf. geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Neue Schul- und Hausfiebel. Nach einer verbesserten Lehr- und Lese-Methode. Mit 5 colorir. Kupfern geb. 8 Gr.

— — Die Pflegemutter und ihre Pflegetöchter. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Deutschlands gebildete Jugend, beiderlei Geschlechts. Mit 6 schön col. Kupfern geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Bunte Bilder aus dem Jugendleben in Erzählungen, Mährchen und Gesprächen, zur Bildung des Herzens und Erweckung des Verstandes. 2te Aufl. Mit 6 schönen Kupfern 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Neue bunte Bilder. Ein unterhaltendes und belehrendes Lesebuch für Kinder von 10 bis 15 Jahren. Mit 6 col. Kupfern geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Wilhelm und Elfriede oder die glücklichen Tage der Kindheit. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für gute Kinder, die ebensowohl Unterhaltung als Belehrung suchen. gr. 12. Mit 6 col. Kupf. geb. 1 Rthlr. 8 Gr.

— — Erzählungen der kleinen Hamburger Auswanderer. Ein nützliches und unterhaltendes Lesebuch für die gebildete Jugend von 12 bis 14 Jahren. gr. 12. Mit 6 col. Kupf. geb. 1 Rthlr. 12 Gr.

— — Lust und Lehre, in unterhaltenden Mährchen und Erzählungen für die liebe Jugend von 8 bis 12 Jahren. Mit 7 col. Kupf. 1 Rthlr. 12 Gr.

Edelmann, M. T. F., Kindliche Festgaben,

Eltern und Großeltern und andern verehrten Personen bei feierlichen Gelegenheiten gewidmet broch. 9 Gr.

Kerndörfer, M. J. A., Briefsteller für Frauenzimmer, oder faßliche Anleitung zu der Abfassung der verschiedenen Briefe und ähnlicher schriftlicher Aufsätze nebst den erforderlichen Regeln der deutschen Sprache, der Rechtschreibung und der Schreibart. Ein Handbuch zum Selbstunterrichte. 2te Aufl. broch. 18 Gr.

Reichenbach, Blumengewinde in Vater Rosenfelds Lieblingslaube, oder Unterhaltungen über Gegenstände aus der Natur, Kunst und Menschenleben; ein neues und lehrreiches ABC- und Lesebuch, mit 25 fein col. Kupfern geb. 1 Rthlr.

Solbrig's Declamirbuch für Schulen. Eine Auswahl deutscher Gedichte, Monologen, Dialogen, Reden, Erzählungen und Anekdoten, religiösen, ernsten und launigen Inhalt's, mit Erläuterungen über den Vortrag derselben, zum Behuf des Unterrichts auf Schulen und der Uebung in der Declamation. Erster Band 2te ganz umgearbeitete Auflage mit dem Portrait des Verfassers. Preis 1 Rthlr. Beide Bände complet 1 Rthlr. 18 Gr.

— — Poetische Blumenlese zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung aus den beliebtesten Dichtern gesammelt. Nebst einer Composition des Musik-Direktor Pohlenz geb. 21 Gr.

Zarnack, A., Sophronia, oder Unterhaltungen, Erzählungen, und dramatische Spiele, über deutsche Sprichwörter. Herausgegeben von Dr. C. W. Spieker. broch. 18 Gr.

Fricke, Ideen für junge Zeichner zu Stammbuchsgemälden und Uebung im Landschaftszeichnen. 1 Rthr.

Roßmäßler, vier und zwanzig Vorlegeblätter zum Nachzeichnen für Knaben und Mädchen. 9 Gr.

---

[494] Für geographische Stecher.

Das unterzeichnete Institut beabsichtigt seine geographische Anstalt noch vor Ostern nächsten Jahrs auf

dreißig Stecher

zu erweitern. Tüchtige Künstler, welche ein Engagement bei demselben wünschen, sind daher eingeladen, sich, unter gefälliger Einsendung von Probearbeiten, zeitig anzumelden.

Hildburghausen, den 27. November 1831.

Das bibliographische Institut.

---

[480] In unserm Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Antäus,

ein Briefwechsel über spekulative Philosophie in ihrem Conflikt mit Wissenschaft und Sprache

von

O. F. Gruppe.

gr. 8. geheftet 2 Rthlr. 25 Sgr.

Dieß Werk behandelt einen alten Streit unter neuen Gesichtspunkten, und es würde schon auf ein allgemeines Interesse zu rechnen haben, wenn auch seine Ergebnisse weniger glücklich und bestimmt wären. Der Gelehrte vom Fach wird dieß Buch, das eine große Aenderung in den bisher geltenden Ansichten veranlassen dürfte, nicht umgeben können, während jeder Gebildete hier in der klarsten Darstellung einen Weg in das Innere der Philosophie eröffnet findet, welcher ihm sonst nur allzusehr verschlossen seyn möchte. Neuheit, Gründlichkeit und Umfang der Studien bei einer glänzenden Darstellung wird kein Leser darin verkennen.

Berlin, im November 1831.

Nauck'sche Buchhandlung.

---

[500] So eben erschienen bei mir und sind in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Oehlenschläger, A., morgenländische Dichtungen. 2 Bändchen. 12. 24 Bogen auf feinem Druckpapier. Geh. 3 Thlr.

Inhalt. Die Fischerstochter. Ein dramatisches Gedicht. — Die Drillingsbrüder von Damask. Ein Lustspiel.

Romainville, Leontine, die beiden Liberalen. Aus den Memoiren eines jungen Pariser's. 8. 22 Bogen auf feinem Druckpapier. 2 Thlr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[464] Anzeige.

Im Verlage der Gebrüder Schumann in Zwickau sind erschienen und in den meisten Buchhandlungen vorräthig:

1.

Walter Scott's

Werke;

neue Folge 1r bis 4r Band.

„Großvaters Erzählungen aus der französischen Geschichte."

4 Bde. 8. 1 Thlr. 12 Gr. sauber geheftet.

2.

THE WORKS

OF

W. SCOTT;

A NEW SERIES, Vol. 1—4.

„Tales of a Grandfather from the History of France."

4 Vol. in 8. 1 Thlr. 12 Gr.

geheftet.

Um den von vielen Seiten gegen uns ausgesprochenen Wünschen zu begegnen, haben wir zu der Ueberset-

zung deutsche Lettern, so wie zu beiden Ausgaben dieser neuen Folge, welche auf das schönste Patent-Velinpapier gedruckt sind, größeres Format (ein gefälliges Oktav) und etwas größere Schrift gewählt. Man wird bei näherer Ansicht dieser Ausgaben die größte Wohlfeilheit mit möglichster Eleganz vereinigt finden. Walter Scotts nächstens in London herauskommendes neuestes Werk:

„Robert von Paris"

wird baldmöglichst als Fortsetzung zu beiden Ausgaben bei uns erscheinen.

Zwickau, im Oktober 1831.

Gebrüder Schumann.

---

[399] Für Baubeamte, Magistráte, so wie für jeden Zimmer- und Maurermeister.

So eben ist bei G. Basse in Quedlinburg folgendes Werk erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
Preussischen Baupolizei,

verbunden mit dem Baurechte. Nach den Königlich Preußischen Gesetzen, Verordnungen und Ministerialrescripten. Für Baubeamte, administrative, richterliche und geistliche Behörden.

Von
Philipp Zeller.

gr. 8. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

In „von Kamptz's Annalen" (Band 12. Heft 4.) ist dieses Werk bestens empfohlen.

---

[450] Im Verlage von Mörschner und Jasper in Wien ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die herrschenden Krankheiten
des schönen Geschlechts in der Blüthe des Lebens
in großen Städten;

die moralischen und physischen Ursachen derselben, die traurigen Folgen, die sie auf das geistige und körperliche Wohlseyn ausüben und die Mittel ihnen gänzlich vorzubeugen

von
Dr. L. Fleckles

in 8. 1832 in elegantem Umschag geh. 1 Thlr.

Müttern, Erzieherinnen und vorzüglich allen Jungfrauen wird diese populäre Schrift, aus der Feder eines vortheilhaft bekannten, medicinisch-diätetischen Schriftstellers geflossen, besonders gegenwärtig von größtem Nutzen seyn, wo Krankheiten aller Arten ihre Opfer sich auch aus der Blüthe des schönen Geschlechtes wählen. Alle mit der größten Delikatesse physisch und psychisch abgehandelten Gegenstände, wovon wir nur die Hauptrubriken anführen wollen, eignen das Buch zur nützlichsten Lektüre für alle gebildeten Stände, und insbesondere zum Geschenk für das schöne Geschlecht, dem es eine willkommene Gabe seyn wird.

Auszug des Inhalts

Die Jungfrauen in ihren häuslichen Verhältnissen der Jetztwelt, ihre Erziehung und Lebensweise. — Die Temperamente. — Die Bewegungen. — Der Schlaf. — Die Nahrung. — Die Bekleidung und die Moden. — Die Reinlichkeit. — Die Abhärtung. — Ueber weibliche Schönheit. — Die Leidenschaften. — Die Lektüre. — Die Freundschaft. — Der Hang zum Wunderbaren u. s. w.

---

[482] Kunstanzeige.

Gezwungen durch die täglich neu erscheinenden Nachdrücke des in meinem Verlage erschienenen

Original-Portraits Sr. Majestät
des
Königs von Preußen.
Auf Stein gezeichnet
von
Krüger.

setze ich den Preis desselben auf 10 Sgr. herab.

Die Abdrücke nach Krüger von
Oldermann auf 5 Sgr.
Griveden auf 5 Sgr.
Grobs auf 5 Sgr.

zu welchem sie durch alle Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen sind.

Berlin, den 8. November 1831.

George Gropius.

---

[495] Wichtige Anzeige.

In dem Verlagsmagazin für Literatur und Kunst zu Frankfurt a. M. erscheint mit dem Beginnen des Jahres 1832 folgendes höchst interessante Werk:

Alles für Alle
oder
Universal-Chronik unserer Zeit

betitelt, herausgegeben von C. Stralheim, Verfasser des Werkes Unsere Zeit, des Jahres 1830 u. s. w.

Diese Schrift wird in systematischer Ordnung nur solche Thatsachen in einer für Jedermann verständlichen und klaren Sprache mittheilen, welche in der That verdienen für alle Zeiten aufbewahrt zu werden. Die Universal-Chronik wird demnach über alle wirklich wichtigen Begebenheiten, in welches Gebiet sie auch immer eingreifen mögen, vom 1. Januar 1832 in regelmäßigen Lieferungen, von denen jeden Monat eine ausgegeben wird, berichten. Dabei wird das unerläßliche Bestreben der Redaktion dahin gehen, kurz und bündig zu seyn und mit

wenigen Worten viel und Gewichtiges zu sagen, alles weitschweifige Gerede über nicht ansprechende Gegenstände zu vermeiden, ohne der historischen Genauigkeit und Vollständigkeit Eintrag zu thun.

Eine kurze Uebersicht der stehenden Artikel der Chronik, wird dem resp. Publikum deutlich machen, was es von derselben zu erwarten hat.

I. Geschichte und Politik: Diese Rubrik wird die fortlaufende Tagesgeschichte aller Länder in wohlgeordnetem Zusammenhange erzählt liefern.
II. Erdbeschreibung und Statistik: Berichtet über alles, was im Gebiete der Länder- und Völkerkunde Wichtiges vorfällt.
III. Naturgeschichte und Naturlehre: Theilt alle neue Entdeckungen und Phänomene aus dem Reich dieser Wissenschaft mit.
IV. Handel und Gewerbe: Wird von Monat zu Monat über den Zustand und Geschäftsgang dieser wichtigen Zweige in allen ihren Theilen berichten.
V. Literatur: Wird nur solche Werke und Schriften erwähnen, deren Gehalt oder Werth eine kritische Beleuchtung und die allgemeine Aufmerksamkeit verdienen.
VI. Religion und Kirche: Ist besonders dazu bestimmt, die Ausbildung und Richtung, welche diese hochwichtige Angelegenheit der Menschheit nimmt, zu erörtern.
VII. Heilkunde: Durch sie sollen die Leser von allem unterrichtet werden, was für die Gesundheit der Menschen und für die Heilung der Krankheiten neuerdings als bewährt und nützlich erfunden wird.
VIII. Justiz und Polizei: Theilt merkwürdige Processe, Urtheilssprüche, Verbrechen und Criminalfälle mit.
IX. Künste und Wissenschaften: Alles, was Interessantes in diesem unermeßlichen Gebiete vorgeht, und nicht schon in einer besondern Rubrik der Chronik geordnet ist, wird man unter dieser Aufschrift finden.
X. Vermischte Aufsätze gediegenen Inhalts.
XI. Gehaltvolle und Aufschluß gebende Correspondenzen.
XII. Theater: Es wird nur von den bessern Bühnen Deutschlands und des Auslandes die Rede seyn, so wie nur von solchen Künstlern, welche durch ihre Leistungen diesen Namen in der That verdienen.

Durch dieses Unternehmen, für welches ganz vorzügliche Mitarbeiter aus allen Fächern gewonnen sind, deren Wahlspruch seyn wird: „Viel Sinn und kurze Rede," wird einem schon längst gefühlten Bedürfniß abgeholfen, welches besonders solche Personen verspürten, denen es an Zeit und Gelegenheit mangelt, eine Sündfluth von Zeitungen, Tageblättern u. s. w., von denen wir die Quintessenz geben, in allen Sprachen zu lesen, um fortwährend von allem unterrichtet zu seyn, was sich Wissenswerthes auf unserm Planet ereignet. Ohne großen Kosten- und Zeitaufwand, werden die Leser sich angenehm unterhalten und in allen Dingen mit der Zeit fortgehen.

Gediegene, unserm Plan völlig entsprechende Beiträge, werden mit Dank angenommen und anständig honorirt werden. Unfrankirte Zusendungen, wenn sie nicht von schon bekannten Mitarbeitern kommen, gehen unerbrochen zurück.

Eine jede Lieferung wird mindestens 100 Seiten gr. 8. nebst einer guten Abbildung irgend eines interessanten, sich auf die Tagesbegebenheiten beziehenden Gegenstandes enthalten, und, in geschmackvolle Umschläge geheftet, versandt werden; sechs derselben bilden einen Band und zwei Bände ein für sich bestehendes Ganze, dem ein vollständiges Register beigegeben wird.

Der äusserst billige Subscriptionspreis ist für das halbe Jahr oder 6 Hefte 4 fl. 30 kr. oder 2 Rthlr. 18 Gr. sächs., man macht sich nur auf ein Jahr verbindlich.

Alle gute Buchhandlungen, so wie alle Postämter Deutschlands und der angränzenden Staaten nehmen Subscriptionen an. Bei den Buchhandlungen zahlt man nach dem jedesmaligen Empfang eines Heftes, bei den Postämtern aber findet jährlige Vorausbezahlung statt. Das 10te Exemplar wird gratis gegeben.

Frankfurt a. M. im November 1831.

Das Verlagsmagazin für Literatur und Kunst.

---

[492] An alle Buchhandlungen wurde versandt:

PARIS,

OU LE LIVRE DES CENT-ET-UN.

Tome I in 8. 1 Rthlr.

AVIS.

Cette édition comprendra les dix volumes de l'édition parisienne

EN DIX LIVRAISONS

dont chacune avec un titre et une table des matières. Les livraisons paroissent en feuilles, pour être reliées séparément ou en volumes de 2 à 3 livr., au gré des souscripteurs. Une table générale des matières paroitra avec la dernière livraison.

Zu haben in Wien bei Schalbacher,
in Berlin bei Dunker und Humblot,
in Hamburg bei Perthes und Besser,
in Frankfurt a. M. bei S. Schmerber,
in Basel bei Neukirch u. a.

---

[497] Bei Justus Perthes in Gotha ist so eben erschienen:

Chr. Ferd. Schulze's historischer Bildersaal oder Denkwürdigkeiten aus der neueren Geschichte. Fünften Bandes dritter Theil mit 10 Kupfern nach Heideloff. Subscriptionspreis für die bessere Ausgabe auf Schreibpapier 3½ Thlr. oder 6 fl. 18 kr., für die Ausgabe auf Druckpapier 2⅔ Thlr. oder 4 fl. 48 kr.

Auch unter dem Titel:

Geschichten der neuen Zeiten. Dritter Theil.

Dr. K. G. Bretschneider's Heinrich und Antonio oder die Proselyten der römischen und evangelischen Kirche. Vierte vermehrte Auflage. 1½ Thlr. oder 2 fl. 24 kr.

N°. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 15. December 1831.

Ja sammelt sie, die Blätter, die zerrißnen,
Zerstreuten Waisen Deutschlands.

Herder.

Gedichte von Lenz *).

In einem Garten am Contades **), nachdem sich der Verfasser im Flusse gebadet hatte.

Erlaube mir, du freundlichster der Wirthe,
Du Bild der Gottheit, daß ich diese Myrte
Verflecht' in dein verzottelt ***) Haar.
In deinem Gärtchen, das du selbst erzogen,
Sing' ich für dich, was Tausende gelogen,
Beatus ille — und was Keiner war.

Für meine fünfzehn Sols, nehm' ich die Stelle
Von dir auf eine Stunde ein.
Denn sieh', ich komm' aus Aganippens Quelle
Und bin von jeder Sorge rein,
Von jeder Leidenschaft — in diesem Augenblicke
Schickt mich die Gottheit her, dir zuzusehn,
Ganz Herz, ganz Ader für mein Glücke —
Und find' es unaussprechlich schön.

Das muß gesungen seyn. Da Alles singet
In unsern Tagen, schwieg ich lang.
Die Freude, dacht' ich, welche klinget,
Verliert sich schneller, als ihr Klang.
Doch deine stille Lust, die niemand neidet,
Die niemand fühlt, als du allein und ich,
Wird die mit einem Lied umkleidet,
Erhöhet und verbessert sich.

Was hält mich ab, dir dieses Lied zu zeigen?
Ach, du verstehst es nicht. Doch zeig' ich's hier
Den Bäumen, die, wie du, ihr Glück verschweigen;
Heut' Abend sitz hieher, dann rauschen sie es dir.

*) Nachdem wir die Briefe des unglücklichen Dichters Lenz mitgetheilt, geben wir auch noch einige Gedichte desselben, die in Tieks Ausgabe fehlen, und, als für jene Periode sehr charakteristisch, der Aufbewahrung werth sind.

**) Der ehemalige Schützenplatz, ein lieblicher Spaziergang bei Straßburg; er hat seinen Namen vom Marschall Contades.

***) Ein Straßburger, überhaupt süddeutscher Provinzialismus, für verwirrt.

Die Wallfahrt zum Oherrigsee.

(Fortsetzung.)

„Diese kleine Verlängerung ihrer Haft," bemerkte der Hauptmann mit wichtiger Miene, „wird ihnen jede Theilnahme an dem Handel, der, nach meiner festen Ueberzeugung, heute Nacht vorgehen soll, unmöglich machen, und zugleich Ihnen, Herr Lieutenant," sezte er scherzend hinzu, „Zeit lassen, der Pilgerin den Hof zu machen, was Sie, wie ich sehe, zu thun Lust haben. Nehmen Sie sich indessen in Acht, junger Herr; die Bursche hier herum sind wahre Tyger, wenn's darauf ankommt, ihre Weiber und Töchter vor den unheiligen Klauen eines Protestanten zu bewahren."

Ehe noch des Beamten Sinn zu Freigebung Rosas und ihrer Begleiterin umgestimmt war, hatten sich beide unter der Obhut der Wirthin in ein entfernteres Gemach zurückgezogen, wohin nun auch Lygon sich begab, um ihnen den Erfolg seiner Vermittlung zu verkünden. Er fand den Gegenstand seiner Theilnahme bitterlich weinend in Shibbalds Armen und umringt von einer Schaar Weiber, die sämmtlich damit beschäftigt waren, der armen Rosa Trost einzusprechen. Mit einem Blick las die Wirthin in Lygons Miene den Inhalt seiner Botschaft und verkündete freudig seine Ankunft. „Da kommt der hübsche Herr Hauptmann,“ — von einem niedrigern militärischen Titel wollte sie durchaus nie etwas wissen — „Gottes Segen über sein schönes Gesicht! um Euch zu trösten, Jungfer Rosa.“ Die Jungfrau erröthete durch ihre Thränen; der Schwarm theilte sich, selbst die eifersüchtige Shibbald machte dem Boten des Trostes Platz, und in Lygons Armen schluchzte Rosa ihre Dankbarkeit aus, als er sie von des Beamten günstiger Entschließung in Kenntniß sezte. Lobeserhebungen, Segensworte und Komplimente über seine hübsche Person und sein noch hübscheres Kollet ergossen sich in Strömen von all den Weiberzungen, als er das Zimmer verließ, und den ganzen Abend wurde die hübsche Rosa mit Erzählungen von den mancherlei tapfern, edeln und großen Thaten unterhalten, welche der junge Offizier seit seinem Aufenthalt im „General Sarsfield“ verrichtet hatte; wobei denn mancher keineswegs verdeckte oder zweideutige Fingerzeig in Bezug auf den Eindruck gegeben wurde, den, nach dem Urtheil Aller, Fräulein Rosas Reize auf sein Herz gemacht hatten. „Und warum könnte sie nicht eines Generals Frau seyn?“ fragte Shibbald; „das Blut in ihren Adern, dafür bürg' ich, ist wahrhaftig so gut, als das seinige nur seyn kann; und hätten ihre Väter an ihrem alten Glauben nicht so fest und so treu gehalten, so dürften jezt ihre Leute den Kopf so hoch tragen, wie nur irgend ein vornehmer Herr oder Obrist unter ihnen. Aber Gott,“ sezte sie, sich bekreuzend, hinzu, „wird die Gläubigen schon noch belohnen.“ Diesem frommen Wunsche folgte von Seiten der weiblichen Seligkeitskandidaten der Wink, daß es jezt Zeit sey, den Rosenkranz zu beten, wozu denn alle mit der Inbrunst irischer Katholiken sich anschickten. Nach beendigter Andachtsübung wurden Rosa und ihre Dienerin der Ruhe überlassen, aus der sie zu früher Stunde erwachten und nun zu Beendigung ihrer Wallfahrt aufbrachen; mit welch inbrünstiger Andacht aber auch die junge Enkeltochter der Verdons St. Brendans heiligem Schrein zuwanderte, so bleibt dennoch gewiß, daß sie mehr als einen sehnsüchtigen Blick nach der ganz unheiligen Aufschrift des Wirthsschildes: „zum General Sarsfield,“ zurückwarf und mehr als einmal über die Ketzerei des jungen edeln Kriegers, dem sie ihre Befreiung verdankte, seufzte. Aber ebensowenig vergaß auch er sein Abentheuer und die ländliche Heldin desselben.

Der weibliche Theil des irischen Landvolks hat im Allgemeinen kein reizendes Aeußere, und finden sich auch von Natur glückliche Züge und angenehme Gestalten unter ihm, so verlieren sie doch durch die Verkümmerung, in der die Armen leben, durch die ungesunden, unzureichenden Nahrungsmittel und die harten Arbeiten, zu denen sie verurtheilt sind, jeden Reiz in Augen, welche nur Frauen im Zustande der Verfeinerung und geistiger und körperlicher Ausbildung zu sehen gewohnt sind. Deßhalb wirkten denn auch auf Herbert Lygon, der bereits geraume Zeit in Irland durch den Dienst festgehalten war, Rosa Verdons ländliche Reize mit dem vollen Zauber der Neuheit; und wenn er unter andern Umständen an manch hübscherem Mädchen ohne einen zweiten Blick vorübergegangen wäre, so konnte er hier, unter den abstoßenden Formen, welche ihn umgaben, den Eindruck, welchen Rosa auf ihn gemacht hatte, nicht so schnell vergessen; wie reizend, wie liebenswürdig war die Mischung von Naivetät, frommem Sinne und romantischem Schwung, die ihm in der kurzen Bekanntschaft als Hauptcharakter des Mädchens entgegengetreten war. Da er überdieß in einem Alter war, in welchem die Menschen häufiger nach einem augenblicklichen Eindruck, als nach kalter Ueberlegung handeln, so reifte rasch der Entschluß in ihm, eine Reise nach dem Dherrigsee zu machen, um, wie er sagte, die „Station“ zu besuchen, aber, wie er fühlte, in der Hoffnung, die hübsche Pilgerin wieder zu sehen. Zur bösen Stunde bot sich ihm die Gelegenheit, diesen Entschluß auszuführen, durch die Gefälligkeit eines Waffenbruders, der ihn in einigen Tagen auf seinem Posten abzulösen versprach. In der Zwischenzeit zog er die nöthigen Erkundigungen über die Lage des Wallfahrtsorts und den Weg dahin ein, und brach im Laufe der Woche, von einem Diener begleitet, in einem leichten Cabriolet nach der Grafschaft Donegal auf. Er durchflog die Grafschaften Armagh, May und Omagh und befand sich am dritten Tage in der Nähe des heiligen Sees. In den lezten Stunden hatte auf der Straße das Gedränge der Wallfahrer jeden Alters und Geschlechts, hauptsächlich aber von Weibern, welche mit bloßem Haupt und barfuß den Ufern des Sees zueilten, mehr und mehr zugenommen. Die bei weitem größere Mehrzahl war aus dem untersten Stande, doch schienen auch nicht wenige der bessern Klasse der Landbewohner anzugehören, und mehrere der leztern trugen, sonst von den übrigen in nichts unterschieden, da sie alle mit dem gewöhnlichen grauen Mantel bekleidet waren, gleich Rosa Verdon, Schuhe und Strümpfe, hatten aber dabei das Gesicht verhüllt. Endlich wurde in einer Gegend, die in ihrer Wildheit das

wahre Gepräge eines Ortes der Buße trug, der heilige See sichtbar: er war kreisrund, und fast in seinem Mittelpunkte lag das kleine Eiland mit seiner geheimnißvollen Grotte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fichte an Jung.

2.

Jena den 13ten Brûmaire (den 3ten Nov. 1798.)

(Ein, außer dem im Leben und Briefwechsel II. 410. abgedruckten, zweiter dazwischen fallender Brief von letzterem ist verloren gegangen.)

Ihr letzter Brief, verehrungswürdiger Freund, eröffnet mir Aussichten, die meinem Geiste eben so belebend, als meinem Herzen angenehm sind. Es bleibt nicht bei diesem Erziehungsplane; es wird ein anderer entworfen. Sie sind es, der denselben entwirft, und so gehen der Menschheit bessere Aussichten auf. Ich werde es für einen sehr schätzbaren Beweis Ihres gütigen Vertrauens halten, wenn Sie mir diesen Plan zu seiner Zeit zuschicken wollen.

Wie Sie sich über die Hauptgedanken der Eintheilung in Primär-, Central- und Specialschulen ausdrücken, verstehe ich Sie vollkommen, und die Sache hat meinen unbeschränktesten Beifall. Was ich desiderirte, ist in der Spezialschule.

Mehr als drei Stunden des Tages möchte ich nicht gern lesen: wenigstens habe ich es noch nicht versucht. Es kommt in Absicht der zu benennenden Disciplinen darauf an, ob ein halbjähriger, oder ein einjähriger Kursus eingerichtet wird, und ob auch im letztern Falle nicht zwei zu einander passende Disciplinen verbunden werden können zu einer jährigen Vorlesung. Im letztern Falle könnte ich sechs, im erstern nur drei Kollegia übernehmen. Es kommt ferner darauf an, ob ich, wie ich wünschte, für Special- und Centralschule, oder nur für Eine von beiden, wie ich nicht wünsche, angestellt werden sollte. Ich könnte mich anheischig machen für die Specialschule 1) zu einem Kollegio über die Fundamente der Transscendentalphilosophie, was ich gegenwärtig unter dem Namen der Wissenschaftslehre lese, welche ich weiter hinausführen und so in einen jährigen Kursus verwandeln könnte; für die Centralschule 2) zu einer populären Darstellung dieser Philosophie, wie sie für jeden Menschen begreiflich und für den mündig gewordenen, den die Fesseln des Kirchenglaubens nicht mehr halten, und der sich fremder Autorität nicht mehr hingibt, unentbehrlich ist. Die Idee einer solchen populären Darstellung ist ganz neu. Ich habe sie vorlängst entworfen und ausgemalt bei mir, auch schon längst sie in einer Schrift ausführen wollen, zu deren Ausarbeitung ich bis jezt noch nicht Zeit gefunden. Ich müßte also, falls Jemanden dieser Vorsatz entweder unausführbar oder überflüssig erscheinen sollte, bitten, daß man mich erst ausführlich darüber höre. Ich könnte 3) für die Centralschule Rechtslehre und Sittenlehre vortragen. Ich sage für die Centralschule, denn diese Wissenschaften nähern sich schon ohnedies der Popularität vermöge ihres Inhalts, und die tiefern Prinzipien derselben können für den Philosophen und Gelehrten von Profession in Nr. I. vorgetragen werden.

Hierzu könnte ich mich sogleich anheischig machen. Aber es gehört in mein aufzustellendes System der Philosophie, daß ich auch noch die Aesthetik bearbeite. Die streng wissenschaftlichen Prinzipien dieser Bearbeitung könnten mit Nr. I. verknüpft werden, die populären Resultate einen Anhang zu Nr. II. geben. Bis dahin könnte mit Nr. II. philosophische Religionslehre verbunden werden, welche ich gleichfalls von nun an vorzutragen mich fähig finde.

Auf Veranlassung dieses letztern Punktes: sollten, wie zu erwarten und zu wünschen ist, in dem Sitze dieses Bildungsinstituts rein vernünftige, moralisch-religiöse Versammlungen eingeführt werden, so halte ich mich für fähig, in denselben, etwa abwechselnd mit andern, öffentliche Reden zu halten. Ich rede mit Ihnen, verehrungswürdiger Freund; es ist daher unnöthig, diese nur hingeworfenen Winke weiter zu erklären. —

Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen, und auf das großmüthige und höchst freundschaftliche Anerbieten, mich, ehe ich mein entschiedenes Jawort gebe, mit dem Innern der zu erwartenden Lage ganz bekannt zu machen.

Ganz der Ihrige
Fichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Theaterfreiheit und ihre Folgen. Latouche.

Am Theater haben wir, seitdem ihm die Julirevolution volle Freiheit gebracht oder vielmehr erkämpft hat, manche sonderbare Erscheinungen, und es ist wahrlich höchst interessant, die vielen Bocksprünge zu sehen, welche die Theaterdichter machen; es ist ein ganz anderes Wesen, als da noch eine Theatercensur die Kinder ihrer Laune mit ihrer scharfen Scheere zustuzte und verstümmelte. Wir bekommen jezt die Früchte ihres Geistes, wie sie die Phantasie hervorgebracht hat, natürlich und ungekünstelt. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß jezt lauter Meisterstücke zu Tage kommen; im Gegentheil hat es vielleicht nie so viel schlechte Stücke auf der Bühne gegeben, und die neuen Produkte fallen wie Blätter im Herbste. Allein so wie viele Banquerotte von der Lebhaftigkeit des Handels in einem Lande zeugen, so beweist auch

das häufige Durchfallen dramatischer Stücke die Thätigkeit der dramatischen Kunst bei einer Nation. Und wie wäre es auch möglich, daß bei einer so ungeheuren Konkurrenz, bei dem großen Verlangen des Pariser Publikums nach Neuigkeiten, bei dem Tummeln der Pariser Dichter nicht manche Mißgriffe geschehen, nicht manche ungehobelten Produkte zur Welt kommen sollten! Einigen Schriftstellern ist es auch wenig um dauernden Ruhm zu thun; sie wollen nur nach Scribes Beispiel durch Theatergedichte reich werden. Es fehlt ihnen aber an Scribes unerschöpflicher Gewandtheit, an seiner geistreichen Darstellungskunst und an aller Originalität; Situationen und Geschichten, die schon zwanzigmal auf der Bühne vorgekommen sind, wenden sie um und stellen sie zum einundzwanzigstenmale wieder dar, zuweilen schlechter, als man sie bisher gesehen hatte. Manchmal streifen ihre Produkte auch sehr nahe an das Sittenlose; dann aber warnt sie das Publikum mit seinen gellenden Pfeifen, in die Schranken der Sittlichkeit zurückzutreten. Dies wiederfuhr neulich am Théâtre français dem durch mehrere geistreichen Schriften bekannten Latouche, welcher irgendwo in französischen Memoiren gelesen hatte, daß französische und österreichische Intriguen am Hofe Karls II., Königs von Spanien, gewaltig thätig waren wegen der Thronfolge. Es kam darauf an, wie die geheimen Memoiren sagen, ob Karl II. von seiner jungen Gemahlin einen Erben bekommen würde oder nicht. Herr Latouche hat gedacht, es müßte sehr drolligt seyn, solch diplomatische Intriguen wegen einer noch nicht vorhandenen Nachkommenschaft auf der Bühne darzustellen, und ganz heimlich hat er zu sich gesagt: da einem gewandten Schriftsteller nichts unmöglich sey, so könne man ja auch wohl den Streit der Gesandten um einen künftigen Kronprinzen so schildern, daß das Publikum nur darüber lache und nichts Uebles dabei denke. Vielleicht wäre Scribe'n solch eine schwierige Aufgabe ein Spiel gewesen; aber Latouche besizt diese Gewandtheit nicht, wie denn überhaupt dieser Schriftsteller auf der Bühne noch keinen grossen Beifall gefunden hat, vielleicht aus demselben Grunde, welcher es Voltaire'n unmöglich machte, ein guter Lustspieldichter zu werden, weil nämlich der Wiz bei ihm überwiegend war. Man schrie über Unanständigkeit, es wurde gepfiffen, und das Stück fiel durch; wenigstens hielt es der Verfasser für rathsam, es zurückzunehmen. Viel gewandter als im dramatischen Fache ist dieser Latouche im Abfassen von Memoiren, die unter andern Namen herausgegeben werden; eine Beschäftigung, die freilich nicht die allerehrlichste ist, ihm aber sehr einträglich gewesen seyn soll. So wird behauptet, die Mémoires d'une contemporaine rühren großentheils von ihm her. Die vorgeblichen Briefe Ganganellis und Carlins sind bestimmt eine Erfindung von ihm. Es war nämlich bekannt, daß Pabst Ganganelli in seiner Jugend mit dem in der Folge unter dem Namen Carlin bekannten Theaterharlekin studirt hatte. Latouche schob ihnen nun eine Korrespondenz unter, die in den Tageblättern als eine eben aufgefundene Sammlung gerühmt wurde, und manche Leute mögen die Sache auch wohl ganz ernsthaft genommen haben. Wahrscheinlich hat Latouche in sein Fäustchen gelacht, daß er sie so leicht betrogen. Daran nimmt Niemand Anstoß in Paris: wenn ein neues Werk nur interessant ist, so wird die Authentizität nicht genau untersucht. Hat nicht Voltaire eben so den Leuten manchen untergeschobenen Schwank mitgetheilt, ohne daß ihn deshalb Jemand zur Rede gestellt hätte? Wie viele Memoiren sind nicht in den lezten Jahren herausgekommen, von denen die vorgeblichen Verfasser wahrscheinlich kein Wort aufgesezt haben, z. B. Memoiren der Mad. Dubarry, des Scharfrichters Sanson u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Ende Novembers.

(Fortsezung.)

Geist der Stadt Leipzig. Krug.

Der Abend des 30sten August kostete mehreren, selbst unschuldigen, Menschen Leben, Gesundheit oder Freiheit. Viele behaupten, und das mit vollstem Rechte, daß wenigstens das Leben hätte geschont werden können. Das Niederschießen und Verwunden der Menschen durch Feldmilitär ist und bleibt in jedem Falle eine, man weiß bis heute noch nicht von wem anbefohlene Voreiligkeit, deren Last wir um keinen Preis der Welt, auch nicht um eine Ministerialrathsstelle, auf unserm Gewissen haben möchten. Die Strafe derer, welche der Theilnahme an einem Exzesse — von einem Tumulte kann vernünftiger Weise gar nicht gesprochen werden — überwiesen werden konnten, ist von einer königlichen Immediatkommission nicht ohne Strenge bestimmt und verhängt worden. Es ist dabei Alles ruhig und ergebungsvoll geblieben, und seit dem 30sten August ist auch nicht die Spur von irgend einer Störung in unserer Stadt wieder zu entdecken gewesen. Das fremde, aus benachbarten Ortschaften zusammengezogene, aber nicht gebrauchte Militär hat sich wieder zurückgezogen, und die zurückgebliebene 1000 Mann starke Infanterie und Kavallerie scheint nur ihres Vergnügens wegen noch da zu seyn. Bedauernswerth, aber vielleicht von tiefer Politik beabsichtigt ist es, daß das Ansehen der Kommunalgarde seit zwei Monaten bedeutend gesunken ist, und daß die erste Veränderung — die unfreiwillige Beziehung einer angewiesenen Wachtstube — eine zweite, eben so unangenehme Veränderung — die einzelnen schön, mitunter prachtvoll geschmückten Kompagnien dürfen erst gegen Abend auf die Wache ziehen und nur die Nacht hindurch Wachtdienste thun — nach sich gezogen hat. Sonst ist Stimmung, wie Gesinnung, in Leipzig im Ganzen recht legitim. Wenn etwas zu tadeln ist, so ist es der aristokratische Sinn, der sich hier und da laut und breit macht, nicht selten aber an den entehrendsten Servilismus angrenzt. Selbst unser berühmter Professor Krug hat den Liberalismus verlassen und mag nichts mehr von dem Rechte des Volkes und der Völker lehren, sondern spricht und schreibt nur noch von dem Rechte der Fürsten. Wie er sich früher als ein Freund der Griechen bewiesen hat, so beweist er sich jezt als ein Feind der Polen. Unstreitig hat er demnach das beste Mittel ergriffen, um zu dem einen Orden, den er schon erhalten hat, in kurzer Zeit noch zehn andere zu erhalten. Ob aber sein Ruhm als der eines großen, freisinnigen Philosophen, nüzlichen Lehrers und empfehlenswürdigen Schriftstellers nicht dabei leidet, ist eine Frage, unschwer zu beantworten. Unsere Censur unterstüzt Hrn. Krugs zeitgemäßes Bemühen auf das Kräftigste, findet aber nicht allzuviel Gelegenheit, ihre Absicht, die Menschen wieder umzustimmen, zu fördern, da überall verständige Mäßigung und Vorsicht unter den Schriftstellern sich kund gibt. Es ist also vollkommener Unsinn oder Bosheit, wenn die hier erscheinenden Zeitschriften des Ultraliberalismus, des Kämpfens für die Sache des Pöbels und ähnlicher Vergehen beschuldigt werden. Man könnte auch als Geizhals, dem eine hohe Belohnung aussezen, welcher in einem in Leipzig gedruckten, also auch censirten Journale eine Zweideutigkeit gegen Obrigkeit und Regierung auffindet. Daß Privatfehden in unsern Journalen nicht allemal den Charakter des Anstandes und der Mäßigung gehabt haben, ist wahr; aber man hat auch längst eingesehen, wie verächtlich und schädlich solche Kämpfe sind, und hat begonnen, sie zu verbannen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 300.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 16. December 1831.

Oui, je connais le peuple, il a besoin d'erreur;
On véritable ou faux, mon culte est nécessaire.

Voltaire.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Am Ufer zeigte sich überall das regste Leben. Es war der Vorabend des Festes der Geburt der heiligen Jungfrau, ein Tag, der, wie man meinte, für den Beginn der „Station" vorzüglich geeignet war, und dichte Haufen von Wallfahrern standen an einer Art von rohem Landungsplatze versammelt und harrten ungeduldig des Nachens, der eben in geringer Entfernung vom Eiland auf der Rückfahrt begriffen war, nachdem er dort eine Schaar von Pilgern abgesezt hatte. Lygon sah ein Weile der Einschiffung der Andächtigen zu und erkundigte sich dann nach einem bequemen Unterkunftsort für die Nacht, erfuhr aber zu seinem Erstaunen, daß es in der ganzen Umgegend bis Pettigo kein Wirthshaus gebe, daß er indessen vielleicht in des Priesters Wohnung, welche man ihm nicht fern vom See wies, Aufnahme finden könne. Er hatte lang genug in Irland gelebt, um zu wissen, daß Gastfreundschaft eine von der römisch-katholischen Geistlichkeit in vollem Maaße geübte Tugend ist, und verlor deßhalb keine Zeit, der erhaltenen Weisung zu folgen. Bei seiner Ankunft am Pfarrhause, das recht behaglich und ansehnlich sich darstellte, erfuhr er, der „Doktor" und die andern hochwürdigen Herren seyen auf der Insel, aber Miß Connall, Sr. Hochwürden Nichte, befinde sich zu Hause und werde sich glücklich schätzen, ihn zu empfangen.

Obgleich die irisch-katholische Geistlichkeit auf die Freuden der Ehe Verzicht leisten muß, so hat sie doch deßhalb keineswegs dem Vergnügen weiblicher Gesellschaft entsagt. Es gibt in ganz Irland kaum einen Weltpriester, der nicht mit einer Nichte versehen wäre, die seinem Hauswesen vorsteht; ja, so ständig findet sich eine Verwandte, die diesen Namen führt, in der Haushaltung jener heiligen Männer, daß es wohl den Geschwistern eines geistlichen Herrn nie an Ehesegen gebrechen muß. Lygon fand in Miß Connall ein schmuckes, rühriges, junges Weibchen, das ihn mit Höflichkeiten überschüttete; der Oheim kam eben noch dazu, um ihre Versicherungen zu bekräftigen und zeigte Lygons Blicken eine Figur, ganz verschieden von dem Bilde, welches man sich in England gewöhnlich von einem papistischen irischen Priester macht.

Doktor Connall war ein kleiner, magerer, rühriger Mann, von etwa sechzig Jahren, mit einem feurigen Auge und jenem Guß der Züge, welcher den Mann von Geschmack und feinem Gefühl verkündet. Er war ganz schwarz gekleidet, trug einen Rock mit Schößen und stehendem Kragen, kleine goldene Schnallen auf den Schuhen, eine braune Perücke, und in der Hand einen hübschen Stock mit goldenem Knopfe. Lygon nannte Namen und Stand, sagte, er sey hieher gekommen, den See und Wallfahrtsort zu sehen, und erwartete nun die Antwort des Geistlichen, welche denn auch mit dem Anstande des Weltmannes und den höflichsten und von feiner Bildung zeugenden Worten gegeben wurde. Die neuen Be-

kannten sezten sich zum Abendtische und Lygon erfuhr nun, sein Wirth sey in Paris erzogen worden und habe dort einen großen Theil seines Lebens zugebracht; noch jezt sprach er von dieser fröhlichen Weltstadt, ihrem Glanze und ihren Vergnügungen, wie Jemand, der den Geschmack an der Pracht und der Eitelkeit dieser irdischen Welt durchaus nicht verloren hat.

Im Verlaufe des Abends wurde Lygon in seinen Bemerkungen freier; als er zulezt sein Erstaunen äußerte, in einem so abgelegenen Landstrich einen Mann von Doktor Connalls Charakter und Bildung zu treffen, rief der Priester aus: „Ja, und Sie möchten, als ein junger Kezer, noch hinzusetzen: einen Mann, wie mich, die Obhut über einen Wallfahrtsort führen zu sehen, wenn Sie mich nicht zu beleidigen fürchteten; doch, lieber Herr, sollte es nicht wahr seyn, qu'il y a des actions de piété, qui paraissent méprisables aux yeux des hommes et qui sont d'un grand prix devant Dieu?“ Er theilte ohne Rückhalt seine Lebensumstände mit. „Nach meiner Heimkehr aus Frankreich,“ erzählte er, „wurde ich Kaplan bei einem römisch-katholischen Herrn in der Grafschaft Majo, der einen sehr schlechten Tisch und einen noch schlechtern Lebenswandel führte. Ich hatte einen bösen Stand bei ihm, bis mich ein Freund, der Bischof dieses Sprengels geworden war, auf meine gegenwärtige Stelle ernannte, wo ich, wie Sie sehen, ganz erträglich lebe und in recht freundschaftlichen Verhältnissen mit meinen Nachbarn stehe, ihrer Gesellschaft und nicht minder dann und wann des Besuchs eines Kezers mich erfreue, der, wie Sie, hieher kommt, um sich unser „Ellan n' Purgadory,“ *) wie wir jene Insel der Buße auf Irisch nennen, zu besehen.“

Der Abend verstrich ohne sonderliche Spuren von Buße oder Kasteiung; am andern Morgen aber begab sich Lygon mit seinem geistlichen Wirthe an das Seeufer, wo sie einen kleinen Nachen bestiegen und nach der etwa eine Viertelstunde entfernten Insel fuhren. Auf der Ueberfahrt erzählte der alte Priester mancherlei von der Zahl der Pilgrime und der Art der religiösen Uebungen, wobei er sich gegen Lygon, ohne die entfernteste Beziehung auf die Verschiedenheit ihrer Glaubensmeinungen, in dem Sinne eines Weltmanns und auf eine Art äußerte, als ob der Gegenstand der Unterhaltung keinen von ihnen irgend näher anginge. „Wir haben jezt,“ bemerkte er, „zwölfhundert Wallfahrer auf der Insel, weniger als tausend aber nie in der ganzen Wallfahrtszeit, die vom Juni bis zum September dauert. Von einem jeden bekomme ich einen Schilling, und meine Amtsgenossen, die Sie auf der Insel sehen werden, erhalten gleichfalls einen kleinen Beweis von der Andacht der Büsser. Jeder Wallfahrer bleibt neun Tage und ebenso viele Nächte, die er mit frommen Uebungen zubringt, und lebt in dieser Zeit von Haferkuchen, deren wir ihm jeden Tag einen liefern; dazu trinkt er einzig das Wasser des Sees.“

*) Eiland des Purgatoriums.

Als sie das Eiland erreichten, ließ sich der Schall eines Glöckchens hören, und man sah nun die jüngern Priester, fünf an der Zahl, heranschreiten, vor ihnen her einen Mann, der ein mächtiges hölzernes Kreuz trug, und hinter ihnen eine Schaar Knaben in weißen Chorhemden. Doktor Connall stand im Nachen auf und grüßte, nachdem er einen Kragen von Seide, auf welchem an verschiedenen Stellen Kreuze eingenäht waren, umgelegt hatte, seine Brüder in dem Herrn, mit den Worten: „Dominus vobiscum,“ worauf alle antworteten: „et cum spiritu tuo.“ Beim Landen trat ein Knabe mit einem Becken Wasser vor und reichte dem Doktor einen kleinen Wedel, der ihn nun in das Wasser eintauchte, zuerst sich Haupt und Hände damit besprengte und dann fortwährend das Wasser rings umher sprizte. Eine Prozession hatte sich bald gebildet und bewegte sich nach der im Mittelpunkt der Insel gelegenen Grotte. Die Insel, welche nicht über einen Morgen groß ist, war mit menschlichen Wesen wie besät. So wie die Prozession vorschritt, standen die Büssenden, welche zu beiden Seiten auf den Knieen lagen, auf, drängten sich schaarenweise um den Priester und streckten die Hände mit Begierde aus, um ein Paar Tropfen des geweihten Wassers aufzufangen. Bei seiner Ankunft in der Höhle, welche zu einer Art Kapelle hergerichtet war, legte Doktor Connall seine Meßgewänder an und begann den Gottesdienst, dießmal, des Festtages wegen, ein Hochamt, bei welchem alle sechs Priester mitwirkten; die Wallfahrer, die inbrünstigste Andacht in allen Geberden, drängten sich um den Eingang der Grotte. Das Schauspiel war groß und von ergreifender Wirkung; Lygon wartete indessen doch mit Ungeduld auf den Augenblick, wo das Ende der Feierlichkeit ihm erlauben würde, sich nach Rosa Verdon umzusehen, da auf einmal, gerade als der fromme Kreis, an die Brust schlagend, die Worte: „Culpa, mea culpa, mea maxima culpa“ wiederholte, entstand in den entferntesten Volkshaufen eine unruhige Bewegung, die sich schnell der ganzen Versammlung mittheilte; der Priester fuhr, ohne diese Störung zu beachten, fort; allein ehe er zum Schlusse kam, ließ sich der gemessene Tritt eines Soldatentrupps und Waffengeklirr hören, und bald ertönte das laute Kommandowort „Halt!“ Unmittelbar darauf trat ein Infanterieoffizier mit bloßem Degen in die Höhle und rief: „In des Königs Namen fordere ich die Versammlung auf, auseinander zu gehen!“ Lygon wandte den Blick nach dem Sprechenden, erkannte in ihm einen seiner Freunde und trat vor, um von ihm eine kurze Frist bis zu Beendigung der Messe auszuwirken.

Seine Bitte ward bereitwillig gewährt und der Priester fuhr nun mit großer Würde und Selbstbeherrschung in vollkommen ruhiger Haltung fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fichte an Jung.

3.

Jena, den 15ten Nivose VII. (den 4ten Jan. 1799.)

Ihre Zuschrift, mein verehrungswürdiger Freund, traf mich kurz vorher, als mir eine dringende Arbeit zubereitet wurde, deren Gegenstand Sie ganz sicher höchstens acht Tage nach Empfang dieses Schreibens wissen und selbst haben werden. Dieß ist der Grund, warum ich Ihr schätzbares Schreiben erst jezt beantworte; und auch jezt mit fliegender Feder, indem jene Chikane mich nun auf einer andern Seite angreift und mir da wieder zu thun macht.

Meine herzliche Condolenz, daß diese schönen Aussichten für die Menschheit wieder verschwinden mußten. Jedoch erwarte ich Ihren Plan mit Begier. Das Uebel ist nur, daß man nicht festen Trittes einhergeht, bald, wie z. B. jezt so eben, gute Stimmung, bald wieder rohe Gewaltthätigkeit zeigt. Aber es muß denn doch einmal besser werden.

Ihre Uebersetzung des Ossian erwarte ich mit Begier. Ich werde sie Schillern mittheilen. Dieß ist ohne Zweifel der rechte Weg, sie nach Würden zu schätzen und Alles am besten einzuleiten.

Ihr
innigst ergebener
Fichte.

Sie erhalten nächstens etwas von mir.

* * *

4.

Jena, den 20sten Germinal VII. (den 10. April 1799.)

Sie haben doch, mein verehrtester Freund, meine Appellation nebst dem gedruckten Schreiben erhalten und daraus ersehen, wie es bei uns stand? Jezt hat die Sache sich so durch unerwartete Schlauheit der Regierungen gewendet, daß ich meine Dimission nehmen müssen, ohne daß es doch das Ansehen hat, als ob meine Obrigkeit finster genug dächte, um an Atheismus zu glauben und ihn zu verfolgen.

Ich werde einige Wochen, nachdem Sie diesen Brief erhalten, Jena verlassen, und mein erster Ausflug ist auf das linke Rheinufer. Ich ersuche Sie sonach, verehrtester Freund, mir so schnell als möglich einen Paß zu senden, der mir das Durchreisen durch die französischen Armeen und die Ankunft zu Mainz möglich mache. Er kann eingerichtet werden, vermittelst desselben über Straßburg nach Basel zu kommen.

Haben Sie die Güte, Ihr Antwortsschreiben an Herrn H., der Medicin Beflissenen, allhier zu kouvertiren, indem ich in den gegenwärtigen Umständen auf die Sicherheit der Posten für mich nicht sehr rechnen kann.

Mehreres zu schreiben, verbietet mir die gegenwärtige Lage, indem ich denn doch nicht sicher bin, daß nicht auch dieser Brief verloren gehe, meine eigene Unentschiedenheit und der Zeitmangel. Ich rechne ja auf das Glück, Sie bald persönlich kennen zu lernen und mich mit Ihnen über Alles zu besprechen.

Der Ueberbringer, mein vieljähriger Zuhörer und Freund, der nach der Schweiz reist und den ich Ihnen zu gütiger Aufnahme empfehle, weiß nicht den Inhalt dieses Briefes, noch meine weitern Absichten.

Gruß, Hochachtung und Freundschaft.

Fichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Novembers.

(Beschluß.)

Literatur und Handel.

Unter den hier erscheinenden und hier gedruckten Zeitschriften nennen wir „das Vaterland“ als etwas sehr Gutes. Leider hat aber das Wort „Vaterland“ nirgends einen recht eindringlichen Klang mehr, und darum besteht auch die Zeitschrift: „das Vaterland.“ nur durch die Aufopferung der Buchhandlung. Neben dem „Vaterland“ steht die „Sachsenzeitung.“ Sie sucht sich immer mehr und immer glücklicher zu einer „Deutschlandszeitung“ zu erheben. Sie enthält, besonders seit den lezten Monaten, sehr viel Gutes und Vorzügliches, und ist daher der größten Theilnahme, auch außerhalb Sachsens, würdig. Die „elegante Welt“ des Hrn. Hofrath Methusalem Müller geht ihren gemessenen Schritt und appellirt gegen ihren Untergang bei dem Gewohnheitsrechte. Die „Hebe“ des Hrn. von Alvensleben erhält sich ebenfalls fort und fort, ja hofft von Seiten des jungen, betriebsamen Buchhändlers Reclam von Neuem eine Erhebung. Das Leipziger Tageblatt, der Vaterlandsfreund, und andere Blätter kommen nicht über das Weichbild Leipzigs hinaus und sind ohne alle höhere Bedeutung. Einer besondern Erwähnung müssen wir aber hier die bei C. H. F. Hartmann erscheinende Zeitschrift: „Unser Planet,“ würdigen. Sie hat sich bis jezt schon einer nicht geringen Theilnahme des deutschen, an Zeitliteratur gerade nicht armen Publikums zu erfreuen gehabt und wird sich gewiß derselben auch ferner zu erfreuen haben. Das leztere ist um so zuversichtlicher und sicherer zu hoffen, da die Zeitschrift im kommenden Jahre 1832 zwar in ihrem bisherigen empfehlenden und glanzvollen Aeußern, aber in einer sehr zeit- und zweckgemäß erweiterten und erhöhten Tendenz erscheinen wird. Da sich mehrere ältere und jüngere Schriftsteller, Gelehrte und Kunstrichter, deren sämmtliche Namen nicht unrühmlich klingen, verbunden haben, dafür zu arbeiten, kann es wohl nicht fehlen, daß sich die Zeitschrift einen Rang neben den besten und beliebtesten deutschen Zeit-

schriften erringt. Wir können der erneuten Unternehmung, wie jeder andern, die etwas Gutes verspricht, nur von Herzen Glück wünschen, Glück von der Zeit und Glück von den durch diese meistentheils bestimmten Menschen.

Von Leipzig als von einer Universitätsstadt ist nur Gutes zu melden. Der Geist der Wissenschaftlichkeit, des Fleißes, der Ruhe und Zufriedenheit belebt hier alle Studirende und Lehrende. Von Erzessen der Studenten, wie sie sonst manchmal, besonders zur Blüthenzeit der Polizei, stattfanden, ist jezt die Spur verschwunden. Nur selten hört man von einem Duelle oder von etwas Aehnlichem. Und doch werden die Universitätsgeseze ohne allen Rigorismus ausgeübt. — Mit dem Kunsttempel unserer Stadt, mit dem Theater, sieht es mindestens sehr mißlich aus. Die königliche Direktion, deren Fortbestehen allgemein gewünscht wird, hört wegen allzu bedeutender Verluste zu Ostern auf; es wird oder soll vielmehr ein Stadttheater unter der Direktion eines gewissen Ringelhardt, der bis jezt in Köln war, eingerichtet werden. Nur Wenige haben ein rechtes Vertrauen zu diesem Mann, und das ist sehr schlimm.

Nicht nur mißlich, sondern offenbar höchst traurig steht es mit Leipzig als Handelstadt. Die Messen sind kaum mehr des Namens werth und beinahe nichts mehr als Jahrmärkte. O Naumburg, Naumburg! o Zölle! o Landessperrungen! Die Bankerotte hatten eine Zeitlang aufgehört, eben jezt ist aber wieder ein Bankerott der katholischen Herren Mainoni ausgebrochen, der 350,000 Thaler beträgt. Die Gläubiger können nach angestellter Berechnung nicht mehr als $15\frac{1}{10}$ Prozent bekommen. Man charakterisire darnach die Bankerottirer. Das Unglück betrifft glücklicherweise, wenn man so sagen dürfte, das Ausland, Lyoner und Marseiller Seidenhändler.

Die Cholera, um auch dieses „furchtbare Geheimniß" noch zu erwähnen, wird von Tage zu Tage weniger bei uns gefürchtet, ja man hegt sogar die Hoffnung, daß sie gar nicht zu uns kommen wird. Die Contumazanstalten sind in weitere Ferne von der Stadt hinaus verlegt worden.

Paris, December.

(Beschluß.)

Theaterfreiheit und der Kriminalprozeß eines Marschalls.

Von einem andern Verfalle auf einem Pariser Theater, nämlich von der verhinderten Aufführung des „Kriminalprozesses eines Marschalls," haben alle Zeitungen ausführlich gesprochen. Bekanntlich hatte das Théâtre des Nouveautés die Verurtheilung des Marschalls Ney im Jahre 1815 zum Gegenstande eines Trauerspiels gemacht und wollte dasselbe aufführen, in der Hoffnung, ein zahlreiches Publikum herbeizuziehen, welche Hoffnung auch wohl begründet war. Die Verurtheilung und Hinrichtung Neys ist eine der Handlungen, welche den Bourbonen am meisten in der öffentlichen Meinung geschadet haben. Allerdings konnte Ney nach dem Buchstaben des Gesezes zum Tode verurtheilt werden, denn er war einer der ersten Marschälle Frankreichs, welche sich Napoleon nach seiner Landung zuwandten, obschon er erst acht Tage vorher Ludwig XVIII. feierlich geschworen hatte, für ihn zu kämpfen und seinen Thron gegen Napoleon zu vertheidigen. Allein die Kapitulation von Paris sicherte die Franzosen gegen Nachforschungen über ihr Betragen während der hundert Tage. Die verbündeten Mächte waren noch in Paris, und schon deshalb hätte solch ein Kriminalprozeß nicht stattfinden sollen; denn Jedermann sagte: die alliirten Fürsten verlangen ein Schlachtopfer, und die Bourbonen reichen ihnen einen Marschall Napoleons dar. Und welchen Marschall? einen der populärsten und tapfersten Anführer der großen und siegreichen Armee! Und die Zeit seiner Verurtheilung war gerade die der leidenschaftlichen Reaktionen, welche unter dem Schuze fremder Soldaten von den Ultraroyalisten ins Werk gesezt wurden. Das Trauerspiel am Nouveautéstheater sollte nun das bedauernswerthe Ende des tapfern und freimüthigen, aber freilich etwas geistesschwachen Helden schildern. Natürlich konnte dieses Stück nur ein gehässiges Licht auf die Pairskammer werfen, welche Ney verurtheilt hatte. Hauptsächlich deshalb scheint es sich die Regierung haben angelegen seyn lassen, die Aufführung dieses Stückes zu verhindern. Aber eben deshalb auch bestanden die Direktion und das Publikum auf der Darstellung. Hat man doch jezt zwanzig andere historische Stücke, voll Anspielungen und Rückerinnerungen an die lezte Zeit; warum sollte nicht Ney so gut dargestellt werden, als Lavalette, Mirabeau, Robespierre, Napoleon? So fragte das Publikum und hatte Recht, so zu fragen. Ich glaube, die Regierung zeigte hier eine übertriebene Aengstlichkeit; nach alle dem, was die Theater schon geliefert haben, konnte der Kriminalprozeß des Marschalls Ney ohne Gefahr gegeben werden, und was die Pairskammer betrifft, so war es freilich schlimm, daß das Theaterstück mit den Debatten über die Erblichkeit der Pairswürde zusammentraf; allein die Regierung hatte dabei nichts zu thun; denn man weiß ja wohl, daß die Theater jezt unabhängig sind; der Regierung würde das Stück also nicht geschadet haben. Zum erstenmale seit der Julirevolution gebrauchte sie Gewalt, da sie die Theaterdirektion nicht dazu bewegen konnte, das Stück bei Seite zu legen. Sie verhinderte die Aufführung vermittelst der Gensdarmen. Dies war allerdings ein gewaltsames Mittel; auch wurde es strenge getadelt. Der Theaterdirektor wollte sich Anfangs widersezen; allein Gesezgelehrte stellten ihm vor, daß ein aus der ersten Revolution sich herschreibendes Gesez, welches der Polizei die Herrschaft über die Theater einräumt, noch nicht aufgehoben sey, und er folglich die Regierung nicht abhalten könne, von diesem Geseze Gebrauch zu machen. Dies sah er auch wohl ein und ließ daher am dritten Abende nach, nachdem er zwei Abende nach einander vergebens versucht hatte, das Stück aufzuführen. Die Verfasser entschädigten sich dadurch, daß sie das Stück drucken ließen, woran sie Niemand hindern konnte. Also kann das Publikum nun selbst urtheilen, ob die Aengstlichkeit der Regierung gegründet war oder nicht. Damit man sich aber nicht auf dies Verfahren stüze, um anderswo Gewaltthätigkeiten gegen die Bühne auszuüben, so wiederhole ich, daß dies das einzige Beispiel von einem durch die jezige Regierung ausgeübten Zwang wider die Bühne ist, daß im Uebrigen die Pariser Theaterstücke blos von der Gunst oder Ungunst des Publikums abhängen, und daß die Theaterdichter sich um den Beifall der Polizei, die überhaupt eine schlechte Richterin im Dramatischen ist, nicht zu bekümmern brauchen. Da sie bereits an den Genuß völliger Freiheit gewohnt sind, so haben sie auch gegen das lezte Verfahren der Polizei protestirt. Die beste Protestation wird aber von der Deputirtenkammer erwartet, die früher oder später ein Gesez zur ewigen Begründung der Theaterfreiheit abfassen wird, wie bereits eins in Betreff der Preßfreiheit vorhanden ist. Alsdann wird Frankreich eine größere intellektuelle Freiheit besizen, als irgend ein Land in Europa, sogar England nicht ausgenommen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. December 1831.

Stets wird ein andrer Mann
Auch anders meinen.
Was wäre Rath sodann,
Sie zu verstehn?
Kennst du nicht Mann für Mann,
Es wird nicht gehn.

Goethe.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

Nr. 3.

Paris, den 4ten December 1831.

Theure Julie! der abgeschiedene Geist Deines verstorbenen Freundes hat lange, lange Zeit nichts von sich hören lassen, und hätte Dir doch so viel zu sagen gehabt! Warum ich es nicht that? — O, meine bis über das Grab hinaus Geliebte, wenn Eure Weisen und Seher schon sagen: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, wovon sich Eure Philosophie nichts träumen läßt“ — um wie viel weniger würdet Ihr das Namenlose begreifen hinter jener Decke, worauf Natur und Geschichte Euch den großen Traum der Menschheit und die tausend kleinen der Individuen, in bunten und täuschenden Wechselgestalten, vorüberschweben lassen. Glaube mir also, meine irdische Freundin, daß Du es nicht fassen würdest, selbst wenn es mir zu sagen erlaubt wäre, weßhalb ich so lange verstummte. Damals, als ich noch des Körpers Hülle trug, als wir nicht einzig nur Eine Seele waren, würdest Du eine solche Entschuldigung nicht gestattet, sie eine leere Ausflucht — wie meine Reise nach England — genannt haben; jezt aber . . . . nun jezt bin ich ein Verstorbener, und überdieß ein revenant, und ein solcher hat seine besondern Rechte, seine besondern Pflichten. — Doch von etwas Anderem! Sieh Julie, ich hatte mir schon vorgenommen, Dir es zu vergeben, daß Du meine Briefe an Dich in die profane Welt kommen ließest, ich wollte schon wieder unmittelbar durch die Post an Dich schreiben, wo dann höchstens ein geschworener Offiziant meine Herzensergießungen gelesen und sie, als unschädlichen Scherz oder nichts helfenden Ernst, nicht einmal dem Chef der geheimen Polizei würde gezeigt haben; aber nun, da ich eine zweite Sammlung meiner Briefe gedruckt sehen muß, nein! nun schreibt Dir auch der abgeschiedene Geist Deines Freundes wieder öffentlich durch das Morgenblatt, und würde es, wie es einem Geiste ziemt, durch das Mitternachtsblatt thun, wenn es uns Geistern nicht nach Müllners Tode, um sein Andenken zu ehren, versagt wäre.

Ich wollte hier fortfahren und Dir meine Gedanken über den jetzigen Zustand der schönen Literatur sagen; aber ich wurde gestört: Börne trat unangemeldet in mein Zimmer. Ohne hergebrachte Einleitung kam sogleich die Rede auf seine verbotenen Briefe aus Paris, die ich, unter uns gesagt, für zu platt halte, um für Deutsche verführerisch zu seyn. Er erzählte mir die Neuigkeit des Verbots mit dem Jubel des Siegers, behauptete, daß sich dadurch die Zahl der Leser wenigstens verdreifachen würde, und zeigte mir zum Beweise ein Schreiben eines Straßburger Buchhändlers, worin ihm dieser den Succeß des Buches nicht nur mit den glänzendsten Farben schilderte, sondern ihm als don gratuit eine ansehnliche Summe mit der Bitte übersandte, ihm wo möglich recht bald ebenfalls eine Schrift zukommen zu lassen, die so eingerichtet wäre, daß sie dem Verbote nicht entgehen könne. Börne meint es ehrlich, und würde mir außerordentlich wohl

gefallen haben, wenn er sich selbst, und zwar in jenem Demokratismus weniger gefiele, in den er sich, für einen Mann von so vielem Geiste, gar zu einseitig verbissen hat. Daß er seiner Geburt und Stellung nach zu dem äußersten Demokratismus kommen mußte, läßt sich nicht allein begreifen, sondern auch sogar beweisen; aber ein Denker, wie er, sollte endlich darüber hinausgekommen seyn, sollte den modischen Aberglauben an die heiliggesprochenen Julitage, an die Legitimität des souveränen Volks, an die Vernunftgründe des Straßenpflasters und dessen Heilkraft für das alte kranke Europa längst abgelegt haben. Allein so wie ich, selbst als abgeschiedener Geist, es noch immer nicht gänzlich vergessen kann, daß ich einst einen hochadeligen Körper besaß, eben so spuckt es noch immer in Börne's Seele und hat selbst auf seine Denkweise Einfluß, daß er ein geborner Jude und kein Handelsmann ist, die Frankfurter aber keine geborne Juden, und doch Handelsleute sind. Als rhapsodischer Denker, als journaliste par excellence, der nur blitzende Einfälle, aphoristische Gedanken und beschränkte Ansichten einer einseitigen Polemik auf das Papier wirft, Einfälle, Gedanken und Ansichten, die, als Einzelnheiten, immer glänzend, oft tief sind und nie ihre Wirkung verfehlen, die aber, wenn auch in zehn Bänden gesammelt, doch kein Ganzes, kein Buch werden wollen — kurz, als journaliste par excellence, ist Börne auch ein fanatischer Anbeter des Journalismus, der so gerne, über der Krone und den beiden Kammern, eine vierte, oder vielmehr die einzige autokratische Staatsgewalt usurpiren möchte. Preßfreiheit, die heilsame, die heilige, ist auch diesem sonst so verständigen und jezt so verblendeten Manne nichts weiter als die unbeschränkte Licenz, jeden Morgen das zu verhöhnen und zu beschimpfen und in den Koth der Gemeinheit hinabzutreten, was Tags vorher die Regierung angeordnet hat. Daß solche rasche Beurtheilung aus dem Aermel geschüttelt wird, versteht sich eben so von selbst, als daß man sich mit dieser wohlfeilen Weisheit an die Masse der schlechtesten Leser wenden muß, Leute, die nie ein wissenschaftliches, oder nur ein ernstes Buch in die Hand nahmen, von Journalleserei ganz hohl und aufgeblasen sind und Alles und Jedes Abends im Salon oder in der Kneipe verkehrt und verwirrt nachsprechen, was sie Morgens gelesen und noch nicht verdaut haben. So kommt es denn, daß sich der eitle Journalismus für die öffentliche Meinung ausgibt, die er selbst erst durch Einimpfung hervorgebracht hat; nota bene! wenn man öffentliche Meinung die Stimme jener großen Masse nennt, die nie ein eigenes Urtheil hat, den ersten besten ihr hingeworfenen Scheingrund begierig erfaßt und an nichts so große Freude hat, als an Skandal und an Herabsetzung hoch über ihr gestellter Personen. Die ächte öffentliche Meinung ist zwar ebenfalls die Stimme der großen Masse, aber nicht so wie die unächte von den überheizten Treibhausöfen des Journalismus von heute bis morgen hervorgetrieben; sie ist das Werk der langsam sich entfaltenden Natur der Menschheit; ihr Saamen wurde zuerst in den umschlossenen Gebieten der Wissenschaft ausgestreut, dort war sie lange, lange Zeit das geistige Eigenthum nur weniger Begabter und Geweihter, und es bedurfte großer Umsicht und reiflicher Erwägung, um sie in einer populären und doch edlen Form, die vor dem Mißbrauch der Gemeinheit sicher stellte, an das Volk zu bringen. Deßhalb ist es sündhaft und thöricht, die Wissenschaft in Censurfesseln zu schmieden, weil der Kampf gegen die natürliche Entfaltung der Menschheit ein zugleich ungerechter und nutzloser ist; eben so weise und gerecht aber ist es, dem Journalismus Schranken zu setzen, damit er die Wissenschaft nicht verflache und ertödte, den ruhigen Gang naturgemäßer Fortbildung nicht störe, und dem Staate nicht Verderben und Auflösung bereite. Als ich Börnen diese meine Ueberzeugung mittheilte, sagte er: Ich habe es bereits drucken lassen, daß gar keine Druckschrift gefährlich ist, und daß die vollkommenste Preßfreiheit das Mittel ihrer Unschädlichkeit in sich selbst trägt. Auch Sie, wahrhaft durchlauchtiger Verstorbener, fuhr er sarkastisch lächelnd fort, auch Sie bedienen sich ja der Journale gegen die Journale, indem Sie seit einiger Zeit die Briefe an Ihre geliebte Julie in das Morgenblatt geben. Kampf muß seyn, und der Kampf des Glaubens und des Verstandes, der Freiheit und der Knechtschaft, der Gleichheit und der Geburt wird *so lange* dauern, als es eine Menschheit, eine Weltgeschichte, ein Weltgericht geben wird. Deßhalb hasse ich alle Stagnation, sie ist der Tod! und lediglich des Kampfes, der Bewegung, des Lebens wegen müßte ich schon die Julitage lieben. Aber die Deutschen sind nicht werth, diese drei Schöpfungstage eines neuen Himmels, einer neuen Erde und einer neuen Menschheit zu lieben; denn selbst ihre Liebe *ist kalt*, wie ein Mondstrahl in Winternacht, langsam, wie ein sehnsüchtiges Faulthier, und phantasmagorisch, wie Goethesche Wahlverwandtschaften. Die Deutschen, glauben Sie es, Verstorbener! glauben Sie es einem Ueberlebendigen! die Deutschen sind überhaupt nichts werth. In diesem meinem Sinne müssen Sie auch das nehmen, was ich tadelnd über die Briefe an Ihre Julie gesagt habe; denn, entre nous soit dit, wären Sie an lieu eines verstorbenen Deutschen, ein lebender Franzose, ich würde unsern steifen Landsleuten Ihre Briefe als Muster der Leichtigkeit empfohlen haben, so aber habe ich dieses für mich behalten und — mais n'en parlez pas! — auch benuzt. Lassen Sie sich also nicht irre machen! Fahren Sie fort, uns irreligiösen Zweiflern einen handgreiflichen Beweis der Unsterblichkeit zu geben, d. h. leben Sie wohl, Verstorbener! Ich muß nach dem place Vendôme, ich habe bei der Napoleonsäule den Direktor eines Pollicineltheaters hin-

bestellt, der soll mir da den Leuchtthurm von Houwald aufführen, den ich getreu übersezt habe, um den Franzosen die Kuhpocken des Romantismus damit einzuimpfen; Viktor Hugo und Vitet warten gewiß schon auf mich; leben Sie wohl. — Mit diesen Worten war der kleine, nervenschwache Athlet zur Thüre hinaus, und ich ließ räuchern, denn er hatte eine garstige Cigarre geraucht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Die Behörden in der Nachbarschaft hatten ohne weitern Grund den Beschluß gefaßt, die heutige Feier des Marienfestes an dem Wallfahrtsorte zu untersagen. Gegenvorstellungen oder Widerstand wäre hier vergeblich gewesen, und sobald Doktor Connall von der Lage der Sache unterrichtet war, wandte er sich, am Eingang der Grotte, an die Menge und belehrte sie, warum sie sich unverzüglich entfernen müsse, versprach aber, für alle diejenigen, welche frommer Sinn nach Sankt Brendans Reinigungsort geführt, vollen Ablaß auszuwirken. Ein einziger Wink über die Härte der Maßregel entschlüpfte ihm gegen die jungen Offiziere. „Die obrigkeitlichen Behörden," äußerte er, „hätten kein Unheil zu besorgen gehabt; doch des Fremdlings Wille muß erfüllt werden in Tyr-Connell, und wär' es auch von den ältesten Kindern des Bodens;" eine Aeußerung, deren Bitterkeit den jungen Engländern verborgen blieb, weil sie nicht wußten, daß Tyr-Connell, das Land des Connel, der alte Name von Donegal ist, Connel aber ein milesischer Held war, von welchem der Priester mit Stolz seine Abkunft ableitete. Der Haufe der Wallfahrer nahm die Kunde nicht so geduldig auf, wie der Hirte, obgleich der von dem Priester verheißene volle Ablaß ganz die gleiche Kraft hatte, wie die vollendete Wallfahrt. Während jener nun unter sie trat und sie zu beschwichtigen suchte, nahm Lygon die Gelegenheit wahr, den Gegenstand seiner besondern Theilnahme aufzusuchen. Nicht lange, so fand er denn auch Rosa Verdon mit der treuen Shibbald, von der Menge entfernt, am Boden sitzend. Beide waren bereits vom unerwartet schnellen Ende der Wallfahrt unterrichtet und rüsteten sich eben, das Eiland zu verlassen. Rosa hatte Mantel, Kappe und Schleier abgelegt und band, als Lygon sie traf, gerade ihre blonden Haare auf, nachdem sie Haupt und Antlitz im Wasser des Sees gebadet hatte. Er ergözte sich eine Zeitlang an der anmuthsvollen Erscheinung, an dem lautern Farbenglanz der Gesundheit auf der reinen Wange, am hellen Blick ländlicher Unschuld, der ihrem ganzen Wesen unendlichen Reiz verlieh. Sein Vergnügen ward noch erhöht durch den Bliz der Freude, der, ehe sie Zeit hatte, ihn zu unterdrücken, auf ihrem schönen Antlitz aufleuchtete, als er zu ihr trat und sie anredete. Es gelang ihr zwar, sich wieder zu sammeln; allein der Anstrich scheuer Zurückhaltung machte, wie er mit inniger Lust wahrnahm, bald der natürlichen Offenheit und Herzlichkeit ihres Charakters Platz. Auf seine Erkundigung erfuhr er, sie haben die Insel nur wenige Stunden vor seiner Ankunft am verflossenen Abende betreten und also nur diese eine Nacht von ihrer Wallfahrtzeit aushalten können. „Und wie brachten Sie die Nacht zu?" fragte er. — „In Wachen und Gebet," war die Antwort, „hier, auf meinen Knieen." — „In freier Luft? ohne Obdach?" — „Der Himmel war mein Dach," versezte sie. „Nur zwei Stunden schlief ich in Shibbalds Schooße." — „Ist es aber nicht bedenklich für ein junges Mädchen, eine weite Reise so ohne allen Schutz zu unternehmen?" — „Meine Landsleute," erwiederte sie, „kennen keine Furcht. Jüngere und Schönere als ich mögen ohne alle Kränkung das Land durchwandern, zumal auf solch einem Gange. Einem Mädchen, das zum Dherrigsee pilgert, wird es nirgends an einem Obdach und einem Freunde fehlen; und Rosa Verdon ist ein Name, der zu eines jeden treuen Milesiers Herzen spricht von Down bis Donegal." — „Rosa Verdon," bemerkte Lygon lächelnd, „ist allerdings ein Name von großer Wirkung, daran zweifle ich nicht; sogar ein Sachse, wie ich, fühlt seinen ergreifenden Klang." — „Es ist ein Name, den Viele kennen, die noch nie die niedere Magd schauten, die ihn jezt trägt. Es war einmal eine Rosa Verdon, der Stolz des Gaues, die schönste und reichste Erbin ihrer Zeit und Besitzerin des Schlosses, das ich unbesonnen genug war, zu besuchen, als Hauptmann Deevors Leute Shibbald und mich gefangen nahmen: jene Rosa Verdon war meine Stammverwandte."

Sie sprach dies ganz mit dem Stolze, den der Irländer, troz allen Demüthigungen, die das Land erfahren, immer äußert, so oft von seinem Stamm die Rede ist; ein Stolz, der, mag er auch den Engländer, der sich begnügt, seine Herkunft von der wohlhabenden Klasse der Landeigenthümer seines Landes abzuleiten, zu einem Lächeln reizen, allerdings im Munde und auf dem Gesichte eines jungen, hübschen Mädchens einen ganz eigenen Reiz haben mußte. Mit steigendem Interesse fuhr Lygon fort, sich mit Rosa Verdon zu unterhalten, bis er von Doktor Connall aufgefordert ward, mit ihm in seine Wohnung zurückzukehren, und erfuhr nun zu seinem unaussprechlichen Vergnügen, daß dies in Rosa's Gesellschaft geschehen sollte, indem diese einen Empfehlungsbrief von dem Pfarrer ihres väterlichen Wohnorts an seinen geistlichen Wirth hatte.

So war denn der junge, hochgeborne, englische, protestantische Offizier im Hause eines römisch-katholischen

Priesters in den Wildnissen Donegals der Anbeter der niedrigen milesischen Magd. Die zwei Tage, welche er in ihrer Gesellschaft zubrachte, waren hinreichend, ihm das einfache, zärtliche Herz zu gewinnen, und zugleich in seinem eigenen eine, wenn nicht so reine, doch nicht minder glühende Leidenschaft anzufachen. Vergebens warnte die ernste Shybbald ihre junge Gebieterin vor dem ketzerischen jungen Kriegsmann; vergebens stellte sie ihr vor, ein Kriegsmann und ein Betrüger sey einerlei, und Bethören und Fechten ihnen gleich geläufig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

Bücherverbote und Censur.

Die Literatur stockt hier so gut wie sonst wo, nur daß der Abgang der gesunden Pflanzen nicht, wie in Leipzig und München, durch den üppigen Pilzwuchs der politischen Literatur ersezt wird. Dieser neue Garten fehlt ganz. Auch was hier von dorther zu Markt gebracht wird, findet wenig Absaz. Die Zucht behagt nicht; es fehlt nicht an eigenen Gärtnern, aber ihnen fehlt die Lust oder sie ist ihnen verdorben. Der Index librorum prohibitorum wächst wöchentlich und wird bald die Stärke des päbstlichen erreicht haben, da er bereits dem des Königs von Sardinien den Rang streitig macht. Seit neun Monaten sind wenigstens so viel Bücher verboten worden, als in Berlin während der Zeit erschienen. Fragt man, zu welchem Zweck? so zuckt man die Achseln; fragt man, wer es denn eigentlich ist, von dem das Verbot ausgeht, so schiebt es einer auf den Andern, und keiner nennt die Maßregel nüzlich und angemessen. Man mocquirt sich darüber, aber das Buch bleibt verboten (gewöhnlich nachdem es schon vergriffen ist), bis das Verbot vergessen ist. Gelesen wird natürlich Alles.

Die Aussicht auf eine Ermäßigung der Censurstrenge ist zu Wasser geworden. Böser Willen ist nicht schuld, nur die Einsicht, zum Theil das Mitleid: man will dumme Censoren nicht amoviren, weil dumme Leute auswärts schwer ihr Brod finden. Diese Milde erstreckt sich noch weiter. Der berüchtigte Censor Grano war gestorben, ohne für seine Familie gesorgt zu haben. Aus Barmherzigkeit, und weil der unglückliche Mann schon bei Lebzeiten so viel durch die tägliche Furcht, abgesezt zu werden, gelitten, hat man seiner Familie als eine Art Fideikommiß oder Lehn die Censur übertragen. Da die Wittwe zu dieser Art Lehndienst nicht sattelfest ist, besorgt ihn ein Sohn, der, ich glaube, Referendarius oder Portepeefähnrich ist. Uebrigens, von dem Gesichtspunkt aus, hätte die Wittwe dem Geschäft eben so gut vorgestanden; denn wenn z. B. der junge Referendarius dem Professor Gans in seiner juristischen Zeitschrift etwas streichen darf (die Familie Grano hat nämlich die Censur über alle wissenschaftlichen Journale), so könnte dies die bejahrte Mutter Grano eben so gut und mit mehr Schicklichkeit thun; denn bei der Matrone kann man nicht voraussezen, was beim Referendarius der Fall ist, daß sie eben bei dem Professor ein Kollegium gehört, über dessen Doctrin sie jezt die obrigkeitliche Richterin machen soll. Auf Kenntniß von der Sache kommt es dabei natürlich weder hier noch dort an.

Unser Obercensurkollegium besteht aus sehr braven Männern, treuen Dienern des Staates, zum Theil schon emeritirten. Es wäre schwarze Verläumdung, von einem unter ihnen zu sagen, er führe etwas im Schilde, denn sie wollen nur Frieden und Ruhe. Daher war es wohl sehr thöricht, zu glauben, dies Kollegium sey als oberste Appellationsbehörde bestimmt, den lädirten Schriftstellern Abhülfe zu verschaffen. Der klagende Schriftsteller wird allemal nach vier bis sechs Wochen mit der Formel abgewiesen: „Aus den vom Censor angegebenen Gründen müssen wir Bedenken tragen, der allegirten Stelle (oder Schrift) das Imprimatur zu ertheilen.“ Das weiß, wie gesagt, der Schriftsteller schon im Voraus, denn dem Censor, als einer Behörde, darf nie Unrecht gegeben werden; aber darauf kam es hier auch gar nicht an. Der Censor als eine Unterbehörde, zuweilen auch ein ungebildeter Mann, gibt einen kurzen, barschen Bescheid. Indem nun der Schriftsteller appellirt, so wird angenommen, daß es ihm nur darum zu thun ist, denselben Bescheid von einer feiner gebildeten, vornehmern Behörde auf höflichere Weise wiederholt zu erhalten. Dies Kollegium war also bisher nur der Form wegen da, als eine „Besänftigungsbehörde;“ sie mußte, was bei keinem preußischen Institut fehlen darf, die Controlle repräsentiren, und sie erfüllte ihren milden Zweck mit Freundlichkeit, und, was ein wohl zu beachtender Vorzug dieser Appellationsinstanz ist, man kriegt zwar nicht Recht, aber man zahlt auch nichts. — Neuerdings, da man mehr Thätigkeit von diesem Kollegium forderte, hat sich das geändert; zwar geht das Appellationsverfahren noch in der guten alten Ordnung fort; wenn die Schriftsteller appelliren, was sie indeß, unbegreiflicher Weise, nur noch selten thun, erhalten sie nach wie vor denselben höflichen Bescheid: „es müßte dabei verbleiben;“ allein das Kollegium, um zu beweisen, daß es zu etwas da ist, ist selbst nicht dabei verblieben, sondern hat die Initiative ergriffen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 295:

Gott. Sonne. Auge.

Logogriph.

1. 5. 3. 6.

Freund, wisse, mich betont man sehr;

4. 5. 3. 6.

Mich aber liest man immer mehr.

1. 2. 3. 5. 6. 7.

Mich liest man gern und hört mich gern.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.

Mich aber wünscht sich ein Jeder fern.
Ist ihm 3. 5. 6. 7. nicht
Wie 5. 6. 7. hart und dicht.

4. 5. 6. 7.

Ein duftig Blümchen blüht in mir,
Und guckt oft unter'm Schnee herfür.

6. 5. 4. 1.

Ich bin ein Flüßchen in Schwabenland,

5. 6. 4. 1.

Und ich ein andres im gleichen Land.
Hier ist dies Räthsel auch geschrieben;
Würd' euch die Lösung schlecht belieben,
O 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7!

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 33.

Intelligenz-Blatt

1 8 3 1.

[508] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen auch im künftigen Jahre als sechster Jahrgang die

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik

herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin.

Preis 12 Rthlr. preussisch oder 21 fl. Conventions-Münze.

Die zu Herausgabe dieser Zeitschrift bestehende Societät hat beim Beginn ihrer Wirksamkeit nicht unterlassen, über das von ihr im Auge gefaßte Ziel, über die bei Verfolgung desselben in Anwendung zu bringenden Grundsätze und über die Formen ihrer Geschäftseinrichtung ausführliche Rechenschaft zu geben, und ist demnächst mehrfältig die Gelegenheit wahrgenommen worden, hin und wieder laut gewordene Mißverständnisse über den einen oder den andern der genannten Punkte zu berichtigen. Es wird deshalb, bei der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik im In- und Auslande zu Theil geworden ist, gegenwärtig, unter Verweisung auf den Inhalt der bisher erschienenen Jahrgänge, die einfache Anzeige genügen, daß die Herausgeber, fortwährend bemüht, einzelne Mängel ihres Instituts nach Möglichkeit zu beseitigen, unverdrossen fortfahren werden, die betretene Bahn nach den als bewährt befundenen allgemeinen Grundsätzen zu verfolgen.

*

* *

Die Bestellung auf die Jahrbücher kann bei allen Postämtern und Buchhandlungen gemacht werden.

Die Königlich-Preussischen Postanstalten sind angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen portofrei zum Ladenpreis zu liefern. — Die Postämter machen ihre Bestellungen bei dem Königlichen Zeitungs-Debits-Comptoir zu Berlin. Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, zu 2½ Sgr. die Nummer zu beziehen. — In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Anzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen.

Unterzeichnete hält es dem gegenwärtigen Zeit-Interesse angemessen, ein vor mehreren Jahren von einem alten, gedienten Offizier herausgegebenes Werk für die leichte Reuterei aufs Neue empfehlen zu dürfen, da die Brauchbarkeit dieses Buchs allgemein anerkannt ist. Der Titel desselben ist:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei von Carl von Reinhardt, Königl. Würtemb. Oberst und Commandeur eines Reuter-Regiments ꝛc. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von F. von Baz, Oberst-Lieutenant der Königlich Württ. Reuterei. Mit dem Bildniß des Verfassers. (1823.)

Um den Ankauf von unserer Seite soviel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen Ladenpreis von 4 fl. 30 kr. auf unbestimmte Zeit gegen baar auf 2 fl. herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[452] Der Geistliche als Lehrer der Gemeinde. Dargestellt von Maximilian Joseph Herz, Geistlichem Rath und Stadtpfarrer in Sigmaringen. Gewidmet dem Freyherrn von Wessenberg. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1831. Preis 48 kr.

Unter dem voranstehenden Titel übergiebt der ehrwürdige Verfasser der Oeffentlichkeit ein Buch, welches besonders für junge Geistliche von höchstem Interesse ist; indem es ihnen wie in einem treffend schönen Gemälde den Geistlichen in den verschiedensten Verhältnissen des Amtslebens, als Lehrer seiner Gemeinde, in der Schule, in der Christenlehre, auf der Kanzel, und beim seelsorglichen Privatunterrichte darstellt, und nach den bewährtesten Grundsätzen zeigt, wie er diese erste und höchste Aufgabe seines Berufes auf die möglichst fruchtbare Weise lösen könne. Darum die besondern Abhandlungen, worin die nöthige Wissenschaft, das unerläßliche Studium und das unumgängliche Meditations-Geschäft für den Geistlichen praktisch nachgewiesen werden. Jeder junge Geistliche, insbesondere aber jene, die das Glück hatten, unter der Leitung des Herrn Verfassers, das praktische Jahr im bischöflichen Seminar zu Meersburg zuzubringen, werden diese Schrift mit Vergnügen anschaffen und mit größtem Nutzen lesen. Aber auch für ältere Geistliche ist diese Schrift von vielseitigem Interesse, und giebt ihnen manchen schönen Fingerzeig, wie sie allseitig ihren Beruf als Lehrer ihrer Gemeinde mit Frucht und Segen ausfüllen können. Welch' ein reiner, christlicher und aufgeklärter Geist in dieser Schrift wehen müsse, läßt sich schon aus ihrer Dedikation

erschließen, denn sie ist einem Manne gewidmet, der in der Kirchengeschichte Deutschlands stets einen der würdigsten Namen behaupten wird.

---

[502] So eben ist bei mir erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Raumer, Friedrich von, Polens Untergang. 12. Geh. 16 Gr.

Leipzig, im November 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[506] An das evangelische Deutschland.

Prachtausgaben
der
ganzen heilgen Schrift des alten und neuen Testaments,
nach der
deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers.

Von diesen unter dem Titel: 1) Bibel für Konfirmanden, 2) Haus- und Familienbibel, und 3) Kirchen- und Pastoralbibel, in dem bibliographischen Institut zu Hildburghausen, Gotha und New-York erscheinenden Prachtausgaben der heiligen Schrift sind uns die ersten Lieferungen zu Gesicht gekommen.

Es entsprechen dieselben vollkommen dem vorgesezten Zwecke und verdienen, bei der schönen Zugabe von Kupfern und dem äußerst mäßigen Preise, allgemein empfohlen zu werden.

Sie erscheinen in monatlichen Lieferungen, in drei Editionen, unter folgenden Titeln:

1. Bibel für Konfirmanden,

in Royal-Oktav, mit 12 herrlichen Kupfern und einer Karte, in 12 Lieferungen, zu 5 Groschen Sächs. oder 6¼ Slbgr. Preuß. oder 22½ kr. Rheinl. oder 10 ßl. Hamburger Curant zweiter Subscriptionspreis.

2. Haus- und Familienbibel,

mit größerer Schrift, in 2 Ausgaben, auf Schweizerpapier und engl. Velin, Format Imperial-Oktav; die Ausgabe Nr. 1 mit 24, die Nr. 2 mit 36 Kupfern, gleichfalls in 12 Lieferungen; jede Lieferung Nr. 1 zu 8 Groschen Sächs. oder 10½ Slbgr. Preuß. oder 36 kr. Rheinl. oder 16 ßl. Hamburger Curant; Nr. 2 zu 12 Groschen Sächs. oder 16 Slbgr. Preuß. oder 54 kr. Rheinl. oder 24 ßl. Hamburger Curant.

3. Kirchen- und Pastoralbibel.

mit ganz großer Schrift, auf Patentvelin in Imperial-Quart; mit 50 prachtvollen Kupfern und Karten, in 24 Lieferungen, jede zu 10 Groschen Sächs. oder 13 Slbgr. Preuß. oder 45 kr. Rheinl. oder 26 ßl. Hamburger Curant.

Man bezahlt jede Lieferung einzeln und erst bei Empfang derselben; ist aber zur Abnahme sämmtlicher Lieferungen verpflichtet. Unterzeichner für zehn Exemplare erhalten ein eilftes gratis. Größere Aufträge von Buchbindern, Colporteurs rc. genießen außerdem noch Rabatt.

Der mit dem Erscheinen der lezten Lieferung eintretende Ladenpreis der ganzen Bibel ist um ⅓ höher, als der zweite Subscriptionspreis.

---

[404] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Die
Patrimonialgerichts-Verfassung.
nebst einem

Entwurf zur Formation von Patrimonial-Kriegsgerichten und einer Geschäfts-Instruktion für dieselben. Zunächst allen Patrimonialgerichts-Herrschaften, Gerichtsbeamten und Eingesessenen, insbesondere des Preußischen Staats, gewidmet von einem Patrimonialgerichtsbeamten.

gr. 8. Preis 1 Thlr.

In dieser Schrift werden die großen Mißbräuche und Unvollkommenheiten der Patrimonialgerichte enthüllt, das dringende Bedürfniß einer Veränderung derselben dargelegt und zugleich ein Entwurf zu ihrer Umbildung aufgestellt; sie enthält also einen wichtigen Beitrag zu einer zeitgemäßen Verbesserung eines wesentlichen Theils unserer Justiz-Verfassung, und ist sowohl für alle Gerichtsherrschaften, als für alle Justizbehörden ebenso lesens- als beherzigungswerth.

---

[487] Angenehme Weichnachtsgeschenke.

Die Gefahren des Meeres
oder

Abentheuer unglücklicher Seefahrer. Zur angenehmen Unterhaltung der Jugend. Herausgegeben von G. L. Jerrer und A. Schoppe, geb. Weise, mit 6 colorirten Kupfern. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Buch enthält 17 interessante Erzählungen auf eine angenehme und für die Jugend passende Art vorgetragen. Durch sechs sehr hübsche Kupfer und das geschmackvolle Aeussere wird sich die Jugend ebenfalls angezogen fühlen.

Rudolph der Amerikaner.

Seltene Kindesliebe, allen Kindern zum Vorbilde, die Belehrung und Unterhaltung suchen. Dargestellt von H. Müller (Verf. von Bitte Bitte), mit 4 colorirten Bildern. 1 Thlr. 6 Gr.

Dies Büchlein stellt in einfacher und kindlicher Sprache die wunderbaren Schicksale und die Liebe eines Knaben gegen seine Mutter dar. Gewiß empfiehlt sich Rudolph der Jugend als ein Vorbild rühmlicher Eigenschaften zur Nachahmung. Vier hübsche colorirte Kupfer werden den Reiz erhöhen.

Interessante Erzählungen aus der wirklichen Welt.

Zur Unterhaltung für die wißbegierige Söhne und Töchter, von Dr. G. L. Ferrer. 8. zweite vermehrte Auflage. 2 Thle. mit 7 colorirten Kupfern geb. 1 Thlr. 16 Gr.

Dieses Buch enthält 38 Erzählungen, wozu der Stoff nicht aus dem alltäglichen Leben genommen ist, sondern es sind Erzeugnisse, welche durch Seltenheit, sonderbaren Wechsel der Schicksale unterhalten, die Aufmerksamkeit fesseln und aus welchen die Jugend die Welt kennen lernt, wie sie wirklich ist.

Obige 3 Werke sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Dezember 1831.

Carl Cnobloch.

---

[481] In Anton Pichlers Bücherverlage in Wien ist erschienen und wurde an alle Buchhandlungen des In- und Auslandes versendet:

Henriette von England, Gemahlin des Herzogs von Orleans.

Ein historischer Roman von Caroline Pichler, geborne von Greiner.

Mit einem prachtvollen Kupfer von Dr. Weiß.

8. Wien 1832.

In Commission bei A. F. Liebeskind in Leipzig.

Postdruckpapier in Umschlag geheftet 1¼ Rthlr. Conventionsmünze.

Das Verhältniß der Prinzessin Henriette, Gemahlin des Herzogs von Orleans, mit dem Grafen Armand von Guiche bildet den Stoff dieses Werkes, und derselbe ist zum Theil aus den Memoiren der Frau von Malleville und denen der Frau von Lafayette.

Die verehrte Verfasserin sagt in der Vorrede:

„Da die kleinen Begebenheiten, welche dieses Verhältniß charakterisiren, an sich so sonderbar und poetisch sind, daß man nicht leicht etwas Anziehenderes ersinnen könnte, so habe ich mich so viel als möglich genau daran gehalten und auch immer die Quellen angeführt, in denen ich sie gefunden; denn gerade ihre historische Wahrheit, ist meiner Meynung nach, ihr vorzüglichster Reiz."

---

[498] Bei E. B. Schwickert in Leipzig, ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bibliotheca sacra Patrum ecclesiae Graecorum P. III. Tom. 2. Contin. Clementis Alexandrini opera omnia. Recognovit R. Klotz. Vol. 2. 8. 1 Rthlr.

Klotz, R., quaestiones criticae (in Demosth. Lysiam, Andocidem, Isaeum, Antiphont. Aristophanem aliosque) Liber Primus. 8 maj. 14 gr.

---

[485] Allgemeine Encyclopädie der

Wissenschaften und Künste

von Ersch und Gruber.

Der Unterzeichnete hat mit dem sämmtlichen Verlag der J. F. Gleditsch'schen Buchhandlung auch dieses deutsche Nationalwerk an sich gebracht und wird der raschen Förderung desselben alle seine Kräfte widmen. Drei Bände sind der Beendigung nahe, und bei deren Ausgabe wird das Nähere über die Fortsetzung bekannt gemacht werden.

Leipzig, 15. November 1831.

F. A. Brockhaus.

---

[504] Kirchenzeitung

für das katholische Deutschland.

Herausgegeben im Vereine mit mehreren katholischen Gelehrten von Jakob Sengler, ordentl. Professor an der katholisch-theologischen Fakultät zu Marburg.

Dritter Jahrgang 1832.

gr. 4. München bei Georg Franz. Preis: halbjährig 4 fl. oder 2 Thlr. 12 gr.

Die Sengler'sche Kirchenzeitung beginnt mit gleicher Kraft, ihr schönes Ziel, Vereinigung durch religiöses Wissen und Thun, fest im Auge, ein neues Jahr ihres Bestehens.

Als eine der merkwürdigsten kirchlichen Erscheinungen der neuern Zeit, hat sie überall, selbst im protestantischen Deutschland, hohe Aufmerksamkeit erregt. Die Idee ihrer Gründung ward ihr Freunde in allen Kreisen, die vom Geiste der Liebe und Wahrheit beseelt, keine todte, sondern eine lebendige Einheit wünschen, und ihr wissenschaftlicher Charakter sowohl, als das religiöse Interesse, welches keiner einseitigen Richtung Raum läßt, machten diese Kirchenzeitung im edelsten Sinne des Worts zu einer allgemeinen, und zum Vereinigungspunkte für alle Gleichgesinnte. Wir brauchen nicht zu versichern, daß ihr Ziel auch fernerhin seyn wird: durch Mittheilung und Verständigung die streitenden Partheien zu versöhnen.

Wie bisher wird die Kirchenzeitung auch künftig wissenschaftliche Kritiken der wichtigsten, nicht allein katholischen, sondern auch protestantischen theologischen Werke und Abhandlungen theoretischen und praktischen Inhalts

enthalten, und eine schnelle Uebersicht der mannigfaltigen religiösen Zeiterscheinungen, namentlich der religiösen Bewegungen in Frankreich mittheilen. Bleibt ihr fortdauernd der Ruhm, auf eine würdige Weise und mit wissenschaftlichem Geiste ein neues religiöses Leben und ein neues theologisches Wissen vorbereitet zu haben, so ist des Herausgebers bester Lohn gefunden.

---

[406] Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

96 alte und unbekannte

Choralmelodien.

Mit

Bemerkungen.

Ein Beitrag zur Verbesserung des Kirchengesanges und zweckmäßigen Einrichtung der Choral- und Gesangbücher.

Von

Kl. Wilh. Frantz.

gr. 8. Preis 20 Gr.

---

[503] Ein eben so unterhaltendes als belehrendes und zugleich sehr billiges Weihnachtgeschenk

T. F. M. Richter's

Reisen zu Wasser und zu Lande.

Für

die reifere Jugend zur Belehrung und zur Unterhaltung für Jedermann,

sind nun in der dritten verbesserten und wohlfeilen Taschenausgabe von 10 Theilen erschienen und in allen soliden Buchhandlungen, gebunden in 5 Bände, zu dem ungemein billigen Preise von 3 Thlr. 12 Gr. für 140 Bogen schönes Papier bis zur Ostermesse 1832 zu bekommen.

Der nachherige Ladenpreis beträgt 5 Thlr.

Schwerlich dürfte, nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Literaturzeitungen und kritischen Blätter, ein Buch gefunden werden, das seinem Zwecke vollständiger entspräche, als diese Reisen durch fast alle Theile der Erde, abgefaßt in einer einfachen und klaren Sprache, die das jugendliche Gemüth ergreift und hundertfältige Frucht in ihm trägt.

Dresden und Leipzig, im November 1831.

Arnoldische Buchhandlung.

---

[511] In der C. J. Edlerschen Buchhandlung in Hanau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Emmerich, Oberamtsgerichts-Anwalt und Rath zu Hanau, vormundschaftliche Verwaltung der Grafschaft Isenburg-Meerholz; ein Beitrag zur Geschichte standesherrlicher Curatelen. 8. geh. 48 kr.

Vorstehende Schrift (nebst einem Gutachten des Heidelberger Spruchcollegiums und Erkenntnissen der beiden Hessischen Ober-Appellationsgerichte), verfaßt von einem eben so gründlichen Juristen als geistreichen Publicisten, bietet das höchste Interesse, sowohl in juristischer, als staatsrechtlicher Hinsicht, für den Gelehrten wie für den Laien dar, sie liefert einen nicht unwichtigen Beweis der Wohlthaten der Preßfreiheit, und erscheint um so interessanter, als das gründliche Gutachten des Großherzoglich Badischen Spruchcollegiums dem Verfasser zur Seite steht, und ihn vor jedem Vorwurf der Partheilichkeit schützt.

---

[486] Als sehr geschmackvolles Weihnachtsgeschenk ist bei mir vor Kurzem erschienen:

Bilder der Jugend, Unschuld und Tugend

zum

Vergnügen und zur Belehrung für das Kindesalter der Knaben und der Mädchen abwechselnd und nach alphabetischer Ordnung dargestellt von H. Müller (Verfasser von Bitte Bitte). Mit 49 colorirten Bildern 1 Thlr. 21 Gr.

In einer Reihe von 74 Erzählungen leicht und dem Kindergemüthe begreiflich, ist in diesem Büchlein für die Belehrung und Unterhaltung der Jugend beiderlei Geschlechts gesorgt. Sittliche Bildung zu befördern, junge Herzen der Tugend und Unschuld zu gewinnen, ist Hauptzweck dieser Schrift. Die äußere Ausstattung läßt gewiß nichts zu wünschen übrig.

Sie sind durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Dezember 1831.

Carl Cnobloch.

---

[507] In der Hallbergerschen, vormals Franckhschen Verlagshandlung ist erschienen:

Briefe eines Verstorbenen,

ein

fragmentarisches Tagebuch aus England, Wales Irland, Frankreich, Deutschland und Holland.

Zweite Auflage.

Mit Stahlstichen und Lithographien.

Vier Bände.

Mit königlich würtembergischem Privilegium.

Preis 15 fl. oder 9 Rthlr.

Der Fall ist noch selten vorgekommen, wie bei diesen Briefen, daß man in Frankreich und England mit gleicher Spannung der Vollendung eines deutschen Werkes entgegen sah. Der Beifall, den die erste Auflage gefunden hat, wird bei dieser, um 2 Bände vermehrten neuen auf das Glänzendste gerechtfertigt.

N°. 302.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. December 1831.

— Wärst du fern,
Wie Ufer, von dem fernsten Meer bespült,
Ich wagte mich nach solchem Kleinod hin.

Shakespeare.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Rosa hatte taube Ohren für dergleichen Warnungen. Ihre weibliche Eitelkeit fühlte sich durch des Geliebten höhern Stand geschmeichelt; ihr Herz ward durch seine Zärtlichkeit, seine innige Ergebenheit gewonnen, jeder ihrer Zweifel durch seine Betheurungen verscheucht, und mit der vollen Kraft ihres romantischen Gemüths überließ sie sich dem wonnigen, neuen Gefühl, dem Gefühl, geliebt zu seyn. Rosa sollte nun noch einige Tage in des Geistlichen Wohnung verweilen, um die Ankunft ihres Bruders zu erwarten, der sie abholen sollte. Lygon dagegen war genöthigt, sein Kommando im „General Sarsfield“ wieder zu übernehmen; vor der Abreise erpreßte er aber von dem liebenden Mädchen das Versprechen, mit ihm an einem bestimmten Tage in der Nähe ihrer väterlichen Wohnung heimlich zusammen kommen zu wollen.

Die Erinnerung an das holde Mädchen, sein seltsames Verhältniß zu ihr beschäftigten fortwährend Lygons Phantasie. Sie zu heirathen, das fühlte er wohl, war unmöglich: ihr Stand erhob sie nur wenig über den gewöhnlicher Landleute. Und dennoch, welcher Seelenadel, welcher angeborne hohe Sinn mußte in dem Mädchen wohnen, das, in solcher Lage, neben der herrlichsten Natur so viel Bildung verrieth. Mit Ungeduld harrte er dem Tage der Zusammenkunft entgegen; er kam endlich, und da er erfahren hatte, daß ihn ein etwa dreistündiger Ritt nach Carlingford bringe, so brach er zu Pferde nach dem verabredeten Orte auf. Sein Weg führte ihn durch den bereits erwähnten Landstrich, die Fetas, bekannt als einer der unfreundlichsten und ödesten des nördlichen Irlands, da er aus nichts als Sumpfboden und Bergen besteht und von Niemand als von Bauern bewohnt ist, welche oft nicht eines Wortes Englisch mächtig sind. In diesen Landstrich pflegten sich vordem die irischen Häuptlinge, wenn sie der Ueberlegenheit der Engländer an Macht und Kriegskunst weichen mußten, zurückzuziehen, indem sie hier, in diesen natürlichen Vesten, die einzig dem Fuß eines Eingebornen zugänglich waren, dem Rachedurst ihrer Feinde Trotz boten. Die Wildheit und Oede des Landes verfehlte ihren Eindruck auf das Gemüth des englischen Reisenden nicht, der sich in die Zeit zurück versezte, wo die Väter der unterjochten Bauern, an deren Hütten er vorbei kam, der Macht und Gewalt Englands Troz boten und sich ihrer wilden Unabhängigkeit freuten.

Nachdem er in gerader Richtung eine Strecke von etwa drei Wegstunden, über den Rücken des Slieve-Guillen, durch einen furchtbar rauhen Landstrich zurückgelegt hatte, öffnete sich allmählich die Gegend, er näherte sich dem Rande des Berges, ein Schritt weiter — und Lygons Auge bot sich ein prachtvoller Anblick. Unmittelbar unter ihm, in einer Tiefe von einigen hundert Fuß, lagen die hellen Wasser der Bucht von Carlingford, die sich

gegen Morgen in das weite Weltmeer öffnet, vor ihm, auf der gegenüberliegenden Seite der etwa zwei Stunden breiten Bucht, strichen die Berge von Mourne hin, aus deren Mitte ihr Herrscher Slieve-Donard mit seinem Wolkendiadem emporragte. In einer Ecke unten zeigte sich der romantische Weiler Rosstrevor und fern gegen Mitternacht breiteten sich die fruchtbaren, eben jezt in der Fülle einer reichen Ernte prangenden Niederungen der Grafschaft Down aus, welche am Himmelsrande die glitzernden Wasser des Neaghsees begrenzten. Es war eine Aussicht, die dem fühlenden Fremdling das andächtige Entzücken begreiflich machte, mit dem die Eingebornen von den Herrlichkeiten ihres Landes sprechen.

In einer durch den großartigen Anblick mächtig aufgeregten Stimmung legte Lygon den Weg nach dem ehemaligen Seehafen Carlingford vollends zurück. Das Land besteht aus trefflichem Ackerboden, ist aber durch seine Lage von der Kommunikation mit den größern Städten des Landes abgeschnitten und von einem Volke bewohnt, dessen Sitten und Lebensweise nicht wenig von dem rauhen Element angenommen haben, das seine Heimath bespült.

Einer der wohlhabendsten Landeigenthümer war Owen Verdon, der Vater des schönen Mädchens, um dessentwillen Lygon diesen abgelegenen Winkel besuchte. Der Ort der verabredeten Zusammenkunft war ein, hart an der Seeküste, eine halbe Viertelstunde von Verdons Wohnung gelegener, zertrümmerter Thurm. Lygon erreichte ihn ohne Hinderniß und fand Rosa seiner bereits wartend. Rasch entflog eine Stunde in einem Gespräch, in dem sich von ihrer Seite scharfe Beobachtungsgabe, Lebendigkeit des Ausdrucks und ein, gleich der Musik ihres Landes, mit süßer Schwermuth gepaarter Geist der Fröhlichkeit immer mehr entfalteten und einen zauberischen Reiz auf ihren jungen Anbeter übten. Er hatte dieses Herz erobert, das fühlte er, zugleich aber auch, daß dieser schnelle Sieg nichts weniger als leichtsinnige Schwäche von Rosas Seite, sondern einzig vertrauensvolle Hingebung eines offenen, kräftigen Gemüthes war.

Seit der Zeit ihrer ersten Zusammenkunft war inzwischen ein Monat verflossen, während dessen sich Lygon beinahe jeden andern Tag über die Berge gestohlen hatte, um des Anblicks, der Unterhaltung seiner ländlichen Gebieterin zu genießen. Sobald sie von ihm vernommen hatte, er wünsche, ihre Zusammenkünfte möchten ein Geheimniß bleiben, drang sie hierüber nicht weiter in ihn; es genügte ihr an seiner Versicherung, er habe triftige Gründe dazu. Diesen Gründen nachzufragen, wäre ja als Mißtrauen gegen ihn erschienen, gegen ihn, den Gegenstand ihres vollen Vertrauens, ihrer innigen Liebe, der ihr Ein und Alles, die einzige Stütze, die Krone und der Halt ihres Lebens war. Diese unbeschränkte Hingebung wiegte auch Lygons gutes, edles Herz in eine gefährliche Sicherheit. Rosas Anhänglichkeit erschien ihm indeß als etwas Hohes, Romantisches, welches bei aller Zärtlichkeit und Leidenschaftlichkeit keinen unerlaubten Wunsch aufkommen ließ. Unziemliche Vertraulichkeit! eben so leicht hätte er solches gegen eine Fürstentochter gewagt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Liebe Julie! ich wollte gestern diesen Brief schließen, und dann hätte ihn Börne nicht, seiner Länge wegen, tadeln können. Bilde Dir also ein, ich schreibe Dir jezt einen neuen Brief, obgleich ich auf derselben Seite fortfahre, und Du wirst dadurch die Börne'sche Kritik vernichten, obgleich ich Dir heute — wie er überall und immer — das nehmliche, das gestrige Thema variire, und zwar ein Thema, das sich für eine Dame wohl gar nicht schickt, nämlich die Börneschen Briefe aus Paris. Ich muß Dir nur gestehen, daß ich mich gestern gegen den Verfasser nur so anstellte, als hätte ich diese Briefe wirklich gelesen, da ich doch nur flüchtig hineingeblickt hatte; man kann doch nicht unartig seyn! Die größte Unartigkeit gegen einen Schriftsteller und die tiefer kränkt, als der bitterste Tadel, ist das Geständniß, sein jüngstes Werk nicht zu kennen. Nun aber habe ich wirklich zu lesen angefangen und einige sehr anziehende Stellen für Dich ausgezogen. Sey nicht bange, theure Freundin, ich bin vorsichtig in meiner Wahl und gebe kein gros mot oder ein noch schlimmeres wieder. Höre also! Der tiefsinnige Publizist sagt: „Nie hat Jemand so klar und wahr gesprochen als .... Rathe 'mal! Ich wette um mein ganzes Vermögen und überdieß um die zehn Sous, die Börne, in seiner Begeisterung von den Franzosen, für seinen Stuhl in den Tuilerien, statt der geforderten zwei, bezahlte, Du triffst es nicht! — Nun? als Napoleon? — Falsch! — Als Lafayette? — Weit gefehlt! — Als Robespierre? — Auch nicht! — Als H. Heine? — Nicht übel; aber mühe Dich nicht ab! Du kannst bis ans Ende der Zeiten rathen, und kommst doch nicht darauf, daß nie Jemand so wahr und klar gesprochen hat, als de Potter! —

Apropos von H. Heine, oder vielmehr apropos von dem ehmaligen Redakteur des National und Verfasser einer Geschichte der französischen Revolution, Herrn Thiers, der Unterstaatssekretär geworden, sagt Briefsteller: „Es ist gerade, als wäre der Heine Minister geworden, oder ich. Und was sind wir?" Wie kann man nur so unüberlegt die geheime Parole der Parthei verrathen? Das nennt man die Oeffentlichkeit weit treiben, bis zur Ehrlichkeit weit! Aber ich habe Dir schon gestern geschrieben, daß er es wirklich ehrlich meint, bis auf die Buchmacherei, die des literarischen und wissenschaftlichen Gewissens ermangelt.

So lange er nicht Bücher machte, waren seine Aphorismen pikant, nun er die vereinzelten Einfälle sich als ein Buch bezahlen läßt, muß er auch das Platteste und Ordinärste unter seinen Einfällen gewissenlos aufnehmen, damit die benöthigte Bogenzahl voll werde.

Aber Börne ist tief, schrieb ich Dir gestern. Hier ein Beweis aus seinen Briefen sogar. Er sagt darin: „Werden aber Vorrechte an den Besitz gebunden, (so) wird das französische Volk, dessen höchste Leidenschaft die Gleichheit ist, früher oder später das zu erschüttern suchen, worauf die neue Aristokratie gegründet worden — den Besitz — und dieses wird zu Gütervertheilung, zu Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden gewesen seyn." — Wahrlich, wahrlich! das ist tiefer, als es der Verfasser gewußt und gewollt hat, nämlich die gründlichste Widerlegung alles dessen, was er für die Pflastersteine und journalistische Frechheit, für den Pöbel und gegen die Fürsten je gesagt hat und in alle Ewigkeit zu sagen im Stande ist. Schon um dieser Stelle willen hätte das Buch nicht sollen verboten werden.

„Man muß sich," heißt es in den Briefen, „man muß sich nur immer fragen, wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürsten?" Nun wohl, Herr Doktor, ich will Ihrem weisen Rathe folgen und fragen: Wem gehört Lyon? den Seidenwebern? Sie würden bald zu weben und dann Lyon selbst aufhören, Lyon zu seyn, wenn Lyon den Seidenwebern gehörte; und eben so jeder Staat, wenn jeder Staat dem Volke gehörte. Aber ich weiß schon, Herr Doktor, Sie werden das nicht zugeben; denn Sie haben die gleiche Tendenz mit den Seidenwirkern zu Lyon, deren Freiheit- und Gleichheitsruf in den jüngsten Bluttagen war: Au Rhône les rentiers! au Rhône les commis!

Nein! und abermals nein! diese Briefe sind nicht gefährlich, au contraire heilsam: sie müßten selbst den wüthendsten Septembriseur zur Besinnung bringen. Weßhalb verbietet man eine so nützliche Schrift? Weil sie baar und und klar Aufruhr predigt? Baar, das gebe ich zu; klar? daran möchte ich zweifeln. Denn liegt es nicht am Tage, daß Alles nur Scherz ist? Kann ein Fallstaff zu Aufruhr verleiten? Und kann Fallstaff eine Aufruhrpredigt anders enden, als mit den charakteristischen Worten Börnes: Und jezt schlagt Euch, ich sehe zu? Wenn das nicht, im Gewande begeisterten Lobes, eine Satire auf die Julitage ist, so ist es noch weniger als das, und wahrlich nicht der Beachtung werth.

Es ist ein höchst merkwürdiges und eben so beachtungswerthes Ergebniß der Zeit, daß zwei so disparate Leute, wie Hengstenberg in seiner Kirchenzeitung und Börne in seinen Briefen Kompagnie machen, um, wie er sich selbst nennt, den reitenden Goethe anzubellen. Es ist dieses die belgische Allianz der Pfaffen und Demagogen. Ein Johannes Müller könnte, aus diesem Zeichen und Wunder der Gegenwart, die nächste Zukunft deduziren, im Fall der Demos dem Einen, oder im Fall der Nichtdemos dem Andern sich hingibt.

Auch ein genialer Reisebeschreiber ist der Pariser Briefsteller, ein ganz anderer, meine arme Julie, als Dein Freund, der wie ein gewöhnlicher Reisender nur das beschreibt, was er effektiv gesehen hat. Jener Genialische aber schildert die Julitage, ohne sie erlebt zu haben, nach lithographirten Bildern und mit einer Sicherheit in seinem Pinselstrich, die eben nur eine Lithographie, mit einem Feuer, die eben nur die Sicherheit geben kann. Es ist wirklich bewundernswürdig, so feurig zu seyn, ohne je im Feuer gewesen zu seyn. „Schlagt euch! ich sehe zu." Nein, das könnte mir gefährlich werden: schlagt euch! und lithographirt es mir nachher, damit ich es beschreiben kann. Besonders haben ihm auf dem Bilde zwei mit Flinten bewaffnete Weiber gefallen. Aber das ist vermuthlich nur eine Artigkeit, die er der Dame macht, an die seine Briefe gerichtet sind.

Und nun genug von einem Buche, dessen erster Theil mir nicht Lust macht, den zweiten zu lesen. — Auch ich war bei den Julitagen! Doch davon in meinem nächsten Briefe. Bis dahin lebe wohl und gedenke des Geistes Deines abgeschiedenen Freundes!

Fichte an Jung.

5.

Jena, den 21sten Floreal VII. (den 10ten Mai 1799.)

Ich lege Ihnen das Innerste meiner Gesinnungen dar, edler Freund, theils um meine Denkart vor Ihnen selbst zu rechtfertigen, theils um mir an Ihnen auf jedes künftige Ereigniß einen unverwerflichen Zeugen desselben zu verschaffen.

Der Zweck des durch Sie gesuchten Passes war nicht, in die Dienste der Fr. Rep. zu treten; ich wollte ihn dazu brauchen, um über das Gebiet derselben nach Helvetien zu reisen, wohin ich durch denselben jungen Mann, der auch Ihnen meinen Brief übergeben, geschrieben hatte, oder, falls diese Hoffnung mich täuschte, mir irgendwo ein Plätzchen auf dem linken Rheinufer suchen, wo ich in ruhiger Muße und Stille meine Transcendental-Philosophie weiter ausarbeiten könnte. Auch sollte er nur im Falle der äußersten Noth gebraucht werden. Ich wollte, in welchem Lande es auch sey, mich auf einige Jahre gänzlich vor dem Publikum zurückziehen, auch nicht einmal Etwas drucken lassen, sondern lediglich für mich selbst arbeiten. Nämlich, ohnerachtet es bei keinem vernünftigen Menschen streitig seyn kann, daß die Prinzipien, auf denen die fränkische und die nach

ihrem Muster gebildeten Republiken ruhen, die einzigen sind, bei denen die Würde der Menschheit besteht, so hat doch dishher auch dies klar am Tage gelegen, daß durch Inkonsequenz von beiden Seiten die Praxis der beiden entgegengesezten Partheien einander gar ähnlich wird, ja die republikanische oft noch ärger erscheint. In dieser Lage der Sachen mußte ich es für ein Wagstük halten, mich ohne die äußerste Noth der Republik anzuvertrauen.

Diese äußerste Noth findet nicht statt. Freunde von Einfluß arbeiten für mich, und sie werden wahrscheinlich nicht ohne Erfolg arbeiten.

Wohl aber hat durch die Gräuelthat zu Rastadt sich meine Ansicht der Dinge völlig umgeändert. Der Despotismus wird nun konsequent. Er hat sich durch die russischen Erklärungen, durch diese Gräuelthat, und wodurch nicht? in die absolute Nothwendigkeit versezt, jede Aeußerung der Vernunft und des Gefühls zu unterdrücken. Es ist klar, daß von nun an nur die französische Republik das Vaterland des rechtschaffenen Mannes seyn kann, indem von nun an nicht nur die theuersten Hoffnungen der Menschheit, sondern sogar die Existenz derselben an ihren Sieg geknüpft ist. Die französische Nation hat jezt eine Erinnerung bekommen, über welche hinaus es keine gibt, von ihrem Schlafe zu erwachen. Die Bessern werden einsehen, wodurch man sich in die Möglichkeit versezt hat, so behandelt zu werden. Wenn dieses Blut nicht die Sache der Republik, und mit ihr die der ganzen Menschheit fest gründet, so ist denn freilich weiter keine Hülfe.

Und was vermag ich? Wissenschaft ist nicht das Nächste, dessen man bedarf. Diese erwartet bessere Zeiten. Haben die Gewalthaber Frankreichs je geglaubt, daß ihre Gegenparthei sich durch Politik, Vernunft, Menschlichkeit werde bewegen lassen, einige Rücksichten gegen sie zu beobachten, so werden sie doch nun wohl ihres Irrthums inne werden. Dies ist ein Krieg der Prinzipien. Nur die furchtbarste Ueberlegenheit kann der Republik Ruhe und Existenz verschaffen.

Ich habe nur Ein Mittel in der Hand, für diesen Zweck mitzuarbeiten: Schriftstellerei. Vielleicht ist es, zumal durch das rechtliche Verfahren der Republikaner unterstüzt, wenigstens nicht widersprochen, nicht unmöglich, den verblendeten Deutschen die Augen aufzureißen.

Ich werde, sobald es mir möglich seyn wird — ich denke in 8 — 12 Tagen — nach Frankfurt im strengsten Inkognito abreisen und Ihnen von meiner Ankunft daselbst Nachricht geben, wie Sie in Ihrem Schreiben vom 10. Floreal, das ich ehegestern erhalten, wünschen.

Vom Justizminister Lambrechts ist nichts an mich gelangt, und es ist mir lieb. Es ist meinem Herzen unendlich wohlthätig, in diese ganz neue Lage meines Lebens, welche anzutreten mir viel Ueberwindung gekostet, und wozu es der gewaltsamen Erschütterung durch die ungeheuerste Gräuelthat in der Weltgeschichte bedurfte, an der Hand eines von mir so innig verehrten Mannes, wie Sie, und eines Freundes, auf dessen Wohlwollen sowohl als Weisheit ich das unbedingteste Vertrauen setze, eingeführt zu werden. **Fichte.**

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Fortsetzung.)

Die Bücherinquisition und Raumer.

Als eine Art Inquisitionsgericht beschäftigt sich das Obercensurkollegium unter andern auch damit, von deutschen Büchern Notiz zu nehmen. Daß man hierbei auf den Standpunkt der Bildung, der Literatur, der Volksstimmung Rücksicht nehmen, daß man erwägen solle, ob ein Buch, welches zu Friedrich des Großen Zeit schädlich gewesen, heute wohlthätig wirken könne, oder umgekehrt, wäre wohl unbillig und zu viel gefordert. Man kann von Männern in den Jahren und in so hoher Stellung nicht verlangen, daß sie jedesmal wissen, was an der Zeit ist. Sie wollen für Ruhe sorgen, und bei ihrem Alter erscheint ihnen manches unruhig, was der jungen Generation zäh und ledern vorkommen will. Wie mancher Ehrenmann, der dreißig Jahre kein Buch in die Hand genommen, schaudert über die Grundsäze zusammen, schlägt er ein Werk von heute nach, das uns sehr trivial über sehr Triviales sich zu verbreiten scheint; soll aber ein Senator erst bei der Jugend anfragen, bevor er verbietet?

Indessen haben doch mehrere Räthe dieses Kollegiums sich mit den Grundsäzen desselben nicht vertragen können, unter andern Herr von Raumer (der Historiker), welcher seine Entlassung freiwillig eingereicht, weil er „mit voller Ueberzeugung sich dem Verfahren nicht anschließen könne, welches seither das Obercensurkollegium geleitet.“ In seinen schriftlich angegebenen Gründen heißt es ferner: „Anstatt die schreibende und lesende Welt für größere, ächte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen, der literarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Aengstlichkeit der Aufsicht allmählig zugenommen, so daß Preußen (einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue, so wie dem Verstande seiner Unterthanen am meisten vertrauende Staat) jezt fast hinter allen andern zurückstehe. — Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften wächst, obgleich dieser geistige Kordon das etwaige Böse noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jezt aufgegebene, medizinisch militärische der Cholera. Hiebei wird der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrne Kind, das sich in der Lesebibliothek schlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher den einheimischen entgeht, und das Ausland druckt das, was (ich war selbst mehrere Male in dem Fall) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutschland wie auf seinen Leitstern hinblickte, hat hiedurch unglaublich an Popularität verloren, und zwar durch Maßregeln, die für sich betrachtet unbedeutend erscheinen, aber mehr auf die wichtige Gesammtstimmung der Deutschen wirken, als derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt. Ja die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgends eine angemessene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt, daß neben der Rechtfertigung auch die Anerkenntniß etwaiger Mängel eintrete.“ — Was Hrn. von Raumer darauf geantwortet wurde, weiß man nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 303.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 20. December 1831.

Es ist der Fremde geprellt, stell' er sich, wie er auch will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Goethe.

Italienische Gruppen.

Wanderung von Nizza nach Genua.

Von Toulon bis Fréjus und Cannes hatte der Sturm, eine Abart des berüchtigten Mistral, fast ununterbrochen gewüthet; in den Augenblicken, wo er schwieg, ergoß sich der Regen, der im Süden in weit größeren Tropfen fällt, als im Norden, stromweise vom Himmel. Wer hätte da noch Lust gefühlt, in das oft gesungene Loblied von den Reizen der glücklichen Provence und ihres blauen Himmels einzustimmen? Wenn man, nach solcher Entzauberung, die milden und wohlthuenden Lüfte von Nizza einathmete, so glaubte man fürwahr, in den Hafen des Friedens selbst eingelaufen zu seyn. Es war der 22te Februar, und es schien der Mai, wie ihn die Phantasie der Idyllendichter schildert. Zwei der erhabensten Gegenstände treffen hier zusammen, deren Anblick nie seine Wirkung auf das menschliche Gefühl verfehlt: die blendend weißen Alpen, die, im Rücken der Stadt gelagert, die ultramontanischen Stürme von dieser Frühlingsnatur abwehren, und die blaue Meeresfluth, die unablässig an dieses Gestade schlägt und mit ihrem frischen Athem die Hitze des Klimas mildert. Zwischen beiden ruht das glückliche Nizza, gelehnt an den Montalban; rings um die Stadt ziehen sich Gärten und Haine, aus denen zu dieser Jahreszeit die Citrone und Apfelsine, halb unter dem Laube versteckt, uns üppig entgegenlachen; was aber noch schöner ist als dieses, sind die Hunderte von Lustwandelnden, in deren Zügen man sogleich Fremdlinge entdeckt, die von fernher kamen, unter diesem Himmel ihre Gesundheit wiederzufinden, und deren heitere Miene jezt die Genesung oder die wachsende Hoffnung auf Genesung ankündigt.

Kommt man ins Innere der Stadt, so tritt uns sprudelnde Fülle des Lebens entgegen. Ich setze mich in den Erker vor meinem Zimmer; da genieße ich die Aussicht über einen Theil der Stadt: zur Rechten fällt das Auge auf die Brücke, die über den Paglione führt; ich folge dem Laufe des Flusses, und vor meinem Blicke breitet sich die Meeresfläche aus, die in weiter Ferne die Berge Korsikas begrenzen. Aber unter mir, auf dem Platze von San Francesko, wogt die geschäftige Menge auf und nieder, die nur genießen und ihres Himmels sich freuen will; Thüren und Fenster stehen allenthalben offen; balsamisch dringt der Duft der Veilchensträußer herauf, womit Groß und Klein da unten geputzt ist; das Provencalische scheint sich hier mit dem italienischen Idiome zu vermählen. Die Frauen in seidenen Kleidern (es war eben Sonntag), ohne schön zu seyn, glichen doch weniger den Nachbarinnen in Frankreich, als den ausdrucksvollen Gestalten zwischen Nizza und Genua, längs der Küste; ihre Lebhaftigkeit und der Ausdruck ihrer Züge waren unbeschreiblich reizend, und sprachen sie ihr durchdringendes Patois, so sprach der ganze Körper diese Sprache mit; und so kindisch neugierig war dieses Volk, daß es bei

dem geringsten Umstande zusammenlief und Gruppen bildete, die eben so schnell sich wieder auflösten.

Der König Viktor Emanuel, der seit seiner Abdankung in Nizza lebte, war vor Kurzem gestorben (Anfang 1824). Der unglaubliche Schwarm von Priestern, der nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft hier wieder eingezogen war, ließ es an Processionen nicht fehlen, und jeden Morgen erscholl außerdem eine militärische Trauermusik. Das Regiment, welches sie spielte, war vom Kopf bis zum Fuße auf preußische Art uniformirt. Wenn man hier Brandenburger vor sich zu haben glaubte, so bekam man dort beim Anblicke der vielen Priester, die müßig durch die Straßen wandelten, eine lebhafte Ahnung, man sey nun in Italien oder fange nun an, in Italien zu seyn. Doch einen Vorschmack von Italien bekam man schon auf der Polizei, wo, der bureaukratischen Grobheiten nicht zu gedenken, buchstäblich in Erfüllung ging, was mir die ehrlichen französischen Gensdarmen am Var vorausgesagt hatten: „allez seulement, on vous fera payer de l'autre côté."

Gern wäre ich zu Schiffe nach Genua gegangen. Die Felucke la Vergine de' Carmi, Kapitän Bartirotti, lag zur Abfahrt bereit; aber der Wind war südöstlich. Wohl dem, der, von einem erfahrnen Freunde gewarnt, um keinen Preis seinen Paß den Schiffern ausliefert! Er gibt sich in ihre Macht, wie sie sich unter der Winde Gewalt geben. Der Wind blieb widrig, und ich mußte zu Fuß abreisen. Vierzig französische Stunden (lieues du pays) beträgt der Weg bis Genua, ist aber zu Fuße schwerlich in vier Tagen zurückzulegen. Das öftere Bergauf- und Bergabsteigen, das häufige Waten im tiefen Ufersande, der Zeitverlust an Bächen und Gräben, worüber keine Brücke geschlagen war, und wo man sich entweder dem breiten Rücken eines Trägers anvertrauen oder den jenseits angebundenen Kahn erwarten mußte, überhaupt die den Namen Straße nicht verdienenden Wege, für deren Bau die französische Regierung nicht Zeit gehabt hatte, das zu leisten, was sie zwischen Savona und Genua mit unglaublicher Schnelligkeit, Kraft und Kühnheit ausgeführt hatte; dieß zusammengenommen, vereitelte meine Absichten, und ich war am Abende des zweiten Tages noch weit über die Hälfte von Genua entfernt.

Das Land ist zehn Stunden weit, etwa bis San Remo, einem Garten zu vergleichen; dann wird die Küste plötzlich öd und unfruchtbar. Die Bewohner derselben werden in Nizza und Genua das schlechte Volk von der Küste (la riverasca) genannt. An Mauthhäusern fehlte es nicht, aber die Untersuchung geschah immer mit Humanität: die Beamten waren alle in französischem Dienst und Zeugen der glorreichen Kaiserperiode gewesen, und diese Periode hatte wenigstens den Kriegern ein unvertilgbares Gepräge aufgedrückt. Die Frauen wurden zusehends schöner und in dem Maße ansprechender, als die afrikanischen Physiognomien der Männer und ihre rothen Mützen abschreckender wurden. Das Meer blieb mir fortdauernd zur Seite; ich sah am fernen Horizonte die Schiffe ost- und westwärts sich durchkreuzen, sah aus weiter Entfernung die empörte Woge nach dem Ufer sich wälzen und ihre ohnmächtige Wuth in Schaum verrauchen, oder hoch aufschlagend den steinigen Fußpfad benetzen. Einen schönen Anblick gewährte in der Ferne das Städtchen Porto Maurizio, welches, eben beim günstigsten Sonnenstande, die Meeresfläche recht täuschend widerstrahlte. Wer möchte es der freundlichen Stadt als Eitelkeit auslegen, wenn sie im treusten Spiegel ihre Reize beschaute?

In der Nähe von Languevla führte das Glück einen Maulthiertreiber daher, der nach Noli heimkehrte. Von da aus waren noch drei Stunden bis Savona, dreizehn Stunden bis Genua. Wir waren bald einig und richteten uns leidlich ein, trotz der rothen Mütze und des Luchsgesichts. Im Trabe ging es um Albenga hinum nach Loano und Final zu. Die weißgraue Farbe der Häuser hatte etwas Trübseliges und Abstoßendes. Auf dem verödeten Wege gab es überall Felsenklüfte und Ruinen, wo sich Tausende von Banditen hätten aufhalten können. Es kamen keine; doch wünschte ich sehnlich, die Grotte von Noli noch bei Tage zu erreichen und vor Nachts im hart dahinterliegenden Städtchen einzutreffen. Aber schon über Final hinaus traten die Schatten der Dämmerung ein; die Brandung des Meeres schlug erzürnt an das hohe Felsengestade; der Weg schien nur noch für Maulthiere und frische Fußwanderer gangbar zu seyn, so sehr war er mit hervorragenden, scharfkantigen Felsspitzen besät; ehe wir an den Eingang der Grotte gelangten, war's völlige Nacht. Bei Tage hätte man diese Grotte bewundern müssen, die einen Felsen durchbricht, welcher als Vorgebirge sich weit hinaus in's Meer erstreckt; bei Nacht sah man nur das Grauenvolle.

(Der Beschluß folgt.)

Die Wallfahrt zum Oherrigsee.

(Fortsetzung.)

Auf diese Art waren Lygon und Rosa, anscheinend in der vollsten Sicherheit, häufig zusammengekommen, als sie auf einmal, eben wie sie sich eines Abends trennen wollten, durch das Erscheinen eines Mannes überrascht wurden, der aus einem innern Gemach des alten Thurmes heraustrat, das doch Lygon eben noch ganz leer gesehen hatte und zu welchem man nur durch das äußere Zimmer, wo Rosa und er selbst sich befanden, gelangen konnte. Es blieb ihm indessen keine Zeit, sich zu besin-

nen, wie der Mann sich Zutritt verschafft haben mochte, denn Rosa sank in demselben Augenblick, mit dem Ausruf: „mein Bruder Calwaugh!“ ohnmächtig in Lygons Arme. In solchem Falle gehen die Ansprüche des hülflosen Weibes an das Herz des wackern Mannes allen Rücksichten für eigene Sicherheit vor; so beschäftigte denn auch das Bestreben, die Geliebte in's Leben zurückzurufen, den Liebenden einzig und allein, obgleich schnell der Gedanke an das Gefahrvolle seiner Lage in ihm aufstieg; da trat Calwaugh, jedoch mehr entschlossen als eigentlich gewaltsam, dazwischen: „Laß die thörichte Dirne selbst zu sich kommen, und so lieb Dir Dein Leben ist, antworte mir aufrichtig! Nichts da, kein Getändel — her mit ihr!“ Und damit nahm er die ohnmächtige Rosa auf seine Arme, trug sie hinaus und sezte sie vor der alten Bogenthüre nieder. Bei diesem Geschäft duldete er Lygons Hülfeleistung; so wie es aber beendet war, zog er ihn in das Gemach zurück und sezte sich auf eine plumpe Bank, das einzige Geräthe im Gemach. Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen, während dessen Lygon, das Auge auf den unwillkommenen Fremden geheftet, stehen blieb. Calwangh Verdon war ein Mann von riesenhaftem Wuchse, kräftig und dabei schön gebildet in seltenem Grade. Seine braunen Locken wallten in höchster Fülle um das feingebildete Haupt, und seine Kleidung war, obschon vernachläßigt und sehr abgetragen, die der feinen Welt. Seine rechte Hand ruhte auf dem Griffe eines kurzen und breiten Säbels, während er mit der linken das Haupt stüzte, bis er endlich aufsprang, hart vor Lygon hintrat und ihn mit einer ungewöhnlich tiefen und umfangreichen Stimme anredete, deren Töne, wie man sich wohl denken mag, ihre volle Wirkung auf den Hörer hervorbrachten.

„Hört, junger Herr,“ hob er an, „ich habe vor einiger Zeit von dem Verkehr zwischen Euch und dem abentheuerlichen Mädchen draußen Kunde erhalten. Antwortet mir, so wahr ihr in den Himmel zu kommen hofft, wie weit seyd ihr mit einander?“ — „So wahr ich in den Himmel zu kommen hoffe,“ versezte Lygon, „nichts, außer allgemeinen Versicherungen gegenseitiger Zuneigung ...“—„Seyd Ihr bereit, sie zu heirathen?“— Lygon zögerte mit der Antwort; die Frage wurde ganz in demselben Tone wiederholt. „Ich bin Soldat und ein Mann von Ehre,“ erwiederte er endlich, „und kann auf eine solche drohende Frage keine Antwort geben. Eure Art, Euch auszudrücken, zeugt von Bildung, und Ihr müßt deshalb fühlen —“ — „Daß Ihr meine Schwester für eine Bauerndirne haltet und Euch herablassen wolltet, sie zu entehren. O, deutlich genug lese ich in Deiner Seele. Sie besizt Alles, was dem Weibe Werth gibt: Anmuth, Treue, Zärtlichkeit, Jugend, Schönheit, das fühlt Ihr und liebt sie, wie Euresgleichen lieben kann, habt aber nicht Kraft genug im Herzen, um Euch zu erheben über den jämmerlichen Gedanken, daß ihr Vater ein papistischer Bauer ist. Ja, er ist ein Bauer, ist ein Papist, und ich bin sein Sohn. Meine Gegenwart ist Euch unerwartet gekommen, mag wohl seyn; Rosa, seht Ihr, hat einen Beschützer, von dem Euch wenig träumte. Doch zur Sache: ich entdeckte Eure heimlichen Zusammenkünfte; mein erster Gedanke war Euer Blut.“ Hier hob er den Säbel auf und stieß ihn dann wild auf den Boden, sein ganzer Körper zuckte; dann begann er wieder: „Doch meine Hand ist so schon roth von Blut, und ich mochte Euch nicht ohne Ursache erschlagen. Ich hütete Eure Zusammenkünfte, horchte Euren Reden und gewann die sichere Ueberzeugung, daß meiner Schwester Ehre unbefleckt geblieben ist, und das Uebrige kann ich vergeben. Doch jezt muß Alles aufhören; denn bei dem unsterblichen Gott, der mich armen, sündigen Menschen schuf, wenn Ihr je ihr wieder naht, so nehme ich Euch das Leben! Geht! — Ich brauche Euch nicht zu sagen, schweigt! einen Flecken auf ihren Namen wollt Ihr, glaube ich, nicht werfen; solltet Ihr aber ... nein, nein, ich thue Euch Unrecht mit dem Gedanken.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Fichte an Jung.

6.

Jena, den 30sten Juni 1799.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief, mein verehrungswürdiger Freund, mitten in den Zubereitungen zu meiner Abreise von Jena nach dem Norden Deutschlands, welche ich übermorgen antreten werde. Daß ich Ihnen nicht schrieb, hatte beinahe denselben Grund, warum ich nicht kam. Ich hielt, da den Zeitungen zufolge die österreichischen Husaren zwischen Frankfurt und Mainz herumstreiften, die Briefe für eben so unsicher, als die Personen; ich verfiel in die völligste Unentschlossenheit, indeß mein einziger Knabe gefährlich krank wurde und meine ganze Zeit, so wie meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Die Sachen bei Ihnen standen nicht zum besten und Alles schien eine baldige Revolution unter den Gewalthabern, Gott weiß welche, zu drohen. Mir wurde es klarer, daß ich erst gewisse literarische Aufgaben in Deutschland noch erfüllen müßte, die der Ruhe und Muße bedürften. Ich gab sonach, da ich ohnedies, außer über Wesel, von Frankreich abgeschnitten war, den Vorsatz ganz auf, dorthin zu gehen.

Ich wünsche sehnlichst, daß die nun geschehene Umänderung gründlich sey und endlich eine einer freien Nation würdige Verwaltung herbeiführe; und dann wird mein zweiter Wunsch seyn, daß die Republik auch mich

und meine Kräfte brauchen könne, und ich auf diese Weise aus Deutschland, das ich denn doch für ein fremdes Land in Rücksicht auf mich betrachten muß, hinwegkomme. Bis Ostern 1800 hoffe ich die Arbeiten, die ich mir jezt aufgegeben, vollendet zu haben.

Erhalten Sie, theurer Mann, mir ihre Freundschaft. Sie sind, ohne mich persönlich zu kennen, mir mit einer solchen Herzensgüte begegnet, Sie haben eine Freundschaft und Anhänglichkeit gegen mich gezeigt, die mich Ihre Liebe als eins der größten Güter meines Lebens betrachten läßt.

Leben Sie wohl, theurer Mann. Ihr innigstergebener

Fichte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, December.

(Beschluß.)

Verbot eines Tageblatts. Börnes Briefe. Die politischen Zeitungen.

Neulich ward hier plözlich ein Tageblatt verboten. Viele erfuhren erst durch das Verbot, daß es existirt hatte. Es trieb sich nur in schmuzigen Tabernen um, Eulenspiegel oder der reitende Courier genannt, und wurde von einem relegirten Gymnasiasten geschrieben, den, wie ich glaube, der bekannte Saphir aus Wien sich verschrieben, um einen Helfershelfer oder ein Stichblatt zu haben. Das Blatt kam, wie gesagt, nicht in Betracht und in kein anständiges Haus, da es durch Personalsatiren und pöbelhafte Sprache sich ganz zu den Skandaljournalen gesellte, die jezt hie und da in Deutschland gedeihen; auch wurde es angeblich wegen grober Unsittlichkeit untersagt. Aber die Art des Interdikts hat doch die Aufmerksamkeit darauf rege gemacht. Man fragte sich, wie die Censur Unsittlichkeiten konnte passiren lassen, und dann, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn es einmal geschehen, statt dies zu verheimlichen, es in den Zeitungen bekannt zu machen und zu sagen: „wegen grober Unsittlichkeiten ist das fernere Erscheinen des und des Blattes untersagt worden;“ durch eine solche Oeffentlichkeit gewänne nur die Behörde an Zutrauen und nähme dem Redakteur die Möglichkeit, für einen Märtyrer zu passiren. Gewiß auch eine sehr unnütze Frage, denn das Blatt ist nun einmal verboten, und das Verbot ist nun einmal nicht bekannt gemacht.

Börnes Briefe sind hier mit großem Vergnügen in den höhern Kreisen gelesen worden. Da der deutsche Liberalismus sich noch nie ein solches Dementi gegeben, so kizelte das. Es war natürlich der Skandal, was erfreute; doch mußten noch mehr Persönlichkeiten hinein, wenn sie so gefallen sollten, wie die Pücklerschen Briefe. Börne kennt die höhern Stände hier zu wenig. Man war aber zufrieden, jeder schon mit dem kleinen Seitenhieb, den ein Nachbar rechts und links erhielt, Alle mit dem Schimpfen und damit, daß sich der Liberalismus selbst an den Pranger stellte. Man ging auch damit um, diese Briefe ausnahmsweise nicht zu verbieten; Buchhändler Campe muß jedoch thätige Freunde haben, denn es ist nun doch geschehen. Seitdem werden sie natürlich reißend gekauft und auch anderwärts als in den höhern Kreisen gelesen.

Ueber die Jarkesche Zeitschrift werden Ihnen schon die politischen Blätter genug mitgetheilt haben. In Verlegenheit war man nur um zwei Dinge, um einen Verleger und um Leser. Unüberlegter für seinen äußern Kredit konnte ein politisches Journal nicht wohl begonnen werden. Sollte es den Royalismus in alter Gestalt gegen die liberalen Meinungen der Zeit verfechten, so hätte der Redakteur, dem es um die Sache zu thun, es in Sachsen, Hessen, Baiern, oder wo einigermaßen Freiheit der Presse herrscht, herausgeben sollen. Dort mochte es sich gut ausnehmen im Chaos der noch „ungebewerten“ deutschen Freiheitsstimmen. Hier betrachtet man es mit fast unbilliger Verachtung als das gehorsame, bezahlte Organ einer Parthei, die ihre Ansichten uns mit Gewalt aufdringen will. Um es ja recht unpopulär und abschreckend zu machen, arbeiten, außer den bekannten Apostaten protestantischer Seits, in trautem Verein mit den katholischen, einige Ultrapietisten mit. Dazu fängt man an mit gelehrten Beweisen über die Legitimität Don Miguels, und daß der Kaiser von Rußland nach dem polnischen Aufstande nicht mehr verbunden seyn könne, die von ihm beschworne Konstitution aufrecht zu erhalten. Wäre beides zur Evidenz erwiesen, so könnten doch publizistische Strategen nicht taktloser operiren. Bei solchem Anfang wird ihnen schon von vorn herein durch die vorläufige Frage der Mund verschlossen, oder, was schlimmer ist, es hört sie Niemand an, außer die zu ihrer kleinen Parthei schwören, und diese wissen das Alles schon von selbst. Das Unternehmen hat eine solche Scheu verbreitet, daß kein Buchhändler sich als Verleger, kaum einer zum Kommissionär hat hergeben wollen. Beachtet wird es von denen, die darüber Wize machen wollen, bezahlt — das weiß man nicht. Aber es ist viel schlimmer, daß man „munkelt,“ als wenn man es bestimmt wüßte, der und der gibt das Geld und es soll da und dazu dienen. Seltsam, daß eine royalistische Zeitschrift in Preußen von vorn herein in solchen Mißkredit kommen muß, während hier die überwiegende Mehrzahl der Stimmfähigen durchaus royalistisch gesinnt war und es auch nach den neuesten Mißgriffen bleibt. Man trug sogar seit länger das Verlangen nach einer royalistischen Zeitung, welche in vernünftigem Tone die Abirrungen und Träumereien des deutschen Freiheitsstrebens geißelte und zurückwiese auf die rechte deutsche Freiheitsstraße, die nur in der innigsten Vereinigung von Fürst und Volk besteht; wie verkehrt muß es also angefangen seyn, wenn ein Unternehmen, was dahin einschlagen soll, so ausschlägt!

Die hiesige Staatszeitung hat bekanntlich die Erwartungen nicht erfüllt. Es ist nicht ihre Schuld; sie ist nur eine gewöhnliche Sammlerin, wie die andern Zeitungen, die keine eigene Meinung haben darf, die entsezlich viel Aktenstücke mittheilt, welche Niemand interessiren, und alles sonst, was zu Gunsten der Russen spricht, neuerdings auch für Spontini und Meyerbeer. Doch darf es nicht vergessen werden, daß sie sich zuerst freimüthig gegen die offizielle Annahme, die Cholera sey ansteckend, auflehnte. — Die Spenersche Zeitung (Dr. Spikers Eigenthum) hat jezt, nachdem sie gesehen, daß man mit Clappertons Reisen die Leser nur verscheucht, eine Aeolsharfe nach dem Schloß zu aufgestellt, und lauscht alle Morgen, was von dorther für Luft kommt. Die Vossische geht ihren Weg; er ist eng beschränkt, aber sie geht anständig darauf einher und läßt sich in ihrem Mitgefühl für die leidenden Polen durch keine Drohungen hohen Zornes abschrecken.

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. December 1831.

Erbarmungsloser Feind von meines Lebens Zier,
O Ehre, wie viel Leid und Thränen schaffst du mir!

Corneille.
Der Cid.

Die Wallfahrt zum Dherrigsee.

(Fortsetzung.)

Calwangh Verdon richtete sich hoch auf, entfernte sich, seine immer noch leblose Schwester in den Armen, hastigen Schritts, und ließ Lygon im Kampfe mit den widersprechendsten Gefühlen zurück. Langsam, niedergeschlagen kehrte dieser über die Berge zurück und erreichte am späten Abend den „General Sarsfield," wo er ja Muße genug zu finden hoffte, dem Geschehenen nachzusinnen. Allein diese Gunst ward ihm versagt: Hauptmann Deevor hatte schon geraume Zeit ungeduldig auf seine Rückkehr geharrt und erschien sogleich, um seinen und seiner Mannschaft Beistand für einen wichtigen, gefährlichen Dienst zu begehren. Der immer thätige Hauptmann vermochte es nicht über sich, die Aeußerung zu unterdrücken, wie sehr er Lieutenant Lygons späte Heimkehr bedaure, da dieß vom wesentlichsten Einfluß auf den Erfolg seines Unternehmens seyn dürfte. Lygon war indessen nicht in der Stimmung, dergleichen Vorwürfe ruhig hinzunehmen, und so fielen denn einige scharfe Worte zwischen dem Beamten und dem Offizier. „Gut, Herr," sagte Lygon, „wenn es denn so viel auf die Zeit ankömmt, so wollen wir sie nicht mit Hin- und Herreden verlieren. Oft genug haben Sie mich und meine Leute mit Ihren eingebildeten Aufständen und Komplotten herumgejagt; wenn Sie indessen dieses Mal des Königs Truppen für einen wirklichen Dienst in Anspruch zu nehmen haben, so dürfen Sie uns nur führen, und Sie sollen uns bereit finden, unsere Schuldigkeit zu thun. Uebrigens habe ich die Ehre, Ihnen zum Voraus zu sagen, daß, wenn die jetzige Unternehmung einen gleichen Ausgang nimmt, wie die bisherigen, ich dem Oberbefehlshaber die Sache melden und ihn bitten werde, Sr. Majestät Leute und Vieh nicht länger unter Ihren Befehlen sich zwecklos abplagen zu lassen." Trotz dieser Warnung, blieb Hauptmann Deevor auf seinem Kopfe. Lygon ließ demzufolge seine Mannschaft ausrücken und fragte, ohne sich weiter nach der Sache zu erkundigen, blos nach dem Weg. „Die Landstraße nach Dundalk," antwortete Hauptmann Deevor, und mit diesen Worten ritt er selbst vorauf und hinter ihm, in tiefem Schweigen, Lygon mit seiner Reiterschaar.

Drei Wegstunden etwa waren sie auf dieser Straße in scharfem Trab fortgeritten, als auf Hauptmann Deevors Verlangen Halt gemacht wurde; er selbst hielt nun vor einer, an der Straße gelegenen geringen Schenke still und rief nach einem Manne, welcher alsbald herauskam und ein kleines Pferd bestieg, das für ihn bereit stand. Dann sezte sich der Streifzug wieder in Bewegung und schlug bald eine Seitenstraße links ein. Unterwegs wurde zwischen Lygon und dem Hauptmann kein Wort gewechselt, da Ersterer zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Er bemerkte nur, daß sie der Beamte

über Faughart führte, das Feld, auf welchem einst Bruces Leben und kurze Herrschaft ein Ende nahm, und daß sie durch das Ravensdalerthal gegen Norden zu gekommen waren. Endlich machte Hauptmann Deevor Halt und wendete sich, nach einem kurzen Gespräch mit dem Manne, der sich bei Dundalk an die Schaar angeschlossen hatte und den Wegweiser zu machen schien, an Lygon, um ihn mit dem Zweck der Expedition bekannt zu machen. Es sollte nämlich eine Branntweinbrennerei in Beschlag genommen werden, die durch ihre Lage an der Seeküste lange der Entdeckung entgangen war, indem man bisher immer vermuthet hatte, die Küstenbewohner kämen eher durch Schleichhandel als durch heimliches Brennen zu ihrem Aquavit. „Wir besorgen übrigens nicht ohne Grund kräftigen Widerstand," setzte der Hauptmann hinzu, „da der Eigenthümer der Brennerei einer der wohlhabendsten und angesehensten Pächter der Gegend ist; der Fang wird indessen ein Tüchtiges abwerfen, denn der Whiskyvorrath sowohl als das Grundstück, auf dem die Frevler verhaftet werden, fällt gesetzlich uns zu; der Aicher und ich haben's zu theilen." — „Schon gut," versetzte Lygon, „ich bin bereit, meine Schuldigkeit gegen jeden Widerspenstigen zu thun. Reitet nur weiter!"

Wie er so sprach, trat der Mond aus den Wolken hervor; Lygon betrachtete sich nun die Gegend genauer, besann sich auf den Weg, auf welchem er hieher gekommen war, und gewahrte mit Schrecken, daß er anstatt über, um das Gebirg gerade nach dem Orte geführt worden war, wo vor wenigen Stunden ein für ihn so bedeutungsvoller Auftritt stattgefunden hatte. Unbestimmte Besorgnisse, furchtbare Ahnungen stiegen schnell in ihm auf; seine Ungewißheit sollte indessen nicht lange dauern. Der Aicher führte die Schaar geradezu nach dem, Lygon nur zu wohl bekannten verfallenen Thurm. Instinktmäßig gab er, auf des Beamten Aufforderung, seinen Leuten Befehl, Halt zu machen und abzusteigen, und harrte nun in dumpfer Betäubung des Ausgangs. Hauptmann Deevor und der Aicher gingen zusammen in den Thurm, kamen aber sogleich mit der Nachricht zurück, die Branntweinbrenner seyen in voller Arbeit, sie haben sich davon vermittelst eines geheimen, ihnen bekannten Zuganges überzeugt, und verlangten jezt den Beistand der Soldaten. „Was haben wir dabei zu thun?" fragte Lygon. „Der Zugang ist ganz schmal," antwortete Hauptmann Deevor; „die Reiter müssen Einer nach dem Andern hinabsteigen." — „Das geht nicht," versezte der Offizier; „auf solche Art darf ich meiner Leute Leben nicht aussetzen. Der Erste, der hinuntersteigt, ist unfehlbar des Todes, und wohl mehrere, die ihm folgen, dazu. Nein, ich will aber den Thurm so umstellen, daß Niemand von den Leuten drunten entwischen soll, und ich selbst will es über mich nehmen, die Arbeiter aufzufordern, sich gutwillig zu ergeben." — „Das geht nimmermehr an," riefen der Hauptmann und der Aicher wie aus einem Munde; „sie würden ja den Branntwein bei dem ersten Lärm ausschütten, und wir hätten dann nichts als den Brennkolben." — „So? und meinen Sie denn," fragte Lygon, „ich achte das Blut meiner Leute nicht höher, als Branntwein?"

Vergebens machten Hauptmann Deevor und sein Amtsgenosse alle möglichen Gegenvorstellungen, vergebens spielte der Erstere mit einem höhnischen Lächeln darauf an, wie wenig Lygon der Vortheil des königlichen Fiskus am Herzen liege; Lygon verschmerzte, so gut er konnte, den Stich und blieb unbeugsam. Deevor und der Aicher traten nun mit einander bei Seite und geriethen bald in einen heftigen Wortwechsel; aber nur der Schluß der Verhandlung erreichte Lygons Ohr, der in düsterer Erwartung des Ausgangs da stand. „Ihr überlaßt mir also drei Viertheile, nach meiner Auswahl, wenn ich zuerst hinuntergehe?" Diese von dem Aicher gesprochenen Worte verriethen, daß die Habsucht des Elenden über seine Furcht gesiegt habe. „Ich selbst will zuerst hinuntersteigen," wandte er sich nun an Lygon; „Sie schlagen mir's wohl nicht ab, Lieutenant Lygon, mich zu begleiten?" — „Nach meiner Meinung," war die Antwort, „ist dieß eine muthwillige Vergeudung von Menschenleben; es ist unmenschlich, gegen die irregeleiteten Leute, welche sich mit einem solchen gesetzwidrigen Gewerbe abgeben, und ein sehr gewagter Streich von unserer Seite; wenn Sie aber durchaus hinabsteigen wollen, so bin ich Ihr Begleiter."

Die vorläufigen Anordnungen waren bald getroffen; ein gespanntes Pistol in der Hand, trat der Aicher in das innere Thurmgemach, wo er, mit Deevors Hülfe, eine Fliese aus dem Boden hob; ein Strom von Licht drang aus der Oeffnung, und deutlich konnte man unten das Sieden der Branntweinblase hören. Der Accismann zögerte in Gedanken an den möglichen schlimmen Ausgang, bis ihn Lygons Bemerkung, daß es noch nicht zu spät sey, den Plan zu ändern, entschied. „Ich wag's!" sprach er rasch, und damit ließ er sich hinab; Lygon folgte, doch ehe er den Boden unten erreichte, hörte man den Knall von Feuergewehren, und lautes Stöhnen verkündete das Schicksal des Steuerbeamten. Gleich darauf verlor Lygon den Halt und fiel hart zu Boden. Von dem Falle betäubt, sah er nur noch seine Reiter herbeieilen, welche ihm sehr zugethan waren und wohl auch etwas des Aichers Besorgniß, hinsichtlich der Erhaltung des Branntweins, theilten. Von allem Folgenden hatte Lygon kein Bewußtseyn mehr, bis er endlich in einem geräumigen Gemache auf einem Bette wieder erwachte. Er fühlte einigen Schmerz, denn er hatte bei dem Falle eine leichte Quetschung davon getragen. Wie er seine Augen im

Gemache umherwarf, war der erste Gegenstand, der sich seinem Blicke bot, seine schlimmsten Ahnungen bestätigend, Calwaugh Verdon, der, mit dem Rücken gegen die Wand, die Beine schwer gefesselt und das Haupt auf die Brust gesenkt, auf dem steinernen Boden saß. So konnte er zwar sein Gesicht nicht sehen, allein heftiger Schmerz schien den ganzen Körper krampfhaft zu schütteln, und Lygon wurde bald gewahr, daß seine beiden Arme gebrochen waren. Ein Reiter mit blankem Säbel saß neben ihm in einem Stuhl.

(Der Beschluß folgt.)

Italienische Gruppen.

(Beschluß.)

Dumpf brausten in der Ferne die Fluthen, dicht vor mir schritt der Italiener mit der verdächtigen Physiognomie und still, als brütete er Böses, sogar mit meinem derben Stocke bewaffnet, so daß mir nur seine Gerte und ein Messer blieb. Von dem Ausgange der Höhle sah man nichts beim Eintritt in dieselbe; das Maulthier hatte manchen Tritt zu thun, ehe man im fernen Hintergrunde eine Oeffnung, wie ein kleines Fenster, gewahrte; doch allgemach wurde die Oeffnung größer und erweiterte sich endlich zum Portale. Ich trat heraus, und über mir brannten hell und freundlich die Sterne. Vor mir loderten auf der Höhe und am Ufer die Lichter in den Wohnungen von Noli, und fröhlichen Muthes trabte ich auf die Lichter zu.

Eine Kleine empfing mich munter an der Thüre der Locanda, die Aufwärterin (cameriera) trat höflich herzu und nahm meine Effekten in Empfang, und die gesprächige Wirthin freute sich der neu angekommenen Eccellenza und fragte nach meinen Befehlen. Zu befehlen war nicht viel, denn es war leidiger Freitag; ein Eyerkuchen, etwas schlechtes Obst, noch schlechterer Wein und etliche Heringe machten die ganze Abendmahlzeit aus. Der Treiber setzte sich ohne Umstände zu mir und langte zu. Die Rechnung war, wie man sie in Italien den Fremden zu machen pflegt, und der Mann mit der rothen Mütze, der, als es an's Vermiethen seines Esels ging, bei der Münzverwirrung hier zu Lande die Franks geschickt zu seinem Vortheile zu berechnen wußte, hatte auch hier die Hand unverkennbar im Spiele. Es war — das sah ich nun wohl — kein Straßenräuber und Mörder, aber doch, wie man die Genueser überhaupt schildert, ein verschmitzter Schelm, der sich kein Bedenken macht, die ehrlichen Leute, die aus fernen Landen mit vollem Beutel in das seinige kommen, nach Kräften zu schnüren. Was half es mir nun am folgenden Morgen, auf die Schelmereien tüchtig loszuziehen und jeder eccellenza murmelnd eine pestilenza entgegenzusetzen? Die Mädchen, d. h. die cameriera und der Wirthin Töchterlein, lachten sich ganz unbefangen an und mir ins Gesicht; der Maulthiermann stand dabei und lächelte nur ganz heimlich.

Rasche Pferde trugen uns nach Savona, wo wir eine halbe Stunde hielten. Unter der Reisegesellschaft war ein Ehepaar; die junge Gattin glich auffallend den Gestalten von Andrea Mantegna; wenigstens erinnerte ich mich unwillkührlich ihrer Züge bei dem ersten Bilde, das ich kurz darauf von diesem Meister sah. Wir gingen zusammen nach dem Hafen und der Citadelle und dachten, doch jedes mit verschiedenen Empfindungen, an Pius VII., der einst hier Napoleons Gefangener war und in der Gefangenschaft noch den geistlichen Despotismus gegen den weltlichen geltend zu machen suchte. — Das Wetter war vortrefflich. Sehr malerisch war von Savona aus der Anblick aller dieser Berge, die wir in grauer Ferne als vortretende Bollwerke gegen die Angriffe der Meeresfluthen erblickten und alle noch zu umfahren hatten, bis der lezte käme, hinter welchem die einstige Beherrscherin dieses ganzen Landes vor unsern Blicken sich entfalten sollte. Jezt waren wir auf der, von den Franzosen mit bewundernswerther Kunst angelegten Straße, die hart am Meere hin bald auf-, bald absteigt, um die ins Meer vorspringenden Berge herumläuft und sich plötzlich am Fuße der Anhöhe schwenkt, um von Neuem steil aufwärts zu führen. Bewundernswürdig ist die Geschicklichkeit der Piemonteser Vetturine im Fahren. Langsam steigen sie empor; kaum angelangt auf der Höhe, geht es pfeilschnell hinunter, troz des Meeres, das zur Rechten in der Tiefe schäumende Wellen auf das Ufer wirft, und unten lenkt mit Kühnheit und Grazie, mit mathematischer Sicherheit der Vetturin im vollen Laufe seine Rosse und leitet sie die jenseitige Anhöhe hinan.

Eine der Ortschaften, durch welche wir fuhren, gilt für des Columbus Geburtsort: es war Capureto. Die Gegend ward immer freundlicher; hie und da sahen wir Palmen, doch nur wie niedriges Gesträuch; je mehr wir der Hauptstadt uns näherten, desto reichlicher erschien die Küste mit Dörfern und Städtchen besäet; ja endlich war es nur eine ununterbrochene Gasse, aus welcher heraus wir zur Rechten das Meer, zur Linken die Bergkette mit ihren Rebenterrassen erblickten. Doch alles dies beschäftigte nicht so sehr die Einbildungskraft, als die Erwartung, endlich das stolze Genua vor sich ausgebreitet zu sehen. Die Rosse trabten ohne Unterlaß, der Tag neigte sich und ich fürchtete, den erhabenen Anblick, der

Viele schon begeisterte, entbehren zu müssen. Schon seit geraumer Zeit hatte ich den kolossalen Leuchtthurm vor Augen, der die Westgrenze von Genua bildet, und hoffte mit jedem Augenblicke dort zu seyn. Aber immer verlängerte sich der Zickzack, in welchem die ganze Reise hinlief; immer mußte eine neue Meeresbucht und ein neuer Hügel umfahren werden, und so sah die Ungeduld sich immerfort getäuscht. Die Gesellschaft war still geworden; hinter uns war die Sonne im Untergehen und ein freundliches Helldunkel ließ sich auf die vor uns liegende Natur nieder. Da auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, lag, als wir an dem Leuchtthurme vorübersiogen, in Halbmondgestalt und rückwärts bis zu den Höhen des Gebirges hinankletternd, bedeckt von den Flügeln der einbrechenden Dämmerung, die alte Dogenstadt vor uns. Es war nur ein Augenblick, aber ein unbeschreiblich schöner. Eine kleine Weile, und wir waren am äußern Thore, waren eingeengt zwischen Mauern und Häusern, und hielten nach kurzer Fahrt auf dem Platze, wo die Reisenden, Abschied nehmend, sich zerstreuten. Es war Nacht; schon brannten die Lampen in Genua.

C. Köhler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Sitzung des Athénée des arts.

Neulich Abends hielt das **Athénée des arts** eine öffentliche musikalische Sitzung. Schon seit vielen Jahren besteht in dieser Gesellschaft von Literaten und Künstlern die Einrichtung, daß, so oft ein fünfter Montag im Monate vorhanden ist, ein musikalischer Abend von derselben gefeiert wird. Der große Saal im **Hôtel de ville**, welchen die Stadtbehörde den gelehrten Gesellschaften mit vieler Bereitwilligkeit zu ihren öffentlichen Sitzungen einräumt, war gedrängt voll. Die Damen haben bei dergleichen Vereinen das Uebergewicht. Auch benimmt sich das **Athénée des arts** sehr galant gegen das schöne Geschlecht; es ist, glaube ich, die einzige literarische Gesellschaft in Paris, welche Damen zu Mitgliedern aufnimmt. Es gehören zu demselben mehrere Dichterinnen, junge und alte, schöne und häßliche; denn beides wird bei einer Dichterin berücksichtigt; auch geschickte Tonkünstler hat das Athénée aufzuweisen; kurz, es besizt Mittel, das Publikum auf mehrfache Weise zu unterhalten und zu belustigen. Dieß that es denn auch an jenem Abende. Zuerst hielt der Sekretär eine Anrede politischen Inhalts, wie nämlich ganz Frankreich innigen Antheil an dem Schicksale der unglücklichen Polen nehme und den im Freiheitskampfe überwundenen die Arme öffne; ein Mitglied des Athénée habe sich erboten, einen der polnischen Helden bei sich zu beherbergen, Wohnung und Tafel mit ihm zu theilen und sich so lange seiner anzunehmen, bis andere Zeitumstände den edeln Flüchtlingen die Thore des Vaterlandes wieder öffneten. Das Athénée habe geglaubt, dieses Anerbieten bekannt machen zu müssen, in der Hoffnung, daß es viele Nachahmer finden werde. Ein lebhafter Beifall folgte auf diese Bekanntmachung, wie denn überhaupt das Pariser Publikum jede Gelegenheit ergreift, um den Polen seine Theilnahme zu bezeigen. In Paris tritt Niemand auf die Seite des Stärkern und verhöhnt die Schwächern, Ueberwundenen. Einige deutsche Zeitungen haben die Summen, welche das **Comité Polonais** zusammengebracht hat, überrechnet und hämisch dabei bemerkt, welch geringe Wohlthat aus Frankreich den Polen zugeflossen sey. Aber erstlich sind nicht alle Beiträge durch die Hände jenes Comité gegangen, und Jedermann weiß, wie thätig die französische Nation die Polen auf alle mögliche Weise unterstüzt hat und noch unterstüzt; zweitens bedenke man, in welcher Lage Frankreich selbst war, als die Polen seiner Hülfe bedurften, und man wird sich noch wundern, daß es so viel hat erübrigen können, um einer fremden Nation beizustehen. Auch finden alle, die jezt ankommen, die beste Aufnahme; den berühmten Lelewel sah ich neulich bei einer Sitzung der philotechnischen Gesellschaft, welche diesen Gelehrten schon vor langer Zeit zu ihrem Korrespondenten gewählt hatte, wie auch mehrere andere Polen, als Chodsko, Bowinski u. s. w., die sich in Paris aufhalten. Lelewel hat ein ausdrucksvolles, geistreiches Gesicht und sieht einem Italiener oder Spanier ähnlich; jedoch verräth der Schnurrbart eher einen Feldherrn, als einen Gelehrten und einen Minister des öffentlichen Unterrichts. Man hätte sehen sollen, wie herzlich er von den Mitgliedern der philotechnischen Gesellschaft empfangen wurde. Wie wohl muß es einem geflüchteten Patrioten seyn, wenn er nach vielen Drangsalen und Verfolgungen plözlich unter eine fremde Nation geräth, bei der er sich wie einheimisch fühlen kann! Nachdem nun in der obenerwähnten Sitzung des **Athénée des arts** der Sekretär seine Ankündigung geendigt hatte, begannen die Vorlesungen in Versen und in Prosa; lauter kurze Stücke, wie sie einem sehr gemischten, hauptsächlich um der Musik halber zusammengekommenen Publikum anstehen. Erzählungen und Fabeln in Versen, Bruchstücke aus ungedruckten Romanen und dergleichen. Dann folgte der musikalische Theil, der gleichfalls einem eben nicht aus Kennern bestehenden Publikum angemessen war. Solostücke für Harfe oder Flügel, mit Begleitung eines oder zweier Instrumente, Arien aus Operetten und besonders Lieder oder sogenannte Romanzen, unter welchem Namen der Franzose fast alle Lieder begreift, die eben keine Trinklieder sind. In der französischen Literatur hat das Wort Romanze eine so unbestimmte Bedeutung als in der spanischen. Solche Romanzen sind die Lieblingsmusik in zahlreichen Abendgesellschaften, und es gibt mehrere Tonkünstler in Paris, welche sich mit dem Setzen und Singen derselben einen nicht unbedeutenden Erwerb verschaffen. Es ist dies eine eigene Gattung der Tonkunst, in welcher es nicht immer den großen Tonkünstlern gelingt, Beifall zu erhalten, wogegen sich einige eben nicht gründliche Tonsetzer darin berühmt machen. Ein gewisser Romagnesi hat einige hundert Romanzen in Musik gesezt und trägt dieselben mit vieler Anmuth vor. Er hat einen Musikladen eröffnet und verlegt seine Romanzen selbst. Lafond ist schon lange als ein vortrefflicher Romanzensänger bekannt. Auch Panseron hat sich durch diese Gattung Ruhm verschafft. Manche junge Tonkünstler versuchen ihr Heil in derselben, ehe sie sich an größere Kompositionen wagen, oder bahnen sich durch Romanzen den Weg zur komischen Oper.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 35.

Intelligenz=Blatt

1 8 3 1.

---

[488] In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbuch der neuesten Geschichte

herausgegeben von

Dr. Wolfgang Menzel.

Zweiter Jahrgang. Geschichte des Jahres 1830.

Erster Theil.

Preis 3 fl.

Mit den wohlgetroffenen Porträts von Karl X. Bourmont. Dey von Algier. Duperré. Marmont. Lafitte. Herzog und Herzogin von Angouleme. Ludwig Philipp, König der Franzosen. Peyronnet. Lafayette. de Potter. Wilhelm, Prinz von Oranien. Wilhelm, König der Niederlande. Friedrich, Prinz der Niederlande. Talleyrand.

Inhalt.

Geschichte des Jahres 1830, erster Theil.

I. Frankreich. 1) Zustand vor Eröffnung der Kammern. 2) Kurze Sitzung der französischen Kammern im März. 3) Die Expedition gegen Algier. 4) Die Eroberung von Algier. 5) Die lezten Anstrengungen der Ultras. 6) Die Ordonnanzen. 7) Die drei Tage. 8) Der Herzog von Orleans, General-Lieutenant des Königreichs. 9) Die Vertreibung der Bourbons. 10) Reform der Charte. 11) Louis Philipp, König der Franzosen. 12) Reformen. 13) Die Partei des Widerstandes. 14) Unruhen im Oktober. 15) Proceß der Exminister und Unruhen im Dezember.

II. Die Niederlande. 1) Die Lage der Niederlande vor dem Ausbruche der Revolution. 2) Der Aufstand in Brüssel. 3) Täuschende Unterhandlungen. 4) Dreitägige Schlacht in Brüssel. 5) Die Trennung Belgiens von Holland. 6) Der Brand von Antwerpen. 7) Der National-Congreß und die Protocolle.

Der zweite Theil dieses Jahrgangs kann in kurzer Zeit gleichfalls ausgegeben werden.

Stuttgart und Tübingen im November 1831.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[508] In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen auch im künftigen Jahre als sechster Jahrgang die

Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik

herausgegeben von der

Societät für wissenschaftliche Kritik in Berlin.

Preis 12 Rthlr. preussisch oder 21 fl. Conventions-Münze.

Die zu Herausgabe dieser Zeitschrift bestehende Societät hat beim Beginn ihrer Wirksamkeit nicht unterlassen, über das von ihr im Auge gefaßte Ziel, über die bei Verfolgung desselben in Anwendung zu bringenden Grundsätze und über die Formen ihrer Geschäftseinrichtung ausführliche Rechenschaft zu geben, und ist demnächst mehrfältig die Gelegenheit wahrgenommen worden, hin und wieder laut gewordene Mißverständnisse über den einen oder den andern der genannten Punkte zu berichtigen. Es wird deshalb, bei der anhaltend beifälligen Aufnahme, welche den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik im In- und Auslande zu Theil geworden ist, gegenwärtig, unter Verweisung auf den Inhalt der bisher erschienenen Jahrgänge, die einfache Anzeige genügen, daß die Herausgeber, fortwährend bemüht, einzelne Mängel ihres Instituts nach Möglichkeit zu beseitigen, unverdrossen fortfahren werden, die betretene Bahn nach den als bewährt befundenen allgemeinen Grundsätzen zu verfolgen.

*

* *

Die Bestellung auf die Jahrbücher kann bei allen Postämtern und Buchhandlungen gemacht werden.

Die Königlich-Preussischen Postanstalten sind angewiesen, die Jahrbücher in wöchentlichen Sendungen portofrei zum Ladenpreis zu liefern. — Die Postämter machen ihre Bestellungen bei dem Königlichen Zeitungs-Debits-Comptoir zu Berlin. Einzelne Nummern sind, so weit der Vorrath reicht, zu 2½ Sgr. die Nummer zu beziehen. — In das den Jahrbüchern beigefügte Anzeigeblatt werden Anzeigen gegen billige Insertionsgebühren aufgenommen.

Unterzeichnete hält es dem gegenwärtigen Zeit-Interesse angemessen, ein vor mehreren Jahren von einem alten, gedienten Offizier herausgegebenes Werk für die

leichte Reuterei aufs Neue empfehlen zu dürfen, da die Brauchbarkeit dieses Buchs allgemein anerkannt ist. Der Titel desselben ist:

Das Wichtigste des Felddienstes der leichten Reuterei von Carl von Reinhardt, Königl. Würtemb. Oberst und Commandeur eines Reuter-Regiments 2c. Nach dessen Tode herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von F. von Baß, Oberst-Lieutenant der Königlich Würtb. Reuterei. Mit dem Bildniß des Verfassers. (1823.)

Um den Ankauf von unserer Seite soviel als möglich zu erleichtern, haben wir den bisherigen Ladenpreis von 4 fl. 30 kr. auf unbestimmte Zeit gegen baar auf 2 fl. herabgesetzt.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

---

[526] Stuttgart und Tübingen. So eben ist in unserem Verlage erschienen:

Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der würtembergischen Gesetze, herausgegeben von Dr. Reyscher. IV. Band, enthaltend der Gerichts-Gesetze ersten Theil von Chr. H. Riecke, Rechtskonsulent. XVIII und 464 Seiten. gr. 8.

Die übrigen Gerichtsgesetze, so wie ein Theil Kirchengesetze, werden im Laufe des nächsten Jahrs erscheinen, worauf sofort die Kirchen- und Schul-Gesetze, Regierungs-, Finanz- und Militär-Gesetze in schneller Folge erscheinen werden.

Statt jeder Empfehlung des Werkes wiederholen wir die schon früher gemachte Anzeige, daß von Seiten der königlichen Ministerien je vor dem Drucke eine Revision desselben angeordnet ist, und wir sind so glücklich, jetzt noch die weitere Nachricht beifügen zu können, daß Seine Königliche Majestät die Anschaffung dieser Gesetz-Sammlung für sämmtliche Central-, Kreis- und Bezirks-Behörden des Königreichs gnädigst genehmigt haben. Hieraus dürfte die Wichtigkeit und für Manchen wohl die Unentbehrlichkeit der Sammlung am sichersten zu entnehmen seyn.

Das Unternehmen selbst ist auf 15 Bände berechnet. Subscribenten auf die ganze Sammlung erhalten das Alphabet (23 Bogen) zu 1 fl. 54 kr. und bezahlen den ungefähren Betrag des letzten Bandes von 2 fl. 30 kr. jetzt schon voraus, worauf dann seiner Zeit abgerechnet wird. Wer nur auf einzelne Abtheilungen des Werkes unterzeichnet, zahlt das Alphabet mit 2 fl. 24 kr., wovon der Ladenpreis 3 fl. ist.

Hiernach kostet nun der neu erschienene vierte Band die Subscribenten auf das ganze Werk 2 fl. 36 kr.; diejenigen, welche auf die Sammlung der Gerichts-Gesetze allein unterzeichnen, 3 fl. 6 kr., und die Abnehmer im Ladenpreis einst 3 fl. 54 kr.

Bis jetzt stehen beide Subscriptionsarten noch Jedem offen, und wer also von der ersteren Gebrauch macht, hat die 3 ersten Bände (Sammlung der Staatsgrund-Gesetze) mit 10 fl. 25 kr., den vierten mit 2 fl. 36 kr. und (pränumerationsweise) den letzten mit 2 fl. 30 kr. auf einmal zu bezahlen.

Endlich wird auch die Abtheilung der Staatsgrund-Gesetze, die nachher auf 15 fl. 39 kr. zu stehen kommt, noch einzeln im zweiten Subscriptionspreise von 12 fl. 30 kr. abgegeben. Die Abgabe von einzelnen Bänden kann zwar jetzt auch, aber nur im Ladenpreis berechnet, Statt finden.

Im December 1831.

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

---

[478] Stuttgart und Tübingen. Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Würtembergische Jahrbücher für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie. Herausgegeben von J. D. G. Memminger. Jahrgang 1830, 2tes Heft. Mit drei lithographirten Blättern. 1) Plan vom Rosenstein; 2) Ansicht des königl. Landhauses; 3) Grundriß desselben. 8. broch. Subscript.-Preis. 1 fl. 18 kr. Ladenpreis 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Chronik. Forts. I. Staatsverwaltung, Rechtspflege in den Jahren 1829 und 1830. II. Nekrolog. General-Lieutenant Freiherrn von Varnbühler. Von Herrn Major von Martens. Abhandlungen, Aufsätze und Nachrichten. 1) Das königl. Landhaus Rosenstein. Von Herrn Hof-Domainen-Rath von Seyffer. 2) Topographische Darstellung Schwabens nach seinen Gauen, aus Urkunden des Mittelalters. Beschluß. 3) Zu der Geschichte der Orte Bernloch, Oberstetten, Gomadingen, Marbach und Grafeneck, Oberamts Münsingen und beiläufig der Grafen von Achalm (aus Urkunden des vormaligen Klosters Weissenau). 4) Untergang der sogenannten Heiden-Kapelle zu Kuppingen, Oberamts Herrenberg. 5) Der Vieh- und Fruchtmarkt-Verkehr des Königreichs im Jahr 1830. 6) Ueber die Zahl und das Einkommen der Besoldeten und der der sogenannten Besoldungssteuer unterworfenen Personen in Würtemberg.

---

[527] Für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde.

Empfehlungswerthes Weihnachtsgeschenk.

Sämmtliche

Kinder- und Jugendschriften

von

Joachim Heinrich Campe.

Vierte, seit 1829 die dritte wohlfeile Gesammtausgabe der letzten Hand.

Sieben und dreißig Theile (520 Bogen) mit 52 saubern, theils kolorirten, theils schwarzen Kupfern und Karten. 8. fein Velinpapier. Subscriptions-Preis für alle 37 Theile 11 Thlr. oder 19 fl. 48 kr. Rheinl.

Die ungemein günstige Aufnahme, welche die wohlfeile Gesammtausgabe von Campe's Jugendschriften bei dem gebildeten deutschen Publikum gefunden, hat schon jetzt die vierte Auflage nöthig gemacht. Um die Anschaf-

fung dieses klassischen Werkes weniger bemittelten Familien noch mehr als früher zu erleichtern, wird diese neue Auflage in 4 Lieferungen, jede von 9 Bänden und zum Preise von 2 Rthlr. 18 gGr. erscheinen. Die erste und zweite Lieferung ist bereits versandt, die dritte erscheint zu Neujahr, und die vierte zur Ostermesse 1832. Eltern und Erzieher erhalten in dieser Sammlung eine Haus- und Familien-Bibliothek, die an Gehalt und Werth schwerlich durch andere Werke ersetzt werden könnte, ihren Kindern und Pflegebefohlenen eine unerschöpfliche Quelle von Freude und Belehrung verschafft, die in ihrer richtigen Stufenfolge für die allmählige Ausbildung, das Kind bis zum Jüngling und zur Jungfrau geleitet, und auch dem spätern Alter Unterhaltung und Belehrung in dem heiligsten und wichtigsten Geschäfte, der guten und richtigen Erziehung der Angehörigen, gewährt. — Die Verlagshandlung erfüllt den Wunsch des verewigten Verfassers, durch solchen Preis seinen Schriften die möglichste Verbreitung und Gemeinnützigkeit zu geben, und ihnen auch in ihrer Gesammtheit den Charakter eines Volksbuches für alle Klassen der deutschen Jugend zu verschaffen, den sie einzeln längst besitzen. Sie fordert Alle, denen tüchtige und freudige Jugendbildung für Körper und Geist am Herzen liegt, namentlich alle Freunde und dankbare Verehrer Campe's, die aus eigener Erfahrung wissen, welchen Schatz seine Schriften enthalten, auf, das Unternehmen nach Kräften zu befördern, fest überzeugt, daß es nicht leicht ein nützlicheres und angenehmeres Geschenk für die Jugend geben kann. — Privatsammler, welche sich mit ihren Bestellungen direkt an die Verlagshandlung wenden, erhalten auf sechs Exemplare ein Freiexemplar.

Schulbuchhandlung in Braunschweig.

---

[525] Im Verlage der J. G. Calve'schen Buchhandlung in Prag ist so eben erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Gemälde der physischen Welt,

oder

unterhaltende Darstellung der Himmels- und Erdkunde.

Nach den besten Quellen und mit beständiger Rücksicht auf die neuesten Entdeckungen bearbeitet

von

Johann Gottfried Sommer.

Sechster Band.

Auch unter dem Titel:

Gemälde der organischen Welt.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Prag, 1831. (40 Bogen stark.) Preis 2 Rthlr.

Auch dieser sechste Band, welcher die neue Auflage des ganzen Werkes beschließt, ist vom Herrn Verfasser aufmerksam durchgesehen und theils mit einzelnen Berichtigungen, deren sich fast auf jeder Seite finden, theils mit erweiternden größern Zusätzen ausgestattet worden, so daß der aufmerksame und sachkundige Beurtheiler überall die wichtigsten neuesten Entdeckungen im Gebiete der Naturgeschichte an ihrem Orte nachgewiesen finden wird. Auch ist zur Erleichterung des Nachschlagens ein Register hinzugekommen.

Die Schnelligkeit, mit welcher die erste Auflage dieses bändereichen Werkes vergriffen worden ist, spricht wohl mehr, als es die lobpreisendsten Anzeigen und Empfehlungen vermöchten, für die Vortrefflichkeit und Brauchbarkeit desselben. Es bewährt sich immer mehr, daß, wie fruchtbar auch die deutschen Pressen an literarischen Erzeugnissen aller Art in der neuesten Zeit gewesen sind, dennoch Hrn. Prof. Sommer's Gemälde der physischen Welt als populäre Schrift unübertroffen da steht. Das Werk enthält nicht nur aus dem ganzen weiten Gebiete der Astronomie, der physischen Erdkunde, der Naturlehre und der Naturgeschichte Alles dasjenige, was jedem Menschen, der sich unter die Gebildeten zählen will, von diesen Gegenständen zu wissen unentbehrlich ist, sondern der Hr. Verfasser hat auch eine solche Form der Behandlung und eine so gemeinfaßliche Darstellung gewählt, daß durchaus keine gelehrten Vorkenntnisse zum Verstehen desselben erfordert werden. Vielfältige mündliche und schriftliche Aeußerungen, die dem Hrn. Verfasser sowohl, als der Verlagshandlung, zum Theil von ganz unbekannten und in weiter Ferne wohnenden Lesern zugekommen sind, enthalten das Geständniß, durch die Lektüre dieses Werkes Lust und Liebe zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften und gründliche lichtvolle Belehrung über so Manches, das ihnen bisher am Himmel und auf der Erde unbekannt oder unverständlich war, erhalten zu haben. Bei der hohen Stelle, welche die Naturwissenschaften heut zu Tage in der Reihe der menschlichen Kenntnisse einnehmen; bei dem großen Einflusse, den die Bekanntschaft mit der Natur fast auf alle Künste und Gewerbe ausübt; bei der innigen Verbindung, die zwischen Naturkenntniß, Geistesbildung und Religiosität Statt findet, verdient ein Werk, wie das hier angezeigte, gewiß allen Gebildeten jedes Standes und Geschlechtes, ja selbst jenen Gelehrten, zu deren Beruf die Naturwissenschaften nicht eigentlich gehören, welche aber doch eine allgemeine Kenntniß derselben, nach ihrem neuesten Zustande, zu erlangen wünschen, angelegentlich empfohlen zu werden.

Schlüßlich geben wir noch eine Uebersicht der einzelnen Bände dieses Werkes.

1. Band: das Weltgebäude. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (33½ Bogen.) Mit 12 Kupfer- und Steintafeln. 1827. 2 Thlr. sächs. — 2. Band: Physikalische Beschreibung der festen Oberfläche des Erdkörpers. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (36 Bogen.) Mit 14 Kupfer- und Steintafeln. 1828. 2 Thlr. sächs. — 3. Band: Physikalische Beschreibung der flüssigen Oberfläche des Erdkörpers. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (37 Bogen.) Mit 7 Kupfer- und Steintafeln. 1829. 2 Thlr. sächs. — 4. Band: Physikalische Beschreibung des Dunstkreises der Erdkugel. (31 Bogen.) Mit 6 Kupfer- und Steintafeln 1830. 1 Rthlr. 16 Gr. — 5. Band: Geschichte der Erdoberfläche. (30 Bogen.) Mit 7 Kupfer- und Steintafeln. 1831. 1 Rthlr. 16 Gr. — 6. Band: Gemälde der organischen Welt. (40 Bogen.) 1831. 2 Thlr. sächs.

Alle 6 Bände kosten jedoch, wenn sie auf Einmal genommen werden, in englischem Pappeband gebunden, nur Acht Thaler sächs.

Im Monat Dezember wird an alle solide Buchhandlungen versandt:

Taschenbuch

zur Verbreitung

geographischer Kenntnisse.

Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben

von

Johann Gottfried Sommer.

Zehnter Jahrgang. Mit 6 Kupfer- und Stahltafeln, Kl. 8. 1832. (Gedruckt bei Vieweg und Sohn in Braunschweig.) Geb. 2 Rthlr.

Der hier angezeigte Jahrgang dieses immer mehr Freunde gewinnenden Taschenbuches hat nicht nur von Seiten der Verlagshandlung ein gefälligeres und zierlicheres Gewand erhalten, als das, worin seine ältern Brüder bisher auftraten, sondern auch der Herr Verfasser hat Sorge getragen, dem Innern jene Vorzüge zu bewahren, welche dem Buche seit nunmehr 10 Jahren eine so freundliche Aufnahme bei allen Klassen von Lesern verschafft haben. Was dem gegenwärtigen Jahrgange zur besondern Zierde gereicht, ist ein Original-Aufsatz über die zum Fürstenthum Piemont gehörige, noch nirgends im Einzelnen beschriebene Riviera d'Orta (Ufergebiet des romantischen Sees Orta, westlich vom südlichen Theile des Lago maggiore), aus der Feder des kenntnißreichen Geodäten, und namentlich durch seine Monographie des Monte Rosa, dem geographischen Publikum aufs ehrenvollste bekannten k. k. Brigadiers und Generalmajors, Freiherrn von Welden. Eben so hat Herr Professor Petter, zu Spalato in Dalmatien, einen sehr gehaltvollen Aufsatz über das noch so wenig durchforschte Montenegro mitgetheilt.

Die übrigen Aufsätze enthalten: 1) eine Darstellung der außerhalb des österreichischen Kaiserstaates bei weitem noch nicht genug bekannten Alpenstraße, welche aus Tyrol über das Stilffer Joch nach Mailand führt, und sowohl der Anlage als der Ausführung nach, da sie weit über die Gränze des ewigen Schnees hinaus geht, den berühmten Straßen über den St. Bernhard, Simplon und Splügen den Rang abläuft; 2) eine Schilderung Venedigs nach seinem neuesten Zustande; 3) eine Uebersicht der Russischen Häfen am Schwarzen Meere, nach dem englischen Schiffskapitän Jones, und 4) ein Gemälde der einsamen australischen Insel Pitcairn, welche in neuerer Zeit durch die von John Adams, einen der Meuterer gegen Lieut. Bligh, im Jahre 1789, gegründete kleine Ansiedlung merkwürdig geworden ist.

Die als Einleitung diesen Aufsätzen vorausgehende Allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen gibt Nachricht von mehr als fünfzig Reisenden, welche im letztverflossenen Jahre für die Bereicherung unsers geographischen Wissens Gesundheit und Leben aufs Spiel gesetzt, zum Theil auch wirklich geopfert haben.

Die Kupfer (das Bildniß des John Adams, See von Orta, eine Partie der Alpenstraße über das Stilffer Joch, zwei Ansichten aus Venedig, und die Insel Pitcairn) sind von den HH. Döbler in Prag, Hyrtl in Wien und Poppel in Carlsruhe gestochen.

[515] So eben ist bei uns erschienen und durch alle gute Buchhandlungen zu haben:

Paris ou le livre des Cent-et-un. Vol. I. gr. pap. vélin in 8. 20 gGr. oder 1 fl. 30 kr. rheinisch.

Die Fortsetzung dieser vor allen andern durch Korrektheit, Eleganz und Wohlfeilheit sich auszeichnenden Ausgabe wird kurz nach dem Erscheinen in Paris geliefert. Die resp. Literaturfreunde werden bei Bestellung dieses Werkes gut thun, um Verwechslung der Ausgaben zu verhüten, den Namen der Verlagshandlung dabei zu bemerken.

Sur la nouvelle Proposition relative au bannissement de Charles X. et de sa *famille* par Chateaubriand. in 8. gr. pap. vélin. 8 gGr. oder 36 kr. rhein.

Répertoire du théâtre français à Berlin,

No. 83. La perle des maris. Coméd-Vaudev. 6 gGr. oder 27 kr.

No. 84. L'oncle rival. Coméd-Vaudev. 4 gGr. oder 18 kr.

Auf die kürzlich erschienenen Stücke erlauben wir uns aufmerksam zu machen:

No. 77. Madame Lavalette. Drame en 2 actes. 6 gGr. oder 27 kr.

No. 78. Tartuffe p. Molière. 8 gGr. oder 36 kr.

No. 79. Madame Du Barry. Comédie en 3 actes p. Ancelot. 8 gGr oder 36 kr.

Binnen Kurzem erscheint in unserm Verlag:

Walter Scott. Count Robert of Paris and Castle dangerous. Forming the 4te Serie of the tales of my landlord. in 8.

Die Ausgabe wird sehr korrekt, elegant und billig seyn, und sich im Format an die bei uns erschienene complete edition of the Novels of W. Scott anschließen.

Die resp. Abonnenten auf die Zeitschrift:

Der Freimüthige

oder

Berliner Conversationsblatt,

29ster Jahrgang, redigirt

von

Dr. Häring (Wilibald Alexis),

werden ergebenst gebeten, ihre Bestellungen so bald als möglich den Buchhandlungen oder Postämtern, von denen Sie bisher den Freimüthigen entnommen haben, zukommen zu lassen. Da nur wenige Exemplare mehr, als bestellt sind, gedruckt werden, so würde es uns sehr leid thun, wenn wir den spätern Abonnenten die ersten Nr. nicht nachliefern könnten. Der Preis bleibt 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr. rhein. Wöchentlich erscheinen 5 Nr. in gr. 4. mit lit. musik. Anzeiger.

Schlesingersche Buch- und Musikhandlung in Berlin.

N°. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. December 1831.

Die Seele fühlt des Gottes Leben,
Sie sprengt das Band und hebt die Brust.

Lamartine.

Der Kuß der heiligen Cäcilia.

Legende von Adolph Stöber.

Die heilige Cäcilia
Ging pilgernd an den deutschen Flüssen;
Da kamen Christen fern und nah,
Den Saum des Kleides ihr zu küssen.
Ein leiser Wohlklang wallte stet
Wie Rosenduft um ihre Glieder,
Und wo sie kam, da scholl Gebet,
Und wo sie ging, da klangen Lieder.

So stand sie einst im Abendschein
In eines armen Dorfes Mitte,
Da nahte sich ein Geigerlein,
Mit scheuem Blick, mit sachtem Schritte;
Und auf die Kniee warf er sich,
Ein stummes Knäblein auf den Armen,
Und blickte gar demüthiglich
Und flehte bitter um Erbarmen.

„Ein armer Spielmann kniet vor dir,
Hat Weib und Haus und Gut verloren.
O Benedeite! siehe hier
Mein einzig Kindlein, stummgeboren.
O wolle seiner Zunge Band
Mit deinen Wunderkräften lösen!
Der Segen deiner frommen Hand,
Ich weiß, er tilgt den Fluch des Bösen."

Und wie er ihr in's Auge sah
Voll Zuversicht und voll Entzücken,
Da neigte sich Cäcilia,
Das Knäblein an die Brust zu drücken;
Sie stand im Abendsonnenlicht,
Von goldner Glorie ganz umflimmert,
Und plötzlich ward ihr Angesicht
Von heil'gen Gluthen überschimmert.

Das Kindlein eilte freudigbang,
Den tönereichen Mund zu küssen,
Bis sich vor innerm Sängerdrang
Der Zunge Bande lösen müssen;
Und hastig zuckt die Lippe schon,
Der Quell des Liedes ist entsprungen,
Und horch! mit wunderhellem Ton
Hat es der Heil'gen Lob gesungen.

Sie hallen wie aus Engelsmund,
Die himmelvollen Melodien;
Der Geiger lauscht, die Mähr ist kund,
Und alles Volk liegt auf den Knieen.
Des Knaben Lied ist nah und weit
Im deutschen Land gepriesen worden:
Ihn hat der heil'ge Kuß geweiht,
Zu treten in den Sängerorden!

Die Wallfahrt zum Oberrigsee.

(Beschluß.)

Kaum hatte Lygon seine Gedanken gesammelt, so trat Rosa Verdon herein. Mit der einen Hand wischte sie die Thränen aus dem Auge und in der andern trug sie eine Schaale, mit der sie sich ihrem Bruder näherte. Allein der Reiter trat dazwischen. „Es ist gegen den Befehl, junge Frau; er darf nichts bekommen, ohne Hauptmann Deevors besondere Erlaubniß.“ — „Wie! nicht einmal einen Tropfen Molken,“ fragte sie, „seinen trockenen Gaumen anzufeuchten? Kostet selbst, es ist ja sonst nichts.“ Ihr Ton, ihr Anblick rührten den Soldaten, mit einem Achselzucken wandte er sich weg, und sie kniete nun nieder und hielt die Schaale dem Verwundeten an die Lippen. Doch Calwaugh schien nicht auf sie zu achten. Sie schlug einen Arm um seinen Nacken, blickte ihm liebevoll in das düstere Antlitz und flüsterte: „Calwaugh, trinke doch; ich selbst habe ja die Molken bereitet.“ Der Bruder versuchte, sich von ihr loszumachen; die Anstrengung war jedoch von einer unwillkührlichen Bewegung der wunden Arme begleitet, die ihn mit Höllenschmerz durchzuckte, so daß er schwer aufseufzte. „O Gott!“ rief Rosa aus, indem ihre Thränen unaufhaltsam hervorstürzten, „so habe ich Dir wehe gethan, lieber Bruder?“ — „Ist der Trank Gift, Rosa?“ waren seine ersten Worte; „ist es Gift? ist dem so, so sey's mir willkommen aus Deinen Händen.“ — „Aus meinen Händen!“ rief sie. „Ja, aus Deinen,“ versezte er bitter; „das ist der lezte Dienst, den Du dem Bruder, dem von Deinem Buhlen verrathenen Bruder erweisest.“ — „Er Dich verrathen!“ rief sie, und ihre Thränen floßen noch reichlicher; „denk nicht so, sprich nicht so! — er that es nicht, konnt' es nicht thun!“ — „Er hätte mich nicht verrathen? war etwa er nicht der zweite Mann, der herabkam? Kein anderer konnte vom geheimen Zugang wissen. Ich wollte, er wäre der Erste gewesen, wie einem Kriegsmann ziemt, und ihn hätte des Aichers Schicksal getroffen! Geh', Mädchen! Du hast Tod und Verderben über Deinen Vater, Deinen Bruder, Deine Verwandte, über Alle gebracht, um seinetwillen; so geh' denn hin und pflege seiner dort auf Deines Bruders Bett, derweil ich hier auf dem kalten, nackten Boden stöhne.“

Auf's Tiefste verlezt durch das eben Vernommene, erhob sich Lygon, so rasch er vermochte, vom Bette, hieß die Schildwache sich entfernen und trat vor Calwaugh und die arme Rosa hin, als sie eben, überwältigt, an ihres Bruders Seite mehr todt als lebendig niedergesunken war. „Ihr thut mir Unrecht,“ sprach er; „durch meine Pflicht als Soldat gebunden, nur auf des Hauptmanns ausdrückliche Aufforderung kam ich hieher, und nicht früher, als bis wir vor dem Thurm standen, wußte ich, so wahr mir Gott helfe! um was es sich handelte.“ Mitten in seiner Todespein lachte Calwaugh höhnisch auf: „Ja! ja! des Hauptmanns Aufforderung kam ganz gelegen; ein ehrenhaftes Geschäft für einen brittischen Offizier, sorglose Menschen zu beschleichen, wie ein Diebshäscher!“ Wiederholt versicherte Lygon seine Unschuld mit den feierlichsten Betheurungen, erreichte aber nichts damit, als daß er dadurch die Entrüstung des Gefangenen zu einem Grade steigerte, daß er zulezt in die unmäßigsten Schmähungen ausbrach. „Lügner, niederträchtiger, feiger, undankbarer Lügner! Wie? Du hättest nie das Brausen der Brennerei gehört, wenn ich durch den geheimen Gang hereintrat, um Dein Geplauder mit meiner Schwester zu belauschen? Pfui über den Schuft, der sein eigen Werk verläugnen will! Doch weg mit der unnützen Heuchelei! das schwache Mädchen da sogar kann nicht mehr so thöricht seyn, deiner falschen Zunge zu glauben.“ — „Und glaubt Ihr wirklich,“ sprach Lygon, sich an Rosa wendend, „daß ich die Soldaten über Euern Bruder brachte? Sprecht, theuerste Rosa, sagt, daß kein solcher Verdacht in Eurem Herzen ist.“ — „Ja doch,“ brach Calwaugh wieder los, „sage, daß Du immer noch glaubst, ihm vertrauen willst, bis er Dich entehrt hat, wie er mich verrieth; sag' dieß doch, Thörin, und zeige, daß Du ein betrogenes Geschöpf bist, wie Tausende Deines Geschlechts.“

Nachdem Calwaugh so seinem Zorn gegen den vermeintlichen Urheber seines Mißgeschicks Luft gemacht hatte, wurde er ruhiger und fuhr in dem strengen, doch gelassenen Tone, in dem er Lygon im Thurme angeredet hatte, fort: „Ruft Euren Reiter zurück, junger Engländer, und überlaßt mich seiner Huth. Gott gab mir Geschick und Kunst, und ich nuzte die Früchte seiner Erde für mich ohne Erlaubniß von des Königs Taxenmann; es war ein gesetzwidriges Thun, und ich muß meine Strafe leiden. Ich bin des Gesetzes Opfer, Ihr seyd sein Diener; wir haben nichts mit einander gemein und Ihr thut nur meinen Augen weh. Ueber dieses Mädchen habe ich, bin ich gleich ein Verbrecher, noch die Gewalt eines Bruders, und als solcher heiß' ich Euch jezt gehen.“ Lygon hatte Rosas Hand ergriffen; wie er nun auf Calwaughs Worte, die mit einer Würde und Festigkeit gesprochen wurden, daß ihm keine andere Wahl blieb, als zu gehorchen, sich loswinden und entfernen wollte, fühlte er sich plötzlich von Rosas krampfhaft geschlossener Hand zurückgehalten. Seine Knie umfassend, flehte sie, so wahr er sie liebe und jenen Verdacht verabscheue, um Barmherzigkeit mit ihrem Bruder. „Wenn Euch wirklich seine Gefangennehmung leid ist, so könnt, so müßt Ihr ihm auch die Freiheit geben. Ihr könnt,“ rief sie, „Ihr könnt, wenn Ihr wollt, ihn entrinnen lassen. Und es ist dieß leicht: dieses Fenster geht nach dem kleinen Gehölz; mit meiner Hülfe kann Calwaugh durchkriechen. Nur

einen Augenblick, lieber Lygon, dürft Ihr mit dem Hereinsenden der Wache zögern, und mein Bruder mag auf's Neue leben, leben, um mit mir Euch zu lieben und zu segnen!" Es war schwer, einer solchen Aufforderung zu widerstehen; doch Pflicht und Ehre siegten in Lygon über die Leidenschaft. „Mein Leben, meine Liebe," antwortete er sanft, „Du weißt nicht, was Du begehrst. Mein Leben möchte ich hingeben, könnte ich Deinen Bruder frei lassen, allein ich darf, ich kann nicht, wenn ich auch wollte; bereits sieht mich Deevor mit argwöhnischen Blicken an, ich wäre zu Grunde gerichtet, entehrt, es ist unmöglich!" Umsonst wiederholte sie ihre Bitte in den rührendsten, zärtlichsten Ausdrücken. Ueberzeugt endlich von der Fruchtlosigkeit ihres Flehens, riß sie sich von Lygon mit den Worten los: „Dann soll bei Dir mein Theil seyn, Bruder!" und schloß den leidenden Calwaugh fest in ihre Arme.

Bei der nächsten Gerichtssitzung für die Grafschaft Louth wurde Calwaugh Verdon mit mehrern andern geringern Standes angeklagt, und zwar des Mordes des Steuerbeamten und mehrerer Reiter von Sr. Majestät —stem Dragonerregiment, während besagte Reiter in Ausübung ihres Dienstes begriffen gewesen. Der erste aufgerufene Zeuge war Lieutenant Lygon. Die Angeschuldigten wurden überwiesen und zum Tode verurtheilt. Während seiner Haft und bei dem Verhöre war um Calwaugh Verdon beständig ein schönes junges Mädchen, dessen Anblick alle Anwesenden zum tiefsten Mitleid rührte. Auf besondere Verwendung — wie man sagte, von Seiten des jungen Offiziers, welcher die Verbrecher gefangen genommen hatte — erhielt sie Erlaubniß, die Nacht vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage in ihres Bruders Zelle zuzubringen. Diese Nachsicht brachte die Gerechtigkeit um ihr Opfer; denn als der Schließer am Morgen in den Kerker trat, fand er Bruder und Schwester als Leichen, und es zeigte sich bald, daß sie beide in der Nacht Gift genommen hatten, welches das unglückliche Mädchen bei sich zu verbergen gewußt hatte.

Lieutenant Lygon verließ unmittelbar darauf das Regiment und bald nachher den Dienst.

Zur Geschichte der Zugvögel.

Ganz allgemein herrscht beim Landvolk der Glaube, wenn gewisse Vögel sich in Landstrichen sehen lassen, welche weiter gegen Süden liegen, als diejenigen, wo sie zu überwintern pflegen, so bedeute es einen kalten Winter. Es fehlt nicht an Naturforschern, welche gleicher Meinung sind, und die Sache ist desto auffallender, da Vögel, welche, wie z. B. die Grasmücke, schon im August und September wandern, auf diese Weise als Propheten auftreten. Es ist, als ob ein Vorgefühl der kommenden Zeit die Vögel forttriebe, und es wäre sehr interessant, den Zusammenhang zwischen den Verhältnissen der Jahreszeiten und den Modifikationen in den Zügen der Vögel genauer auszumitteln.

Fast alle Zugvögel wandern blos bei Tage; es gibt indessen welche, die immer blos bei Nacht wandern, wie die Nachtigall, die Grasmücke und alle eigentliche Sangvögel. Die leztern bleiben aber während der ganzen Wanderzeit auch bei Tage munter, und es ist schwer begreiflich, wie diese Thiere des Schlafs so lange entbehren können. Am auffallendsten ist, daß diese Schlaflosigkeit nicht allein an den Vögeln, die in Freiheit leben, sondern auch an den eingesperrten beobachtet wird. Bei Tag suchen sie Futter und bleiben Nachts durchaus munter; aber nur während der Wanderzeit können sie so unausgesezt wachen.

Der Zweck der Natur bei der Wanderung der Vögel scheint vornämlich zu seyn, diese Thiere so weit als möglich über die Erde zu verbreiten, so daß sie überall hinkommen, wo sie Nahrung finden. Daher gibt es überall Vögel, wo welche leben können, im Winter, Herbst, Frühling, wie im Sommer. Bekanntlich finden sich auf Island viele warme Quellen, an deren Rändern die Temperatur im Winter sehr milde ist, und diese Lokalverhältnisse, in einem fast unter dem Polarzirkel gelegenen Lande, ziehen gewisse Vögel herbei, und zwar nur zur Winterszeit. Man begreift kaum, wie sich gewisse sehr kleine Vogelarten, welche mit dem Winter von Island weg weiter nach Süden ziehen, über das Weltmeer wagen können, und doch unterliegt es keinem Zweifel, daß sie darüber fliegen. Aehnlich verhält es sich mit dem Zuge der Wachteln über das mittelländische Meer, obgleich hier der Weg weit nicht so lang ist; man fragt mit Recht, wie es möglich sey, daß diese plumpen Vögel mit so kurzen Flügeln von Europa nach Afrika gelangen. Sie machen es so: sie warten Wochenlang auf günstigen Wind, und sobald dieser aufgeht, brechen sie auf, ruhen aber auf jeder Insel unterwegs aus. Daher fängt man sie zur Wanderzeit auf den Inseln des Mittelmeers, namentlich auf den jonischen Inseln, und an den Küsten von Asien zu vielen Tausenden. Manche Vögel, wie die Wasserhühner, der Wachtelkönig, die Strandläufer, fliegen sehr schwer und nicht weit; mehrere Vögel der Art wandern aber doch und machen den Weg zum Theil zu Fuß; andere machen ihn ganz zu Wasser, wie der große Pinguin, der gar nicht fliegen kann. Zugvögel, welche man gewaltsam von der Wanderung abhält, gehen sehr häufig zu Grunde.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Der Handel mit Leichen.

Abgesehen von der Reformfrage, theilt sich gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Publikums in zwei Gegenstände, von denen man nicht weiß, welcher gräßlicher ist; es sind dies zwei Uebel, welche, das eine ein physisches, das andere ein moralisches Ungeheuer, das Leben bedrohen und die Phantasie mit schrecklichen Bildern füllen — die Cholera und die beinahe zur Gewißheit gewordene Vermuthung, daß das gräßliche Geschäft, Menschen zu morden, um ihre Leichname an die Zergliederer zu verkaufen, in London, wie vermuthlich in allen andern großen Städten des Landes, im Großen betrieben wird, und daß der zu Edinburg gehangene Burk, dessen verruchter Name dadurch verewigt worden, daß man diese Art von Gräuel burken nennt, nicht das einzige Ungeheuer ist, das seine Brüder schlachtet, um mit ihrem Fleische Handel zu treiben. Vor Hunter wurde die Zergliederungskunst in Großbritannien so wenig betrieben, daß die Leichname hingerichteter Mörder, welche zur größern Schmach dem Messer der Wundärzte überliefert wurden, hinreichen mochten, alle Anforderungen der Wissenschaft in diesem Fache zu befriedigen. Aber gerade jener Gebrauch diente dazu, das bestehende Vorurtheil gegen die Zergliederung menschlicher Leichname so sehr unter dem Volke zu befestigen, daß vielleicht nichts Geringeres, als die eben berührten Mordthaten dasselbe werden bewegen können, sich gesetzliche Maßregeln gefallen zu lassen, wodurch jenem gräßlichen Handel mit Menschenfleisch ein Ende gemacht werden könnte, ohne unsere Anatomen zu nöthigen, ihre Hörsäle zu schließen, und die angehenden Wundärzte zu zwingen, sich ihren Unterricht in Frankreich zu holen, was jezt schon manche, wegen der Theuerung anatomischer Subjekte, thun. Seitdem indessen Hunter durch seine berühmte anatomische Schule dem Studium der Anatomie einen so hohen Schwung gegeben, ist es hiermit ganz anders geworden: nicht nur jedes Krankenhaus hat jezt seine Zergliederungsschule, sondern es bestehen noch viele andere öffentliche und Privatanstalten dafür; die Häupter der wundärztlichen Kollegien werden mit jedem Jahre strenger in ihren Forderungen, und da mit der Zunahme der Bevölkerung und der Abnahme der Quacksalber die Anzahl der Studirenden immer größer wird, so ist es sehr begreiflich, daß die Nachfrage nach Leichen sehr groß werden mußte. Das Gesez verlangt nun, daß alle, welche in Armen- oder Siechenhäusern sterben, im Fall die Verwandten zu arm sind, das Begräbniß selbst zu besorgen, auf Kosten des Kirchspiels christlich beerdigt werden, und bei dem herrschenden Vorurtheil geschieht es selten, daß sich nicht in solchem Falle irgend Jemand findet, der darauf sieht, daß das Gesez nicht umgangen wird. In dieser Noth der Wundärzte fanden sich leicht Menschen, die sich erboten, gegen baare Bezahlung, den bestehenden Gesezen zum Troze, die frischen Gräber zu öffnen und die Leiber an die Zergliederer abzuliefern, welche ihrerseits, froh, mit den Mitteln zum Unterricht versorgt zu werden, selten oder nie fragten, auf welche Weise die Leichname in die Hände der Verkäufer gerathen waren. Daß dieses das beste Mittel sey, um ein corpus delicti aus dem Wege zu schaffen, mußte unter solchen Umständen gar manchem Raubmörder einleuchten; da ferner jene Leichendiebe nothwendig immer zum Abschaume der Menschheit gehörten und durch ihr ekelhaftes Handwerk noch verruchter werden mußten, so lernten unstreitig viele, wie Lessings Wolf, Kranke für todt und Gesunde für krank ansehen, und da man für die frischesten Subjekte am besten bezahlte, viele aber ihre gestorbenen Verwandten, gerade um dem Wiederausgraben derselben vorzubeugen, längere Zeit unbegraben ließen, die meisten Begräbnißplätze auch immer strenger bewacht wurden, so kamen sie auf den Gedanken, Unglückliche, die sie in ihre Raubnester zu locken wußten, zu ermorden.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Die Sizung des Athénée des arts.

Wie sich mehrere Damen auf dem Flügel, auf der Harfe oder im Gesange hören lassen, so hatten einige andere zu den Vorlesungen beigetragen; jedoch traten sie nicht selbst auf, sondern ließen durch Andere vorlesen. Mad. Celeste Vien hatte eine Fabel dem Russischen des Chemnizer nachgebildet; allein sie hatte nicht daran gedacht, daß Chemnitzer sie dem Lafontaine nachgebildet hatte, nur mit einem großen Wortschwalle, einigen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten. Es hätte sich wahrlich nicht der Mühe verlohnt, eine französische, von einem russischen Dichter eher verdorbene, als verschönerte Fabel wieder ins Französische zu übertragen. Aber so sind nun einmal die Uebersezer: alles, was ihnen in fremder Sprache vorkommt, scheint ihnen vortrefflich, und flugs fallen sie darüber her, ohne zu fragen, ob denn durch ihre Uebersezung die einheimische Literatur auch wirklich bereichert werde. Die Fabel hieß: der Philosoph in der Noth, und soll diejenigen belehren, welche stets raisonniren wollen. Allein wozu die Fabel in Rußland? gibt es dort nicht ein Censurkollegium, Sibirien und andere dergleichen Warnungen für Leute, welche das Unglück haben, zu viel zu raisonniren? Eine andere Schriftstellerin, Mad. d'Arragon, die Mehreres aus dem Englischen übersezt hat, gab ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Romane zum besten, worin ein Porträt Napoleons in einem Schlosse Deutschlands die Hauptrolle spielte und zulezt eine Heirath bewirkte, was weitläufiger in dem Roman zu lesen seyn wird, womit besagte Dame die Lesewelt beschenken will. Eine junge Dichterin, Mad. Anais Ségalas, die eben so lieblich anzuschauen als anzuhören, und vor einem Jahre in der Literatur mit einem Bändchen Gedichte, les Algériennes, aufgetreten ist, hatte einen sonderbaren Gegenstand zu einem kleinen Gedichte gewählt, nämlich den berüchtigten, zerlumpten, noch täglich im Palais royal umherspazierenden Duclos, den das liebe Mädchen recht genau muß ins Auge gefaßt haben, denn sie beschrieb seine Lumpen mit einer bewunderungswürdigen Genauigkeit. Manche Damen wenden ihr Auge von dem Kerl ab und rufen: fi l'horreur! Mad. Anais Ségalas ist aber anderer Meinung gewesen und hat den Pariser Diogenes zum Helden ihres Gedichts ausersehen. Allein Duclos erregt jezt nicht mehr so viel Aufsehen als sonst. Da sein ehemaliger Kamerad Peyronnet noch Minister war, fand man es kurzweilig, wenn Jemand in Gesellschaft sagte: der zerlumpte Busenfreund Sr. Exzellenz des Ministers ging heute wieder im Palais royal spazieren, und sah schäbiger aus als jemals. Aber jezt, da der Minister seine Unterschrift unter den berüchtigten Ordonnanzen mit lebenslänglichem Gefängnisse büßt, hat dieser Kontrast alles Pikante verloren. Duclos, so zerlumpt er auch aussieht, ist im Grunde glücklicher als Peyronnet, denn er hat seine Freiheit, und was ist das Leben, wenn Jemand das größte Gut, die Freiheit, verliert und sich noch dazu den Fluch der Nation zugezogen hat.

D g.

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 306.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 23. December 1831.

— Sey nicht aus Schonung ein Milderer, oder aus Mitleid;
Sondern getreu erzähle, wie deinem Blick es begegnet.

Homer.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung von Nr. 295.)

Nauplia den 7ten Oktober 1831.

Von unserer Reise nach Tyrins, Argos und Mycenä am 29ten September hiehergekommen, bin ich durch die Verhältnisse, und um den Zustand der Dinge genauer kennen zu lernen, hier acht Tage zurückgeblieben. Nachdem ich diesen Zweck erreicht habe und glauben kann, den verwickelten Verhältnissen dieses Landes bis auf den Grund zu sehen, werde ich morgen in guter Gesellschaft die Reise über Nemea und die arkadischen Seen nach Olympia antreten, und über Sparta, Tripolizza und Argos hierher zurückgehen. Der Brief ist bestimmt, in Navarin auf die Post gegeben zu werden, welche von den Franzosen alle vierzehn Tage nach Marseille oder Toulon abgeht, und deßhalb nicht in Gefahr, auf den treulosen Posten dieser argen Regierung erbrochen und nach Befund vernichtet zu werden. Ich werde Dir also freier über den Zustand schreiben, den ich hier vor Augen sehe, und der einer schlimmen Katastrophe nothwendig entgegeneilt. Auch die mit Gelegenheit abgehenden Briefe sind vor den befleckten Händen der Polizei nicht sicher, weil sie die Kapitäne und andere Reisende, bei denen sie Briefe vermuthet, nach denselben ausfragt, und durch die Furcht vor willkührlicher Einsperrung zu ihrer Auslieferung zu bestimmen weiß.

Ein großer Theil der Zeit ist mir durch Besuche weggenommen worden, die ich gemacht oder empfangen habe. Als Probe des bunten Gemisches derselben zähle ich die vom Sonntag den 2ten Oktober auf. Zuerst kam der Kapitän Canello Delizani, einer der tapfersten im lezten Kriege, den der Präsident deßhalb verfolgt, weil er, als Prinz Leopold zum Könige von Griechenland bestimmt war, und der Präsident alles anwendete, um den getäuschten Fürsten von Griechenland abzuhalten, eine Adresse an ihn, von Seite des Militärs, veranlaßt hatte, um ihn zu bestimmen, die Krone anzunehmen. Fünf Monate hat er ungehört in einem dunkeln Kerker gesessen, dann sieben Monate auf der Festung. Jezt hat er Stadtarrest und sieht dem Urtheile eines ganz abhängigen Tribunals entgegen, vor das er endlich als Mitglied einer angeblichen Gesellschaft, welche die Veränderung des jetzigen Zustandes zum Zwecke habe und von welcher jene Adresse ausgegangen, gezogen ward. Während dieser noch bei mir war, tritt Herr Chrysogylos, der Staatssekretär des öffentlichen Unterrichts, mit seinem Bruder ein, um mir von Seiten des Präsidenten Verbindliches für mich und den König zu sagen, für den ich aus dem äginetischen Museum auszuwählen ermächtigt bin, was ich glaube, daß der Glyptothek in München zur Zierde gereichen wird. Noch sind wir in den Erörterungen dieser Dinge und eines Ankaufes von drei Statuen, in welchen wieder einzutreten ich Sr. Majestät dem Könige vorschlagen will, nachdem die Sache von

Heydegger angefangen und dann der Regierung überlassen war, begriffen, als sechs Kapitäne von der hiesigen Besatzung, der alte Ptolamare und ein anderer Suliote an der Spitze, bei mir eingeführt werden, welche kommen, um, wie sie sagen, den ältesten Philhellenen und den wahren Freund von Griechenland persönlich kennen zu lernen und ihm ihre Achtung zu bezeugen. Der Besuch war mir eben so überraschend, als angenehm, aber die Verlegenheit nicht gering, weil ich für die ganze Gesellschaft nur vier Stühle hatte. Obwohl ich für die Wohnung auf einen Monat 120 Piaster zahle, besteht sie doch nur aus zwei leeren Zimmern, und die Mobilien sind von den Freunden zusammengebracht, weil es keine zu miethen gibt. Die Konversation wurde deßhalb stehend geführt, und sie schieden endlich mit vieler Herzlichkeit. Den weitern Besuchen, welche mir noch auf der Stiege begegneten, entging ich dadurch, daß ich selber die Rolle des Besuchers übernahm. Wir sahen erst den Kriegsminister, einen kleinen schwarzen jungen Mann, nicht viel länger als sein Schwert, der sechs Monate in Paris gewesen ist und vom Kriege und der Armee so wenig versteht, als der Staatssekretär des Auswärtigen, Klaraky, von seinem Geschäfte, zu dem er von der Ausübung der ärztlichen Kunst berufen worden ist. Der russische Admiral Ricord hatte gewünscht, mich kennen zu lernen und deßhalb zu besuchen. Ihm zuvorzukommen, ging ich mit Gropius auf die russische Fregatte, die er kommandirt, und sah zum ersten Mal die schöne und bequeme Einrichtung eines großen Schiffes, die bewunderungswürdige Ordnung und Bequemlichkeit in allem, was hier geschieht und für die Mannschaft vorgekehrt ist. Der Präsident war eben beim General, der von seinem Zuge gegen die Hydrioten nach der Bucht von Maina zurückgekommen war, und wir wurden indeß in dem Konversationssaale der Offiziere, wo unter andern auch für europäische Zeitungen gesorgt war, von der Mannschaft, besonders einem jungen liefländischen Arzte, unterhalten. Der General begrüßte uns, nachdem der Präsident ihn verlassen, mit vieler Freundlichkeit in seiner, einem geräumigen Zimmer gleichen und höchst geschmackvoll eingerichteten Kajüte. Seine Gemahlin, sein Sekretär und die obern Offiziere waren gegenwärtig. Das Gespräch über die Opposition, welche Ricord als Rebellen verfolgt, über Griechenland und Europa, war lang und lebhaft. Von dem russischen Schiffe ging ich, den Bruder des Präsidenten, den Grafen Augustin, zu besuchen, einen jungen Mann von angenehmem Aeußern und gefälligen Formen, in dem aber selbst die Freunde des Präsidenten umsonst irgend eine Eigenschaft suchen, die ihn zur Führung wichtiger Geschäfte, namentlich des Krieges, aus welchen er den Fürsten Ypsilanti verdrängt hat, geeignet machte. Den Tag vorher hatte ich mit Metzger, Gropius und einigen Gliedern der Opposition beim Fürsten Ypsilanti zu Mittag gegessen, für den Sonntag waren wir zum Präsidenten, in Gesellschaft von Chrysogylos, Klaraky und einigen andern Personen, eingeladen. Die Gespräche bei Tische, der beinahe ganz auf französische Art bedient war, verbreiteten sich über München, Bayern, den König, die Stände, Fürst Wrede und meine Reise; nach Tische ging der Präsident in die innere Lage des Landes, seine Mittel und Schwierigkeiten ein, und in die wohlthätigen Erfolge, welche sich mit dem von den Mächten verheißenen Anlehen, das aber noch nicht habe realisirt werden können, für Ackerbau, Handel, Industrie erzielen ließen. Gegen Abend, wo wir ihn verließen, ergingen wir uns noch auf der Straße nach Tiryns, auf welcher, der einzigen offenen, sich die Bevölkerung von Nauplia in den buntesten und heitersten Trachten spazierend hin und her bewegte.

Ich würde nicht Zeit finden, Dir die Geschichte der übrigen Tage in ähnlicher Weise zu schildern; auch gleicht einer so ziemlich dem andern, nur die Personen, nicht die Sachen wechseln; gleich bleibt sich auch das Wohlwollen und die Beweise von Liebe, die ich von allen Seiten und Partheyen, zwischen denen ich stehe, empfange. Oefter habe ich bemerkt, daß, wenn ich durch dichte Gruppen von Bürgern oder Militärs gehe, sie auseinander treten, und mich in ihrer Weise, die Hand an den Mund oder auf das Herz legend, still und bescheiden grüßen, und auf die Frage der mich nicht Kennenden ποῖος εἶναι (wer ist's) nur mit meinem Namen, ὁ Θήρσιος, antworten.

Am Montage fand ich um zehn Uhr, nach Hause kommend, ein Billet vom Präsidenten, der mich einlud, im Fall ich Zeit habe, ihn um ein Uhr zu besuchen. Ich war um diese Stunde beim Vater des Herrn Riso zu Tische geladen. Das Mittagessen wurde nach meinem Wunsch auf eine spätere Stunde verschoben, und ich hatte mit diesem unerklärlichen Manne, der jezt noch das Schicksal von Griechenland in seinen Händen hält, eine Unterredung von beinahe zwei Stunden über die innern und äußern Verhältnisse des Landes.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

Nr. 4.

Paris.

Dank! meine theure Julie, tausend Dank! — Wofür? fragst Du? Für Deinen lezten Brief, den Du mir in Gedanken schriebst; ich habe ihn mit meinen Geisteraugen, die noch etwas schärfer sind, als jene, deren sich die Seherin von Prevorst rühmt, sogleich gelesen, verschlungen. — Hörtest Du nicht das knitternde Beifallsprasseln von vier Geisterhänden, nicht zwei leise lispelnde

Geisterstimmen ein harmonisches „Bravo" rufen? Du mußt es bei der Stelle gehört haben, wo Du in Deinem Gedankenbriefe mir sagtest, daß es Dir, au tems qui court, lieber sey, gar keine Nachricht von mir zu erhalten, als Niaiserien und Fadaisen über Musik und Theater, während auf der großen Weltbühne der zweite Theil der allgewaltigen christlichen Trilogie jezt zu Ende gespielt werde, der vor dreihundert Jahren, mit dem Auftreten Luthers, begonnen. Bei Deiner Frage an Dich selbst, wie man während dieses gigantischen Weltdramas nur an eine niedliche Tänzerin oder an einen rhetorischen Tragöden, während der großen, unaufgelösten Weltdissonanz noch an einen phantastischen Geiger denken könne? — bei dieser Frage mußt Du das beifällige Rauschen zweier Dir befreundeten abgeschiedenen Seelen vernommen haben. Der Geist Deines Freundes war es, und der Geist Deines großen Vaters, qui était l'homme, den jezt die Franzosen bald in Lafayette, bald in Lafitte, in Odilon Barrot und in Perier suchen und nicht finden, der dem verwaisten Europa überhaupt und mehr noch dem Lande fehlt, wo er so tief als still, so wohlthätig als verkannt wirkte.

Ich darf also nicht fürchten, daß Dir mein lezter Brief unangenehm war, weil darin, statt von dem lebenslustigen Treiben der Pariser, von einem Buche eines Deutschen die Rede war, das vielleicht nicht der Rede werth, aber vielleicht auch ein sehr böses Zeichen der Zeit ist. Ich darf sogar, ohne Besorgniß, Dir zu breit, zu ernsthaft und zu schwerfällig zu erscheinen, noch ein Nachwort über jenes Buch, oder vielmehr über seinen Verfasser, sagen. — Bei dem ersten widrigen Eindrucke, den diese politischen Rhapsodien aus Paris unläugbar auf jede gesunde Seele machen, fragt man sich staunend: wie ist es möglich, bei so vielem Geiste, ja bei so überweichem Gemüthe so ehrvergessen, so schamlos zu seyn, um von seinem Vaterlande öffentlich so zu sprechen, daß keine Sprache für solche tiefe Entwürdigung seiner selbst einen bezeichnenden Ausdruck findet? Der Fremde gibt ihm Recht, daß eine Nation verächtlich ist, in welcher eine solche Verachtung ihrer selbst, wenn auch nur in Einem ihrer Individuen, entstehen konnte; der Deutsche entbrennt in Haß gegen einen Deutschen, der so sprechen, nein, nicht im aufwallenden Zorne so sprechen, so mit der langsamen Feder schreiben, und später bei kaltem Blute es drucken lassen konnte. Er schreibt im Solde der Propaganda, sagt der eine, er ist verrückt, tröstet sich der andere. Ich aber, Dein abgeschiedener Freund, meine theure Julie, der mit hellsehendem Geisterblicke in die Tiefen der Menschenseelen schaut, ich sage Dir, Börne ist weder verrückt, noch feil, noch mit irgend einem Klubb verbündet. Er ist, so gut, ja noch mehr als der deutscheste Deutsche, ein ganz einsam in sich selbst lebender und webender Ich-Mensch. Er mag in Berlin oder Frankfurt, in Wien oder Paris leben, er lebt immer nur sein isolirtes und undurchdringlich verschanztes Leben, aus dem er nur, um sich Nahrung zu holen, heraustritt, Nahrung nämlich, wie er sie zu seinen geistigen Spinnwebereien eben braucht. Auf diese Weise sind ihm nun aus einigen realen, aber winzigen Atomen und einem ungeheuren Volumen von Hirnwasserstoffgas eine Unzahl von Phantasmen entstanden, die er für wirklich existirend hält, so z. B. ein Börnesches Frankreich, ein [illegible] sches Oesterreich und ein Börnesches Preußen. Was nun aber Deutschland betrifft, so hat er sich deren zwei gemacht: eines unter aller Kritik, welches er sich als das jezt existirende einbildet, und ein anderes, über alle Kritik erhaben, zu welchem es, wenn es nach ihm ginge, kommen würde, und zwar in höchstens vierundzwanzig Stunden. Aus leidenschaftlicher Liebe zu diesem lezten Deutschland haßt er nun das erstere eben so leidenschaftlich, und kann dieses nicht tief genug herabsetzen, nicht genug mit Hohn, Schande und Schmach überschütten, um auf dessen Schutt sein anderes bis in den Himmel zu erheben. Zerstörendes Niederreißen des Bestehenden erscheint ihm also als die nothwendige Aufgabe, die eine erträumte Pflicht ihm gebeut; wäre er Soldat, er würde es mit dem Schwerdt, wäre er ein Handarbeiter, er würde es mit Pflastersteinen versuchen; er ist Journalist und will mit der Feder vernichten, das Aufbauen, welches Gründlichkeit und Ueberlegung erfordert, Andern überlassend. Nun könnte es zwar höchst gleichgültig seyn, daß der Herr Dr. Börne ein Deutschland herunterreißt, das er sich eigens zu diesem Zwecke eingebildet hat, wenn er in dieses Traumbild nicht einige, leider! wahrhafte Realitäten eingewoben hätte. Das ist es, was schmerzlich berührt und weshalb man ihn fragen möchte: hattest Du eine gute Absicht bei dieser Schrift, wie konntest Du eine solche empörende, zu Reaktion aufreizende Sprache wählen? Konnte nicht dasselbe glimpflicher, gründlicher und heilsamer gesagt werden? Waren bei so schwerernstem Gegenstande bocksfüßige Harlekinaden und Wachtstubenschimpf an ihrer Stelle? Ist das ein weiser Gebrauch der Preßfreiheit, die sich selbst beschränkt und so erst zu dem unveräußerlichen Gute der Freiheit wird, oder ist das gesetzlose Preßwillkühr, die wie jede unfreie Willkühr, wie die zerstörende Flamme, wie das reißende Thier der Wildniß gekettet und überwältigt werden muß? — So lange ein Volk nicht zu der sittlichen Bildung gekommen, daß die Männer (Knaben sollen lernen und nicht lehren), daß die Männer, welche drucken lassen, ihre eigenen beschränkenden Censoren sind, so lange kann die Regierung keine vollkommene Preßfreiheit, wenigstens nicht ohne Strafgesetze geben, die zehn- und zwanzigmal strenger als die bestehenden sind. Und

diese bessere Zeit einer sittlich edeln Oeffentlichkeit halten jene leichtsinnigen und schrankenlosen Journalisten zurück, und verführen die Regierungen zu dem unglücklichen Schalten im Dunkeln, welches selbst bei dem besten Willen zu Irrthum, Unrecht und Willkühr verleitet, indem die stumme Finsterniß das Lebenselement der bösen Selbstsucht ist. O, daß dieses sich selbst richtende Börnesche Buch nicht wäre verboten worden! O, daß es nicht Veranlassung werde zu Geistesketten, welche die [illegible]schaft [illegible]nicht tragen kann!

Als ich, meine theure Julie! diese Worte vergangene [illegible]cht niederschrieb, beugte sich ein langbärtiges, ehrwürd[illegible]es Antlitz über meine Schulter, während ein tiefaufseufzendes: „Sie haben Recht!" in meine Ohren klang. Was der Greis weiter sprach, sollst Du erfahren; zuerst aber laß Dir sagen, wo ich schon früher den alten Bekannten wieder aufgefunden. Somit erfülle ich denn auch das in meinem lezten Briefe gegebene Versprechen, Dir von den Julitagen zu erzählen. Anch' io sono pittore! d. h. ich habe die Julitage nicht etwa nur gemalt, sondern in Natur gesehen, und finde, daß alle Pinsel und Federn geschmeichelt haben. Es war ein feuerspeiender Berg, das ist wahr; aber unwahr ist es, daß er ein durchaus natürlicher gewesen; er war es nicht durchaus: die eigentliche Eruption wurde künstlich zu Wege gebracht durch die bekannte Mischung von Säuren und Metall.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Mordthaten zum Behuf des Leichenhandels.

Daß dies Morden in großen Städten nicht schwer ist, läßt sich denken: da sind unschuldige Kinder, welche einer jeden Lockspeise folgen, wilde Knaben, die ihren Eltern entlaufen, unglückliche Mädchen und Liederliche jeder Art, welche sich leicht in abgelegene Winkel verlieren, Betrunkene und vor allem unerfahrne Fremde von den ärmern Klassen, besonders Irländer, welche beständig, Arbeit suchend, nach den Städten ziehen und sich aus dem Wege räumen lassen, ohne daß ein Mensch nach ihnen fragt; denn in Großbritannien bedarf es bekanntlich weder eines Passes, noch einer Sicherheitskarte; jeder darf reisen, wohin er will, logiren, wo er will, und beherbergen, wen er will, ohne daß er der Polizei Rechenschaft davon zu geben hat, die denn auch ihrerseits niemals weiß oder sich darum bekümmert, wer kommt oder geht, und überhaupt es sich selten angelegen seyn läßt, Unglück oder Verbrechen zu verhindern. Dies hat denn auch unstreitig seine Vortheile, besonders werden Handel und Gewerbe dadurch gefördert, was aber mehr als alles ist, der Bürger lernt sich auf sich selbst verlassen und auf die eigenen Kräfte bauen. Natürlich aber entwickelt sich bei solchem Mangel an Aufsicht eben so leicht das Böse wie das Gute; wenn man aber den Mangel an Polizei, die Größe der Städte, die Masse der Bevölkerung, die Armuth des gemeinen Volkes und die vielen, die Habsucht reizenden Gegenstände in Betrachtung zieht, so muß man sich nur wundern, daß größere Verbrechen nicht noch weit häufiger sind. Zwei Mordthaten à la Burk sind gegenwärtig in Untersuchung. Ein altes Weib, welches mit unbedeutenden Waaren zu hausiren pflegte, verschwindet. Ihre Tochter erfährt, daß sie zulezt bei Leuten gewohnt hat, bei denen sie sie nie gern gesehen; denn sie hatte gehört, der Mann sey ein Leichenräuber, oder, wie man diese Elenden gewöhnlich nennt, ein Auferstehungsmann. Mehrere Umstände erregen Verdacht, und Mann und Frau, die aber, wie sich findet, nicht Gatten sind, werden verhaftet, und nun tritt ein Knabe auf, die Frucht ihrer unehelichen Verbindung, und schwört, seine Mutter habe das im halben Rausch auf ihrem Bette eingeschlafene Weib vor seinen Augen erstickt, während sein Vater, welchen er durchaus für unschuldig erklärt, mit dem Rücken gegen die Mordscene gewandt, ruhig am Fenster gestanden und gar nicht gewußt habe, was hinter ihm vorging. Nach diesem habe die Mutter die Leiche in den Keller geschleppt, später in einem Sack fortgetragen und, wie sie bei ihrer Rückkehr erklärt, in einem gewissen Hospitale verkauft. Daß eine solche Leiche nach jenem Hospitale gebracht wurde, ist bereits ausgemittelt worden, aber von dem Manne, nicht von der Frau; das Uebrige scheint für jezt noch auf dem offenbar unwahren Zeugniß jenes Buben zu beruhen. — Der andere Mord ist der eines vierzehn- bis fünfzehnjährigen italienischen Knaben, welcher weiße Mäuse zur Schau herumzutragen pflegte; sein Leichnam wurde in die anatomische Schule des erst vor Kurzem eröffneten königlichen Kollegs von vier Männern zum Verkauf gebracht. Sie sollten neun Guineen für das äußerst frische Subjekt empfangen, als der Zergliederer Unrath merkte und die Handelsleute in Verhaft nehmen ließ. Nach der angestellten ärztlichen Untersuchung ist der Knabe durch einen Schlag in's Genicke um's Leben gekommen, höchst wahrscheinlich unter den Händen zweier von denen, die ihn zum Verkauf gebracht, denn die beiden andern scheinen nur zu Träger[illegible] gedungen worden zu seyn. Einer, Namens May, sagte [illegible], er habe den Leichnam [illegible] nem Hospital bekommen, später aber, er habe [illegible]ben, dürfe aber nicht [illegible], auf welchem [illegible]hof, [illegible] er die Wächter, die ihm [illegible] durch die Finger [illegible]sehen, nicht verrathen wolle. Dagegen sagt ein Zahnarzt aus, der eine Anzahl Zähne von dem Schurken gekauft, welche dieser, nach seinem eigenen Geständniß, der Leiche ausgerissen: er habe ihm gesagt, sie seyen von einem Subjekt, welches niemals begraben gewesen. Uebrigens ist noch kein Zeugniß vorgebracht worden, welches einer Jury für einen rechtlichen Beweis gelten könnte, daß alle oder nur einer von den Vieren den Mord begangen. Aber der Preis von 200 Pfund, welchen die Regierung auf die Ueberführung der Mörder gesezt hat, und die ungemeinen Anstrengungen der Polizei lassen hoffen, daß sie zulezt mit hinlänglichem Grund werden vor Gericht gestellt werden können; denn es wäre wahrhaft schrecklich, wenn diese Ungeheuer wieder losgelassen würden, deren Schuld moralisch fast keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Bei dieser Gelegenheit hat man sich an mehrere Personen erinnert, welche seit einiger Zeit verschwunden sind; unter andern sind acht Knaben in wenigen Wochen unsichtbar geworden. Vor einigen Tagen wurde in einer der Vorstädte eine Weibsperson von zwei Männern niedergeworfen, denen sie nur durch ungeheure Anstrengung, und indem sie sie durch ihr Geschrei schreckte, entkam. Sie ist überzeugt, daß es auf ihr Leben abgesehen gewesen, denn der eine versuchte ihr etwas um den Hals zu werfen und der andere hatte einen Sack bei sich. Auch zu Leeds sind mehrere Personen wegen eines ähnlichen Verdachts in Untersuchung.

Beilage: Literaturblatt Nr. 130.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

No. 307.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 24. December 1831.

— Verzeih mir Gott,
Daß ich so prahle: eure fränkische Luft
Weht' mir dieß Laster an, das ich bereue.

Shakespeare.
Heinrich V.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Die Hauptschmeichelei der darstellenden Pinsel und Federn besteht darin, daß sie dieser blinden Naturgewalt, diesem steinanswerfenden Vesuv tugendreiche Willenskraft, weise Absichten, tiefes Verständniß und überhaupt Bewußtseyn zuschreiben. Bewußtseyn und Absichten mögen diejenigen gehabt haben, die den künstlichen Vulkan mit den nöthigen Ingredienzen versorgten. Einige von ihnen mögen sogar edle Absichten gehabt haben; aber der Vulkan selbst war und blieb eine blinde, bewußtlose Naturgewalt. Ich habe das Alles mit Augen gesehen; denn ich befand mich hoch oben, dicht am Rande des Kraters. Glaube nur nicht, daß ich mit meiner Kühnheit, mit meinem Trotz bei Gefahren prahlen wolle! Geschah mir dieses auch zuweilen im Leben, so würde es doch wahrlich nach meinem Tode mehr als lächerlich, ridicül seyn. Was könnte mir denn in der furchtbarsten Schlacht begegnen? Ich könnte das Leben verlieren? Ei, ich bin ja schon längst ein Verstorbener! Zum Krüppel geschossen werden? Meinem ätherischen Geisterleibe können irdische Waffen nichts anhaben. Es gehörte eben nicht viel Muth dazu, während der heißen Julitage Alles in der Nähe mit anzusehen. Ich habe es gethan, Dir das Resultat mit kurzen Worten gesagt, und Du wirst nun die Einzelnheiten, die überall gedruckt zu lesen sind, um so besser würdigen können. Was aber nicht gedruckt werden konnte, ist ein Vorfall, der nur mir allein begegnet, und den ich Dir erzählen will. Als ich mich an dem heißesten der Julitage in der Nähe des pont-neuf befand, wo es hart herging, gewahrte ich hoch oben auf der vordersten und am meisten bedrohten Barrikade einen Mann, der den angreifenden Schweizern das Gesicht und mir den Rücken zukehrte. Er saß durchaus unthätig da, beide Hände auf seine Schenkel gestützt, sah mit vorgebogenem Haupte dem blutigen Schauspiel ruhig wie einer dramatischen Vorstellung zu, und war ohne Kopfbedeckung und sonderbarerweise mit einem Schlafrock bekleidet. Noch staunte ich, indem ich diese Kühnheit und diese unthätige Ruhe nicht zusammenreimen konnte, als ihm mehr denn zehn Kugeln von dem Kernschuß einer Haubitze durch den Leib fuhren, er aber ungestört in seiner aufmerksamen Stellung sitzen blieb. Aha! dachte ich, daher der übernatürliche Muth! einer von uns Verstorbenen! und ich drängte mich zu ihm hin, um zu sehen, ob es vielleicht ein Bekannter sey. Und richtig, es war der selige Schl.........., mit seinem indeß noch länger gewordenen Barte, der äußerst erfreut schien, mich bei so schönen Tagen in Paris zu sehen. „Sehen Sie nur zu, sagte er, wie meine Prophezeihungen in Erfüllung gehen. Kein Mensch wollte mir glauben, und ich war doch, ohne aus meinem Zimmer zu kommen, von Allem zehn Mal besser unterrichtet, als die, deren Schuldigkeit es wäre, über ihre in die Wolken riechenden Nasen hinaus zu schauen, um zu wissen, was es an der

Zeit ist. Unermüdlich, wie ein gewissenhafter Nachtwächter, habe ich ihnen stündlich zugerufen: Hört Ihr Herrn und laßt Euch sagen, die Glocke hat zwölf, hat eins, hat zwei geschlagen; der Morgenstern vertreibt die Nacht, lobt Gott den Herrn, der Tag erwacht! Aber das Lied inkommodirte sie, und sie haben es abgeschafft und für eine gothische Unart erklärt, welche die Leute aus dem Schlaf stört. Nun, da ist der Tag dennoch gekommen und hat die Trägen am hellen Mittag im Bette gefunden." Was er nun ferner zum enthusiastischen Lobe der Franzosen hervorbrachte, war ganz in dem bekannten Posaunentone ihrer dünkelhaften Journalistik, und ich brauche es Dir also nicht zu wiederholen. Eines aber — wenn ich es auch nicht kann als Prophezeihung gelten lassen — war indessen der Beachtung werth. Das Nächste, sagte er, was Frankreich darzustellen hat, bevor es weiter schreitet zum vollkommenen Staate, ist: eine thatsächliche Widerlegung des höchst mißverstandenen Montesquieu, d. h. ein erbliches, unmittelbares Königthum, das, ohne die Stütze erblicher Mitregierer, auf eignen Füßen dem Volke gegenübersteht und, durch dessen Vertreter, mit ihm gemeinschaftlich die zu erlassenden Gesetze berathschlagt. Ich bewies ihm umständlich die gänzliche Unhaltbarkeit eines erblichen Thrones ohne dessen nothwendige, ebenfalls erbliche Karyatiden; aber er entgegnete, daß er sich in keinen theoretischen Streit einlassen könne, und daß die Thatsachen allein entscheiden müßten, ob Frankreich zu diesem Fortschritte bereits reif oder es nicht sey; Frankreich! rief er mit rhetorischer Emphase, das dem übrigen Europa um ein Jahrhundert voraus ist! Frankreich! die Bildungsschule aller Völker, die Gebährerin der neuen, bessern Zeit, der Heerd des Lichts, die urkräftige Feder, von welcher die Bewegung aller Staaten ausgeht! — Oder vielmehr die Unruhe, entgegnete ich. Und so geriethen wir in einen Streit, der aber, wie gewöhnlich, damit endete, daß jeder bei seiner Meinung blieb. Trotz aller Thatsachen, die ich anführte, wollte er durchaus nicht zugeben, daß sowohl kenntnißreiche, als sittliche Bildung weit tiefer und allgemeiner in die Masse des deutschen als des französischen Volkes eingedrungen sey. Er schalt auf die Trägheit der Deutschen, hob den leicht entflammten Enthusiasmus der Franzosen in die Wolken, und schien geflissentlich mich nicht verstehen zu wollen, als ich ihm einwandte, daß seine gepriesenen Enthusiasten sich nur gar zu leicht für und gegen leere Worte und hohle Formen entflammen liessen, als da sind: la grande nation, la belle France, les barbares, les rois, les prêtres; wobei sie sich im Grunde eben so wenig etwas Bestimmtes dächten, als selbst bei: la gloire, l'honneur, la nature. Vergebens sagte ich ihm, daß selbst Franzosen diese Thorheit ihrer Nation bereits gerügt und die schöne Rede eines Führers an seine Truppen erfunden hätten: Francais! puisque nous sommes Francais, soyons Francais! — Der alte Herr blieb, was er bei Lebenszeiten war: im Sonderlingsgewande eines heimathlichen Kosmopoliten, ein deutscher Anbeter der Franzosen, ein Pariser, der, weil er Paris für die Welt, die Welt für eine Wüste hält, so wenig aus Paris heraus kann, als Ihr andern Menschen, es sey denn, daß ihr sterbet, aus der Welt. Ich glaube sogar, daß, zur Sühne dieses Irrthums, zu pädagogisch-strafender Zurechtweisung, selbst sein abgeschiedener Geist Paris nicht verlassen darf und, bis er eine bessere Einsicht erlangt, hier herumwanken muß; eine Korrektionsstrafe, die manchem lebendigen deutschen Professor sehr zu statten käme, indem einem solchen schon allein dadurch die als Deutschthum maskirte Franzosenliebe vergehen würde, daß er in Paris nichts als ein petit professeur allemand wäre, von dem Niemand Notiz nimmt. Ich habe zwar mit dem seligen Schl......... nie über seinen abgeschiedenen Wandel auf Erden gesprochen, weil uns umgehenden Geistern solches verboten ist; aber meine Dir eben mitgetheilte Vermuthung gründete sich auf spätere Gespräche, die ich mit diesem wirklich geistreichen Geiste hatte, und die mir bewiesen, daß er schon in der Besserung begriffen, ja vielleicht seiner Erlösung nahe ist; so z. B. als er, wie ich Dir umstehend erzählte, sich mit seinem langen Barte über meine Schulter beugte und bei den niedergeschriebenen Worten: „O daß das Börnesche Buch nicht Veranlassung werde zu Geistesketten, welche die Zeit nicht tragen könnte!" tiefaufseufzend rief: Sie haben Recht! Deutschland! Du Herz Europas! Du Sitz der Liebe, ohne die nichts Aechtes und nichts Dauerndes vollbracht wird! Ich habe, fuhr er fort, ich habe Jahrhunderte in den lezten sechzehn Monaten verlebt. Ob sich mein schauender Blick, ob sich die Welt umher verändert hat, ich weiß es nicht; das aber ist gewiß: Alles ist ein Anderes, ein ganz Anderes geworden. Wie begeistert, wie selig war ich, als wir uns damals bei den Barrikaden sprachen; seitdem habe ich meine Hoffnungen hier begraben — aber sie sind erstanden, verklärt erstanden, in meinem nur zu sehr verkannten Vaterlande. O, daß es nicht daran dächte, Ketten zu schmieden, welche die Zeit nicht tragen könnte! Nein, nein! das wird es nicht! Das wird selbst der Irrthum nicht, selbst der böse Wille nicht können, weil es unmöglich ist. Von dem ewigen Verhängniß selbst ist mein theures Vaterland bestimmt, der Chorführer jener philosophischen und religiösen Fortschreitung zu seyn, die mit der Reformation begann, und die in Ländern, wo diese gar nicht durchdrang, sich durch Revolutionen Luft machen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nemea, den 8ten Oktober.

Ich überschreibe diesen Abschnitt mit einem klassischen Namen, obwohl der Ort, in dem ich schreibe, eine Stunde über Nemea hinaus liegt: aber sein moderner Name, „der heilige Georg," will nicht in meinem Brief über Dinge des klassischen Alterthums hineinpassen.

Wir brachen diesen Morgen in verschiedenen Abtheilungen auf, nachdem die Pferde, welche mir der Gouverneur bestellt, nicht gekommen waren, wir, d. h. ich, Metzger, mein Bedienter und ein berittener Pallikare, dazu ein Packpferd. Auf der Straße nach Tiryns holte uns Gropius mit seinem Sekretär ein, in Tiryns ein junger Engländer, der seit sechs Jahren mit einem Diener aus dem Kaukasus und einem Pallikaren aus Konstantinopel die Welt durchzieht, später noch ein französischer Architekt; was alles mit den Führern der Pferde, die von ihren Thieren nicht lassen, eine sehr bunte und eigenthümliche Gesellschaft bildet. Der Weg ging zuerst nach dem von Mycenä sich gegen die Ebene links hervorziehenden Gebirge, wo nach der Angabe des Pausanias noch das Heräon gesucht werden konnte, wo nach Erklärung der Einwohner von Kabarti ein Paläokastron (Altschloß) lag, und wo Herr Gordon, der längere Zeit in Argos gelebt hatte, auf einer Jagdparthie durch einen von der Gesellschaft auf diese alten Mauern aufmerksam gemacht, das Heräum glaubte gefunden zu haben. Schon in dem Dorfe Chonie, welches unter dem Paläokastron liegt, drei Stunden von Nauplia, eine Stunde von Mycenä, kamen uns Säulentrümmer eines großen Tempelbaues entgegen, und als wir den Berg hinanritten, zeigten sich bald in einer Lage, welche mit Pausanias Schilderung vollkommen übereinstimmt, die Ueberreste cyklopischer und hellenischer Substruktionen, leztere von großer Ausdehnung und Schönheit, eine Terrasse stützend, welche für die Aufnahme des Tempels vollkommen geeignet war. Die Blöcke von zwei Arten kolossaler Säulen, die Basis einer dorischen Seitenpfoste, Reste von marmornen Dachziegeln, zulezt der aus dicken Platten gebildete Fußboden des Tempels, den die Ausgrabung enthüllte, zeigten deutlich, daß wir uns auf dem Boden des vielberühmten argivischen Heiligthumes befanden, nur beklagend, daß man im Verlaufe der Jahrhunderte die Ruinen, zur Steuer des Bedürfnisses benachbarter Orte, fast alles ihres Schmuckes beraubt hat.

Nachdem wir die Lage und Eigenthümlichkeit des Heräums, so weit es nach den Umständen möglich war, untersucht, ritten Gropius und sein Sekretär nach der Stadt zurück, wir Uebrigen aber zogen nach kurzer Ruhe in Kabarti auf der Straße von Korinth dem Thale von Nemea entgegen. Der Weg führt in einer engen und wilden Schlucht, dem durchbohrten Berge (τρητὸν ὄρος) des Pausanias, empor; doch wird ihr Grund von dem immerfließenden Bache einiger Quellen bewässert, und diese Feuchtigkeit nährt in dem breiten Bette des Baches eine so frische und üppige Fülle der schönsten Gesträuche, daß hier erst mir ein Begriff hellenischer Vegetation aufging. So weit das Auge reichte, füllte den Grund ein Wald von blühendem Oleander mit der rothglühenden Fülle seiner Blumen, und eine unübersehbare Menge des feinsten Myrthengebüsches mit zarten Blüthen und sprossenden Früchten suchte ihm den Besitz an mehreren Orten mit Glück streitig zu machen, während andere seltenere Gesträuche des Südens sich in bescheidener Unterordnung zurückhielten. Nach einem Ritte von etwa einer Stunde durch diese Engen, welche in neuer Zeit auch durch die Niederlage des Dorma-Ali berühmt geworden, kamen wir an die Stelle, wo von dem Wege nach Korinth der Weg nach Nemea sich links über die Anhöhe hinaus und bald nach einem von Süd nach Nord ausgebreiteten Thale wendet, in welchem uns bei der Umbiegung um einen Vorsprung bald der weiße Trümmerhaufen des nemeischen Zeus, mit drei aus den Ruinen noch emporragenden Säulen dorischer Ordnung in dem Lichte der Abendsonne entgegenschimmerte. Ein Erdbeben muß das herrliche Gebäude umgestürzt haben. Die runden Blöcke seiner Säulen liegen noch, wie diese fielen, aufgeschichtet neben einander, und die Verödung des Thales, das von keinem Dorfe besezt und dessen fruchtbarer Grund großentheils der Weide preisgegeben ist, hat die Verschleppung jener Trümmer verhindert, der ersten von bedeutendem Umfang, welche wir in Griechenland fanden. Unsere Architekten hatten bald einen großen Theil der zur Messung nöthigen Glieder zusammengefunden, andere wurden von dem Erfolge der Nachgrabungen erwartet, welche auf den folgenden Tag bestimmt waren, und wir schieden, sehr zufrieden über das, was wir getroffen, erst spät, um über eine andere Anhöhe in ein noch mehr westlich liegendes Thal, den Sitz des alten Phlins hinüberzureiten, in dem sich der heilige Georgius angebaut hat. Wir kamen in der Nacht in dem hochliegenden Dorfe an, und ich fand meine Wohnung im Hause des Demogeronten, in einem Zimmer, das, wenn auch statt der Fenster nur Läden, doch einen Tisch und Stühle und einen bretternen Boden hatte. Die Witterung ist hier umwölkt, die vorlezte Nacht fiel Regen, der Thermometer zeigt in diesen hochliegenden Orten nur vierzehn Grade, und von hier aus werden wir in Arkadien noch höher hinaufsteigen, um über die Seen von Stymphalos und Pheneos in das

Thal des Ladon, aus diesem an den Alpheus vorzudringen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 11ten December.

F. Hillers Konzert.

Troz der Politik, die alle Geister befangen hält, vermag die Musik sich dennoch hier diesen Winter ganz besonders geltend zu machen. Robert le Diable ist noch immer Gegenstand allgemeiner Besprechung; man streitet über die Vorzüglichkeit der deutschen oder der italienischen Schule mit einem Eifer, der an die Zeiten der Gluckisten und der Piccinisten erinnert, und die italienische Oper frappirt schon allein durch die Namen der Talente, die, unter der Leitung eines Rossini, das merkwürdigste Ensemble bilden. In der That, frappirend ist schon der Anblick eines Komödienzettels, worauf wir die Namen Malibran, Pasta, Schröder-Devrient, Rubini, Lablache, Santini u. s. w. lesen.

Dazu kommt noch, daß die berühmtesten Komponisten jezt in Paris leben. In dem Konzerte, das Ferdinand Hiller am lezten Sonntag im Saale des königlichen Conservatoirs gegeben hat, konnte man die ganze haute musique von Europa versammelt sehen. Von diesem Konzerte wollen wir hier ausführlich sprechen, da Ferdinand Hiller, unser junger Landsmann, dadurch seinen Ruf in der hiesigen musikalischen Welt begründet, und es gleichsam als eine verification de ses titres musicales zu betrachten ist. Berücksichtigt man das Wann und das Wo, so gab es selten eine bedenklichere Zeit und einen bedenklicheren Ort für einen jungen Künstler, der sich in Betreff seiner Fähigkeiten legitimiren wollte, und nie und nirgends hätte er kompetentere Richter finden können.

Indessen Künstler von wahren und entschiedenen Fähigkeiten machen sich in Paris schneller als an andern Orten geltend; sobald sie irgend Bedeutendes zum Vorschein gebracht, kommt ihnen ungesäumt die öffentliche Meinung entgegen, unterstüzt und fördert sie, und so war für F. Hiller dies eine Konzert hinreichend, ihm den Ruf eines genialen jungen Komponisten zu gewinnen, der Ausgezeichnetes schon geleistet hat und von welchem das Hervorragendste zu erwarten steht. Er ist in der That voll ächter, schöpferischer Kraft, und seine Symphonie, womit das Konzert eröffnet worden, ist eine Musik, aus einem Quell so dichterischer Phantasie entsprungen, daß sich daraus des Komponisten Geist als ein sehr tiefer ankündigt. Man sieht sogleich aus der Mannigfaltigkeit der interessantesten Ideen, die nicht abgesondert nach einander auftreten, oder durch Zwang verbunden sind, sondern, innerlich zusammenhängend, sich in vollem Strome ergießen, daß diesem Werke eine umfassende und innige Anschauung zum Grunde liegt, welche der Komponist von Anfang bis zu Ende mit großer Energie festgehalten hat. Je seltener in der neuesten Musik die Einheit des Styls geworden, und je häufiger man darin das Romantische in das Unzusammenhängende, Aphoristische gesezt hat, desto gewisser zeichnet sich eine Production aus, welche, im Sinne der jüngsten Instrumentalmusik geschrieben und durchaus phantastisch, den Eindruck eines lebendigen Ganzen hervorbringt, dessen Gestalten in fester und sicherer Bildung sogleich von dem Zuhörer aufgefaßt werden und im Gemüthe bleiben. Nirgends zeigt sich Ermüdung, Leere, Verlegenheit; überall ist künstlerische Ordnung, und da der Komponist sehr ausgebreitete Mittel des musikalischen Ausdrucks besizt, die Geheimnisse des Klanges kennt und die Erfahrung der Instrumentation hat, so tritt Alles, was er gedacht, bis auf die zartesten Nüanzen, mit großer Klarheit und völlig entfaltet aus dem Orchester hervor. Die Symphonie ist vorzüglich ausgeführt worden, denn die Mitglieder des Orchesters nahmen selber lebhaftes Interesse daran. Die beiden Elemente des Stückes, das Heroische und das Romantische, treten im ersten Saze, beide leidenschaftlich, aber innig, in enger Verbindung auf, und das zarte, eigenthümlich erfundene, sinnige Andante scheint ganz der Empfindung der Liebe gewidmet; aber schon im dritten Stücke, im Marschtempo, macht sich das Heroische allein geltend, und mit dem lezten Saze bricht völlige Trennung herein; wilder, unheimlicher Jubel hebt an und breitet sich abentheuerlich aus; mitten durch das Geräusch und den begeisterten Aufschwung kriegerisch eintretender Blechinstrumente tönt ein Gesang einsamer Klage, vor welcher das helle Getümmel, zwar nicht theilnahmlos, aber doch unerbittlich vorüber in die Weite zieht. Gern vertieft sich der Zuhörer in die Poesie solcher Darstellung, und ruft durch zahlreiche Stellen das interessante Bild in sein Gedächtniß zurück.

Das zweite aufgeführte Stück des jungen Komponisten, das er selbst mit großem Talente gespielt, hat, obgleich in einer viel untergeordneteren Sphäre, die eben besprochenen Vorzüge der Symphonie; die Komposition ist ernstlich gemeint und wenig darauf berechnet, der Virtuosität zu glänzender Entwickelung Anlaß zu geben. Junge Musiker, welche meist ein Widerstreben empfinden, für so äußerliche Zwecke zu komponiren, sollten für Konzertstücke eine dithyrambische Anregung abwarten, worin sich jener Widerspruch innerer und äußerer Forderungen auflösen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 301:

Schmerz.

Charade.

(Homonymisch.)

1.

Ich bin ein Theil des Thiers, und kommt ein Thier zu mir,
So werd' ich selber eins, doch nur ein Bastardthier;
Besäßest du mich groß, dein Hirn — es wäre klein;
Doch viel aus mir heraus, viel geht in mich hinein.

2.

Ich bin des Schicksals Spruch und Punkte sind mein Wort;
Mich zeugt ein Becher, mich schickt auch ein Mörser fort;
Dem Kleinsten fiel durch mich wohl oft ein großes Loos,
Auch ein Philister einst, der war entsezlich groß.

1. 2.

Der kühlen Erde Schooß beut mir die Nahrung dar;
Oft fängt man mich, wenn ich ein Schanzarbeiter war.
Mein Erstes schafft mir Speis' und frißt sie mir zugleich;
Doch werd' ich fett davon, und mein Gewand ist weich.

J. G. M.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 101 u. Intelligenzbl. Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. December 1831.

— Ihr seht die Hände nur,
Und dieses blut'ge Werk, so sie vollbracht,
Nicht unsre Herzen: sie sind mitleidsvoll.

Shakespeare.
Julius Cäsar.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Nemea, den 9ten Okt.

Ich habe diesen Morgen die Architekten mit Arbeitern und dem Geräthe zu einer Leiter allein nach Nemea ziehen lassen und ihnen die Leitung der Ausgrabungen überlassen, weil ich für zweckmäßiger hielt, statt bei ihren mir fernliegenden Messungen gegenwärtig zu seyn, die Alterthümer in diesem bedeutenden Thale zu untersuchen. Den Morgen ritt ich mit einem Führer einen steilen Berg empor, auf dem ein Paläokastron liegen sollte. Auch sein Name auf der Karte, Pelyphengos, zog mich an; doch war oben nur die Ruine eines alten Klosters, das eigentlich diesen Namen trägt, der Berg selbst wird Gura genannt. An der östlichen Seite herab ist er von Höhlen ganz verklüftet, und über Abgründen, an eine starre Wand angemauert und die Oeffnung einer großen Höhle schließend, hängt ein anderes Kloster höchst malerisch. Diese fast unnahbare Höhle hat bei dem Ueberfall der Araber des Ibrahim den Einwohnern von h. Georg zu Zuflucht und Schutz gedient. Am Berge hinab stehen noch zwei Kirchen auf Trümmern alter Tempel.

Den Nachmittag ritt ich, um die alte Stadt (παλαιόπολις) zu sehen, gegen Westen, und fand mich auf den Feldern bald von ihren Trümmern umgeben. Sie ward von einem Gießbache getheilt, der, in das Erdreich einschneidend, nicht selten bedeutende Reste zu Tage fördert. Am meisten haben sich in Trümmer zerfallene Kirchen, die den Griechen heilig sind, erhalten. Diesseits des Gießbaches sind solcher Kirchen sechs in einer Gruppe auf Unterbauen alter Tempel; auf dem andern Ufer liegen, von einer fünfhundert Schritte langen Terrasse eingeschlossen, wenigstens eben so viele Substruktionen von andern öffentlichen Gebäuden, und auf der Burg, außer cyklopischer Substruktion und altem Unterbau mehrerer Tempel, noch die beinahe ganz erhaltene Kirche der Panagia, aus Werkstücken und andern Resten eines dorischen Tempels gebaut, von dem unter andern im Innern noch ein Kapitäl von der ausnehmendsten Schönheit sich vorfindet. Nach Vergleichung der Nachrichten bei den Alten ist kein Zweifel, daß hier Phlius gelegen, und so lassen sich auch die übrigen, dieses schöne und fruchtbare Thal betreffenden Nachrichten derselben an Ort und Stelle ordnen und erläutern.

Spät um zehn Uhr.

Ich hatte bis dahin den Brief geschrieben, als ich durch die Zurückkunft des Architekten unterbrochen wurde. Sie haben alles gefunden, was zur Herstellung jenes schönen dorischen Tempels, mit den schlanksten dorischen Säulen, die man kennt, nöthig ist. Am meisten Schwierigkeit hat die Leiter gemacht. In Hagios Georgios war so ein Instrument nicht zu haben, obwohl der Ort

250 Familien zählt und 500,000 Okaden Wein baut, und in Ermangelung von schwachen Bäumen, mußten Dachbalken mühsam auf Saumthieren hingeschafft und zusammengenagelt werden. Noch fehlte die Höhe der vordern Seite, und sie waren über die Möglichkeit, die schwerfällige Maschine dahin zu bringen, nicht ohne Sorgen. Wie wir noch in diesen friedsamen Gesprächen begriffen waren, wurde mir gemeldet, mein Diener habe eben aus Nauplia die Nachricht gehört, der Präsident sey ermordet worden. Gleich die erste Nachforschung bestätigte die arge Nachricht: Leute aus hag. Georgios, welche diesen Morgen um sieben Uhr, wo der Mord geschehen, von dort abgegangen, haben sie gebracht. In der Kirche sey er überfallen und mit Stichen und Pistolenschüssen umgebracht worden. Die Soldaten haben sich hierauf auf seine Feinde geworfen, mehrere ermordet, dann fünfzehn in einem Hause zusammengebracht und sammt demselben verbrannt. Auch streifen einzelne Soldaten bereits auf den Straßen und machen sie unsicher. Bald kam einer von den Augenzeugen. Der Präsident sey gegen halb sieben Uhr in die Kirche des heil. Spiridion getreten. Zu beiden Seiten haben Männer in weiten Mänteln gestanden. Wie er sich gebeugt, um das Kreuz zu machen, habe der eine auf ihn geschossen und ihn gefehlt, darauf aber der andere ihm eine Kugel in den Nacken und einen Stich in den Unterleib gegeben. Die Mörder seyen Konstantin, Bruder Mauromichalis, und Georgios, sein Sohn. Jenen habe ein Kreter von dem Gefolge des Präsidenten Anfangs verwundet, dann zu Boden geschlagen; dann sey er von den Soldaten nach dem Platze geschleift worden und in gänzlicher Entblößung, mit Wunden bedeckt, liegen geblieben. Noch zwei Stunden nachher habe er sich bewegt, bis ihn Lastträger fortgezogen und in das Meer geworfen. Andere Unfälle seyen nicht vorgekommen. So hat also den Unglücklichen sein Schicksal schneller noch, als zu erwarten stand, und auf eine Weise, die von vielen voraus gesehen wurde, erreicht. Er fällt nicht unter den Schlägen einer Partthei, sondern als ein Opfer der Rache einer Familie, die im Kriege Reichthum und ein-und-vierzig Glieder verloren, deren lezten Sprößling er ohne Urtheilsurspruch in dem Gefängnisse gehalten, die er zur Verzweiflung getrieben hat. Unsere Reise ist dadurch wenigstens vor der Hand gestört. Wir haben einmüthig beschlossen, vor allem nach Nauplia zurückzukehren, um zu erfahren, was geschehen, wie es jezt und was zu erwarten steht.

Nauplia den 11ten Oktober.

Wir sind gestern auf unserer Rückkehr in Nemea mit Messungen und Untersuchung der Oertlichkeiten aufgehalten worden, heute mit Nachgrabungen im Heräum. Auf der Straße überall tiefe Ruhe, hier in Nauplia das Volk in den Gassen, die Läden gesperrt, auf den Wällen die Trauerfahnen, doch keine Symptome ernsthafter Bewegung, und die Griechen haben durch ihre Haltung bei diesem schlimmen Falle gezeigt, daß sie Ordnung kennen und wollen. Auch der Peloponnes ist ruhig, in Hydra, dem Sitze der Opposition, allgemeine Trauer, nur ein Gefühl des Schmerzes über die That, was auch sonst die Meinung über die schlechte Regierung des Präsidenten war, und nur Eine Besorgniß, daß nicht auf die Nation geworfen werde, was die That einiger Verzweifelten ist. Vor der Hand ist eine vormundschaftliche Regierung (ἐπιτροπή) aus Colelli, dem fähigsten Manne von Griechenland, aus Colokotroni, der sich sehr gut benommen hat und zur Aufrechthaltung der Ruhe wesentlich beiträgt, und dem unbedeutenden Bruder des Präsidenten, Graf Augustin, zusammengesezt, bei dem man die Rücksicht auf seinen Bruder vorwalten läßt. Eine Bürgerwache ist mit dem Militär in Thätigkeit, und troz mehrerer Aufreitzungen der Beamten gegen die Antikybernetischen, die Ruhe doch behauptet worden.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Könnte mein Vaterland, fuhr der alte Herr fort, diese Bedingung seiner Existenz vergessen, es würde zu existiren aufhören. Das wird es aber nicht, so gewiß es von der ewigen Weltleitung bestimmt ist, seine Aufgabe in der Menschengeschichte zu lösen. Ein weiser Arzt läßt sich von momentanen Symptomen nicht täuschen. Ein himmelskundiger Astronom hält nicht ein Nordlicht für den Widerschein der untergehenden Welt, glaubt nicht, daß der schnell dahin fahrende Irrstern die Erde zertrümmern wird. Ich könnte weissagen von den Fehltritten, von den Rückschritten, die geschehen werden. Aber ich spreche lieber: Deutschland ist das Land der Liebe; und die Liebe, ist sie einmal von dem Geist befruchtet, gebährt unausbleiblich die Freiheit, die wahre, die ächte, die willkührlose Freiheit! — Aber, erwiederte ich, die Fehltritte und Rückschritte, von denen Sie sagen, daß sie geschehen werden, sollten Sie dadurch zu beseitigen suchen, daß Sie das, was Sie mir und hier in Paris sagen, einmal in unserer Heimath vor die rechte Schmiede brächten. — Würde man mich verstehen? fragte er; würde man nicht sagen, daß ich überspannt, daß ich unpraktisch sey? — Gewiß, lieber Schl........., wenn Sie dort von Nordlichtern, Irrsternen und Herzen von Europa sprechen. Aber Sie könnten ja Ihre poetische Bildersprache beseitigen, und ein memoire im üblichen Styl überreichen, worin Sie Ihre Ansichten deutlich an den Tag legten, z. B., wenn ich Sie anders verstanden habe:

daß Rußland unter den europäischen fortschreitenden Kulturstaaten der jüngste ist, daß es thöricht sey, von einem Jüngling die Reife des Alters zu verlangen, und noch thörichter, wenn sich die Aeltern nach ihm richten, oder gar von ihm leiten lassen; daß Oesterreich die nothwendig hemmende Kraft in dem großen europäischen Staatsorganismus ist, ohne welche es zu keiner allmähligen Entfaltung käme, sondern Alles übertrieben, überhetzt und in tauben Saamen schießen würde; daß Frankreich dagegen die eben so nothwendige treibende Kraft ist, welche die Lebenssäfte in Umlauf bringt, die keinen Augenblick und nirgends stocken dürfen, weil ihr Stillstand Krankheit und endlich den Tod herbeiführen würde; daß aber Deutschland, inmitten dieser widerstrebenden Naturkräfte, das Bewußtseyn repräsentirt, das volle, sowohl geistige, als gemüthliche Bewußtseyn; und daß die wahren höchsten Güter der Menschheit (also auch die Freiheit) zuerst in das Bewußtseyn treten müssen, bevor sie in wahrhafter Realität können dargestellt werden. Daher keine wahre, gesetzliche Freiheit, bis Deutschland auf gesetzlich reformirendem, nicht auf gesetzlich revolutionärem Wege, zur Freiheit wird gekommen seyn; und daher soll und wird Deutschland, und Preußen mit ihm (oder, im schlimmsten Falle, allein) auf dieser gesetzlichen Bahn zu den höchsten Gütern der Menschheit, ohne sich, von wem es auch sey, rechts oder links oder gar rückwärts ziehen zu lassen, unaufhaltsam fortschreiten, dabei aber die andern Staaten, jeden nach seiner Weise, ihrer Bestimmung entgegen gehen lassen. — Ja, mein alter, ehrwürdiger Freund, fuhr ich fort, ein ähnliches memoire, und wo möglich in einem noch minder bildlichen, in einem etwas trockenen Style sollten Sie verfassen und der Regierung unseres Vaterlandes, oder dem europäischen Kongreß, von dem man neuerdings spricht, zu nöthiger Beherzigung einreichen. — Und wie soll ich mich unterschreiben? fragte er sarkastisch; Anonymus ist in lezter Zeit ein höchst miserabler Bursche geworden, und unterzeichnete ich, der Wahrheit gemäß: der selige Schl........., so merken sie gleich, daß ich ein Geist bin, und fürchten und kreuzigen sich und thun gerade das Gegentheil von dem, was ich vorzuschlagen hätte. Soll ich aber gar persönlich vor sie hintreten? Sehe ich aus, wie ein Mann, der etwas von Diplomatie versteht? Habe ich ein volles, rundes, erdfarbenes Gesicht? ein weislich nichtssagendes Auge? einen Orden, einen Galanteriedegen, Manschetten, oder auch nur seidene Strümpfe? Soll ich mich mit meinem Sapeurbarte und im Schlafrocke präsentiren; oder darf ich mich rasiren lassen und ein Hofkleid anlegen, ohne meine innerste und eigenste Person zu vernichten? Glauben Sie mir, in einem solchen Konvenienzanzuge spräche ich nicht nur, wie, ich dächte sogar wie alle andere, und würde (wie sie) von mir selbst sagen: Der alte Schl......... ist ein Narr. — Und in diesem Tone sprach er noch eine lange halbe Stunde fort, sich immer tiefer in seine alten Schrollen hineineifernd. Ja, liebe Julie, und das ist eben das Unglück: die Geistreichen haben alle ihre Schrollen, und die keine Schrollen haben, sind in der Regel nicht geistreich. Leute mit Schrollen sind nicht zu gebrauchen, die Regelrechten aber unbewegliche Pedanten. Das wissen die Schlechten nur zu gut, und fischen im Trüben. Daher laß uns den Himmel um Aufklärung bitten, wie sehr auch die klugen Obskuranten dieses ehrliche Wort in Mißkredit gebracht haben.

So eben wird mir Schl..... wieder gemeldet. Ich muß diesen Brief rasch schließen, damit er nicht wieder hineinblickt. So lebe denn wohl, meine Theure!

Dein für immer!

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Oktober.

(S. Nr. 246.)

Ein arabisches Bad.

Es ist fast, als hinderte mich ein besonderes Geschick, die Beschreibung meiner längst gemachten und schon halb vergessenen Reise zu vollenden. Ich erinnere mich kaum, daß ich in einem frühern Brief bei der Schilderung der medizinischen Schule in Abusabel stehen geblieben bin, oder vielmehr stehen bleiben mußte, weil seitdem die unzähligen, durch die Cholera verursachten Leichenzüge mit ihrem gellenden Jammergeschrei mich zu jeder Arbeit unfähig machten. Ich habe in meinen zwei lezten Briefen Ihnen die durch diese Krankheit veranlaßten Ereignisse von ihrer ernsten Seite dargestellt. *) Dieselben ließen sich nun ganz vortrefflich ins Komische ziehen, und dazu brauchte man nur manche Scenen, die sich während der Seuche so häufig darboten, getreu zu malen. Leider ist aber die Noth so groß und so allgemein, die Anzahl der Todten so ungeheuer, daß ich es selbst jezt, wo Alles vorüber ist, für eine Sünde hielte, so herzbrechende Ereignisse zum Gegenstande der Ergözung zu wählen. Ich fahre also lieber in meiner Erzählung fort, um endlich damit fertig zu werden.

Wir kamen Mittags in Alt-Kahira an. Diese Stadt ist jezt in sehr schlechtem Zustande, ihre Bevölkerung nimmt täglich ab und man erblickt allenthalben nichts als Ruinen; sie liegt jezt ohngefähr eine kleine halbe Stunde südlich von Kahira. Man sieht aber recht deutlich, daß einst gar kein leerer Raum zwischen diesen beiden Städten war. Da die Mittagshize uns nicht erlaubte, unsern Weg fortzusezen, und wir, um uns von dem Chamsinstaube des vorhergehenden Abends zu befreien, ein Bad bedurften, so gingen wir in ein arabisches Badhaus. Hier kommt man zuerst in einen großen Saal ohne Dach, der ringsum mit Weißzeug behangen ist. An allen vier Seiten dieses Saales ist eine sechs bis acht Schuh breite Erhöhung, auf die kleine steinerne Treppen führen. Hier ist der Boden mit Teppichen belegt, und ziemlich dicht an einander sind kleine Matrazen mit Kopfkissen

---

*) Diese Briefe sind uns nicht zugekommen. A. d. R.

ausgebreitet. In diesem Badhause befanden sich acht solcher Betten auf jeder Seite. Hier kleidet man sich ganz aus, man erhält aber zwei Tücher: das eine bindet man um die Hüften, das andere um den Kopf; denn da das Haupt rasirt ist, so würde man sich sonst leicht erkälten, besonders wenn man an einen Turban gewöhnt ist. So geht man nackt von diesem Saale in ein anderes Zimmer, das mittelmäßig mit Dampf geheizt ist. Man verweilt hier einige Minuten und geht dann in ein sehr heißes Zimmer, desgleichen gewöhnlich vier in einem Badhause sind. Hier befindet sich ein viereckiges Behältniß mit fast kochendem Wasser gefüllt; die Mahomedaner bedienen sich desselben zu ihren religiösen Reinigungen. Wenn man glaubt, genug Schweiß vergossen zu haben, etwa nach einer Viertelstunde, kehrt man in das halbgeheizte Zimmer zurück. Mitten in diesem Zimmer ist ein warmer Springbrunnen; neben demselben wird ein Leintuch auf dem Boden ausgebreitet, und der Badende legt sich der Länge nach darauf. Es kommt nun ein Hausbedienter mit einem hirschledernen Handschuh an der rechten Hand, reibt den Badenden mehr als zehn Minuten lang von Kopf bis zu Fuß und übergießt ihn mehreremal mit reinem Wasser aus dem Springbrunnen. Dann kommt ein anderer Bediente mit einem Gefäße voll Wasser, Seife und Flachs. Dieser Flachs wird mit der Seife eingerieben und dann der ganze Körper damit beschmiert. So geht man nun schneeweiß in ein ganz kleines Kabinet. Aus der Wand ragen hier zwei Röhren hervor; aus der einen läuft kaltes, aus der andern warmes Wasser in ein steinernes Gefäß, worin man sich zum leztenmale abschwemmt. Ein Diener kommt nun und trocknet den Badenden mit weißen Tüchern ab, bindet ihm ein anderes Tuch um den Kopf und um die Hüften, und gibt ihm noch außerdem ein ganz großes, welches den ganzen Körper bedeckt, und ein kleineres auf die Achsel. So kommt er wieder in den Saal und legt sich auf das Bett, das weiß überzogen wird; neben ihm steht ein Junge, der die Mücken wehrt, und ein anderer, der — ich weiß nicht, ob die deutsche Sprache ein Wort dafür hat; die Araber nennen es kabbes und die Franzosen masser — mit der flachen Hand von Kopf bis zu Fuß sanft auf den Körper drückt, was ich nach dem Bade sehr angenehm finde. Derselbe schabt auch mit einem rothen, etwas scharfen Steine die Fußsohlen und die Fersen ab. Indessen bringt ein Anderer den Kaffee mit einer persischen Pfeife (Schische arabisch, narguilé französisch), und so ruht oder schläft man sehr bequem etwa eine Stunde lang.

Bekanntlich sind die Bäder der einzige öffentliche Ort, den Frauenzimmer besuchen dürfen, und folglich das einzige Mittel, mit fremden Männern in Berührung zu kommen; nicht etwa im Badhause selbst, denn zur Zeit, wo Frauenzimmer es besuchen, wird keine Mannsperson eingelassen; sondern die Bäder dienen blos zur Ausrede, während die Frau, die ihre Diener gewonnen, anderswohin geht. Im Bade belustigen sie sich, wie ein europäisches Frauenzimmer mir erzählt, unter sich selbst, und zwar nicht immer auf ganz anständige Weise. Sie bringen gewöhnlich den ganzen Tag im Bade zu, wohin sie sich ihr Essen und Trinken tragen lassen. Doch brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen, daß nur Weiber der ärmern oder mittlern Klasse öffentliche Badhäuser besuchen, da die Wohlhabendern in ihrem Hause Badzimmer haben. Den reichen Frauenzimmern fehlt es also an jeder Gelegenheit, mit dem männlichen Geschlechte in Umgang zu kommen; denn bei den Arabern und noch mehr bei den Türken werden selbst die intimsten Freunde und nächsten Verwandten nicht in den Harem eingelassen.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, 11ten December.

(Beschluß.)

F. Hillers Konzert.

Das Konzert von Hiller ist im Styl dem Hummelschen in Hmoll ähnlich, ohne aber, so viel als dieses, dem Passagenwerk die energische Stimmung zu opfern, worin die ersten beiden Sätze geschrieben sind, und welche namentlich bei dem zarten Vortrag des tief empfundenen Adagio auch auf das Auditorium übergegangen ist. Das der Symphonie wegen ihrer schöpferischen Entwickelung ertheilte Lob kann Ref. auf eine vom Komponisten zu Goethes Faust geschriebene und ebenfalls in seinem Konzert aufgeführte Ouvertüre nicht ausdehnen. Es sind im Faust unendlich viel musikalische Elemente, der Faust selbst aber ist für die Musik unerreichbar, da sie für die unermeßliche geistige Gewalt, welche die Tragödie durchdringt, keinen Ausdruck hat. In einer Ouvertüre, die als solche bestimmt ist, nicht Einzelnes, sondern den gesammten Inhalt ihres Gegenstandes zusammenzufassen, wird daher die Musik, jener Dichtung gegenüber, ohngeachtet großer Anstrengungen, ohnmächtig erscheinen. Man findet in der Hillerschen Komposition, was im Fauste der Musik zugänglich ist, die Liebe, den Zauber, das Geheimnißvolle, Räthselhafte, mehr oder minder glücklich aufgefaßt; da aber der alles umschließende Gedanke, das Wort des Ganzen, musikalisch fehlt, so stehen jene Ideen vereinzelt, oder sind nur äußerlich verbunden; man erkennt ihre Bedeutung, aber „man sieht Absicht und man wird verstimmt.“ Ein Kunstwerk muß seine Deutung in sich selber tragen und nicht von Außen her erwarten; es muß mit eigenem Lichte leuchten; das fremde Licht, das darauf fällt, dient weniger, es zu erhellen, als vielmehr zur Beleuchtung seiner Lücken. Hat der junge Komponist hier geirrt, so geschah es, weil seine Aufgabe über der Sphäre seiner Kunst lag. Seinen Kräften zu viel vertrauen, ist indeß immer heldenmäßig.

Das Charakteristische der Hillerschen Musik ist eben, daß sie Charakter hat, und zwar ganz den freien, offenen, wahrheitlichen, tüchtigen, ernsthaft jugendlichen Charakter des Komponisten selbst. Hier ist weder Falsch, noch Hehl, kein Ergleißen, kein Erheucheln fremder Tonweise, keine diplomatisch melodiöse Unehrlichkeit, keine erlogene Gemüthsharmonie, ja eine fast starre Wahrheit, die nicht anders seyn kann, als sie eben ist. Hiller mag geben, was er will, Gefälliges oder Mißfallendes: von Allem, was er gibt, wird man sagen müssen; es ist etwas. Eine solche Eigenschaft wird heut zu Tage selten, und selbst die Genialität wird uns verleidet durch das fatale Unwesen der Lüge. Was auch Hiller künftig leisten wird, er wird immer unsere männlichste Achtung verdienen und immer geliebt werden von jenem edelsten Publikum, das in allen Künsten am meisten die Wahrheit liebt.

Mehrere ausgezeichnete Talente haben den jungen Künstler in seinem Konzerte unterstüzt. Madame Raimbeau hat gesungen, Herr Franchhomme, einer der vorzüglichsten Cellisten, hat gespielt, und Herr Kalkbrenner ein von ihm komponirtes Konzert für zwei Pianos mit dem Konzertgeber so bewunderungswürdig ausgeführt, daß er das größte Entzücken erregt hat.

— — — — e.

Beilage: Literaturblatt Nr. 131.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 27. December 1831.

> Jeder Stand, jede Profession hat einen eigenen Charakter; wer aber deßhalb glaubt, ein Schneider sey ein Schneider, und ein Soldat ein Soldat, hat es in der Menschenkenntniß noch nicht weit gebracht.
>
> Mercier.

Der Cabrioletkutscher.

Allbekannt ist Merciers Tableau de Paris, das vor fünfzig Jahren die Hauptquelle für die Neugierigen war, welche die Hauptstadt der Moden aus der Ferne wollten kennen lernen, und das Vademecum derjenigen, welche die Erinnerungen an das an der Seine Gesehene und Genossene gaukelnd an sich vorübergehen liessen. Aber zwei Revolutionen liegen zwischen damals und jezt: wenn auch Merciers Gemälde als allgemeines Charakterbild der Franzosen immer wahr und interessant bleibt, so haben sich doch die äußern Lebensformen so sehr verändert, hier verengert, dort, und zwar meistens, erweitert, daß jezt Stoff die Fülle für einen neuen Mercier vorhanden wäre. Da haben sich nun in Ermanglung Eines geistreichen Mannes, nach dem Associationsgeiste unsers Jahrhunderts, deren einige Dutzende zusammengethan, um in Mercierscher Manier einen Guckkasten des modernen Pariser Lebens zu bauen. Es ist schon häufig in deutschen Journalen und auch in diesen Blättern (s. Nr. 294. Paris) von dem sogenannten Buch der cent et un die Rede gewesen, das gewissermaßen die Fortsetzung vom Mercierschen Werke bilden soll, aber, ganz verschieden von seinem Vorbilde, in seinen einzelnen Theilen höchst ungleich ist, was sich bei der Menge der Mitarbeiter von selbst versteht. Dem Geschmacke der Zeit opfernd, haben sehr viele dieser Sittenmaler ihre Skizzen in die erzählende Form eingekleidet; aber die Hauptsache, die Charakteristik, hat dabei selten gewonnen; wie sich denn überhaupt die französischen Charakterzeichnungen zu den klassischen deutschen und brittischen Werken der Art nur zu oft wie moderne Pariser Lithographieen zu Hogardschen und Chodowieckischen Kupferstichen verhalten. Indessen Pariser Lithographieen sind ein beliebter Modeartikel, und so wird sich denn der Leser gerne etwas aus dem Bilderbuche der Hundert und einer mittheilen lassen.

Alexander Dumas, der Verfasser der folgenden Skizze, gilt in Frankreich nicht nur für einen homme d'esprit — wer das in Frankreich nicht ist, ist gar zu wenig — sondern für einen Mann von viel Geist; die Leser wissen aber wohl, daß dieser französische Esprit eine sehr flüchtige Materie ist, die beim Uebergießen in die deutsche Form zum Theil verfliegt, und daß, was im Französischen spirituell ist, bei der Grundverschiedenheit beider Sprachen gerade in diesem Punkt, deutsch häufig durchaus nicht witzig werden will. Wenn übrigens so manche Freunde der modernen schönen Literatur, noch bevor sie die wandernden Osagen gesehen, die sprechende Naturwahrheit der Cooperschen wilden Indier nicht genug bewundern konnten, so nehmen wir dieselbe Nachsicht von Seiten derjenigen in Anspruch, welche nie einen Pariser Cabrioletkutscher gesehen.

* * *

Wer hat nie den auffallenden Unterschied zwischen dem Pariser Fiacre und dem Cabrioletkutscher

wahrgenommen? Der Fiacre figurirt, immer ernst, unbeweglich, kalt, die Unbilden der Witterung mit dem Gleichmuthe eines Stoikers ertragend, auf seinem Kutschbocke; mitten in dem ihn umgebenden Gewühle durchaus passiv, erlaubt er sich höchstens zuweilen den Spaß, einem passirenden Kameraden einen leichten Peitschenhieb zu appliciren; er kennt keine Liebe zu seinen beiden klapperdürren Mähren; hat für die Geplagten, die er recht derb durcheinanderrüttelt, beim Ein- und Aussteigen kein freundliches Wort; höchstens verzieht sich bei den klassischen Worten: „A l'heure, au pas, et toujours droit!" sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln. Er ist Egoist, unbeholfen, altfränkisch, flucht aber neufränkisch bei allen Teufeln. Ein ganz anderes Wesen ist der Kabrioletkutscher. Wem seine freundlichen Einladungen, sein ganzes Benehmen kein Lächeln entlocken, der muß wahrlich höchst finstrer Laune seyn. Unser Mann schiebt dem Eingestiegenen Stroh unter die Füße, und „Nôtre Maître" bekommt noch, es regne, schneie, oder hagle, seine Pferdedecke; nur der schwarzgalligste Hypochonder kann dem Cabrioletkutscher bei seinen tausend Fragen, Ausrufungen und historischen Citaten eine Antwort, oder wenigstens irgend eine, noch so kurze Erwiderung versagen. Der Cabrioletkutscher hat die Welt gesehen, hat in der Gesellschaft gelebt: vorgestern hat er einen Kandidaten zur Akademie auf seinen neun-und-dreißig Visiten à l'heure herumgeführt und vom Kandidaten etwas Literatur weggekriegt; gestern kutschirte er à la course einen Deputirten nach der Kammer und erschnappte etwas Politik; heute führte er zwei Studiosen, diese sprachen von Medicin und Operationen, nun ist unser Kutscher gar etwas Mediciner und Chirurg geworden; kurz, er ist in Allem oberflächlich, weiß aber von Allem etwas, ist kaustisch, nicht ohne Witz, gesprächig, trägt eine nicht ganz unmodische Mütze, und hat immer irgend einen Vetter oder Freund, der ihm gratis in irgend ein Theater verhilft.

Der Fiacre ist der Mann der alten Zeit, verkehrt mit den Leuten streng nur soviel, als sein Gewerbe mit sich bringt, ist derb, aber ehrlich. Der Cabrioletkutscher ist die lebendige Halbcivilisation, „läßt sich gehen," und seine Moralität erinnert ungefähr an jene Basils im „Figaro." Häufig wählen die Kneipwirthe zu ihrem Schilde einen Fiacre, mit seinem wachstuchenen oder Lederhute, seinem blauen Mantel, die Peitsche in der Rechten, eine Börse in der andern Hand, mit der Ueberschrift: „Au cocher fidèle." Einen Cabrioletkutscher sah ich mit ähnlichen symbolischen Moralitätsattributen noch nie dargestellt; gleichviel, ich hege nun einmal für diese Leute ganz besondere Zuneigung, vielleicht, weil ich in ihren Cabriolets selten eine Börse zu vergessen habe. Sinne ich nicht gerade über ein Drama, fahre nicht zu einer, mich langweilenden Probe, komme nicht aus einem Schauspiele, in dem ich gegähnt habe, so plaudere ich mit meinem Cabrioletier, und amüsire mich zuweilen in zehn Minuten mehr und besser, als in den vier Stunden eines langweiligen Abends. Ich habe mir aus jenen Reminiscenzen zu fünf-und-zwanzig Sous in der That eine Art „Album" angelegt; eine derselben besonders wird mir unvergeßlich bleiben.

Cantillon führt das Cabriolet Nummer 221. Er ist ein Vierziger, mit charakteristischem, scharf gezeichnetem Gesichte. Damals, als er mir die Geschichte, die der Leser sogleich erfahren soll, erzählte (es war am 1ten Januar 1831), trug er einen Filzhut mit dem Reste einer Borte, einen verschossenen Ueberrock von früherer Modefarbe, mit Spuren ehmaliger Livree, Stiefeln mit Resten einst eleganter Stülpen. Seit eilf Monaten indeß müssen alle diese Reste verschwunden seyn. Der Grund dieser Differenz zwischen Cantillons Kostüm und dem gewöhnlichen seiner Kollegen wird dem Leser aus meiner Geschichte bald einleuchten.

Es war, wie gesagt, am 1ten Januar 1831, zehn Uhr Morgens. Ich hatte mir den Reiseplan zu meinen Besuchen, was man, in Paris besonders, nothwendig selbst thun muß, entworfen, und die Liste der Freunde geschrieben, die man beim Jahreswechsel in Person mit einem herzlichen Kusse, oder wenigstens einem *biedern* Händedrucke begrüßt, und denen man nie *eine Karte* hinterläßt. Mein Diener hatte mir ein Cabriolet besorgt und Cantillon gewählt, der seinen Borten-, Livree- und Stülpenresten diesen Vorzug verdankte. Außerdem war sein Cabriolet von nicht gemeiner Farbe, und verrieth in manchen, obgleich verwitterten Spuren ein ehmals glänzenderes Loos. Ich setzte mich ganz behaglich auf einem recht comfortablen Kissen zurecht. Cantillon schob seinen einst elegant gewesenen Carrik mir auf die Knie, schnalzte mit der Zunge, sein Pferd setzte sich, ohne Beihülfe der Peitsche, in ordentlichen Trab und machte während der ganzen Fahrt jene Mahnerin entbehrlich. „Wohin, nôtre maître?" fragte Cantillon. „Zu Charles Nodier, nach dem Arsenal." Cantillon antwortete mit einem Kopfnicken, das so viel hieß, als: ich weiß nicht allein wohin, sondern auch, wer der Mann ist. Ich war gerade mit meinem Antony*) beschäftigt und sann, da das Cabriolet sich äußerst bequem fuhr, über das Ende des dritten Akts, das mir gewaltig zu schaffen machte. Ich war in meine Ideenwelt, in Reflexionen über die Schicksale von Geistesschöpfungen, die nach langen, oft peinlichen Geburtswehen zur Welt gefördert, nur zu häufig an einem und demselben Abend das Licht erblicken

*) Ein, auf dem Theater de l'Odéon häufig mit Beifall dargestelltes Drama des Verfassers.

und zu Grabe gehen, vertieft. Indeß bemerkte ich endlich doch, daß der Nachbar mein so beharrliches Schweigen übel aufnahm. Meine starren Blicke schienen ihn zu beunruhigen, meine Zerstreuung ihn heimlich zu ärgern; er bot Alles auf, mich, wie er glaubte, zu mir selbst zu bringen. Bald mahnte er: „Mon maitre, der Carrik fällt!" Ich zog ihn, ohne ein Wort zu erwiedern, an meinen Knieen herauf. Bald blies er sich fröstelnd in die Finger; ich barg, immer schweigend, meine Hände in die Taschen. Pfiff er die „Parisienne," so schlug ich immer stumm, maschinenmäßig den Takt dazu. — Beim Einsteigen hatte ich ihm gesagt, wir werden vier, fünf Stunden zusammenbleiben; darum war der Gedanke, daß ich diese ganze Zeit über ein dem Redseligen so schauerliches Schweigen beobachten möchte, Cantillon ganz unerträglich. Endlich gebehrdete er sich so ängstlich, daß sein Unbehagen sich mir selbst mittheilte. Ich öffnete den Mund, um den ehrlichen Burschen anzureden; sein Gesicht erheiterte sich, zu seinem Unglücke aber flog mir gerade eben jezt die Idee, deren ich zu Beendigung meines dritten Akts bedurfte, durch den Sinn; ich kehrte mich rasch wieder weg, drückte mich in meine Ecke und murmelte vergnügt vor mich hin: „Gut so!" Cantillon glaubte, es spucke mir im Oberstübchen, und seufzte. Wenig Minuten später hielt er sein Pferd an und mahnte: „Hier!" Wir waren an Nodiers Wohnung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Tripolizza, den 17ten Okt. 1831.

Ich beginne diesen Brief auf der ersten Station einer Reise, welche mich über Mantinea, Stymphalos, Phineä in die Thäler des Ladon und Alpheos, in diesen aber nach Olympia, dann über Phigalea, Messenien nach Sparta und von dort über Tripolizza und Argos nach Nauplia wieder zurückführen soll. Die Witterung ist fortdauernd für die Reise vortrefflich, die Luft etwas abgekühlt, aber noch sommerlich warm, für den Landbau ungünstig, weil jezt Regen nöthig und sonst gewöhnlich sind, ohne die das den Sommer über ganz ausgetrocknete Feld nicht besät werden kann. Die Ruhe ist durch den Tod des Präsidenten nicht unterbrochen worden, bis jezt wenigstens nicht, und dieser Umstand trug bei, unsere Abreise zu beschleunigen, um, im Falle es später zu feindlichen Bewegungen kommen sollte, wenigstens mit einem Theile der Reise sie übereilt zu haben. Ich hatte zu größerer Sicherheit mir vom alten Kolokotroni einige seiner berittenen Pallikaren ausgebeten. Dieser schickte mir am Morgen einen seiner besten Kapitäne, einen jungen Mann, der seit seinem fünfzehnten Jahre und dem Anfange der Revolution in allen gefährlichen Kämpfen mit Ruhm gedient hat. Dieser hatte für meine Sicherheit zu stehen und den Auftrag, aus den übrigen Leuten mit sich zu nehmen, wen er wolle. In Argos kamen wir überein, daß er ein Paar unnütze Bursche (unnütz, weil sie uns überflüssig waren) zurückschicken und nur einen πεντηκόνταρχος, eine Art von Lieutenant, nebst einem vom argivischen Aufgebote, der auf einem Maulesel ritt, zur Besorgung seiner Pferde bei sich behalten sollte. Der Pentekontarch war eine schlanke, aber wirklich heroische und stattliche Gestalt; Metzger nannte ihn den Hagen der Niebelungen, vor dem er aber die heitere Laune voraus hatte. Unterwegs sang er meist wie eine Lerche, und der ἀγωγατεύς (der Pferdetreiber) hielt ihm Widerpart. Mich versicherte er, ich sey unter seiner Hut so sicher, wie in der Mutter Schooß. „Dein Schatten ist auf unserm Haupte," sezte er hinzu. Wir selbst hatten vier Pferde, drei zum Reiten, für mich, Metzger und den Bedienten, und eines für das Gepäck. Unser Zug wuchs zu einer Karavane an, weil sich ein junger Engländer, Rost, der Sohn des Generals Rost, mit seinem Maler, seinem Pallikaren aus Konstantinopel und seinem Bedienten aus dem Kaukasus an uns anschloß, die außer ihren Reitpferden noch zwei Packpferde mit sich führten. Nimm dazu, daß zu jedem Pferde noch ein Mann, der es treibt und besorgt, nebenher geht, daß, mich und Metzger ausgenommen, alles bewaffnet war, sogar mein junger Spartaner, der über einem Theile des Gepäckes auf seinem Pferde sich mit der Flinte ganz stattlich ausnahm, ferner, daß sich auf der Straße gemeiniglich einzelne Reisende an uns anschlossen, zu Fuß und zu Pferde, und Du wirst Dir ungefähr eine Vorstellung von dem langen und bunten Zuge, dem Gemische europäischer und asiatischer Trachten, von Reitpferden, Packpferden, Fußgängern machen können, welcher sich besonders malerisch ausnahm, wie er sich eine Stunde südlich von Argos auf dem steilen Rücken des hohen Parthenion im Zickzack emporbewegte, oder in einer seiner Falten an einer beschatteten, reichen Quelle, neben den Trümmern eines alten Schlosses, zwischen den Schaafen, Ziegen und Hunden arkadischer Schäfer ausruhte, um den Reisevorräthen von Geflügel, Wein und Weintrauben zuzusprechen.

Wir waren den ersten Tag nur bis Argos gekommen. Ein Freund von Hrn. Rost, Herr Messen, der durch einen Aufenthalt von sieben Jahren in Griechenland sich allgemeine Achtung erworben hat und jezt als Advokat in Tripolizza lebt, wollte uns dahin begleiten. Am andern Morgen kam er ganz betroffen zu mir, um

mir zu sagen, daß Georg Mauromichali, der eine von des Präsidenten Mördern, ihn zu seinem Anwalte gewählt habe. Ich rieth ihm, wie auch nachher Hr. Rost, den Ruf nicht abzulehnen, sogar wenn Gefahr dabei seyn sollte, ihm zu folgen. Habe Georg seine Theilnahme eingestanden, oder sey sie durch Zeugen erwiesen, so sey allerdings sein Geschäft auf Gründe der Milderung beschränkt; aber er habe dabei zugleich dem griechischen Volke einen wesentlichen Dienst zu leisten, nämlich zu zeigen, daß jener Mord nicht seine, des Volkes, oder einer politischen Parthei, sondern die That einiger auf das Aeußerste getriebenen Individuen gewesen sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Kahira, Oktober.

(Beschluß.)

Das Harem. Eröffnung des Nilkanals. Die Pyramiden.

Man glaubt fälschlich bei uns, daß mittelst des verschleierten Gesichts ein Mann in Frauenkleidern sich leicht in ein Harem einschleichen könne. Man bedenkt nicht, daß diese Harem gewöhnlich von Eunuchen oder wenigstens treuen Dienerinnen bewacht sind, die im Innern des Frauengemachs alle Ankommende unverschleiert sehen. Sollten auch diese bestochen werden, so ist ein Pförtner an der Hausthüre, dem doch irgend ein bekannter Name angegeben werden muß, damit er die Thüre öffne, und dieser kennt doch die Freundinnen seiner Herrin. Gesezt auch, das ganze Hausgesinde sey geneigt, den Herrn zu hintergehen, und auch die Nebenbuhlerinnen (denn selten begnügt sich ein Türke mit weniger als vier Gemahlinnen, außer den unzähligen Sklavinnen) seyen entweder nicht eifersüchtig, oder jede dabei betheiligt, so bleibt die größte Schwierigkeit noch ungelöst: wie hat nämlich eine so genaue Bekanntschaft sich anknüpfen können? Die Frauenzimmer gehen ja von ihrem achten Jahre an nur höchst selten, immer in Begleitung und verschleiert aus; sollte eine also auch auf der Straße an einem Vorübergehenden Wohlgefallen finden und dreist genug seyn, durch einen bestochenen Bedienten ihm mündliche Liebeserklärungen machen zu lassen (denn ich glaube, daß man nicht eine einzige Türkin im ganzen ottomanischen Reiche findet, die schreiben kann), so muß doch ein Mann ganz tollkühn seyn, wenn er im Vertrauen auf einen Bedienten es wagt, sich in ein fremdes Haus mit Lebensgefahr einzuschleichen, um eine Frau zu besuchen, die ja noch dazu häßlich seyn kann. Auch stelle man sich nicht vor, daß sich vom Fenster herunter verstohlene Blicke werfen lassen, denn die Harem sind immer in abgelegenen, von jeder Kommunikation abgeschnittenen Zimmern. Man irrt also sehr, wenn man bei uns sagt, die eingeschlossenen Weiber seyen ärger als die freien; was sie denken, weiß ich nicht; allein so viel ist gewiß, daß ihnen jede Gelegenheit, sich zu vergehen, benommen ist.

Nachdem wir gebadet und zu Mittag gespeist hatten, sezten wir über den Nil und landeten auf der kleinen Insel Rhoda, Alt-Kahira gegenüber. Hier besuchten wir Ibrahim Paschas schönen, von einem deutschen Botaniker nach französischer Weise angelegten Garten. Auf dieser Insel befindet sich auch der Nilmesser, der jezt noch die Zeit bestimmt, wo der Kanal, der von hier nach Kahira sich zieht, geöffnet wird. Dieser Tag wird hier sehr festlich gefeiert. Schon am Vorabende wird der Festtag durch unzählige Kanonenschüsse dem Volke angekündigt. An dem Orte, wo die Schleuße geöffnet wird, werden Feuerwerke abgebrannt, natürlich nach türkischer Weise, so daß immer ein paar Menschen dabei beschädigt werden; auch arabische und europäische (Militär-) Musik findet sich hier, nebst einer Menge von Tänzerinnen, Taschenspielern, Geschichtenerzählern ꝛc. Gewöhnlich geben leztere romantische Possen preis, die aber so frei sind, daß ich mich nicht unterstehe, sie nachzuerzählen. Sehr viele Leute übernachten in Kähnen auf dem Nil, um am Morgen einen guten Platz zu bekommen. Bei Tagesanbruch ertönt abermals fürchterlicher Kanonendonner, und gegen acht Uhr begeben sich die Großen, oft der Pascha selbst, immer aber seine Minister an Ort und Stelle. Hier verrichten die Ulemas verschiedene Gebete und werfen dann eine Puppe, statt eines Menschen, der früher als Dankopfer dargebracht wurde, in den Nil. Endlich wird, nach verschiedenen lächerlichen Ceremonien, unter einem allgemeinen Bism'illah der Damm durchbrochen und, sobald der Kanal sich füllt, auf demselben zurück in die Stadt geschifft.

Ich hatte das Glück (obschon ich zu Lande fast zu todt gedrückt und zu Wasser fast umgeworfen wurde), diesem Feste vor zwei Monaten beizuwohnen, und bald nachher wurden auch die übrigen Kanäle geöffnet, so daß seit mehreren Wochen das ganze ebene Land unter Wasser steht. Bekanntlich sind alle Städte oder Dörfer entweder auf natürlichen oder künstlichen Anhöhen gebaut, und die Kommunikation zwischen den meisten Orten ist nur durch kleine Bote möglich. Wo das Wasser nur eine geringe Höhe erreicht, reiten die Leute auf Kameelen, viele auch auf Büffelochsen, die sehr zahm sind. Dies ist die einzige Jahreszeit, wo Egypten verdient, in malerischer Hinsicht bereist zu werden. Es läßt sich kaum etwas Schöneres, Interessanteres denken, als ein ganzes Land, das einem großen Meere mit unzähligen, mannigfaltigen Inseln gleicht. Herrlich ist der Anblick der kleinen Dörfer, die, menschenwimmelnd, auf Sandhügeln, rings von Wasser eingeschlossen liegen. Nicht minder angenehm ist der Anblick eines Dattelwaldes, der seine reichbeladenen Wipfel aus den Fluthen erhebt. In Kahira selbst ist ein großer Platz, Esbekie genannt, der, weil er sehr tief liegt, auch ganz vom Kanale gefüllt wird; in der Mitte ragen einige erhabene Sykomoren aus dem kleinen See hervor. Zwei Häuserreihen, die diesen Platz umgeben, bestehen größtentheils aus uralten, halb in Ruinen zerfallenen arabischen Gebäuden, während die zwei andern Reihen nichts als neue, halb türkische, halb europäische Palläste enthalten; unter andern den des Defterdar mit einem großen Garten, wo General Kleber ermordet wurde. Auch in Hinsicht der Witterung ist diese Jahreszeit sehr angenehm. Die größte Hitze ist bereits vorüber, ohne daß wir dagegen von langweiligem Regen oder sonstigem widerwärtigen Herbstwetter heimgesucht werden. Man genießt jezt köstliche frische Feigen, Datteln, Mandeln, Orangen ꝛc.

Von der Insel Rhoda schifften wir nach Giese, einem kleinen Städtchen südlich von dieser Insel, ein wenig über Alt-Kahira, aber auf dem linken Nilufer. Von hier ritten wir in dritthalb Stunden in südwestlicher Richtung nach den Pyramiden. In den lezten ½ Stunden hörte das bebaute Land auf und der Weg führte durch die Sandwüste bis zu den Pyramiden, die an dem Berge Mukatem liegen. Es kann hier meine Absicht nicht seyn, mich in gelehrte Untersuchungen über diese Denkmäler oder auch nur in eine Beschreibung derselben einzulassen. Ich spreche nur von dem Eindrucke, den diese weltbekannten Alterthümer auf mich gemacht, und gestehe, auf die Gefahr, für einen Sonderling gehalten zu werden, daß dieser weit geringer war, als ich nach den Schilderungen so vieler Reisenden erwartet hatte. Doch davon ein andermal.

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Nº. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 28. December 1831.

Wo die alten Göttersöhne ruhn,
Im Ruin gestürzter Marmorhallen
Brütet ew'ge Todesstille nun.
Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus hell'gem Thale wieder.

Hölderlin.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Mir war nach den vielen traurigen Eindrücken und Erfahrungen der lezten Tage leichter zu Muthe, als wir endlich am folgenden Tage nach einem Ritte von einer Stunde von Argos aus, an dem klaren Erasinus vorbei, neben einem höchst merkwürdigen alten polygonen Thurme mit pyramidalisch sich verjüngenden Mauern empor (in der Nähe waren die Ruinen eines zweiten) die steilen Gebirge erstiegen, und durch ein enges Thal vom Dorfe Agladokampo, das malerisch zwischen Bäumen am Berge hing, endlich zu dem arkadischen Hochgebirge, dessen Gipfel hier das Parthenion, zur Rechten hin das Artemisium bilden, emporgelangten und von seinem erhabenen Rücken in die Ebene von Tegea hinabblickten. Wir waren zulezt gegen zwei Stunden gestiegen, die Ebene hinter diesem großen Rücken liegt aber so hoch, daß wir schon nach sechzehn Minuten in sie hinabkamen. Die auf der argivischen Seite so gewaltigen Gebirge umstehen diese Hochebene nur als größere Hügel, außer im Hintergrunde, wo sie wieder kühn emporstreben und die zackigten Häupter des Mänalon oder Trikorpho (τρικόρυφον) bilden, an dessen Fuße Tripolizza sich aus seinen Trümmern wieder erhebt. Die Ebene von Tegea, in welcher diese neue Hauptstadt des Peloponneses liegt, erstreckt sich in zwei Armen nach Süd und Ost, und in einer zwischen zwei und vier Stunden wechselnden Breite etwa vier Stunden lang nach Norden, wo sie mit der Ebene von Mantinea durch eine Wendung nach Westen zusammentrifft. Ueberall von Gebirgen umgeben, hat sie für ihre Gewässer nur einen unterirdischen Abfluß in dem östlichen Winkel. Es ist ein klaffender, jezt ganz trockener Felsenrachen, in den man gegen vierzig Schritte weit hineingehen kann, wo er sich in kleinere Oeffnungen zusammenzieht. Diese sind zum Theil verstopft. Das Wasser, welches den Winter über von allen Bergen zusammenläuft, verwandelt deßhalb bei gehemmtem Abflusse einen großen Theil des Thales in einen See, welcher im Sommer zu spät abläuft, als daß die Aecker noch könnten bestellt werden. Es gehört zu der schlechten Capodistria'schen Wirthschaft, daß man nicht dazu gekommen ist, ja noch nicht daran gedacht hat, die Löcher, wie es in frühern Zeiten, manchmal sogar unter den Türken, geschehen ist, durch Ausführung des Schlammes zu reinigen und zu erweitern, und dadurch eine der fruchtbarsten Flächen dem Anbau zu sichern. Bei der hohen Lage des Thales ist das südliche Klima mit seinen Erzeugnissen verschwunden. Es trägt weder den Oelbaum, noch Baumwolle, sondern nur Getreide und Wein, beides von vorzüglicher Güte, und die Anhöhen sind, wie in alten Zeiten, mit Heerden bedeckt.

Wir kamen erst bei Nacht in Tripolizza an. Der Mondschein, welcher zwischen den öden Trümmern zerstörter Häuser und in den hohlen Fensteröffnungen lag,

gab dem Ganzen einen gespensterhaften Anblick, und der Ort schien von den Geistern der 14,000 Türken angefüllt, die hier ein Opfer der Rache des Siegers gefallen sind. Erst am andern Morgen bemerkten wir, daß die Stadt wieder gegen 200 neugebaute Häuser zählt, die aber noch ziemlich dünn zwischen den Trümmern gesät sind.

Wir waren kaum im Hause des Herrn Messen (er selbst war nach Nauplia zu seinem traurigen Geschäft abgegangen) ein wenig eingerichtet, als der Astynom (Polizeidirektor) von Tripolizza kam, um mich in seinem und des Diöketen (Gouverneurs) Namen zu begrüßen. Der Gouverneur sey vor Alteration über den Tod des Präsidenten noch krank und könne deßhalb seine Pflicht gegen meine „ehrwürdige Person" (σεβάσμιον πρόσωπον) nicht erfüllen, die in ganz Europa berühmt und auch zu Tripolizza durch die Zeitung bekannt sey. Heute früh kamen gar die Behörden vom Militär (der Bruder des Kolokotroni, der Kapitän Johann an ihrer Spitze) und vom Civil, worunter der ἔκκλητος τῆς Πελοποννήσου, der Präsident vom Appellationsgerichte des Peloponneses, mir den Besuch zu machen; auch der Lehrer der hellenischen Schule hatte sich angeschlossen, und ich wußte in der Verlegenheit nicht, wie ich mit so vielen ausgezeichneten Personen in meiner beschränkten Wohnung zurecht kommen sollte. Da geht also die Noth schon an darüber, daß mich der Präsident durch die Bekanntmachung in seiner Zeitung bemerklich gemacht hat. Kaum daß sich ein ἀντικυβερνητικὸς vor mir blicken läßt. Hier sah ich von dieser Farbe nur einen jungen Delicanni, der über mich von den Seinigen Nachricht aus Nauplia hatte. Wir haben einen Theil des Morgens mit Gegenbesuchen bei den vornehmsten der genannten Herrn zugebracht, und sind darauf nach dem Dorfe Piali, zwei Stunden von hier, dem alten Tegea geritten, wo aber, eben weil ein Dorf seinen Platz einnimmt, von Ruinen wenig zu finden ist. Einige kostbare architektonische Trümmer an und in der Kirche, Schafte von gewaltigen Marmorsäulen, deren Trümmer an Brunnen und Häusern zerstreut sind, deuten allein auf alte Pracht. Im Garten, der Kirche gegenüber, haben vor etwa vierzig Jahren die Türken eine Menge Säulen ausgegraben und nach Tripolizza, zum Schmucke einer neuen Moschee, abgeführt. Daß der Boden noch nicht erschöpft ist, zeigt eine halbe weibliche Marmorstatue von guter Arbeit, die neulich dort bei Aufgrabung eines zehn Fuß tiefen Brunnens zu Tage gekommen ist.

20ten Oktober. Thal von Stymphalos.

Wir sind gestern früh von Tripolizza ausgeritten, um die Ruinen von Mantinea zu besuchen. Der Kapitän Kolokotroni, welcher sich unter diesen archäologischen Wanderungen und den Dingen, die dabei vorkommen konnten, mehr denken mochte, als er fand, hatte sich unserm Zuge angeschlossen, deßgleichen ein junger Mann aus Tripolizza, Manettis, vor Kurzem durch die Gewalt der kolokotronischen Soldaten der Stadt zum Abgeordneten aufgedrungen (nicht weniger als 400 angesehene Bürger der Stadt und Umgegend sollen dabei in Arrest gekommen seyn). Wie wir nach einem Ritte von etwa zwei Stunden in das Thal von Mantinea einbogen, fanden wir die Weinernte in vollem Gange, und jeden Weingarten, dazu die breite Straße zwischen ihnen, mit Menschen und Eseln angefüllt. Denn auch hier geht kein Rad über die Straße, und die Ernte wird auf jenen Thieren nach Hause gebracht. Auch hatte die Ernte nicht den Charakter von Fröhlichkeit und Festlichkeit, den man besonders in dem ländlichen Arkadien erwarten sollte. Die Leute sind ernst und schweigsam und gehen ohne viele Umstände an ihr Geschäft; doch wurden uns beim Durchreiten von mehreren Händen Trauben geboten und ein ernsthafter Gruß von manchem Munde. Tiefer hinein senkt sich das Thal von Mantinea in Niederungen, auf denen, wie in den vordern, während eines großen Theiles des Jahres die Gewässer sich halten, weil auch hier der Schlund (καταβόθρα) verschlammt ist, welcher sie ehedem regelmäßig abgeführt hat.

Die Ruinen der Stadt Mantinea liegen im *hintern* Theile des Thales, dem Ankommenden zur *Rechten, vor* einem beträchtlichen, frei in der Ebene stehenden Berge (Gurzuli) auf dem flachen Grunde ausgebreitet. Schon von ferne erscheint die weiße Linie der Ringmauer fast ohne Unterbrechung in einem Oval, das von Nord nach Süd die Ausdehnung einer halben Stunde, von Ost nach West zwei Drittheile der Länge hat. Von dem genannten Berge ist dieses Schema der Stadt sehr deutlich zu sehen. Die Mauern aus schönen Werkstücken, zum Theil aus Polygonen gebaut, stehen, nebst den vorspringenden Thürmen, vier bis acht Fuß aus der Erde, von einem im Sommer trockenen Graben eingefaßt. Nur gegen Norden hat er von einigen Quellen etwas Wasser; den Winter über füllt ihn ein Gießbach (der Ochus), welcher von der andern Seite der Stadt seinen Lauf quer durch das Thal nach der Katabothra der südlichen Berge nimmt, die ihn verschluckt. Im Innern ist Lage und zum Theil Gestalt des Junotempels und einiger andern Gebäude wohl zu unterscheiden; der ganze Raum ist aber sonst mit Feld bedeckt, das von größerer Güte als das übrige des Thales seyn soll, und von ihm sind jezt die lezten Hütten verschwunden, welche noch vor Kurzem den Boden der alten Mantinea bezeichneten..

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Cabrioletkutscher.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde etwa kam ich wieder heraus; mein Cantillon ließ mit zierlichem Anstande den Tritt nieder. Ich stieg wieder ein, nach einigen Brr! saß ich abermals in meinem behaglichen Winkel, suchte fortzuträumen, sprach aber sehr freundlich zu meinem Wagenlenker: „Taylor, Rue de Bondy.“ Rasch benutzte Cantillon den Moment, der meine Zunge lösste und fragte: „Herr Charles Nodier, ist das nicht ein Herr, der Bücher schreibt?“ — „Allerdings; aber wie weißt Du das, mein Sohn?“ — „Ich habe, als ich noch,“ dabei seufzte er aus tiefer Brust, „bei Hrn. Eugen war, einen Roman von dem Herrn gelesen. Er handelte von einem jungen Frauenzimmer, dem man den Liebhaber guillotinirt hat.“ — Therese Aubert?“ — „Richtig! Kennte ich den Herrn nur, ich wollte ihm wohl 'ne Geschichte erzählen, die einen prächtigen Roman gäbe.“ — „Ei?“ — „Nichts Ei! Wüßt' ich mit der Feder, wie mit der Peitsche umzugehn, schriebe ich die Sache selbst.“—„So erzähle doch!“ — „Ihnen?“ entgegnete Cantillon blinzelnd; „wer weiß, ob's bei Ihnen so angewandt wäre?“ — „Und warum?“ — „Sie schreiben wohl keine Bücher?“ — „Bücher nicht, aber Schauspiele, und Deine Geschichte könnte mir vielleicht zu einem Drama dienen.“ — Cantillon blickte mir forschend in's Auge. — „Haben Sie vielleicht „die Galeerensklaven“ geschrieben?“ — „Nein, mein Freund.“ — „Wofür haben Sie denn eigentlich geschrieben?“ — „Bis jezt nur für das „Théâtre français“ und das „Odeon.“ — Cantillons Naseurümpfen sagte mir ganz klar, daß ich bei ihm gewaltig viel verloren; indeß sann er einen Augenblick und brach dann los: „Einerlei! Ich war meiner Zeit mit Herrn Eugen „aux Français,“ und habe Herrn Talma als Sylla gesehen; er war der Kaiser, wie er leibt' und lebte; das ganze Stück gefiel mir auch, ist aber gegen „die Galeerensklaven“ doch nichts. — Sie schreiben also Tragödien?“ fragte Cantillon nach einer Pause, mich von der Seite scharf in's Auge fassend. — „Nein, mein Freund.“ — „Was aber denn eigentlich?“ — „Dramen.“ — „Aha! Sie sind ein Romantischer. Neulich führte ich einen Akademischen nach der Akademie, der nahm die Romantischen recht tüchtig mit. Er macht auch Tragödien und hat mir ein Stück aus seiner lezten recitirt; seinen Namen weiß ich nicht; 's ist ein Großer, mit einem Ehrenkreuz und rother Nasenspitze. Sie müssen ihn ja wohl kennen?“ — Ich nickte. — „Und Deine Geschichte, Freund?“ — „Ja, sehen Sie, traurig genug ging's her; es kostete zwei Menschen das Leben.“ — Cantillons tiefe Rührung, mit der er diese Worte sprach, steigerte meine Neugier. — „Allez toujours, mon brave!“ mahnte ich indeß den langsamer Fahrenden. — „Allez toujours! bald gesagt. Wenn mir aber das Wasser, wie jezt, in die Augen tritt, dann will's mit dem: Allez! nicht recht fort!“

Ich blickte, seltsam ergriffen, nach meinem Nachbar hin. „Ja, sehen Sie,“ nahm er nach einer Pause das Wort wieder, „ich war, wie Sie an meiner ehemaligen Livree da sehen können, nicht immer Cabrioletkutscher. Vor zehn Jahren etwa trat ich bei Herrn Eugen in Dienste...; Sie haben Herrn Eugen nicht gekannt?“ — „Welchen Eugen?“ — „Nun, welchen Eugen? Ich habe ihn niemals anders nennen hören und habe seine Eltern nicht gekannt; er war groß, wie Sie, von Ihrem Alter; ein sehr hübscher junger Mensch, nur aber trübselig, wie — eine schwarze Seidenmütze; hatte dabei denn doch zehntausend Franks Einkommen; ich glaubte aber immer, er leide an der englischen Krankheit, „Splein,“ wie sie's nennen. Gut also, ich trat bei ihm in Dienste. Immer ein Wort wie's andere: „Cantillon, meinen Hut; angespannt, Cantillon; kommt Alfred de Linar, so bin ich nicht zu Hause.“ Sie müssen wissen, dem Herrn Alfred war er gar nicht grün; der war ein Roué; Sie wissen, was ich meine, ein Roué war er. Da er im nämlichen Hotel wohnte, lag er uns immer auf dem Nacken und war dem Herrn zur Ueberlast. Einmal kam er nach Hause und fragte nach dem Herrn; ich sage: „Er ist nicht zu Hause.“ Paf! da hustet mein Herr; Alfred hört's. Bon! er geht in seine Stube und brummt: „Dein Herr ist ein Grobian!“ Ich behielt den Grobian für mich und sagte dem Herrn nichts. — Apropos, notre bourgeois, welche Nummer, Rue de Bondy?“ — „Nummer 64.“ — „Haoh! Hier!“ — Taylor war nicht zu Hause; ich kam augenblicklich wieder heraus. „Und wie ging's weiter?“ fragte ich, als ich wieder eingestiegen war. — „Aha! die Geschichte? — Wohin nun, notre maître?“ — „Rue Saint Lazare, Nummer 58.“ — „Aha! zu Mademoiselle Mars; auch eine famöse Actrice. — Also zur Geschichte. Am nämlichen Abend führe ich den Herrn zu einer Soirée in der Rue de la Paix, und rangire mich, Hup! in die Queue. Es schlägt Zwölfe; der Herr kommt in einer barbarisch bösen Laune heraus; er und Alfred waren aneinander gerathen; sie hatten ärgerliche Worte gewechselt. „Der Geck!“ schalt mein Herr, als er einstieg; „er soll gezüchtigt werden!“ Ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß der Herr wie ein Sankt Georg schoß und focht. Wir kommen auf die Brücke, wo die großen Statuen sind *) (damals waren sie noch nicht da), und fahren hinter einem Frauenzimmer her, das so jämmerlich stöhnte, daß wir es, troz des Fahrens, hörten. „Halt!“ ruft der Herr und ist

*) Pont Louis XVI.

im selben Augenblick, wie der Bliz, schon aus dem Wagen.

„Es war eine Nacht, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Das Frauenzimmer voraus, der Herr hintennach. Mit einem Male bleibt sie mitten auf der Brücke stehen, springt auf die Brüstung und hinunter. Mein Herr hinten nach; denn schwimmen konnte er wie ein Fisch.

„Ich raisonnirte so: Bleibst du im Cabriolet, so hilft es ihm nichts; springst Du nach, hilft's ihm noch weniger; denn du kannst nicht schwimmen, und er hat dann gar zweien herauszuhelfen. Ich sage also zu meinem Pferde, dem hier, sehen Sie — damals hatte es freilich vier Jahre weniger auf dem Leibe: „Reste, Coco!“ Es war, als ob mich das Thier verstände; es blieb ruhig stehen. Ich renne an's Ufer, finde einen kleinen Nachen, springe hinein; er war festgebunden, ich ziehe, reiße, hilft alles nichts; endlich, ganz desperat, zerre ich so gewaltig, daß der Strick reißt; viel fehlte nicht, so fiel ich in die Seine. Der Nachen ist flott, ich suche nach den Rudern: in meinem Falle hatte ich ein's in's Wasser geschleudert. Ich rudere mit dem andern, aber mein Nachen dreht sich wie ein Kreisel herum. Mein Leben lang, Herr, werde ich's nicht vergessen: die Seine sah so schwarz, wie Tinte; bisweilen nur warf eine Welle ihren weißen Schaum auf; mitten drinne sah man dann des Frauenzimmers weißes Kleid oder meines Herrn Kopf; einmal aber waren sie beide ganz weg. Ich war nur etwa zehn Schritte davon und schwamm mit meinem Nachen gerade nur so mit dem Strom hinunter; da faßte ich mein Ruder so grimmig, als hätt' ich's in tausend Stücken brechen wollen, und knirschte: „verdammt, daß ich nicht schwimmen kann!“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bologna, November.

Rom und die Studenten.

In unsern Säulengängen fängt es an, frostig und düster zu werden, neblig und kahl auf unsern Fluren. Die meisten Bäume und Stauden haben neben gelben noch viele grüne Blätter, viele Gartenpflanzen noch Blumen; allein im Hintergrunde, auf dem Hochgebirge, liegt schon Schnee und die zärtern Vögel sind schon auf der Reise. Cypressen haben wir wenige, Pinien keine, Oliven fast gar keine, Lorbeeren überhaupt wenige; von Tannen und Fichten ist nichts vorhanden: also wird es bei uns bald so ziemlich nördlich aussehen. Husten, Schnäuzen, vieles Geläut und Geklingel ist jezt vorherrschende Musik. Die im Theater hat aufgehört; der Avvento hat begonnen. Ohngeachtet desselben aber wird man noch einige Vorstellungen zum Besten der flüchtigen Patrioten geben, was auch der Erzbischof dazu sagen und Roma davon denken mag. Roma kann hier nichts erzwingen und der Erzbischof muß sich in Alles schicken. Dieser stellt sich dabei sehr gewandt und geschmeidig an, würdevoll mitten im Verluste seiner Gewalt; jene macht ein gutes Gesicht zum bösen Spiele, und wenn sie auch nicht lacht, so macht sie doch lachen. Deswegen singt man hier so lustig: „Es kann ja nicht immer so bleiben!“ Rom hatte befohlen, es solle in diesem Schuljahre die Universität geschlossen bleiben und die Vorlesungen von den Professoren in ihren Wohnungen gehalten werden. Die Bologneser beklagten sich laut darüber. Indessen kamen die Studenten aus ihren fünfmonatlichen (vom 18. Juni bis 12. November) Ferien zurück. Ei was! riefen sie, als sie alle beisammen waren, wie kann man uns zumuthen, ohne Bücher, ohne Instrumente, ohne Experimente zu studiren? Enthält das Universitätsgebäude blos Säle für Katheder? Dort befinden sich die Bibliothek, das Naturalienkabinet, die Sternwarte; dort die Rüstkammern für die, welche in das Innere der Naturlehre, der Chemie, der Anatomie ꝛc. eindringen wollen, dort die (wenn auch armselige) archäologische Sammlung, dort die Bilder der großen Männer, die der Welt Nutzen, dem Vaterland Ehre brachten, die alle von dem Grundsaze ausgingen, daß das Studium frei und ungestört seyn muß, wenn es gedeihen soll. Und nun will man uns satteln und zäumen, als wäre es Palmsonntag; will uns, die wir den gewaltigen Sporn des Säculums bis in das tiefste Innerste fühlen, zurückhalten, Männchen machen lassen? Nein, ausschlagen wollen wir, abwerfen! — Die Leutchen ließen es in der That nicht bei den Worten bewenden, sie wurden völlig burschikos und hätten fast dem Thore der Universität ein Andenken an diese ihre Stimmung hinterlassen, wären nicht die Verständigern zur Besinnung gekommen, und hätten die Professoren nicht erklärt, daß sie ohne obrigkeitliche Bewilligung in den Hörsälen nicht erscheinen würden. Abends schickten sie daher eine Kommission an den Prolegaten ab und erwarteten seine Antwort unter dem Portico della Scuola. Er ließ ihnen sagen, sie möchten sich gedulden, er werde nach Rom schreiben; über vierzehn Tage sey gewiß eine befriedigende Antwort da. Unzufrieden mit diesem Bescheide, erhoben die Studenten ein lautes Geschrei und pfiffen und zischten. „Stille!“ rief da einer unter ihnen, „hört mich an, hört ein Wort, ein einziges!“ Nur allmählig legte sich der Lärm und der Sprecher hielt nun eine lange Rede, deren kurzer Sinn war: vierzehn Tage sey keine gar zu lange Zeit; ihre Geduld sey schon auf viel härtere Proben gesezt worden; warteten sie ruhig, geduldig, würdevoll die Zeit ab und willige Rom dann ein, so werden sie ihren Feinden bewiesen haben, daß ihnen zu guten Zwecken nicht alle Mittel gut seyen, und willige Rom nicht ein, nun, so seyen ihnen indessen keine grauen Haare gewachsen, und sie können dann immer noch eben so frisch und laut darauf losschreien. — Der Sprecher war ein Grieche; wer nachgab und sich in den Willen der Studenten fügte, das war Rom; wer lachte, das waren die Bologneser. Die Universität ist also wieder offen. Wiewohl sie schmerzliche Verluste an Professoren, den berühmtesten, zu beklagen hat, besizt sie doch noch mehrere, welche einer jeden zur Zierde gereichen würden. Tomasini ist nun Professor der Medizin in Parma. Sein Verlust für Bologna ist unersezlich, weil er seine neue Lehre und seine Schüler mit sich nimmt. Orioli, eine lebendige Encyklopädie, als eines der Häupter der hiesigen Revolution verbannt, bekam ein Stück Brod in Frankreich, eine Art Schulmeisterstelle in Toulon.

(Der Beschluß folgt.)

(Hiebei eine Beilage.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 311.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 29. December 1831.

Du bist ein Mensch von redlichem Gemüth,
In deinem Leben war ein Funken Ehre.

Shakespeare.

Der Cabrioletkutscher.

(Fortsetzung.)

„Einen Augenblick später tauchte mein Herr wieder auf. Er hatte das Frauenzimmer bei den Haaren gefaßt; sie rührte sich nicht mehr, 's war Zeit auch für meinen Herrn. Er keuchte und hatte gerade noch so viel Kraft, sich über dem Wasser zu halten, denn das Frauenzimmer regte weder Hand noch Fuß, und war schwer wie Blei. Er schaut um sich, da wird er meiner gewahr; „Cantillon!" ruft er, „herbei!" Ich lehne mich über den Rand des Nachens und reiche ihm das Ruder hin; aber Vôtre serviteur! es war wohl mehr als drei Fuß zu kurz. „Herbei!" rief er abermals; mir lief's eiskalt über den Nacken. Jezt flog eine Welle ihm über den Kopf; ich starrte, offnen Mundes, nach dem Platze; er taucht wieder auf, mir fällt ein Berg von der Brust; ich reiche ihm abermals das Ruder hin; er war aber nur ein Paar Zoll näher. „Courage, mon maître, Courage!" rufe ich ihm zu; er konnte nicht mehr antworten. „Lassen Sie sie los und retten sich selbst!" schrie ich. „Nein! Nein!" stöhnt er; das Wasser drang ihm in den Mund. Lieber Herr, mir standen die Haare zu Berge. Ich lehne mich, indem ich das Ruder dem Herrn abermals hinreiche, weit aus dem Nachen hinaus; die Brücke, die Kays, die Tuilerien, Alles drehte sich um mich im Kreise herum; dabei starrte ich aber doch nur auf Herrn Eugens Kopf, der allmählig immer tiefer untersank, auf seine Augen, die jezt nur noch auf der Wasserfläche mich anschauten und mir noch einmal so groß vorkamen. Jezt sehe ich nichts mehr, als seine Haare, auch die Haare tauchen unter; nur ein Arm, mit krampfhaft eingeklemmten Fingern, ragt noch heraus; ich setze noch einmal an, lege mit fast ganzem Leibe mich hinaus und reiche das Ruder hin; „Allons donc!" schrie ich; der Arm faßt das Ruder .... großer Gott! ..."

Cantillon wischte sich den Angstschweiß von der Stirne, ich athmete wieder; er fuhr fort: „Wohl hat man Recht, wenn man sagt, im Ertrinken klammere man sich an ein glühendes Eisen; Herr Eugen packte das Ruder so gewaltig, daß seine Nägel im Holze staken; ich stüzte es mit allen Kräften auf den Rand des Nachens, das Ruder zog, der Herr tauchte wieder aus dem Wasser auf. Ich zitterte an allen Gliedern; mir war bange, ich möchte das Ruder fahren lassen; ich lege mit ganzem Leibe, den Kopf auf dem Rande, mich darauf und ziehe das Ruder allmählig heran. Meines Herrn Kopf hing, wie in einer Ohnmacht, hintenüber; ich zog immer zu, endlich habe ich ihn am Nacken, fasse ihn bei der Faust, bon! nun war ich meiner Sache gewiß; ich hatte ihn so fest gepackt, daß er nach acht Tagen noch die blauen Male am Arme trug. Das Frauenzimmer hatte er nicht losgelassen; ich zog ihn, sie mit ihm, in den Nachen. Da lagen sie am Boden, keins von beiden gab ein Lebenszeichen von sich; ich schrie meinem Herrn ins Ohr, rüttelte ihn; ja, Vôtre serviteur! kein Aederchen rührte sich. Was nun? Ich

ergreife mein Ruder wieder und will an's Ufer rudern. Vôtre serviteur! mit zwei Rudern bin ich ein schlechter Schiffsmann, nun gar mit einem! Wollte ich nach einer Seite, warfen die Wellen mich nach der andern, die Strömung riß den Nachen mit sich fort. Endlich dachte ich: Ma foi! was falsche Schaam! Hülfe gerufen! und schrie aus Leibeskräften. Die Bursche in der kleinen Baracke, wo man die Ertrunkenen wieder zu sich bringt, hören mich und sind, wie man die Hand umdreht, bei uns. Sie hingen unsern Nachen an ihren; fünf Minuten später lagen mein Herr und das junge Mädchen schon wie die Häringe im Salze. Man fragte mich: ob ich auch ertrunken sey? „Nein," sage ich; „aber, gleichviel, wollt Ihr mir einen Schluck geben, das bringt mich wieder zurecht." Die Beine knickten unter mir zusammen.

„Mein Herr schlug zuerst die Augen wieder auf und fiel mir um den Hals; ich schluchzte, weinte, lachte... Mon dieu, qu'an homme est bête! Der Herr sah um sich her und ward des jungen Mädchens ansichtig, an der sie operirten. „Tausend Franks, Freunde!" rief er, „wenn Ihr sie rettet, und Du, Cantillon, ehrliche Seele, mein Retter, mein Freund —" ich weinte noch immer in einem weg — „das Cabriolet herbei!" — „Ach ja!" rief ich, „Coco!" Ich renne davon, nach der Brücke, wo ich Coco gelassen; ja, Vôtre serviteur! kein Pferd, kein Cabriolet! Am andern Morgen schaffte die Polizei uns beides wieder; ein Liebhaber hatte sich damit nach Hause gefahren. Ich laufe zurück und sage es meinem Herrn. Er antwortet: „Dann nur schnell einen Fiacre!" — „Und das Mädchen?" frage ich. „Hat eben sich geregt!" Ich fort; als ich mit einem Fiakre wiederkam, hatte sie sich ganz erholt, war nur der Sprache noch nicht mächtig. Wir tragen sie in den Wagen. „Kutscher, Rue du Bac, Nummer 31, nur rasch, nur rasch!" — „Hier, notre maitre, sind wir Nummer 58, bei Mademoiselle Mars." — „Ist Deine Geschichte zu Ende?" — „Zu Ende? Bah! Kaum zum Viertel; das ist alles noch nichts, hören Sie nur weiter."

Cantillons Geschichte interessirte mich in hohem Grade; der berühmten Schauspielerin hatte ich nur den Wunsch auszudrücken, sie im Jahr 1831 eben so erhaben zu sehen, als im abgelaufenen, und in zehn Minuten saß ich wieder im Cabriolet. „Nun, Deine Geschichte!" — „Wohin nun?" — „Einerlei! Immer gerade aus; Deine Geschichte!" — „Die Geschichte? Ja ...; Kutscher, Rue du Bac, rasch! da waren wir stehen geblieben. Auf der Brücke ward das Frauenzimmer uns wieder ohnmächtig. Mein Herr schickte mich den Quay hinunter nach seinem Arzte. Als ich mit dem Doktor wiederkam, fand ich Mamsell Marie ..., hab' ich Ihnen gesagt, daß sie Marie hieß?" — „Noch nicht." — „So hieß sie nämlich mit ihrem Taufnamen — fand ich Mamsell Marie im Bette, eine Wärterin bei ihr. Sie glauben nicht, wie schön sie war, mit ihrem blassen Gesichte. Sie sah aus wie ihre Namenspatronin, um so mehr, da sie gesegneten Leibes war." — „Darum wohl," fiel ich ein, „stürzte sich die Unglückliche in's Wasser?" — „Gerade das sagte auch mein Herr zum Arzte; wir hatten's anfänglich gar nicht wahrgenommen. Der Doktor ließ die Mamsell an einem Flacon riechen. Das Flacon vergeß ich mein Lebetag nicht. Der Doktor stellte das Ding auf die Kommode; ich hatte gesehen, daß das Fläschchen die Mamsell wieder zu sich gebracht, und denke bei mir, das muß ein famöser Geruch seyn. Ich schleiche an die Kommode, ziehe, indeß Niemand auf mich achtet, den Stöpsel heraus und propfe mir das Flacon vor die Nase; Vôtre serviteur, was für 'ne Prise! gerade als hätte ich ein Hundert Nadeln eingeschnupft! „Bon!" sagte ich, „dich kenn' ich nun!" Die Thränen liefen mir stromweise die Backen hinunter. „Gieb Dich zufrieden," tröstete mein Herr, „der Herr Doktor bürgt für Alles." Indeß hatte Mamsell Marie sich ganz erholt und blickte mit noch irren Augen um sich her: „Wo bin ich?" fragte sie, „dieß Zimmer ist mir ja ganz unbekannt!" — „Natürlich, Mademoiselle," sagte ich, „Sie sind ja noch nicht hier gewesen." — „Still, Cantillon!" sagte mein Herr. Dann sprach er zur Mamsell, wie er denn mit Frauenzimmern gar artig umzugehen verstand: „beruhigen Sie sich, Madame! Sie finden bei mir die Pflege, die Aufmerksamkeit eines Bruders; sobald Ihr Zustand erlaubt, Sie in Ihre Wohnung zu bringen, werde ich sofort diese Ehre haben." — „Ich bin also krank?" fragte die Mamsell ganz verwundert, sann einen Augenblick nach und jammerte dann plötzlich: „Ja, ja! Nun entsinne ich mich Alles; großer Gott, ich wollte ...! Sie, ohne Zweifel, haben mich gerettet; o! wüßten Sie, mein Herr, welch traurigen Dienst Sie mir geleistet, welche gräßliche Zukunft Ihre Aufopferung für eine Unbekannte dieser Unglücklichen bereitet!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Wir ritten den Abend, nachdem wir den Tag mit Untersuchung, Messung und Beobachtung der umliegenden Alterthümer zugebracht hatten, noch eine Stunde weit auf dem Wege nach Orchomenos bis Kokuri, wo Herr Manettis zu unserer gastlichen Bewirthung alle Vorkehrung getroffen hatte. Das Abendessen war ächt hellenisch an Gehalt und Art. Es bestand aus gebratenem Geflü-

gel und Hammel. Wir „Europäer“ hatten uns mit Tischzeug eingerichtet, mit dem wir, obwohl, den Uebrigen gleich, auf der Erde sitzend, ziemlich gut auskamen. Für die Uebrigen ward ein zweiter Tisch, gleich dem unsrigen einen halben Fuß hoch, auf den Boden gestellt, ohne Tischtuch, ohne Teller, Messer oder Gabel. Sie hockten um ihn her, und als der δαιτρός (der Koch) das Fleisch auf dem hölzernen Tisch zerlegt hatte, griff jeder mit den Fingern zu und wußte ohne weitere Hülfe, als die der Zähne, mit den sehr großen und vom Fette blühenden Stücken fertig zu werden. Eine Schüssel mit Hühnern in einer Brühe ward aufgetragen; in diese tunkten sie das Brod mit den Händen und wischten diese am Ende an den Fetzen ab, die von dem flachen, kuchenähnlichen, ungesäuerten Brod übrig geblieben waren; und das waren Männer, an einen gewissen Wohlstand gewöhnt, und zu der Klasse wohlhabender Landbesitzer, freilich im innern, vom Verkehr mit Fremden abgeschnittenen Lande gehörig. Während dieses geschah, standen ihre Diener, der Aufträge wartend, hinter ihnen; der eine mit einer silbernen Schaale, in die er unaufhörlich Wein aus einer hölzernen Flasche goß, die von Zeit zu Zeit aus einem Schlauche, wie man sie bei den Bildern des Silenus sieht, wieder gefüllt wurde. Diese silberne Schaale ging im Kreise um, und war das Einzige, an dem Pracht zu bemerken, die Waffen unserer Gefährten ausgenommen. Das Interesse der Scene mehrte sich noch, als in den gebräunten vier Wänden, die uns als Saal dienten, und wo im tiefen Hintergrunde das wirthliche Feuer des Herdes brannte, die Tische von uns zu der Dienerschaft wanderten, und nun diese sich, der Held Hagen, der bis dahin wie Meriones dem Idomeneus mir dienend zur Seite gestanden, an ihrer Spitze, sich zwischen jenem Feuer und uns in der Mitte mit dem Reste des Mahles einrichtete, während uns und den Gefährten die Pfeifen gebracht wurden und der alte Kriegsheld, von dem Weine wie von meiner Neugierde bewegt, sich über den Charakter und die Ereignisse des Kampfes verbreitete, an dem er unablässig Theil genommen. Ich bemerke auch hier, daß in diesen Erzählungen gar nichts Ruhmrediges liegt. Es wird wie eine ganz fremde Begebenheit, ich möchte sagen episch, vorgetragen; auch hat sich keiner des andern zu überheben: jeder hat geholfen, und bis in die lezte Bauernhütte findet man Flinten, Säbel und andere Waffen, welche ehedem türkisches Eigenthum gewesen sind. Auch hat das Volk das Bewußtseyn seiner Kraft und ist deßhalb, wie sich auch die Oberfläche bewegt, ruhig. Ueberall, wohin die Kunde von des Präsidenten Tode drang, war gleich Alles bei der Hand, die Ruhe zu schützen. In Argos, wo die neu disciplinirten Soldaten Miene zum Plündern machten, waren, ehe zwei Stunden vergingen, 2000 Mann bewaffnet und zur Verfügung des früher städtischen Generals Jokois, den ich mit seinem Generalstabe barfuß getroffen hatte, lauter bewährte alte Kriegsleute, die aber jezt ihr Eigenthum zu schützen hatten und entschlossen waren, es sich nicht nehmen zu lassen.

Wir waren den andern Morgen um acht Uhr auf dem Wege über einen flachen Bergrücken in ein weiter westlich liegendes Thal. Auf einem mitten hinein tretenden Bergrücken, der sich zu einem hohen Gipfel erhebt, lag Orchomenos. Die cyklopischen Mauern der Burg, Reste eines schönen dorischen Tempels, darunter fünf Kapitäle und andere Spuren der alten Stadt sind noch zu sehen (bei dem Dorfe Kalpaki); die Aussicht von dem Gipfel ist unvergleichlich. Auch hier findet sich eine noch mehr verschlammte Katabothra und dieselbe Sorglosigkeit der Regierung. Der Abend brachte uns über Kandyla an sehr malerischen Höhlen und Klostergebäuden vorüber, und über rauhes Gebirg in das Thal von Stymphalos hinab, das sich im Winkel mit dem von Orchomenos von S. n. N. etwa vier Stunden lang ausbreitet, von gleicher Abgeschlossenheit durch Gebirge und an gleichen Uebeln leidend. Wir fanden spät im Dorfe Kauka das für uns schon bereitete Quartier. Die Nacht über gab es Regen und auf den Bergen Schnee. Der Thermometer stand nur auf vier Grad in diesem Hochlande. Wir eilten, die Beschaffenheit des Thales, seine halbverschwammte Katabothra und die Ruinen von Stymphalos, die sich neben einem öden Bergrücken, der die cyklopische Burg mit runden Thürmen trug, ausbreiten, näher zu untersuchen. Auch hier liegt der schönste und fruchtbarste Theil des Thales dem Anbau entzogen, weil er zu spät im Jahre vom Wasser frei wird; doch war er wie regelmäßig mit Karst und Hacke umgehackt. Wie ich nach den Arbeitern fragte, die das gethan, und zu welchem Zwecke, zeigte man mir in der Ferne große Heerden schwarzer Schweine, die noch an der Arbeit waren, den Grund umzuwühlen. Mir fielen die Schweine der Egypter bei Herodot ein, welche nach Zurücktreten des Nils auf die Felder getrieben wurden, um die Stelle des Pflugs zu vertreten. — Was in diesem hochliegenden Lande mit seinen abgeschlossenen Thälern, schönen Gebirgen und ernsthaften, redlichen Bewohnern mich besonders anspricht, ist etwas Heimathliches in der Natur, dem Klima, dem Leben sogar, und doch wieder dieser durchgehende Charakter des Idealen und Klassischen, der auch hier allen Erscheinungen aufgedrückt ist. Dieses wunderbare Licht neben tiefem Dunkel an dem klarsten Himmel und den ragenden Gebirgen, wenn die Sonne eben gesunken ist, der seltsame Reiz der wechselvollsten Farben, welche die Heiterkeit des klarsten Tages über den von Gebüsch und Gestein bunten Teppich dieser kühnen, hochgipfligten und weitgezogenen Gebirge ausbreitet, und wieder dieses Geheimnißvolle der von ihrem Gebirge ganz eingeschlossenen, durch unterirdische Schluchten allein verbundenen und wie mit den Trümmern alter Städte,

so mit großen Namen und der Erinnerung alter Thaten geschmückten Thäler — alles das verbreitet auch jezt noch über Arkadien einen Zauber, von dem die kahlere und verbranntere Meeresküste bei Argos und das unerquickliche Nauplia mit dem Gewirre seiner Leidenschaften entblößt sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bologna, November.

(Beschluß.)

Die Griechen in Bologna und in Italien überhaupt.

Mezzofanti, dieser außerordentliche Mensch, auf den ich nächstens zurückkommen werde, bekam den Ruf als Sekretär der Propaganda in Rom; er wird wahrscheinlich Kardinal werden, weil ihm Se. Heiligkeit sehr wohl will. Costa, der berühmte Dichter, originelle Ideologist, der Bullenbeißer in Luthers Manier, flüchtete sich nach Korfu, wo er viele Schüler findet, seine Ideologie auf Subscription herausgibt, aber dennoch die Gunst der Griechen ein bischen verscherzt hat, weil er auf ihre Kosten die dort so verhaßten Engländer in einem Gedichte pries, in welchem er sagt, die Bewohner der jonischen Inseln seyen vor der englischen Herrschaft ein wildes und träges Volk gewesen, gente aspra e neghitosa. Costa war zwar nur zur Zeit der Revolution ordentlicher Professor allhier; aber auch früher wurde er, freilich nicht von der Regierung, als Professor angesehen. Viele Studenten nahmen bei ihm in seiner Wohnung Unterricht; die Griechen fast alle, weil diese für philosophische Studien viel mehr Talent und Liebe haben, als die Inländer. Als noch Tomasini hier war und die Akatholiken noch die laurea dottorale erhalten konnten, belief sich die Anzahl der Studenten gewöhnlich auf tausend, worunter dann oft fast hundert Griechen; seitdem hat sie sehr abgenommen. Die Griechen zogen sich nach Pisa oder Parma, und nur noch 60 — 70 waren hier, als die Revolution ausbrach, und sie mußten vollends weg, als dieser Einhalt gethan wurde. Zwölf sind nun wieder gekommen; wahrscheinlich werden noch andere es thun, denn nach Bologna, wie einst nach Padua, wo sie nicht mehr zugelassen werden, ziehen sie am liebsten, finden auch da am leichtesten, was sie suchen, gute Gesellschaft und höhere Ausbildung. Die meisten studiren Medizin, und diese blüht hier außerordentlich, mag sie nun eine Giftpflanze seyn oder nicht. Fast alle sind von den jonischen Inseln. Wenige unter ihnen machen sich Bälle, Logenbesuch und Lustwandel zum ausschließlichen Geschäfte; viele verstehen es, feinen Ton und gute Gesellschaft mit freisinnigen Grundsätzen und eifrigem Studium in Einklang zu bringen, und wenn andere nur mit Studenten und ihrer nächsten Umgebung Umgang pflegen, so sind sie doch weit entfernt, die rohen Sitten der Romagnuoli anzunehmen und wie diese ultraburschikos zu werden. Dies ist zwar nicht der eigentliche Ausdruck dafür, weil es hier zu Land auch den rohesten Studenten nie einfällt, die Akademie für einen Cirkus anzusehen, in welchem man sich im stolzen Diogenesmantel herumtummelt und mit Wohlgefallen sich selbst betrachtet, ohne von den achselzuckenden Zuschauern Notiz zu nehmen, denen man aber dennoch am Ende ein gutes Wort geben muß: ich kam aber unwillkührlich auf jenen Ausdruck, wie ich unserer wahren Burschen gedachte, als ich die hiesigen Studenten ausziehen sah, um für ihr Vaterland zu kämpfen, und das Aussehen derselben, pittoresk wegen ihres abentheuerlichen Aufzugs, und poetisch wegen der Begeisterung in ihren Augen, wegen der schönen Regungen in ihren lebhaften Zügen, wegen des ganz besondern Adels in ihrer Haltung, mit keinem bessern Worte bezeichnen konnte, als mit dem Worte burschikos.

Es thut mir wohl, wenn ich von Griechen sprechen und sie loben kann. Ich habe dies mit fast allen Deutschen, aber mit wenigen Italienern gemein. Wir Deutschen denken fast nie an Griechen und Griechenland, ohne daß unsere Gedanken zu farbenreichen, wellenschlagenden, mächtig rührenden Träumen werden. So wie wir über den Blüthen die Wurzeln vergessen, so vergessen wir Phönizien, Egypten ꝛc. über Griechenland. Griechenland! bei diesem Namen sehen wir die Wiege der schönen Künste und Wissenschaften, sehen Wissenschaften und Künste in ihrem Wachsthume, in ihrer Jugendfülle; bei diesem Namen geht uns ein Himmel auf, dessen Götter wir nicht anbeten, die wir aber immer zu unsern Festen laden, wenn wir unserm Himmel Freuden, die er uns vorenthalten will, stehlen wollen. Unsere teutonische Vorzeit ist dunkel, und ihr Mythenfeld sammt Walhalla scheint in ihr, wie Schnee in der Nacht. Die Flügel der teutonischen Psyche, als sie noch in Wäldern hauste, waren eben nicht sonderlich schön und aufstrebend; Jesus Lehre verlieh ihnen Schwungkraft zum Erhabenen; Schmetterlingsfarben aber, Frühlingsglanz hauchte ihnen Griechenlands Genius an. Bei den Italienern ist es anders. Diese brauchen nicht erst, wollen sie sich in Zeiten versetzen, wo noch die Götter die Menschen besuchten, über Meer zu gehen, wie wir: sie haben ihr goldenes Zeitalter zu Hause, hatten originelle Götter und Dichter (denn sie behaupten, troz Winkelmann, daß die Großgriechen von den Etruskern lernten), hatten Gedichte und Feste, Tempel und Palläste, ehe es in Rom Mode ward, seine Studien in Griechenland zu machen oder griechische Lehrer zu verschreiben. Ferner sagen sie, Dante, und er sagt es selbst, habe sich nach Virgil gebildet, und Dante, Petrarca, Giotto und viele andere lebten und wirkten und brachten die darniederliegende Kultur wieder auf die Beine, ehe die Konstantinopolitanischen Flüchtlinge mit ihren Manuskripten unter dem Arme nach Italien kommen konnten. Dazu kommt noch, daß das Studium der griechischen Sprache und Literatur in Italien bei weitem nicht so stark betrieben wird, wie in Deutschland, ja fast gar nicht; und auch vordem mußte es so seyn, nach der Seltenheit der griechischen Bücher aus der Zeit der Aldi, der Junta, des Torrentino ꝛc. zu schließen. Man findet unter zwölf lateinischen Aldiner ꝛc. Ausgaben kaum Eine griechische. Kennt man die Sprache eines Volkes nicht, so bleibt einem auch seine Literatur unbekannt, und kennt man diese nicht, den wahren Ausdruck seiner Seele, so bekümmert man sich auch sehr wenig um es selbst, und überläßt es den Kaufleuten und den Krämern, welche, wie ein slavisches Sprichwort sagt, mit ihrer Seele Handel zu treiben pflegen, in nähere Verbindung, in Seelenharmonie mit ihm zu kommen; und dies ist der Fall mit den Griechen und Italienern. Sie kennen einander nur am Saume, nur an den Küsten, in den Seehäfen, und da berühren sie sich auch nur am Saume, mit der größten Vorsicht, mißtrauisch im höchsten Grade. Was die Griechen da den Italienern nachsagen, übergehe ich; was leztere den erstern, wäre zu erwägen, wenn man genau wüßte, wie viel ein Jude werth ist. In Venedig, Ancona, Livorno, in allen Häfen und Buchten Italiens, ausgenommen in Genua, wo man sich in dieser Hinsicht anders ausdrückt, sagt man nämlich und betheuert es mit einem kräftigen Schwur, daß es zwölf Juden brauche zu Einem Genueser, und zwölf Genueser zu Einem einzigen Griechen, und zwölfe der leztern zu dem allermagersten Genfer.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№. 312.

Morgenblatt für gebildete Stände.

Freitag, 30. December 1831.

— Zerrüttet die Noth die gewöhnlichen Wege des Lebens —
Ja, da sieht man sich um, wer wohl der verständigste Mann sey.

Goethe.

Tagebuch einer Reise nach Griechenland.

Von Thiersch.

(Beschluß.)

Korinth, den 24ten Oktober.

Meine Reise durch den Peloponnes wird zum zweiten Male durch die politischen Ereignisse unterbrochen. Wir waren am 21ten früh über die westlichen Gebirge von Stymphalos nach Phineá (Phonea) geritten, dessen schönes und fruchtbares Thal durch gänzliche Verstopfung des Abzugs sich in einen seit zehn Jahren stets höher steigenden See verwandelt hat. Neun Dörfer sind dadurch unbewohnbar und in tiefe Noth gebracht worden, und noch hat die Regierung nicht einmal über die Möglichkeit der Hülfe Untersuchungen veranstaltet. Wir hatten die wenigen Ueberreste der alten Burg und Stadt auf einem Hügel, der jezt als ein Vorgebirg in das offene Meer hineinreicht, untersucht, und waren am Morgen bereit, über Licuria den Weg nach Olympia zu suchen, als mir ein Mann mit einem Brief gemeldet ward. Er war von Herrn Gropius geschickt und hatte den Auftrag, meiner Spur zu folgen, bis er mich fände. Er brachte eine Einladung der Kommission von Hydra, von Miaulis, Tricupi und Zaimi, sobald als möglich nach Hydra zu kommen. Ein Brief von Tricupi an Gropius bezeichnete die Sache als ganz friedlich, aber höchst wichtig, und Gropius unterließ nicht, mich bringend aufzufordern, daß ich meine Reise abbrechen, oder auf das Aeußerste abkürzen, und über Nauplia nach Hydra gehen solle. Es war offenbar, daß sie und ihre in Hydra versammelten Freunde, die Abgeordneten sämmtlicher Inseln, mich als einen, keiner Parthei angehörigen und durch meine Gesinnungen für Griechenland bekannten Philhellenen zum Mittler zwischen sich und der provisorischen Regierungskommission ausersehen hatten, und der Versuch, durch Annäherung der gespaltenen Partheien neues Unheil von Griechenland abzuwenden, war wohl werth, daß, so empfindlich es auch war, die Aussicht nach Olympia sich zu verschließen, ich dieß unbedenklich that. Nach einigen Stunden war ich von meiner Reisegesellschaft mit den Meinigen getrennt und, während Herr Rost seinen Weg nach Westen fortsezte, auf dem Rückweg nach Stymphalos. Nur dieses gestattete ich mir, durch einen Umweg über Sicyon und Korinth den Weg nach Nauplia zu suchen, da der Unterschied nur drei Tage ausmachte. Die Eile der Reise gestattet jezt keine weitere Schilderung; aber das Schauspiel, welches uns sich öffnete, als wir über Kesara durch das lezte Hochthal von Arkadien hinauf, dann gegen den Meerbusen von Korinth herabstiegen, die Pracht und Größe der Gebirge von Phokis Böotien und Akarnanien, der Helikon und Parnassus und gegenüber der beschneite Gipfel der Kyllene, zu ihren Füßen das blaue Meer, gegen Westen endlos sich ausbreitend, gegen Osten durch den Isthmus beschränkt und von Akrokorinth bewacht, ist auch schwer zu schildern.

Wir hatten gestern Zeit genug, bei Basilika die Ruinen von Sicyon zu sehen und noch, obwohl spät, in Korinth anzukommen. Der Gouverneur gewährte uns gastfreundliche Aufnahme in seinem eigenen Hause. Wir haben diesen Morgen die Ruinen der Stadt, die alten und neuen, (auch Korinth ersteht wieder aus seiner Asche, und zweihundert Häuser sind neu gebaut) und die Burg gesehen, auf ihr das erhabenste Theater der Natur, das vielleicht Europa darbietet: die beiden Meere mit ihren Inseln und Küsten, rechts bis gegen Sunium, links bis gegen Patras, verbunden durch den schmalen Strich des Isthmus, der nur einer verständigen Regierung wartet, um Korinth, durch Vereinigung aller, das Mittelmeer hin- und herfahrenden Schiffe in seinen Kanälen, über Konstantinopel zu erheben. Den Nachmittag Ritt zu den Ruinen Neptuns, in dem Thale des Isthmus, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden; Morgen früh nach Nauplia zurück.

Nauplia, den 26ten Oktober.

Wir sind gestern Abend auf dem kürzesten Wege über die Gebirge von Hagion Oros aus Korinth in Nauplia angekommen. Ich habe über meine Einladung nach Hydra mit den Gliedern der Regierungskommission hier und mit den Residenten von Frankreich und England Rücksprache genommen und gehe diesen Abend mit einer Kommission von Hydra, die ebenfalls in friedlicher Absicht hier war, dahin ab, um das Geschäft eines Friedensstifters in der hellenischen Politik zu versuchen. Nach meiner Rückkehr das Weitere.

Der Cabrioletkutscher.

(Fortsetzung.)

Mein Herr suchte die arme Mamsell zu trösten, die aber wollte von keinem Troste hören und schluchzte immer nur: „Ach, wüßten Sie!“ — „Ich weiß Alles!“ flüsterte mein Herr ihr zu; „Sie liebten, wurden betrogen, verlassen.“ — „Ja, ja!“ wimmerte die arme Kleine, „betrogen, schändlich betrogen, gefühllos geopfert und verlassen!“ — „Wohl,“ bat der Herr, „vertrauen Sie mir Ihr ganzes Unglück; nicht Neugier, der Wunsch, Ihnen nützlich zu seyn allein veranlaßt mich zu dieser Bitte; mir dünkt, Sie sollten mich nicht mehr als Fremden betrachten.“ — „Gütiger Gott,“ fiel Mamsell Marie ein, „Sie, der für meine Rettung sein Leben wagte, mir fremd! Sie, edler Mann, verließen gewiß nie ein armes Geschöpf und ließen ihm die Wahl nur zwischen ewiger Schande und Selbstmord! Ja, ja, mein Retter, Sie sollen Alles, Alles wissen!“ — „Bon,“ sagte ich zu mir, „das muß der Mühe werth seyn; laß hören!“ — „Zuvor aber,“ bat die Mamsell, „lassen Sie mich meinem Vater schreiben. Ich theilte ihm in einem Abschiedsbriefe meinen Entschluß mit; er glaubt, ich habe ihn ausgeführt; Sie erlauben, daß er hieher kommt, nicht wahr?“ — „Schreiben Sie, schreiben Sie,“ sagte mein Herr, der Mamsell Schreibzeug reichend; „bitten Sie Ihren Vater, daß er hieher eile.“

Wie der Blitz hatte die Mamsell ein zierliches Billet gekritzelt und fragte nach der Adresse des Hauses, in dem sie sich befinde. „Rue du Bac, Nummer 31,“ sage ich. „Rue du Bac, Nummer 31!“ rief sie mit einem Zeterschrei; Tinte, Feder, Alles flog an die Erde; „vielleicht,“ schluchzte sie, „führte die Vorsehung selbst mich gerade in dieses Haus.“

Mein Herr war ganz verduzt. „Ich begreife Ihr Staunen, „sagte die Mamsell, „Sie sollen aber Alles wissen, und werden dann leicht begreifen, wie furchtbar die Adresse dieses Hauses auf mich wirken mußte!“ Dabei reichte sie dem Herrn den Brief an ihren Vater. „Cantillon,“ befiehlt der Herr, „den Brief an seine Adresse.“ Ich sehe mir ihn an: Rue des Fossés Saint-Victor. „Ein tüchtiges Stück Weg,“ flüstere ich dem Herrn zu; „einerlei!“ antwortet er grimmig; „nimm ein Cabriolet; in einer halben Stunde wieder hier!“ In zwei Sätzen bin ich in der Straße, gerade fährt ein Cabriolet vorbei, ich hinein. „Cent sous, l'ami!“ sage ich zum Kutscher, nach Rue des Fossés Sainct Viktor, und wieder zurück.“ Ich möchte solche Fahrten jezt wohl von Zeit zu Zeit haben!

Wir halten vor einem kleinen Hause. Ich klopfe und klopfe, endlich öffnet die Portiere und brummt. Ich denke: Brumme nur! und frage nach Herrn Dümont. „Ah, mon dieu!“ fragt die Frau, „bringen Sie Nachricht von der Mamsell?“ — „Famöse!“ sage ich. — „Au cinquième, von der Treppe links die erste Thüre.“ Ich tappe hinauf; eine Thüre steht halb offen, ich gucke hinein, ein alter Militär weint ganz still vor sich hin, küßt einen Brief und ladet seine Pistolen; kein Zweifel, das muß der Vater seyn, denke ich bei mir. Ich stoße die Thür auf; „ich komme von Mamsell Marie,“ sage ich. Der Alte kehrt sich um, wird weiß wie die Wand und schluchzt: „Marie!“ — „Ja, ja, von Mamsell Marie, Ihrer Tochter. — Sie sind Herr Dümont, ehemals Kapitän unter — dem Andern?“

Der Alte nickte. „Da ist ein Brief von Mamsell Marie.“ Der alte Herr ward noch bleicher; ich übertreibe nicht, Herr, alle Haare sträubten sich ihm auf dem Schädel, das Wasser lief ihm von der Stirn und aus den Augen. „Sie lebt!“ stöhnte der Kapitän, den Brief aufreißend, . . . „Dein Herr hat sie gerettet! . . . Schnell Freund, nur schnell zu ihr! Da, da, Freund!“ Er sucht in seinem Sekretär — die Hände flogen ihm wie im Fieber — und reicht mir drei, vier Fünffrankstücke. Um dem

alten Herrn nicht weh zu thun, nehme ich sie, besehe mir das Zimmer, denke bei mir: da sizt's auch nicht dick, schiebe, mit einer Pirouette, das Geld hinter die Büste des Andern, und sage: „Merci, Capitaine!“ — „Bist Du bereit?“ fragte er. „Zu Diensten.“ Im Bliz war der alte Mann unten. Wir sitzen im Cabriolet. „Sans indiscrétion, Capitaine,“ fragte ich, „was sollten denn die Pistolen, die Sie da eben luden?“ — „Eine,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „dem Schurken, dem Gott verzeihen möge, ich werde es nie!“ — „Bon!“ sage ich zu mir selbst, „er meint den Vater des Kindes!“ — „Die zweite,“ fuhr der Kapitän fort, „war für mich!“ — „Besser doch,“ sage ich, „daß es so abging.“ — „Geduld!“ rief der alte Herr; „die Sache ist noch nicht zu Ende! Aber, erzähle mir doch, wie Dein braver, edler Herr meine arme Marie gerettet.“ Ich erzählte ihm Alles, er schluchzte wie ein Kind. Den alten Kriegsmann so weinen zu sehen, Herr, einen Stein hätt's erbarmen mögen!

„Brr!“ rief endlich der Kutscher; wir hielten an unserm Hotel. „Hilf mir, Freund!“ bat der Kapitän, „die Beine versagen mir den Dienst! wo, wo?“ — „Dort oben au second, wo Sie Licht und hinter den Gardinen einen Schatten sich bewegen sehen.“ Der arme Kapitän war blaß, wie ein Todtenhemd; ich faßte ihn beim Arme, sein Herz schlug, daß ich's hören konnte. Im zweiten Stocke über uns öffnete sich die Thüre zu meines Herrn Zimmern; wir hörten Mamsell Mariens weinende Stimme: „Mein Vater, mein Vater!“ — „Sie ist's, das ist Mariens Stimme!“ rief der Kapitän, und wie der jüngste Mensch flog der eben noch so kraftlose alte Mann die Treppe hinauf, hinein, und fiel laut weinend an seiner Tochter Bette nieder. Sie hätten das sehen sollen, nôtre maître, wie Vater und Tochter sich umarmt hielten, wie die Thränen dem Kapitän über den grauen Schnurrbart rannen; die Wärterin weinte, mein Herr weinte, ich weinte; 's war nicht anders als wie ein Wolkenbruch.

„Lassen wir sie allein,“ sagte mein Herr zu der Wärterin und mir. Wir alle drei hinaus; draußen nimmt mich der Herr bei Seite und sagt: „Du paßt auf; wenn Alfred vom Balle kommt, ersuchst Du ihn, zu mir zu kommen.“ — Ich stehe auf der Treppe Schildwache und denke bei mir: „Du kommst gut an!“ Nach einer Viertelstunde kommt Alfred, ein Liedchen summend, die Treppe herauf. Ich sage ganz höflich zu ihm: „Ce n'est pas ça; mein Herr aber hat Ihnen zwei Worte zu sagen.“ — „Kann Dein Herr nicht bis morgen warten?“ fragt er spöttisch. — „Scheint nicht; denn er verlangt Sie sogleich.“ — „C'est bon; wo ist er?“ — „Hier!“ rief mein Herr, der zugehört. „Wollen Sie die Güte haben, einen Augenblick einzutreten?“ fragte er und deutete auf das Zimmer, wo die Mamsell lag. „Was soll das bedeuten?“ dachte ich bei mir. Ich öffne halb die Thüre, eben schlüpft der Kapitän in's Kabinet und winkt mir, einen Augenblick zu verziehen. Als er hinein ist, öffne ich ganz und sage: „Entrez, Messieurs.“ Mein Herr stößt Alfred hinein, zieht mich heraus und drückt die Thüre zu. Ich höre der Mamsell schluchzende Stimme: „Alfred!“ Er antwortet ganz erstaunt: „Marie, Du hier?“ — „Der ist des Kindes Vater!“ sage ich zu meinem Herrn. „Er ist's,“ murmelte mein Herr grimmig; „Du bleibst hier, laß hören!“

Zuerst hörten wir nichts als Mamsell Marien, die Alfred flehendlich zu bitten schien. Das währte einige Zeit; endlich hörten wir Alfred sagen: „Nein, Marie, unmöglich! Du bist albern; ich habe über meine Hand nicht zu verfügen; nie würde meine Familie einwilligen; ich bin aber reich, vermag eine namhafte Summe ...“ — Jezt ging der Tanz los. Statt die Thüre des Kabinets, in dem er verborgen war, zu öffnen, trat der Kapitän sie ein; die Mamsell schrie laut auf, der Kapitän fluchte fürchterlich. „Hinein!“ sagt mein Herr. Es war Zeit: der Kapitän hatte Alfred zwischen den Knieen und drehte ihm den Hals um, wie einer Taube. Mein Herr riß sie auseinander.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Straßburg, December. *)

Das protestantische Gymnasium.

Ein Brief aus Straßburg in Nr. 234 des Morgenblatts enthält einige Aeußerungen über das hiesige protestantische Gymnasium, die um so mehr der Berichtigung bedürfen, da diese Zeitschrift auch im Elsasse sehr verbreitet ist. Dem Korrespondenten zufolge ist das Gymnasium eine ganz nach deutscher Art eingerichtete und blos für Theologen geeignete Anstalt; nur noch wenige Familien vertrauen dieser Schule ihre Söhne an, während der größere Theil der protestantischen Jugend, und besonders alle die, welche sich für das Studium der Rechte oder der Arzneikunde bestimmen, das königliche Kollegium besuchen; ja selbst das Fortbestehen des Gymnasiums erscheint dem Verfasser des Briefes als eine Anomalie. Diese Bemerkungen sind nun alle theils nur halb wahr, theils ganz irrig, und beweisen, daß der Briefsteller von der Anstalt, über welche er abspricht, nur eine sehr unvollkommene, vielleicht nur auf Erinnerungen aus seiner Jugend beruhende Kenntniß besizt. Wahr ist es, daß das Gymnasium, seiner innern Einrichtung nach, sich mehr den deutschen Anstalten gleiches Namens, als den französischen Kollegien nähert, daß sein Hauptzweck ebenmäßige Ausbildung aller Geisteskräfte ist, und nicht bloße Anfüllung des

---

*) Wir theilen diesen Brief mit, da er, obgleich zunächst für das Elsaß bestimmt, doch zu beweisen scheint, daß es den Elsässern noch nicht gleichgültig geworden ist, was die Deutschen am rechten Rheinufer von ihnen und ihren Anstalten denken. D. R.

Gedächtnisses mit unverdautem Wortkram; falsch aber, daß dessen Lehrplan nicht auf die Bedürfnisse der Jugend einer französischen Stadt berechnet ist: in allen Klassen ist der französischen Sprache eine ihrer Wichtigkeit angemessene Zahl Stunden eingeräumt (in den vier untern Klassen oder dem Progymnasium zehn Stunden wöchentlich); alle Unterrichtsgegenstände, Religion und deutsche Sprache ausgenommen, werden französisch gelehrt, und die bessern Schüler besitzen bei ihrem Austritte aus Prima eine allen gerechten Anforderungen genügende Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdrucke. Wie sie dessenungeachtet, nach der Behauptung des Korrespondenten, auf der französischen Akademie sich ganz fremd fühlen können, sehen wir nicht ein; aus unserer eigenen Erfahrung erinnern wir uns des Gegentheils. Wir geben indessen zu, daß die Zöglinge des Kollegiums im Französischen eine noch größere Fertigkeit erlangen; dort sprechen aber die Schüler auch unter einander immer nur französisch, weil dies die Muttersprache der meisten ist; wogegen die Schüler des Gymnasiums zwar in den Unterrichtsstunden gegen ihre Lehrer sich französisch ausdrücken müssen, jedoch unter sich und zu Hause nach dem Beispiele ihrer Eltern deutsch sprechen, was nothwendig ihre Fortschritte im Französischen erschwert, aber dem Gymnasium nicht zur Last gelegt werden kann.

Wahr ist es ferner, daß das Gymnasium die Bildungsanstalt der künftigen protestantischen Theologen unserer Provinz ist, falsch aber, daß es für die Jünglinge sich nicht eigne, welche sich einem andern Zweige des gelehrten Wissens oder dem Handel widmen wollen. Die obere protestantische Behörde, unter deren Leitung das Gymnasium steht, verlangt von den jungen Theologen keine andere Vorbereitung, als gründliches Studium des klassischen Alterthums, der Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften und der Mathematik, und diese Studien sind doch wohl die einzige feste Grundlage aller Fächer der gelehrten Bildung. Die Bedürfnisse der Nichtstudirenden finden in zwei Realklassen, die neben Tertia und Quarta bestehen, schon jezt Befriedigung, und die Vorsteher des Gymnasiums erwarten nur das Eintreten einiger günstigen Umstände, um aus diesen Klassen durch Erweiterung des Unterrichtsplans eine wohl eingerichtete höhere Bürgerschule zu bilden, und um zugleich auch den klassischen Studien denjenigen Grad der Stärke und Ausdehnung zu geben, dessen sie sich auf deutschen Gelehrtenschulen erfreuen, was aber bisher die sehr beschränkten Hülfsquellen des Gymnasiums und andere Hindernisse nicht erlaubt haben.

Wahr ist es endlich, daß einige protestantische Familien ihre Söhne das königliche Kollegium besuchen lassen, ungegründet jedoch, daß diese die Mehrzahl der hiesigen protestantischen Bürger ausmachen. Das Gymnasium zählt gewöhnlich 330 — 380 Schüler, welche alle, einige Katholiken und Israeliten abgerechnet, evangelischen Familien angehören; im Kollegium hingegen finden sich kaum 30 Söhne protestantischer Eltern aus Straßburg. Hiebei darf nicht übersehen werden, daß mit lezterer Anstalt ein Pensionat verbunden ist, mit dem Gymnasium aber nicht; ein Umstand, der einige reiche protestantische Familien das Kollegium vorziehen läßt, weil sie den Sommer auf dem Lande und den Winter in der Stadt unter Zerstreuungen hinbringen. Falsch ist es auch, daß die Jünglinge, welche sich einem andern gelehrten Fache als der Theologie widmen, alle lezteres besuchen. Beinahe sämmtliche jüngere hiesige Aerzte, Anwälte und Advokaten protestantischer Religion (von den ältern sprechen wir nicht, weil das Kollegium erst seit 1803 besteht) verdanken ihre erste Bildung dem Gymnasium, und die größere Zahl der jezigen Primaner dieser Schule widmet sich nicht der Theologie, sondern theils andern Wissenschaften, theils dem Handel. Eben so ungegründet ist noch die Angabe des Korrespondenten, daß den Schülern des Gymnasiums eine unpassende Vorliebe für alles Deutsche und Abneigung gegen Frankreich eingeflößt werden. Wir behaupten dagegen, daß die Schüler dieser Anstalt von Liebe zu ihrem Vaterlande durchdrungen sind, daß sie mit Stolz den Namen Franzosen tragen. Die Wahrheit unserer Behauptung wird jeder Sachkundige bekräftigen; für sie zeuge die aufopfernde Treue, welche die gesammte protestantische Bürgerschaft für Frankreich und seine freisinnigen Institutionen beseelt, und von der sie seit dem Anfange der Revolution so vielfache Beweise gegeben hat.

Diese Erläuterungen mögen hi[illegible]ichen, um den unbefangenen Leser in den Stand zu setzen, zu urtheilen, ob das Daseyn des Gymnasiums eine Anomalie sey, weil es nicht ganz nach französischem Schnitte zugestuzt ist, oder ob nicht vielmehr jeder protestantische Bürger Straßburgs die Fortdauer dieser Schule wünschen müsse, die, von Joh. Sturm gegründet, nun schon drei Jahrhunderte hindurch für Protestantismus und ächte humane Bildung segensreich gewirkt hat, und aus welcher so viele treffliche Männer jedes Faches hervorgegangen sind.

Auflösung der Charade in Nr. 307:

Maulwurf.

Charade.

1. 2.

O schwere Kunst, die dieses Wort begehrt,
Wenn deine Liebe sich dagegen sträubt;
O edle Kunst, die dich wegwerfen lehrt,
Was dir vergeblich Sinn und Geist betäubt;
O schlechte Kunst, wenn so der Undank spricht,
Und du bekämpfst sie nicht.

3.

O Seligkeit, wer so mit Recht benennt,
Wonach das Herz mit Sehnsucht lang gestrebt;
O Traurigkeit, wer keine Seele kennt,
Die ganz für ihn in diesem Worte lebt,
Und schrieb' er's auch, weil ihm Gott Mammon hold,
Auf Säcke voll von Gold.

4.

So hohl ich bin, so nichts auch an mir ist,
So widersprech' ich dir doch immer dreist.
Du wirst durch mich ein Narr, so klug du bist,
Beinahe schön, wenn man dich häßlich heißt;
Die besten Eigenschaften sind dahin,
Stell' ich vor sie mich hin.

1. 2. 3. 4.

So flüchtig wie die Well' ist Menschensinn;
Nur halb genießt er, weiter will er dann;
Wo käme da die Lieb' und Treue hin,
Entfliege nicht dem Herzen dann und wann
Ich edle Blume, die von Liebespflicht
Zu dir so rührend spricht.

J. G. M.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 132 und Kunstbl. Nr. 103.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

N°. 313.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. December 1831.

Am Leben! siegreich! und mein Freund erschlagen;
Entflammte Wuth, sey meine Führerin;
Du oder ich! sonst folgen wir ihm beide.

Shakespeare.

Der Cabrioletkutscher.

(Beschluß.)

Blaß wie eine Leiche, mit starren Augen, sprang Alfred zähneknirschend auf; auf die Mamsell, die in Ohnmacht lag, sah er gar nicht hin, kam aber auf meinen Herrn los, der ihn mit gekreuzten Armen erwartete. „Ich wußte nicht, Eugen," keuchte er, „daß Ihr Zimmer eine Mördergrube ist; künftig werde ich sie, verstehen Sie mich? nur mit ein Paar Pistolen betreten!" — „So auch nur," sagte mein Herr, „hoffe ich Sie hier wiederzusehen, denn außerdem, Herr, würde ich Ihnen die Thüre weisen!" — „Kapitän," sagte nun Alfred zu diesem, „Sie werden hoffentlich nicht vergessen, daß ich auch mit Ihnen etwas abzumachen habe?" — „Und das auf der Stelle," antwortete der Kapitän; „denn ich weiche nicht von Dir!" — „Gut!" — „Der Tag graut," sagte Herr Dümont, „hole Waffen!" — „Ich habe Degen und Pistolen," sagte mein Herr. „Dann gleich in den Wagen damit!" rief der Kapitän. „In einer Stunde, im Bois de Boulogne, Porte Maillot," erwiederte Alfred. „In einer Stunde also!" antworteten mein Herr und der Kapitän zugleich; „holen Sie Ihre Sekundanten." Alfred ging weg. Der Kapitän beugte sich über das Lager seiner Tochter; mein Herr wollte Hülfe herbeirufen. „Nein, nein," bat der Vater, „besser, sie erfährt nichts von Allem. Adieu, Marie, Herzenskind! Falle ich, junger, edler Freund, dann, nicht wahr? rächen Sie meinen Tod und verlassen die arme Waise nicht?" — „Ich gelobe es Ihnen feierlich im Angesicht dieser schändlich Geopferten!" rief mein Herr und sank in des armen Vaters Arme. „Cantillon, einen Fiacre!" — „Sogleich, nôtre maitre; darf ich mit?" — „Du fährst mit."

Als ich mit dem Fiacre kam, warteten sie schon unten; der Kapitän hatte ein Paar Pistolen in den Taschen, der Herr ein Paar Degen unter seinem Mantel. „Kutscher, au Bois de Boulogne." — „Falle ich, junger Freund," sprach der Kapitän, „so händigen sie meiner armen Marie diesen Ehering ihrer Mutter ein; ein wackere Frau, junger Mann, die, geht's droben gerechter zu als hier unten, bei Gott seyn muß. Sorgen Sie, daß ich mit meinem Degen und Ehrenkreuze bestattet werde. Außer Ihnen habe ich keinen Freund, außer meiner Tochter keinen Verwandten mehr; nur Sie also und Marie folgen mir zur Leiche, damit ist's genug." — „Wozu diese Gedanken, Kapitän? Sind Sie nicht ein alter Soldat?" Der Kapitän lächelte wehmüthig. „Seit 1815, junger Freund, ist mir Alles zum Unglück ausgeschlagen, und da Sie meiner armen Marie sich anzunehmen gelobt haben, dient ihr ein junger, reicher Beschützer besser als ein alter, dürftiger Vater."

Der Kapitän schwieg bis zum Orte der Zusammenkunft, mein Herr sprach kein Wort mehr. Dicht hinter uns fuhr ein Cabriolet. Alfred stieg mit seinen Sekundanten aus; einer derselben kam zu uns und fragte: „Was sind Ihre Waffen, Kapitän?" — „Pistolen." —

„Du bleibst im Fiacre,“ sagte mein Herr zu mir, „und bewahrst die Degen.“ Damit gingen sie alle Fünfe ins Holz. Kaum nach zehn Minuten fielen zwei Schüsse. Ich fuhr zusammen, als kämen sie mir ganz unerwartet. Für einen von beiden war's vorbei; denn es vergingen wohl noch weitere zehn Minuten — kein Schuß mehr.

Ich hatte mich in eine Ecke des Fiacres gedrückt und mochte gar nicht hinaussehen. Plötzlich wird der Wagenschlag aufgerissen; „die Degen Cantillon!“ ruft mein Herr. Ich reichte sie ihm, er nahm sie, an seiner Hand sah ich des Kapitäns Ring. „Und . . . und . . .? Mamsell Mariens Vater?“ — „Todt!“ — „Die Degen aber?“ — „Sind für mich!“ — „Um Gotteswillen, lieber Herr, nehmen Sie mich mit!“ — „Komm, wenn Du willst.“ Ich sprang aus dem Fiacre, das Herz schlug mir bis zur Kehle, ich zitterte wie ein Espenlaub, an allen Gliedern. Mein Herr eilte ins Holz, ich nach.

Noch waren wir nicht zehn Schritte gegangen, da sah ich Alfred ganz guter Dinge zwischen seinen Sekundanten lachen. „Achtung!“ rief mein Herr und schob mich zur Seite. Ich machte einen Satz rückwärts, denn fast wär' ich auf des Kapitäns Leiche getreten. Nur einen einzigen Blick warf mein Herr auf den Leichnam, trat dann auf die Gegner zu und sprach, indem er die Degen zur Erde warf: „Wollen Sie sehen, meine Herrn, ob die Degen gleiche Länge haben.“ — „Die Sache soll also durchaus nicht auf morgen verschoben werden?“ fragte einer der Sekundanten. „Unmöglich!“ rief mein Herr. „Seyd doch nur ganz ruhig, Freunde,“ sagte Alfred mit spöttischer Miene; „der erste Gang war nicht mühsam, nur wünschte ich ein Glas Wasser.“ — „Cantillon, ein Glas Wasser für Herrn Alfred,“ befahl mein Herr. Ich rührte keinen Fuß; mein Herr aber winkte noch einmal, ich mußte wohl, und rannte nach dem Restaurant am Eingange des Holzes; wir waren kaum hundert Schritte davon weg. Wie man die Hand umdreht, war ich wieder da, präsentire Alfred das Glas Wasser und denke bei mir selbst: „Mag's Dir zu Gift werden.“ Er nahm das Glas, seine Hand zitterte nicht; nur, als er das Glas mir wieder gab, sah ich, daß er es am Rande zerbissen hatte.

Ich warf auf dem Rückweg zum Restaurant das Glas in alle Weite. Als ich wiederkam, war mein Herr schon parat, hatte nur Beinkleider und Hemd anbehalten und die Hemdärmel bis oben aufgestreift. Ich trat zu ihm: „Haben Sie mir nichts aufzutragen, nôtre maitre?“ — „Nein,“ antwortete er, „ich habe weder Vater, noch Mutter mehr; falle ich,“ (dabei schrieb er ein Paar Zeilen mit Bleistift in sein Portefeuille) „so bringst Du dieß Marien.“ Noch einmal blickte er auf des Kapitäns Leiche, trat dann auf seinen Gegner zu und rief: „Allons, Messieurs!“ — „Sie haben ja aber keinen Sekundanten,“ sagte Alfred. „Einer der Ihrigen wird mir aushelfen.“ — „Ernst, tritt auf des Herrn Seite.“ Einer der beiden Sekundanten trat herüber. Der andere nahm die Degen, stellte die Parthieen vier Schritte von einander, gab jedem einen der Degen in die Faust und trat mit den Worten: „Allez, Messieurs!“ bei Seite.

Beide fielen aus. Es waren zehn entsetzliche Minuten. Die Degen flogen, wie zwei Schlangen, die mit einander spielen, um einander herum. Nur Alfred stieß, mein Herr verfolgte mit den Augen seine Klinge, und parirte jedesmal so ruhig wie auf dem Fechtboden. Ich war wüthend; wäre Alfreds Bedienter da gewesen, ich hätte ihn erwürgt! Sie fochten immer zu, Alfred lächelte giftig, mein Herr blieb kalt und gelassen. „Ah!“ rief endlich Alfred: sein Degen hatte den Herrn am Arm geritzt, er blutete. „Hat nichts auf sich!“ rief der Herr, „nur zu!“ Mir stand der Angstschweiß auf der Stirne. Die Sekundanten traten hinzu; mein Herr winkte ihnen, zurückzubleiben. Diesen Augenblick benuzte Alfred und fiel aus; der Herr verspätete sich in der Parade, sein Schenkel blutete. Die Beine trugen mich nicht mehr, ich fiel auf den Rasen nieder.

Mein Herr blieb immer gleich kalt und ruhig, nur sah ich ihn heimlich knirschen. Alfred stand der Schweiß auf der Stirn; seine Kraft ließ nach. Bei einer Finte Alfreds parirt mein Herr so mächtig, daß seines Gegners Klinge, wie zum Fechtergruß, sich senkt; seine Brust ist blos, und in einem grimmigen Stoße fährt meines Herrn Degen bis zum Griffe ihm durch's Herz.

Alfred streckt die Arme aus, der Degen entfällt ihm, nur des Herrn Klinge hält ihn noch aufrecht. Er reißt sie heraus, Alfred stürzt zusammen. „Habe ich mich als Mann von Ehre benommen?“ fragt der Herr die Sekundanten. Sie bejahen und treten zu Alfred.

„Fort, Cantillon,“ hieß es nun, „fort, nach Paris! Du holst einen Notar, sorge, daß er bei meiner Heimkunft mich schon erwarte.“ — Ist's wegen Herrn Alfreds Testament,“ sagte ich, „so ist's wohl überflüßig; Sie sehen ja, er krümmt sich wie ein Wurm und wirft Blut aus; ein böses Zeichen!“ — „Deßhalb nicht, nur fort!“ — „Warum denn aber?“ unterbrach ich den Erzähler. „Um Mamsell Marien zu heirathen und ihr Kind als seines anzuerkennen.“ — „Das that er?“ — „Ja Herr, et bravement! Dann sagte er zu mir: „Höre, Cantillon, meine Frau und ich reisen; ich behielte Dich gerne bei mir, das aber, verstehst Du, könnte ihr Kummer machen, Dein Anblick sie an ihr Unglück erinnern. Da sind tausend Franks; außerdem schenke ich Dir mein Cabriolet und Coco; mache damit, was Du willst, und bedarfst Du etwas, so wende Dich an Niemand als an mich.“

Cabriolet und Pferd hatt' ich, und ward also Kutscher.

Da, nôtre bourgeois, haben Sie meine ganze Geschichte. — Wohin nun?" — „Nach Hause; meine übrigen Besuche ein andersmal."

Ich kehrte heim und schrieb Cantillons Geschichte, wie er sie mir erzählte, nieder.

Ueber den Sitz des Geschmacks.

Jedermann weiß, daß Zunge und Gaumen die Werkzeuge des chemischen Sinns des Geschmacks sind. Wer nun aber genauer wüßte, durch welche Theile jener Organe vorzugsweise die Sensationen bedingt werden, welche die Lebenspoesie so Vieler sind, dem werden zwar seine Schüsseln deshalb um nichts besser schmecken; doch wird ihm auch das Nachdenken, zu dem ihm die folgenden Versuche Anlaß geben könnten, den Appetit nicht verderben.

Steckt man die Zunge in einen Sack von weichem Pergament und zerkaut nun schmeckende Stoffe aller Art, so kann man lediglich keinen Geschmack unterscheiden. Die Zunge ist also das wesentliche Organ des Geschmacks, und Lippen, Gaumen, Zahnfleisch und die innere Haut der Wangen nehmen so gut als keinen Theil daran. — Hat man nun aber die Zunge auf die angegebene Weise ganz bedeckt, und schlingt nun zerkaute Materien von starkem Geschmack, so spürt man beim Schlingen hinten im Gaumen etwas Geschmack. Bedeckt man das Gaumengewölbe mit einem Pergament, so schmeckt die Zunge einen schmeckenden Körper ganz auf die gewöhnliche Weise. Führt man einen Körper von sehr starkem Geschmack, z. B. ein Stück Aloeextrakt, am Gaumensegel und dem Zäpfchen hin, so fühlt man nichts als die mechanische Berührung; aber am obern Theile des Gaumengewölbes findet sich eine kleine Fläche ohne bestimmte Grenzen, auf welcher die schmeckenden Körper einen starken Eindruck hervorbringen; der Hintergrund des Mundes nimmt daran lediglich keinen Antheil. Diese kleine Fläche ist also neben der Zunge ein Haupttheil des Geschmackorgans.

Bedeckt man die Zunge mit einem oben in der Mitte durchlöcherten Pergament, so erregen die auf diese Oeffnung angebrachten sapiden Stoffe keinen Geschmack, bis ein im Speichel aufgelöster Theil derselben die Ränder der Zunge erreicht. An das Zungenbändchen gebrachte Stoffe geben keinen Geschmack; ein Stück Aloe, das man über den Rücken der Zunge führt, schmeckt man nur eine bis zwei Linien von der Seite, drei bis vier Linien von der Spitze, und ganz hinten an der Wurzel der Zunge. Es geht daraus hervor, daß die Ränder der Zunge und ihre Basis im engern Sinn das eigentliche Geschmacksorgan sind; beim Schlingen wird die Sensation durch die oben beschriebene Stelle am Gaumen verlängert.

Diese Beobachtungen mögen nun im Allgemeinen ganz richtig seyn; wir glauben aber doch, daß es sich mit dem Schmecken ungefähr verhält, wie mit dem Sprechen. Die Zunge ist zwar auch das wesentliche Organ der Sprache; aber zu Bildung der einzelnen Laute müssen nothwendig Gaumen, Zähne, Lippen mitwirken; so treten wohl auch zu Bildung der Geschmacksnüanzen die einzelnen Theile der Mundhöhle mit der Zunge in Wechselwirkung, und die Zungenränder und jene Stelle am Gaumen sind gleichsam die Zunge der Geschmackssprache, das wesentliche, aber nicht das einzige Organ derselben. Der Kauende und Schmeckende spricht dem Magen sein Pensum vor, und die höhere Kochkunst wäre diesemnach gleichsam die Poesie und Musik des Geschmacks. Der Feinschmecker singt, während der gemeine Esser blos spricht, und ein Diner ist ein geistreich komponirtes Geschmack-Musikstück, das jeder Speisende nach seinem Geschmack abspielt.

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Baldamus.

Das Glück, eine geborne Fürstin, und als solche voller Grillen und Launen, läßt sich den Leichtsinn, einen fröhlichen Bürgerjüngling, sehr oft an die linke Hand trauen. Die Kinder dieser halbwilden Ehe werden alle auf den Namen des Vaters getauft, und haben keine offenen Rechte auf ihre Mutter, die sich ihrer Mesalliance zu schämen scheint. Sie stehen sich dabei übrigens sehr gut, denn sie werden so überreich mit irdischen Gütern bedacht, daß sie die Ansprüche der Ebenbürtigkeit leicht verschmerzen können.

*

Es gab in Deutschland eine Zeit, in der man die Prosa so gering ansah, daß sie der Infanterie glich, die man in den Tagen der Kreuzzüge und kurz darnach hauptsächlich dazu verwendete, daß sie die Pferde der Bannerherrn halten und Pionnierarbeiten versehen mußte. Die Prosa theilt zwar jezt die Ehre der Infanterie, indessen ist die Zahl guter Prosaisten noch immer sehr klein bei uns; es fehlt uns an einem Chatillon, der Philipp von Valois dahin vermochte, daß die Feldobersten des Fußvolkes aus dem hohen Adel genommen wurden.

*

Sollte ich für unsern Jean Paul ein landschaftliches Simile aufstellen, so würde ich ihn dem wunderherrlichen Tschurrapongie, der Stadt der tausend Wasserfälle, vergleichen. Wie sich hier viele hundert Kaskaden über jähe, acht bis fünfzehnhundert Fuß hohe Felsen, die theils kahl, theils mit Laubholz bewachsen sind, in kecken, unbezähmbaren Sprüngen herabstürzen und durch zerrissene

Thäler, weit aufklaffenden Wunden gleich, ihren Lauf nehmend, die zahllosen, in der Ebene von Sylset zerstreuten Dörfer und Weiler begrüßen, über die Indiens blauklares Himmelszelt gespannt ist: so rollen auch Jean Pauls Bilder, ein kühnes Waldstromheer, mit lyrischer Wildheit, gleich silbernen Bandstreifen, von den Höhen seiner Reflexionen herab, die bald kahl und beeist, wie die Alpenjungfrau, bald waldbelockt, wie Rübezahls luftiges Haus, den seltsamen Wagehalsigkeiten zuschauen, und ziehen sodann durch die moralischen, sich selbst gebahnten Thalgänge, die bald als offene, aber grünbewachsene Gräber, bald als vulkanische Versenkungen, ohne zu gähnen, ihren Mund öffnen, nach dem flachen Lande der Erzählung, das zwar den Reichthum und den duftigen Himmel einer lombardischen Ebene, aber nicht deren langweiliges Einerlei hat.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Das Sprechen in fremden Zungen.

Das Unwesen mit den „fremden Zungen" in Dr. Irvings Kirche dauert zum Skandal des vernünftigern Theils seiner Zuhörer fort, die sich entweder, aus Achtung vor dem allerdings hochbegabten Mann, nicht von ihm trennen, oder die schöne Kirche nicht verlassen wollen, die von den Beiträgen der Gemeinde erbaut worden ist, und gibt, wie zu erwarten stand, zu einer ungeheuren Menge gedruckter und ungedruckter Predigten, Bücher und Flugschriften Anlaß. Die interessanteste Schrift ist von einem gewissen Pilkington, welcher entdeckt haben will, daß die unbekannte Sprache aus einem Gemisch von schlecht ausgesprochenem Englisch, Spanisch und Lateinisch bestehe. Der Verfasser erzählt, er sey vor nicht sehr langer Zeit vom Deismus zu Christus bekehrt worden; aber da er sich noch nicht fest genug in seinem Glauben gefühlt, habe er sich gescheut, Irving zu hören, da er im Geruche der Ketzerei stehe. Doch als dieses einmal zufällig geschehen und er gefunden, daß Irving von jenen angeblichen Ketzereien nichts auf der Kanzel vorbringe, sey er einer seiner eifrigsten Zuhörer geworden, so daß er bis zum 8. Oktober drei Monate lang nie beim Gebete gefehlt habe, welches jeden Morgen um halb sieben anhebe und wobei nicht über 70 bis 80 Personen zu erscheinen pflegen, die sich unter einander als Brüder und Schwestern begrüßen. Dieser Gottesdienst war so eingerichtet: er bestand aus drei Abtheilungen, jede von einer halben Stunde; die erste ward von einer Person geleitet, welche vom Prediger oder Präsidenten dazu aufgefordert ward, die zweite von irgend Jemand, der sich dazu erbot, und die lezte von dem Prediger, welcher mit dem gewöhnlichen Segen schloß. Jene Führer nannte man den Mund der Versammlung; ein solcher Mund stimmte einen Psalm an, den alle mitsangen, las ein Kapitel aus der Bibel und schloß mit einem Gebet aus dem Stegreif. Anfangs gab es nur einen Bruder und eine Schwester, welche in unbekannter Sprache redeten; es sind aber später drei andere Schwestern aufgetreten. Irving hat seitdem den Gottesdienst am Morgen in zwei Abtheilungen getheilt, damit in der Zeit, welche sonst der dritten gewidmet war, der Geist Gelegenheit finde, sich zu offenbaren, welche dieser denn auch nie versäumt, und sich dabei in Acht nimmt, in den andern Abtheilungen nicht zu stören. Auch erzählt der Verfasser als eine verdächtige Merkwürdigkeit, wie erst, als Irving seine Ueberzeugung kund gethan, daß es nach der h. Schrift auch Weibern erlaubt sey, in Zungen zu reden, jene drei Schwestern den Mund aufgethan, und zwar im Augenblick und als wäre eine Schleuße geöffnet worden; ferner, daß sie Sonntags beim gewöhnlichen Gottesdienst erst nach gegebener Erlaubniß gesprochen, und zwar wieder gleich, nachdem dieselbe gegeben war: und doch sagen die Begabten, sie haben, so oft sie gesprochen, jedesmal und unwiderstehlich sprechen müssen. Die Bewegungen der Personen vor und bei dem Reden sollen von der Art seyn, daß sie sich nicht beschreiben ließen, ohne dieselben lächerlich zu machen, und das, sagt der Verf., wolle er durchaus nicht. Doch gibt er folgende Beschreibung einer der drei Schwestern (welche, beiläufig gesagt, alle unverehelicht sind): „Ihr ganzer Körper war in heftiger Bewegung, besonders der Rumpf, von den Hüften zu den Schultern, welche nach der Seite zuckten. Die Brust schwoll auf, der Kopf hob sich dann und wann von der rechten Hand, welche die Stirne stützte, während die linke Hand die Magengegend drückte und rieb. In diesem Zustand blieb sie jedoch nur einige Minuten, worauf der Körper ruhig ward, während der Kopf sich in die Höhe richtete; die Hände fielen in den Schooß, der Mund öffnete sich kreisförmig, die Lippen strebten vorwärts und die „Zunge," mit Englisch vermischt, ließ sich in schreckhaften Tönen hören. Dabei bemerkte ich eine heftige Bewegung der Muskeln hinten an der Kinnlade." Der Verf. glaubte, wie schon gesagt, aufrichtig an die Aechtheit des Wunders; da er aber meinte, daß jede Prophezeiung, wenn sie etwas nützen solle, auch verstanden werden müsse, so bemühte er sich ernstlich, durch Aufmerksamkeit auf das Gehörte sowohl, als durch Gebet, eine Erklärung zu finden. Auch glaubte er bald, einzelne Worte zu verstehen, und seine Begeisterung ging so weit, daß er sogleich aufstand und nicht nur diese Worte laut erklärte, sondern auch vom Seinigen hinzuthat, um, wie er meinte, den Sinn zu ergänzen und den Eindruck zu verstärken. Irving dankte dem Himmel für diese neue Gabe, ließ den Mann aber nach der Kirche zu sich kommen und befragte ihn, wie er sich afficirt fühle und ob er nothgedrungen sagen müsse, was er sage. Als ihm der Mann nun aufrichtig den verlangten Aufschluß gegeben, schien er zwar noch bereit, von seiner Gabe Gebrauch zu machen, aber seine Gehülfen meinten, es sey keine Gabe des Geistes und blos eine Wirkung des Verstandes, die ihnen als gefährlich für ihre Kirche erschien. Der arme Mann hatte hierauf manche Kränkung zu erdulden, besonders da man ihm endlich verbot, zu reden; und da gekränkte Eitelkeit in solchen Fällen am schnellsten die Augen zu öffnen pflegt, so erkannte er auf einmal alles für Selbsttäuschung, wo nicht für etwas Schlimmeres, und genannte Flugschrift ist die Frucht seiner Selbsterkenntniß.

Auflösung der Charade in Nr. 312:

Das schöne Blümchen kennst du wohl, das oft
Zur Bitte wird; von dem, der viel versprach,
Auch viel verlangt, und mehr noch von ihm hofft;
Das deine Hand am Bächlein öfters brach:
Der Liebe Gold in ihm, der Treue Blau
Glänzt wohl in Himmels Thau.

J. G. M.

Beilagen: Kunstbl. Nr. 101 u. Monatsreg. December.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.



